Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

Hundertsechzehnter Band.

Mit den Portraits von:
Isolde Kurz, Gunnar Heiberg, Rudolf Eucken, radiert von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 116. Bandes.

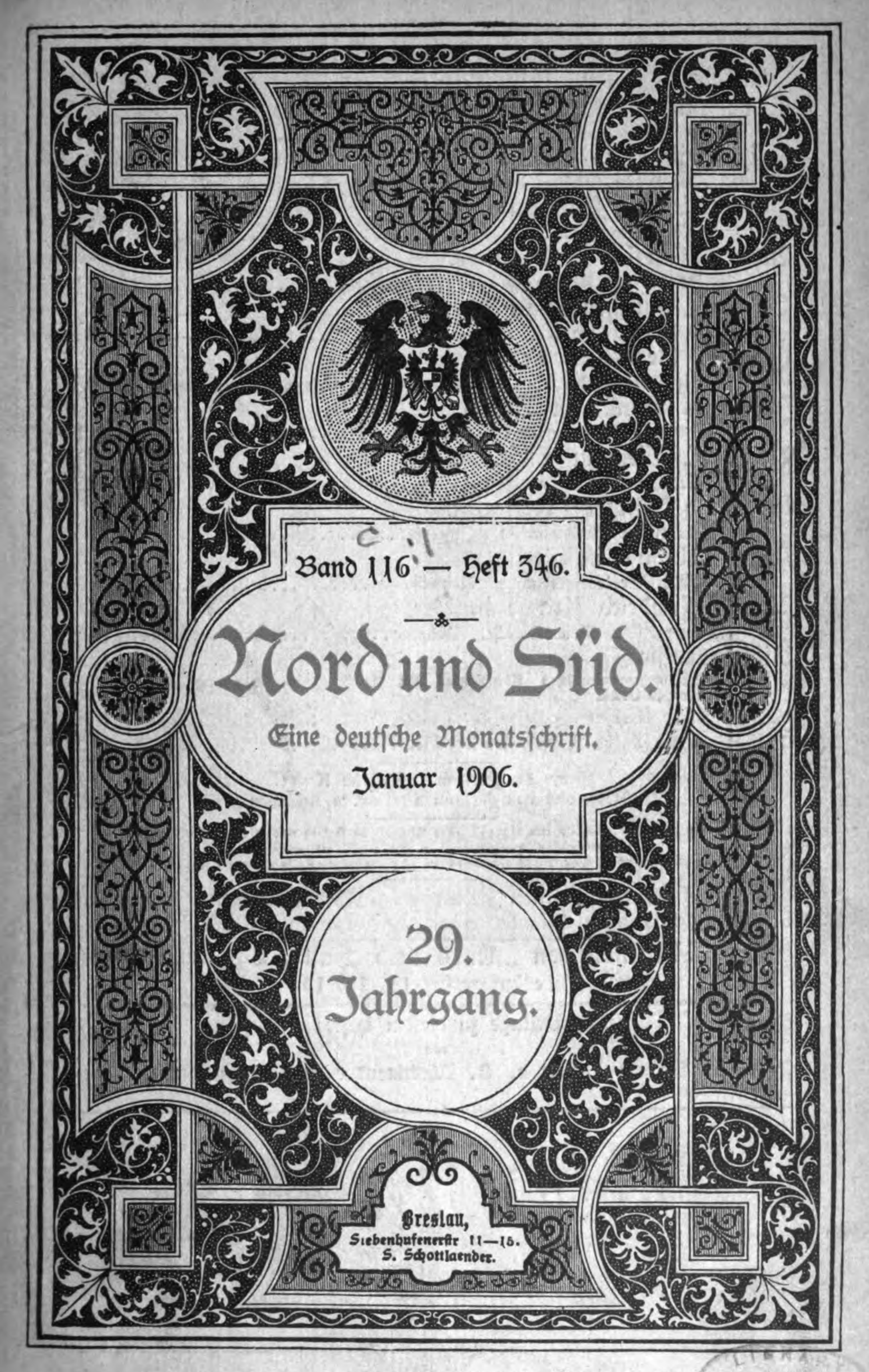
Januar — Februar — März.

1906.

Inhalt des 116. Bandes.

Mit den Portraits von:
Isolde Kurz, Gunnar Heiberg, Rudolf Eucken,
radiert von Johann Lindner in München.





Preis pro Heft 2 M, pro Quartal (3 Hefte) 6 M,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M (Zeitungs-Preisliste Nr. 5619).



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in komplett **broschierten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschiert 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CXVI (Januar bis März 1906), wie auch zu den früheren Bänden I—CXV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expedieren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

begründet von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band: ....

....

....

Elegant broschiert zum Preise von Mk. 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von Mk. 8.— pro Band.

Expl. Heft: ....

....

....

zum Preise von Mk. 2.— pro Heft.

Expl. Einbanddecke zu Bd. ....

....

....

zum Preise von Mk. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.


Hundertsechzehnter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1906.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

CXVI. Band. — Januar 1906. — Heft 346.

(Mit einem Portrait in Radierung: Isolde Kurz.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Januar 1906.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Isolde Kurz.
Radierung von Johann Lindner in München.

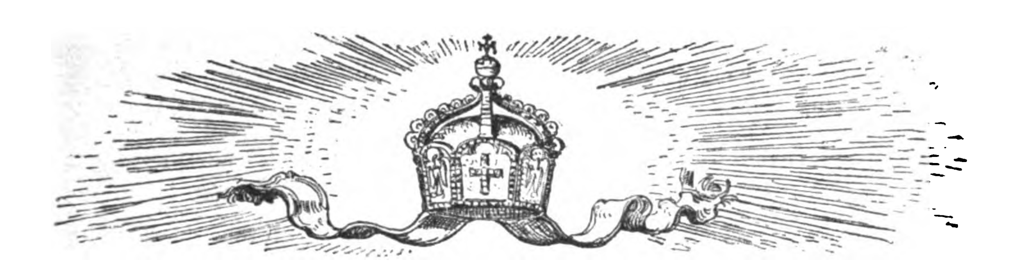
„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die
Redaktion von „Nord und Süd", Breslau,
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilage zu diesem Hefte:
von
Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau. (Empfehlenswerte Werke.)



Isolde Kurz





Im neuen deutschen Reiche, dem „Nord und Süd“ von Anbeginn bis jetzt durch fast dreißig Jahre sich geweiht hat, beginnt gegenwärtig

die zweite Generation

die Kräfte zu regen und neue Kämpfe, neue Wünsche, mit einem Worte: neues Leben strebt zur Sonne empor. Hiervon hat „**Nord und Süd**“ den Lesern getreuliche Kunde gegeben, und unsere Monatsschrift hat sich veränderten geistigen Ansprüchen nicht verschlossen. Mit den gesteigerten Bedürfnissen soll aber noch mehr geschehen. Wohl ohne Ausnahme haben unsere Revuen ihren vormals mächtigen Einfluß auf das Leben der Nation an die Tagespresse abgetreten; der Leitartikel mit seiner frischeren, temperamentvolleren und aktuelleren Farbe hat das Essay verdrängt und damit zum Schaden für unsere geistige Entwickelung eine Vertiefung des politischen und sozialen Lebens zu seinem Teile hintangehalten. Da ist nun keine Hilfe möglich, wenn das Essay immer noch mehr weltabgewandt, noch erhabener wird, sondern nur dann, wenn die Zeitschriften sich wieder mitten hinein in den brausenden Strom des Lebens und Kämpfens begeben. **Unser Programm soll also sein, den Gedanken und Strebungen der zweiten Generation ohne Rücksichten auf Parteien und Schulen eine abgeklärte und gefällige Form zu gewähren** und damit neuen Ideen den Weg zum Herzen und Kopf der Nation zu eröffnen. Auch die Zeitungen — kaum ohne parteipolitische Ausnahme — haben sich einen dogmatischen Konservatismus zugelegt und

sich mit Schlagbäumen umgeben, welche Gedanken aus einem anderen Staate nicht ungehindert einlassen. Schaffen wir zunächst von Nord bis Süd einen neuen deutschen Zollverein ohne Schlagbäume des Fanatismus und der Engherzigkeit für unser heranwachsendes Geschlecht.

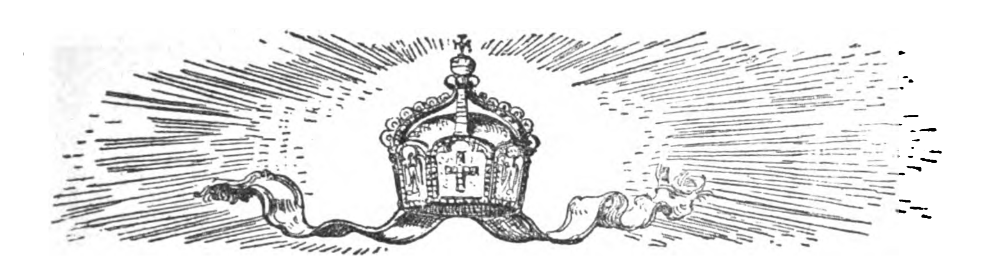
Auf dieser Grundlage will „Nord und Süd" den Fragen der hohen Politik, unseren auswärtigen Beziehungen, den nationalen und wirtschaftlichen Kämpfen eine gesteigerte Aufmerksamkeit zuwenden, ohne dem bisherigen reichen dichterischen und künstlerischen Inhalt der Zeitschrift Abbruch zu tun. Die Mitwirkung führender Publizisten ist gesichert, ein neuer Stab von Mitarbeitern ist zu den alten gewonnen,

politische Monatsberichte

sollen in frischer Sprache und unabhängigem Geiste die Zeitschrift begleiten. Unsere Politik dient frei von Parteischranken modernen Ideen der geistigen und sittlichen Freiheit; sie sucht die inneren Zusammenhänge der wirtschaftlichen und politischen Vorgänge zu erfassen und damit eine Staatskunst über den Interessenkämpfen zu fördern und die deutschen Ansprüche daheim und in Übersee mit Entschiedenheit zu vertreten. Den gediegenen Überlieferungen getreu und freie Bahn für das Wertvolle in den neuen Bestrebungen unseres Volkes, das ist unser Ziel!

Verlag und Redaktion.







Die politische Lage.

Von

Ernst Bassermann,

Mitglied des Reichstags.

— Mannheim. —

Gewaltige Umwälzungen im Osten, ein Krieg, welcher in greller Beleuchtung ein verfallenes Staatswesen und eine aufsteigende kriegerische Nation den erstaunten Blicken zeigt, revolutionäre Brandfackeln, welche einer verknöcherten Bureaukratie eine Leuchte aufstecken, wie verfehlt ihre bisherige Politik des Niederhaltens jeder freiheitlichen Regung war, so geht das Jahr 1905 zur Rüste.

Wirre Gärung in der auswärtigen Politik, aber ein treibender Faktor in diesem Wirrsal, Englands Haß gegen das emporstrebende Deutschland, sie drängen zeitweise in Deutschland die Betrachtungen über die verworrene innere Lage in den Hintergrund.

Dieser Haß, der vor allem in der Presse der englischen Hauptstadt zutage tritt, erzeugt durch Neid und Furcht, Neid über die wachsende Ausdehnung Deutschlands auf kommerziellem und industriellem Gebiet, Furcht, daß Englands industrielle Weltherrschaft durch diese Ausdehnung bedroht werden könnte, gebiert das Bestreben, Bündnisse abzuschließen; das einst so stolze Albion bewirbt sich um die Freundschaft aller Nationen, welche es im Kampf gegen Deutschland zu mißbrauchen gedenkt, und findet Gegenliebe.

Japan sichert Englands Interessen im Osten, gibt gute Gewähr, daß man dem englischen Kaufmann in China nicht zu nahe tritt, soll

wohl auch Sicherung geben gegen Bedrohung der indischen Grenzen durch Rußland. Freilich die Frage wirft sich auf, welchen Vorteil Japan von dieser Allianz hat, die Frage ist in japanischen Blättern vielfach ventiliert und der Nutzen in Zweifel gezogen worden. Auch der täppische Delcassé, den seine Revanchelust blind macht, sinkt in die Arme Albions, ohne zu bedenken, daß das alternde Frankreich, welches kaum mehr einen Geburtenüberschuß aufweist, es teuer bezahlen wird, wenn es sich in einem Krieg mit Deutschland anschickte, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. — Das hat Herr Rouvier noch rechtzeitig erkannt und den Krieg vermieden.

Das wäre freilich vorteilhaft für England, wenn Deutschlands Flotte durch Englands Seemacht vernichtet, Frankreich von Deutschland zu Boden geworfen, damit auch ausscheiden würde als eine Macht, die in fernen Meeren mitspricht, ein Staat dritten oder vierten Ranges geworden, territorial verkleinert in seiner Bevölkerung zurückgehend, auf englische Gnade und englisches Wohlwollen in seiner Kolonialpolitik angewiesen sein wird.

Nimmt man hinzu, daß Rußland auf ein Jahrzehnt aktionsunfähig ist, dann müßte Englands Weizen in allen Weltteilen blühen.

Mancher in Deutschland hätte solchen Krieg nicht ungern gesehen. Er hätte gezeigt, daß wir Deutsche immer noch ein kriegerisches Volk sind, das sich durch das sozialdemokratische Geplärre um Frieden um jeden Preis nicht verderben läßt und hätte die stockige Luft, welche über Deutschland lagert, in einem Luftzug hinweggeblasen.

Nun sind die Aspekten wieder teilweise friedliche geworden; aber videant consules. Die vornehmste Aufgabe unserer deutschen Politik muß mehr denn je sein: ein starkes Heer, eine mächtige Flotte und das nötige Geld für beides.

Wenn es freilich nach dem „Vorwärts“ ginge, dann würden wir jeden Ausbau der Flotte einstellen, um den englischen Leu nicht zu reizen. Eine erbärmlichere und jämmerlichere Politik der Feigheit ist niemals in einem deutschen Organ gepredigt worden, als in dem Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie, und das war zu der Zeit, als die Ethisch-Ästhetischen noch am Ruder waren. Wie es ist, nachdem Herr Stadthagen und Rosa Luxemburg die Feder führen, beweist der Flottenartikel des Vorwärts „Eine maßlose Provokation“.

Freilich gibt es auch weiße Raben. Herr Calwer sieht es klar ein, daß Deutschland einer stärkeren Flotte bedarf, er liefert dem Bürgertum die Argumente, falls sie etwa gefehlt hätten, er hat dafür zu den

vielen alten einen neuen Verweis erhalten. Herr Calwer legt ihn zu den übrigen, bleibt Sozialdemokrat und schreibt bürgerlich. Warum auch nicht? Ob es in dem sozialdemokratischen Hexenkessel etwas mehr oder weniger brodelt, das ficht Herrn Bebel nicht an, sic volo, sic jubeo, die Tintenkulis, welche seiner Macht unterstehen, fliegen; wer außerhalb seiner Sphäre steht, schreibt weiter, ob es zum sozialdemokratischen Programm paßt oder nicht.

Die Flottenvorlage wird als erstes Gesetz den Reichstag beschäftigen; daß sie nicht zu groß ausfiel, dafür hat die Rücksichtnahme auf das Zentrum schon gesorgt. Sie wird auch bewilligt werden, das wird man schon machen. Es ist süß, herrschende Partei zu sein, und die Stellung als Regierungspartei gibt man so leicht nicht auf. Irgendwo wird das Zentrum einen Abstrich machen, damit die unbequemen Bayern nicht zu sehr schelten, aber im übrigen wird man sich vertragen, und vielleicht zeigt das preußische Schulgesetz die Spuren dieses Vertragens.

Ich sollte meinen, daß, wenn ein Flottengesetz und eine Finanzreform vom Zentrum gemacht werden soll, Besorgnis für das Gesicht des Schulgesetzes im letzten Akt nicht unangebracht ist.

Freilich im Lager der um die Zukunft Deutschlands besorgten Patrioten ist nicht eitel Freude über das Werk des Herrn von Tirpitz. Etwas mehr hätte der Flottenverein schon die Feder führen dürfen, wäre es auch nur der Ersatz der alten Schiffe der Sachsenklasse und der Küstenpanzer durch vollwertige Panzer gewesen.

Es mag wenig erfreulich sein, heute in Deutschland zu regieren, das hat nicht nur Herr Möller erfahren. Wir sind ein politisch unreifes Volk, dem die großen Gesichtspunkte immer mehr abhanden kommen, das in dem Kampf der wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Interessen vergißt, daß an dem Feuer, über dem die Hexenkessel der Parteien aufgehängt sind, sich die Sozialdemokratie und das Ausland die Hände wärmen.

Es ist ein bißchen viel für ein Volk und ein Land, eine mächtige Sozialdemokratie und ein starkes Zentrum gleichzeitig ertragen zu müssen, während noch zudem die Polen extra et intra muros an der reichszerstörenden Arbeit sind.

Schwierig ist die Stellung gegenüber der höchsten Spitze; am schwersten ist es für den Minister, welcher berufen ist, in Preußen Sozialpolitik zu treiben. Im Reiche geht es schon besser, aber wehe dem, der sich den Groll der Mächtigen der schweren Industrie Preußens zuzieht, er entrinnt nicht dem Verhängnis, ihn stützt nicht im Reichstag die Reform-

freundlichkeit der unter dem allgemeinen Stimmrecht gewählten Abgeordneten.

In allen Fragen liegt die Entscheidung beim Zentrum, so ist es seit Jahren, so wird es auch bleiben, und so werden die inneren politischen Verhältnisse in Deutschland von Jahr zu Jahr unerquicklicher; eingekeilt zwischen Ultramontanen und Sozialdemokraten verliert der Liberalismus von Jahr zu Jahr an Bedeutung, und den ausschlaggebenden Einfluß im Reiche hat die ultramontane Partei. Bayern ist der Herrschaft des Ultramontanismus vollständig anheimgefallen, in Baden ist durch das vielumstrittene Bündnis zwischen den Blockparteien und der Sozialdemokratie der endgültige Sieg des Zentrums verhindert worden, aber der katholische Schwarzwald ist dem Liberalismus verloren, und wenn nicht die Zeitströmung sich ändert, so werden die wenigen Mandate, die in den katholischen Landesteilen dem Liberalismus noch verblieben sind, den bereits verlorenen folgen. Wohl ist dem Zentrum in dem Jungliberalismus ein energischer Feind entstanden, aber mit der schärferen Tonart verstärkt sich auch die Widerstandsfähigkeit und die Geschlossenheit der Zentrumspartei. Es ist geringe Aussicht vorhanden, daß es dem Liberalismus gelingen wird, das Zentrum niederzuringen. Aus den Zentrumskreisen heraus muß die Renaissance kommen, und sie wird kommen. Es ist undenkbar, daß in einer Zeit der fortschreitenden Volksbildung eine reaktionäre Partei sich in der Stärke erhält, wie sie heute das Zentrum aufweist.

Auch im Zentrum wird es einst hell werden, und die Zeiten werden und müssen wiederkommen, in denen wir, wie einst, katholische Geistliche in den Reihen der liberalen Streiter sehen werden. Die Erde ist rund, was heute oben, kann morgen unten sein, und bei aller Klugheit, mit der das Zentrum heute geleitet ist, werden auch dort die Geister erwachen.

Die Lage des Liberalismus ist nicht erfreulich, er wird von dem Radikalismus von rechts und links bedroht. Diesem Schicksal unterliegen alle Schattierungen des Liberalismus, einerlei, ob derselbe, der in der nationalliberalen Partei verkörpert ist, sich von Beginn an in allen nationalen Fragen als zuverlässig erwiesen hat, oder ob er, wie in der freisinnigen Volkspartei das Beispiel Eickhoff zeigt, sich langsam zur Erkenntnis durchringen muß.

Die Schwäche des Liberalismus erzwingt das Aneinanderrücken, um nicht vollständig zermalmt zu werden. Die Wahl in Eisenach hat jüngst gezeigt, wie machtlos der uneinige Liberalismus gegenüber dem Radikalismus des Herrn Schack und des Herrn Leber ist.

Freilich auch der geeinte Liberalismus vermag nicht mehr übermächtig viel, das beweisen die Wahlen in Bayern und Baden, dort ist er machtlos gegenüber den Arm in Arm marschierenden Herren Schädler und Vollmar, und in Baden vermag er trotz Bündnisses mit der Sozialdemokratie seinen bisherigen Besitzbestand nicht aufrecht zu erhalten. Die Not hat dies Bündnis geboren. Ich fürchte, wenn der Rausch vorüber, wenn man sich den Schaden bei Lichte besieht, den dies Bündnis mit den Roten anrichtet, werden manchem badischen Häuptling, der nicht geführt hat, sondern sich von einer kräftigen öffentlichen Meinung treiben ließ, die Augen aufgehen; die Geister, die man rief, wird man nicht beschwören können.

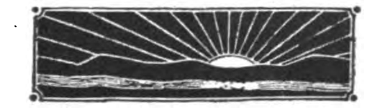
Es sind recht viel konservativ angelegte Naturen innerhalb der nationalliberalen Partei, die wenig erfreut sind ob dieser Wendung, und wie stark der Widerstand des Bürgertums, vor allem des Mittelstands, gegen die Sozialdemokratie ist, hat die Wahl des Herrn Schack in Eisenach bewiesen. Das wird die unweigerliche Entwicklung sein, die wachsende Sozialdemokratie wird die bürgerlichen Elemente aneinanderschweißen, ob sie wollen oder nicht. Das ist eine der wenigen Wahrheiten, welche im Vorwärts zu lesen sind.

Freilich: Sozialdemokratie und Zentrum sind es nicht allein, die dem ehrwürdigen Liberalismus das Leben sauer machen. Es ist viel Unzufriedenheit im Lande, nicht zu verwundern in der Zeit der privaten Riesenbetriebe und der Warenhäuser. Nicht zu erstaunen ist das Unbehagen in einer Entwickelung, die manchem Handwerkszweig den Hals bricht und tüchtige Mittelstandsexistenzen auslöscht, einer Kulturperiode, in der mit wachsenden Genüssen und Ausgaben die Einnahmen nicht überall entsprechend wachsen, Beamte und Privatbeamte unzureichend bezahlt sind, und die Misère des Alltagslebens in grellem Widerspruch steht mit Riesenverdiensten syndizierter Industrien. Da ist der Boden bereitet für eine Mittelstandspartei, die alles zu sammeln sucht, was von der kapitalistischen Industrie erdrückt oder eingeengt zu werden droht, und jedem seine Wunde zu heilen verspricht, eine Partei des Allheilmittels, und da sie vom Bunde der Landwirte unterstützt wird, nicht ungefährlich. Eisenach ist ihr anheimgefallen, andere Bezirke werden folgen. Dabei läßt die Agitation an Radikalismus nichts zu wünschen übrig, auch so wird der radikaleren Sozialdemokratie der Boden bereitet.

So sind es nicht Tage der Rosen, welche Deutschland beschert sind, und im Reichstag wird manches sich abspielen, was den besorgten Patrioten

nicht gefällt, ganz abgesehen davon, daß Arthur Stadthagen noch ruppiger sein will, als er zuvor schon war.

Fünfunddreißig Jahre besteht das Reich, in fünf Jahren hat es das Schwabenalter erreicht. Möchte dann den Reichsbürgern auch der dringend notwendige politische Verstand kommen. Es dürfte doch nicht zu schwer sein, nationales Gefühl, liberales Denken und soziales Empfinden zu vereinen, und wenn sich die Mehrheit der deutschen Staatsbürger zu solcher Höhe hindurchgedacht hat, dann wird dem Deutschen Reiche mit dem Schwabenalter eine neue Morgenröte aufgehen.





Der Helfer.

Schauspiel in vier Aufzügen.

Von

Felix Philippi.

— Berlin. —

Personen:

Senator Johannes Oddendahl
Marie, seine Frau
Frau Agnes von Heidepriem } beider Kinder
Gerhard Oddendahl } beider Kinder
Beate Oddendahl } beider Kinder
Konsul Petersen
Brockmann, Prokurist bei Oddendahl
Eduard Steinharter, Bankdirektor
Bruno Taunitz
Friedrich } bei Oddendahl bedienstet
Babette } bei Oddendahl bedienstet
Wilhelm, Kammerdiener bei Steinharter
Zimmermann, Friseur
Franz Witting

Ort: Eine große Handelsstadt. Zeit: Die Gegenwart.

Erster Aufzug.

Bei Senator Johannes Oddendahl.

Sehr elegant eingerichteter Salon. Mitteltüre; rechts und links Türen. Vorne links ein Fenster mit reichem Blumenschmuck. Mittag eines schönen Tages.

Erste Szene.

Senator Johannes Oddendahl (Ende der 50; vornehme Erscheinung, bedeutender energischer Kopf, geht mit den Händen auf dem Rücken, die Augen auf den Boden geheftet).

Konsul Petersen (gleichaltrig, sitzt in einem Fauteuil, das Kinn sinnend auf den Spazierstock gestützt).

Oddendahl (bleibt nach kurzer Pause vor ihm stehen). So, Petersen, jetzt weißt du alles! . . . Ich habe wahrhaftig nicht wie ein waghalsiger Spieler alles auf eine Karte gesetzt, ich habe mich in keine tollen Spekulationen eingelassen . . . das liegt meinem Charakter, meiner kaufmännischen Erziehung, meinen Prinzipien so fern . . . die politische Unsicherheit drüben in Westindien und Japan, wo wir seit fünfzig Jahren unsere stärksten Verbindungen hatten . . . die bringt mich zu Fall . . . vor vier Wochen die Zahlungsschwierigkeiten von Matterson Brothers und gestern der Zusammenbruch von Goldermann und Sons . . . dagegen kann ich nicht mehr an! Das bedeutet meinen Ruin! . . . (Pause.) Hilf mir! Wir sind eine so lange Strecke miteinander gegangen (er ergreift Petersens Hand), verlaß mich jetzt nicht . . . wir haben in der Jugend so viele Freuden miteinander geteilt . . . ich bitte dich . . . teile auch jetzt meine Sorgen mit mir . . . das ist Freundespflicht!

Petersen (warm). Du brauchst mich an meine Freundespflicht nicht zu erinnern!

Oddendahl (flehend). Hilf mir, Alter, sonst steht das Haus J. W. Oddendahl und Sohn, das sich seit 85 Jahren ehrenvoll behauptet hat, übermorgen auf dem schwarzen Brett! (Pause.)

Petersen. Der Name hat einen guten Klang. Man nennt hier und überall auswärts euer Haus mit Achtung und mit Stolz.

Oddendahl (bebend). Soll es von jetzt an mit Verachtung genannt werden? . . . soll es mit Schande beladen werden?

Petersen. Schande? (Er sieht ihn prüfend an.) Oddendahl, verzeih mir eine Frage . . . aber ich muß klar sehen . . . ist dein Gewissen rein?

Oddendahl. Ja!

Petersen (erleichtert). Ich wußte es! . . . Schande? . . . Das verstehe ich nicht! . . . Daß du dein Vermögen verlierst . . . das ist ein Unglück, ein großes Unglück . . . aber keine Schande!

Oddendahl. Aber ich reiße so und so viele Existenzen mit, unschuldige vertrauensvolle Menschen . . . das überlebe ich nicht . . . das nicht! Lieber mache ich ein schnelles Ende!

Petersen (sieht ihn scharf an). Hm! . . . Nun, lieber Freund, das wäre, abgesehen von allem anderem, wohl die ungeeignetste Art, den Leuten wieder zu ihrem Gelde zu verhelfen!

Oddendahl. Hilf mir! sonst, weiß es Gott, tue ich's!

Petersen. Lieber Oddendahl, das heißt: Einem die Pistole auf die Brust setzen!

Oddendahl (vor ihm, fiebernd). Willst du?

Petersen (nach kurzer Pause). Ich kann nicht!

Oddendahl (stöhnt).

Petersen. Glaubst du, daß ich von der Katastrophe ganz unberührt

geblieben bin? Der Sturm fegt nicht allein um dein Haus. In einer so furchtbar ernsten Zeit muß jeder für sich einstehen, muß jeder . . .

Oddendahl. Denke an meine Frau und Kinder!

Petersen. Oddendahl, ich habe auch Frau und Kinder!

Oddendahl (stürzt in einen Sessel).

Petersen (steht auf und legt ihm die Hand auf die Schulter). So habe ich dich noch nie gesehen, und daß ich dich so sehen muß, das tut mir weh! (Er geht umher.) Ein Glück, daß nur ich dich so sehe! . . . Aber jetzt nicht den Kopf verloren! Jetzt alle Kräfte angespannt . . . alle Willenskraft zusammengenommen, und von der hast du ja eine hübsche Portion! . . . Wenn du fallen mußt, dann darfst du nicht feige und verzagt fallen! . . . (Pause.) Aber es darf nicht sein! Der Sturz des ältesten und geachtetsten Hauses würde hier die furchtbarste Verwirrung anrichten . . . alles Vertrauen wäre verloren . . . schon um der Allgemeinheit willen muß J. W. Oddendahl gehalten werden, wenn es nur irgend möglich ist! (Er bleibt stehen.) Ist dein altes Faktotum im Kontor? . . . Laß ihn rufen!

Oddendahl (klingelt).

Zweite Szene.

Vorige. **Friedrich** durch die Mitte.

Oddendahl. Ich lasse Herrn Brockmann sofort zu mir bitten.

Friedrich (rechts ab).

Dritte Szene.

Vorige ohne Friedrich.

Petersen. Ich will dir keine Hoffnungen machen. Helfen kann ich persönlich im günstigsten Falle nur in ganz geringem Maße. Aber Klarheit kann ich schaffen, und das ist in diesem Augenblick die Hauptsache . . . Weiß es schon deine Frau?

Oddendahl. Nein!

Petersen. Warum nicht? Das würde dein Herz erleichtern.

Oddendahl (wendet sich ab).

Petersen. Warum sagst du es ihr nicht?

Oddendahl (leise). Sie würde es doch nicht verstehen!

Petersen. Hm! (Er macht einen Gang durchs Zimmer.)

Vierte Szene.

Vorige. **Prokurist Brockmann** (über 60 Jahre).

Brockmann. Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr Senator?

Oddendahl (rasch). Ich habe Herrn Konsul Petersen eingeweiht . . .

Petersen. Guten Tag, lieber Herr Brockmann (gibt ihm die Hand); wir haben uns lange nicht gesehen. Na, wir gehen ja ganz gebückt? so alt sind Sie doch noch nicht?

Brockmann. Das Alter drückt mich nicht, Herr Konsul, aber die Sorgen!

Oddendahl. Sind Sie mit der Aufstellung fertig?

Brockmann. Bis auf die Reinschrift . . . in höchstens einer Viertelstunde ist alles bereit.

Petersen . . . mit einer Aufstellung, die mir einen klaren Überblick über die Situation bietet?

Brockmann. Jawohl!

Oddendahl. Gehen Sie nur voraus, ich komme mit dem Herrn Konsul dann sofort nach.

Petersen. Wir wollen rechnen!

Brockmann (tief und schwer). Ach, Herr Konsul, diese Angst . . . diese furchtbare Angst . . .

Petersen (gezwungen heiter). Ja, seid ihr denn hier alle verhext? Gehen Sie nur, Sie alter Angsthase, wir wollen dafür sorgen, daß Sie Ihre schönen fetten Nullen bald wieder auf die Kreditseite malen können.

Brockmann (rechts ab).

Fünfte Szene.

Vorige ohne **Brockmann**; von links **Agnes von Heidepriem** und **Beate Oddendahl.**

Agnes (ungefähr 30 Jahr, resolut und frisch). 'Tag, Papachen! Ah! Der Herr Konsul Petersen! Na, wie geht's?

Petersen. Ja, traue ich denn meinen Augen? Ist das die Agnes?

Agnes. Ja, das ist die Agnes! (Sie küßt ihren Vater auf die Stirn.)

Petersen (schmunzelnd). Potz Tausend! Aus Kindern werden Frauen!

Agnes . . . und Mütter!

Petersen (lacht). Hübsch in die Breite sind wir gegangen!

Agnes. Da es zur Länge nicht weiter reichte, mußte es wohl in die Breite gehen. Ja, Herr Konsul, bei fünf Kindern geht die Taille flöten.

Petersen (lacht). Fünf! Wissen Sie denn das ganz genau?

Agnes. Fünf stramme Jungens. Der Älteste mutiert bald.

Petersen. Alle Achtung! Da kann sich das Vaterland gratulieren. Nun, da müßte das halbe Dutzend doch eigentlich komplettiert werden?

Agnes. Auf den guten Gedanken sind wir auch schon gekommen.

Petersen. Und Ihr Mann?

Agnes. Gesund, fleißig und grob! Der kutschiert den ganzen Tag auf den Feldern umher, und wenn er dann so durchgefroren nach Hause kommt, dann sollen Sie mal sehen, wie der mit seinen fünf Bengels einhaut! Donnerwetter! Essen kann man nur bei uns auf dem Lande; ihr hier in der Großstadt . . . ihr . . . ihr nippt ja nur . . . ihr habt ja alle den Magenkatarrh!

Petersen. Aber wer ist denn da hinten noch? Wer steht denn da so ganz muckestill?

Obbendahl. Beate, begrüße doch den Herrn Konsul!

Beate (20 Jahr, mit raffinierter Eleganz nach der neuesten Mode gekleidet und frisiert). Herr Konsul!

Petersen (sie mit Wohlgefallen betrachtend). Sie, mein liebes Fräulein, habe ich oft genug auf den Knien geschaukelt. Na, warum sind wir denn so schüchtern? Sehe ich denn aus, wie ein Baubau?

Agnes. Ach, Herr Konsul, die tut nur so! Stille Wasser sind tief!

Petersen. Aber die sind nicht unergründlich! Da genügt ja ein Blick in die Augen!

Agnes. Papa, du frühstückst jetzt! Beate, hole 'mal schnell was zum Schnabulieren!

Beate (links ab).

Sechste Szene.

Vorige ohne Beate.

Obbendahl. Ich habe jetzt keine Zeit, mein Kind . . . Komm, Petersen!

Agnes. Keine Zeit? Zum Essen keine Zeit? Vor lauter Geschäften? Deine Geschäfte, mein lieber Papa, soll der Kuckuck holen! Hast du immer noch nicht genug? Mußt du immer noch mehr zusammenscharren?

Petersen. Liebe Frau Agnes, es handelt sich um wichtige Geschäfte.

Agnes. Ach was, wichtige Geschäfte! Das wichtigste Geschäft für dich wäre, wenn du zu mir aufs Land kämst und dir mal paar Monate die Lungen mit frischem Sauerstoff vollpumptest! Siehst nämlich ein bißchen grau aus, mein gutes Väterchen. Abgerackert, abgetrieben, verbraucht siehst du aus! Die dunklen Ringe um die Augen kannte ich bei dir sonst nicht! . . . Komm mit mir 'raus nach Gröbensdorf . . . laß den ganzen dummen Krempel hier stehen und liegen . . . ich und mein Alter, wir wollen schon dafür sorgen, daß du wieder rote Backen bekommst!

Obbendahl. Im Frühjahr vielleicht . . . jetzt geht es nicht! Komm, Petersen!

Petersen (heiter). Auf Wiedersehen, Frau Rittergutsbesitzer von Heidepriem auf Gröbensdorf!

Agnes (ebenso). Auf Wiedersehen, Herr Kommerzienrat Petersen, Konsul von Uruguay, Paraguay und weiß der Teufel, wie die anderen Raubstaaten noch heißen!

Petersen (geht lachend rechts voraus).

Obbendahl (in der Thüre). Später, mein Kind, komme ich zu dir! Später! (Rechts ab.)

Siebente Szene.

Agnes, dann Beate und Friedrich.

Agnes (starrt der rechten Türe nach). Später . . . wenn es dann nur nicht zu spät ist!

Beate (von links mit Wein und kaltem Imbiß). Ach, die Herren schon fort? (Sie klingelt.) Dann kann ja Friedrich dem Papa das Frühstück hinuntertragen.

Agnes. Es würde ihm vielleicht besser schmecken, wenn du es ihm bringen würdest!

Beate. Ich mag nicht!

Agnes. Was heißt das: Du „magst nicht“? Hast du etwa Angst vor Papa?

Beate (achselzuckend). Ach, den wickle ich um den Finger. Ich mag nicht hinuntergehen. Die Herren in den Bureaus sehen mich immer alle so an. Man läuft ja dort förmlich Spießruten!

Agnes. Wird dir auch keine Perle aus der Krone fallen! Dir schadet's nichts, und den jungen Leuten macht's Vergnügen!

Friedrich (durch die Mitte).

Agnes. Friedrich, bringen Sie das, bitte, dem Herrn Senator.

Friedrich. Zu Befehl, gnädige Frau!

Agnes. Sagen Sie mal, Friedrich, wie lange hat denn der Herr heute nacht gearbeitet?

Friedrich. Es war nach zwei Uhr.

Agnes. Und gestern und überhaupt?

Beate (ist ans Fenster getreten).

Friedrich. In der letzten Zeit ist der Herr nie vor eins, halb zwei zu Bett gegangen.

Agnes. Hm! . . . Hat er allein gearbeitet?

Friedrich. Nein, immer mit Herrn Brockmann.

Agnes. Dann sorgen Sie doch wenigstens dafür, Friedrich, daß, wenn der Herr so spät zur Ruhe geht, die Dienstboten nicht in aller Herrgottsfrühe so laut auf der Treppe sind. Ich habe heute morgen — es war etwas nach fünf — ganz deutlich Tritte und ganz überflüssigen Lärm auf dem großen Flur gehört.

Friedrich. Entschuldigen gnädige Frau, das war niemand vom Personal. Das würde ich nicht dulden.

Agnes (lacht). Geht hier vielleicht ein Gespenst im Hause um?

Friedrich. Das ist . . . (Er stockt.)

Agnes. Na also . . . ich fresse Sie nicht!

Friedrich. Da ist der junge Herr nach Hause gekommen.

Agnes. So, so! . . . Ich danke Ihnen!

Friedrich (mit Theebrett rechts ab).

Achte Szene.

Agnes. Beate.

Beate (hat sich während des Vorigen mehrere Male nach Agnes umgedreht und wirft mit lebhaftem Kopfnicken eine Kußhand hinunter).

Agnes. Na, mein Herzchen, genieren tust du dich wahrhaftig nicht. Das geht ja ganz flott. Wird dir schon brav Fensterpromenade gemacht?

Beate (vom Fenster zurück). Pah! Was du dir denkst!

Agnes (gemütlich). Na, ich denke mir, daß du weder 'nem Schutzmann noch 'nem Droschkenkutscher Kußhändchen zuwirfst!

Beate (lacht). Nein, weiß Gott, solchen vulgären Geschmack habe ich nicht! Ellen Taunitz flirtet zwar mit ihrem Reitknecht, allerdings ein bildhübscher Bengel. Aber mein Genre wäre das nicht! Fi donc! Schon dieser ewige Stallgeruch! (Sie wirft sich in einen Wiegestuhl.)

Agnes (heiter). Verkehrst du denn viel mit dieser, wie es scheint, recht freisinnigen jungen Dame?

Beate. O ja! Sie ist mir eigentlich herzlich gleichgültig, aber sie erzählt immer so entzückende kleine Heimlichkeiten. Ich bin überzeugt, daß sie aufschneidet. Aber wenn nur die Hälfte davon wahr ist, bleibt gerade noch genug übrig.

Agnes. Das scheint mir ja ein recht passender Umgang zu sein. Da würde ich mir an deiner Stelle doch 'ne andere heraussuchen.

Beate. Toujours la même chose! Ob die oder 'ne andere, so sind sie in unseren Kreisen alle!

Agnes. Ach, dummes Zeug!

Beate. Gar nicht „dummes Zeug"! Verdorben werden wir ja alle schon in den Pensionen, und was etwa an Unschuld und Reinheit und Illusionen noch übrig bleibt . . . du lieber Gott, das wird einem im ersten Winter, wo man tanzt, gründlich genommen!

Agnes. Ach, du weißt nicht, was du sprichst!

Beate. Aber wenn du es denn durchaus wissen willst, wem ich pantomimisch meine Liebe erklärte: . . . ich sehe ja, du brennst vor Neugierde . . . Lilly Valentin war's. Mit der stehe ich heute abend in demselben Bilde auf dem Maskenball bei Senator Klemm.

Agnes. Was stellst du denn vor?

Beate. 'nen Teufel! Ein Kostüm ... himmlisch! . . . rote Gazeschleier und auf dem Kopf brennend roten Mohn.

Agnes. Das ist alles?

Beate. Alles!

Agnes. Das scheint mir mehr eine Skizze zu einem Kostüm zu sein. Zu meiner Zeit gingen die jungen Mädchen anders!

Beate. Zu deiner Zeit! Long, long ago, long is ago! Ich tanze auch heute abend! Den Schleiertanz! Da werden sie die Hälse recken! Die Herren vor Vergnügen und die Damen vor Ärger! (Sie steckt sich eine Zigarette an.) Gefällig? (Große Ringe blasend) Ich kann sie dir empfehlen! Ich hab' 'ne gute Quelle. (Sie schaukelt sich.)

Agnes (nach kurzer Pause einfach). Hör' mal, Beate, ich beobachte dich jetzt, solange ich hier bin . . . seit drei Tagen . . .

Beate (paffend). Ist das die Introduktion zu 'ner Moralpredigt? . . . Spare sie dir, liebe Agnes, du kommst dabei nicht auf die Kosten!

Agnes. Vielleicht doch!

Beate (gelangweilt). Also in Gottes Namen! . . . Ich habe im Augenblick nichts Besseres zu tun. (Sie pfeift.)

Agnes. Ich beobachte dich und habe manches gesehen, was mir nicht gefällt..

Beate (sie einen Moment prüfend ansieht, dann ruhig). Zum Beispiel?

Agnes. Nichts Bestimmtes!

Beate. Na also!

Agnes (heiter). Ja, würde ich etwas Bestimmtes gesehen haben, so würde ich bald reinen Tisch machen. Darauf kannst du dich verlassen.

Beate (lacht). Ach so, man muß sich also vor dir in acht nehmen!

Agnes. Ich werde dir mal etwas sagen. Über die Backfisch- und Tanzstundentorheiten bist du längst hinaus. Ich will mich gar nicht besser machen, als ich war. Ich habe auch geschwärmt: ganz, wie sich's für 'nen fünfzehnjährigen Balg gehört. Erst für den Literaturlehrer, dann für 'nen Tenoristen mit einer prachtvollen Stimme und einem unglaublich dämlichen Gesicht und schließlich natürlich für einen Husarenleutnant. Den bestellte ich — es sind nun sechzehn Jahre her — zu 'nem Rendezvous auf die Eisbahn, und ich Scheusal ging nicht hin. Vielleicht steht er noch da . . . Das ist ganz in der Ordnung. Das gehört zur Entwicklung einer deutschen Jungfrau. Aber . . . du bist zwanzig Jahre! Da bekommt die Sache schon ein anderes Gesicht. Ein Mädchen in deinen Jahren stellt sich nicht ans Fenster und wirft Kußhände hinunter.

Beate (ruhig). Aber, wenn ich dir doch sage, daß es Lilly Valentin war . . .

Agnes. . . . Dann glaube ich es dir nicht!

Beate (ebenso). Du bist nicht sehr höflich.

Agnes. Das war nie meine Spezialität. Höflichkeit braucht zwischen Schwestern viel weniger zu herrschen als Offenheit und Wahrheit!

Beate. Aha, nun wird's pathetisch! Also was gefällt dir denn nicht an mir?

Agnes. Alles!

Beate (lacht). Wenigstens ein summarisches Verfahren!

Agnes. Wenn ich dich so ansehe . . . deine extravaganten Toiletten . . . deine verrückte Frisur . . .

Beate . . . das Allermodernste!

Agnes . . . so . . . so herausfordernd, wie . . . wie . . . na, ich hätte bald 'was gesagt!

Beate. Sag's nur ruhig: wie eine Kokotte! Die haben ja doch den meisten Schick. Diese Hüte! Und diese Jupons! Wie das raschelt und knistert! Den Teufel auch! Die verstehen's!

Agnes. Wundere dich nicht, wenn man dich nächstens auf der Straße für so eine hält!

Beate. Hat man schon! Es war übrigens sehr lustig! (Sie fächelt sich mit dem Taschentuch.)

Agnes (abwehrend). Du parfümierst dich mit einem Zeugs ...

Beate (geringschätzig). Auf deinem Gröbensdorf riecht's wahrscheinlich anders!

Agnes. Ja, mein Kind, da weht gesunde und natürliche Luft!

Beate. Ich danke für die Natürlichkeit der ... Misthaufen.

Agnes. Mir fiel gestern ein Buch in die Hände, du hattest es auf dem Nachttisch liegen lassen. Ich habe nur eine Seite gelesen ...

Beate. Prickelnd! He?

Agnes. Schauderhaft!

Beate. Hahaha! Lies nur weiter!

Agnes. Ich danke.

Beate (eine helle Lache anschlagend). Dieser Schluß! dieser Schluß! Zum Totlachen!

Agnes. Und machen dir solche Schamlosigkeiten nun Vergnügen?

Beate (geringschätzig). Mein Gott, in meinen Jahren liest man doch nicht mehr ... Schiller! (Sie steht auf und wirft die Zigarette fort.) Übrigens bist du jetzt fertig mit deinem Verhör?

Agnes. Nein!

Beate. Dann beeile dich gefälligst! Du langweilst mich! (Pause, sie geht umher.)

Agnes. Beate, ich bin zehn Jahre älter, als du!

Beate. Machst du mit dieser Mitteilung besonderen Anspruch auf Originalität?

Agnes. Nein! Aber doch auf etwas Achtung?

Beate. Liebe Agnes, ich bin davon felsenfest überzeugt, daß du eine ganz ausgezeichnete Gattin, Mutter und Hausfrau bist, ich möchte einen Eid darauf leisten, daß dein Wäscheschrank in musterhafter Ordnung ist. Daß dir das Ausgabebuch deiner Köchin mehr Reize bietet, als ein etwas gesalzener französischer Roman ... über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Du lebst eben in einer anderen Welt ... Meine Toiletten duften nach Eau de Lavalette, und deine riechen, wie ich mich leider persönlich überzeugen mußte, nach Benzin! C'est la différence! Weißt du, was aus dir geworden ist da draußen auf deiner Klitsche? Die richtige Landpomeranze! Du paßt eben nicht mehr hierher!

Agnes. Ich passe nicht mehr in mein Elternhaus?

Beate. Ob die Welt, in der du lebst, ob meine Welt die richtige ist ... wozu darüber streiten! Die Hauptsache ist, daß sich jeder in seiner Welt wohl fühlt! Und ich fühle mich wohl! Voilà! Ich mische mich nicht in deine Angelegenheiten, bitte, kümm're dich auch nicht um mich! Und wenn du vielleicht hierher gekommen bist, um Unfrieden zu stiften ...

Agnes. Aber Beate ...

Beate . . . du würdest an Mama und Gerhard und mir recht energische Gegner finden! (Sie wirft sich ärgerlich in den Schaukelstuhl.)

Agnes (tritt zu ihr, gütig). Hör' mal, Kind, du großes, ungezogenes, verzogenes Kind, mir flunkerst du ja doch nichts vor! Du gefällst dir in Ausdrücken von haarsträubender Gewagtheit, du spielst eine Rolle, zu der dich dein frivoler Umgang verlockt hat und in der du dir jedenfalls sehr interessant vorkommst. Aber es ist, wie ich hoffe, eben auch nur eine Rolle, von der dein Herz doch nichts weiß . . .

Beate (lässig). Bist du dessen so gewiß?

Agnes . . . Deine verrückten Toiletten und deine saloppen Redensarten . . . die beunruhigen mich nicht . . . das sind Ungezogenheiten, die mit dem Kern deines Wesens wohl doch nichts zu tun haben . . . die kannst du dir ebenso schnell abgewöhnen, wie du sie dir angewöhnt hast! (Langsam und ruhig.) Was mich ängstigt: daß du mitten in all' deinen Kapriolen plötzlich so starr vor dich hinsiehst . . . gerade so wie in diesem Augenblick, so verloren . . . so wie in süßer Erinnerung und doch wieder so verängstigt! . . . (voll tiefer Innigkeit, sich über sie beugend) Beate, liebst du?

Beate (gezwungen lachend). Ach, bist du drollig!

Agnes. Hat's dich erschreckt? Hab' ich dich etwa überrumpelt? Sieh, Beate, ich habe dich, solange ich zu Hause war, immer bemuttert, denn Mama . . . (sie bricht ab) du warst immer mein Nesthäkchen . . . ich habe schon ein Recht, dich nach dem Geheimsten zu fragen! Kannst schon Vertrauen zu mir haben . . . (leise und innig) liebst du?

Beate (im Stuhl mit geschlossenen Augen). Hm! . . . 'nen Prinzen . . . mit goldnen Locken . . . der fährt mit mir in einem goldnen Wagen mit acht Isabellen . . . und ich speise von goldnen Schüsseln, und er liegt mir zu Füßen, denn ich . . . (Kurze Pause.)

Agnes. Denn du? . . .

Beate. Denn ich bin seine Geliebte.

Agnes. Narrenspossen! . . . (Pause.) Hast du denn noch nie ans Heiraten gedacht?

Beate (hellachend). Heiraten? Ich? O ja, gedacht habe ich schon daran, wie man an Klavierstunden oder an das Wartezimmer beim Zahnarzt denkt . . . Ich? Heiraten? Immer mit demselben Manne zusammen leben müssen? Das lange, lange Leben? Ihm gehorchen müssen! Und alle Jahre: „Die glückliche Entbindung meiner lieben Frau Beate“ . . . Diese Sklaverei! Weißt du, was die Ehe ist? Neugierde! Und meistens bestrafte Neugierde!

Agnes. Man ist sehr glücklich, wenn man für andere sorgen muß!

Beate (aufspringend). Sorgen will! Nur kein Zwang, keine Fessel! Der Zwang tötet jedes Gefühl!

Agnes. Der Zwang vielleicht, aber nicht die Liebe!

Beate (verächtlich). A bah! „Liebe!“ Da spannt ihr nun zwei Menschen

an einen Wagen . . . und zuerst glauben sie, daß es ein Phaëton ist, und das geht immer so hübsch hopp hopp hopp! Aber bald merken sie, daß der Wagen immer schwerer wird. Sie glauben, schwerer von Reichtümern, und es ist ja doch nur erbärmlicher Ballast! Und dann schleppen und keuchen sie, und eins will nach rechts, und das andere will nach links, und sie beißen um sich und schlagen um sich, und sie sind doch zusammengeschirrt und können nicht auseinander! (Lebhaft) Ich aber will kein Lasttier werden!

Agnes. Ach, du weißt nicht, was du sprichst!

Beate (den Kopf erhebend). Oh! ich weiß es sehr gut! In Freiheit will ich leben! Meine Jugend, mein Leben will ich genießen . . .

Agnes . . . Und dann?

Beate (verächtlich hinwerfend). Après moi le déluge.

Agnes (in tiefem Ernst). Beate, spiele nicht zu leichtsinnig mit dem Leben! Der Einsatz ist zu hoch! Du könntest das Spiel verlieren!

Beate. Pah, man spielt nicht nur, um zu gewinnen, man spielt auch aus Freude am Spiel!

Neunte Szene.

Vorige. Gerhard (durch die Mitte).

Gerhard Oddendahl (24 Jahr, bartlos, etwas gelichtetes Haar, in hypereleganten Reitanzug, gähnend). 'Morgen!

Agnes (lachend). Um 3/4 3 nachmitttags sagst du „guten Morgen"? Merkwürdige Zeitrechnung!

Gerhard (erstaunt). Was willste?

Agnes. Weißt du eigentlich, wie ein Sonnenaufgang aussieht?

Gerhard (Monocle einklemmend). Ob ich das weiß? (Gähnt.) Die Chose sehe ich doch jeden Morgen!

Agnes (lacht). Ja, wenn du nach Hause kommst!

Gerhard. Beate, kommste mit? Reiten? So'n Ritt vor'm ersten Frühstück . . . (er räkelt sich) Donnerwetter, der bringt einen wieder auf'n Damm!

Beate. Wer ist denn dabei?

Gerhard. Kleine Helmbrecht, die beiden Laudiens, Bruno Taunitz . . .

Beate. Lauter Strohköpfe! Interessieren mich nicht!

Gerhard (wirft sich in einen Sessel). . . und der unvermeidliche Herr Bankdirektor Steinharter . . eigentlich scheußlich, daß man so n'en Börsenmenschen in unserer Gesellschaft duldet. Na, in den Klub kommt er nicht 'rein. Der Mensch ist ja nicht einmal Reserveleutnant. Pfui Spinne!

Agnes (setzt sich mit einer Stickerei). Na, warum duldet ihr ihn denn?

Gerhard. Der Kerl hat ekelhaft viel Geld!

Agnes. Das ist in deinen Augen ein Fehler?

Gerhard. Natürlich!

Agnes. Ah?

Gerhard. Daß er's hat!

Agnes. Ach so! Und nicht du!

Gerhard. Übrigens, Beate: in dem Hamburger Tattersall ist gestern ein kleines Malheur passiert. Der Jockei Voß ist mit der Satanella gestürzt.

Beate (atemlos). Das Pferd ist tot?

Gerhard. Nee! Der Jockei!

Beate (beruhigt). Ach so!

Agnes. Warum hast du dir denn deinen hübschen Schnurrbart abschneiden lassen? Du siehst ja aus, wie ein Schauspieler oder ein Prediger?

Gerhard. Bärte tragen nur noch Oberlehrer und Professoren und solche Leute: so die minderwertige Menschheit!

Agnes. Und was wirst du nach dem Spazierritt tun?

Gerhard. Klub!

Agnes. Und dann?

Gerhard. Tennis! Und abends Lämmerhüpfen bei Klemms. Na (lacht). Lämmer kann man eigentlich nicht sagen. Könnte übrigens ganz nett werden, wenn nur nicht die Wirte an der fixen Idee litten, immer dabei sein zu wollen.

Agnes. Und so geht's nun Tag für Tag!

Gerhard (gähnt). Na, manchmal gehe ich auch zuerst in den Klub und reite dann aus!

Agnes. Und so geht's nun Jahr für Jahr!

Gerhard. Wie soll ich denn sonst meine Zeit totschlagen? Willst du vielleicht die Güte haben, mir einen Rat zu geben!

Agnes. Einen? Drei, mein Junge, drei!

Gerhard. Ah!

Agnes. Arbeite, arbeite, arbeite!

Gerhard (lacht laut auf). Haste gehört, Beate? Frau von Heidepriem leisten sich Witze!

Agnes. Findest du denn das so furchtbar komisch?

Gerhard. Ich habe schon manche Dummheit gemacht, aber . . .

Agnes (trocken). Dummheit ist eine Gabe Gottes!

Gerhard . . . Aber . . . arbeiten? . . . Nee . . . Dafür ist ja der Alte da! Der schuftet für uns alle! Arbeiten!!

Agnes. Wenn da unten auf den Docks von Papa das zum Beispiel ein Kohlenarbeiter hörte . . . der verdient, so viel ich weiß, sechzehn Mark wöchentlich . . . würdest du nicht begreifen, daß der ein bißchen rabbiat wird?

Gerhard. Liebe Agnes, solange ich nach Monte Carlo und Ostende gehen kann und er Kohlen schaufeln muß, kann er meinetwegen rabbiat werden, solange es ihn Spaß macht!

Agnes. Nun denke dir mal — Beate, gib mir doch die Seide her (geschieht) — Papa würde plötzlich sein Vermögen verlieren!

Gerhard (verblüfft). He! . . . Na, solchen Knallblödsinn wird er doch nicht machen!

Agnes. Was würdest du so eigentlich anfangen?

Gerhard. Ich? ich würde sehr böse auf den alten Herrn sein! Aber kolossal böse!

Agnes. Mit vollem Recht! Aber davon allein könntest du wohl kaum leben. Da müßtest du dir schon noch 'ne kleine Nebenbeschäftigung suchen. Also, womit würdest du deinen wahrscheinlich recht kostspieligen Lebensunterhalt verdienen?

Gerhard (aufstehend). Ich muß dich bitten, liebe Agnes, mich nicht mit so überflüssigen Fragen zu ennuyieren. Und noch dazu bei Tagesanbruch!

Agnes. Du hast also noch nie daran gedacht, auf eigenen Füßen zu stehen?

Gerhard (gähnt). Nee! Wozu bin ich denn der Sohn vom Senator Oddendahl?

Agnes. Vielleicht: um dich des Namens würdig zu machen!

Gerhard. Pah! Meine Jugend will ich genießen!

Agnes. Damit bist du wohl bald fertig!

Gerhard. Mein Leben will ich genießen!

Agnes. Hm, hm! Ihr singt beide dasselbe Lied!

Gerhard. Na Schockschwerenot, das ist doch das Vorrecht reicher junger Leute, daß sie . . .

Agnes . . . das Geld durchbringen, das die Väter mühsam verdienen!

Gerhard. Sag' mal, weißt du eigentlich was heißt: sich ausleben?

Agnes. Ja! Das ist ein Passepartout für allerhand Unanständigkeiten! . . . Na Beate, und du? Wenn Papa plötzlich nicht mehr deine Toiletten und deine Reitpferde und deine Launen bezahlen könnte, die dir zum Leben so unentbehrlich scheinen?

Beate (im Wiegestuhl). Ich? Ach, um mich ist's mir nicht bange! Ich kann ja im Cirkus die hohe Schule reiten oder, da ich keinen Ton in der Kehle habe, kann ich ja auch in 'nem Cabaret auftreten und Chansons mit gepfefferten Refrains singen . . .

Gerhard. Ja, Bechen, du bist so das richtige übermütige Übermädchen! Oder du führst 'nem alten reichen Junggesellen die Wirtschaft . . . Das ist immer das Einträglichste!

Agnes (schroff). Weißt du, mein lieber Gerhard, wie du mit deiner Schwester sprichst: wie ein Hausknecht!

Gerhard (scharf). Tusch!

Agnes. Solche rüden Scherze macht man nicht mit einem jungen Mädchen, am allerwenigsten mit seiner Schwester!

Beate. Rege dich doch deswegen nicht so auf! So reden alle Herren mit mir!

Agnes. Um so schlimmer! Dann sprechen sie alle wie die Hausknechte!

Gerhard. Tusch!

Agnes (ruhig). Ja, das hast du jetzt schon zweimal gesagt!

Gerhard (klemmt das Monocle ein).

Agnes. Legst du dich mit dem Glasscherben auch zu Bett?

Gerhard. Ich . . ich . . . (wegwerfend) Aber du bist ja nicht einmal satisfaktionsfähig.

Zehnte Szene.

Vorige, von links Frau Oddendahl.

Fr. Oddendahl (in elegantester Matinee, sehr phlegmatisch). Was ist denn los? Was gibt es denn? Tut mir den einzigen Gefallen und zankt euch nicht! Meine Ruhe will ich haben, nur meine Ruhe! (Sie setzt sich in ein Fauteuil.) Beate, mein Herzchen, bringe mir doch mal die Decke 'rüber! (Geschieht.) Siehst heute wieder bildhübsch aus; du wirst heute abend in dem roten Kostüm wieder allen die Köpfe verdrehen! . . Lieber Gerhard, laufe nicht so viel 'rum, ich kann das nun einmal nicht vertragen!

Gerhard (umher). Ach was, das ist doch, weiß Gott, zu stark! Wir leben hier kreuzfidel und seelensvergnügt und freuen uns unseres Daseins, und da kommst du hier 'reingeschneit und willst uns unsere Freude am Leben verekeln! Malst einem schwarze Männerchen an die Wand und phantasierst von Papas möglichem Bankrott . . .

Fr. Oddendahl. Um Himmels willen!

Gerhard. Na, vorläufig sind wir ja noch nicht so weit! Und ich möchte dir dringend raten, mit derartigen Überspanntheiten dem alten Herrn vom Leibe zu bleiben. Denn im Punkte seiner kaufmännischen Ehre ist er verflucht kitzlich. Für deine schulmeisterlichen Neigungen bieten dir ja deine fünf Rangen ein reiches Feld der Tätigkeit, uns verschone gefälligst damit! . . . Womit ich die Ehre habe, mich allerseits bestens zu empfehlen! . . . Schon vier Uhr? . . . Morgen! (Er geht pfeifend durch die Mitte ab.)

Elfte Szene.

Vorige ohne Gerhard.

Fr. Oddendahl (an einem Flacon riechend). Beate! Fühle mal meinen Puls! Mir ist der Schreck in alle Glieder gefahren!

Beate. Ganz normal! Siebzig!

Fr. Oddendahl (entsetzt). Das nennst du normal? Heute morgen hatte ich nur neunundsechzig! . . . Wenn ich nur nicht wieder schwer krank werde!

Agnes. Wieder? Liebe Mama, soweit ich mich entsinnen kann, bist du glücklicherweise überhaupt noch nie krank gewesen!

Fr. Oddendahl. Ich nicht krank? Ich verbringe seit zwanzig Jahren mein Leben fast ausschließlich auf dem Sofa . . .

Agnes. Ja, das tust du allerdings . . .

Fr. Oddendahl. Ich schleppe mich seit zwanzig Jahren von einem Badeort zum anderen.

Agnes (lacht). Nanana! „Schleppen!" Sagen wir richtiger: du fährst im Schlafwagen des Luxuszuges nach Marienbad . . .

Fr. Oddendahl. Ich habe sogar das Opfer gebracht, den letzten Winter in der Verbannung zu leben . . .

Agnes. Schrecklich! In Nizza!

Fr. Oddendahl (fassungslos). Und . . . ich . . . bin nicht krank? (Sie fühlt ihren Puls.) 1 . . . 2 . . . 3 . . . 4 . . . Beate, habe ich denn geträumt? War denn da nicht die Rede von Papas Bankrott?

Beate. Agnes gefiel sich als Wahrsagerin. (übermütig) Ja, Muschi, jetzt ist's mit dem guten Leben bald vorbei! Papa wird Zeitungskolporteur oder eröffnet einen schwunghaften Handel mit Federmessern und Bartpomade, du richtest 'ne Pension ein und vermietest die Vorderzimmer an alleinstehende Damen, Gerhard wird Kellner in 'ner Bar in San Francisco, und ich . . . ich gehe nach Paris und lasse mich von den Wellen treiben!

Fr. Oddendahl. Hör' auf! Um Gottes willen höre auf! (Ganz entsetzt) Ich vermiete! . . . Agnes, ich bitte dich, wie kommst du nur auf diese verrückte Idee?

Agnes. Beate übertreibt. Ich habe die beiden jungen Tagediebe nur gefragt, was sie wohl in solchem Falle tun würden.

Fr. Oddendahl. Es war also nur solche . . . solche dumme Frage von dir?

Agnes. So dumm war die Frage nicht . . .

Zwölfte Szene.

Vorige. Babette von links.

Babette. Gnädiges Fräulein, der Friseur!

Beate. Soll warten!

Babette. Herr Zimmermann war aber schon zweimal hier?

Beate (ärgerlich). Dann soll er eben das dritte Mal kommen. Ich reite jetzt aus!

Babette (ab).

Dreizehnte Szene.

Vorige ohne Babette.

Beate (nach der linken Tür gehend). Beruhige dich, Muschi, vorläufig wohnen wir in den Vorderzimmern und (bestimmt) wir werden da bleiben! (Sie wirft erregt die Türe zu.)

Vierzehnte Szene.

Fr. Oddendahl. Agnes.

Fr. Oddendahl. Gott sei Dank! . . . So einen Greuel auszudenken! Ich und vermieten! Die Frau Senator Oddendahl vermietet! . . . Die Majestäten haben während ihrer letzten Anwesenheit hier gegessen, Seine Majestät haben mich Allergnädigst selbst zu Tisch geführt . . . zu führen geruht . . . in diesem Salon haben die höchsten Herrschaften den Kaffee eingenommen . . .

Agnes. . . . einzunehmen geruht . . . ich weiß das! . . . Und wem verdankst du diese Ehre? . . . Ich finde, meine liebe Mama, du denkst ein bißchen zu viel an dich und viel zu wenig an den, der dir diese Ehren, dieses Wohlleben, diesen Luxus verschafft!

Fr. Oddendahl (erstaunt). Was willst du denn damit sagen?

Agnes. . . Daß du dich nicht um Papa kümmerst . . . sei mir nicht böse . . . daß du nicht teilnimmst an seinen Sorgen. Du weißt nicht einmal, daß er die Nächte durcharbeitet, du siehst es nicht, wie krank und elend er ausschaut; ich habe einen Todesschreck bekommen, als ich heute diese traurigen fiebernden Augen gesehen habe.

Fr. Oddendahl. Ach, ich bin ja auch so krank!

Agnes. Ja, das behauptest du nun seit zwanzig Jahren in strotzender Gesundheit! (Lebhafter) Und ich muß es dir sagen, Mama, du bist deinen Kindern mit schlechtem Beispiel vorangegangen. Sie wie du: ihr seht in Papa nur die Quelle, aus der ihr schöpft, um eure Vergnügungen zu bezahlen. Euch ist es selbstverständlich, daß er sich abschindet, um eure Launen, eure Torheiten, eure Verschwendung zu erschwingen . . . Ihr . . .

Fr. Oddendahl. Du hast dir da draußen im Verkehr mit deinen Mägden und Knechten einen Ton angewöhnt, mit dem du vielleicht auf einem Kasernenhof reüssieren könntest . . . wir sind das hier nicht gewöhnt . . . man spricht hier nicht so laut! Und . . . wozu das alles?

Agnes (aufwallend). Um euch aufzurütteln! Um euch an eure Pflicht zu erinnern! Papa opfert in seiner grenzenlosen Gutmütigkeit seine Gesundheit für euch, ihr müßtet ihm sein Haus warm und heimlich machen, ihr müßtet ihn mit Zärtlichkeit und Dankbarkeit überschütten! Eure Pflicht wäre es . . . a bah! Was versteht ihr denn von Pflichten?! (Sie geht erregt umher.) Ihr habt dafür gesorgt, daß sein Heim verödet ist, daß er hier nicht ausruhen kann, ich wünsche euch, daß ihr es nie zu bereuen habt! . . . (Sie bleibt stehen.) Und ebenso, wie du dich nicht um Papa gekümmert hast, ebenso hast du die Kinder verwahrlosen lassen! Jawohl, verwahrlosen! Gerhard ist mit seinen vierundzwanzig Jahren ein hochnäsiger abgelebter Bursche, ein Nichtstuer, dessen Leben sich zwischen dem Pferdestall, dem Klub und den Koulissen der kleinen Theater abspielt, und Beate . . .

Fr. Oddendahl. Kommt die also auch 'ran! Nun bin ich wirklich gespannt, was du an der auszusetzen hast. Ich kann dir sagen, sie wird in den Kreisen, in denen sie verkehrt, vergöttert!

Agnes. Ja, in den Kreisen! Aber, daß sie da verkehrt, das ist deine Schuld! Du bist zu bequem, um nicht zu sehen, daß sie da verdorben werden muß bis auf die Knochen! Sie spricht Dinge und spricht über Dinge mit einer Nonchalance, mit einer Selbstverständlichkeit . . . ich bin eine verheiratete Frau und bin Mutter von fünf Kindern . . . mir fiele es wahrhaftig nicht ein, solche Dinge zu denken oder gar darüber zu sprechen!

Fr. Oddendahl. Sie ist eben ein durch und durch modernes Mädchen!

Agnes. Ach, komm mir doch nicht mit diesem Schwindel! Ein modernes Mädchen braucht mit achtzehn Jahren nicht mehr an den Storch zu glauben, ein modernes Mädchen soll streben und arbeiten und sich auf eigene Füße stellen, ein modernes Mädchen soll mit offenem Blick in die Welt sehen, sie soll sich an dem Schönen freuen, sie soll auch das Häßliche kennen lernen und soll sich von ihm abwenden. Das lasse ich von Herzen gelten. Aber wenn das „modern" bedeuten soll, daß die jungen Mädchen sich von jedem dummen Laffen Unverschämtheiten in die Ohren tuscheln lassen und mit gleicher Münze heimzahlen dürfen, daß sie Bücher lesen und über Bücher sprechen, die jeder anständigen Frau die Schamröte ins Gesicht treiben . . . wenn das „modern" sein soll, daß sie schließlich jedes Schamgefühl, jedes Gefühl für weibliche Würde, jedes sittliche Bewußtsein verlieren und mit achtzehn Jahren schon so übersättigt sind, daß sie . . . ja, nennen wir das Kind nur beim rechten Namen . . . daß sie nur noch Freude am Ekelhaften und Genuß am Schamlosen haben, dann, liebe Mama, geht mir mit euren „Modernen" gefälligst zum Teufel! (Sie geht erregt umher. Pause.) Sieh dir doch deine Beate an! Jedes Wort, das sie spricht, jeder Gedanke, den sie denkt, ist zweideutig und schlüpfrig, jeder Blick ist eine Herausforderung, jeder Wunsch ist unweiblich, jede Hoffnung ist unkeusch! Ihre Phantasie ist schon hübsch zerfressen! Für die gibt es nur noch eine Rettung: heiraten! Einen Mann, der sie fest am Zügel hält, der sie lehrt, was sittlicher Ernst und was echte Weiblichkeit bedeutet! Und wenn sie einen solchen Mann nicht bald findet, dann . . . dann geht sie verloren, und die Hauptschuld daran trägst dann du!

Fünfzehnte Szene.

Vorige; von rechts Oddendahl und Petersen.

Oddendahl (langsam voran).

Petersen (in der Türe). Ja, mein lieber Odden . . .

Oddendahl (leise). Jetzt kein Wort . . .

Petersen. Ah guten Tag, liebe Frau Senator! Man braucht sich

eigentlich gar nicht nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Sie blühen ja wie eine Rose!

Agnes. Eine größere Unannehmlichkeit hätten Sie, Herr Konsul, Mama gar nicht sagen können!

Fr. Oddendahl (steht auf, sehr kühl). Sie werden verzeihen, daß ich mich zurückziehe . . .

Petersen. Wohl eine Konferenz mit Pariser Schneidern?

Fr. Oddendahl (scharf). Nein, aber mit Berliner Ärzten! (Sie geht nach links.) Es ist empörend, ich blühe wie eine Rose! (Links ab.)

Sechzehnte Szene.

Vorige ohne Fr. Oddendahl.

Agnes (heiter). Ja, Herr Konsul, mit Mama haben Sie es gründlich verdorben.

Petersen. Und wie läßt sich dieses Verbrechen wieder gut machen?

Agnes. Wenn Sie überhaupt noch einmal zum Handkuß zugelassen werden, müssen Sie sie mit einer dahinwelkenden Orchidee vergleichen. Das sind doch die teuersten Blumen!

Petersen (leise zu Oddendahl, der umherging). Schicke sie fort, wir haben jetzt keine Zeit zum Plaudern!

Oddendahl. Agnes! laß uns jetzt, bitte, allein!

Agnes (innig). Papa, darf ich nicht gerade jetzt bei dir bleiben?

Oddendahl (sieht sie erstaunt an, dann). Geh, mein Kind, geh!

Agnes (geht nach links und dreht sich in der Türe nochmals um).

Siebzehnte Szene.

Oddendahl. Petersen.

Petersen (hat sich gesetzt).

Oddendahl (geht umher, Pause).

Petersen (folgt ihm mit den Augen). Ja, mein lieber Freund, wie gesagt: die Sache steht doch noch schlimmer, als ich dachte . . .

Oddendahl (zitternd). Du glaubst also . . . .

Petersen. Da ist nichts zu machen. Man kann das Ding drehen und wenden, wie man will . . . es fehlen ja momentan positiv über 400000 Mark!

Oddendahl (leise). Und die müssen übermorgen früh bezahlt werden!

Petersen. Weißt du vielleicht schon, von welcher Bank die Wechsel präsentiert werden?

Oddendahl. Nein! (Pause.)

Petersen. Da du, wie du selbst sagst, keine Hilfsquelle hast, bleibt nur noch eins übrig: Farbe bekennen!

Oddendahl (bebend). Ich sollte . . .

Petersen. Du rufst für morgen vormittag eine Versammlung ein und beantragst zunächst ein Moratorium . . .

Oddendahl (wie vorhin). Das heißt also: vor aller Welt morgen die Verlegenheit eingestehen?

Petersen. Immer noch besser, als übermorgen vor aller Welt die Unfähigkeit!

Oddendahl (lebhaft). Nein, Petersen, dazu kann ich mich nicht entschließen! Diese Demütigungen kann ich nicht ertragen. Weißt du denn, was das für mich heißt?

Petersen. O ja, ich weiß!

Oddendahl. Das heißt: meine Würde als Senator niederlegen, alle Ehrenämter niederlegen, das heißt: nicht mehr Ältester der Kaufmannschaft, das heißt mit einem Worte: nicht mehr der erste Mann der Stadt zu sein!

Petersen. Leidet darunter dein Stolz oder nur deine Eitelkeit?

Oddendahl. Eitel bin ich nie gewesen! Ich habe nie nach Ehren gegeizt . . . sie sind mir in den Schoß gefallen. Aber ich habe mich im Laufe der Jahre so an diese Ehren gewöhnt, sie sind mir so zum Bedürfnis geworden . . . müßte ich sie aufgeben oder würden sie mir gar genommen . . . das hieße meinen Lebensnerv durchschneiden! Petersen, wer den Kopf so hoch getragen hat, wie ich, und ich glaube, mit Recht so hoch getragen hat . . .

Petersen. Gewiß!

Oddendahl. . . . der kann nicht noch mit beinahe sechzig Jahren ein höfliches Achselzucken ertragen, einen mitleidigen Händedruck oder einen kühl erwiderten Gruß!

Petersen (nach kurzer Pause). Also?

Oddendahl. Es muß sich noch ein Ausweg finden lassen . . .

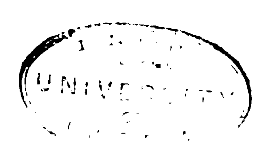
Petersen. Lieber Oddendahl, du bist doch wohl über die Jahre hinaus, in denen man glaubt, daß Wunder geschehen und daß das Glück plötzlich vom Himmel fällt!

Oddendahl (ergrimmt). Es muß sich ein Ausweg finden lassen.

Petersen (bitter lächelnd). Hm! hm! Du kommst mir vor, wie ein Mensch, der auf das große Los rechnet und der gar nicht in der Lotterie spielt.

Oddendahl (auf ihn zu und seine Hand stürmisch ergreifend). Und weißt du denn, Petersen, was meiner hier wartet? (In tiefer Erschütterung.) Ich bin allein, ganz allein! (Pause.)

Petersen (steht auf und geht in Gedanken langsam zum Fenster, wo er stehen bleibt.) Es ist doch ein schönes Bild, unsere Stadt bei Sonnenuntergang! . . . Alle diese blinkenden Kirchtürme, alle diese reichen Kaufmannspaläste und im Hafen dieser Wald von Masten! . . Und drüben im Westen diese stolzen Villen und Schlösser! Unten in der Stadt die Arbeit und oben der Ge-



nuß! . . . Potztausend, wie stolz die Villa vom Direktor Steinharter herüberglänzt! . . Ein Prachtbau! . . (Pause, langsam und bedeutungsvoll.) Johannes, das wäre der einzige Mann, der dir helfen könnte!

Oddendahl (sich rasch umdrehend). Steinharter? Niemals!

Petersen. Man sagt in deiner Lage nicht „niemals!" Und überdies, was hast du gegen den Mann?

Oddendahl. Er ist mir in der Seele zuwider!

Petersen. Auf Sympathieen und Antipathieen kommt es wohl in diesem Augenblick nicht an! Hier heißt es nur, wer dir helfen kann. Er könnte es jedenfalls, und er würde es wahrscheinlich!

Oddendahl. Ein tollkühner, gewissenloser Spieler!

Petersen. Ein Finanzgenie! Ich gebe dir zu, daß seine Geschäftsprinzipien ganz, ganz andere sind, als die, die du und ich mit der Muttermilch eingesogen haben. Er ist eben ein ganz und gar moderner Mensch! Und das läßt sich doch nicht leugnen: der Erfolg hat ihm recht gegeben. Er ist mit seinen wohl kaum dreißig Jahren der leitende Direktor der Handelsbank, er hat sie in wenigen Jahren zur höchsten Blüte gebracht, in seiner Hand laufen die Fäden großartiger Weltunternehmungen zusammen. Was geniert dich? Was willst du? Daß er ein lockerer Vogel ist, daß sein Privatleben nicht ganz einwandfrei ist, daß er, wenn ich recht unterrichtet bin, ein Schürzenjäger ist und sich jede reife und vielleicht auch unreife Frucht vom Baum des Lebens schüttelt?

Oddendahl (wehrt lebhaft ab).

Petersen. Eine Schwäche hat jeder Mensch! Und bei diesem Manne, dessen Nerven so stark wie deine dicksten Schiffstaue zu sein scheinen, heißt die Schwäche: das Weib!

Oddendahl. Richtiger: die Weiber!

Petersen. Meinetwegen: auch die Weiber! Damen gegenüber ist er machtlos. Der Mann, der übrigens bei aller Kulanz im Geschäft mit Luchsaugen den kleinsten Vorteil erspäht, ist in den Händen der Frauen Wachs. Über die läßt er freigebig einen wahren Goldstrom herniederrieseln!

Oddendahl. Mein alter Brockmann wohnt seit kurzem in seiner Nähe . . . in seiner Villa da droben soll es zugehen . . . a bah!

Petersen. Ja, das habe ich auch gehört: in dem christlichen Gesellenverein geht es jedenfalls viel sittlicher zu, aber auch jedenfalls viel langweiliger! Du lieber Himmel, du brauchst ihn ja nicht als Busenfreund ans Herz zu drücken oder ihm deine Beate zur Frau zu geben!

Oddendahl (streng). Petersen!

Petersen. Immer hübsch gerecht sein, immer hübsch die Dinge von zwei Seiten betrachten! Daß er ein bißchen vorn und hinten ausschlägt, daß er das Leben an allen Zipfeln packt . . . ich verdenke es ihm nicht! Ein Mensch, der durch eigene Kraft und Intelligenz so schnell uns alle überholt hat, der so schnell den Gipfel erreicht hat . . ja, ja, mein guter

Oddendahl . . . wozu das leugnen wollen? . . . sein Haus da ganz oben beherrscht die ganze Stadt und er selbst uns alle . . . ja, ein solcher Mensch, dem vielleicht auch die breite Basis der Bildung fehlt . . . der genießt schneller, gieriger, als Leute, die in einer guten Kinderstube aufgewachsen sind!

Oddendahl. Ich habe mich geschäftlich selbstverständlich, aber auch persönlich stets von solchen Elementen fern gehalten. Und ich habe Gelegenheit gehabt, dem Herrn das mehrere Male sehr klar zu machen.

Petersen. Wie das?

Oddendahl. Ein Besuch, den er kurz vor meinem großen Balle bei uns machte, ist meinerseits unerwidert geblieben. Alle seine Versuche, in Komitees einzutreten, deren Präsident ich bin, sind mißglückt. Er weiß es durch eine Indiskretion, daß ich die Ursache war. Er hat unvorsichtigerweise um Aufnahme in den kaufmännischen Klub nachgesucht . . . sie ist ihm nicht gewährt worden . . . ich selbst habe in geheimer Sitzung dafür plädiert . . . sein Verkehr mit unseren Töchtern würde auf den Bällen unvermeidlich sein . . und dazu ist mir meine Tochter denn doch zu schade. Ich habe ihm erst gestern, als Vorstand des Klubs, davon schriftlich Mitteilung gemacht, daß die Ballotage zu seinen Ungunsten entschieden hat. Du wirst mir also wohl selbst zugeben, daß ich bei diesem Mann nicht anpochen kann.

Petersen. Das verleiht der Sache nur noch einen besonders pikanten Reiz! (Lächelnd.) Ja, sieh mich nur so erstaunt an: um so mehr würde es ihm schmeicheln, wenn du ihn um seine Intervention bätest!

Oddendahl. Petersen, das ist dein Ernst nicht, das kann dein Ernst nicht sein!

Petersen. Mein ernsthaftester Ernst! Es wird seine Eitelkeit kitzeln, Vorsehung für den Senator Oddendahl spielen zu können. Die Höhe der Summe, du lieber Gott, die erschreckt ihn nicht. Der ist an andere Zahlen gewöhnt.

Oddendahl. Es ist da etwas . . ich möchte sagen . . Instinktives in mir, was mich gegen den Mann mit Widerwillen erfüllt. Und ich fühle ebenso: der Mann haßt mich, er muß mich hassen!

Petersen. So mag er dir aus Haß helfen und nicht aus Liebe! Wenn er nur hilft! (Pause.)

Oddendahl (sinkt in einen Sessel, in tiefem Sinnen). J. W. Oddendahl und Sohn und Eduard Steinharter . . . dazwischen liegt eine Welt! . . . (Sich aufbäumend) Nein, nein, nein!

Petersen (tritt hinter seinen Stuhl und legt ihm die Hände auf die Schulter, bedeutungsvoll und warm). Oddendahl, es ist die einzige Rettung! . . . Geh' zu ihm!

Oddendahl (aufspringend, mit voller Energie). Ich kann nicht, ich kann nicht!

Petersen. Das sagst du heute! Und übermorgen früh?

Oddendahl. Mach' mich nicht rasend!

Petersen (kalt). Und übermorgen früh bleiben die Schalter von Oddendahl und Sohn geschlossen.

Oddendahl (zusammenschauernd). Ich? (schwer keuchend) Ich . . . soll zu ihm gehen? . . . Ich . . . zu ihm?

Petersen. Und übermorgen früh bleiben dir hier die Herzen verschlossen! (Pause.)

Oddendahl (starrt ins Leere).

Petersen. Also?

Oddendahl (leise). Wenn es sein muß . . . erweise du mir den Dienst . . . gehe zu ihm . . . bahne an . . . vermittle . . .

Petersen. Das wäre wohl das Falscheste, was wir tun könnten! Den kleinen Triumph mußt du ihm schon gönnen! Mir kann er es möglicherweise abschlagen, und wir haben unser Pulver verschossen. Dir wird er es nicht abschlagen! Und glaubst du etwa, daß er es nur deiner schönen Augen willen tun würde? Er wird es betrachten, wie jedes andere Geschäft, er wird die Sache ganz klar und nüchtern behandeln und dir ganz anständige Zinsen berechnen.

Oddendahl (leise). Und wenn er . . . darüber spricht?

Petersen. Er ist zu klug, um indiskret zu sein! Geh' zu ihm und zwar noch heute abend! . . . Ich möchte meinen alten Kopf zum Pfande geben, daß du heute nacht 'mal endlich wieder ruhig schlafen kannst!

Oddendahl (vor sich hin). Ruhig schlafen! . . . (schwer seufzend) ruhig schlafen! . . . (Kurze Pause, er hebt den Kopf.) Petersen! (er ergreift dessen Hand) ich sehe ein, es bleibt mir keine Wahl, ich werde zu ihm gehen!

Petersen. Noch heute?

Oddendahl. Noch heute!

Petersen (ihm die Hand schüttelnd). Viel Glück auf den Weg!

(Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Bei Direktor Eduard Steinharter.

Ein mit geschmackvollem Luxus ausgestattetes Zimmer. In der Mittelwand rechts eine Türe. Daneben in einer sehr breiten, durch einen kostbaren orientalischen Teppich verdeckten Nische das Schlafzimmer. Linke Wand eine Tür, welche zum Badezimmer führt. Neben der Tür ein breites Fenster mit schweren, herunterfallenden Vorhängen. An der Wand rechts ein ungewöhnlich breiter Spiegel (wie in den Friseurläden), auf dessen Konsole eine Menge elegantester Bürsten, Kämme, Flacons, Nécessaires und Schwämme liegen. Rechts und links vom Spiegel verstellbare Reflektoren. Vor dem Spiegel ein amerikanischer Frisierstuhl. Etablissements verschiedenster Stile. Chaiselongue, Gemälde, Büsten, Bronzen. Von den vielen elektrischen Birnen sind nur einzelne angezündet. Abend desselben Tages.

Erste Szene.

Kammerdiener Wilhelm. — Diener Richard Witting.

Wilhelm (Mitte dreißig, Frack, weiße Binde, sehr distinguiert in Äußerem und Benehmen, nimmt vom Spiegel einen Refraichisseur und stäubt durch das Zimmer). Darf ich Ihre Zeugnisse sehen?

Witting (Anfang 20, elegant, Handschuh, Hut). Bitte! (Er gibt ihm die Zeugnisse.)

Wilhelm (setzt den Flacon hin und öffnet das Buch). Sie sind mir durch den Kammerdiener des Grafen Prachs empfohlen worden . . . (er liest) Baron von Pressensdorf bis 1. Juli 1903 . . . Durchlaucht Prinz Dölsach bis 1. August 1904 . . . Seine Durchlaucht kenne ich von dem Rennen . . . sehr schick . . . durchaus Kavalier . . . gute Stelle . . . warum sind Sie da so schnell fortgegangen?

Witting. Durchlaucht traten eine Reise um die Welt an und haben hier ihren Hausstand aufgelöst.

Wilhelm. Ganz recht. Ich entsinne mich . . . Baron Landsberg auf Ohlstatt . . . Ohlstatt? . . . Ohlstatt? . . . das ist die unbemitteltere Linie, nicht wahr?

Witting. Jawohl!

Wilhelm. Da waren Sie ja nur sechs Wochen!

Witting (verlegen). Da hatte ich . . . da . . .

Wilhelm. Nun?

Witting. Die gnädige Frau . . .

Wilhelm . . . hat Ihnen gekündigt?

Witting. Im Gegenteil! Die gnädige Frau hatten sich in mich verliebt . . .

Wilhelm . . . und das wollten der Herr nicht dulden . . . ich verstehe . . . Nun, wenn man Sie so betrachtet . . . es läßt sich nicht leugnen, daß die gnädige Frau gewissermaßen von ihrem Standpunkt aus recht hatten.

Witting (verbeugt sich geschmeichelt).

Wilhelm. Und was tat der Herr, als er die Sache entdeckte?

Witting. Was mit der gnädigen Frau geschah, weiß ich nicht. Mir gab der Herr . . .

Wilhelm . . . die Entlassung!

Witting. Ja, aber vorher gab er mir paar kolossale Ohrfeigen.

Wilhelm (gibt ihm das Buch zurück). Sie haben also bisher ausschließlich bei dem Geburtsadel serviert und wollen nun bei Herrn Direktor Steinharter in die Finanzaristokratie eintreten. Sie werden hier manches vermissen und zum Ersatz wieder anderes finden, was Ihnen noch neu ist. Zwischen dem Hochadel und der haute-finance existieren noch manche Unterschiede. Die werden sich erst ganz ausgleichen, wenn die haute-finance dem Hochadel das Geld abgenommen haben wird bis auf den letzten Groschen . . . Darf ich Ihre Hände sehen?

Witting (zieht sich den rechten Handschuh aus).

Wilhelm. Hm! Gut gepflegt! Serviert wird mit weißen Handschuhen, die Ihnen geliefert werden . . . wir sind also im Prinzip einig . . . Sie werden hier so gestellt sein, daß Sie sich für die Zigarren des Herrn nicht zu interessieren brauchen . . . Den persönlichen Dienst

beim Herrn habe ich, und auch der Weinkeller steht unter meiner Leitung . . . Sie haben das Service, Sie begleiten den Herrn bei seinen Ausfahrten . . .

Witting. Hat der Herr ein Automobil?

Wilhelm. Drei. Warum fragen Sie danach?

Witting (verächtlich). Ich würde nie eine Stelle in einem Hause annehmen, in dem man noch mit Pferden fährt!

Wilhelm . . . Sie haben die Besuche anzumelden . . . Sie werden sich bald die Routine angeeignet haben, willkommene Besuche von lästigen zu unterscheiden, allerdings behalte ich mir bei schwierigen und diskreten Visiten die Entscheidung vor. Sie heißen?

Witting. Richard.

Wilhelm. Das geht nicht. Wir haben schon einen Richard, das ist der zweite Chauffeur. Richard der Erste . . . Richard der Zweite . . . das . . . das schmeckt zu sehr nach dem Theater. Sie heißen von heute an . . . haben Sie vielleicht besondere Wünsche?

Witting. Dann bitte ich, mich Eduard zu rufen.

Wilhelm. Unmöglich! So heißt der Herr. Sie heißen von heute an also Oskar.

Witting. Sehr wohl!

Wilhelm. Sprechen Sie fremde Sprachen?

Witting. Französisch und Englisch.

Wilhelm. Das ist nicht günstig. Der Herr liebt es nicht, von der Dienerschaft bei Tisch verstanden zu werden. Ich allein darf eine Ausnahme machen. Sie werden also die Güte haben, diese beiden Sprachen zu vergessen. Und nun die Hauptsache: wollen Sie in diesem Hause Fuß fassen und vorwärts kommen, so seien Sie diskret! Sie sehen und hören nichts, was hier vorgeht . . . Sie sind blind und taub und stumm . . . Sie wundern sich über nichts, nicht wahr!

Witting. Zu Befehl!

Wilhelm. Geben Sie mir die Hand, junger Freund, ich glaube in Ihnen die richtige Kraft gefunden zu haben. (Er begleitet ihn zur Mitteltüre.) Gehen Sie über die große Vordertreppe, der Portier öffnet Ihnen die Tür. . . Sie können morgen antreten. (Die Mitteltür wird von außen geöffnet.)

Zweite Szene.

Vorige. Friseur Zimmermann durch die Mitte.

Wilhelm. Darf ich die Herren vorstellen? Herr Oskar Witting, der sich hier als mein Adjutant die Sporen verdienen will . . . Herr Hoffriseur Zimmermann.

Zimmermann }
Witting } (verbeugen sich mit der vornehmen Kreisen abgelauschten Förmlichkeit).

Wilhelm. Stellen Sie sich mit Herrn Zimmermann gut, er repräsentiert hier eine Macht.

Witting (sich verbeugend). Meine Herren!

Zimmermann (ebenso). Mein Herr!

Witting (Mitte ab).

Dritte Szene.

Vorige ohne **Witting**.

Zimmermann (tritt an den Spiegel und trifft Auswahl unter Kämmen und Bürsten). Für wann erwarten Sie den Herrn?

Wilhelm. Es ist sechs. Er muß jeden Augenblick kommen.

Zimmermann. Diniert der Herr zu Hause?

Wilhelm. Vielleicht. Wir haben seit gestern einen neuen Koch ...

Zimmermann (einige Flacons öffnend). Nicht möglich! Sie haben Monsieur Henri, diese Perle, entlassen?

Wilhelm. Ja. Seine Rechnungen wurden schließlich pikanter als seine Küche. Sie werden mir zugeben, daß der Herr nicht in einem Monat für elfhundert Mark Fleisch aufgegessen haben kann.

Zimmermann (lacht). Unter Ihrer Mithilfe?

Wilhelm. Auch dann nicht! ... Und dann hatte die Perle die fixe Idee, alle Woche einmal Hummer à l'américain zu geben ...

Zimmermann ... und die lieben Sie nicht?

Wilhelm. Ich verehre den Hummer. Aber mein Magen teilt diese Verehrung nur in bescheidenem Maße.

Vierte Szene.

Vorige. **Bruno Taunitz** (durch die Mitte).

Taunitz (elegant, den Kopf durch die Türe steckend). Darf man ins Allerheiligste?

Wilhelm. Herr Taunitz, ich bitte ergebenst, einzutreten.

Taunitz (eintretend). Ach, guten Tag, mein lieber Zimmermann! Na, wieviel Leuten haben Sie heut wieder die Köpfe zurechtgesetzt? (Er klopft ihm vertraulich auf die Backen.) Manchmal beneide ich Sie um Ihre Tätigkeit ...

Zimmermann. Aber gnädiger Herr ...

Taunitz. Sie kleiner Schwerenöter treiben sich in allen Boudoirs herum und erlauschen die intimsten Toilettengeheimnisse unserer Damenwelt. Sie sind ein Mann von Geschmack, nun seien Sie mal indiskret und verraten sie, welche Schöne den ersten Preis verdient?

Zimmermann. Mir sind alle Kundinnen gleich lieb und wert!

Taunitz (lacht). Haha! Ein Diplomat! Er will's mit keiner verderben! (Töff-Töff des Automobils.)

Wilhelm (am Fenster). Der Herr! (Er geht schnell zur Mitteltür, die er beim Abgehen offen läßt. Kurze Pause.)

Fünfte Szene.

Vorige. **Direktor Eduard Steinharter**, gefolgt von **Wilhelm**.

Steinharter (tritt schnell ein, ungefähr dreißig Jahre, vornehm englisch gekleidet).

Wilhelm (nimmt ihm Cylinder und Handschuhe ab).

Steinharter. Tag, Bruno! Na wie geht's?

Taunitz. Miserabel!

Steinharter. Haben Sie gespielt?

Taunitz. Nein! Aber den Magen habe ich mir verdorben.

Steinharter. Ja, Menschenskind, in welchen Kneipen treiben Sie sich denn eigentlich herum?

Taunitz. Ach was, Kneipen! Ich mußte gestern Familie simpeln.

Steinharter (lacht). Hahaha! Bruno Taunitz bekommt moralische Anwandlungen!

Wilhelm (der die Mittelbeleuchtung aufgeschraubt hat). Befehlen der Herr ein kaltes Bad?

Steinharter. Jetzt nicht! Vielleicht später!

Wilhelm (ist ihm beim Ausziehen des Rockes behülflich, den)

Steinharter (mit einem Jackett vertauscht). Besuche? Ich meine: von Wichtigkeit?

Wilhelm. Madame Cécile wollten den Herrn durchaus sprechen.

Steinharter. Sie haben sie abgewiesen?

Wilhelm. Zu Befehl!

Steinharter. Gleich für Sie, lieber Zimmermann! . . . Hat sie Schwierigkeiten gemacht?

Wilhelm. Die alten Redensarten!

Steinharter. Erledigt?

Wilhelm. Vollständig!

Steinharter (sich vor den Spiegel setzend). Also, Zimmermännchen, jetzt ganz der Ihre!

Zimmermann (legt ihm Frisiermantel um und beginnt ihn zu frisieren).

Steinharter. Bruno, Ihr verdorbener Magen wird Ihnen doch gestatten, eine Zigarette zu rauchen? Dort auf dem Tisch! Wilhelm, ein Glas ältesten Cognac für Herrn Taunitz!

Wilhelm (serviert, währenddessen)

Taunitz (sich eine Zigarette ansteckt). Wie hat die Börse heute geschlossen?

Steinharter. Erregt!

Taunitz. Die letzten Depeschen meldeten doch festere Stimmung von auswärts?

Steinharter. Ja! Aber es liegt etwas in der Luft, was ich noch nicht recht beurteilen kann . . .

Taunitz. Etwas Ernstes hier bei uns?

Steinharter. Ich sage Ihnen ja: ich bin noch nicht auf der richtigen Fährte. Aber bis heute nacht werde ich orientiert sein.

Taunitz. Und Sie werden morgen einen großen Coup ausführen?

Steinharter. Kann sein! . . . Lieber Zimmermann, ziehen Sie mir um Gottes willen den Scheitel nicht so durch! Ich beabsichtige wirklich keine Konkurrenz mit den Korpsstudenten. Na, nichts Neues im Städtchen? Kein Skandälchen?

Zimmermann. Leider nein!

Steinharter. Zimmermann, Sie werden alt! Früher erfanden Sie immer so hübsche Geschichten! . . . Wilhelm, was liegt für heute abend vor?

Wilhelm. Der Herr haben eine Loge in der Oper.

Steinharter. Wagner?

Wilhelm. Die Kameliendame.

Steinharter. Wann stirbt sie?

Wilhelm. Um neun Uhr 58 Minuten beginnt der Todeskampf.

Steinharter. Und dann?

Wilhelm. . . . Ist Herrensouper bei Herrn von Helmbrecht! (Er bleibt beschäftigt.)

Steinharter. Kommen Sie mit?

Taunitz. Ich bin leider für heute eingefangen. Ich muß bei Senator Klemm hopsen.

Steinharter. Bruno, ich gebe Sie definitiv auf!

Zimmermann. Der Ball verspricht, großartig zu werden. Der letzte große Maskenball in dieser Saison!

Steinharter. Wir sind doch schon im April?

Zimmermann. Der Herr Senator feiert heute seine silberne Hochzeit. Es werden auch lebende Bilder gestellt. Ich habe schon sieben junge Damen frisiert und muß von hier noch zu vier Familien.

Steinharter. Bitte, hier etwas lockerer! Noch ein wenig! So! . . . Na, und welche ist die Schönste?

Taunitz. Das sagt er nicht, der Schlauberger!

Steinharter. Na also vorwärts! Diskretion ist bei Ihrem Handwerk Nebensache!

Zimmermann. Unbedingt Fräulein Oddendahl.

Steinharter. Ist das eine Tochter von dem Senator?

Zimmermann. Jawohl. Fräulein Beate Oddendahl. Sie hat ein Kostüm gewählt . . . . (verhimmelnd) ein Kostüm! . . .

Steinharter (lacht). Sehen Sie nur, Taunitz, dem alten Gourmand läuft schon das Wasser im Munde zusammen.

Zimmermann. Fräulein Oddendahl geht als Teufel, ganz rot, mit rotem Mohn auf dem Kopf!

Steinharter. Hübsch?

Zimmermann. Entzückend! (Er nimmt ihm den Mantel ab.)

Taunitz. Sie kennen die kleine Oddendahl nicht?

Steinharter (steht auf und prüft die Frisur im Spiegel). Blond? Brünett?
Taunitz. Zwischen beiden!
Zimmermann. Empfehle mich ergebenst!
Steinharter. Empfehlen Sie mich lieber ergebenst dem roten Teufel!
Zimmermann (Mitte ab).

Sechste Szene.

Vorige ohne Zimmermann.

Steinharter (bürstet sich den Schnurrbart vor dem Spiegel). Ist sie schlank?
Taunitz. Wie eine Tanne! Daß Sie die mit Ihrem Jägerblick übersehen konnten! Sie sitzt Ihnen in der Oper ja beinahe gegenüber.
Steinharter (zu Wilhelm). Ich ziehe mich erst später um! . . .
Wilhelm (links ab).

Siebente Szene.

Vorige ohne Wilhelm.

Steinharter. Kann sein, daß sie mir mal gezeigt wurde. In der Unterhaltung wohl so höhere Tochter? Nietzsche, d'Annunzio, Ellen Key?
Taunitz (lacht). Mehr Maupassant mit einem kleinen Stich ins Frank Wedekindsche.
Steinharter. Hollah! hollah! Sie machen mich neugierig!
Taunitz. Ein wundervoller kleiner Racker! Sie spricht mit der größten Seelenruhe so halsbrecherische Dinge, daß man sich fragt: ist das nun größte Naivität oder größtes Raffinement? Man wird nicht recht klug aus ihr. Ich glaube, sie führt alle am Narrenseil.
Steinharter. Kokett?
Taunitz. Sie kann einen um den Verstand bringen. Aber es gibt auch nicht einen, der sich der geringsten Bevorzugung rühmen könnte.
Steinharter. Die Oddendahls sind 'ne alte Patrizierfamilie?
Taunitz. Mit die älteste!
Steinharter. Reich?
Taunitz. Das müssen Sie besser wissen!
Steinharter. Ich habe keine Berührungspunkte zum Senator Oddendahl. Wohl etwas altmodischer Herr?
Taunitz. Er ist die verkörperte Ehrenhaftigkeit . . . ehrenhaft . . . ich glaube . . . bis zum Fanatismus!
Steinharter. Mein lieber Taunitz, in Glück und Ansehen und Reichtum ehrenhaft zu bleiben ist ja ganz verdienstlich, aber ein übertriebenes Kunststück ist es nicht! Krisen, Sorgen, der brutale Kampf ums Dasein . . . das sind die Prüfsteine für kaufmännische Ehrenhaftigkeit! . . . Gleich sieben? . . . So, mein Herzensjunge, und nun machen Sie gefälligst, daß Sie 'rauskommen!

Taunitz. Sie erwarten?

Steinharter. Ich bewundere Ihren Scharfsinn!

Taunitz. Sie sind, glaube ich, Qualitätsnascher?

Steinharter. Sehr richtig! Über die Jahre der Quantitätsliebhabereien bin ich glücklich hinaus!

Taunitz. Kenne ich?

Steinharter (lacht). Ach, lieber Freund, das wollen wir doch lieber nicht einführen, daß wir uns gegenseitig Namen nennen! Also, hier haben Sie Ihren tadellosen Zylinder, hier haben Sie Ihre perle-gris, und ich sehe Sie schon nicht mehr!

Taunitz. Wissen Sie, Steinharter, ich bewundere Sie!

Steinharter (lacht). Bewundern Sie mich gefälligst morgen! (Er begleitet ihn zur Mitteltür.) Dann erlaube ich Ihnen sogar, mich anzubeten!

Taunitz. In Ihnen steckt so etwas wie eine Siegernatur! Sie können alles, was Sie wollen.

Steinharter. Weil ich nur will, was ich kann! Ich überschätze nie meine Kräfte! Das ist das ganze Geheimnis meiner Erfolge. Und mit diesem tiefsinnigen Ausspruch entlasse ich Sie und versichere Sie meiner Huld und Gnade!

Taunitz (Mitte ab).

Achte Szene.

Steinharter, dann Wilhelm.

Steinharter (klingelt).

Wilhelm (von links).

Steinharter (leise). Sie erwarten die Dame, wie immer, unten an der Droschke. Sie sorgen dafür, daß die Treppe nur ganz schwach erleuchtet ist und daß sie niemandem, ausnahmlos niemandem vom Personal begegnet!

Wilhelm. Sehr wohl!

Steinharter. Achten Sie darauf, daß auch nicht der Portier oder dessen Frau aus der Loge kommen!

Wilhelm. Es ist alles vorgesehen!

Steinharter. Ich verlasse mich auf Sie! . . . Sagen Sie mal, haben Sie die leiseste Ahnung, wer die Dame ist?

Wilhelm. Nein!

Steinharter. Es heißt zwar, daß man vor seinem Kammerdiener kein Geheimnis habe, aber in diesem Falle wünsche ich, daß es auch ein Geheimnis für Sie bleibt! . . . Verstanden? . . . . So! Und nun gehen Sie! Die Dame kann jeden Augenblick kommen.

Wilhelm (Mitte ab).

Neunte Szene.

Steinharter (allein).

Er erbricht einige auf einem Tisch liegende Briefe; plötzlich horcht er und eilt ans Fenster; er hebt den Vorhang und lauscht, dann kehrt er enttäuscht zurück und beginnt aufs neue zu lesen; auf einem fernen Kirchturm schlägt es sieben; nervös sieht er sich im Zimmer um, löscht die große Mittelbeleuchtung, dann hier und da eine Birne, so daß das Zimmer von angenehmem, nicht zu grellem Licht erfüllt ist; plötzlich bleibt er wie elektrisiert stehen, er lächelt triumphierend und geht einige Schritte zur Mitteltür, wo er, den Blick auf die Tür gerichtet, wie gebannt stehen bleibt; die Tür wird rasch geöffnet und nach Beatens Eintritt von außen behutsam geschlossen.

Zehnte Szene.

Steinharter. Beate.

Beate (mit schwarzseidener Halbmaske und schwarzseidenem langen Domino stürzt ihm in die Arme).

Steinharter (leise, jubelnd). Beate!

Beate (leise). Da hast du mich! (Umarmung. Pause.)

Steinharter (leise). Warum zitterst du denn so?

Beate (leise). Angst! . . . Angst! (Auf die linke Tür.) Ist die Türe verschlossen?

Steinharter. Alles verrammelt!

Beate (löst sich aus seiner Umarmung). Schließe auch die Mitteltür!

Steinharter (verschließt die Tür).

Beate (sich noch ängstlich umsehend). Niemand da . . . hinter dem Vorhang? (auf das Fenster) oder (nach der Nische) dort?

Steinharter (lacht). Überzeuge dich selbst!

Beate (eilt nach der Nische und kehrt zurück). Man kann gar nicht vorsichtig genug sein! . . . Du freilich riskierst nichts dabei . . . für dich ist's nur ein Schäferstündchen mehr . . . aber ich . . . ich wage alles! . . . Wenn du wüßtest, wieviel Vorsicht und List und Verschlagenheit dazu gehört, hierherzukommen! Ein ganzer Rattenkönig von Lügen! Aber zum Glück: Mama ist leichtgläubig, ich kann ihr alles vorreden! Ich muß gleich wieder fort! . . .

Steinharter. Maske ab!

Beate (anmutig abwehrend). Nein!

Steinharter (flehend). Maske ab!

Beate. Versuch's!

Steinharter (löst ihr die Maske, hingerissen). Diese Augen! . . . diese Augen!

Beate (anmutig). Nimm dich vor ihnen in acht!

Steinharter. Ich habe mich schon ergeben! . . . Und dieser Mund! dieser süße Mund!

Beate (ebenso). Er wird dich verraten!

Steinharter. Pah! gleichviel! Wenn er nur küssen kann! (Er küßt sie stürmisch. Pause.) Jetzt halte ich meinen kleinen Teufel in den Armen! (Pause). Diavoletto! . . . Angelino! (Pause, er will ihr den Domino lösen.)

Beate. Laß!

Steinharter. Warum so geizig?

Beate (voll Anmut). Weil ich nicht will, daß du den Verstand verlierst!

Steinharter. Auf die Gefahr hin wag' ich's! (Er löst ihr den Domino.)

Beate (steht in dem im ersten Akt beschriebenen Kostüm: feuerroter Mohn, Gazeschleier, vor ihm; hinter dem rechten Ohr eine blutrote Rose).

Steinharter (prallt zurück).

Beate. Du sprichst ja nicht?

Steinharter. Ich kann nicht sprechen!

Beate (kokett). Gefalle ich dir?

Steinharter (leise). Du lehrst, an Wunder glauben!

Beate (verführerisch). Nicht wahr, ich sehe so aus, wie eine lodernde Flamme?

Steinharter. So ... als ob ... als ob du ganz in Blut getaucht wärst!

Beate. Pfui, wie grausig! ... Gib mir lieber eine Zigarette! (Geschieht.)

Steinharter. Schluck Sekt?

Beate (wirft sich in einen Fauteuil, in dem sie sich zusammenkauert). Gib her! (Sie stoßen an, sie trinkt gierig aus, dann starrt sie vor sich hin.)

Steinharter (setzt sich auf die breite Armlehne des Fauteuils und umschlingt ihren Hals; leise). Schatz! ... (Pause) Hörst du mich nicht?

Beate (verharrt in derselben Stellung.)

Steinharter (noch leiser). Schätzchen! ... (Schmeichlerisch ins Ohr.) Mein Kätzchen!

Beate (wie oben). Was gibt's?

Steinharter. Träumst du?

Beate (nickt langsam).

Steinharter. Schön?

Beate. Mir träumte, daß wir plötzlich nicht mehr allein wären ...

Steinharter (leise). Wir sind ja nicht allein ... Amor kichert in allen Ecken ...

Beate ... daß plötzlich mein Vater vor uns stünde!

Steinharter (lacht). Welche Idee!

Beate (immer noch in derselben Stellung). Was er wohl tun würde, wenn er mich hier so sähe!

Steinharter (heiter). Fluch und Verbannung!

Beate. Damit begnügte er sich wohl kaum!

Steinharter. Ich dächte, damit ist doch das väterliche Repertoire in solchen Fällen erschöpft? (Pause, heiter.) Er würde dich töten?

Beate (ihn ansehend). Oder dich!

Steinharter. Hahaha!

Beate. Du lachst?

Steinharter (lacht). Mein Liebling, der Chef eines Importhauses für Kaffee und Zucker tötet nicht! (Pause.)

Beate. Wenn ich mir's so recht überlege ... warum bin ich eigentlich hier?

Steinharter (immer leicht und heiter). Vermutlich, weil du mich liebst?

Beate (ebenso). Nur keine Einbildung!

Steinharter. Weil ich dir gefalle?

Beate. Imponiert hat mir vor allem deine Frechheit, mit der du mir nachliefst! Eine solche bezaubernde Unverschämtheit war mir neu! ...

Steinharter. Also, Teufelchen, wenn du mich nicht liebst, warum bist du denn hier?

Beate (aufspringend). Weil es verboten ist! weil ich der guten Sitte ein Schnippchen schlage, weil ich nicht mehr nur ahnen, weil ich wissen wollte! (Sie geht zum Spiegel, in den sie sieht, immer voll hinreißender Anmut.) Dürfte ich mit dir zusammen sein ... so vor aller Welt ... so ohne alles Heimliche und Verschwiegene und ohne alles Herzklopfen und ohne alle Vorwürfe ... so beglaubigt und gestempelt ... so als deine Frau ... weiß Gott, es würde jeden Reiz für mich verlieren!

Steinharter (ist ihr gefolgt). Aufrichtigkeit kann man dir nicht absprechen. Also heiraten würdest du mich nicht?

Beate (fällt ihm lachend in die Arme). Ich denke ja gar nicht daran! (Pause, dann) Wenn du wüßtest, von wie vielen Männern du beneidet würdest!

Steinharter. Ich weiß es!

Beate. Dafür bist du nicht dankbar genug!

Steinharter. Was soll ich tun?

Beate. Knie nieder!

Steinharter (auf den Knien). Da bin ich zu deinen Füßen!

Beate. Küsse sie! (Sie hebt den rechten Fuß.)

Steinharter (küßt den Fuß).

Beate (auf ihn herabschauend). Da liegt er nun, der große Herr, der mit Millionen spielt, wie Kinder mit Glaskugeln, der an der Börse gutes und schlechtes Wetter macht, vor dessen Stirnrunzeln die ältesten Kaufherren der Stadt zittern! ... Wenn sie ihn so sehen könnten, wie er hier vor einem kleinen dummen Mädchen liegt, ganz willenlos, und ihr die Füße küßt ... mein schöner Ritter, um deinen Nimbus wäre es geschehen!

Steinharter. Bin ich in Gnaden wieder aufgenommen?

Beate (sieht lächelnd auf ihn). Es kleidet dich ganz gut, so zu knien!

Steinharter (springt lachend auf). Aber, mein süßer kleiner Teufel, es ist furchtbar unbequem! (Er umarmt sie.)

Beate (nimmt von der Konsole einen goldenen Handspiegel). Hübsch!

Steinharter. Soll ich dir's schenken?

Beate. So was fragt man nicht!

Steinharter. Ich verstehe!

Beate. Nein, du mißverstehst mich! Du darfst mir außer Zigaretten nie etwas schenken . . . nichts . . . nichts! . . . Das würde die Sache doch profanieren! Ich bin doch nicht . . . (Sie stockt.)

Steinharter. Na was denn? Was bist du denn nicht?

Beate. Ich bin doch nicht dein Verhältnis!

Steinharter (lacht laut auf). Ja, mein Kätzchen . . . was . . . (munter lachend) was verstehst du denn unter einem Verhältnis?

Beate (geringschätzig). Eine Kokotte! Man erzählt sich hübsche Dinge von dir! (Sie zupft vor dem Spiegel an ihrer Frisur.)

Steinharter. Glaube sie nicht!

Beate. Ah! Dir traue ich in der Beziehung alles zu! Du solltest nur 'mal hören, mit welchem Entsetzen dein Name so in unseren Kreisen genannt wird!

Steinharter. Ich habe niemals den Ehrgeiz besessen, zum Ehrenmitgliede des Vereins „zur Hebung der Sittlichkeit" ernannt zu werden!

Beate. Die Mütter halten dich alle für ein grimmiges grausames Ungeheuer . . .

Steinharter . . . das kleine Kinder frißt?

Beate (gibt ihm lachend einen leichten Schlag auf die Backe) . . . oder richtiger die großen Kinder!

Steinharter. Also man fürchtet mich? Das höre ich gern!

Beate. Ja, sie fürchten dich und möchten dich heimlich doch alle für ihre Töchter kapern. (Sie wirft sich auf die Chaiselongue.)

Steinharter (setzt sich an das Fußende der Chaiselongue; leise). Sirene!

Beate. Bin ich so kühl?

Steinharter. Schlange!

Beate. Bin ich so falsch? (Pause.)

Steinharter. Und von hier aus willst du wirklich noch zum Maskenball? Ich denke mir das schaudervoll langweilig!

Beate. Der Fuchs!

Steinharter. Wie?

Beate. Der Fuchs mit den sauren Trauben!

Steinharter. Wie meinst du?

Beate. Ich kenne einen gewissen Herrn, der sehr glücklich sein würde, wenn er sich in diesen Kreisen langweilen dürfte!

Steinharter. Hahaha! Wenn ich nur wollte!

Beate. Versuch's doch! Du wirst nicht hinein kommen, und alle deine Millionen öffnen die Türe nicht, die zu diesem Kreise führt! Da halten Vorurteile und Stolz und Kastengeist und auch eine hübsche Portion Borniertheit Wache und wehren dir den Einlaß!

Steinharter (ganz im Gegensatz zu seinem bisherigen Wesen ruhig und kalt). Glaubst

du? Und ich sage dir, wenn ich will (steht auf und sieht sie scharf an), liegen alle die stolzen Herren so zu meinen Füßen, wie ich eben vor dir gekniet habe!

Beate. Alle?

Steinharter. Alle!

Beate. Bis auf einen! Meinen Vater!

Steinharter (leichthin, verbindlich). Selbstverständlich! . . . Aber sonst . . . alle!

Beate (lacht). Prahlhans!

Steinharter (in derselben Stellung auf sie schauend). Wenn ich will!

Beate. Weißt du, wie deine Augen da eben funkelten? . . . wie die eines Raubtieres?

Steinharter (wieder heiter). Ja, so'n bißchen Bestie steckt wohl in jedem Menschen!

Beate. Das ist ja auch das, was mich so an dir reizt . . . das schaurig-süße Gefühl der immer drohenden Gefahr! . . . Komm her! Du darfst mich küssen!

Steinharter (beugt sich über sie; in langem Kusse schlingt).

Beate (beide Arme um seinen Hals).

Steinharter (leise). Singe etwas! Etwas Süßes . . . Liebes . . . Träumerisches!

Beate. Wird das Raubtier sentimental?

Steinharter (eindringlich). Bitte!

Beate. Gib mir deine Laute! . . . Dort drüben! (Da)

Steinharter (sucht).

Beate. Nein . . . . nicht dort . . . . auf dem kleinen goldenen Tisch . . . auf dem alten Platz . . .

Steinharter (bringt ihr die Laute, altfranzösisches, kostbares Instrument).

Beate (stimmt). Ach, ich will nicht singen. Aber eine Überraschung sollst du haben! . . . (Sie springt auf.) Ich will dir etwas tanzen . . . Denselben Tanz, mit dem ich heute abend alle bezaubern werde! . . . Willst du mich begleiten? Nur ein paar Griffe? Fange nur an, ich reiße dich schon mit fort!

Beate (beginnt sich langsam zu wiegen; Mienen und Gesten drücken Hoffnung und Sehnsucht aus; sie scheint in banger Erwartung zu lauschen; sie klagt, mit dem Schleier ihr Gesicht verdeckend, plötzlich horcht sie auf, ihre Züge verklären sich, sie beginnt rascher zu tanzen, ab und zu unterbrochen von Ausrufen der Freude, sie winkt mit dem Schleier erst langsam, dann immer stürmischer, sie tanzt immer wilder und leidenschaftlicher, ihre Rufe werden immer jubelnder, bis sie endlich in höchster Ekstase ihm jauchzend in die Arme stürzt; lange Umarmung, in dieser nimmt sie die rote Rose und gibt sie ihm). Da!

Steinharter (leise und bebend). Bleib' hier!

Beate (ebenso). Du bist von Sinnen!

Steinharter (flehender). Bleibe hier!

Beate. Ich will nicht!

Steinharter (noch heißer). Beate!

Beate (verwirrt). Ich kann . . . nicht . . . ich . . . muß fort . . . . das nächste Mal länger! . . .

Steinharter (ganz leise). Komm! (Er will sie fortziehen.)

Beate (macht sich von ihm los und eilt auf den Domino zu, den sie schnell überwirft.)

Steinharter. Wie grausam! . . .

Beate (vor dem Spiegel). Gib mir die Maske!

(Bis zum Schluß der Szene leise und schnell.)

Steinharter. Da! . . . wann sehe ich dich wieder?

Beate. Bald!

Steinharter. Wann?

Beate. Übermorgen!

Steinharter. Eine Ewigkeit!

Beate. Du wirst zu anspruchsvoll!

Steinharter. Komm' morgen! Willst du?

Beate. Ja! . . . Ist die Luft rein?

Steinharter. Warte! (Er öffnet die Mitteltüre, späht hinaus und schließt sie wieder; dann klingelt er; die Tür wird langsam von außen geöffnet.)

Steinharter. Leb' wohl!

Beate. Leb' wohl!

Steinharter. Bleibst du mir treu?

Beate. For ever! (Sie fliegt hinaus, er folgt ihr ein paar Schritte, ihr Küsse nachsendend.)

Elfte Szene.

Steinharter (allein).

(Er schließt die Türe, er eilt ans Fenster, hebt den Vorhang und sieht einen Moment hinab, dann schließt er den Vorhang und bleibt lächelnd und in süße Erinnerung versunken stehen; er nimmt die Rose, die sie ihm geschenkt hat, und berauscht sich einen Moment an ihrem Duft; er sieht nach der Uhr, dann klingelt er.)

Zwölfte Szene.

Steinharter, Wilhelm (durch die Mitte).

Steinharter. Fort? Ohne Störung?

Wilhelm. Alles nach Wunsch!

Steinharter. Niemand auf der Straße?

Wilhelm. Niemand!

Steinharter. Ich ziehe mich um!

Wilhelm. Zu Befehl!

Steinharter (geht nach hinten in die Nische; der Vorhang fällt hinter ihm, wie unabsichtlich; hinter dem Vorhang). Was ist heute in der Oper?

Wilhelm (vor dem Vorhang). Die Kameliendame.

Steinharters (Stimme). Ach ja, Sie sagten es schon! Und dann?

Wilhelm. Herrensouper . . .

Steinharter. . . . Bei Helmbrecht . . . (lacht) Ich bin im Augenblick noch ein bißchen zerstreut . . . Geben Sie mir das Eau de Lavalette her!

Wilhelm (holt das Verlangte und öffnet den Vorhang).

Steinharter (kommt in schwarzen Hosen und Hemdsärmeln vor; er geht zum Spiegel und bindet sich dort, weitersprechend, die weiße Krawatte, die ihm Wilhelm reicht). Wie weit sind die Tapezierer unten?

Wilhelm. Ich denke, in drei bis vier Tagen wird alles fertig sein.

Steinharter. Das dauert zu lange!

Wilhelm. Es waren noch verschiedene Reparaturen notwendig.

Steinharter (während ihm Wilhelm weiße Weste und Frack anziehen hilft). Ich habe es satt, hier oben in diesen paar Zimmern zu hausen. Ich kann ja keinen Menschen bei mir empfangen. (Das Taschentuch parfümierend.) Sind Sie mit dem Koch zufrieden? (Er steckt sich die Rose ins Knopfloch.) Hat er Phantasie? Hat er Inspiration?

Wilhelm (voll Würde). Ich halte ihn für ein Genie!

Steinharter. Lassen Sie das Automobil vorfahren!

Wilhelm (geht ans Fenster). Es steht schon vor dem Portal. Gnädiger Herr, da fährt soeben noch ein Wagen vor.

Steinharter (leise und voll Freude). Sie kommt zurück! . . . eine Droschke?

Wilhelm. Nein, es ist ein herrschaftliches Coupé!

Steinharter. A bah! . . . Ich bin nicht zu Hause! . . . Sehen Sie jedenfalls nach, wer es ist.

Wilhelm (Mitte ab).

Dreizehnte Szene.

Steinharter (allein).

(Er füllt sein Zigarettenetui, dann öffnet er den Zigarrenschrank und wählt dort aus verschiedenen Kisten Zigarren.)

Vierzehnte Szene.

Steinharter. Wilhelm.

Wilhelm (mit einer Karte). Dieser Herr wünscht . . .

Steinharter (ärgerlich). Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nicht zu sprechen bin.

Wilhelm. Der Herr machte es aber so außerordentlich dringlich, daß ich glaubte, es wäre im Interesse des gnädigen Herrn selbst, wenn . . .

Steinharter. Wer ist es denn?

Wilhelm (überreicht ihm die Karte).

Steinharter (lesend, leise, ganz fassungslos). Wer? (Er reibt sich die Augen.) Ich traue wohl meinen Augen nicht? . . .

Wilhelm (schraubt die Mittelbeleuchtung auf).

Steinharter (geht schnell an einen kleinen Tisch und hält die Karte direkt unter eine kleine Stehlampe; leise) „Senator Johannes W. Oddendahl“ . . . (Sich schnell nach Wilhelm umdrehend.) Er selbst?

Wilhelm. Ich glaube!

Steinharter (leise und schnell). Weisen Sie ihn ab! (Ärgerlich mit dem Fuße aufstampfend.) Schade! . . .

Wilhelm (geht zur Mitteltüre, währenddessen)

Steinharter (ins Weite blickend). Oder vielleicht besser, der Gefahr sofort zu begegnen! (Er richtet sich auf.) Ich lasse bitten! . . . Und Sie halten sich in der Nähe!

Wilhelm (Mitte ab).

Fünfzehnte Szene.

Steinharter (allein).

(Ergrimmt). Nur der Zufall, dieser plumpe Geselle, kann sie verraten haben! (Mit der Faust auf den Tisch schlagend.) Äh! Der schöne Traum so schnell zu Ende! (Er geht umher.)

Sechzehnte Szene.

Steinharter, Oddendahl (durch die von Wilhelm geöffnete Tür).

Oddendahl. Mein Name ist Oddendahl . . .

Steinharter. Es bedarf keiner Vorstellung, Herr Senator. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Sie hier empfange, aber ein Heer von Arbeitern in den Parterreräumen . . . (Sehr unsicher.) Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen? (Sie setzen sich in Fauteuils gegenüber.) Was verschafft mir die ganz ungewöhnliche und — ich darf hinzufügen — ganz unerwartete Ehre? (Kurze Pause.)

Oddendahl. Eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit führt mich zu Ihnen! (Kurze Pause, er ringt nach Worten.) Ich hätte nie geglaubt, daß eine solche Stunde in meinem Leben möglich wäre, aber . . .

Steinharter (unruhig). He?

Oddendahl . . . aber es gab keine Wahl für mich, es mußte sein! (Pause.)

Steinharter (tastend). Herr Senator, Sie scheinen sehr erregt und . . .

Oddendahl. Das bin ich allerdings, und ich muß mir alle Mühe geben, um meine Fassung zu bewahren! (Kurze Pause.)

Steinharter (nervös). Da Sie den Weg zu mir gefunden haben, nehme ich wohl nicht mit Unrecht an, daß Sie von mir Beruhigung erwarten?

Oddendahl (sieht Steinharter fest an). Ja! . . . Sie sind der einzige Mensch, der mich beruhigen kann!

Steinharter (unsicher). Sie dürfen überzeugt sein, daß es geschehen wird, wenn es in meinen Kräften steht . . .

Oddendahl. Es steht in Ihren Kräften!

Steinharter. Dann wird es auch geschehen!

Oddendahl. Sie versprechen damit viel!

Steinharter. Ich werde es halten! (Pause.)

Oddendahl. Ich komme zu Ihnen, um . . . Ihren Rat zu bitten . . .

Steinharter (sieht ihn erstaunt an, sehr verbindlich). Der Meister kommt zum Schüler! . . . Es macht mich stolz, Herr Senator, wenn ein Mann wie Sie . . .

Oddendahl (nach Worten ringend) um . . . Ihre Hilfe zu bitten . . .

Steinharter (fixiert ihn scharf). Ah! . . . So handelt es sich um eine geschäftliche Angelegenheit?

Oddendahl (mit gesenkten Augen). Ja!

Steinharter (atmet erleichtert auf). Hm! (Kurze Pause, in der er sich sammelt; er streicht sich den Schnurrbart, dann wieder mit gewohnter Sicherheit.) Herr Senator, ich bin ganz Ohr.

Oddendahl. Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen, wir kommen so am schnellsten zur Klarheit. Die persönlichen Beziehungen, welche bisher zwischen uns bestanden . . .

Steinharter (überlegen). So? Bestanden welche?

Oddendahl. Ich war mehrere Male gezwungen . . . erst gestern wieder . . . Ihnen private Ungelegenheiten zu bereiten . . .

Steinharter. Ich kann mich nicht entsinnen!

Oddendahl. Erlassen Sie mir, bitte, die Details, die Ihnen ja bekannt sind!

Steinharter. Ah! Jetzt verstehe ich! Sie spielen auf die Komitee- und Klubplänkeleien an. Halten Sie mich nicht für kleinlich, Herr Senator, . . . solche kleinen Nadelstiche empfinde ich nicht . . . über die lächle ich!

Oddendahl. Um so mehr aber muß es Sie wundern, mich hier zu sehen! (Pause.) Die Firma J. W. Oddendahl und Sohn ist Ihnen bekannt!

Steinharter. Par renommée! Leider nur par renommée! Ich hätte es gern gesehen, mit wohl einer der ältesten und geachtetsten Firmen in Verbindung treten zu können, aber die stolze Zurückhaltung dieses Hauses . .

Oddendahl (leise). Das Haus befindet sich in großen Schwierigkeiten . . .

Steinharter. Ah?

Oddendahl (ebenso). Und . . . deswegen bin ich hier!

Steinharter (gedehnt). So, so!

Oddendahl. Die Nachricht kommt auch Ihnen, wie ich sehe, überraschend . . .

Steinharter. Herr Senator, einem fait accompli gegenüber wund're ich mich nie! . . . Nicht nur die Ärzte und die Anwälte, auch wir Geldleute sehen so oft in Verhältnisse, in bittere Kämpfe und glänzendes Elend, daß wir uns mit der Zeit das „sich wundern“ abgewöhnen. Manchmal bemitleiden wir solche Schicksale, denn es ist viel verschämtes und viel unverdientes Leid dabei. Aber meistens verachten wir sie. Und mit Recht! Wir verachten diesen Stolz, der sich nicht aus Überzeugung beugt, sondern den nur die Not bezwingt! (Kurze Pause.) Entschuldigen

Sie, Herr Senator, diese kleine Exkursion auf das Gebiet der Menschenbetrachtung und Menschenverachtung, und beschäftigen wir uns mit Ihrer Angelegenheit . . . Das allerdings hatte ich nicht erwartet. Ich wußte zwar, daß durch verschiedene überseeische Zahlungseinstellungen und Stockungen größere Ansprüche an Ihr Haus herantraten, aber . . .

Oddendahl. Woher wußten Sie das?

Steinharter (lächelt). Mein Gott, Herr Senator, das transatlantische Kabel ist eine jedem zugängliche und äußerst wohltätige Einrichtung! Es gibt keine geschäftlichen Geheimnisse mehr! Wir sitzen alle in einem Glashause! . . . Ihre Firma befindet sich also in Schwierigkeiten, und Sie verlangen von mir, daß ich diese Schwierigkeiten hebe!

Oddendahl. Ich verlange es nicht . . . ich frage Sie . . . ich bitte Sie darum!

Steinharter. Und diese Schwierigkeiten . . . ich meine die momentanen . . . beziffern sich wahrscheinlich auf . . . auf . . . 400 000 Mark?

Oddendahl (ihn erstaunt ansehend). Das ist die Summe! Auch die ist Ihnen bekannt?

Steinharter (lacht). Halten Sie mich für keinen Hexenmeister! Es sind Tratten gezogen von der Hongkong- und Shangaibank auf J. W. Oddendahl. Nicht wahr? Diese Accepte befinden sich in meinem Portefeuille und werden Ihnen, wenn ich nicht irre, übermorgen durch meine Bank präsentiert werden. (Heiter.) Sie sehen also, es geht alles mit rechten Dingen zu, ohne jeden Apparat und ohne doppelten Boden!

Oddendahl. So bin ich also in Ihren Händen?

Steinharter (heiter). Aber, Herr Senator, in „meinen Händen!“ (Lachend.) Das klingt ja ganz blutsaugerisch, ganz, als ob ich ein Vampir wäre! . . . Ich präsentiere die Wechsel . . . Sie bezahlen sie oder bezahlen sie nicht, und ich gebe sie unter Anrechnung meiner kleinen Provision an meinen sicheren Vormann zurück!

Oddendahl (langsam). Das eben darf nicht geschehen! (Pause.)

Steinharter. Sie haben hier in der Stadt doch große Beziehungen? Sie haben doch viele Freunde? Haben Sie bei denen schon angeklopft?

Oddendahl. Nein!

Steinharter. Warum nicht?

Oddendahl. Die Zeiten sind zu ernst. Ein jeder hat mit sich zu tun. Und umsonst will ich mich nicht bloßstellen.

Steinharter. Das begreife ich. Aber verzeihen Sie mir die Frage, warum schenken Sie gerade mir dieses Vertrauen?

Oddendahl. Weil . . . weil . . .

Steinharter. Herr Senator, die Handelsbank genoß bisher nicht den Vorzug, sich Ihrer Sympathien zu erfreuen. Warum kommen Sie jetzt gerade zu mir, dem verantwortlichen Leiter dieser Bank?

Oddendahl (ihn fest ansehend). Weil ich glaube, daß Sie der einzige Mann sind, der mir helfen wird! (Er steht auf und geht durch das Zimmer.)

Steinharter (steht auch auf und folgt ihm mit den Augen; er lächelt). Hm! hm! Die Situation wird ja recht pikant! (Pause.) Rauchen Sie?

Oddendahl. Ich danke!

Steinharter. Aber gestatten Sie mir eine Zigarette . . . ich folge dann aufmerksamer und konzentrierter. (Geschieht.) Herr Senator, ich bin kein Freund langwieriger und pedantischer Verhandlungen . . . Konferenzen mit bockbeinigen zopfigen Behörden zum Beispiel machen mich ganz kribbelig . . . ich übersehe jede Situation blitzschnell . . . und gewöhnlich treffe ich das Richtige! Ich sage schnell ja oder nein!

Oddendahl (angstvoll, als ob er von seinen Lippen lesen wollte). Ja oder . . . . nein?

Steinharter. . . Und in diesem Falle sage ich, falls nicht Hindernisse vorliegen, die ich noch nicht übersehen kann, ja!

Oddendahl (keuchend). Sie wollten?

Steinharter. Ich will Ihnen beweisen, daß Sie sich in mir geirrt haben. Ich will mit offenen Karten spielen, und das erwarte ich auch von Ihnen! Ich mache gar kein Hehl daraus: es schmeichelt mir, Ihnen dienen zu können! Aber — ich will Ihnen auch helfen aus kaufmännischem Corpsgeist! Ich halte es für die vornehmste Pflicht der großen Banken, in kritischen Zeiten Häuser von der Bedeutung des Ihrigen zu stützen!

Oddendahl (einfach). Ich danke Ihnen!

Steinharter. Dessen bedarf es nicht! . . . Wenn Sie mich in Ihre Lage eingeweiht haben werden, wenn ich die Situation überblicken kann, so werde ich Ihnen die Bedingungen nennen, unter denen ich eingreifen will. Sie können annehmen oder ablehnen! Und wenn nichts daraus wird, so bleiben wir die . . . alten guten Freunde . . . (fein lächelnd) hätte ich beinahe gesagt! Ich werde es nicht umsonst tun, dazu bin ich denn doch zu sehr Kaufmann, aber ich werde mich mit einem bescheidenen Nutzen begnügen!

Oddendahl. Ich . . . danke Ihnen!

Steinharter. Noch einmal, Herr Senator, ich rechne nicht auf Dank! Wenigstens im allgemeinen nicht! Das habe ich mir auch schon längst abgewöhnt. (Leicht.) Ich denke mir, das Leben ist so bunt und mannigfaltig . . . die Verkettungen sind manchmal so eigenartig . . . wer weiß, ob ich nicht einmal in die Lage komme, Sie an den Dienst zu erinnern, den ich Ihnen jetzt vielleicht leisten werde!

Oddendahl. Einen solchen Dienst vergißt man nicht!

Steinharter (sieht ihn scharf an). Das sagen Sie jetzt!

Oddendahl. Das werde ich immer sagen!

Steinharter. Um so besser! . . . Und jetzt, wenn es Ihnen recht

ist, zur Sache! . . . Kann ich noch heute einen Einblick in Ihre Bücher nehmen?

Oddendahl. Die stehen Ihnen zur Verfügung! . . . Aber der leichteren Übersicht halber und um die Sache zu beschleunigen, habe ich eine Aufstellung mitgebracht, welche Sie vollständig orientiert. (Er übergibt ihm eine Anzahl großer Bogen.) Sie ist von mir geprüft und richtig befunden worden. Mein alter Prokurist Brockmann hat sie angefertigt.

Steinharter. Der Name ist mir wohlbekannt. Diese Perle hätte ich Ihnen gern schon lange weggefischt. Der sieht ja aus wie das verkörperte Pflichtgefühl. Ich sehe ihn hier manchmal an der elektrischen Haltestelle. Wohnt er hier in der Gegend?

Oddendahl. Nicht weit von hier. In Ohlsdorf.

Steinharter (setzt sich mit der Aufstellung vorne hin).

Oddendahl (geht mit den Händen auf dem Rücken her).

Steinharter (murmelt lesend einige Zahlen, dann blickt er über die Blätter lächelnd hinweg). Hahaha! Seltsam! . . . Seltsam!

Oddendahl (umher). Die schwimmenden Ladungen, die Sie unter F. finden, sind in drei und einer halben Woche fällig und können sofort gelöscht werden!

Steinharter (leicht). Das wäre also Ende des Monats; ich verstehe! (Er lächelt wieder über die Blätter hinweg; er pafft große Wolken.)

Oddendahl (umher). Die großen Lagerhäuser sind nur zum ursprünglichen Grundbuchwert angegeben, obgleich gerade der Wert der Terrains unten in der Nähe der Quais sehr gestiegen ist.

Steinharter. Ich weiß, ich weiß! (Lacht.) Ich habe unter der Hand schon aufkaufen lassen, was zu haben war! (Über das Blatt, sinnend und lächelnd.) Eine merkwürdige Situation!

Oddendahl. Wie meinten Sie?

Steinharter. Nichts . . . nichts . . . ich bin gleich fertig! . . . Nur noch einen Augenblick! . . . (über das Blatt leise.) Hahaha! (laut) Hm! Sehr klar, sehr übersichtlich!

Oddendahl. Wie Sie selbst sehen, kann diese Bilanz auch vor dem strengsten Richterauge bestehen. Ich wollte mir nicht selbst etwas vorlügen! Nur eine momentane Stockung! Würde ich in aller Ruhe liquidieren können, so würde ich meinen Verpflichtungen in einundeinhalb bis zwei Jahren auf Heller und Pfennig nachkommen können. Aber dazu kann ich mich nicht entschließen. Das werden Sie begreifen! Ich habe dieses Geschäft vom Vater ererbt, ich arbeite und lebe für dieses Geschäft seit vierzig Jahren . . . es hat mir viele Freuden und viele Ehren gebracht . . . das alles gibt man nicht so leichten Herzens auf!

Steinharter. Das kann Ihnen niemand verdenken! . . . Wenn diesem etwas geschwächten Körper frisches Blut zugeführt wird, kann er wieder atmen und leben! (In das Blatt.) Pardon, Herr Senator, dieser Posten bedarf

noch einer kleinen Erklärung! (Er ladet Oddendahl mit einer Bewegung ein, Platz zu nehmen.)

Oddendahl (setzt sich und schaut mit einer Lorgnette hinein).

Steinharter (beugt sich, gleichfalls hineinblickend).

Oddendahl. Sie meinen die Immobilien?

Steinharter. Nein, das überseeische Dampferkonto ...

Oddendahl. Darf ich fragen, was Ihnen daran auffällt?

Steinharter. Ich wundere mich über den so geringen Wert, mit dem Sie die ganze Linie, auch die „Beate Oddendahl" eingeschätzt haben?

Oddendahl. Es ist wiederum genau nur der Versicherungswert ...

Steinharter. Das ist wohl Ihr schönstes Schiff?

Oddendahl. Die „Beate Oddendahl" ist mein Liebling!

Steinharter. Sonst hätten Sie ihm wohl auch nicht den Namen eines Mitgliedes Ihrer Familie gegeben? Trägt das Schiff den Namen Ihrer Frau Gemahlin?

Oddendahl. Es ist nach meiner Tochter von mir getauft! ... (In diesem Augenblick fällt die rote Rose aus Steinharters Knopfloch auf die Blätter, die Oddendahl in Händen hat; kurze Pause.)

Oddendahl. Lachen Sie mich nicht aus ... ich möchte diese Rose als gutes Omen für die „Beate Oddendahl" behalten ... wollen Sie sie mir lassen?

Steinharter. Bitte sehr, Herr Senator!

Oddendahl. Ich danke Ihnen! (Kurze Pause.)

Steinharter (geht im Zimmer umher). Herr Senator, im Prinzip wären wir also einig!

Oddendahl. Und welche Garantie verlangen Sie?

Steinharter. Keine! Die ruht in Ihnen selbst!

Oddendahl (atmet tief auf und erhebt sich).

Steinharter. Ich denke, Bedingungen und Verträge lassen wir bis morgen! (Heiter) Ich habe heute noch einige gesellschaftliche Verpflichtungen zu erfüllen, aber nach ein paar Glas Sekt in lustiger Gesellschaft arbeite ich immer am besten. Ich werde mich heute nacht mit Ihrer Angelegenheit eingehend beschäftigen und werde bis morgen früh fertig sein! Sie lassen mir wohl Ihren Auszug hier? ... Morgen im Laufe des Vormittags kann alles erledigt werden!

Oddendahl. Darauf kann ich mich verlassen? Unbedingt?

Steinharter. Unbedingt! ... Wäre Ihnen elf Uhr recht? ... Ach pardon, das geht nicht ... da habe ich eine Aufsichtsratssitzung ... also nach der Börse ... um drei ... Wollen Sie zu mir in die Bank kommen oder ziehen Sie es vor, hier bei mir ...

Oddendahl. Das wäre mir lieber!

Steinharter. Wie Sie wünschen! Ob ich die ganze Transaktion als ein Geschäft der Bank auffasse ... ob ich es privatim auf mein Konto

übernehme, das weiß ich im Augenblick noch nicht, und das ist Ihnen wohl auch gleichgültig?

Oddendahl. Es wäre mir erwünschter, wenn ich nur Ihr Schuldner wäre!

Steinharter. Nun, wir werden ja sehen! . . . Übrigens, daß die Akzepte zufälligerweise gerade in meinem Besitz sind, vereinfacht ja die Sache wesentlich, und das wird Ihnen ja auch besonders lieb sein. So braucht außer meinem Schreiber, der die Verträge kopiert und für dessen Verschwiegenheit ich persönlich einstehe, so braucht kein dritter etwas davon zu erfahren. (Lächelnd.) Es bleibt also so gewissermaßen, wie man zu sagen pflegt, alles in der Familie! Und Sie scheinen mir ein Mann zu sein, der wahrhaftig kaltblütig eher dem Tode ins Gesicht sieht, als einem öffentlichen Eklat!

Oddendahl (ganz einfach). Ich bin kein Mann von vielen Worten . . . ich werde diese Stunde nicht vergessen, in der ich einen Ehrenmann kennen gelernt habe!

Steinharter (fein). Und ich werde diese Stunde nicht vergessen, in der ich einem Ehrenmann habe dienen können!

Oddendahl (sich verbeugend). Auf morgen!

Steinharter (ebenso). Auf morgen, Herr Senator!

Oddendahl (geht durch die Mitteltüre, die von Wilhelm von außen geschlossen wird).

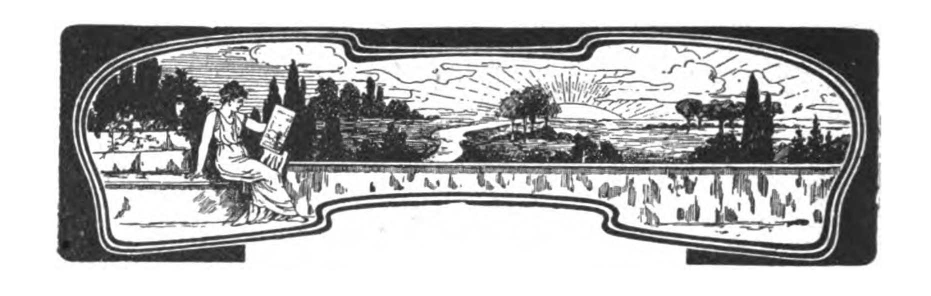
Siebzehnte Szene.

Steinharter (allein, blickt vor sich hin, lächelnd). . . 's ist eine tolle Welt! . . . (Dann einige Schritte vor, lachend.) Hahaha! Eine tolle Welt!

(Vorhang.)

(Schluß folgt.)





Isolde Kurz.

Von

Max Krieg.

— Freiburg i. Br. —

In Isolde Kurz' dichterischer Persönlichkeit verbinden sich deutscher Ernst, deutsche Gemütstiefe und Phantasiefülle mit der Klarheit, dem feinen Formsinn und der Schönheitsbegeisterung des Südens zu einer harmonischen, durchaus eigenartigen Gesamterscheinung. Mit der ganzen heißen Liebe einer echten Künstlerseele hängt die Tochter des sangesfrohen Schwabenlandes an ihrer neuen Heimat, dem sonnigen Lande der Schönheit. In einem ergreifenden Gedicht (Auf San Miniato) verheißt sie, daß ihre dankbare Liebe zu Italiens Boden in Blumengestalt noch aus ihrem Grabe sprossen solle. Ihre Schriften liefern auf Schritt und Tritt Beweise feinsten Verständnisses für Natur, Kunst, Volkstum Italiens. Von seiner großen Vergangenheit ist ihre Seele ganz erfüllt; speziell die großen Gestalten der florentinischen Renaissance, die sie in einem eigenen Buche („Die Stadt des Lebens, Schilderungen aus der florentinischen Renaissance") so eindrucksvoll geschildert hat, sind ihr aufs innigste vertraut. Aber die hochgebildete Dichterin hat schon in zarter Jugend unmittelbar aus der Quelle getrunken, der Italiens künstlerische Kultur entströmte; ist es ja doch sein schönster Ruhmestitel, „die nachgeborene Schwester Griechenlands" zu sein. Die Welt Homers beherrschte ihre Kinderspiele, im Garten ihres Vaterhauses wandelten Götter und wurde Troja erstürmt.

„Mein Hellas, Jugendland! Kein holder Wahn,
Wie dich im Sehnsuchtstraume Dichter sah'n,
Nein mir verwachsen mit lebendigen Banden,
Auf uns'res Gartens Rasen neu erstanden.
— — — — — — — — — — —
In deinem Boden wurzelt all mein Wesen. . ."

In der Tat verraten die Virtuosität der Form, die Meisterschaft rhythmischer Gestaltung, das Feingefühl für die organischen Beziehungen zwischen Form und Inhalt bei unserer Dichterin deutlich genug den an den ewigen Mustern der Antike gebildeten Geist. Der hochgesteigerte Kultus der Form ist freilich auch schuld daran, daß wir bei Isolde Kurz manchmal die Ursprünglichkeit und natürliche Schlichtheit des Empfindens, die Intensität des inneren Erlebens, die Frische der Anschauung vermissen. Dieser Nachteil tritt besonders deutlich in einem der früheren Werke unserer Dichterin, den „Florentiner Novellen" hervor, wo Isolde Kurz noch am wenigsten sie selbst, noch sichtlich von fremden Mustern abhängig ist. Der Einfluß Heyses, der ein Freund ihres Vaters war, und der Münchener Schule überhaupt ist in diesen historischen Novellen unverkennbar. Das rein erzählende Element spielt hier eine Rolle, wie in den späteren Arbeiten kaum jemals mehr, die Erfindung und Durchführung einer spannenden Fabel bildet offenbar das Hauptinteresse der Dichterin. Gewiß ist die Erfindung in Novellen wie „Die Vermählung der Toten" und „Der heilige Sebastian" kühn und bedeutend. Auch muß zugegeben werden, daß die letztere Erzählung an psychologischer Vertiefung, Wahrheit der Empfindung und glänzender Wiedergabe des Zeitkolorits die übrigen Stücke der Sammlung nicht unbeträchtlich überragt. Im allgemeinen jedoch ist die Behandlung der Einzelheiten in diesen Novellen vielfach farblos, konventionell und weitläufig, die Sprache zeigt eine monotone Glätte und Fülle und schwillt hie und da zu einer etwas naiven, altmodischen Rhetorik an. Mir will fast scheinen, als sei der Dichterin der Einfluß des Boccaccio einigermaßen verhängnisvoll geworden, an dessen uns Modernen auf die Dauer doch schwer erträgliche Manier der Stil immerhin zeitweise anklingt.

Die „Florentiner Novellen" sind mit den „Phantasieen und Märchen" Isolde Kurz' einziges Werk von vorwiegend epischem Charakter. Von den Märchen kann nur das letzte („Vom Leuchtkäfer, der kein Mensch werden wollte") als in seiner Art vollendet gelten; es ist wirklich eine kleine Perle, eigenartig und hochpoetisch. Die übrigen leiden ähnlich wie die „Florentiner Novellen" sämtlich an dem Übelstand, daß glückliche, ja zum Teil ganz wundervolle Ideen eine Ausführung gefunden haben, die sie nicht zur Geltung zu bringen weiß. Wie prächtig beginnt zum Beispiel der Geschichte vom „geborgten Heiligenschein", aber im späteren Verlauf entartet die feine Ironie ins Burleske, der Witz wird banal und billig. Vor allem aber sind die Sachen alle viel zu gedehnt.

Seinem eigentlichen Wesen nach ist das Talent unserer Dichterin entschieden ein lyrisches, wie ihre „Gedichte" aufs glänzendste beweisen. Sie sichern ihr einen Ehrenplatz unter den bahnbrechenden Vertretern moderner Lyrik. Wohl enthält die Sammlung einzelne durchaus unbedeutende oder spielerische Stücke, wie „Beichte", „Ruhelos", „Hasen-

fuß", und das einleitende Gedicht des kleinen Zyklus „Mädchenliebe", der übrigens sonst vortrefflich ist. Andere wieder erheben sich nicht hoch über das Durchschnittsniveau lyrischen Mittelguts, wie etwa „Nachtgebet", „Jägers Omen", „Die gute Wäscherin", „Fahr' wohl", „Die Steppenrose", „Panacee", „Amors Schmiede" 2c. Die Mehrzahl jedoch, vor allem der herrliche Zyklus „Asphodill", gehört zu den individuellsten und stärksten lyrischen Offenbarungen der Gegenwart. Es ist sehr charakteristisch für Isolde Kurz, daß sich in dem ziemlich starken Bändchen (ich rede von der 1891 erschienenen 2. Auflage) außer der „Legende", den „Büßern" und etwa noch „Aus der Kindheit" kaum irgendwelche Gedichte von vorwiegend erzählendem Charakter finden. Auch diejenigen, die sich der Ballade nähern, wie „Wegwarte", „Robins Brautschiff", „Die Schwestern", „Treue", „Die Hochzeit in der Mühle", deuten eine Handlung nur leise an und beschränken sich im übrigen auf den Ausdruck von Stimmungen. Denn gerade auf möglichste Verinnerlichung, auf möglichste Beschränkung des nie ganz zu überwindenden episch-tatsächlichen Elements in der Lyrik ist ihr Streben offenbar gerichtet. Die Stimmung, die Empfindung soll möglichst rein und unvermischt, dabei treu und wahr im Gedicht festgehalten werden, damit sie unmittelbar auf den Leser übergehen, sich in ihm ohne weiteres nacherzeugen kann. Der Zyklus „Asphodill" besonders ist ein Beweis, mit welch zwingender realistischer Kunst Isolde Kurz ihre eigene Stimmung in unsere Seele überzuleiten versteht. Die Tiefen ihrer Seele sind uns gleichsam geöffnet, und wir erleben deren wechselnde Zustände, wie sie der Verlust des geliebten Freundes hervorruft, aufs intensivste mit: alle leisesten Zuckungen des Schmerzes, die zum Teil widersprechenden Vorstellungen, Empfindungen, Stimmungen, die sich im Lauf der Tage durch ihr wundes Bewußtsein drängen. Erinnerungen an gemeinsam durchfochtene Kämpfe, an das Ringen mit dem Schicksal um die verdüsterte Seele des Geliebten, an süße Liebkosungen, das Bild des nächtlichen Grabes, in dem er so schlecht gebettet ist, jetzt starre Verzweiflung über die eigene furchtbare Verlassenheit, dann wieder milde Resignation im Gedanken, daß er, der Ruhelose, nun doch Friede hat, ja Freude über sein wonniges Schlummern, das die Liebe bewacht — all das zieht an uns vorüber, bis wir in der Stimmung, die die Dichterin beherrscht, völlig untertauchen.

Die kürzlich erschienenen „Neuen Gedichte" stehen ganz auf der Höhe der ersten Sammlung. Ja, man kann von dem ziemlich starken Bändchen sogar sagen, daß es kaum irgend etwas völlig Unbedeutendes enthält. Eine ganze Reihe der edelsten lyrischen Perlen glänzt uns daraus entgegen. In Gedichten wie „Das Maienfest", „Ich saß so lang vom Glück entfernt", „Südliche Nacht", „Vision", „Letzte Fahrt", „Jetzt heißt es still und heimlich sich entfernen", „Entrückung", „Winternacht", „Le temps que je regrette", kommt manchmal die Empfindung, die

Stimmung wieder so wunderbar rein zum Ausdruck, daß wir gleichsam die Worte, die sie getragen haben, völlig vergessen und die unmittelbare Berührung der Seele der Dichterin zu fühlen glauben. Durch die schönsten dieser Lieder geht ein tief schwermütiger Grundton, der ans Herz greift. Die Dichterin beklagt ihre verlorene ungenossene Jugend, deren weißes Gewand eben hiner den Bäumen entflattert, als das späte Glück sie besuchen kommt. Oder sie breitet sehnsüchtig die Arme nach den unbekannten Seelenfreunden aus, für die allein sie gedacht und gedichtet, die ihr nie im Leben begegnen wollen und von denen sie doch weiß, daß sie sind. Das eigene ungeborene Kind, das ihre Sehnsucht nicht ruhen läßt im Dunkel des Nichtseins, besucht sie als „holder Mittagsspuk", und seine Hand stiehlt sich mit „ungefühltem Druck" in die ihre. Besonders schön und charakteristisch für die Dichterin, die das Kind so innig liebt und seine Seele so von Grund aus versteht, sind auch die vier Kindergedichte. Das erzählende Element nimmt einen etwas breiteren Raum ein als in der ersten Sammlung, und Isolde Kurz beschenkt uns mit einigen echten, höchst wirkungsvollen Balladen.

Die Form dieser Gedichte ist von kristallener Klarheit und bezauberndem Wohllaut. Das musikalische Element spielt, wie bei aller echten Lyrik, eine große Rolle. Jenes feine Ohr für den Rhythmus, dessen Seltenheit in unseren Tagen Isolde Kurz mit Recht beklagt, besitzt sie selbst im allerhöchsten Grade. Dabei verfügt sie über eine erstaunliche Sprachgewalt. Das vielfach so barbarisch mißhandelte Instrument, die deutsche Sprache, das so herrliche Töne hergibt unter den Fingern des Meisters, spielt Isolde Kurz mit souveräner Leichtigkeit. Dies beweisen auch ihre meisterhaften Übersetzungen, von denen das berühmte „Bacchuslied des Lorenzo Magnifico" hervorgehoben sei.

Es gibt unter Isolde Kurz' Novellen eine Gruppe, die für die lyrische Grundrichtung ihres Talents wohl eben so beweiskräftig ist wie die Gedichte, jene nämlich, die es entweder fast ausschließlich oder doch vorwiegend mit Stimmungen zu tun hat; hierher gehören bezeichnenderweise der Dichterin beste Arbeiten, vor allen „Mittagsgespenst" und „Genesung". In der Einleitung zur ersteren Novelle spricht es die Dichterin geradezu aus, daß sie eigentlich gar nicht erzählen, sondern nur einen merkwürdigen inneren Zustand schildern, also rein lyrisch verfahren wolle. „Da ist eigentlich nichts zu erzählen, es ist nur ein Zustand und keine Geschichte." Mit leiser, aber unwiderstehlicher Gewalt werden wir in die Stimmung hineingezogen, die das Erscheinen des Mittagsgespenstes vorbereitet, des weißen Phantoms, das den „grauen oder schwarzen huschenden Schatten des Nordens" so unähnlich ist. Wir wandern durch den Sonnenbrand der toskanischen Hügellandschaft in der lautlosen Stille eines Sonntagmorgens der toten Stadt San Gimignano entgegen, jenem „Stück versteinerter Vergangenheit". Ein

seltsames Grauen beschleicht uns in ihren leeren hallenden Straßen, beim Anblick ihrer himmelhohen trotzigen Türme, und wir wundern uns nicht mehr, daß mit dem Schlag der Mittagsstunde in der „sinnverwirrenden, überirdischen Helle, die alle Gegenstände zu Visionen macht," jene furchtbare Vergangenheit, deren unsichtbare Gegenwart uns bisher ängstigte, uns nun auch sichtbar vor die Augen tritt. Die stimmungerzeugende, suggestive Kunst der Dichterin hat hier wohl ihren Höhepunkt erreicht. Der Bericht des seltsamen Menschen, der das Mittagsgespenst erblickt hat, versetzt uns allmählich in eine förmliche Hypnose, und wir glauben ihm am Schlusse gern, daß es auch „Gespenster von geschehenen Dingen" gibt, und daß feiner organisierte Seelen von ihnen heimgesucht werden.

Noch reicher an spezifisch poetischer Schönheit dürfte die Novelle „Genesung" sein, deren ungemein zarte Atmosphäre an den beseligenden Zauber eines lieblichen Traums gemahnt. Ja, ein seliger Traum ist es, den wir mit dem schönen kranken Jüngling durchträumen, der, seiner südlichen Heimat in zu zartem Alter entrissen, Jahre schweren Siechtums im rauhen, nebligen Norden durchlitten hat. Jetzt ist seine glühende Sehnsucht gestillt, das geliebte Venedig steigt wieder vor seinen entzückten Blicken empor, die verfallende Wunderstadt über den Wassern, die entthronte Meereskönigin, herrlicher, phantastischer noch, als die verblaßte Erinnerung sie ihm gezeigt. Heimlich stiehlt er sich von der Seite seiner Mutter, um allein die Straßen und Plätze zu durchschlendern, und ihn, den man bisher so sorgsam gehütet, „selbst vor der Freude", durchströmt ein berauschendes Lebens- und Freiheitsgefühl. Märchenherrlichkeit umgibt ihn, und ein Märchen ist es, was er erlebt. Blumen regnen auf die Gondel herab, die ihn über das grüne Wasser der Kanäle trägt, und auf den Stufen seines ehemaligen Vaterhauses tritt ihm das Glück in zarter Mädchengestalt entgegen, um an seiner Seite hineinzufahren in die venetianische Wundernacht. „Es war, als schwämme mit dem schönen jungen Menschenpaar der Frühling selbst über die dunklen Fluten." Selig schlummert er an diesem Abend ein, denn es sind ja Wunder für ihn geschehen, das Glück ist zu ihm gekommen. Am andern Morgen findet man ihn tot, ein Lächeln auf den Lippen; „er hatte auf venetianischem Boden die Genesung gefunden." Ein lyrisches Gedicht in Prosa ist diese Novelle, von feinster Harmonie der Form, zart, wie aus Duft gewoben, farbenschimmernd, von unbeschreiblichem, traumhaftem Stimmungszauber erfüllt.

Auf einen lyrischen Grundton ist auch „Werthers Grab" gestimmt; mit wehmütiger Liebe und einem leisen Lächeln rettet die Dichterin die Poesie des Ilgenauer Idylls, das durch die nüchterne Betriebsamkeit unserer Zeit vom Erdboden vertilgt wurde, in ihr Reich. Längst entschwundene Tage mit ihrer naiven Harmlosigkeit, ihrem Frieden und



ihrem gefühlsseligen Idealismus scheinen in dem altmodischen Park und dem Schweizerhäuschen des alten Fräuleins von Plessen wie durch einen Zauber zum Stillstehen gezwungen. Wie eine Verkörperung jener Tage geht sie im weißen Kleid und Florentiner Strohhut zwischen ihren Rabatten und Taxuswänden umher, eine rührende Gestalt, die ihr mystischer Verkehr mit geliebten Toten mit einem geheimnisvollen Nimbus umgibt. Ihr seltsames kleines Reich erscheint uns in um so höherer Verklärung, als wir es in einer Kinderphantasie gespiegelt sehen. Isolde Kurz blickt mit wehmütiger Sehnsucht auf das „Kinderparadies" zurück. Die Kindheit ist nach ihrer Ansicht „im Grunde unser wahres Dasein". „Denn was später kommt, ist nur eine vergrößerte und vergröberte Wiederholung." Kein Wunder, daß die Dichterin das Kind beneidet, denn das Kind erlebt ja eigentlich lauter Poesie, seine Einbildungskraft umwebt die gewöhnlichsten Dinge mit einem Feenzauber. „Das Kind übertrifft an Phantasie den größten Dichter, nur daß keine Kunde aus seiner Welt in die unsrige dringt." So hat uns denn Isolde Kurz einzelne Kindergeschichten von zartem lyrischem Reiz geschenkt. „Der Aktiengarten" gehört noch ganz zu den Stimmungsnovellen, während „Nachbars Werner" vielleicht schon zum Teil der Gruppe zuzuweisen ist, die ich die psychologische nennen möchte. Denn die Dichterin dringt hier mit feinstem Verständnis tief in das seltsame Leben und Weben einer eigenartigen, hochbegabten Kinderseele ein, deren tragisches Geschick in ergreifender Weise mit dem bunten selbstgeschaffenen Wunderland kontrastiert, in dem „Nachbars Werner" mit seiner kleinen Freundin schwelgt.

Es ist klar, daß gerade der Lyriker wohlbegründete psychologische Interessen hat. Wer gewöhnt ist, in die Tiefe der eigenen Seele hinabzusteigen, um ihre geheimsten Regungen zu belauschen, der wird sich auch von jedem fremden merkwürdigen Seelenleben unwiderstehlich angezogen fühlen. Dabei löst die divinatorische Kraft des Dichterblicks, die wundersame Fähigkeit des echten Dichters, sich in fremde Individualitäten einzuleben, Rätsel, vor denen der „exakte" Psychologe rat- und verständnislos steht. Zwei Arten von Problemen sind es, mit denen sich Isolde Kurz in ihren psychologischen Experimentalnovellen beschäftigt: auf der einen Seite eigenartige, komplizierte, ja direkt pathologische Naturen, die manchmal noch durch besondere Erlebnisse oder Umstände zu einer abnormen Entwickelung gedrängt werden, auf der anderen Seite naive Individuen aus dem Volk unter dem Einfluß bestimmter Schicksale. Die „Italienischen Erzählungen" enthalten zwei Erzählungen von der ersteren Art. „Erreichtes Ziel" zeichnet einen aristokratischen Sonderling, einen feingebildeten Dilettanten, geborenen Junggesellen und bedächtigen Zauderer, der in einem seltsamen platonischen Verhältnis zu seiner schönen Cousine steht. Schon zum zweiten Male wartet sie

vergebens Jahr um Jahr auf seine Werbung, denn er fühlt instinktiv, daß er sich als Ehemann schwerlich so wohl fühlen würde, wie als ritterlicher Verehrer nach guter alter Fasson. Schließlich läßt er gar für sie und sich ein fürstliches Grabmal errichten und „bietet ihr statt des Platzes in seinem Haus — ein Grab an seiner Seite!“ Das Ende vom Liede ist, daß die schöne Melanie mit dem Bildhauer, der die Gruft geschaffen hat, sich heimlich vermählt und ihm nach Amerika folgt. Aber der wunderliche Liebhaber weiß die Königin seines Herzens zu zwingen, daß sie wenigstens im Tode zu ihm zurückkehrt; er vermacht der armen Cousine sein großes Vermögen unter der Bedingung, daß sie einst sein Grab mit ihm teilt. Während sie seinen Hügel mit Blumen schmückt, „wartet er mit der Geduld, die ihm im Leben eigen war, aber in voller Zuversicht, daß die Frau seiner Liebe komme, um sich an seiner Seite zu betten“. Es ist eine ungemein feine und eigenartige psychologische Studie; die Dichterin hat ihren seltsamen Helden mit großer Kunst so gehalten, daß er niemals lächerlich wird, sondern daß wir trotz alles Kopfschüttelns mit Teilnahme seinem Treiben folgen. Glänzend bewährt sich ihre Kunst, außerordentliche Seelenzustände nachzuempfinden und mit überzeugender Energie zur Darstellung zu bringen, in der kleinen Skizze „Ein Rätsel“. Der Wahnsinnige, der sein Ich verloren hat, schwelgt, nach verzweifelten Versuchen, es wiederzufinden, in der triumphierenden Vorstellung, daß er „durchgebrochen sei durch den Boden des Ichs, durchs Gesetz der Individuation, hindurch, hinab, ins reine Sein, auf den Urgrund der Dinge“. Die Mischung von Tiefsinn und Narrheit ist mit überraschendem Realismus getroffen. Ein Gegenstück dazu bildet die Phantasie „Haschisch“ in den „Phantasieen und Märchen“, die fast mit derselben Wahrheit die Traumzustände des narkotischen Rausches mit ihren sich steigernden Wirrnissen schildert. Das Problem der Novelle „Gedankenschuld“ erinnert an „Rosmersholm“: auch hier „das ungeheure Raffinement eines langsamen Mordes mit reinen Händen“, begangen von einem mit dämonischer Willensmacht ausgerüsteten Weibe, das um jeden Preis den Geliebten besitzen will; auch hier die völlige Abwesenheit des moralischen Sinnes während der furchtbaren Tat und dann die Umwandlung unter dem Einfluß des Geliebten. Marina, das Weib mit den Sphinxaugen und dem wie mit Blumen verhüllten Abgrund in der Seele, deren Gedanken töten können, ist eine der stärksten und tiefsten Schöpfungen der Dichterin. Mit Grauen ahnen wir das Geheimnis der von einer elementaren Leidenschaft erfüllten Weibesseele, die „dunkel und unbegreiflich ist, wie die schöpferische und mörderische Natur selbst“.

„Sein Todfeind“ sucht die schwierige Aufgabe zu lösen, uns begreiflich zu machen, wie ein Mensch mit trefflichen Anlagen, aber reizbar und nicht sehr willensstark, an einem lächerlichen Namen, den ihm die schrullenhafte Pädagogik seines Vaters angeheftet hat, zugrunde geht.

Es hatte für die feine Seelenkennerin offenbar einen eigenen Reiz, ganz im Gegensatz zu solchen verwickelten Fällen, wie eine hochgesteigerte Kultur sie hervorruft, auch das naive Bewußtsein auf primitiver Entwickelungsstufe zum Gegenstand ihrer Analyse zu machen. Bietet sich ja doch hier dem Beobachter der Vorteil, daß die Instinkte und Leidenschaften der menschlichen Psyche sich ihm in ihrer typischen Reinheit darstellen. Gerade ihre zweite Heimat, Italien, schien für solche Beobachtungen das geeignete Feld zu sein; denn es ist nach der Dichterin Auffassung „das Land der großen Menschheitstypen, wo die ewigen Urbilder immer wieder nachwachsen". Die beiden Erzählungen „Pensa" und „Unsere Carlotta" führen uns zwei italienische Dienstmädchen vor. Die arme, kleine Pensa, die ihren Namen so wenig verdient, ist eine schwache Seele, eines jener „dumpfen Kinder der Natur", die „kein Ich haben und nur ein Stück des immer treibenden Lebens sind". Gedanken- und willenlos läßt sie sich von ihrer abenteuerlichen Leidenschaft für den schönen jungen Militärarzt ins Verderben reißen, freilich nicht in dem Sinn, als ob sie sein Opfer würde, denn davor bewahrt sie ihr unschuldiges Herz und die Erinnerung an die Mahnung des sterbenden Vaters. Die ganze Entwickelung des Verhängnisses ist mit ergreifender Wahrheit zur Anschauung gebracht. „Unsere Carlotta" dagegen, schon ihrer äußeren Erscheinung nach eine „schöne Riesin", ein „Bronzeweib", das an antike Kolossalstatuen erinnert, ist eine „mächtige, einfache, wie aus den Blättern des Alten Testaments herausgestiegene Gestalt". Dieser „menschgewordene Urtrieb" mit seiner elementaren Rachsucht erinnert lebhaft an Richard Voß' „Sabinerin". Auch die Novelle „Die Glücksnummern", welche die mit einem seltsamen Aberglauben verbundene Leidenschaft des italienischen Volkes für das Lotteriespiel zum Gegenstand hat, wäre hierher zu stellen.

In ihren Dichtungen ist es Isolde Kurz nur um Gestaltung zu tun. Sie tritt darin nicht wie manche ihrer Schwestern in Apollo auch als Prophetin auf, als Verkünderin irgend einer ethischen, religiösen, sozialen Richtung. Sie nimmt darin keinerlei Stellung zu Zeitfragen. Bezeichnenderweise macht sie der deutschen Kritik einen schweren Vorwurf daraus, daß sie bei einem Dichter vor allem nach solchen Dingen suche, daß ihr nicht das Talent, sondern die Gesinnung die Hauptsache sei.

Wer die Welt- und Lebensanschauung der Dichterin im einzelnen kennen lernen will, der muß nach einem ihrer neuesten Werke greifen. „Im Zeichen des Steinbocks" hat sie diese Aphorismensammlung betitelt.

„Ja, ich betrat die Welt beim Sonnensiege,
Und unterm Steinbock stand auch meine Wiege,
Zum Sinnbild nahm ich ihn, zum Wappentier . . .
. . . wer in seinem Zeichen
Geboren ist, der wag' es ihm zu gleichen,

Ihn muß die weglos rauhe Höhe locken,
Nicht vor dem Sturze bangend darf er stocken,
Auf Gipfeln ist sein Reich und seine Ruh',
Er muß den ewigen Einsamkeiten zu."

Höhenluft weht in der Tat in diesem Buch. Die es geschrieben hat, gehört zu den Auserwählten, die auf den Gipfeln des Lebens und der Erkenntnis wandeln. Es trägt das Gepräge eines hohen, stolzen, starken und freien Geistes.

Einer der wichtigsten Züge im Bilde der Dichterin, wie es uns aus diesen Blättern entgegenspringt, ist ihre ungemeine Wertschätzung der Form, nicht bloß der äußeren natürlich. Die Form bedeutet überall den Sieg des Geistes über die Materie. Das Entscheidende beim Künstler, beim Dichter ist die Form, „unter der sein Wesen jeweils in die Erscheinung tritt", ihr Verständnis und ihre Beurteilung die einzige wahre Aufgabe einer berufenen Kritik. Der Deutsche leidet von Natur an einer gewissen Formlosigkeit; aus der Empfindung dieses Mangels entspringt „der Zug nach dem Süden, dem Lande der Form", der ein nationaler Zug und durchaus nicht zu schelten ist. „Das hellenisch-römische Formgefühl gewinnen, es mit dem tiefen, prophetischen Geiste des Germanentums durchdringen, das ist und bleibt die Kulturaufgabe der Deutschen". Der Naturalismus mit seiner Verachtung jeder Form ist „eine Revolution der Materie gegen Geist und Form." Tiefsinnig zeigt Isolde Kurz die kosmische Bedeutung der Form, des Rhythmus, der als die Offenbarung einer ewigen Ordnung das Weltganze durchflutet, und den innigen Zusammenhang zwischen Rhythmus und Ethik. „Alles Gute ist nur Harmonie, Rhythmus, Einstimmen und Takthalten mit der Musik des Weltganzen . . . Nicht in gute und schlechte, sondern in musikalische und unmusikalische müßte man die Menschen einteilen" — echt griechische Gedanken!

Isolde Kurz erweist sich in diesem Punkt so recht als eine Schülerin der Griechen, deren begeistertes Lob sie denn auch fortwährend im Munde führt. „Immer die Griechen! Kannst du denn von nichts anderem reden? Es treibt mich, allen meinen Wohltätern zu danken. Den Griechen danke ich, wie billig, am öftesten." Man begreift diese grenzenlose Verehrung des genialen Volkes bei einer Natur, die dem hellenischen Altertum in so hohem Grade geistesverwandt ist. Man freut sich gerade in unserer Zeit herzlich über das mutige und beredte Zeugnis, das eine hochbedeutende Frau für den schwer bedrohten Humanismus ablegt, der eine der Grundfesten unserer geistigen Kultur bildet. Aber gerade im Interesse der um die Existenz ringenden humanistischen Bestrebungen muß man es bedauern, daß Isolde Kurz' Griechenbegeisterung doch gar zu überschwenglich erscheint, denn dies kann ihr Zeugnis in den Augen vieler leicht entwerten. Die

Griechen, „das einzige Kulturvolk, das jemals gelebt hat," zu nennen, im Agamemnon des Äschylos den Gipfel aller tragischen Kunst zu sehen, der niemals wieder erstiegen worden sei, zu behaupten, daß die großen Griechen allein frei geblieben seien von allen Malen der Sterblichkeit, während man es für möglich hält, daß selbst Shakespeare und der Faust einmal sterben, das geht doch zu weit.

Isolde Kurz hält es für möglich, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo die Frau zur Hüterin der Schätze klassisch-humanistischer Bildung bestellt wird, um den Mann zu entlasten, den die ins Unendliche wachsenden Aufgaben moderner Wissenschaft immer stärker in Anspruch nehmen. Dieser interessante Gedanke schon zeigt, wie hoch sie das Ziel der Frauenbewegung stecken muß. Bloß auf „die Förderung und ökonomische Sicherung einzelstehender weiblicher Wesen" auszugehen, wäre viel zu wenig. „Wir brauchen eine stärkere, adligere Mutter für die künftigen Geschlechter, als die Durchschnittsfrau von heute."

Daß unsere Dichterin und Denkerin mit dem hochentwickelten Sinn für hellenische und romanische Feinheit und Klarheit germanische Tiefe verbindet, zeigt ihr kühnes Niedersteigen in metaphysische und mystische Abgründe. Was sie über das Mysterium des Ich sagt, über den geheimnisvollen Widerstreit der „Zentralität" jedes einzelnen Ich mit der aller andern, über die dunkle Ahnung der wesentlichen Einheit alles Bewußtseins, erinnert an ihre Skizze „Ein Rätsel".

Die Herzenskündigerin, die tiefe Kennerin der Menschenseele, wie sie uns in manchen Novellen entgegentrat, finden wir wieder in dem Abschnitt über „Moral und Psychologie", wo sie lebhaften Protest erhebt gegen das starre Geltendmachen der „idealen Forderungen" ohne Rücksicht auf das „so unendlich komplizierte Gewebe" menschlicher Anlagen und Verhältnisse. Die grobe Verständnislosigkeit des Alltagsmenschen, sein selbstgerechtes Aburteilen über die Handlungen des Nächsten, von deren geheimen Ursprüngen er keine Ahnung hat, erregt Isolde Kurz den äußersten Widerwillen. „Psychologie ist es, was dem verworrenen Weltgetriebe vor allem not tut, sie müßte die Begleiterin des abstrakten Rechtssinns werden, sie müßte mit ihrer Fackel in alles Erziehungswesen leuchten, sie müßte überall, wo Menschen zusammenwirken, der strengen Sachlichkeit die Aufsicht führen helfen."

Isolde Kurz ist eine durchaus vornehme Erscheinung, eine Aristokratin des Geistes, ein Fremdling in unserer plebejischen Zeit. Sie erinnert lebhaft an die edlen Gestalten unserer klassischen Literaturperiode, an jene adeligen Charaktere, deren beständiges Streben es war, „den ganzen Menschen zur künstlerischen Vollendung zu bringen". Höchst bezeichnend ist ihre Bewunderung dieser „Charakterkünstler und Selbsterschaffer", ihre Klage, daß heutzutage „die geistige Kultur mit Seelenadel nichts mehr zu tun" habe, bezeichnend auch ihre Überzeugung von der engen Verwandt-

schaft zwischen Ethik und Ästhetik. „Ethische und ästhetische Werte sind in ihrem allerinnersten Wesen eins." „Moral ist angewandte Ästhetik." Eine abstrakte, philiströse Moral, der das künstlerische Empfinden mangelt, ist ihr zuwider. Aber ebensowenig versteht sie das Gebaren jener „ästhetischen Schwelger, die überall das Schöne suchen und genießen," aber „in ihren eigenen Handlungen und Unterlassungen so gar nicht schön" sind. Was Wunder, wenn sie, mit diesem hohen und echten Idealismus im Herzen, sich abwendet von dem rohen Hasten und Jagen unserer materiellen Gegenwart, um einsam in einer Zukunft zu leben, von der sie die Wiederkehr einer verjüngten, veredelten Menschheit mit freudiger Zuversicht erwartet?

„Doch weil das Heil noch fern der kranken Welt,
Und weil mein Licht nur meinen Pfad erhellt,
Will ich von ihren Festen fern und Fehden
Mich mit der Zukunft einsam unterreden.
In ätherleichte Luft, zum Alpenfirn
Trägt mich der Geist, ich fühl' um meine Stirn
Das Wehen schon der ungebornen Tage . . ."

Wer sich inmitten der schweren Kämpfe unserer verworrenen Übergangszeit nach einer Ruhepause sehnt, wer seinen schwankenden Glauben an das Ideal, an den erhabenen Beruf des eigenen Volkes und der Menschheit stärken möchte, wer seinen Geist gesund baden möchte in den kristallenen Wassern einer hohen, reinen, freudigen Welt- und Lebensanschauung, der nehme Isolde Kurz' Schriften zur Hand, er wird sich nicht betrogen finden.





Italien und Deutschland.

Von

Alfredo Biagini.

— Mailand. —

Italien und Deutschland haben sich gegenseitig bisher immer von oben herunter angesehen, aber, wie mir scheint, niemals gerade ins Gesicht. Wir waren stets den Deutschen gegenüber, was sie für uns gewesen, Eroberer oder Eroberte. Als die Teutonen zum ersten Male auf der Bühne der alten Welt erschienen, wütete unter ihnen das Schwert der Römer, aber auch die Römer lernten die Schärfe des teutonischen Schwertes kennen. Dann ward in einem vielhundertjährigen Kampfe das römische Reich — das heißt die militärische und politische Oberherrschaft der Italiener über alle Völker — von den Teutonen vernichtet. Es war für die alten Römer eine weit härtere und schwierigere Aufgabe, nach Deutschland hinaufzusteigen, als für die alten Germanen, über die Alpen nach der norditalienischen Tiefebene herunterzukommen. Das war natürlich, nicht nur weil man leichter herab- als hinaufsteigt, sondern auch weil der Deutsche, der nach Italien kommt, einen Himmel findet, der ihn anlächelt, während der Italiener, an das strahlende Licht seiner Heimat gewöhnt, ungern sich von demselben entfernt und schwer dem rauheren Klima des Auslandes zu trotzen vermag. Ohne indessen die vielen Ursachen aufzählen zu wollen, die das römische Reich geschwächt und für jeden Eroberer leicht besiegbar gemacht haben, glaube ich, daß es zu jeder Zeit Deutschland leichter werden würde, Italien zu erobern, als umgekehrt, aus dem einfachen Grunde, weil der Deutsche mit weniger Schwierigkeit in Italien reist, als der Italiener in Deutschland.

Ich sage das keineswegs, um irgend einem Deutschen mit gesundem Menschenverstande zuzumuten, an eine künftige Eroberung Italiens auch

nur zu denken, sondern einfach, um die Hauptursache zu bezeichnen, weswegen der Deutsche den Italiener besser kennt, als der Italiener den Deutschen. Dazu kommt noch für uns die größere Schwierigkeit der deutschen Sprache, während die Deutschen die italienische viel leichter erlernen. Da die Deutschen gründlich Latein studieren und gleichzeitig auch Französisch regelmäßg lernen, können sie mit Hilfe dieser beiden Sprachen vieles in der italienischen erraten, ohne sich ihr gerade zu widmen. Wir treiben zwar auch genügend Latein und bringen es nicht selten so weit, dasselbe mit einer gewissen Eleganz zu schreiben, und Französisch lernen wir, fast ohne es zu merken; allein keine der beiden Sprachen erleichtert uns auch nur im geringsten das Verständnis des Deutschen. Dies ist ein bedeutendes Hindernis, und obwohl das erneute Italien durch den vermehrten Unterricht der deutschen Sprache in den Schulen dasselbe zu übersteigen trachtet, wird es ihm trotzdem nicht gelingen, es gänzlich hinwegzuräumen, wenn es nicht zu einem Radikalmittel greift und das Beispiel Rußlands nachahmt, wo in jeder bürgerlichen Familie den Kindern von vornherein durch fremde Hauslehrer und Erzieherinnen das Französische und das Deutsche gleichzeitig mit ihrer eigenen Sprache beigebracht werden. Indessen ist es zweifelhaft, ob dies Erziehungssystem, welches für Rußland paßt, auf Italien wohltätig wirken würde. Rußland beabsichtigt, sich zu zivilisieren, indem es sich die Kultur des Westens aneignet; und selbst, wenn es einen Teil seiner nationalen Besonderheit opfert, ist der Gewinn noch groß. Aber die Sache liegt anders für ein altes Kulturland, wie Italien; hier wird der Nutzen gering sein im Vergleich mit dem Verlust. Jedes Volk muß sich seine natürliche Physiognomie und seine nationalen Sitten bewahren. Wenn, um uns zu lieben, wir uns auch gleichen müßten, würde die Welt monoton und langweilig werden. Um die Deutschen zu lieben, brauchen wir nicht Deutsche zu werden, so wenig die Deutschen den Italienern nachzuäffen brauchen, um sich mit diesen zu befreunden. Die Hauptsache ist, daß unsere Gefühle übereinstimmen, und Aufgabe der Schriftsteller in Deutschland und Italien ist es, dieselben in Übereinstimmung zu bringen. Was die Sprache betrifft, so werden alle diejenigen sie lernen, die das Bedürfnis dazu fühlen, sei es zum Studium, sei es zum Reisen, in Geschäften oder zum Vergnügen. Ich will mich jedoch auf diesem minder wichtigen Punkt nicht länger aufhalten. Was liegt an der Sprache, die wir reden, wenn wir uns nicht erst mit dem Herzen verstehen? Kain und Abel redeten wahrscheinlich dieselbe Sprache, und dennoch haßten sie sich. Die Savoyarden und die Piemontesen redeten eine verschiedene Sprache, und dennoch, solange sie beide dem Hause Savoyen untertan waren, stimmten sie vollkommen überein; im Venetianischen wurde vor dem Jahre 1859 das Deutsche mehr gelernt, als in irgend einer anderen italienischen Provinz, und doch trug das durchaus nicht dazu bei, die

Sympathie der Venetianer für die österreichischen Herrscher zu fördern. Die gemeinsame Sprache ist freilich eine mächtige Förderung der Zuneigung, sie kann aber auch zur Förderung des Hasses werden. Diesen vor allem muß man unmöglich machen, und dann wird es jedem Volk leicht sein, mit einem anderen zu harmonieren, welche Zunge sie untereinander auch reden mögen. Es gibt eine stumme Sprache, die Taten im Gefolge hat, und die beredter ist, als alle Worte, und diese stumme, ideale Sprache ist es, die ich zwischen Volk und Volk verlange.

Mit Ausnahme der Spanier, von denen Italien nur ein eitles, lästiges Zeremoniell angenommen hat, das heute noch unserer Rede und unseren Gebräuchen hinderlich ist, gab es kein fremdes Volk, das nach Italien gekommen wäre, ohne fruchtbare und wohltätige Spuren seines Aufenthalts zurückgelassen zu haben. Unter all den Berührungen aber, die Italien je mit den Fremden gehabt, ist diejenige mit den Deutschen die wirksamste gewesen. Denn sie modifizierte gründlich den italienischen Charakter und ließ ihm dennoch seine ursprüngliche und mächtige Originalität. Ich zweifle beinahe, ob aus den rein italienischen Elementen, ohne die Grundlagen des durch germanischen Geist beherrschten Mittelalters, das uritalienische Gedicht eines Dante hätte entstehen können. Ich möchte das weder durch die tiefe und ernste Schwermut, die es durchweht, begründen, noch durch die Leidenschaft, die es bewegt, auch wenn Professor Mommsen in einer etwas übertriebenen und exklusiven Kritik meinte, daß die Italiener einer solchen nicht fähig seien. Mit dieser schwermütigen Empfindung waren im Altertum schon die Verse des Lucrez, des Virgil, des Catull erfüllt; und ihre Empfindung war keineswegs Rhetorik, wie Mommsen behaupten möchte. Die Leidenschaft, die das Dantesche Gedicht atmet, könnte ebenso gut deutsch als italienisch sein, denn sie ist human. Das ist ja das Vorrecht der großen Dichter, eminent human zu fühlen, um über ihre Zeit, über ihre Heimat hinaus Weltbürger zu sein. Doch das Mystische und Gläubige im Danteschen Gedicht sind ein Prädikat jener merkwürdigen neuen Kultur, welche, durch die Verschmelzung der nordischen und südlichen Elemente hervorgebracht, zuerst auf lateinischem Boden Fuß faßte, um von dort aus später auf den germanischen zurückzuwirken. So wurde denn die italienische Renaissance, an der die Germanen geheimnisvoll und unbewußt mitgewirkt hatten, mit Recht als ein erster Vorbote der germanischen religiösen Reformation betrachtet.

Das Jahrhundert der Renaissance ist in der Tat eine von den wenigen, und neben der Zeit Karls des Großen und der Gegenwart die wichtigste von den Perioden, in denen Deutschland und Italien nach vielhundertjährigen Kämpfen zur friedlichen Lösung einer großen geschichtlichen Aufgabe sich die Hand reichten. Waren erst die Römer, dann die Deutschen als Eroberer über die Alpen gedrungen, so ergoß sich jetzt der Strom

der humanistischen Bildung von Italien aus über die nordischen Länder; und keines ist von ihm tiefer und nachhaltiger befruchtet worden als Deutschland. Hier sind durch das Studium des Altertums die Keime der großen religiösen Bewegung, der Reformation, großgenährt worden. Überaus merkwürdig finde ich nun das Verhältnis, in welches Deutschland zu Italiens geistiger Entwickelung trat. Es nahm an ihr teil, aber auf eine durchaus abweichende Weise. Wenn es in Italien Poeten, wie Boccaccio und Petrarca waren, die zu ihrer Zeit das Studium der Alten beförderten und den nationalen Antrieb dazu gaben, so ging es in Deutschland von einer geistigen Bruderschaft, den Hieronymiten des gemeinsamen Lebens, aus, einer Bruderschaft, welche Arbeitsamkeit und Zurückgezogenheit verband. Es war eines ihrer Mitglieder, Thomas von Kempen, in dessen Schule alle die würdigen Männer gebildet wurden, die von dem in Italien aufgegangenen Licht der alten Literatur zuerst dahin gezogen, dann zurückkehrten, um es auch in Deutschland auszubreiten.

Wie der Anfang, so unterschied sich auch der Fortgang. In Italien studierte man die Werke der Alten, um die Wissenschaften aus ihnen zu erlernen: in Deutschland hielt man Schule. Dort versuchte man die Lösung der höchsten Probleme des menschlichen Geistes, wenn nicht auf selbständige Weise, doch an der Hand der Alten: hier sind die besten Bücher der Unterweisung der Jugend gewidmet. In Italien war man von der Schönheit der Form ergriffen und fing an die Alten nachzuahmen; man brachte es zu einer nationalen Literatur. In Deutschland nahmen diese Studien eine geistliche Tendenz an. Indem nun in Italien die heidnische Richtung, die man einschlug, sich von der Kirche trennte, sich ihr entgegensetzte, so geschah etwas Ähnliches auch in Deutschland. Zwar trat auch in Deutschland die Freigeisterei, welche niemals ganz unterdrückt werden kann, in die literarischen Kreise ein und bildete sich hier und da zu einem entschiedenen Unglauben aus; doch daneben entwickelte sich dort eine tiefere, aus unbekannten Quellen entsprungene Theologie. Und so führte die Entwickelung des Jahrhunderts jenseits und diesseits der Alpen zu einer Opposition wider die Kirche. Diesseits, in Italien, hing sie mit Wissenschaft und Literatur zusammen, jenseits entsprang sie aus geistlichen Studien und tieferer Theologie. Hier war sie negativ und ungläubig; dort war sie positiv und gläubig. Hier hob sie den Grund der Kirche auf: dort stellte sie ihn wieder her. Hier war sie spöttisch, satirisch und unterwarf sich der Gewalt: dort war sie voll Ernst und Ingrimm und erhob sich zu dem kühnsten Angriff, der je auf die römische Kirche ausgeübt worden.

Auch nach dem Mittelalter hat sich bis auf diesen Tag das weltgeschichtliche Mit- und Ineinander deutscher und italienischer Geschichte allen denkenden Köpfen aufgedrängt. Von den Zeiten der

römischen Kaiser deutscher Nation, die Italien als den rechtmäßigsten und begehrenswertesten Schmuck ihrer Krone betrachteten, bis zu dem Tag, da es beiden Völkern gelang, sich als selbständige nationale Staaten aufzurichten, — welche Fülle von wechselnden, doch ununterbrochenen Beziehungen! Zu derselben Zeit, da in Deutschland die Reichsgewalt zerbröckelte, begannen für Italien die Tage der Fremdherrschaft, die langen Tage, die vom Zuge Karls VIII. bis in die Gegenwart währten. Dieselben Feinde: Spanien, Österreich, Frankreich zertraten den einen wie den andern Boden, gleichzeitig drang hier wie dort hispanisch-fränkische Unsitte ein, gleichzeitig zeigten beide Völker den tiefsten Verfall in Staat, Gesellschaft und Literatur. Und mitten in diesem Verfall erhob sich hier wie dort ein nordischer Grenzstaat in eigentümlicher Kraft, halb fremd den eigenen Volksgenossen; hier wie dort hat ein hochstrebendes Fürstengeschlecht, eingepreßt zwischen übermächtigen begehrlichen Reichen, Jahrhunderte hindurch das Grenzland verteidigt, bald im offenen Kampfe, bald durch die Künste einer verschlagenen Diplomatie -- wie jener Eisenkopf Emanuel Philibert, der, ein Friedensstifter und ein Held, auf dem Karlsplatze zu Turin gepanzert hoch zu Rosse sitzt und sein siegreiches Schwert in die Scheide steckt. Unberechenbar treulos gegen die bösen Nachbarn, standen die Grafen von Savoyen wie die Markgrafen von Brandenburg fest zu ihrem Volke als sorgsame Herren. Sparsame Wirte, streng gegen sich und ihr Haus, nüchterne Geschäftsleute, die der Zauber der Kunst kaum je berührte, bewahrten sie, während das Schicksal in wunderlicher Laune den kleinen Staat auf und nieder schleuderte, unentwegt ihren dynastischen Stolz, ihr monarchisches Pflichtgefühl. Es gibt Staaten, die das Gesetz ihres Lebens nicht durch eine geographische Notwendigkeit, sondern durch den freien Entschluß ihrer Leiter empfangen. Wir sehen sie oft gleich einem Menschen zögernd und wählend am Scheidewege stehen, und was sie erringen, ist ihr eigenstes Werk. Hierin, in der bewußten Arbeit des Menschenwillens, liegt der tiefe Grund der oft geschilderten Verwandtschaft zwischen Preußen und Piemont. Wie jenes in das Deutsche Reich, so wuchs dieses nach Italien hinein. Der blaue Rock und die harte Mannszucht der Preußen — im Potal wohlbekannt, seit die Grenadiere des alten Dessauers die blutige Schlacht vor den Wällen Turins eröffnet hatten — wurden seit den Tagen des großen Friedrich in dem Heere der Piemontesen heimisch, und bald stachelte die Dynastie der verlockende Gedanke, ob nicht das Kreuz von Savoyen den Herrscherbahnen des preußischen Adlers folgen solle. Als Friedrich zum ersten Male versuchte, die beiden natürlichen Gegner des alten Österreich durch ein Bündnis gegen Wien zu vereinigen, da fehlte in Turin nur die Macht, nicht der Wille; mit Freuden begrüßten die Staatsmänner Piemonts den deutschen Fürstenbund des großen Königs als einen „Schutzgott für die italienischen Staaten“.

Bald konnte Piemont auf Preußen, bald Preußen auf Piemont neidende Blicke werfen, wenn der eine oder der andere Staat dem Ziel seines Ehrgeizes um einen Schritt näher gekommen schien. Doch lange Zeit blieben beide schwankend, mißtrauisch, ja abgeneigt gegen den „Beruf". Die deutsche Nation antwortete noch mit Hohn und mit Kälte, als Karl Albert vor dem Feldzuge von Novara die Hoffnung aussprach, Deutschland werde in Österreich den Feind seiner Einheit erkennen; sie beugte sich ermüdet unter Österreichs Joch, beflissene Poeten brachten den „jugendlichen Heldenkaiser" und die „ewig grünen Lorbeerreiser" in jammervolle Reime. Freiherr von Manteuffel riet, man solle in Turin wie in Berlin auf die Träumereien der nationalen Staatskunst verzichten. Deutschland ließ sich nichts träumen von der gewaltigen Verschiebung aller Machtverhältnisse, die in der Stille sich vollzog. Man lachte des vielgeschäftigen kleinen Cavour: was sei er denn anders als ein Staatsmann der Ultimoabrechnung, gleich den Schwindlern des zweiten Kaiserreichs? Selbst einer der kundigsten deutschen Publizisten, C. F. Wurm, erklärte spöttisch, Piemont sei betrogen um den Lohn seiner Kriegstaten. Die hochbegabte italienische Nation galt eben in der Welt als ein Volk von Knechten, reich an Witz und Arglist, unfähig zu freiem Bürgerleben; die deutschen Blätter vornehmlich versündigten sich schwer an dem Nachbarlande, beteten gläubig alle Lügen der österreichischen Presse nach. Tausende von Deutschen durchstreiften alljährlich die Halbinsel, bildeten sich ihr Urteil nach dem geschäftigen Völkchen der Facchini und Ciceroni, das sie feilschend umdrängte. Sie kamen in das Land der Myrten und Orangen, um auszuruhen von ihren schweren nordischen Gedanken, um die Pracht der Natur und der alten Kunst zu bewundern. Für die fürchterliche Prosa der italienischen Gegenwart hatte niemand ein Auge; höchstens die Bettler in ihren malerischen Lumpen ließ man gelten als willkommene Staffage für die grauen Ruinen. Wenn dann und wann ein Byron oder Platen ein Lied der Klage sang um die Niobe der Nationen, so hörte der Italiener aus diesen Klängen ein herablassendes Mitleid heraus, das ihn noch tiefer verletzte als jene kalte Verachtung.

Immer eifriger und drängender warben die italienischen Patrioten um die starke Hand, welche die geeinigte Nation aus dieser jahrhundertelangen Ohnmacht und Schmach erlösen sollte, und in schnelleren Schritten ging es nach dem unreifen Versuch von 1848 der Katastrophe von 1859 zu. Welch ein Gegensatz der Zeiten und des Volkstums, sobald wir diese terza riscossa der Wälschen mit der deutschen Bewegung von 1813 vergleichen! Dort eine Nation von Dichtern und Denkern, die allzu lange mit ihren Träumen in den Wolken schweifte und nun, da sie den Mut findet, ihren Fuß fest auf die Erde zu stemmen, alle die vertrauten Mächte des Himmels anruft, ihr beizustehen: die Tröstungen des

Glaubens, den sittlichen Ernst einer weltverachtenden Philosophie, die Heldengestalten ihres neuentdeckten Altertums, die glänzenden Bilder einer gottbegeisterten Kunst. Hier eine rein politische Bewegung; alle gesunden Kräfte des Volkes so ganz versenkt in die Händel des Staates, daß noch auf Jahre hinaus allein Parteischriften die Geister zu entzünden vermögen. Kein Fichte, kein Schleiermacher, die das Pathos und das Ethos des Krieges vertreten; keine Hochschule, welche, der Berliner gleich, den Mut des Wissens in der Jugend stählt, um ihr den Mut des Handelns zu erwecken. Und wie leer, wie erkünstelt, wie arm erscheint das Lied vom roten Hemde, das va fuori d'Italia, neben der brausenden Jünglingsdichtung der Deutschen: Laßt wehen, was nur wehen kann, Standarten weh'n und Fahnen! Dort ein Volk ohne Presse, ohne öffentliches Leben. In tiefer Stille schreitet der Gedanke der Befreiung durch die Hütten und Paläste, grollend schaut der Bauer auf die ausgeplünderte Hofstatt, auch an der Wand des Kleinbürgers hängt, ein beredter Mahner, das Bild des großen Königs; fest wie ein Mann erheben sich die Hunderttausende, treu und schlicht, als wüßten sie's nicht anders, opfern und wagen sie das Ungeheure. Jede Tat des wundervollen Kampfes erzählt von der bescheidenen Größe, die in alle Wege des deutschen Geistes köstliches Kleinod bleiben wird. Hier ein hoch entwickeltes parlamentarisches Leben, eine laute Presse, die mit überschwenglichen Reden die Wunder italienischer Tapferkeit voraus verkündet; die planvolle Arbeit der Parteien gewinnt den Adel, die gebildete Jugend, zuletzt auch die städtische Masse, nur das Landvolk bleibt dem Kampfe fern. Aber wenn die Erhebung der Italiener mit der edlen Leidenschaft, der schönen Schwärmerei des deutschen Krieges sich nimmermehr messen kann, so ward sie doch geleitet von einer scharfen politischen Berechnung, die jenem Unschuldsalter des deutschen Volkes versagt blieb: sie wollte und erreichte mit der Vertreibung der Fremden zugleich den nationalen Staat.

Der Vergleich mit der deutschen Bewegung von 1866 ist nicht minder lehrreich. Das Zusammentreffen der deutschen und der italienischen Revolution wird dereinst eine der fruchtbarsten Parallelen der Geschichtsphilosophie bilden, und vornehmlich dieser Gegensatz wird den Nachlebenden zu denken geben: wie überlegen die Italiener auftraten in der Massenbewegung, wie überlegen die Deutschen in der geordneten Aktion. Hier eine Nation von Verschwörern, dort ein Volk, welches der Ordnung, der Leitung von oben bedarf, um seine schwere Kraft zu bewähren. Sehr klein erscheint die untätige Haltung der Hannoveraner, der Sachsen, der Schleswig-Holsteiner während des deutschen Krieges gegenüber dem patriotischen Mute, der nach dem Frieden von Villafranca die Toskaner beseelte. Aber wie schrumpfen die immerhin ehrenwerten Taten des italienischen Heeres zusammen neben dem Kriegsruhm der Preußen! Und wieder nach dem Siege trat die ganze Überlegenheit nordischer

Bildung und Arbeitskraft hervor: so tief die Sachsen von 1866 unter den Toskanern von 1859 standen, so hoch stand der erste norddeutsche Reichstag über dem ersten italienischen Parlamente. Und wahrlich, die Aufgabe dieses Parlaments war fast unlösbar schwer. Hier galt es nicht, wie in Deutschland, kleine Nebenlande einem mächtigen, festgefügten Staate anzugliedern, sie zu erfüllen mit dem Geiste des Kernlandes; hier galt es, aus losem Geröll einen neuen Staat zu schaffen.

Wie dem auch sei: es ist, als ob die gleichzeitige Erhebung Italiens und Deutschlands gegenseitig sich als ein Spiegel aufgerichtet wäre. Nicht ohne Gewinn wird das eine Volk in die verwandte Geschichte des andern sich versenken. Die eigene Geschichte wird verständlich zugleich und werter, wenn zum Vergleich herbeigezogen wird, wie das andere Volk aus tiefem Verfall zu politischer Macht sich heraufgearbeitet hat. Und wenn die Deutschen nie verkennen werden, welche moralische Anregung ihnen das Risorgimento der Italiener gegeben, so dürfen sie andererseits sich des durchaus eigenwüchsigen Gangs ihrer Geschichte freuen, die denn auch heute zu einem ganz anderen Resultat geführt hat, als die Einheitsbewegung diesseits der Alpen.

Frei von Mißgunst sahen die Deutschen im September 1870 den Herrscher des italienischen Einheitsstaats das letzte Blatt der Artischocke abpflücken. Ja in doppeltem Sinne nahmen sie Anteil an diesem Schlußstein der Annexionen, dem letzten und schwersten Problem, wie es schien, das jetzt so mühelos sich löste, aber freilich seitdem erst seine eigentlichen Schwierigkeiten herausgestellt hat. Zunächst war damit wieder ein Stück französischen Einflusses beseitigt, der in Rom von den Republikanern von 1848 gepflanzt, von Napoleon hartnäckig festgehalten wurde, und der zugleich den Stützpunkt der jesuitischen Verschwörung bildete, die Deutschland nicht minder bedroht als Italien. Daß 1870 in der Kriegspartei der Tuilerien zugleich schwarze Elemente tätig waren, für welche der Rheinfeldzug und das ökumenische Konzil nur die beiden zusammengeplanten Teile eines und desselben Feldzuges waren, ist für niemand ein Zweifel. Und so gehört auch dies zum Werk der Nemesis, daß dem französischen Kaiser der Papstkönig im Sturze nachfolgte. Der Sturz des weltlichen Papsttums vollendete die weltgeschichtliche Sühne, deren Werkzeug der deutsche Arm war, wie vor vier Jahrhunderten der deutsche Geist zuerst die Allmacht Roms erschütterte. Erst von der Höhe des eroberten Kapitols überschauen wir die tiefsten Bezüge deutscher und italienischer Geschichte, die seit Jahrhunderten bis zum heutigen Tage ineinander spielen. War es nicht im Jahre 1870, als sollte eine altverjährte Schuld gerächt werden? Wer dachte damals nicht an den Untergang der deutschen Kaiser, an Konradins Ende, den päpstliche und fränkische Tücke vereint zu Fall gebracht? Aus den Siegen über Frankreich

ist das neue Kaisertum erstanden, indessen das nationale Königtum der Italiener Besitz von der Petrusstadt ergriffen hat.

Niemand denkt daran, daß der alte Streit zwischen Kaiser und Papst sich wieder erneuern werde. Dazu ist die Welt zu alt und verständig geworden. Doch endgültig ist jener Ringkampf auch heute nicht entschieden, und wenn wir sehen, wie ein Teil der Römlinge gerade auf das neue deutsche Kaisertum seine Hoffnung setzt und ihm verdächtige Freundschaft entgegenbringt, so mag das den Deutschen noch so viel zu schaffen machen, als den Italienern die offene Feindschaft des Papstes. Wunderbar, wie doch der uralte Streit in immer neuen Metamorphosen sich wiederholt. Im Mittelalter hatte es das Kaisertum mit einer doppelten Macht in Italien zu tun, neben Rom mit dem italienischen Bürgertum. Aber was damals die Anfänge der italienischen Nationalität waren, die munizipalen Regungen in der Tiberstadt und die lombardischen Städtebündnisse, ist heute zu einer selbständigen Nationalmacht erstarkt, deren Interesse zusammenfällt mit dem des nationalen Kaiserstaats, welcher nördlich der Alpen aufgerichtet steht. Wer zweifelt, daß beide Mächte, Deutschland und Italien, ihre volle Unabhängigkeit gegenüber den römischen Ansprüchen durchführen werden; aber wer sieht nicht, daß sie fortan wider denselben Gegner gerüstet sein müssen?

Oftmals ist bezweifelt worden, ob es ein Gewinn für das moderne Italien sei, den Sitz der Regierung in die Stadt zu verlegen, die zweimal die Hauptstadt der Welt gewesen ist. Wenn freilich unter solchen Warnungen auch diejenige vernommen wurde, daß die glorreichen Überlieferungen der Stadt für die Herrscher Italiens ein ewig verlockender Anreiz zu ehrgeizigen Träumen, zu Weltherrschaftsgelüsten sein möchten, die den Staat zu seinem Unheil aus der ihm durch die eigenen Interessen vorgeschriebenen Bahn hinausreißen würden, so waren das müßige Phantasieen, ebenso müßig, als wenn in Deutschland übervorsichtige Geister vor der Erneuerung der Kaiserwürde verwarnten, die durch den Zauber des bloßen Namens zur Wiederaufnahme jener übergreifenden Entwürfe verführen werde, an denen das alte Kaisertum deutscher Nation sich verblutete. Nie wieder werden die Roncalischen Felder, wie zu Rotbarts Zeiten, die Herrlichkeit eines deutsch-italienischen Reichstags erblicken. Allein wer mag verkennen, daß ein Abglanz jener alten Kaiserkrone auch auf der neuen ruht? Ist nicht durch die neueren Ereignisse in gewissem Sinne jene Führerrolle dem deutschen Volk zurückerobert, die es im Mittelalter inne hatte und die es damals nicht behaupten konnte? Nicht umsonst heißt Deutschland das Herz Europas. Indem die stärkste Nation in der Mitte Europas ihre natürliche Stellung, die volle Freiheit ihrer Bewegung erhält, übt sie durch sich selbst, durch ihre bloße Schwerkraft, einen moderierenden Einfluß auf den Weltteil aus; dem Fahrzeuge gleich, das, wenn es eines geordneten gleichmäßigen Ganges sicher sein will,

die schwersten Lasten nach der Mitte zu verteilen muß. Erst in Zukunft wird sich die volle Wirkung davon äußern. Doch war das steigende und wohltätige Gewicht des deutschen Namens schon in den letztvergangenen Jahren deutlich zu spüren. Und ist nicht die italienische Erhebung, so selbständig sie in ihren Motiven und in ihrer Entwickelung, so wohl vorbereitet sie in der Geschichte dieses Volkes gewesen ist, doch in entscheidenden Krisen selbst nur zu einer Episode der deutschen Erhebung geworden? War es nicht so im Jahre 1866, da die Befreiung Venetiens auf den Schlachtfeldern Böhmens erstritten wurde? Die Deutschen blicken mit frohem Stolze auf dies Schauspiel zurück. Das schwere Unrecht, das auf welschem Boden durch den Mißbrauch ihres Namens aufgehäuft ward, ist endlich getilgt, seit die Adler Friedrichs des Großen wieder den wohlbekannten Weg nach Böhmen fanden und dort Venedig für Italien eroberten, seit die Sieger von Metz und Sedan den Italienern die Schlüssel der ewigen Stadt überreichten. Die Deutschen freuen sich des jungen Lebens, das in dem Einheitsstaate Cavours unter schweren Kümmernissen aufsprießt und das hoffentlich selbst in Rom die Kräfte einer groß angelegten Volksnatur wieder erwecken wird, und kehren dann voll guter Zuversicht zurück zu der Arbeit ihres Staates — froh der Erinnerung, daß ihnen vergönnt war, zweimal zur selben Zeit die Freiheit des neuen Deutschlands wider ausländischen Übermut zu behaupten und einem fremden Volke die Sühne alter Schuld, die Erfüllung gerechter Wünsche zu bringen.

Ihrerseits haben die Italiener seit dem Bündnis von 1866 nach und nach das Bewußtsein gewonnen, daß ihre Zukunft keine stärkere Garantie hat, als die Existenz des Deutschen Reiches. Und heute sind wir so weit, daß die durch so viele Jahrhunderte genährten Gefühle des Deutschenhasses nicht nur völlig geschwunden sind, sondern sich sogar in ihr Gegenteil verwandelt haben. Es ist eine überaus merkwürdige, aber nichts weniger als unerklärliche Erscheinung, daß die Deutschen in der Sympathie der Italiener genau das gewonnen haben, was die Franzosen verloren. Immerhin ist die Frage gewagt, ob dieses Freundschaftsgefühl zwischen Italienern und Deutschen — das Erzeugnis ganz neuer, vielleicht zufällig erscheinender Tatsachen, dem doch ein ganz entgegengesetztes Gefühl vorherging — ob diese Sympathie wohl Dauer haben wird? Ich glaube: ja. Man darf nämlich nicht außer acht lassen, daß auch in kultureller Beziehung Deutschland allmählich gewinnt, was Frankreich verliert. Denn eben von Deutschland her scheint den erlesensten Geistern Italiens eine wärmere, erhabenere, tiefere Erleuchtung zu kommen, als von Frankreich; und so wendet sich der beste Teil des Landes auch im Geiste Deutschland zu. Wenn erst Literatur und Wissenschaft in Italien wieder den Aufschwung nehmen werden, der ihnen heute noch versagt ist, und den ihnen politische Freiheit und Unabhängigkeit noch

nicht zurückgegeben hat — dann wird dies auch sicher Deutschland zugute kommen, und der geistige Verkehr beider Völker wird noch inniger werden, als er es bisher war.

Die Übersetzungen aus dem Deutschen ins Italienische mehren sich auffallend in den letzten Jahren und liefern neue Beweise, daß nach und nach der Einfluß deutscher Kultur die einst allmächtige Herrschaft der französischen Bildung in der Halbinsel zu erschüttern anfängt. Anfängt! müssen wir wiederholen. Noch ist das Geschlecht derer, die Italien wiederhergestellt haben, in französischen Anschauungen befangen, politisch, philosophisch, literarisch, am wenigsten freilich in letzter Beziehung, wo die Emanzipation von der französischen Lehrmeisterin schon ziemlich weit vorgeschritten ist. Natürlich hatte und hat die deutsche Literatur und folglich auch der deutsche Geist eine Schwierigkeit zu überwinden, welche dem Eindringen der französischen Bildung nicht im Wege stand, dasjenige der spanischen und englischen nur in geringem Grade aufhielt: die Sprache. Und zwar ist dieses Hemmnis von viel größerer Bedeutung seit dem 18. Jahrhundert, als je zuvor. Die Philosophie und Wissenschaft bediente sich in Spanien und England noch der mittelalterlichen Universalsprache, des Lateinischen, als die spanische und englische Dichtung in der Vulgärsprache schon ihren Höhepunkt erreicht, ja hinter sich hatte. Nicht so in Frankreich; und wenn die Ideen eines Montesquieu, eines Rousseau ebenso schnell in Europa durchdrangen, als die der Lateinschreibenden Bacon und Hobbes, so ist es allein der Sprache zuzuschreiben, welche als eine neulateinische ihrem Wortschatze nach, als eine analytisch-logische ihrer Syntax nach gar leicht in den Besitz der gesamten gebildeten Menschheit übergehen konnte.

So war es denn ganz natürlich, daß Italien nicht nur im 18. Jahrhundert französisch dachte, daß selbst Franzosenhasser wie Alfieri und Monti in gallischen Formen dichteten, sondern daß noch bis auf unsere Tage die philosophische, wissenschaftliche, ja selbst die literarische Bildung überwiegend französisch war. Noch heute liest jeder gebildete Italiener über Vierzig die neueste „Revue des deux Mondes“, ehe er seine eigene „Antologia“, geschweige denn eine englische oder deutsche Zeitschrift zur Hand nimmt. Der ungeheure Anstoß, den die französische Revolution und das erste Kaiserreich dem politischen Leben des Kontinents gaben, trug nicht wenig dazu bei, diesen Einfluß französischer Bildung in Italien zu bestärken. Ein anderes noch stand dem Eindringen der deutschen Ideen in Italien entgegen: die österreichische Herrschaft. Man wollte sich nicht mit einer Literatur befreunden, welche die Sprache des verhaßten Fremdherrschers sprach. Endlich drangen, beinahe zugleich mit den deutschen Ideen, die neuenglischen durch, und da sie an sich leichter zu fassen sind, als jene, auch in einer leichter faßbaren Sprache sich darboten, so machten sie den deutschen eine gefährliche Konkurrenz, und

Italien war in Gefahr, ein Glied, und zwar das wichtigste, in der Kette europäischer Bildung zu überspringen, das deutsche.

Fassen wir nämlich den Bildungsgang Europas richtig auf, so haben die einzelnen Nationen, welche im Mittelalter gleichzeitig an der Kulturaufgabe arbeiteten, seit der Renaissance aufeinanderfolgend ihren Beitrag zur Lösung derselben beigebracht: zuerst Italien (1470 bis 1530), dann, nach siegreichem Kampfe gegen Deutschland und Protestantismus, Spanien (1550 bis 1600). Ihm folgte England (1600 bis 1700), an dessen Stelle Frankreich während des achtzehnten Jahrhunderts trat, bis Deutschland auch dieses ablöste und, nachdem es sich in sechzig Jahren harter Arbeit und genialen Schaffens (1770 bis 1830) eine eigene Bildung begründet, die geistige Hegemonie auszuüben begann. Auch letzteres scheint seitdem wieder die Führung an England abgetreten zu haben. Italienischer Skeptizismus hatte also spanischen Dogmatismus hervorgerufen, und der englische Empirismus war im Grunde nur eine Reaktion gegen diesen. An ihn schloß sich der französische Nationalismus fortführend, erweiternd an und gab seinerseits wieder dem deutschen Historismus den entscheidenden Anstoß; es ist aber nicht zu verkennen, daß die Grundidee der deutschen Kultur die Idee der Evolution, des organischen Werdens, die Mutter der neuenglischen Idee — der Idee vom Kampf ums Dasein — gewesen ist. Diese letztere nun, wie sie schon vor Darwin durch die großen englischen Ökonomisten ausgeführt worden, ist in Italien zugleich mit der deutschen Idee eingedrungen und hat diese kaum aufkommen lassen: eine gar empfindliche Lücke in der italienischen Bildung, deren schlimme Folgen nicht ausbleiben konnten. Beinahe die ganze herrschende Partei leidet an diesem Gebrechen, es fehlt die idealistische Grundlage, und die utilitarische Rücksicht ist die bestimmende Richtung ihres Handelns und Denkens. Bislang nun freilich haben die gescheiten Leute von ausschließlich anglo-französischer Bildung, im Gefühle der erzielten Erfolge, ein wenig auch in dem Stolze der Ignoranz, die so gerne verachtet, was sie nicht kennt, etwas hochmütig auf diese ganze deutsche Bildung, als auf eine unpraktische, theoretische, schwerfällige Masse, herabgesehen.

Seit aber, in den letzten dreißig Jahren, die Resultate dieser so belächelten Kultur auch politisch und kommerziell hervorgetreten sind, beginnen sich die Herren doch zu besinnen, und wären sie jung genug, sie würden sich gewiß an die Arbeit machen, das Versäumte nachzuholen. Glücklicherweise für Italien haben sich tüchtige Gelehrte, sei es durch die Umstände mit Deutschland in Berührung gebracht, sei es durch die eigene Natur zur deutschen Bildung hingezogen, dieser genähert, sie zu erfassen gesucht, sie ihren Landsleuten zu vermitteln unternommen. Ihnen hauptsächlich ist es zu danken, wenn die jüngere italienische Generation, die Männer von zwanzig bis vierzig Jahren, sich durchweg auf die Aneignung

deutscher Bildung geworfen hat. Eine kleine Gemeinde auserwählter Geister hatte schon seit der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts dieser Wandlung vorgearbeitet. Unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, kam für Italien der erste Anstoß des Einflusses der deutschen Literatur auf dem indirekten Wege durch Frankreich. Bekehrte sich doch Manzoni in Paris nicht nur zum Glauben, sondern auch zur Romantik, deren ästhetische Ansichten er mit größtem Erfolge in sein Vaterland verpflanzte. Doch noch ehe seine Dichtungen in weitere Kreise drangen und auf die Schlegel und Genossen, ja auf Goethe selbst hinweisen konnten, hatte bereits Madame de Staëls „De l'Allemagne" auch die Italiener mit Deutschland in ausgedehnter Weise, wenn auch von zu idealem Standpunkte aus, bekannt gemacht. Dieses „unfranzösische" Buch veranlaßte gleich den französischen auch italienische Gelehrte, Dichter und Denker, sich mit deutscher Wissenschaft, Literatur und Philosophie bekannt zu machen. Ohne auf bereits früher veröffentlichte Übersetzungen einzelner Werke Zimmermanns, Winckelmanns, Wielands hinzuweisen, erschienen unter anderen nur wenige Jahre nach ihrer Originalveröffentlichung A. W. von Schlegels „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" in italienischem Gewande, und zwar gerade als Manzoni mit seinem „Carmagnola" auch in Italien die drei berühmten Einheiten der klassischen Tragödie beseitigte.

Es würde den Rahmen unserer engeren Darstellung überschreiten, wollten wir näher auf die Anziehungskraft der deutschen Kultur im allgemeinen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingehen. Dieselbe zeigt sich in verschiedenen Zweigen des Denkens und Empfindens, aber immer mehr für einzelne, als für die Gesamtheit, auf welche sie im ganzen ohne fühlbaren Einfluß bleibt. Die Romantik selbst hatte nicht sowohl das Wesen der Werke der deutschen Geistesheroen als die äußere Schale gekostet, so daß sie schon deshalb nicht in eine blinde Nachahmung verfiel. Und was in Rosmini und Gioberti die Philosophie namentlich Kant verdankte, wurde schnell durch die einseitig katholische und nationale Entwickelung verdeckt. Erst kurz vor 1848, inmitten des Taumels vom „Primat der Italiener", gewann die deutsche Spekulation in der Hegelschen Schule von Neapel einen Halt, der sich nach der Vertreibung der Bourbonen erneuerte und noch heute fortbesteht. Außerdem blickten die Italiener mit Dank auf Niebuhr und Bunsen, die voll Begeisterung für Italiens ruhmvolle Vergangenheit die dunkelsten Winkel seiner alten Inschriften durchsuchten und mit Licht erfüllten.

Im übrigen war die Zeit der Verschwörungen allerdings nicht dazu angetan, sich ernsteren Studien hinzugeben. Dennoch können wir von den dreißiger Jahren ab eine steigende Zunahme in den Übersetzungen aus der deutschen Literatur, und zugleich eine besondere Richtung derselben beobachten. Statt der Geßnerschen Idyllen des letzten Viertels

des 18. und des ersten des 19. Jahrhunderts, statt Schillers Kabale und Liebe, Lessings Fabeln, finden wir die Geister mit Schillers freiheitatmenden Dramen und seinem Abfall der Niederlande, Uhlands patriotischen Gesängen, Goethes für die Unabhängigkeit des niederländischen Volkes sterbendem Egmont, ja mit dem zur Tat sich aufraffenden Faust beschäftigt. Damit ist nun allerdings nicht gesagt, daß man systematisch darauf ausgegangen wäre, selbst durch Übersetzungen nur den Freiheitsgedanken zu nähren oder das Volk zu sittlichem Ernst und rastloser Arbeit zu erziehen. Fehlte es doch im Lande, außer den politisch diametral entgegengesetzten Ansichten, nicht an resigniertem Quietismus und kaltlächelnder Skepsis, die natürlich auch ihren Ausdruck suchten. Wenn wir nicht nur einer Exposition des deutschen mittelalterlichen Nationalepos (von Anselmo Guerrieri 1847), sondern sogar einer Übersetzung (von Carlo Cernezzi 1847) desselben begegnen, die natürlich bei der Eigenartigkeit der Nibelungenstrophe und der Schwierigkeit, den Wortlaut derselben in periodenmäßig sich wiederholender Gleichförmigkeit ohne Trivialität wiederzugeben, vieles zu wünschen übrig lassen mußte, so dürfen wir darin wohl mit Recht schon eine regere Teilnahme für die deutsche Literatur im allgemeinen vermuten. Ist uns das gleiche erlaubt, wenn wir neben Mendelssohns „Phädon" (Mailand 1827) und Winckelmanns „Gesammelten Werken" (Prato, 1830 bis 34) die Übersetzungen von Wielands „Aristipp", „Menander und Glycerion" und „Die Grazien" (1835) antreffen? Oder endlich, wählte Gozzi nicht zu individuell mit der Wiedergabe von „Der Tod Adams" (Mailand 1827), während nur Klopstocks vaterländische Oden einen Widerklang fanden?

Als sich nach den Ereignissen von 1848 die Reaktion auch in der Lombardei und Venetien fühlbar machte, steigerte sich selbstverständlich der Haß gegen das österreichische Regiment; indes vermochte er die Aristokratie des Geistes der Nation doch nicht ganz blind gegen die Bildungsstufe zu machen, welche im allgemeinen den germanischen Namen auszeichnete. So finden wir in der 1854 in Turin gegründeten „Rivista Contemporanea", wie schon zuvor in der Mailänder „Rivista Europea" die deutsche Literatur als Gegenstand eingehender Betrachtung. Dort war es auch zuerst, wo der nach Hegelscher Methode gebildete Francesco de Sanctis, der spätere Unterrichtsminister, seinen Landsleuten einen kritischen Essay über Schillers Dramen bot und einen Vergleich zwischen Schopenhauer und Leopardi zog, dessen feine Ironie dem deutschen Pessimisten durchaus entgangen ist. Dort auch stellte Fabio Nannarelli Goethes und Lenaus Faust prüfend gegenüber, während Guido Cinelli auf Lenaus „Savonarola" aufmerksam machte und G. Strafforello regelmäßig auf die literarischen Neuigkeiten des deutschen Büchermarktes einging.

Ein höheres Interesse für die Kultur Deutschlands ward indes erst nach der Bildung des Königreichs möglich, welche sowohl die materiellen

Verbindungen erleichterte, wie die geistige Hebung begünstigte. Die Ereignisse von 1866 und die Erfolge von 1870/71 verfehlten dann endlich auch nicht auf die Volksmasse ihre Wirkung, indem sie einmal alles politische Mißtrauen gegen „La Prussia“ — worunter man stets Deutschland mit Ausschluß Österreichs verstand — beseitigten, sodann dem deutschen Namen jene Bewunderung und Sympathie erzeugten, ohne welche man nicht die Lust verspüren kann, uns allgemein näher zu treten.

Von jenem Augenblick an beginnt ein regeres Streben, sich mit deutscher Gedanken- und Gefühlsbewegung bekannt zu machen. Wir deuteten schon oben kurz auf den Einfluß Kants und Hegels auf dem Gebiete der Philosophie hin. Wenngleich dann später die Skepsis und der Positivismus mehr oder minder bedeutende Vertreter fanden, machten doch Augusto Vera und Bertrando Spaventa Neapel nochmals zu einem wirksamen Brennpunkt Hegelscher Lehre.

Am ausgedehntesten jedoch, weil am allgemeinsten, mußte sich natürlich das steigende Interesse Italiens für die deutsche Kultur wieder auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur zeigen. Behalten wir neben der objektiven Bedeutung der beiden Dichtergenien den Nationalcharakter des Italieners im Auge, so werden wir leicht die Vorliebe verstehen, mit welcher sich Übersetzer und Lesepublikum Goethe und Heine zuwandten. Beide haben in Leben und Dichtung etwas mit der realen Auffassung des Südländers gemein; ja, was dem Deutschen zuweilen widerwärtig erscheint, findet bei jenem noch Entschuldigung, selbst Anklang, so die sinnliche Natur beider und der Sarkasmus Heines selbst auf dem Marterbett.

Von Goethe sind nicht nur die Lieder, Balladen und Elegien, sondern auch einzelne Prosawerke und die Dramen, namentlich der Faust mehrfach übersetzt worden. An diesen letzteren dachte zuerst Giovita Scalvini, ohne jedoch den Vorteil der Prosa, deren er sich bediente, ganz auszunützen. Erst mit dem Marquis Anselmo Guerrieri Gonzaga erhielten sowohl „Hermann und Dorothea“ wie der „Faust“ (1862) ihren bedeutendsten italienischen Interpreten. Seine Übertragungen sind wahre Meisterwerke und halten wunderbar die Mitte zwischen dem Aufgeben und dem ängstlichen Festhalten des Originals, welche die Scylla und die Charybdis der Übersetzer zu sein pflegen. Sie sind weder Nachahmungen wie die Maffeis, noch Photographieen wie die Carduccis. In seiner trefflichen und reichen Auswahl deutscher Lyriker hat auch Peruzzini gezeigt, wie beide Klippen poetischer Übersetzung wohl zu vermeiden sind; doch kommt Guerrieri hierin die Palme zu. Er gibt geistreiche, verständnisinnige, tiefpoetische Nachschöpfungen. Man denkt unwillkürlich an die herrlichen Kupferstiche vergangener Zeiten, die uns in ihrer Freiheit und durch so ganz verschiedene Mittel eine so viel treuere und im höchsten Sinne künstlerischere Idee des farbenvollen Originals gaben,

als unsere Lichtbilder, welche jede Schattierung fälschen, jeder Linie eine übertriebene Bedeutung geben. Wenn Guerrieri durchweg dem deutschen Idyll den prächtigen, stolzen Oktavreim angepaßt hat, so können wir ihn darum nur loben; denn seine Methode besteht darin, stets in seiner Sprache das Versmaß auszuwählen, welches demjenigen entspricht, in welchem die fremde Nation Gegenstände wie den gerade vorliegenden zu behandeln pflegt. In der freien Auswahl der Versmaße ist Guerrieri verfahren wie ein geistreicher und empfindender Künstler, der, sich der Verschiedenheit seines Materials ganz bewußt, nur mit den diesem Material eigentümlichen Mitteln den Sinn des Urbildes wiederzugeben unternimmt. So übersetzte einst Wieland, anstatt im steif-holperigen, undeutschen Hexameter Klopstocks, die Episteln und Satiren des Horaz im bequemen Verse des „Nathan"; so übertrug Schiller den Trimeter des Euripideischen Dialogs und die kunstvollen lyrischen Versmaße seiner Monodien in einfache echt deutsche (sogenannte) fünffüßige Jamben und in volltönende Reime, ähnlich denen seiner Chöre in der „Braut von Messina".

Einen noch umfassenderen und liebevolleren Kult als Goethe fand Heine in Italien seit den Tagen, wo Tullo Massarani eine noch heute lesenswerte Charakteristik von ihm entwarf. Die Manie der Heine-übersetzung geht heute so weit, daß man selbst aus dem französischen Prosatext in „versi sciolti" übersetzt und dennoch meint, Vortreffliches geleistet zu haben. Niemand wird um den Grund dieser außerordentlichen Beliebtheit verlegen sein. Ich möchte den deutschen Leser wohl daran erinnern, daß Heine zu den besten Beobachtern der mächtigen geistigen Bewegung gehörte, welche unsere dritte Wiedergeburt vorbereitet und hervorgebracht hat. Der Verfasser der „Reisebilder", eines Buches, das an Feinheit psychologischer Analyse nur in der „Sentimentalen Reise" Lawrence Sternes seinesgleichen hat, war in den Jahren 1828 und 1829 in Italien. Wer weiß nicht in Deutschland, wie Heine seine Beschreibung der Dinge nie von derjenigen der Menschen trennte, wie er, durch die ärmlichsten Viertel unserer Städte wandelnd, mit den Gemüse- und Obstfrauen, mit Droschkenkutschern und seinen zufälligen Reisegefährten sich in Gespräche einließ, wie nie ein Wort, ein Blick, ein Achselzucken, das die Gesinnung der Italiener offenbaren konnte, von ihm unbeachtet blieb? Man möchte sagen, es sei die Dankbarkeit, welche Heine in Italien literarische Denkmale errichtet. Er hat den Herzschlag Italiens belauscht, als es noch für eine Leiche galt.

Der italienische Dichter, der zuerst seine Landsleute mit Heines Liedern bekannt machte, und dessen Übersetzung auch heute, da so viele seinem Beispiel gefolgt sind, weitaus den größten Einfluß ausübt, war der ferraresische Patrizier Bernardino Zendrini. Die erste Probe seiner Übertragung lenkte auf Zendrini die Aufmerksamkeit auch der Deutschen,

gewann ihm die Freundschaft Paul Heyses und eine Professur für deutsche Literatur an der Universität Padua. Paul Heyses „Giusti-Poesien“ sind den Übersetzern Gildemeister und Zendrini gewidmet, und in Heyses „Italienischen Reisebriefen“ stehen die Worte:

„Und während du den Hauch sizilischer Lüfte trinkst,
Im Buch der Lieder blätternd, das so meisterlich
Nachdichtend deinem Volke du zu eigen gabst . . .“

Die Aufgabe des Kritikers ganz zu lösen, müßte an Beispielen nachgewiesen werden, wie sehr die rastlose Feile des italienischen Übersetzers das eigene Werk im Laufe dreier Auflagen gefördert hat. Allein ich schreibe keine Abhandlung, und es dürfte genügen, die Urteile Heyses und Longfellows hierher zu setzen, die ich durch die Resultate eigener Prüfung vollkommen bestätigt finde. „Ich staune“, schreibt ihm Paul Heyse nach Empfang der dritten Auflage, „über diese unerhörte Lieb' und Treue, mit der Du fast alles wieder in den Schmelztiegel geworfen und von den letzten Schlacken des Konventionalismus gereinigt hast. Soviel ich urteilen kann, hat das Werk gewaltig an Naturlaut und populärer Frische gewonnen, und man wird schwerlich einen echteren Heine im Italienischen erlangen können. Ich gratuliere von Herzen zu der glänzenden Bestätigung des Schillerschen Wortes: Das Genie ist der Fleiß.“ Und der Patriarch Longfellow läßt sich so vernehmen: „Ihre Übersetzungen sind äußerst getreu und glücklich. Es war eine sehr schwierige Aufgabe, der Sie sich unterzogen. Heine ist so zart und elastisch, daß, wenn eine schwere Hand auf seine Verse sich niederließe, deren Leben unter ihrer Wucht verschwände. Sie aber haben sie so zart angefaßt, wie der Meister selbst.“

Wie oft geschieht es, daß ein Übersetzer des Glaubens lebt, das vage, sogenannte poetische Verständnis des Ganzen könne das mangelnde Verständnis dunkel gebliebener Einzelheiten ersetzen, wie etwa, um ein horazisches Bild zu gebrauchen, der angeschwollene Bergstrom das Geschiebsel fortreißt und mitschleppt, das ihm den Weg verlegen will. Aber das Resultat ist eben dasselbe wie in der Natur. Jener Wildbach „fluit lutulentus“ und geradeso der Redefluß des der Sprache unkundigen Übersetzers. Keine Spur von einer derartigen Naturerscheinung in Zendrinis „Canzoniere“. Durch die durchsichtige Klarheit seiner Übersetzung schimmert überall ein sicheres Verständnis der Sprache, des Gedankens, der Empfindung seines Dichters. Dazu kommt noch ein zweites, die poetische Begabung des Übersetzers, der dem lyrischen Schwunge des Originales nachzuschweben stark genug ist.

Unter den Dichtern ist Heine ganz besonders schwer zu übersetzen. Einen Homer übertragen ist ein Kinderspiel verglichen mit einer Heineübersetzung. Und weshalb das? Ich denke, weil Homer naiv und ernsthaft, Heine sentimental und ironisch, weil dort im Inhalt, hier in der

Form so vieles liegt, weil dort die Natur, hier das ganze Raffinement modernster Kultur mitzudichten scheint; weshalb denn Homer auch in einer schlechten Prosaübersetzung noch packend wirkt, während selbst eine gelungene metrische Übersetzung Heines Duftgebilde oft genug zerstören muß. Hat uns doch Heine selbst das Geheimnis ausgeplaudert, wenn er in der „Heimkehr" dichtet:

„Und als ich euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt ihr gegähnt und nichts gesagt;
Doch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Da habt ihr mir große Elogen gemacht."

Auch mit dem besten Willen und dem höchsten Talente vermag nun ein Übersetzer ab und zu nicht mehr zu leisten, als jene Duftgebilde der Prosa zurückzugeben, und dann droht natürlich auch das Gähnen wieder loszugehen. Man mache nur die Probe selbst, man reiße einem jener reizenden Geschöpfchen den Rosenkranz aus den Locken und das Rosenkleid vom Leibe und tauche das arme Ding in kühle Prosa, und — erstaune über des Dichters Kunst, der wie der liebe Gott eine Welt aus nichts zu schaffen weiß. Wenn irgendwo, so gilt von Heine das Wort des Themistokles im Plutarch, daß eine Übersetzung nur die Kehrseite des Teppichs vorstelle, und jenes ebenso bezeichnende Wort Shelleys: „Ihr werft ein Veilchen in euren Schmelztiegel und vermeint, seine Farbe und seinen Duft aus dem Zersetzungsprozesse zu retten!"

Doch wir haben über diesen allgemeinen Dingen den italienischen Heineübersetzer aus den Augen verloren. Seiner Schwärmerei für den „göttlichen Heinrich" gibt ein Gedicht an Dr. Buchholz Ausdruck, das sich im Original in meinem Besitz befindet. Letzterer hatte Zendrini eine Locke Heines geschenkt, die der Leiche im Sarge entnommen war, und dieser spricht seinen glühenden Dank aus:

Gesegnet sei die Hand, die dich mir sandte,
Du Locke, die ich auf der Brust nun trage,
Gesegnet jene Hand, die sie entwandte,
Verklärter Dichter, deinem Sarkophage!

Auf meinem Herzen hast nun du die Stelle,
Wo eine and're einst belauscht sein Pochen:
Süß ist die Liebe, doch sie flieht so schnelle,
Der Genius nur hat nie sein Wort gebrochen!

Beweint, geliebter Heinrich, und gepriesen
Zu Hellas' Göttern bist du heimgegangen,
Die ihren Freund auf Asphodelos' Wiesen
Verjüngt in Jugendherrlichkeit empfangen.

Sanft lächelt Aphrodite dir entgegen,
Und Komus scherzt — es überströmt der holde,
Der Sonnengott dein Herz mit seinem Segen
Und jedes weiße Haar mit seinem Golde!

Zendrini hat zehn Jahre seines Lebens in Padua verbracht, jener stillen, in den meisten Gassen öden Stadt, deren gewaltiger „Salone" von der einstigen Macht und Größe zeugt. Die Stadt ist das italienische Graz — eine Menge alter Pensionisten schleicht in der Sonne umher. Solche Orte sind wie gemacht für beschauliche Dichternaturen, zumal wenn so stolze Erinnerungen die Umgebung beleben. Von Arqua trägt jeder Windhauch ein Sonett Petrarcas herüber, und nur zwei Stunden Eisenbahnfahrt sind nötig, um nach Ferrara zu gelangen, wo Ariost im eigenen Hause gesessen und Tasso durch die Straßen gewandelt. Padua ist also ein gutes Plätzchen für Poeten, und der blasse schlanke Mann, der den deutschen Heine in sein Herz geschlossen, konnte nicht leicht ein besseres finden.

Kaum gibt es zwischen zwei italienischen Städten einen größeren Gegensatz, als zwischen Padua und Bologna. Dort Stille, hier lautes Leben; dort entschwundene Größe, Versenken in alte Erinnerungen, hier frisches Fortblühen; am Ufer des Bacchiglione verfallende Häuser und Armut, am Strande des Reno ganze Straßen mit neuen Palästen, die sich den alten würdig zur Seite stellen, behäbiger Wohlstand und Eleganz. Die schiefen Türme kennzeichnen den Übermut eines reichen Gemeinwesens, das heute noch üppig gedeiht und seinen Namen „Bologna la grassa" wie in alten Zeiten verdient. Hier lebt der zweite Heine-übersetzer Italiens, Giosuè Carducci, vielfach in der literarischen Welt noch Enotrio Romano geheißen, weil unter diesem Pseudonym seine ersten Dichtungen erschienen.

Carduccis Übertragungen sind nicht zahlreich. Er hat im ganzen schwerlich mehr als ein Dutzend Heinescher Gedichte übersetzt, aber jede dieser Übersetzungen ist ein Meisterstück. Mit Absicht wählte Carducci die bissigsten, schneidendsten Poesien, z. B. den „Kaiser von China", die „Weber", „Karl I." Sie waren ihm sympathisch, denn er selbst strotzt von jenem grimmigen Hohne, von jener ätzenden Ironie, die uns an Heine halb hinreißen, halb verwunden. Aber Carducci hat bei großer Ähnlichkeit mit Heine eine Eigenschaft, die letzterer nie besessen: tiefen sittlichen Ernst. Während Heine den Spott um des Spottes willen trieb, schwingt Carducci die Geißel im Sinne Juvenals. Die Leser mögen manchmal laut auflachen, wenn seine feingeschmiedeten Verspfeile treffen, er selbst lächelt kaum. Glühender Patriotismus und starre republikanische Überzeugung — zwei Dinge, für welche Heine trotz des schönen Gedichtes „Deutschland, du meine ferne Liebe," und trotz der klassischen Satiren auf König Ludwig I. von Bayern kaum ein Verständnis besaß — charakterisieren Carduccis ganze poetische Tätigkeit. Er ist nicht graziös und frivol, sondern herb und schroff. Ein Sohn der toskanischen Maremmen, erinnert er an jene alten Bolognesen, die Berge von Gold ausschlugen, um Enzio in Haft behalten und ihre Rache an dem verhaßten

Staufengeschlecht fühlen zu können; an jenen Filippo Strozzi, der bei Montemerlo wider Cosimo Medici focht und sich im Gefängnis selbst den Tod gab, nachdem er Virgils Vers an die Mauer geschrieben: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.“

Wenn man also Carducci den Heine Italiens nennt, so gilt das nur mit einer starken Einschränkung. Die Wut, mit der Carducci über seine literarischen Feinde herfällt, ist etwas schwer verdaulich und seine Grobheit ebenso außerordentlich wie sein Talent. Selbst Heine, wenn er Platen der griechischen Liebe bezichtigte, die schwäbischen Dichter auf „Kackstühlchen“ setzte oder den armen, hochverdienten Maßmann Purzelbäume schlagen ließ, war höflicher als unser grimmiger Italiener. Wie Heine hat auch Carducci seine Lieblingsfeinde, die er mit besonderem Behagen auf die glühende Nadel seines Spottes spießt, und das am meisten mißhandelte Opfer ist niemand anderer als Bernardino Zendrini. Wenn Verse töten könnten, der Paduaner Professor müßte zehnmal an den Gedichten seines Bologneser Kollegen gestorben sein. Carducci wird in seinem Hasse sehr ungerecht, aber zum Unglück für seine Gegner hat er mit Heine die Eigenschaft gemein, daß sich seine Ungerechtigkeit in kolossalen Witzen Luft macht und unwiderstehlich auf das Zwerchfell der Leser wirkt.

Zendrini hat seinerseits in dem Buche: „Enrico Heine e i suoi interpreti“ sein Verhältnis zu den anderen Heine-Übersetzungen seines Landes behandelt. Er spaltet darin Haare, seiht Mücken und zählt Linsen, mit einem Aufwande von Scharfsinn und Belesenheit, der uns alle Achtung einflößt. Er wird furchtbar böse, wenn es jemand in Italien wagt, „seinen“ Heine zu übersetzen. Das faßt er wie eine persönliche Beleidigung auf, denn er will dies Geschäft ganz allein besorgen und keine Nebenbuhler dulden. Er hat sich daher der Aufgabe unterzogen, sowohl Carducci als Chiarini zu beweisen, daß sie Heine schlecht übertragen haben. Er legt beinahe Vers für Vers auf die Goldwage; die kleinste Ungenauigkeit, die leiseste Schwäche findet an ihm einen unerbittlichen Richter. Da er die zartesten Geheimnisse der deutschen Sprache wie kein anderer Italiener kennt, sind seine Rügen selten unbegründet; aber er nergelt etwas zu viel,, und selbst da, wo er ganz im Rechte ist, schlägt die Grundfarbe subjektiver Gereiztheit durch die Lasur der ästhetischen und sprachlichen Auseinandersetzung.

Nächst Zendrini wagte sich auch Chiarini aus Bologna (ein Freund Carduccis) an Heine. Übertrifft ihn Zendrini an elegischer Weichheit, so scheint der neue Übersetzer ganz geeignet, Heines Satire, seine unbarmherzige Spottsucht, seinen flammenden Witz zur Geltung zu bringen. Mit seinen Übertragungen von „Atta Troll“ und „Deutschland“ hat Chiarini nichts mehr und nichts weniger als ein Meisterstück geliefert. Wenn man diese graziös dahintanzenden Strophen liest, so meint man,

sie seien in ihr ursprüngliches Element zurückgekehrt, und der Ton der spanischen Romanze, den Heine anschlug, klingt uns aus der Schwestersprache wie ein altbekannter entgegen.

Auch sonst hat man sich noch mannigfach versucht, die eine oder andere Note Heines italienisch wiedererklingen zu lassen, doch stets mit geringerem Erfolg als von seiten der Obengenannten. Es geht den Übersetzern eben wie den Nachahmern des Dichters: sie lassen sich von der plastischen Form verführen, aber nachbildend schauen sie nur auf die einzelnen Bestandteile, welche dann zusammengesetzt sowohl der Harmonie wie des Geistes entbehren.

Wie Goethe und Heine beschäftigte auch nicht annähernd ein anderer deutscher Dichter den Italiener. Das ideale, schwärmerische Wesen Schillers steht dem nüchternen praktischen Sinne des Südländers zu fern. An jenes konnte sich nur eine ebenso begeisterte Natur, nämlich jene Maffeis wenden, welcher am Ende seines langen Lebens die letzte Feile an die Übersetzungen des Dichters legte, mit dem er vor einem halben Jahrhundert seine Laufbahn begonnen hatte. Ihm gesellte sich später Carlo Rusconi (Padua 1844) zu, und obschon von ihnen und einigen anderen mehrfache Ausgaben von Übersetzungen Schillerscher Werke, namentlich der Dramen erschienen sind, so ist doch der Sänger der deutschen Frauen und der deutschen Jugend hier nicht populär, und eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte ist nur von Gandini (Modena 1869) mit Geschmack, obschon nicht ohne Freiheit, gegeben worden.

Sonst ist das lyrische Gebiet noch das am meisten von den Übersetzern gepflegte. Auch die italienischen Kritiker und Essayisten schenken der deutschen Dichtung große Aufmerksamkeit. In einem neueren Buche von Eugenio Camerini („Nuovi profili letterari“) finden wir neben einer etwas ungenügenden Abhandlung über Humboldt eingehende, großenteils gelungene Charakteristiken Huttens, Arndts, Novalis', Lenaus und Freiligraths. Es ist überraschend zu bemerken, daß in die Lyrik der heutigen Italiener das germanische Element einzudringen strebt. Während die Neapolitaner sich eifrig an die deutsche Philosophie machen und Kant, Hegel und Schelling studieren, hat das Studium der deutschen Dichtung in Nord- und Mittelitalien einen starken Aufschwung genommen. Mehrere der gegenwärtigen italienischen Poeten sprechen oder verstehen die deutsche Sprache und lesen die deutschen Dichter im Original. Was sie zu ihnen hinzieht, ist der lebhafte Gegensatz zu der kalten und gekünstelten Sonettenpoesie und den geistreichen Concetti; es ist das musikalische Leben des Gefühls, das warme lyrische Herzblut, das Sentiment, der glücklich empfundene Augenblick; es ist der psychologische Reichtum innerer Seelenzustände, die der Deutsche bis in die kleinsten Fasern erfaßt und in ihren Erscheinungen entfaltet, und es ist endlich der pantheistische Kultus der Natur. Dieses elementarische Wesen

übt einen Reiz auf die Italiener aus, deren Gefühlsweise in so ganz andern natürlichen Bedingungen ruht. Die Form der italienischen Poesie, schön, klar, straff und plastisch wie ihre Sprache, ordnet den Inhalt unter, während bei den Deutschen die Seele des Gefühls über die Schranken der Form sich zu ergießen strebt. Harmonie ist das Wesen jener, Melodie das Wesen der deutschen Poesie, welche die am meisten liederreiche unter den Völkern ist. „Die Sehnsucht," so sagte mir ein römischer Poet, „das ist es, was die Deutschen in ihrer Lyrik auszeichnet und was unsere Poesie erfrischen würde, wenn wir diese Weise des Empfindens in sie aufnehmen könnten."

Wir finden vielfach in der heutigen italienischen Poesie die Blumen der deutschen Romantik wieder. Es scheint, als hätte die Tramontana ihren Samenstaub von den grünen Bergen Schwabens auf die finstern Trümmer des Kapitols und der Kaiserpaläste hinübergetragen. Dieses Verhältnis Italiens zur deutschen Lyrik, unschuldiger als jenes von Rom zum deutschen Kaisertum, ist interessant genug. Indem es Giovanni Torlonia offen ausgesprochen hat, ist er sich bewußt, daß Keime des deutschen Gesanges seiner heimischen Lyrik zur Belebung dienen können. Ein Oleanderbaum trägt freilich nur Oleanderblüten, und ein Lindenbaum nur Lindenblüten; es wäre vergebens, einen auf den andern pfropfen zu wollen. Der Genius der Italiener wird von dem der Deutschen immer grundverschieden sein, und weil die Lyrik am reinsten das innere Seelenleben eines Volkes ausspricht, kann sie ursprüngliche Elemente nicht ungestraft vermischen. Don Giovanni ist weit entfernt davon, dies zu wollen, und sein Verdienst, auf die deutsche Weise aufmerksam zu machen, ist ein Verdienst literarischer Kultur. Da sich die Nationalgeister heute an tausend Punkten berühren, sind solche Annäherungen sehr erklärlich, die Einflüsse möglich, wenn sie auch nicht tiefer gehen, als bis zur leichtern Färbung.

Fabio Nannarelli, mit der deutschen Literatur vertraut, ein Verehrer Schillers und Lenaus, über welchen er eine Abhandlung geschrieben hat, hat deutsche Elemente am tiefsten in sich aufgenommen, und seine Muse trägt in sich selber einen dem germanischen Wesen verwandten Zug. Seine Grundstimmung ist melancholisch, ernst und sehnsüchtig. Es ist ein Todeshauch in seiner Poesie, der von der Pyramide des Cestius ihn angeweht zu haben scheint, in deren Schatten Jung und Shelley schlafen, große Genien poetischer Reflexion, der römischen Erde so innerst fremde Fremdlinge. Die Ungenüge eines mißgestalteten Lebens, die völlig zu empfinden ein Römer von heute mehr Gelegenheit hat, als ein Engländer und Deutscher, treibt Nannarelli in die Einsamkeit des Grübelns, und sie zwingt ihm einen Kultus des Schmerzes auf, der von Sentimentalität nicht frei ist. Über den Widersprüchen zwischen der Sehnsucht und dem Leben, welches des idealen Vorstellens spottet,

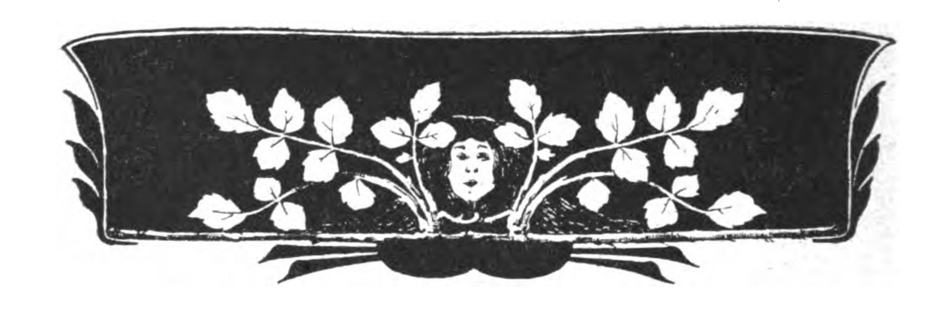
sich zu erhalten, erfaßt er mit Liebesglut die heilende Natur, wie ein Deutscher, und sucht er sich zu der Anschauung der ewigen Harmonie des Universums als Philosoph zu erheben. Das Motto aus Tiedge:

Suche Hoffnung, Trost und Ruh', und falle
Weinend in die Arme der Natur,

welches er einem seiner Gedichte vorgesetzt hat (wie er andere Sprüche aus Schiller und aus Shakespeares „Hamlet" nahm), bezeichnet durchaus die innere Richtung seines poetischen Naturells, aber auch die Verirrung in ein träumerisches Wesen, das dem Schmerz die schöne Körperlichkeit raubt und Gedicht und Dichter bisweilen in das nebelhafte Reich der Schatten hinunterzieht.

Die Lebensansicht eines Byron und eines Lenau ist die schlechteste Schule für die jungen italienischen Poeten, weil in ihrem südlichen Naturell nicht das Gegengewicht jener Ironie oder jenes Humors liegt, welcher den Nordländer am Ende doch über den Schmerz erhebt. Denn die Natur des Südens hat äußerst scharfe Konturen, und die Extreme lassen hier schwer die Vermittelung zu, die das Wesen der nordischen Sentimentalität im besten Sinn des Wortes ausmacht. Der romantische Kultus des Schmerzes scheint wie eine Cholera durch die Literaturen zu wandern; unter den Italienern aber nimmt er sich seltsam aus. Mögen sich unsere Poeten vor der Ansteckung bewahren, sonst erleben wir es noch, daß der Geist Werthers im Mondscheindämmer des Kolosseums mit Försters Reisehandbuch unter dem Arm spazieren geht. Zwischen dem Schmerz und dem Mysterium des Grabes steht immer, selbst für einen unglücklichen Römer von heute, das Wissen und die Arbeit. „Travailler sans raisonner," sagt der Philosoph Martin zum großen Philosophen Pangloß, „c'est le seul moyen de rendre la vie supportable", und wenn die römischen Poeten sich zu einer ihnen nicht nationalen Sentimentalität verführen lassen, so mag man ihnen mit Recht zurufen: „Cela est bien dit, Romains, mais il faut cultiver votre jardin!"

Im übrigen wird jeder, selbst nach dem flüchtigsten Blick in die hiesigen literarischen Verhältnisse, zugeben, daß Italiens Geistespotenz gestählt und geläutert aus den politischen Übergangs- und Umsturzepochen hervorgegangen ist. Freilich ist es nicht möglich, daß Italien wieder zur Alleinherrschaft der schönen Künste gelange: nicht wegen der vielfach ausposaunten „Unfähigkeit der modernen Generation", nicht wegen Mangel an hervorragenden Talenten, sondern weil die „barbarischen Völker" sich durch Jahrhunderte hindurch nach langem Umhertasten zu Kulturvölkern ersten Ranges herangebildet haben. Norden und Süden sind sich nunmehr geistig ebenbürtig und können sich auf das beste ergänzen, indem sie, brüderlich vereint, ohne Vorurteil und Eifersucht, für das Schöne, den Fortschritt und die Rechte der Menschheit wirken.



Palmira.

Novelle.

Von

Elisabeth Dauthendey.

— Würzburg. —

Ich gab ihr den schönen Namen Palmira. Weil sie mich an jene hochwachsenden Palmen erinnerte, zu deren Kronen die glühenden Südlandsrosen aufsteigen.

Ihr eigener Name war häßlich und hart, und mit seinem unmelodischen Klange schien er ihre Persönlichkeitswirkung völlig zu verwischen.

Aber wenn ich sie in meinen Gedanken Palmira nannte, dann wuchs alles an ihr aus der Alltäglichkeit heraus, die Linien ihres Wesens wurden stark und rein, und ich sah gleichsam in den strahlenden Kern ihres tiefsten Wesensgrundes. Da loderten die Flammen einer unlöschbaren Sehnsucht, der heiligen Sehnsucht nach Vollendung ihrer Eigenart. Sie wollte ganz sein.

Und da in dieser Welt des Widerspiels alles sein alter ego braucht, um aus Gegensätzen Harmonie zu werden — suchte sie ihre Harmonie — ihr alter ego mit der Unruhe und Pein, die einen starken, auf Fülle und Schönheit gerichteten Willen quälen, wenn er sich nicht im Gleichgewicht mit sich selbst weiß. Jung und so unwissend, wie nur ein reines Weib es sein kann, hatte sie in diesem Drange nach Vollendung fehlgegriffen.

In kurzer Zeit aber machte ihre Ehe sie so reif und wissend, wie es nur ein im Glück enttäuschtes Weib sein kann.

Die Ehe brachte ihr die furchtbare Erkenntnis, daß zwischen ihr und dem Wesen, das sie zu lieben glaubte, eine Kluft lag, über die kein Gott sie zueinander bringen konnte. —

Als ich die beiden kennen lernte, waren sie mehrere Jahre verheiratet. An der Unsicherheit ihrer Blicke, wenn sie sich trafen, dem kurzen Berühren der Hände, wenn sie sich grüßten, und den leeren Worten zwischen ihnen, wußte ich bald um das Geheimnis ihres Schmerzes.

Ihre Seele litt doppelt, weil sie groß genug war, zu bekennen, daß auch sie die andere leiden machte.

Er war einer jener merkwürdigen Männer, die in den Zeiten intensiven sinnlichen Begehrens imstande sind, seelisch in allen jenen Farben zu schillern, die das Wesen, das ihre Sinne reizt, von ihnen erwartet; und mit dieser Begabung der psychischen Mimikry täuschen sie sich selbst und noch mehr die suchende Weibesseele. Mit dem Rausche des Genusses ist aber auch der unechte Glanz ihrer Seele verflogen, und die Anpassungsfähigkeit wird ihnen eine Last, die sie einfach roh fallen lassen; und mit einem erst verlegenen und dann gemeinen Lachen und dem zynischen Geständnis ihrer ganzen inneren Leere und Öde stehen sie vor dem entsetzten Weibe, das nichts begreifen kann von solcher Lüge. Der Kampf, der nach dieser Erkenntnis zwischen diesen armen Sklaven der Ehe in der schweren Stille des Schweigens gekämpft wird, ist furchtbar.

Denn nicht das, was laut wird von unserem Schmerze, ist die große Qual. Sondern das, was zu schwer ist, um an die Oberfläche des Wortes zu gelangen, und in die Tiefe fällt und die feinsten Gewebe unserer Ichwelt zerstört.

So in der Tiefe hatte Palmira gelitten.

Das Leid gab ihren Augen jene beseelte Traurigkeit, die aus dem Blicke mit einer so starken eindringlichen Sprache spricht, daß es keines Wortes mehr bedarf, um sie zu verstehen.

Dieser mit dem großen unheilbaren Schmerze eins gewordene Blick, der mein Auge mit zwingender Gewalt traf, — dieser Blick, der mich fesselte und zugleich völlig freigab mit seinem weit von der Wirklichkeit abgewendeten Schauen — dieser leidtiefe Blick zwang mich zu Palmira.

Wir begegneten uns in der stillsten Stadt der Welt.

Da, wo das große stolze Schweigen seine weichen Fittiche zwischen Himmel und Wasser breitet, auf dem alle goldenen Träume der Erde schaukeln und aus Tag und Nacht ganz neue Zeiten schaffen mit heimlichen Wundern und kostbaren Königsschätzen, zu denen jahraus, jahrein Tausende von fremden Seelen wandern, getrieben von der schmerzhaften Sehnsucht nach verlorenen Paradiesen und vergessenen Seligkeiten, und sie finden sie wieder in dieser seligen Stille und mit ihnen den Rausch und die Glut und die Wonne des Lebens, die aus Menschen Götter machen. —

In einem der engen Seitenkanäle Venedigs war es.

Ich nahm gerade meine Augen von der häßlichen Front der San Moïse weg, da fiel mein Blick auf sie.

Sie lag ausgestreckt in den roten Sammetkissen einer vornehmen Hotelgondel. Wir hätten uns die Hände reichen können, so nahe glitten wir aneinander vorüber.

Groß und lange sahen mich ihre schmerzbeladenen Augen an.

In der Lautlosigkeit umher war es, als hörte ich ihre Gedanken.

„Ich leide," sagten sie.

„Und du leidest auch —"

Kein Funke jener Neugier, mit der Mann und Weib sich zuerst ansehen, war in unseren Augen. Ernst und feierlich, als haben unsere Seelen sich berührt, nahmen wir langsam und behutsam unsere Blicke voneinander zurück. So begegneten wir uns mehrere Tage nacheinander.

Der Zauber dieser schweigenden Stadt schien es auch ihr angetan zu haben. Diese wundervolle Losgebundenheit von jeder Bewegung, die träumerische Stimmung des stummen, weichen, tragenden Wassers, das sich unter den Rhythmen der Ruder in einer lautlosen Barkarolenmelodie bewegte, die man ohne Töne als Musik empfindet — darüber die weite wolkenlose Stille des Himmels und dazwischen eine altersmüde schattenhafte Schönheitsfülle, die wie versteinerte Träume einer versunkenen Zeit uns gleichsam das Bewußtsein der Gegenwart nehmen und die Seele in eine freie schwebende Zeitlosigkeit einspinnen, in der ihr eigenes Leben seine Schicksalsschwere verliert, daß sie wieder jung und neu wird und sich zu ihrer verloren geglaubten Schönheit zurückfindet.

Ich sah sie an dem großen Hotel am Canale grande landen und verließ anderen Tages meine geliebte Piazza San Marco und zog ihr nach.

Ich tat es wie im Traum unter dem Einfluß der wunderbaren Unwirklichkeitsstimmung, die diese merkwürdige Stadt erfüllt, uns die Hemmungen des Alltagslebens vergessen und für einen Augenblick an die glückliche Illusion von der Freiheit unseres Willens glauben läßt.

Und dann sah ich sie täglich.

Ihre Augen zogen mich an wie ein Magnet, obgleich eine eisige Abwehr hinter dem flammenden Blau der wie im Schmerz versteinerten Augen lag.

Sie kam morgens schon früh in den kleinen Garten des Hotels und setzte sich in den Winkel der Mauerbrüstung, an welchem einer der vielen Seitenkanäle mit dem Canale grande zusammenstieß.

Im Hintergrunde des Gartens hatte ich meinen Platz in einer Laube, die, dicht von Rosen umwachsen, mich völlig verbarg, mir aber die Freiheit der Beobachtung gab.

Sie hatte eine Arbeit und ein Buch neben sich liegen. Aber die Hände blieben meist müßig, und die Augen blickten immer wieder über die unwirkliche Welt des Buches hinweg in den Glanz der vor ihr ausgebreiteten Wirklichkeit, die in ihrer greifbaren Herrlichkeit selbst dem

Künstler ein ewig unerschöpftes Gefilde seliger Schönheit bleibt, vor welchem der Tiefgang der Sprache und die Höhenkunst des Pinsels versagt und die Seele des Schaffenden unwiderstehlich sich an die heilige Wonne des Schauens verliert.

Die ersten Tage blieb Palmira allein.

Auch meine Hände und Gedanken ließen von der Arbeit ab, die ich hier zu fördern dachte, und mein dem Rausche der Schönheit hingegebener Geist empfand es als eine fast schmerzhafte Beglückung, in der nachtwandlerischen Traumstille dieser wie in das feierliche Schweigen eines großen Geheimnisses gebannten Stadt — plötzlich das Weib zu finden, dessen Anblick mich mit jener quälenden Unruhe und Sehnsucht erfüllte, welche die Vorboten einer starken Leidenschaft sind, die, ob siegend oder unterliegend — immer das heilige Feuer in uns auflohen läßt, an dem unseres Wesens Höchstes sich entzündet.

Aber mein Wille stand auf Sieg.

Diese in Schmerz erstarrten Augen in Wonne aufglühen zu sehen, die formvollendeten Linien des strenggeschlossenen Mundes in der Hingabe des Glückes mild und weich werden zu lassen — und die bleichen reglosen Hände in heißer Lust nach der seligen Wonne des Lebens greifen zu lehren — dazu drängte es mich mit dem jubelnden Mute meiner starken unverbrauchten Lebensfülle.

In der ersten Zeit sah ich Palmira immer allein, aber aus dem Fremdenbuche erfuhr ich, daß sie die Frau eines hohen Beamten war.

Ich hatte also eigentlich kein Recht, sie mit meiner Sehnsucht zu umwerben. Aber ihre jungen, schmerzbeladenen Augen spannen feine Fäden der Hoffnung zu mir herüber in jenen köstlichen Morgenstunden, da ich in meinem duftenden Rosenwinkel dem Augenblick entgegen wartete, da sie aus dem Hause treten und die Stufen zum Garten herabsteigen würde. Ihre Gestalt war hoch und schmal. Die Gewandung von raffinierter Einfachheit, die lose, gleichsam welke Faltung des hellen, schmiegsamen Stoffes ließ dem Spiele der Linien volle Freiheit und gab ihr so jene in Harmonie aufgelöste Sinnlichkeit, wie sie uns an den Gestalten eines Burne Jones entzückt.

Die Morgensonne Venedigs umleuchtete ihre lässige Anmut mit strahlendem Glanze und weckte die roten Tiziantöne in dem warmen Goldblond ihrer üppigen Haare, die lose wie ein güldner Märchenschleier den schweren Ernst ihrer blassen jungen Stirn umspielten.

Und wenn sie dann im Stuhle saß und mit langsamen, gleichsam von einem ermüdeten Willen gehemmten Bewegungen im Buche blätterte oder sich über eine bunte Arbeit neigte, genoß ich sie wie ein Bild, und meine glücklichen Augen wurden nicht müde davon. Wenn es lauter wurde im Hause und andere Gäste in den Garten kamen, erhob sie sich und verschwand. Ich wußte, daß sie nun eine Barke nahm und stunden-

lang in den stillen Wasserstraßen den geheimnisvoll lockenden Reizen dieser einzigen Stadt nachspürte, deren Anblick unter der wechselnden Beleuchtung des starken Südlichtes jenen feinen zarten Stimmungswechsel auslöst, der den Rausch des Schauens zu einem ewig neuen, täglich stark ersehnten Genusse macht.

Mir selbst war es dann ein doppelter Reiz, mich auf denselben Weg zu machen, in der schwarzen Gondel auf dem dunkeln Wasser mit weitwacher Seele mich den schwermütigen Träumen hinzugeben, — wie man sie nur in diesem seltsamen Winkel der Erde träumt, wo um die erstarrte Herrlichkeit einer verwehten Zeit die purpurnen Schatten der Vergangenheit glühen, in die unser Bewußtsein von Gegenwart und Sein sich restlos auflöst.

Ich vergaß dann oft über diesem Schönheitstraum den Traum meines Blutes und kehrte zu meiner Klause zurück, bis in die letzte Fiber trunken von einem unsagbar köstlichen Glücksempfinden, auch wenn ich jener andern Gondel nicht begegnet war, die zu sehen eigentlich die Absicht meiner Fahrt gewesen.

Oftmals aber begegneten wir uns. Die Gondeln und die Blicke kreuzten sich, lautlos schwebten wir aneinander vorüber wie Schattenspiele unseres Daseins, in denen wir uns selbst zu sehen schienen.

So gingen manche Tage.

Ich hatte mich Palmira noch nicht genähert. Wir waren uns im Hotel noch nicht begegnet. Bei der Tafel erschien sie nicht.

Eines Morgens kam sie nicht mehr allein.

Ihr Gatte war bei ihr.

Seine Art des Bewegens und die merkwürdig lange Linie seines flachen Schädels kamen mir greifbar bekannt vor, während sein Gesicht mir völlig fremd schien.

Aber als er sich niedersetzte und mit der Hand den Stuhl zwischen den Knien vorzog, ging es mir wie ein Blitz der Erinnerung durchs Gehirn.

Ja, ich kannte ihn.

Der Name im Fremdenbuche hatte mir nichts gesagt, die Physiognomie hätte mich noch lange fremd berührt—diese eine ihm eigentümliche Bewegung aber löste sein Bild, wie ich es vor Jahren gekannt, spontan in mir aus. Er war ein Studiengenosse, und wir hatten in der Examenszeit zusammen gearbeitet, uns später aber ganz aus den Augen verloren, da uns nichts persönlich Wertvolles verband, sondern nur die Nützlichkeit gemeinsamen Arbeitens uns eine Zeitlang zusammenführte.

Ein wirres Gemisch von einzelnen Wesenszügen drängte sich in meiner Erinnerung hervor, die ich auf eine kurze Formel für diese Persönlichkeit zu bringen suchte.

All die kleinen Dinge der täglichen Erfahrungen -- diese scheinbar leisesten und doch lautesten Verräter des Allzumenschlichen in unserem

Wesen standen plötzlich vor mir wie strenge unerbittliche Buchstaben, die ich nur zusammenzufügen brauchte, um die gesuchte Formel zu lesen. Und das Wort Utilitarier kam mir ins Bewußtsein. Starke Intelligenz, keine Phantasie, scharfes Rechnen, armes Fühlen, — das war kurz gefaßt der Inhalt seiner Persönlichkeit.

Arme Palmira — wie konntest du dich so blenden lassen.

Doch ich erinnerte mich auch seiner großartigen Fähigkeit, jeder Situation des Lebens sich anzupassen und sein Empfinden, das durch keine seelische Konzentration gefesselt war, dem Zwecke einzufügen der das jeweilige Leitmotiv seines immer auf den größtmöglichsten Nutzen gerichteten Willens war.

Mich erfaßte tiefe Empörung, wenn ich an die klug berechnete Komödie dachte, die dieser kalte Egoist dem starken Liebesglauben dieses jungen lebensunkundigen Weibes vorgespielt haben mochte — allerdings wohl auch sich selbst, denn seine unpersönliche Empfindungswelt nahm jede Wirkung einer starken Gefühlsindividualität in sich auf und mischte sich mit ihr bis zum höchsten Grade der Selbsttäuschung, wenn dadurch seiner kalten Intelligenz ein Sieg errungen werden sollte.

Vielleicht wäre es mir nie so schnell gelungen, dieses Mannes Allerletztes so klar zusammenzufassen, wenn nicht die starke Leidenschaft für Palmira in mir eine so gewaltige Konzentration aller Kräfte bewirkt hätte, die mir fast wie ein zweites Gesicht die Wesenheit dieses Mannes plastisch machte.

Ich fand bald eine Gelegenheit, mich ihm in Erinnerung zu bringen.

Er stellte mich seiner Frau vor.

Palmira sah mich mit denselben abwesenden, nichts erfassenden Blicken an, die mich bisher so aufreizend berührt hatten, und die Unruhe meiner Leidenschaft drang nur noch tiefer in mein Blut.

Mit dem Manne war auch das Kind gekommen. Die Dienerin brachte es nun des Morgens zu Palmira in den Garten.

Das kleine Mädchen mochte wohl vier Jahre alt sein. Es hatte des Vaters robuste Körperlichkeit und sah aus unkindlich kalten Augen in die Welt. Nicht einen Schatten ihrer reizvollen Anmut hatte es von der Mutter aufgenommen.

Mit ungestümen Bewegungen eilte es zur Begrüßung auf die Mutter zu mit der ungeschickten Art eines über ihre Jahre kräftig entwickelten Kindes.

Ich beobachtete Palmira scharf. Liebte sie das Kind?

Sie neigte sich sanft zu demselben und öffnete ihre Arme, in die es plump, fast roh hineinstürzte.

Palmiras Lippen schlossen sich fester, und eine leise Röte stieg ihr in die Wangen.

Wie von peinlicher Erinnerung zusammengezogen, furchte sich die Stirn. Sie zwang sich sichtlich zu der Liebkosung, die sie dem Kinde gab. Sie hob es zu sich auf, es war eine Anstrengung für ihre zarten Glieder — ihr Kind hätte die fragile Grazie Botticellischer Amoretten haben müssen.

Sie sprach mit der Kleinen. Was — konnte und wollte ich nicht hören; nur meinen Augen gestattete ich es, aus meinem Verstecke das Bild ihrer Heiligen zu schauen. Daß sie beinahe sahen, was sie sprach — wollte ich mir nicht zum Bewußtsein bringen.

Sie sah dem Kinde lange in die Augen, und noch düsterer und kälter wurde es in den ihren, — dann ließ sie es leicht von den Knien gleiten und gab der Dienerin einen Wink, es fortzuführen. Sie wendete ihre Augen zu der ewig neuen Schönheit vor ihr, hinüber zu der lichtgebadeten Front der San Giorgio Maggiore, und die Wunder des Palladio glätteten ihr die finster zusammengezogene junge Stirn, wenn sie auch den Augen weder Leben noch Wärme zu geben vermochten; zu fest schien alles in ihr erstarrt, so als habe ihre Seele in den Schrecken der Meduse geschaut. —

Wir kamen nun öfters zusammen.

Ich hatte jetzt ein Recht, sie zu begrüßen.

Und die Stunden, die ich mit den beiden war, zeigte mir die tiefe Kluft, die diese Menschen endgültiger und unwiederbringlicher trennte, als wenn Ozeane und Welten zwischen ihnen lägen.

Warum trennten sie sich nicht ganz?

Seine Gründe dafür waren nicht weit zu suchen. Ich erinnerte mich einer gelegentlichen frivolen Parodierung des Goetheschen Wortes von ihm — „Das reiche Weibliche zieht uns hinan —“.

Aber sie. War es das Kind, das sie hielt? Liebte sie es vielleicht mit jener übersinnlichen Mütterlichkeit, die in dem ungeliebten Körper noch ihr eigenes seelisches Erbe zu finden und zu sich hinüber zu retten hofft?

Dieses und manches noch hätte ich Palmira fragen mögen.

Aber zu einem Näherkommen war keine Möglichkeit.

Bei der Tafel, zu der sie nun auch kam, wurde natürlich nur das üblich Konventionelle zwischen uns gesprochen. Und zu andern Zeiten war sie nie mehr allein, Dienerin und Kind oder ihr Mann waren um sie, und niemals wollte sich die goldene Brücke zeigen, die unsere Seelen zueinander trüge.

Denn daß sie an der Kälte ihrer Einsamkeit litt, hier doppelt litt, wo die Wärme und der Glanz des Südens den Kontrast von Sehnen und Entbehren noch lauter zum Bewußtsein brachte — das fühlte ich ihr ab an manchen kleinen Nervositäten, unscheinbare Zeichen für den Gleichgültigen, eine schmerzlich deutliche Offenbarung für die gesteigerte

Fühlung der Leidenschaft, die es so dringend darnach verlangte, die Darbende in ihre Wärme aufzunehmen, der Gebundenen Freiheit zu geben.

Ich weiß nicht, ob ich noch lange diesen Zustand ungelöster Spannung und Erregung ertragen hätte, ob ich nicht einmal von ihr überwältigt, im ungeeignetsten Augenblick etwas getan oder gesagt hätte, das eine unlösbare Verwirrung über uns beide gebracht hätte, oder vielleicht hätte ich meinen letzten Rest von Besonnenheit zusammengerafft und wäre plötzlich abgereist — um es selbstverständlich auf der ersten Wegmeile bitter zu bereuen.

Da hörte ich es wie eine Erlösung, als eines Tages bei Tische von seiner Abreise die Rede war.

Palmira wollte noch bleiben. Ich dachte nicht weiter darüber nach, wie auffallend dieser Entschluß war — ich hörte nur, daß es für mein Hoffen eine Zukunft gab, für meine werbende Erwartung Raum geschaffen war.

Erst später klang mir die Schärfe des Tones im Ohr nach, die bei dieser Besprechung zwischen ihnen hin und her gegangen war, während ihre Unterhaltung sich sonst nie über das kühlste Gleichgültigkeitstempo erhob.

Merklich erregt kamen sie andern Tages zusammen in den Garten.

Sie saßen eine Weile stumm nebeneinander, es war wie ein hartes Ringen in ihren Mienen. Dann sprachen sie lauter als sonst, und mir wurde mein Versteck zur Qual — konnte es aber nicht verlassen, ohne es ihnen peinlich zum Bewußtsein zu bringen, daß sie einen Zeugen ihres Zwistes hatten.

Es kamen nur wenige Worte zu mir, die im Affekt aus dem lange eingedämmten Groll wie ein Stahl aus der Scheide geschleudert wurden.

„— dein verdammter Eigensinn —“

„ — — fühlst dich doch wohler allein.“

„— das Kind geht mit —“

„— — ich will es hier haben —“

„— daß ich ein Narr wäre — “

Sie war tief erblaßt. Stand jäh vom Stuhl auf und trat an die Brüstung, mit ihren zitternden Händen stützte sie sich auf die Mauer, und ich sah, wie ein Schauer ihren Körper erbeben machte.

„ — mein letztes Wort —“

Endlich kamen fremde Menschen aus dem Hause. Mich hatte es eine Ewigkeit gedünkt, hier der ungewollte Lauscher zu sein.

Er trat von ihr zurück und ging ins Haus.

Die derben Züge seines Gesichtes waren zum Erschrecken hart, und in seinen Augen glühte ein unheimlicher Ausdruck von Zorn und Hohn.

„Ich habe dich in meiner Hand und trete dich nieder“ — ohne Worte hörte man seine Gedanken.

Es wurde mir schwer, meiner Erregung so weit Herr zu werden, um bei der Begegnung an der Tafel meiner Stimme die nötige Ruhe und Gleichgültigkeit zu geben.

Palmira hatte ihre Haltung vollständig wiedergefunden, und nur ich sah die feine Falte des Schmerzes zwischen den weiten schönlinigen Brauen. Als ich nach Tisch zu ihnen trat, traf mich ein durchbohrender Blick aus seinen Augen, die dann mit schonungsloser Brutalität im Ausdruck sich zu Palmira wendeten.

Aber ihre Seele war weit weg von uns beiden. Das mußten selbst seine mißtrauischen Augen erkennen.

Am nächsten Tage war Palmira wieder allein im Garten.

Ich ging ihr aus dem Wege, da ich fühlte, daß ich weder die Kraft hatte, sie aus der Ferne wie ein Bild zu genießen, noch in gleichgültiger Weise ihr zu nahen. Auch die früher so reizvolle Begegnung in der Gondel war mir jetzt nicht mehr genug.

Es zog mich zu stiller Sammlung in mir selbst. Meine fiebernden Wünsche und Hoffnungen brauchten die Ruhe einer großen übersinnlichen Schönheit, die für Augenblicke mich von mir selbst befreien und mich meiner Harmonie wiedergeben konnte.

Für diese Sehnsucht wußte ich ein herrliches Refugium.

Der Dom von San Marco.

Wie ein Wunder aus Tausendundeiner Nacht wirkt er von außen.

Aber innen umfängt uns jene erdentrückte Halblichtstimmung, wie sie uns aus den seelentrunkenen Büchern der alten Mystiker entgegenströmt. Wie oft schon hatte ich meine Seele rückhaltlos an diese ruhende Schönheitsfülle hingegeben. Und immer wieder neu ergriff mich der gewaltige Rhythmus dieser feierlichen Linienführung und die wunderbaren Lichtwirkungen auf dem satten Altgold der Wände und der geheimnisvolle Zauber der kostbaren Schätze von Byzanz, die vom Pala d'oro in glühender Pracht aufleuchten.

Tiefe Stille liegt über dem heiligen Raume. Die Menschen sitzen versonnen und weltentfremdet in dem müden Dämmerungslicht seiner verschatteten Winkel, und ihre Seelen beten zu dem namenlosen Gotte, dessen Nähe wir in jeder Schönheit fühlen, die uns mit einer unbestimmten Sehnsucht nach ungreifbaren Fernen erfüllt.

Wie Schatten wandelt man hier aneinander vorüber. Losgelöst von aller Gegenwart fühlt hier Mensch zu Mensch nichts anderes als die starke tragende Andachtsfülle der übersinnlichen Welt, zu welcher die schmerzbeladene Menschheit aus den engen Grenzen des Seins immer wieder ihre Zuflucht nimmt und an deren Grenzenlosigkeit sie sich aus der Enge der Wirklichkeit zu den letzten Gründen ihres eigenen rätselvollen Wesens erlöst.

In dieser ekstatischen Losgebundenheit von mir selbst — und so am

stärksten meinem Selbst hingegeben — wandelte ich langsam in den schmalen labyrinthischen Gängen der Kuppelgalerien, deren Wände warm und reich sind von den matten Gold- und den satten Farbentönen der Mosaiken. In dem naiven Stile der altchristlichen Zeit hat hier die fromme Geduld ferner Geschlechter die Legenden ihres Glaubens eingeschrieben und diese Unendlichkeit von kleiner Arbeit gibt die gewaltige Summe eines überwältigenden Eindrucks.

Ich war in jener seltsamen Stimmung, in der einem nichts mehr unmöglich erscheint und das Unerwartete zur Selbstverständlichkeit wird.

So war ich gar nicht erstaunt, als ich plötzlich aus einer der unzähligen Biegungen der Galerie Palmira heraustreten sah.

Da die Gänge so schmal sind, daß man sie nur einzeln begehen kann, mußte ich am Ende des einen stehen bleiben, um sie an mir vorüber gehen zu lassen.

Auch sie erkannte mich.

Und es war wie im Traum, als sie langsam mit ihrem Blick in dem meinen auf mich zuschritt.

Raum und Zeit verschwand zwischen uns. Nur wir beide schwebten noch im All und warteten aufeinander wie auf unser Schicksal.

Endlich war sie mir ganz nahe.

Sie nahm ihre Augen nicht von mir.

In diesem Augenblick griff meine Hand spontan nach der blühenden Orchidee, die ich bei mir trug. Diese symbolische Blume, die das Wirre und Rätselhafte des Seins in ihrer eigensinnigen phantastischen Form verkörpert, reichte ich ihr.

Sie nahm dieselbe.

Und wie die Schatten der Unterwelt lautlos und schier bewegungslos glitten wir aneinander vorüber.

Aber an der Erregung, die mich dann befiel, konnte ich die gewaltige Spannung bemessen, welche die wenigen Sekunden dieser Begegnung in mir erzeugt hatten.

Es schien nun so natürlich, daß wir uns zusammenfanden.

Wie eine Fortsetzung jener somnambulen Begegnung im Dome war es.

So leise und traumhaft blieb es noch zwischen uns. Es war, als ob wir uns ohne Worte verstünden, unser Wesen errieten.

Wir fuhren nun oft in einer Gondel zusammen durch die stummen Straßen Venedigs.

Auf dem Hintergrunde dieser großen Stille wurde jeder Blick, jede Bewegung, jedes Wort zwischen uns bedeutungsvoll, und die heimlichen Gedanken, die die letzten Geheimnisse unseres Innenlebens behüten, wurden laut in diesem Schweigen umher.

In einer Mondnacht war es.

Einer Mondnacht, wie sie in solch unirdischer Herrlichkeit nur in diesem Wunderwinkel der Erde möglich ist.

Eine sommerlaue Nacht. Das weißglühende Dämmerlicht auf den nachtdunklen Wassern und zwischen diesem Weiß und Schwarz die ernsten Silhouetten und ragenden Türme der Paläste und Kirchen schemenhaft eingebettet — ein Unsagbares ist's, und unvergessen bleibt es dem, der es geschaut. —

Mir war es mehr als Schauen, mir war's Erleben, dieses fast grauenvoll Schöne.

Die Spiegelung meines Empfindens schien es mir. So zwischen Halblicht von Wirklichkeit und Traum hoben sich aus dem dunklen Grunde der Leidenschaft die ragenden Linien meiner Wünsche — unserer Wünsche, hoffte ich.

Zurückgelehnt in den Polstern der Gondel lagen wir Arm in Arm, und die lauschende Zeit nahm unser Geheimnis zu den tausend andern, die sie in ungezählten Nächten mit diesem heiligen Schweigen behütet.

„Palmira —"

Ein leises Lächeln ging über ihr Gesicht.

„So heiße ich nicht."

„Ich weiß, aber so nannte ich dich, seit ich dich liebe."

„Es ist gut so. So bin ich eine andere für dich und mich in dieser seltsamen Zeit."

„Und deine Wünsche kommen zu den meinen, Palmira?"

„Alle unverbrauchte Schönheit meines Wesens kommt zu dir — du gibst mir mich selbst zurück, so wie ich war, da mich noch keine Erkenntnis vergiftet hatte — dein Wesen dünkt mich bekannt, als hätte meine junge Sehnsucht dich einst gesucht —"

„Und wirst du dich mir ganz zuwenden — einst — jetzt —?"

„Sprich nicht von Gegenwart und Zukunft hier in dieser erlösenden Vergessenheit. — Laß uns tun, wie Erde und Himmel hier tun, laß uns träumen, nicht ans Erwachen denken."

Still und vertrauensvoll lagen plötzlich ihre Hände in den meinen — ich begehrte nichts weiter für diese Nacht.

Doch in dem starken Licht des Tages verlangte es mich nach sicheren Zielen für unser Leben. Ihre gleichmäßige Ruhe indes zwang mich zum Warten.

Mit nachtwandlerischer Sicherheit ging sie neben meiner brandenden Leidenschaft einher, und feine leise Worte fand sie, die wie schmale Stege über gefährlichen Abgründen schwebten.

Sie entschloß sich auf mein Bitten, das unruhige Hotel zu verlassen und eine kleine Villa mitten im Grün eines stillen Parkes auf dem Lido zu mieten.

Als sie dieselbe bezogen, war ich täglicher Gast bei ihr.

Von ihrem Balkon sahen wir auf die schwere wogende weitdehnende Fläche der Adria.

Und in dem Schatten des weiten Parkes wandelten wir unter den fremden Düften des Südens.

So endlich ganz auf uns allein gestellt, taten wir uns einander ganz auf, und meine gespannte Erwartung hoffte auf nahe Erfüllung.

Palmira veränderte sich wunderbar. Das Starre im Blick und die harten Linien des Mundes wurden weich. Die Hände hatten plötzlich die freien Bewegungen glücklicher Zufriedenheit — sie konnte lachen und sich freuen wie ein Kind.

Wie ein lange Hungernder griff sie mit beiden Händen nach dem Neuen und Starken, das ich ihr aus dem Leben mitteilen konnte. Sie hatte viel und tief gedacht und gelesen, aber die letzte geistige Vollendung, die nur in der gegenseitigen Mitteilung und Anregung zweier gleichwertiger Geister zu erreichen ist, hatte ihr gefehlt.

Wie sie es genoß, daß es endlich kam.

Wie wir beide einander genossen in diesem Nehmen und Geben.

Mir brachte dieser Einblick in den kostbaren Reichtum ihres Wesens den höchsten Rausch der Entzückung, und die Flammen meiner Leidenschaft waren nahe daran, meinen Willen zu überwältigen. Sie aber merkte die leiseste Bewegung, die aus meinem heißen Verlangen kam, und dann wurde plötzlich alles kühl und verschlossen an ihr; abweisend und verwundert sahen mich ihre Augen an, die endlich die strahlende Wärme gefunden hatten, die ich so ersehnt. Wenn ich sie so in ihre frühere Starrheit verfallen sah — blieb mir nichts anderes übrig, als mit Aufbietung aller Kraft den Schritt zurückzunehmen, mit dem ich ihr näher gekommen zu sein glaubte.

Köstliche Tage verlebten wir so.

Aber plötzlich wurde mir die Last zu schwer. Es kam der Augenblick, da das Mannesbegehren in mir sein Recht nehmen oder sich gewaltsam von dem Weibe trennen mußte, das mein ganzes Wesen an sich gefesselt und von sich erfüllt hatte.

Und fest entschlossen, sie zu einem ganzen Ja oder Nein zu zwingen, kam ich am Abend zu Palmira.

Die goldleuchtende Dämmerung lag auf den schwer hingleitenden Wellen des Meeres.

Wir saßen auf dem Balkon.

Palmira hatte einen Brief in Händen.

Wie sie ihn so zwischen ihren Fingern hart zusammendrückte, wußte ich, von wem er war.

Sie hatte mich nur kurz begrüßt und starrte in die endlose Ferne, die über dem Meere lag.

Ich fühlte sie mir ganz entgleiten.

Da löste sich etwas wie Haß in mir aus.

Nicht gegen sie. Nicht gegen ihn.

Aber gegen das Feindliche, das da eine Welt — meine Welt zerstört hatte.

Endlich kehrte ihr Blick zu mir zurück.

Sie schien ganz vergessen, daß sie mich schon begrüßt hatte. Sie erhob sich, warf den Brief wie etwas Ekles von sich und trat auf mich zu.

Sie so nahe zu fühlen und kein Recht auf sie zu haben — ich ertrug es nicht mehr.

Und in meiner Erregung stieß ich unvermittelt und hart die letzte Frage hervor, die zwischen uns zu beantworten war.

„Warum scheidest du dich nicht von ihm?"

„Um des Kindes willen."

„Liebst du es?"

„Du fragst, also zweifelst du — woher kam dir der Zweifel?"

„Ich sah dich im Garten, wie du dich ihm zuneigtest und es küssen wolltest und nicht konntest."

„Ja — das ist das Bitterste von allem, dieser Zwiespalt in mir, meine Sehnsucht in dem Kinde mein Teil zu finden, an dem ich weiter bauen könnte an ihm — und immer wieder nur ihn zu finden; alle unfrohen Stunden und bösen Dinge zwischen ihm und mir kommen mir aus diesem Angesicht zurück, und es ist immer wieder ein neuer Kampf, über alles dieses hinweg es in meine Mutterarme zu nehmen."

„Und doch —"

„Und doch kann ich es nicht von mir lassen, dies Wesen ist der Sinn meiner Ehe und der Zweck meines leeren Daseins."

„Aber du bist noch jung, — willst du deine ganze Jugend aufgeben?"

„Ich bin nicht mehr jung — in meinem Empfinden nicht mehr —, es ist etwas zerbrochen in mir, das nie wieder ganz wird —"

„Ich liebe dich, Palmira — ich liebe dich, glaube wieder an das Leben —"

Sie löste sich erschüttert aus meinen Armen.

„Nicht so — nicht dies, ich will dich nicht betrügen — ich habe nichts mehr zu geben, ich habe den Glauben an mich selbst verloren —"

Sie sprach leise und langsam wie in tiefster Müdigkeit — ihre Lippen waren bleich, ihre Hände lagen schwer auf der Brüstung — die Augen sahen starr über die weite Fläche des Meeres, wie in eine grausige Leere.

Eine schmerzhafte Trostlosigkeit strömte von ihr aus — und ich wußte, daß ich gegen alles Hoffen gehofft hatte. —

„Leb' wohl, Palmira —"

„O — du gehst?

Ich danke dir für die glückliche Vergessenheit, die du mir für eine kleine Weile gegeben —"

„Vergessenheit — nichts weiter —"

Meine Stimme mußte wohl die tiefe Bitterkeit, die mich erfüllte, ihr offenbart haben — sie wendete sich zu mir und sah endlich, daß ich litt.

Sie kam zu mir, legte ihre Arme mit einer unendlich zärtlichen Bewegung auf meine Schultern, und ein Kuß linde und kühl wie ein fallendes Rosenblatt berührte meine Lippen — —

„— — daß du es doch gewesen wärest, dem ich die Blüte meiner Seele gegeben — nun ist sie welk und tot —"

„Kann es nicht wiederkommen —?"

„Wiederkommen — wie meinst du — wenn es doch welk und tot ist — kannst du den Sommer wecken, wenn er starb —?"

„Leb' wohl, Palmira —"

„Mein Freund —"

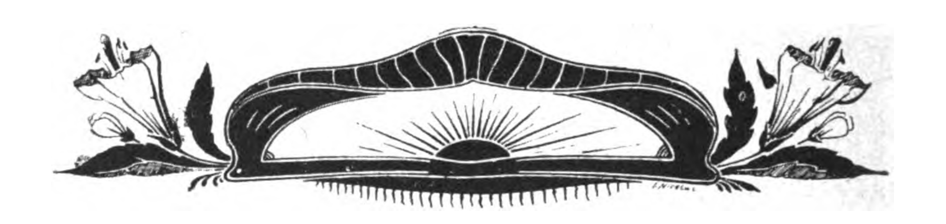
„Sprich's nicht noch einmal, dies furchtbare Wort, das wie ein Stein auf meine blühende Hoffnung fällt — leb' wohl."

Ich sah nicht mehr zurück zu ihr, als ich den Garten verließ.

Schwer beladen war meine Seele, denn sie trug unser beider Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit aus dem Lande der Stille und der goldenen Träume.

Und das Bild jener seltsamen Blume, die nur einmal ihre ganze Daseinsfülle für eine kurze blühende Nacht auszugeben vermag — blieb mir als ein Symbol dieses seltsamen Weibes in meiner traurigen Seele.





Die Flottenforderungen der Regierung und ihre Unzulänglichkeit.

Von

Graf E. Reventlow.

— Charlottenburg. —

Die nunmehr nach Zustimmung des Bundesrates veröffentlichten Forderungen der Regierung für die Flotte sind in allen Einzelheiten durch die Tagespresse bekannt gegeben worden. Ich will sie daher hier nur ihren Hauptpunkten nach noch ein Mal zusammenfassen und dann daraufhin prüfen, ob ihre Höhe das unbedingt nötige Maß überschreitet oder aber ob sie im Hinblick auf die Anforderungen, welche ein Krieg an unsere Wehrkraft zur See stellen wird, sich unter dem zulässigen Maße halten.

Die Marinevorlage für 1906 gliedert sich in zwei Teile, nämlich die Novelle zum Flottengesetz und die Denkschrift zum Marineetat.

Die Novelle zum Flottengesetz von 1900 enthält die Forderung, den 1900 festgelegten Schiffsbestand um sechs große Panzerkreuzer zu vermehren.

Als im Winter 1899 die Novelle zum Flottengesetz von 1898 eingebracht wurde, forderte diese außer der Verdoppelung der Schlachtflotte und einem Bestande von vier großen und elf kleinen Kreuzern für den Auslandsdienst, welche gleichfalls 1898 bewilligt waren, noch sechs große und sieben kleine Kreuzer, welche ebenfalls in außerheimischen Gewässern Verwendung finden sollten. Diese dreizehn Kreuzer wurden 1899/1900 auf Betrieb des Zentrum gestrichen, während im übrigen die Forderungen der Regierung als „Gesetz betreffend die deutsche Flotte vom 14. Juni 1900" bekanntlich bewilligt wurden.

Hinsichtlich der abgelehnten Kreuzer gab der Staatssekretär des Reichsmarineamtes sofort die folgende Erklärung ab: Er könne nicht endgültig auf sie verzichten, weil sie schon damals ein dringendes Bedürfnis darstellten, wohl aber sei es ihm möglich, ohne Schaden für die Entwickelung der Flotte die Forderung bis zum Etatsjahr 1906 zurückzustellen. Diese Erklärung entsprach den Verhältnissen. Unsere heimische Schlachtflotte existierte damals eigentlich nur dem Namen nach, und weil sie immer den weitaus wichtigsten Teil der deutschen Seestreitkräfte bilden muß, so war es zunächst nötig, die gesamte Bautätigkeit auf sie zu konzentrieren. Bekanntlich und unglücklicherweise wurde damals auf dem Bestand der Flotte eine lange Reihe von Schiffen angerechnet, welche den Schiffsklassen, denen sie zugeteilt wurden, keineswegs entsprachen. Ich komme darauf nachher noch zurück. 38 Linienschiffe sollte die neue Flotte stark sein, 27 wurden als vorhanden angenommen, also waren noch 11 zu bauen, und dann trat die gesetzlich festgelegte Ersatzpflicht für 17 jener bis zum Jahre 1917 ein. Der Staatssekretär verteilte nun die Bauten derart, daß zehn der elf Neubauten sofort in Angriff zu nehmen seien, und zwar während der Jahre 1901 bis 1905. Während dieser Periode sind jedes Jahr zwei Linienschiffe auf Stapel gelegt worden, im ganzen also zehn, welche wir unter dem Namen der Braunschweig- und Deutschland-Klasse kennen. Danach stehen also jetzt noch die 17 Ersatzbauten und ein Vermehrungsbau aus. Nominell beläuft sich also einschließlich der noch im Bau befindlichen Schiffe der Deutschland-Klasse die deutsche Flotte auf 37 Linienschiffe, während nur ein einziger Vermehrungsbau aussteht, um die vorgeschriebene Zahl von 38 Linienschiffen zu erreichen. Wir ersehen aus diesem Verfahren das Prinzip, mit größtmöglichster Geschwindigkeit, ganz abgesehen von ihrem wirklichen Werte, die Flotte der Zahl nach zusammenzubringen. Mit dem Etatsjahre 1906, also jetzt, sollen die Ersatzbauten für 17 der 1900 auf dem Bestand in Anrechnung gebrachten Linienschiffe in Angriff genommen werden.

An Panzerkreuzern sind in der Periode 1901/1905 fünf Schiffe in Angriff genommen bezw. fertig gestellt, alle für die heimische Schlachtflotte, und zwar drei als Ersatzbauten, zwei als Vermehrungsbauten. Die erwähnten, für den Auslandsdienst bestimmten sechs Panzerkreuzer und sieben kleinen Kreuzer sollten nach dem Entwurfe von 1899 in den Jahren von 1906 bis 1909 auf Stapel gelegt werden, während die letzte Bauperiode von 1910 bis 1917 an Panzerkreuzern nur mehr Ersatzbauten vorsah. Hieraus geht hervor, weswegen der Staatssekretär einen Aufschub der Auslandskreuzer bis zum Etatsjahr 1906 als belanglos für die allgemeine Bauentwickelung bezeichnen konnte. Ob es dagegen politisch richtig war, sich auf einen Aufschub einzulassen, der von der ausschlaggebenden Partei im Reichstage nicht ausdrücklich als solcher anerkannt wurde, und damit die immerhin unsichere Chance einer neuen

Vorlage in Kauf zu nehmen, soll hier nicht mehr erörtert werden. Wir wollen nur mit den augenblicklich bestehenden, wenn auch schon 1900 geschaffenen Verhältnissen rechnen.

Der Staatssekretär des Reichsmarineamtes erklärte im Jahre 1900 ferner: Selbstverständlich sei es ihm unmöglich, vorauszusagen, ob die Bedürfnisse der Flotte hinsichtlich des Auslandsdienstes 1906 noch dieselben sein würden; nur das könne er versichern, daß ein Abnehmen derselben nicht stattfinden werde. Im vergangenen Frühjahr über seine Forderungen für das Jahr 1906 im Reichstage interpelliert, erklärte er, die Vorlage werde sich durchaus in dem schon 1900 vorgesehenen Rahmen halten mit der Abweichung, daß an Stelle der sieben kleinen Kreuzer ebensoviele Torpedobootdivisionen träten. Diese damals mit allgemeinem Unglauben entgegengenommene Antwort hat durch die vorliegende Novelle ihre Bestätigung erhalten. Sie enthält, wie gesagt, nur sechs Panzerkreuzer. Werden sie, wie man nicht bezweifeln kann, bewilligt, so würde sich die Zahl der für das Ausland vorgesehenen Panzerkreuzer im ganzen, nämlich einschließlich der schon 1899 bewilligten auf zehn Schiffe belaufen.

Die Begründung der Novelle gliedert dieses Kontingent folgendermaßen: 4 als Stationäre, 4 als Kreuzergeschwader, zur Verwendung da, wo es erforderlich wird, und 2 als Materialreserve. Im übrigen werden als Gründe für die Mehrforderung: Vertretung und Förderung der überseeischen Interessen des Reiches angeführt, außerdem die Notwendigkeit, für den Kriegsfall außerhalb des Rahmens der heimischen Schlachtflotte wenigstens noch ein Geschwader leistungsfähiger Panzerkreuzer zur Verfügung zu haben.

Über den sogenannten Auslandsdienst sind die Ansichten bei uns, das heißt in der Öffentlichkeit, noch sehr wenig geklärt, und deswegen möchte ich kurz darauf eingehen. Man hat im wesentlichen zwei Kategorien von Schiffen zu unterscheiden, welche entsprechend ihrer verschiedenen Verwendung auch verschiedene Eigenschaften aufweisen müssen. Das stationäre Auslandsschiff bildet eher eine diplomatische Vertretung des Deutschen Reiches in außerheimischen Interessengebieten als eine militärische; letztere kommt nur dann in Betracht, wenn es sich darum handelt, an den Küsten unzivilisierter oder halb zivilisierter Staaten und Landstriche, Dörfer oder Städte zu zerschießen, eine Blockade auszuführen oder endlich ein Landungskorps auszuschiffen. Solche Schiffe bedürfen der Eigenschaft, welche man mit Gefechtskraft bezeichnet, nur im geringen Maße, denn ihre militärische Verwendung bezieht sich nicht auf den Kampf von Schiff gegen Schiff, sondern ganz allgemein ausgedrückt auf den Begriff der Strafexpedition. Das gefechtskräftige Schiff kommt für den Auslandsdienst in Betracht, seitdem die Zahl der Kolonialreiche und die der Seemächte überhaupt gewachsen ist, und diese zu

mehreren in ein und denselben Interessengebiet Schiffe unterhalten. Darin liegt einmal die Möglichkeit eines Konfliktes untereinander, und dann die Notwendigkeit für jede einzelne beteiligte Macht mit ihrer Vertretung in dem betreffenden Gebiet nicht zurückzustehen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die betreffenden Völkerschaften wirtschaftlich und politisch demjenigen am meisten entgegenkommen, der ihnen die größte Macht vor Augen bringt. Ein sehr anschauliches Beispiel für diese Entwickelung der Dinge gab und gibt die ostasiatische Station. Als hier noch der freie Wettbewerb sämtlicher großen seefahrenden Staaten herrschte, sahen wir eine mächtige internationale Flotte versammelt. Jetzt, nachdem das Übergewicht Japans ein absolutes geworden ist, sind nur noch wenige Schiffe vorhanden und speziell die kampfkräftigen von beinahe allen Nationen zurückgezogen. Soweit man übersehen kann, wird eine ähnliche Situation, wie früher in den ostasiatischen Gewässern, auf längere Dauer nirgends mehr eintreten können, beiläufig kein günstiges Symptom, weil es zeigt, daß von freier Konkurrenz beinahe nirgends mehr die Rede, sondern überall eine prävalierende Seemacht vorhanden ist, welche den freien Wettbewerb ausschließt. Abgesehen davon bleibt aber, und das gilt auch für Deutschland, immer die Möglichkeit vorhanden, daß vorübergehende Verhältnisse entstehen, welche plötzlich die Anwesenheit einer starken Macht irgendwo auf dem Erdball notwendig oder wünschenswert machen. Für solche Zwecke ist der Panzerkreuzer der gegebene Typ; natürlich verstehe ich darunter den Panzerkreuzer in seiner Vollendung, und nicht die in jeder Hinsicht mißglückten Typen, wie sie unsere Bestände leider ausschließlich aufweisen. Der Panzerkreuzer, wie er sein soll und wie wir ihn in Zukunft bauen werden, ist ein Schiff von höchster Geschwindigkeit und mächtigem Kohlenvorrat. Er verfügt also über das höchste Maß von Beweglichkeit, und diese ist für die großen, bei plötzlichem Eintritt von Ereignissen schnell zu durchmessenden, Strecken die Bedingung für seine Existenzberechtigung. Der Panzerkeuzer ist, wie sein Name sagt, gut geschützt und trägt eine so starke Armierung, wie sein Deplacement nach Erfüllung der an die Geschwindigkeit zu stellenden Anforderungen tragen kann. Was nun speziell die deutschen Verhältnisse betrifft, so sind wir auf Sparsamkeit angewiesen. Es ist uns also unmöglich, eine große Anzahl von Panzerkreuzern auf die verschiedenen außerheimischen Interessengebiete zu verteilen. Da er ferner für solche Gelegenheiten in Betracht kommen soll, welche seine Kampfkraft erfordern, so würde seine einzelne Verwendung Zersplitterung der Kräfte bedeuten, und daraus folgt wieder, daß unsere im Ausland zu verwendenden Panzerkreuzer in Geschwadern vereinigt bleiben müssen. Wenn die Begründung der Novelle vier große Kreuzer als „Stationäre" anführt, so wird man darunter Fehlschiffe, wie den „Fürst Bismarck", verstehen müssen, oder aber alte große Kreuzer, wie die Hertha-Klasse, welche weder

über Panzerschutz noch Geschwindigkeit, noch annähernd ausreichenden Kohlenvorrat verfügen; die Engländer verspotten diesen Typ übrigens treffend durch die Bezeichnung „Küstenpanzerschiffe ohne Panzer". Persönlich stehe ich überhaupt auf dem Standpunkte, daß wir brauchbare Panzerkreuzer, ob stationär oder nicht, dauernd im Auslande unter keinen Umständen lassen dürfen. Ihr militärischer Wert ist so groß und unsere Lage in Nord- und Ostsee eine so gefährdete, daß wir jedes kampfkräftige Schiff dort dringend brauchen. Das führt uns zu dem zweiten Teil der Begründung für die Kreuzermehrforderung, nämlich die Notwendigkeit, im Kriegsfall — es ist bezeichnend, daß der Kriegsfall ausdrücklich erwähnt wird, was nie zuvor geschah — mindestens noch ein Geschwader leistungsfähiger Panzerkreuzer zur Verfügung zu haben. Schon während des japanischen Krieges zeigte die vielbesprochene Neuorganisation der englischen Flotte das Prinzip, den gewaltigen Bestand an Panzerkreuzern in Geschwader zu gliedern und schon in Friedenszeiten derart zu verteilen, daß sie sofort mit Beginn der Feindseligkeiten alle großen Seehandelsstraßen beherrschen und so den eigenen Handel beschützen, den feindlichen unterbinden und zerstören können. Der englische Panzerkreuzer hat sich hauptsächlich im Laufe der letzten Jahre zu einem so kampfkräftigen Typ entwickelt, daß er selbst unseren Linienschiffen zum großen Teil als überlegener Gegner entgegentreten kann. Es sind augenblicklich vier solcher großer Kreuzergeschwader vorhanden, und schon seit längerer Zeit zeigen die Friedensübungen der englischen Flotte, daß man ihnen auch im Geschwaderkampfe um die Seeherrschaft eine sehr wichtige Rolle zuteilt. Sie sollen ein engagiertes feindliches Linienschiffsgeschwader von der andern Seite fassen und sind vermöge ihrer überlegenen Geschwindigkeit imstande, sich günstige artilleristische Positionen auszuwählen, vermöge ihrer kräftigen und weittragenden Artillerie, auch Linienschiffe schwer zu schädigen. Mehrere andere Staaten sind bereits dem Beispiele Englands gefolgt, und so ist es auch für uns eine dringende Notwendigkeit, einmal einen bedeutend mächtigeren Panzerkreuzertyp als bisher zu schaffen, ferner die Zahl soweit zu vermehren, daß wir verschiedene Geschwader bilden können. Einschließlich der für die heimische Schlachtflotte früher bewilligten zehn Panzerkreuzer, würden wir also nach Bewilligung der Novelle deren 20 zur Verfügung haben. In der angedeuteten Weise zweckmäßig verwendet und gegliedert, hätten wir damit eine ganz gewaltige Macht, welche allerdings nicht zersplittert werden darf. Erweist es sich einmal nötig, ein solches Geschwader von vier oder sechs Schiffen ins Ausland zu schicken, so müßte es bei Ausbruch eines Krieges trachten, so schnell wie irgend möglich auf den heimischen Kriegsschauplatz zu gelangen und, wenn ihm dies nicht gelingt, geschlossen entweder auswärtige Interessengebiete des Feindes anzugreifen, oder aber abseits gelegene Teile von dessen Küsten, wie z. B.

in einem Krieg mit England die Westküsten der großbritannischen Inseln. So werden die Kreuzer den Feind zur Teilung seiner Streitkräfte zwingen und unsere heimische Flotte entlasten.

Immerhin scheint gerade im Hinblick auf Geschwadergliederung die Zahl von 20 Kreuzern zu gering, weil die Materialreserve darin einbegriffen liegt, und es hätte mehr den tatsächlichen Bedürfnissen entsprochen, wenn man anstatt sechs, jetzt zehn neue Panzerkreuzer verlangte.

Die Baukosten dieser sechs Kreuzer belaufen sich auf 165 Millionen Mark, und die durch diese Vermehrung des Schiffsbestandes herbeigeführte Steigerung der fortdauernden Ausgaben schlägt man auf 20 Millionen Mark an. Daß ein entsprechender Mehrbedarf an Personal durch diesen Zuwachs an Schiffsmaterial bedingt wird, ist selbstverständlich.

Das wäre der Inhalt der Novelle und was sich im Rahmen einer kurzen Betrachtung dazu sagen läßt. Wir kommen nun zu der „Denkschrift zum Marineetat", welche wieder zwei Kategorien von Forderungen enthält, nämlich solche, die durch das Flottengesetz von 1900 überhaupt nicht geregelt sind, und solche, von denen man dies zwar prinzipiell bejahen kann, die aber trotzdem ihre nähere Gestalt erst durch die Bewilligung der jährlichen Etats gewinnen können.

Ganz unberücksichtigt läßt das Flottengesetz von 1900 Torpedoboote und Unterseeboote. Letztere standen damals für uns überhaupt noch nicht auf der Tagesordnung, da die Marineverwaltung sich ihnen gegenüber ablehnend verhielt. Hinsichtlich der Torpedobootswaffe hatte sich der Staatssekretär von Anfang an auf den Standpunkt gestellt, dieselben seien zwar, soweit man übersehen könne, nötig, jedoch bildeten sie nicht in demselben Maße wie Linienschiffe und Kreuzer prinzipiell unentbehrliche organische Bestandteile der Flotte. Es sei immer möglich, daß Veränderungen auf diesem Gebiete stattfinden; deswegen hat man von der Eingliederung des Torpedobootes in das Flottengesetz abgesehen. Ob dieser Standpunkt ein richtiger war und ist, könnte man speziell aus innerpolitischen Erwägungen bezweifeln. Andererseits ist das Torpedoboot ja billig und außerdem eine populäre Waffe. Etatpolitisch ist der Punkt Torpedoboot noch nicht ganz klar. Zwar steht nichts von der Torpedobootswaffe im Flottengesetz von 1900, wohl aber haben Erörterungen damals stattgefunden, und der Reichstag erklärte sich einverstanden, daß jedes Jahr eine Division in Angriff genommen würde. Selbstverständlich unterlag die Bewilligung dieser Division völlig dem Budgetrecht des Parlaments; die Posten sind aber immer anstandslos bewilligt worden. Die vorliegende Denkschrift zum Etat sieht nun eine wesentliche Verstärkung unserer Torpedobootsflotte vor, indem sie von 16 Divisionen gleich 96 Booten auf 24 Divisionen gleich 144 Booten vermehrt werden soll, also um 50 Prozent. Für den späteren Ausbau und

die Instandhaltung der Torpedobootsflotte kommt noch ein Faktor hinzu, der früher nicht vorhanden war, nämlich die Festlegung einer Altersgrenze, über welche hinaus das Boot ersatzpflichtig sein soll.

Die Erfahrungen der letzten sechs Jahre haben bewiesen, daß unser neuer, seit Ende der neunziger Jahre eingeführter Hochseetorpedoboottyp nach einer Dienstzeit von 12 Jahren nicht mehr für den Hochseedienst geeignet ist. Es erklärt sich das einmal aus dem leichten Material des Torpedoboots, das sich verhältnismäßig schnell abnutzt, und dann aus der unbedingten Notwendigkeit, auch in Friedenszeiten die Boote dauernd anzustrengen; nur so läßt sich eine wirklich kriegsmäßige Ausbildung des Personals erreichen, wie sie Russen und Japaner während des Krieges schmerzlich vermissen mußten. Die Denkschrift spricht sich nicht darüber aus, ob diese Ersatzpflicht des Torpedoboots nach 12 Jahren gesetzlich festgelegt werden soll oder nicht. Ich möchte es für etwas bedenklich halten, wollte man jetzt dies und die erhöhten Forderungen für später an Torpedobooten ganz der Opferfreudigkeit des Reichstages überlassen. Anstatt wie bisher einer Torpedobootdivision ergibt sich aus den beiden Faktoren der absoluten Vermehrung und des Ersatzes nach Veralten die Notwendigkeit, jährlich zwei Torpedobootsdivisionen auf Stapel zu legen. Mir scheint, daß man damit dem Reichstage geradezu ein Streichobjekt an die Hand gibt. Solange nur eine Division gefordert wurde, war einmal das Objekt klein, und dann nahm man auch Anstand, durch Streichung des Postens überhaupt den Torpedobootsbau für ein oder mehrere Jahre zu sistieren. In Zukunft aber, wenn zwei nicht „gesetzlich geschützte“ Divisionen im jährlichen Etat figurieren werden, glaube ich kaum, daß die „sparsame“ Richtung im Reichstage daran vorbeigehen wird. — Für die Jahre von 1906 bis 1917, dem Schlußjahr des Flottenprogramms von 1900, wären also im ganzen 24 Torpedobootsdivisionen zu bauen. Der deutsche Typ hat sich, wie gesagt, sehr gut bewährt, es ist aber gleichwohl nötig geworden, sein Deplacement nicht unerheblich zu steigern. Die ersten Hochseeboote wiesen nur eine Wasserverdrängung von 400 Tonnen auf, jetzt sind schon über 500 notwendig. Es begründet sich das darin, daß die wachsende Fahrtgeschwindigkeit der Linienschiffe und Kreuzer auch die Geschwindigkeit des Torpedobootes hinaufschraubt. Dies muß den Linienschiffen gegenüber einen sehr bedeutenden Geschwindigkeitsüberschuß ausweisen, wenn es Aussicht auf Erfolg bei Angriffen haben will. Ebenso darf es nicht langsamer laufen als Kreuzer, denen es sonst eine sichere Beute wäre. . . . Steigerung der Geschwindigkeit vermehrt aber das Maschinen- und Kesselgewicht sehr bedeutend, verlangt einen größeren Kohlenvorrat, und somit wächst das Deplacement. Außerdem werden sich einige Änderungen in der artilleristischen Armierung des Torpedobootes als notwendig erweisen.

Für Unterseeboote sieht die Denkschrift vom Etat eine jährliche

Summe von fünf Millionen Mark vor. Es ist das sehr wenig, und wird begründet durch die Zwecke weiterer eingehenden Erprobung und späterer Beschaffung von Unterseebooten. Auf die Unterseebootsfrage kann ich hier nicht eingehen und möchte nur der Ansicht Ausdruck geben, daß das Vorgehen der Marineverwaltung in der Unterseebootsfrage zu langsam erscheint. Man würde erheblich schneller zu einem Resultat kommen, welches die Einstellung von Booten in die Front ermöglicht, wenn man für diese Erprobungen einige Millionen mehr aussetzte.

Der wichtigste Punkt in der Denkschrift zum Etat ist die Größensteigerung der Linienschiffe und Panzerkreuzer. Dies ist eine Forderung, welche zu denen gehört, die zwar im Prinzip durch das Flottengesetz geregelt sind, insofern die Zahl der Linienschiffe und Kreuzer gesetzlich festgelegt wurde, während ihre Größe selbstverständlich von den Fortschritten der Kriegstechnik abhängig sein muß. Über die Notwendigkeit einer erheblichen Deplacementsvermehrung gegenüber der Größe unserer bisher gebauten Linienschiffe und Panzerkreuzer ist außerordentlich viel geschrieben worden; ich selbst bin seit Jahren dafür eingetreten. Tatsächlich liegen die Verhältnisse so, daß alles, was wir bisher an Linienschiffen und Panzerkreuzern gebaut haben, nicht vollwertig ist, das heißt, die Schiffe würden einzeln oder im Geschwader einer gleichen Anzahl fremder Schlachtschiffe, die aus derselben Periode stammen, im Kampfe unterlegen sein. Vor einigen Jahren konnte man noch der Ansicht sein, daß diesem Übelstand durch eine Vermehrung der Schiffszahl abgeholfen werden könne, ohne daß es jedoch nötig sei, das Deplacement zu erhöhen. Dieser Weg erscheint jedoch jetzt nicht mehr gangbar, nachdem die Artilleriekaliber so enorm gesteigert worden sind und in Zukunft noch mehr wachsen müssen. Der russisch-japanische Krieg hat diese sogenannte Qualitätsfrage absolut bejaht, und wir müssen unbedingt unsere Neubauten so stark machen, daß sie allen fremden Typen mindestens gewachsen sind. Die Größe des Sprunges von 13 000 Tonnen bis 18 000 und mehr begründet sich in der bisherigen und zu allen Zeiten unrichtig gewesenen Methode unserer Marineverwaltung, aus Sparsamkeitsrücksichten die Linienschiffe so klein zu bauen, daß sie stets unter der zulässigen Größengrenze blieben. Daß sie sich jetzt endlich zum Entschluß aufgerafft hat, vollwertige Schiffe zu bauen, ist sicher lobenswert, kann aber die schweren Sünden der Vergangenheit nicht zudecken, denn diese haben uns eine Menge moderner, aber ganz minderwertiger Schiffe verschafft, die wir noch lange in unseren Beständen führen müssen. Auf die Folgerungen, die sich hieraus ergeben, soll zum Schluß eingegangen werden.

Die Deplacementssteigerungen bilden den bei weitem kostspieligsten Punkt der gesamten Forderungen der Marineverwaltung. Bisher kostete ein Linienschiff 24.28 Millionen Mark, jetzt 36.5 Millionen, also eine Steigerung um 50 Prozent. Der große Kreuzer kostete bisher reichlich

19 Millionen Mark, in Zukunft 27.5 Millionen. Hand in Hand damit geht natürlich eine nicht unerhebliche Vermehrung des Personals, ein größeres Schiff muß stärker bemannt werden, und einen weiteren Zuwachs an Personal macht die Steigerung der Artillerie auf den Schiffen notwendig. Dieser enorm wichtige Dienstzweig kann gar nicht genügend gefördert werden.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die Deplacementsvermehrung bei der Majorität des Reichstages nicht auf Schwierigkeiten stoßen. Man hatte offenbar überall bedeutend höhere Forderungen erwartet, und so macht sich auf der einen Seite eine angenehme, auf der andern eine unangenehme Enttäuschung deutlich bemerkbar, während andere das Bedürfnis fühlen, Gründe zu finden — und zwar solche sachlicher Natur, — durch welche man die Bescheidenheit der Regierung rechtfertigen könnte. Da ist zunächst der Kostenpunkt; so klein die Vorlage aussieht, gestaltet sie sich doch zu einer bedeutenden Mehrbelastung pro Jahr. Die Ausgaben für die Marine, welche 1905 noch 233.43 Mill. betrugen, steigen während der Bauperiode 1906 bis 1917 bis 328 Mill. Mark. Dies ist allerdings der Gipfel, aber die 300 Millionen werden von 1909 ab dauernd überschritten. Bedenkt man auf der anderen Seite aber, daß der allergrößte Teil dieses Geldes dazu dienen soll, unsere Flotte qualitativ auf die unbedingt notwendige Höhe zu bringen, so gewinnt die Sache doch ein anderes Aussehen. Wir haben uns einmal entschlossen, eine Flotte zu bauen, und ihre Stärke gesetzlich festgelegt. Es gehört keine fachmännische Bildung dazu, um zu begreifen, daß Hunderte von Linienschiffen weggeworfenes Geld bedeuteten, wenn sie nichts taugen. Wenn man eine Kompagnie mit modernen Gewehren mehreren Regimentern mit schlechten und alten Waffen gegenüberstellt, so kann der Ausgang nicht fraglich sein. Wenn die Marineverwaltung hier ihre Verantwortlichkeit begreift, so wird sie keinen Zoll zurückweichen können, obgleich die Vermutung nicht so ganz fern liegt, daß man hier und da versuchen wird, einige tausend Tonnen vom Deplacement abzuhandeln.

Fragen wir nun, ob die Stärke unserer Seestreitkräfte nach unverkürzter Bewilligung der jetzt verlangten Forderungen den militärisch-politischen Bedürfnissen entspricht. Eine Flotte von 38 Linienschiffen verheißt das Flottengesetz von 1900. Nach dem jetzigen Stande der Bauten besitzen wir 37 Linienschiffe auf dem Papier, ein, schon anfangs genannter, Vermehrungsbau wäre also nur noch auszuführen. Von diesen 37 Schiffen sind bei Festlegung des Flottengesetzes die folgenden angerechnet worden, welche den „Charakter“ als Linienschiffe erhalten haben, ohne es zu sein: vier Schiffe der Sachsen-Klasse, die „Oldenburg“ und acht kleine Küstenpanzer der Siegfried-Klasse. Diese 13 Fahrzeuge sind völlig wertlos für den Krieg. Sie würden dasselbe Schicksal er-

leiden, wie die russischen Schiffe „Uschakoff" und wie sie sonst noch hießen, welche von feindlichen Panzerkreuzern zum Sinken gebracht wurden, ohne diesen auch nur den mindesten Schaden tun zu können. Allerdings besteht noch der Unterschied, daß unsere Krüppelgarde nicht nur nicht gefechtsfähig, sondern nicht einmal seefähig ist; es wäre ihr gar nicht gelungen, eine Reise unter schwierigen Verhältnissen wie die der Roschdjestwenskyschen Flotte zurückzulegen. Man hat sie vor einiger Zeit in der deutschen Presse schwimmende Särge genannt, und eine inspirierte Korrespondenz hat an diesem Ausdruck Anstoß genommen und ihn als übertrieben bezeichnet. Mit Unrecht, denn sie sind tatsächlich schwimmende Särge. Die Schiffe sind nichts wert, die Mannschaften und Offiziere, die sie bemannen, würden im Kriege einem nutzlosen Untergang entgegengehen. Jeder Nichtfachmann, der sich darüber unterrichten will, wird an der Hand der zahlenmäßigen Angaben und der Pläne, wie sie der Weyersche Flottenalmanach enthält, zum selben Ergebnis gelangen müssen. Ferner sind da die vier Schiffe der Brandenburg-Klasse, deren Pläne aus dem Ende der achtziger Jahre stammen. Es waren dies die ersten Schiffe, welche seit der Stoschschen Periode der siebziger Jahre mit einiger Berechtigung Anspruch auf die Bezeichnung von Hochseeschlachtschiffen machen konnten. Jetzt sind ihre Armierung und ihr Panzerschutz völlig veraltet und nur wenig leistungsfähig; ihre Geschwindigkeit ist nicht ausreichend, und ihren Altersgenossen in fremden Marinen sind sie deswegen immer unterlegen gewesen, weil eine mittlere Artillerie ihnen vollkommen fehlt.

Wir kommen zu den „modernen" Schlachtschiffen. Ihre Reihe beginnt mit fünf Schiffen der Kaiser-Klasse, deren Pläne um die Mitte der neunziger Jahre entstanden sind. Während die Brandenburg-Klasse als Typ im allgemeinen gesunde Gesichtspunkte erkennen ließ, und dessen weitere Entwickelung gute Ergebnisse gezeitigt haben würde, war die Kaiser-Klasse in ihrer ganzen Anlage vollkommen verfehlt. Man hat ihr überhaupt keine schweren Geschütze gegeben, und der Panzerschutz ist derartig unvollkommen, daß es heute beinahe ein Rätsel erscheint, wie man solche Monstren bauen konnte; es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Es folgten fünf Schiffe der Wittelsbach-Klasse nach Bewilligung des ersten Flottengesetzes. Man hat mit ihnen versucht, bei minimaler Vermehrung des Deplacements die Fehler der Kaiser-Klasse etwas wieder gut zu machen; ihr Panzerschutz ist ein klein wenig besser, die Armierung aber dieselbe geblieben. Alle diese zehn Schiffe können keinen Anspruch auf die Bezeichnung von Linienschiffen machen und sind sogar den neueren englischen Panzerkreuzern durchaus unterlegen. Nach Bewilligung des Flottengesetzes von 1900 sind, wie bereits erwähnt, zehn weitere Schlachtschiffe in Angriff genommen und zur Hälfte fertig gestellt worden, nämlich die Braunschweig- und die Deutsch-

land-Klasse. Sie übertreffen die Wittelsbach-Klasse um ungefähr 1500 Tonnen und stellen einen wesentlichen Fortschritt dar. Vergleichen wir sie aber mit gleichaltrigen Schiffen fremder Nationen, speziell der Engländer und Amerikaner, so ist kein Zweifel möglich, daß sie diesen durchaus unterlegen sind. Der Grund für diese Unterlegenheit ist nicht allein ihr bedeutend geringeres Deplacement, sondern auch ihre Artillerie, welche schon damals den Anforderungen nicht entsprach. Als ein schwerer und unbegreiflicher Fehler muß außerdem bezeichnet werden, daß man sogar die Deutschland-Klasse, von welcher noch drei Schiffe auf Stapel liegen, nicht größer gemacht und genau ebenso armiert hat wie die Braunschweig-Klasse. Den offiziös angegebenen Grund hierfür: Durchführen des Prinzips der Homogenität, kann man nicht anerkennen, und ich möchte ihn auch für einen Vorwand halten; die eigentliche Ursache lag jedenfalls in der Scheu, mit Mehrforderungen hinsichtlich der Baukosten der einzelnen Schiffe an den Reichstag heranzutreten. Ein schwerer Fehler, der noch verhängnisvoll werden kann. Das Resultat dieses Überblicks über unser bis jetzt vorhandenes bezw. im Bau befindliches Flottenmaterial ist also ein überaus trauriges, aber in nichts übertrieben. Wer in der Lage ist, gewissenhaft zu prüfen, und es tut, wird zu keinem anderen Ergebnis gelangen können. Nun stehen während der folgenden Bauperiode von 1906 bis 1917 zum Ersatz die Sachsen-Klasse, die „Oldenburg“, die Siegfried-Klasse und die Brandenburg-Klasse, außerdem fehlt noch der schon mehrfach erwähnte Vermehrungsbau. Begangene Fehler lassen sich nicht mehr beseitigen, die Kaiser-Klasse, Wittelsbach-Klasse, Braunschweig- und Deutschland-Klasse sind einmal da und müssen verbraucht werden. Erwägt man dazu, daß nach Bewilligung der jetzigen Forderungen wir endlich in den Besitz vollwertiger Schiffe gelangen werden, so liegt es auf der Hand, daß man die ausstehenden und gesetzlich bewilligten Ersatzbauten, einschließlich des Vermehrungsbaues, 18 an der Zahl, so schnell wie irgend möglich ausführt, damit wir endlich einmal in den Besitz eines Kontingents wirklich leistungsfähiger Schiffe gelangen. Die politische Lage ist doch wahrhaftig nicht so rosig, daß man in dem alten Schlendrian weitergehen dürfte. Es wäre etwas anderes, wenn unsere bisher gebauten Schiffe wirklich auf der Höhe ständen, aber sie sind eben alle minderwertig, und in einem Kriege würde ein Desastre die Folge sein, wie es leider in Deutschland bis jetzt nur sehr wenige glauben wollen. Wird in dem bisherigen Tempo weiter gebaut, daß also jedes Jahr nur zwei Linienschiffe auf Stapel gelegt werden und bis zur Indienststellung volle drei Jahre und mehr verstreichen, so würden wir erst nach drei Jahren zwei leistungsfähige Linienschffe besitzen, nach vieren vier usw. Die Zeichen der Zeit treiben aber mehr denn je zur allergrößten Eile an, und deswegen muß tief bedauert werden, daß die Regierung nicht erhebliche Baubeschleunigung in ihren Forderungen aufgenommen hat. Unsere

Werften wären mit Leichtigkeit imstande, vier bis fünf Linienschiffe und außerdem noch einen bis zwei Panzerkreuzer jährlich auf Stapel zu legen und diese in zwei Dritteln der bisherigen Bauzeit fertig zu stellen, dann könnten wir in zwei Jahren schon über vier, in dreien über acht vollwertige Schlachtschiffe verfügen. Halb offiziös ist hiergegen angeführt worden, es ginge das nicht wegen der Bemannungsfrage, es sei unmöglich, daß die Ausbildung des Personals mit einem derartigen Bautempo Schritt hielte. Daß hier eine Schwierigkeit liegt, soll nicht bestritten werden, es ist aber eine solche, die hinsichtlich der Verhältnisse in einem Kriege gar nicht ins Gewicht fällt. Bräche jetzt ein solcher aus, so würden wir alle jene unbrauchbaren Schiffe bemannen, aus Gewissenhaftigkeit, um alles ins Feld zu führen, was da ist, wenn es auch nur eine nutzlose Aufopferung bedeutete. Ich denke, es wäre deswegen kein Schade, sondern ein unschätzbarer Vorteil, wenn wir anstatt der schwimmenden Särge vollwertige Schiffe bemannen können, mögen erstere dann auch während des Krieges ruhig in den Werften bleiben. Eine geringere Anzahl guter Schiffe wird unendlich viel mehr leisten, als eine große Menge schlechter; das Bedenken ist eben ein rein bureaukratisches, und die Leute, von denen es ausgeht, vergessen den Gesichtspunkt, auf den alles ankommt, nämlich den kriegerischen. Parlament und Öffentlichkeit würden sich ein eminentes nationales Verdienst erwerben, wenn sie ihrerseits die Regierung treiben wollten, diesen Schritt zu tun. Wird er nicht getan, so werden wir niemals in tatsächlichen Besitz einer Flotte von 38 wirklich brauchbaren Linienschiffen gelangen. Es wird vielmehr immer mindestens die Hälfte aus unbrauchbaren bestehen. Das aber hat 1900 weder das deutsche Parlament noch Volk gewollt. Die Regierung mag noch ein parlamentarisches Bedenken haben, daß nämlich durch die Beschleunigung einmal eine Lücke in der Bautätigkeit entsteht, und dann, das vielleicht am schwersten wiegende, daß einige Parteien des Reichstages eine Durchbrechung des Gesetzes von 1900 in einer erheblichen Baubeschleunigung erblicken würden und ihrerseits dann bei gegebener Gelegenheit das Gesetz als nicht mehr gültig erklären. Selbstverständlich müßte man sich sofort gegen derartige Möglichkeiten sichern, und daß dies bei der genügenden Festigkeit möglich wäre, kann kaum bestritten werden. Was nun die Lücke in der Bautätigkeit betrifft, so wird zum Zeitpunkt ihres Eintretens die Kaiser- und Wittelsbach-Klasse so vollkommen wertlos sein, daß eine Herabsetzung ihrer Altersgrenze und dementsprechend sofortige Inangriffnahme von Ersatzbauten für sie brennend nötig wäre.

Es sind dies tatsächlich die einzigsten Wege, die uns eine durchweg brauchbare Flotte verschaffen können. Daß dem so ist, daran ist frühere unangebrachte Sparsamkeit schuld, oder mit anderen Worten ausgedrückt, Unverständnis und Widerstand im Parlament, Schwäche auf Seiten der

Regierung. Letzterer kann man außerdem den Vorwurf nicht ersparen, daß sie durch direkt oder indirekt veranlaßte und Agitationszwecken dienende Darstellungen über den Wert unserer Schiffsbestände auch in der Öffentlichkeit falsche Vorstellungen hervorgerufen hat. Dadurch hat sie sich jetzt Hindernisse geschaffen, welche durch die in der Baupolitik gemachten tatsächlichen Fehler noch größer werden. Es soll nicht bestritten werden, daß ihre Lage schwierig war und ist, aber schließlich ist wohl jetzt der letzte Moment da, wo der Gesichtspunkt, der allein stets hätte maßgebend sein müssen, nämlich der nationale, rücksichtslos zur Geltung gebracht werden kann. Ob es zu spät ist, vermag niemand zu sagen, jeder muß aber wissen, daß weder Regierung noch Parlament den Verlust weiterer Jahre für den Flottenbau oder ihre ungenügende Ausnutzung verantworten können.





Stil und Stilbewegung.

Von

Johannes Gaulke.

— Berlin. —

I. Das unkünstlerische Milieu.

Man macht unserer Zeit den Vorwurf des unkünstlerischen Milieus. Nicht mit Unrecht. Denn bis vor wenigen Jahren wurde der dekorativen Kunst und dem Kunsthandwerk kaum eine wesentliche Beachtung geschenkt. Unter gänzlicher Verkennung ihrer wirtschaftlichen und ästhetischen Bedeutung wurden die angewandten Künste als künstlerische Betätigungsformen zweiten Ranges angesehen. Man machte einen feinen Unterschied zwischen der sogenannten „großen Kunst" und dem Kunsthandwerk. Die Trennung der beiden eng zueinander gehörigen und sich gegenseitig ergänzenden Kunstzweige sollte sich in der Folge bitter rächen.

Das Kunsthandwerk, das in früheren Zeiten seine Motive der Natur entlehnte, versank immer tiefer in die staubige Atmosphäre der Museen. In allen größeren Städten entstanden kunstgewerbliche Sammlungen und Bibliotheken, die dem Kunsthandwerker das beste Material aller Stilarten lieferten und ihn damit der Erfindung einer neuen Formensprache enthoben. Das Kunstgewerbe machte eine Rundreise durch alle Länder und Zeiten. Die hoheitsvollen Formen der Antike und der Renaissance, die grotesken Gebilde des Barock und die leichtsinnigen Schnörkel des Rokoko bis zur ausdruckslosen Linie des Empire; in der kirchlichen Kunst die massigen Formen des romanischen Stils und die hochstrebenden Glieder der Gotik; dazu die phantastischen Gebilde der Orientalen und die bizarren Formen der Chinesen und Japaner: alle diese räumlich und zeitlich getrennten Stilarten und Formen sehen wir im modernen Kunstgewerbe sich stetig wiederholen. Einzelne durch eine

moderne Technik bedingten Modifizierungen mag die eine oder die andere dieser ehrwürdigen Formen erfahren haben, der Kern blieb aber derselbe, sooft sich auch das neckische Spiel wiederholte. Trotz der intimen Kenntnis der alten Vorbilder war es den Neuen nicht einmal gelungen, die charaktervollen Formen derselben sich anzueignen, geschweige denn zu erweitern; das geheiligte Ideal der alten Meister ward zum Idol. An reine Äußerlichkeiten hatte man sich geklammert, die Form wurde kraftlos und matt, das von den Griechen zu einer wunderbar abgerundeten stilistischen Form entwickelte Akanthusblatt, welches auch in der Renaissance wieder zu hohen Ehren gelangte, artete zu einer geistlosen Arabeske aus; nichts erinnerte an der kunstgewerblichen Ornamentik mehr an die lebendige Naturform.

Die Gründe dieser Erscheinung sind zum anderen Teil in der Spezialisierung der Arbeit — einem Charakteristikum der modernen industriellen Warenproduktion — zu suchen. Zur Zeit der Renaissance kannte man das einseitige Spezialistentum nicht, der Künstler war zugleich Kunsthandwerker und umgekehrt der Kunsthandwerker Künstler, der Maler war häufig auch Bildhauer und der Bildhauer Architekt; und was für eine ersprießliche Kunstpflege von noch größerer Wichtigkeit ist: der Künstler beherrschte vor allen Dingen auch die technische Seite seiner Kunst. Die praktische Ausbildung ging früher mit der theoretischen Hand in Hand, ein Umstand, dem wir die außerordentliche Blüte des mittelalterlichen Kunsthandwerks verdanken. Während heute zum Beispiel in der Bildhauerkunst der Künstler sich meistens nur auf die Anlage des Tonmodells beschränkt und die weitere Ausführung des Werkes in Marmor oder Bronze besonders für diesen Zweck geschulten Arbeitern überläßt, beherrschte der mittelalterliche Meister alle diese verschiedenen Techniken. Michelangelo fertigte nicht nur die Hilfsmodelle für seine Arbeiten an, sondern führte das Werk selbst in Marmor aus. Benvenuto Cellini war ein ebenso großer Bildhauer und Goldschmied wie Erzgießer; desgleichen waren auch die hervorragendsten Bildhauer der deutschen Renaissance, Peter Vischer und Adam Krafft, Künstler und Kunsthandwerker zugleich. Jede dieser Zeit angehörende Arbeit erscheint daher wie aus einem Guß; im Kunstwerk wie im kunstgewerblichen Gegenstand äußert sich ein individueller Geschmack, der Meister selbst hat ein Stück seiner Persönlichkeit in die Arbeit versenkt. Daher übt noch nach Jahrhunderten trotz des vielfachen Wechsels der Kunstanschauung das mittelalterliche Werk einen viel intimeren Reiz auf uns aus, als ein unserer Zeit angehörendes kunstgewerbliches Fabrikat.

Mit der Idylle mittelalterlicher Kunst war es mit einem Schlage aus, als ein neuer wirtschaftlicher Faktor, die Massenfabrikation, einsetzte. Die Grundbedingung des Großbetriebes, die Teilung der Arbeit, trat, sobald das Kunstgewerbe industrialisiert wurde, in der Spezialisierung

der künstlerischen Produktion in die Erscheinung. Das war der Anfang des Niederganges des Kunstgewerbes. Der mittelalterliche manuelle Betrieb, der an das künstlerische und technische Vermögen des Arbeiters die höchsten Anforderungen stellte, hatte sich für die moderne Industrie als wenig nutzbringend erwiesen und mußte daher dem neuen Wirtschaftsfaktor weichen. Denn erstens einmal war die manuelle Arbeit zu zeitraubend, was im modernen Wirtschaftsleben gleichbedeutend mit kostspielig ist, zweitens konnten die zugleich künstlerisch und handwerklich geschulten Kräfte unmöglich in der Anzahl herbeigeschafft werden, wie die moderne Industrie sie verlangte. Aus diesem Grunde griff man zu dem einseitig geschulten Arbeiter, dem Spezialisten, dessen Ausbildung weniger Mühe verursachte und bedeutend schneller vor sich ging, als die eines das gesamte Gebiet beherrschenden Künstlers. Dann kam weiter hinzu, daß auch die Maschine sich Eingang in das Kunstgewerbe verschaffte, wodurch wiederum eine Reihe individueller Tätigkeiten aufgehoben wurde. Maschine und Spezialarbeit sind demnach die beiden Hauptfaktoren des kunstgewerblichen Betriebes geworden im Gegensatz zu dem mittelalterlichen, der einen ganzen Künstler zu seiner Voraussetzung hatte.

Was nutzen uns unter diesen Umständen die neuen stilistischen Formen, die hier und da hervorsprießen; die Großindustrie sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! William Morris, einer der interessantesten und vielseitigsten Männer seiner Zeit, hatte während seines bewegten Lebens einen beständigen Kampf gegen die Großindustrie gekämpft, weil er zu der Erkenntnis gelangt war, daß diese der Einseitigkeit und der Geschmacksverwilderung den denkbar größten Vorschub leiste. Er war einer der heftigsten Gegner des Spezialistentums; sein Ideal war das universelle Wissen und Können, und er selbst entfaltete in den verschiedensten Disziplinen eine erstaunliche schöpferische Tätigkeit. Wie die großen Meister der Renaissance war er zugleich Künstler, Handwerker und Industrieller, dazu war er auch als Dichter und Schriftsteller höchst produktiv. Seine literarischen Arbeiten vervielfältigte er auf einer von ihm selbst hergestellten Handpresse, auch die Buchbinderarbeit verrichtete er selbst und stellte Einbanddecken her, die durch einen eigenartigen künstlerischen Entwurf und die Solidität der Ausführung das alltäglich Gebotene weit überragten. Ein Mann von so universellem Können ist allerdings eine Ausnahmeerscheinung, er ragt in unsere Zeit hinein wie ein Monolith aus längst vergangenen Tagen. Seine ganze Lebensart war ein Protest gegen die nivellierende Großindustrie. Er verabscheute diese allerdings nicht an sich, sondern nur die Art ihres Betriebes und richtete daher seinen Kampf gegen das moderne beutegierige Unternehmertum, das keine idealen Zwecke mehr mit der Arbeit verbindet. Die Ziele, die William Morris sich gesetzt hatte, waren zweierlei Art: Erstens wollte er die individuelle Arbeit von dem

Druck der Maschine befreien; die Arbeit sollte des Menschen würdig werden, sie sollte keine moralischen und physischen Schäden zur Folge haben, die mit der Maschinenarbeit unmittelbar verknüpft sind. Das zweite Ziel galt der Produktion gediegener Waren, zu denen er selbst die verschiedensten Vorbilder schuf; er wollte das Gute allein in Fülle auf den Markt bringen und dem allgemeinen Gebrauchsartikel ein künstlerisches Gepräge geben. Ob diese Ziele nach Lage der Dinge überhaupt erreichbar sind, muß sehr in Frage gestellt werden, da der Konkurrenzkampf der Unternehmer gegeneinander eine fortwährende Verbilligung und damit eine Verschlechterung der Waren zur Folge hat.

Auf die individuelle Entwickelung des Kunstgewerbes übt ferner die internationale Tendenz der Industrie eine schädigende Wirkung aus. Ein geschickter Unternehmer wird stets darauf bedacht sein, den Charakter seiner Ware so abzustimmen, daß sie auf jedem Markte absatzfähig ist. Es müssen zu dem Zweck an dem Modell alle charakteristischen Eigenarten nach Möglichkeit vermieden werden; kein ausgesprochen deutscher, französischer oder italienischer Zug darf dem Gegenstande anhaften, der Schwerpunkt ist auf seine Äußerlichkeiten zu verlegen, eine lächelnde Miene, eine tändelnde Bewegung, aber nur keine Tiefe der Auffassung. Jene sogenannten Idealköpfe mit dem stereotypen Lächeln und der koketten Haltung, die von Paris in Masse nach Deutschland und anderen Ländern importiert werden, bilden den Universaltypus, der überall gekauft und verkauft wird.

Man preist das nationale Moment in der Kunst. Wie kann dieses aber zur Geltung gelangen, wenn der für den Weltmarkt produzierende Künstler respektive Kunsthandwerker sich fortwährend den jeweiligen modischen Strömungen anzupassen und die Wünsche eines internationalen Publikums zu berücksichtigen hat? Die größten Kunstepochen eines Volkes sind immer die gewesen, die ihre Zeit am treuesten widergespiegelt haben. National und zeitgemäß war der hervorragende Zug der mittelalterlichen Kunst und der Renaissance. Die alten Meister hatten auf künstlerischem und kunstgewerblichem Gebiet so Außerordentliches geleistet, weil sie ganz in ihrer Arbeit aufgingen; sie gaben sich, wie sie waren, unbeeinflußt durch ein internationales kaufendes Publikum.

Der Stil ist der Mensch! Dies trifft nicht nur in bezug auf die sprachlichen, sondern erst recht auch in bezug auf die künstlerischen Ausdrucksmittel zu. In den Verkehrsformen, in der Kleidung, vor allem aber in dem Charakter seiner Umgebung spiegelt sich die Individualität des Menschen wider, andererseits ist der Mensch auch nur zu leicht geneigt, sich dem Charakter seiner Umgebung anzupassen. Man kann oft genug die Beobachtung machen, daß in einer trostlosen Umgebung — man denke nur an den depravierenden Einfluß der Mietskaserne! — selbst der geistig hochstehende Mensch allmählich zugrunde geht. Ein gewisser

Komfort ist für den Kulturmenschen ein ebenso notwendiges Bedürfnis wie die tägliche Nahrung. Aus diesem Grunde ist jeder von uns in viel höherem Grade an dem Werdegang der angewandten Kunst und an der Stilentwickelung interessiert, als gemeinhin angenommen wird.

II. Die neue Stilbewegung.

Fassen wir die im vorstehenden angeführten Momente zusammen, so können wir uns kaum noch der Erkenntnis verschließen, daß dem verflossenen Jahrhundert so gut wie alle Vorbedingungen zu einem einheitlichen Stil in der Architektur und den angewandten Künsten gefehlt haben. Die malerischen Straßenzüge mit ihren stolzen Patrizier- und Handelshäusern, mit dem ernsten Rathaus und dem gotischen Dom, die Verkörperung des asketischen Christentums, die wir in einzelnen deutschen Städten noch antreffen, gehören einer längst vergangenen Periode an. Der Typus des modernen Großstadthauses ist die Mietskaserne und das Geschäftshaus, denen keine Eigenart und Schönheit anhaftet, da in ihnen fast ausschließlich die praktischen Bedürfnisse eine Berücksichtigung erfahren haben. Und selbst die prunkhafte Ausstattung einzelner öffentlichen Gebäude kann uns nicht über den Mangel eines eigenen Stils hinwegsetzen. Die schönsten architektonischen Leistungen der Neuzeit sind nichts weiter als Reminiszenzen aus vergangenen Tagen.

Um einem neuen, unsere Anschauungswelt reflektierenden Stil den Weg zu bahnen, muß zuvor die alte überlieferte Formenwelt gesprengt werden. Das heißt mit anderen Worten: es muß das vorhandene stilistische Motiv negiert und die Naturform wieder zum Ausgangspunkt einer neuen künstlerischen Form erhoben werden. Denn stets waren es die Gebilde der heimischen Fauna und Flora, die dem schaffenden Künstler zu allen Zeiten das Material lieferten. Neben dieser Möglichkeit (Anlehnung an die Naturform), einen neuen Stil zu entwickeln, gibt es aber noch eine andere: Anschluß an die alte Formenwelt. Dieser Methode bedienten sich die mittelalterlichen Meister, sie ahmten die alten Formen nach und schufen dabei unbewußt neue. Ihr Material und Werkzeug war allein das stilbildende Moment. Daher die große Einheit und die innerliche Harmonie der Renaissance, weil sie an eine vorhandene abgeklärte Schönheitswelt anknüpfte. Im Barock- und Rokokostil wird die Geschlossenheit des Stils gesprengt, dadurch, daß einige naturalistische Motive in fast unmotivierter Anordnung dem alten Gerüste angeheftet werden.

In einen ähnlichen Fehler verfallen diejenigen unserer „Neustilisten“, die nichts von der Tradition wissen wollen; sie lehnen sich eng an die Naturform an, verstehen aber nicht, diese stilistisch weiter zu entwickeln. Die Flachdekoration ist das beliebteste Probierfeld der Neustilisten, denn hier können sie ihrer Phantasie frei die Zügel schiessen lassen. In verhält-

nismäßig kurzer Zeit ist eine außerordentlich reiche Literatur über neue Flachmustermotive und ein nicht minder umfangreiches Lehrmaterial entstanden. In den vielen vornehm ausgestatteten Werken über die Pflanze sehen wir alle erdenklichen Naturblätter und Blüten, Wein- und Ahornblätter, Schilfgräser und Schwertlilien, Rosen und Nelken u. s. f. in ein ornamentales Schema gebracht; auch die exotische Tierwelt, der Flamingo, der Pelikan, die Giraffe und selbst verschiedene Dickhäuter, darunter — horribile dictu — das Rhinozeros und das Nilpferd, haben ihre ästhetischen Lobredner gefunden.

Was die allgemeinen Leistungen der Flachdekoration anlangt, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dieselben manches Originelle aufzuweisen haben, aber noch mehr unverständliches Brimborium. Hatte man bisher den Schwerpunkt des Ornaments auf die Form und Zeichnung gelegt, so ist jetzt das freie Spiel der Linien proklamiert worden. Man vermeidet, wie namentlich an den Werken der Plakatkunst ersichtlich, um jeden Preis das Körperliche. Die Wirkung soll allein durch möglichst scharfe Kontraste in Linie und Farbe erzielt werden. In dieser Hinsicht sind die Neustilisten in einen prinzipiellen Gegensatz zu den Impressionisten geraten, welche die Farben leicht ineinander fließen lassen und alle scharfen Konturen auflösen. Hierzu mögen nicht unwesentlich die Ergebnisse der Momentphotographie beigetragen haben, insofern als man das Momentbild als Leitmotiv benutzt hat. Wir sehen aber die Natur trotz der Gleichartigkeit unseres Gesichtsapparates mit der photographischen Kamera anders, als sie die Momentphotographie uns gibt. Hier ist e i n Moment festgehalten, während unser Auge m e h r e r e unmittelbar aufeinander folgende als einen einzigen wahrnimmt. Will der Künstler im Bilde denselben Eindruck auf den Beschauer hervorrufen, den dieser von der Natur empfängt, so muß er sich schon dazu entschließen, die Natur so darzustellen, wie sie uns e r s c h e i n t, nicht wie sie i s t. Aus dieser wissenschaftlich-pedantischen Methode resultieren meines Erachtens die vielen stilistischen Ungeheuerlichkeiten der modernen Kunst. Mit wissenschaftlichen Argumenten und Tüfteleien ist auf ästhetischem Gebiet nun einmal nicht viel zu erreichen. Viele der neustilistischen Formen und Motive, die man mit allem Raffinement der Natur mit Hülfe der Momentphotographie abgelauscht hat, erscheinen nachgerade konventioneller, als die Kunstgebilde der Alten; ich verweise nur auf das ewig wiederkehrende Schwanen- und Schilfgräsermotiv in der Flachdekoration, hinter dem sich nur zu oft die Phantasielosigkeit verbirgt.

Zu derartigen Ungereimtheiten konnte man nur gelangen, weil man den historischen Entwickelungsprozeß negierte. Die Geschichte macht nun einmal keine Sprünge, es befindet sich alles in stetem Fluß, eine neue Erkenntnis baut sich auf einer älteren auf, und desgleichen hat auch die künstlerische Form immer wieder eine vorhergehende zu ihrer Voraus-

setzung. Wie die Gravitationsgesetze, so sind auch die architektonischen keinen Schwankungen unterworfen — vorausgesetzt natürlich, daß die Tragfähigkeit des Baumaterials dieselbe bleibt. Die Säule der Griechen ist keine willkürliche Erfindung, sondern das Produkt der Notwendigkeit, und ebenso ist auch der Bogen und das Gewölbe der Römer einem praktischen Bedürfnisse entsprossen. Diese Hauptelemente der Antike kehren entsprechend modifiziert in allen späteren Baustilen wieder. Es gibt feststehende architektonische Gesetze, von denen wiederum die Grundgedanken der Ornamentik über die Massenverteilung, den Linienfluß und die Einzelformen abgeleitet sind. Man braucht noch lange kein ästhetischer Eiferer zu sein, wenn man das historisch Gewordene als Ausgangspunkt neuer Bestrebungen empfiehlt.

Daß die Neueren bisher keine faßbaren Resultate erzielt haben, liegt daran, daß sie um jeden Preis etwas Originelles, wenn nicht Sensationelles erhäschen wollten. Die englischen Neustilisten, die es schon zu abgeklärteren Leistungen gebracht haben, haben keinen Augenblick die Bedeutung der Tradition verkannt. William Morris knüpfte an die Gotik an, nicht allein weil sie seinem Empfinden am nächsten stand, sondern weil sie sich einst im Norden unbedingte Geltung verschafft hatte. Auch ein anderer Führer der Stilbewegung, der Belgier van de Velde, der sich im übrigen aber unabhängig von Morris entwickelt hat, läßt die gotischen Formen leicht durchklingen. Es hat auch keinen zweiten Stil gegeben, der in allen seinen Äußerungen, von der größten architektonischen Schöpfung bis zum unscheinbarsten Gebrauchsgegenstand von demselben künstlerischen Geist durchweht wäre wie die Gotik. Eine Kunst im modernen Sinne, eine Staffeleikunst, gab es damals nicht. Das Tafelbild stellte nur ein Unterglied im gotischen Kunstgebäude dar, weshalb es sich eng an die herrschende Formenwelt anschließen mußte. Wir haben eine „freie" Kunst; der enge Zusammenhang aller Künste ist zerrissen. Die alten Wechselbeziehungen wieder herzustellen, ist eine der wichtigsten Aufgaben, die sich die moderne Stilbewegung gestellt hat. Was aber bisher nach dieser Richtung geleistet ist, kann bestenfalls nur als Experiment in Betracht kommen.

Wenn wir indessen von den Auswüchsen, die jede neue Bewegung im Gefolge hat, absehen, so ist jedenfalls nicht zu verkennen, daß der neuen Stilbewegung ein gesunder Kern innewohnt. Ich habe am Anfang bereits ausgeführt, daß im maschinell betriebenen Kunstgewerbe die Stilgesetze aufgelöst werden, oder mit anderen Worten, die harmonische Wechselbeziehung zwischen Form und Material aufgehoben wird. „Stofferkenntnis ist Stilerkenntnis", dieser Satz muß wieder zu Ehren gelangen, will man bleibende Resultate erzielen.

Der Industrialismus hat alle seit Jahrtausenden anerkannten ästhetischen Werte ins Wanken gebracht, ohne dafür neue hervorgebracht

zu haben. Die modernen Großstädte mit ihren gleichartigen Produktionsstätten, Warenhäusern und Mietskasernen sind das ästhetische Produkt des Industrialismus. Solange sich die Menschheit noch den Luxus einer betrachtenden Lebensweise gestatten konnte, hatte ausschließlich das Kultusgebäude das Schicksal des architektonischen Stils bestimmt. Dies ist mit der intensiveren Kraftentfaltung anders geworden, die Kultusstätte ist aus dem Brennpunkt des öffentlichen Lebens gerückt worden, an ihre Stelle ist das Geschäftshaus und die Fabrik getreten. Wir betrachten die Säule, den Stolz der Antike, oder den himmelhochstrebenden Turm der Gotik als den symbolischen Ausdruck zweier hinter uns liegenden Kulturwelten — warum sollten wir da nicht den Fabrikschlot, der weit in die Lande ragt, als das Symbol der Arbeit und des Nützlichkeitsprinzips betrachten!

Die Pagoden der Indier, die Tempel der Ägypter und Griechen, die Dome der Christenheit sind der künstlerische Niederschlag eines religiösen, wenn auch in seinen Glaubenssätzen jeweilig verschiedenen Zeitalters. Die Erbauer der Kultusstätten werden in ihren künstlerischen Neigungen nicht oder nur im geringen Grade durch die Berücksichtigung praktischer Bedürfnisse eingeschränkt; die architektonische Form konnte sich frei ausleben, da sie lediglich einen repräsentativen Zweck zu erfüllen hatte. Heute hat das Kultusgebäude seine stilbildende Kraft eingebüßt. Seit dem ausgehenden Mittelalter ist ein spezifisch kirchlicher Stil nicht mehr entstanden, und mag auch die Kirchenbauerei noch so intensiv betrieben werden, einen neuen Stil wird sie nicht mehr hervorbringen, denn der Geist des Christentums ist erschöpft.

Neue Faktoren beherrschen das Leben der Völker. Unsere Zeit steht im Zeichen des Industrialismus und des Verkehrs; die wirtschaftlichen Momente geben den Ausschlag. Die Wissenschaft hat sich vorwiegend praktische Ziele gesetzt, ihre Errungenschaften kommen in letzter Linie wieder der Warenproduktion zugute. Ganze Kunstzweige sind in den Dienst der Industrie getreten, die Architektur hat praktische Aufgaben zu lösen; rein repräsentative Gebäude werden außer den Kirchen, die für uns nur noch als die Nachklänge einer überlebten Kulturepoche in Betracht kommen, selten errichtet.

Die unsere Zeit beherrschende praktische Geistesrichtung wird dem kommenden Stil das charakteristische Gepräge geben. Das bisher auf architektonischem Gebiet Geleistete hat allerdings den provisorischen Charakter noch nicht soweit abgestreift, daß Schlußfolgerungen über die endgültige Gestaltung des neuen Stils berechtigt wären. Wir wissen nur, daß der Stil in der Hauptsache durch das konstruktive Material bedingt wird. Der gewachsene Stein erfordert eine andere Anordnung als der gebrannte Stein oder das Holz, da die Tragfähigkeit dieser Materialien eine durchaus verschiedene ist. In den letzten Jahren ist noch ein anderes,

das Eisen, zu den vorgenannten Baumaterialien hinzugekommen, das diesen an Tragfähigkeit bei weitem überlegen ist. Wo es als konstruktives Material zur Verwendung kommt, hat es die bisherigen statischen Gesetze gänzlich verschoben, wodurch das System der Säule und des Bogens vollständig überflüssig gemacht ist. Das Eisen gestattet eine Bewegungsfreiheit, wie sie sich die kühnsten gotischen Bogenerbauer nicht haben träumen lassen. Anfänglich nur bei provisorischen Bauwerken, wie Ausstellungshallen, Speichern und dergleichen zur Verwendung gelangend, ist es jetzt auf dem besten Wege, in der profanen Architektur die Vorherrschaft zu erringen. Die Bahnhofshallen, die eisernen Brücken und die modernen Geschäftshäuser, welche die Eisenkonstruktion deutlich durchklingen lassen, haben das Architekturbild der Stadt schon teilweise umgestaltet. Es wird allerdings noch eine geraume Zeit vergehen, ehe wir uns vollkommen in die durch die Eisenkonstruktion hervorgerufene Formenwelt eingelebt haben, da wir noch zu stark in der überkommenen Schönheitswelt wurzeln. Es werden sogar Stimmen laut, die jede von den bisherigen Gesetzen abweichende Konstruktion als eine ästhetische Barbarei bezeichnen; andere dagegen, die alles noch nicht Dagewesene kritiklos als einen wirklichen Fortschritt hinnehmen, orakeln schon von einem Eisenstil. Jede Anschauung hat ihre Berechtigung, nur darf sie nicht auf eine absolute Geltung Anspruch erheben. Unsere ästhetischen Ideen beruhen, wie die sittlichen oder religiösen, auf Beobachtungen und Erfahrungen. Wir verbinden mit der antiken Säule den Begriff der Schönheit nicht wegen ihrer Form an sich, sondern weil sie nach unserer Beobachtung ein zu dem Gesamtorganismus des griechischen Tempels harmonisch abgestimmtes Glied bildet. Die wuchtige antike Säule einem gotischen Ziegelbau eingefügt, würde in dieser Verwendung unser ästhetisches Unbehagen erregen. Die Ursache für diese Erscheinung ist nicht anders zu erklären, als daß unsere ästhetischen Vorstellungen, ohne daß wir uns dieses Umstandes recht bewußt werden, an die Tragfähigkeit des Materials anknüpfen. Die räumliche Ausdehnung, das Höhen- und Breitenverhältnis eines Baugliedes ist abhängig von seinem Material. Aus diesem Grunde sind unsere ästhetischen Ideen nicht an ein bestimmtes Schema gebunden, wir empfinden die kühne hochstrebende Gotik, an sich betrachtet, als etwas nicht minder Schönes als die vornehm abgestimmte griechische Architektur, obgleich doch beide Bausysteme hinsichtlich ihrer Konstruktion und ornamentalen Gliederung im schärfsten Gegensatz zueinander stehen. Hieraus erhellt, daß wir schließlich auch anderen, aus einem neuen Baumaterial sich ergebenden Bildungen eine künstlerische Seite abgewinnen werden.

Anfänglich verkannte man den Charakter des Eisens vollkommen. An dem einfachen Eisengerippe des Glaspalastes fanden die Architekten keinen rechten Gefallen, und sie sahen sich daher genötigt, es nach ihrer

Art zu verschönern. Die dünnen Eisenträger wurden mit einem Stuckmantel, der die Form einer Säule hatte, umkleidet, und in ähnlicher Weise wurden auch die großen freien Flächen mit einer Scheinarchitektur ausstaffiert. Daß auf diesem Wege kein wirklicher Baustil hervorgebracht werden kann, liegt auf der Hand, da jedes Material gewissermaßen schon die Form in sich trägt. So drängt das Eisen als konstruktives Material auf eine einfache große Linienführung hin. Eine subtile Detaillierung und geschraubte Ornamentik paßt nicht in das System der Eisenkonstruktion, wie an den modernen Verkehrsmitteln, den Eisenbahn- und Straßenbahnwagen, den Dampfern und Fahrrädern u. a. m., ersichtlich. Hier versagen die hergebrachten ästhetischen Werte „Schön" und „Häßlich" vollkommen. Dasselbe ist auch bei vielen anderen neuzeitlichen Gebilden der Fall. Ich weise nur auf die elektrischen Beleuchtungskörper hin — welche Fülle von Neubildungen kann man hier beobachten! Der alte Beleuchtungskörper, der Kandelaber oder der Leuchter, welcher der flackernden Flamme als Basis dient, kommt für das frei im Raum schwebende elektrische Licht nicht mehr in Betracht, woraus sich die Notwendigkeit ergeben hat, eine neue Einfassungsform, welche der hängenden Tendenz des Glühlichtes Ausdruck verleiht, zu erfinden.

Auf allen Gebieten bahnen sich derartige Neubildungen an, die einerseits bedingt sind durch die neueren wirtschaftlichen Faktoren, andererseits durch neue Materialien und die maschinelle Produktionsweise. Ob nun aber diese Momente eine für alle Künste gemeinsame Formensprache, einen einheitlichen Stil, etwa im Sinne der Gotik, hervorbringen werden, bleibt einstweilen noch eine offene Frage. Ich neige eher zu der Anschauung, daß in Hinblick auf die Verschiedenartigkeit der modernen Bedürfnisse sich jeder einzelne Kunstzweig seine eigene künstlerische Form schaffen wird, die in erster Linie wieder abhängig ist von der maschinellen Herstellungsart. Ich hatte schon vorher auf den nivellierenden Einfluß der Maschinenarbeit in Verbindung mit dem Spezialistentum hingewiesen. Das Hauptübel beruhte darin, daß man eine alte handwerkliche Technik mittels der Maschine zu imitieren und ohne Rücksicht auf das Material alte Stilformen sklavisch zu kopieren suchte. Was dabei herauskommt, ersehen wir an jedem kunstgewerblichen Massenartikel: die von den alten Meistern mit so großer Liebe behandelten Ornamente sinken, auf maschinellem Wege produziert, zu einem unverständlichen Brimborium herab. Nun darf man aber andererseits die neuen wirtschaftlichen Faktoren und Produktionsmittel nicht schlechtweg ausscheiden und auf den mittelalterlichen Kleinbetrieb zurückgreifen, sondern sie nach Möglichkeit auszunutzen suchen. Der Kleinbetrieb, das Ideal der Innungsmeister, ist tatsächlich durch die Verhältnisse überwunden, da er den gesteigerten materiellen und Komfortbedürfnissen des modernen Menschen nicht mehr gerecht wird. Aus diesem Grunde muß notwendig

die Maschine herangezogen werden, die ja nicht minder als das primitive Handwerkzeug ihre charakteristischen Spuren auf dem Gegenstand hinterläßt. Ihrer Natur nach ist sie an eine einfache kraftvolle Form und an eine große Linienführung gebunden, und in diesem Sinne wird sie die Erscheinungsform des Gegenstandes wesentlich beeinflussen.

In früheren Zeiten, als noch die manuelle Arbeit zu Recht bestand und der Gegenstand weniger auf seine praktische Verwendbarkeit hin geprüft wurde, konnte wohl ein einheitlicher Stil hervorgebracht werden. Dieser Umstand schließt aber durchaus keinen Tadel für uns ein, nur wenn wir zu geistlosen Nachtretern der Alten werden, wie es ein Jahrhundert lang der Fall gewesen ist, dann erst stehen wir ihnen nach. Mag auch den alten Arbeiten ein höherer poetischer Gehalt innewohnen, die unsrigen wollen mit dem Maßstabe der Größe gemessen sein. Der gotische Dom ist mit allem, was er birgt, der plastische Niederschlag einer transzendenten Anschauungswelt. Dagegen verkörpern die modernen Konstruktionen, die Eisenbahnbrücken, die sich kühn über gähnende Felswände spannen, die Ozeandampfer, welche den Elementen zum Trotz Länder und Völker verbinden, das titanenhafte Ringen der Neuzeit. Die Menschheit hat sich losgerungen von eingebildeten Gewalten und das Göttliche, das sie lange Zeit in der Außenwelt gesucht hat, in sich selbst entdeckt. Das ist der wesentliche Kulturfortschritt des 19. Jahrhunderts, der allmählich unserer Umwelt, dem Verkehrsmittel, der Architektur und den angewandten Künsten, sein besonderes Gepräge aufdrückt. Hatte das 19. Jahrhundert sich vorwiegend praktische Aufgaben gestellt, so wird es aller Voraussicht dem 20. Jahrhundert vorbehalten sein, die Revolutionierung des Geschmackes, der ethischen und ästhetischen Anschauung durchzuführen.





Gedichte eines Ostpreußen.

Von

A. K. T. Tielo.

— Tilsit. —

Das Kartoffelland.

Litauen.

Der Abend rötet die Wolkenbank.
Hart knieen im Werktagsjoch
Rings alte Weiblein. Im braunen Gerank
Kartoffeln wühlen sie noch.

Schon schleppt sich der Nebel den Hügel empor,
Durch Sträucher quillt kühles Getropf,
Und immer noch taucht aus Furchen und Flor
Keuchend manch' grauer Kopf.

Denn zwischen den Weiblein kauert die Not.
Sie brummelt: „Ich blieb euch treu!
Ich brach mit euch betend trockenes Brot,
Lag mit euch auf knisternder Streu!

Und ihr müßt mich einst tragen Huckepack
Ins Spital und ganz stille sein" . . ,
Sie füllen seufzend den letzten Sack
Und klopfen die Spaten rein.

Und es schwimmt von Laternen ein bleiches Heer
Gleich Glühwürmchen ungewiß
Murmelnd hinab durch das Nebelmeer
In des Dorfes Schattenriß.

Zuletzt die Not. Sie humpelt: „Sacht — sacht!
Mich friert und mich hungert auch" . . .
Und es schweigt das Feld. Und der Nebel wird Nacht.
Fern ringelt sich Hüttenrauch —

Vollmond-Fidelitas.

Litauen.

Verlaßne Wege. Warme Ruhe sättigt
Tiefabendliche Felder. Ihren Rand
Krönt grade still am grauen Horizonte
Der Vollmond kugelrund und riesengroß,
Leicht schwankend wie ein überreicher, roter,
Glutroter Teller. Und als rollten klingend
Aus seiner Tiefe hunderttausend Münzen
Blank silbern in die sommerlichen Ähren,
Anbeten ihn tolltrunkne Grillenherden.
Ein dämmergrünes Lindenwäldchen weit,
Weit überschwemmt die Hymne heißer Schwärmer:
Das Wäldchen kniet betäubt und regungslos . . .

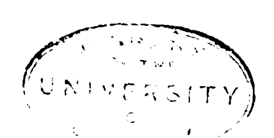
Der alte Gaukler, Gott und Geisterbanner,
Der gute Mond indes steigt huldvoll horchend
Ins reife Blau. Er schmunzelt seinen Sängern
Und lugt bedächtig schon nach einer Wolke,
Die er sich weiß als weichste Schlummermütze
Breit über beide Ohren ziehen will.
Die Halme, Lüfte, Höhen unablässig
Klingen und singen . . .

Sonnenwende.

Zu meinem 30. Geburtstag.

Es dämmert. Es dunkelt der Dünensand.
Fern von mir ein Flammenstrich
Verspätet sich noch durch Wolken spannt
Tiefgolden und feierlich.
Es blinkt vereinsamt das schwarze Meer
Mit weißen, wandernden Schäumen;
Da stütz' ich das Haupt in die Hände schwer,
Umrauscht von nächtigen Träumen.

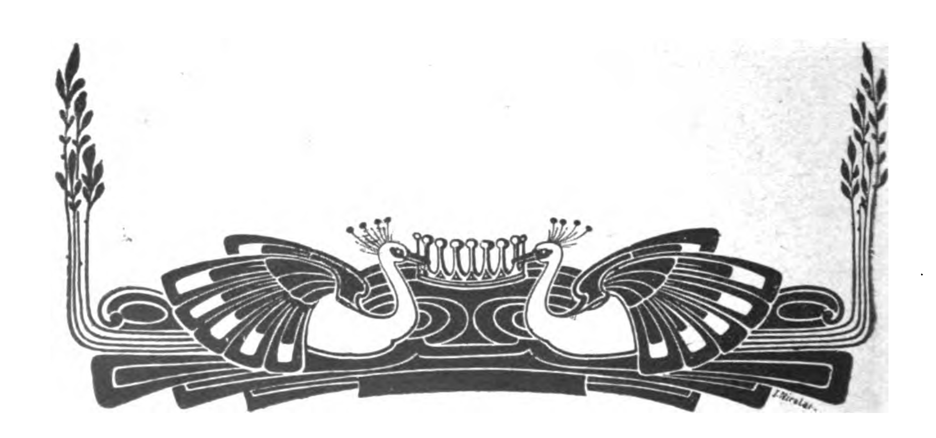
Und wie mir die Winde verwirren mein Haar,
Als säße ich vogelfrei,



Da kommt mir's: heut' rauschten dreißig Jahr
An meinem Fuße vorbei.
Und süß und leise ein Lachen verloht
In dunstigem Wellentale —
Heut' lockt mich aus schwankendem Fischerboot
Die Jugend zum letzten Male.

Die Jugend! Sie hat mir die Stirne gewischt
Sonst rosig auf heißer Fahrt,
Sie sang mir voran durch Grauen und Gischt,
Und es blühte die Gegenwart.
Ihr Lachen scholl, und es wogte besonnt
Die Weite mir ohne Ende —
Nun schweigt ihr Mund, und den Horizont
Umflort mir die Sonnenwende . . .

Es dunkelt. Es düstert der Ostseestrand.
Ein Ruderschlag müde verrinnt,
Es verrieselt ein weißes Frauengewand,
Es vertropft ein Düften gelind.
Und durch den verblassenden Wolkenstrich
Braust es wie Schwangefieder —
Wildschöne Jugend, ich grüße dich,
Wir sehen uns nimmer wieder! —





Politischer Monatsbericht.

Inneres.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —



Nachdem unsere innere Politik sich ohne große Konflikte durch das Jahr 1905 durchgeschlagen hatte, scheinen wir jetzt in ein etwas ungemütliches Fahrwasser mit allerhand schwimmenden Minen zu geraten. In Preußen die Volksschulvorlage, im Reiche die Finanzreform und der deutsch-amerikanische Handelsvertrag, Lebensmittelteuerung und Mittelstandsbewegung, Flottengesetz und Reorganisation der Kolonialverwaltung, ultramontane Ansprüche und sozialdemokratisches Schreckensregiment, uneiniges und kampfmüdes Bürgertum, recht geschäftige Reaktion und zielsicheres Scharfmachertum — mit diesem Saldo beginnen wir ein neues Geschäftsjahr unter der Prokura des Fürsten von Bülow. Wer nun auch im vollen Umfange die bedeutende Kunst des Reichskanzlers anerkennt, mit seiner leichten Hand gerade die komplizierteren politischen Verwicklungen zu lösen, sozusagen die positiven und negativen Elektrizitäten sich gegenseitig aufheben zu lassen, wird doch nicht ganz sorgenfrei in den neuen Frühling hineingehen. Die Konfliktsstoffe dringen zu stürmisch aufeinander los, und es gibt einige darunter, die eine sehr starke Regierung voraussetzen und ein über die Maßen zufriedenes und stilles Volk.

Die großen deutschen Parlamente — Reichstag und preußischer Landtag — wurden mit Thronreden eröffnet, die das Lob schonungsloser Wahrheitsliebe, besonders was die Schilderung der politischen Lage angeht, im hohen Maße verdienten. Wuchtig und ernst legten sich die

reichs- und landesväterlichen Ermahnungen zur Wachsamkeit und Schlagfertigkeit nach außen, Pflichttreue und Opferwilligkeit nach innen auf das öffentliche Gemüt. Es klang auch durch die Worte des Fürsten Bülow hindurch, daß wir im europäischen Konzerte mit einer Hartnäckigkeit mißverstanden werden, die den guten Willen, unsere Friedensliebe und Freude an der Harmonie zu erkennen, offenkundig vermissen läßt. Na, dann nicht! lautet da die einfache und prägnante Antwort und der Entschluß: Friedliebend, und die Hand am Schwerte!

Des leitenden deutschen Staatsmanns erstes Wort im Reichstage galt übrigens nicht den auswärtigen Beziehungen, sondern unseren zerrütteten Reichsfinanzen und ihrer Sanierung. Ohne Deckung keine Flottenvorlage und keine neuen Pensionsgesetze — hat die regierende Partei, das Zentrum, erklärt, und daraus schon wird der Vortritt der finanzpolitischen Erörterungen begreiflich. Wir wollen vier Dinge auf einmal mit der Reform erreichen: neue Einnahmen, wirksame Schuldentilgung, Umgestaltung oder Beseitigung der Matrikularbeiträge und Beschaffung eines neuen beweglichen Faktors im Reichsbudget, den bisher die Matrikularbeiträge gebildet haben, und die nur durch eine direkte Steuer ersetzt werden können. Die Reichsschulden sind auf $3^1/_2$ Milliarden angewachsen, und wir haben in den letzten sechs Jahren pro anno und durchschnittlich 80 bis 90 Millionen Unterbilanz, trotz und neben reichlichen Anleihen; das bißchen Schuldentilgung — im ganzen 210 Millionen — ist nicht einmal eine anständige Dekoration. Dabei gewaltige neue Aufgaben und Ausgaben — allein die Mehrkosten für die Flotte sind relativ bescheiden mit 800 Millionen Mark für die Jahre 1906 bis 1917 angesetzt — ferner viele neue Aufwendungen, die wir nicht mehr hinausschieben dürfen, nämlich zur Entlastung des bankrotten Reichs-Invalidenfonds, für das Militärpensionswesen, für die Verstärkung unseres Landheeres ꝛc.

„Wir wollen alle Tage sparen
Und brauchen alle Tage mehr.“

Der Reichsschatzsekretär will sich vorläufig mit der Kleinigkeit von 250 Millionen Mark neuer Reichseinnahmen begnügen, wovon er sich 20 Millionen aus den Erträgnissen des Zolltarifs von 1902 zu holen hofft. Immerhin sind 230 Millionen aus eigener Kraft zu beschaffen, und zu diesem Zweck wird uns ein Steuerbukett vorgehalten, das leider bisher nur wenig Gegenliebe wecken konnte. Abgesehen von der Reichserbschaftssteuer ist ungefähr alles unpopulär darin: Erhöhung der Brau- und Tabaksteuer und eine Zigarettensteuer belasten den sehr empfindlichen und gereizten Massenkonsum und sollen dem § 6 des Flottengesetzes von 1900 widerstreiten. Durch allerhand Verkehrssteuern, wie Quittungsstempel, Automobilsteuer, Fahrkartensteuer ꝛc. soll der große Rest gedeckt und nur ganze 48 Millionen Mark durch eine Erb-

schaftssteuer aufgebracht werden. Das ist, so erklärt die Linke, keine soziale Verkehrspolitik, sondern verkehrte Sozialpolitik. Man kann freilich nicht auf Heller und Pfennig ausrechnen, wie viel von den Konsum- und Verkehrssteuern auf die ärmeren Volksschichten und Mittelstand, wie viel auf die Vermögenden und Reichen kommen würde, man kann auch zugeben, daß es völlig ohne weitere Inanspruchnahme der indirekten Steuern nicht gehen wird. Aber nach den vielen Erörterungen für und wider eine Reichs-Erbschaftssteuer ist diese Gabe denn doch wohl reichlich bescheiden ausgefallen, und sie wird, zumal da sie künftig den beweglichen Faktor im Budget an Stelle der Matrikularbeiträge bilden soll, noch der Gegenstand lebhafter Kämpfe sein. Auch vermißt man die Wehrsteuer, und der große Sturm der Interessenten: der Brauer, Tabaks- und Zigarettenfabrikanten, der Automobilisten, des Handels und Verkehrs im allgemeinen steht noch vor der Tür des Reichsparlaments. Die Konservativen scheinen geneigt zu sein, in scharfe Oppositionsstellung zur Reichserbschaftssteuer zu treten, wogegen ja auch im Bundesrate mancherlei Abneigung besteht. Die Linke lehnt die Konsumsteuern ab. Danach ist nun aber nicht nur das Schicksal der Finanzreform, sondern auch das anderer, von ihr abhängiger Vorlagen bedauerlicherweise ins Ungewisse geschoben. So auch der Flottenplan.

Die Notwendigkeit einer maritimen Verstärkung ist, das klang durch die Erörterungen der Presse nach Bekanntwerden der Vorlage klar und deutlich durch, zur Volkssache geworden. Der Schwerpunkt der Forderungen der verbündeten Regierungen liegt in dem Bau der sechs Panzerkreuzer und in der Vergrößerung des Bautyps unserer Kriegsschiffe, in der Deplacementsvergrößerung der schon im Flottengesetz von 1900 bewilligten Kriegsschiffe mit Einschluß der Torpedoboote. Hierdurch werden die im Flottengesetz von 1900 vorgesehenen Schiffsbaukosten um 600 Millionen Mark überstiegen. Es wird jedenfalls in der Kommission, an die das Flottengesetz gelangt, von den Experten des Reichsmarineamtes der Nachweis noch mit den einzelnen Belägen verlangt und wohl auch erbracht werden, daß das erstere absolut notwendig ist. Wie es mit dem Bautempo steht, hat ein Sachkundiger an anderer Stelle von „Nord und Süd" erörtert. Es fragt sich, ob die Darstellung, die Herr von Tirpitz bei der ersten Etatsberatung gab und wonach die Ausbildung des erforderlichen Personals — schon jetzt werden 25 000 Mann mehr verlangt — mit der Beschleunigung des Baus der Linienschiffe, Kreuzer und Torpedoboote nicht Schritt zu halten vermöge, ob solche Darstellung wirklich dem Stande unserer größtmöglichen technischen und finanziellen Kraftentwicklung entspricht, oder ob Rücksichten auf das Reichsschatzamt oder auf das abstreichlustige Zentrum mehr als nötig entscheidend gewesen sind.

Merkwürdig schnell und spurlos ist die Fleischnotinter-

pellation an der Politik vorbeigezogen. Den Auftakt bildete ein Städtetag, der in dem Plenarsitzungssaale des preußischen Abgeordnetenhauses unserem agrarischen Kurs mit statistischem Kleingewehrfeuer und mit rhetorischen Zehnpfündern zu Leibe ging. Dann wurde wenige Tage darauf im Reichstage über eine Interpellation der Sozialdemokratie zum gleichen Thema in zwei Sitzungen beraten. Podbielski brauchte auf beide Veranstaltungen hin sein Automobil nicht in Anspruch zu nehmen und seine gute Stube in Karlstädt noch nicht heizen zu lassen, obwohl bei den Bürgermeistern wie bei den Reichsboten manches kräftige und auch volkswirtschaftlich bedeutsame Wort fiel, das einem anderen Minister hätte unbequem werden müssen. Man muß unterscheiden zwischen agitatorischen Ausfällen, die im Grunde mehr unserer ganzen Zollpolitik als der Fleischkalamität gewidmet waren, und berechtigten Klagen, die sich auch auf die wenig würdige Nonchalance des Landwirtschaftsministers erstreckten, der mit jovialen Scherzen um jene berechtigten Beschwerden herumgegangen war und damit die benachteiligten Volkskreise stark verstimmt hatte. Gewiß ist die Futternot des vorigen Jahres, der Mißwachs und die Teuerung der Futtermittel, welche gleichzeitig mit uns unsere benachbarten Länder betroffen hat, der wesentlichste Bestandteil in den Ursachen des Preisaufschlages. Denn was man sonst noch angeführt hat, der steigende Luxus bei der Bedienung des Publikums, der Zwischenhandel der Viehkommissionäre und ähnliches sind doch nicht Erscheinungen von diesem Jahre. Aber das darf man doch als Kernpunkt der ganzen Angelegenheit betrachten, daß es nun Aufgabe unserer landwirtschaftlichen Interessenvertretungen und Körperschaften ist, für eine mehr ausreichende und stabilere Viehproduktion und hierbei auch für eine rechtzeitige Ergänzung unseres Zuchtviehs aus dem Auslande Sorge zu tragen, damit die — vermutlich wiederkehrenden — Krisen in der Fleischversorgung des Volkes nicht wieder solchen scharfen und nahezu unerträglichen Charakter erhalten.

Daß im übrigen unsere Veterinär- und Handelspolitik nicht plötzlich umgestülpt werden kann, noch ehe sie ihre sicherlich günstige Wirkung recht zeigen durfte, das steht außer Frage. Noch haben wir ein schweres Wegestück vor uns: die Regelung unseres handelspolitischen Verhältnisses mit den Vereinigten Staaten. Der Handelsvertrag ist gekündigt, und nun fragt es sich, ob die Union sich an der Beseitigung der unbedingten Meistbegünstigung, welche wir anstreben, beteiligen und mit uns einen Reziprozitätsvertrag schließen will oder nicht. Wenn vorderhand nichts zustande kommt, so stehen wir alsdann vor der Frage, ob Provisorium — wie mit England — oder ein Zollkrieg, von dem die Überagrarier bei uns schon seit Jahr und Tag träumen. Unsere Politik scheint darauf fest zu bestehen, daß wir der Union nichts weiter als die sogenannte bedingte Meistbegünstigung zugestehen, das

heißt: diejenigen Zollsätze, welche wir unentgeltlich bei Verhandlungen mit anderen Staaten herabgesetzt haben, soll auch Amerika umsonst bekommen; dagegen sollen Zollsätze, die wir erst im Kampfe mit anderen Staaten fixierten, nachdem Zugeständnisse gemacht wurden, der Union nur gegen ähnliche und gleichwertige Zugeständnisse bewilligt werden. Das ist nichts anderes als die Handelspolitik der Vereinigten Staaten selbst, und will uns nun darob der Senat in Washington die „kalte Schulter" zeigen, so werden vermutlich die Farmer in den Südstaaten und auch viele amerikanische Industrielle, die unsere Halbfabrikate brauchen oder doch geordnete Handelsbeziehungen einem Zollkriege vorziehen, noch ein Wort in solche wenig gerechte und wenig zweckmäßige Politik hineinreden. Nur ein paar Zahlen seien mir aufzuführen gestattet. Unsere Einfuhr aus der Union, die 1904 rund 940 Millionen Mk. betrug, setzt sich in der Hauptsache aus Agrarprodukten (250 Millionen Mark) und Rohprodukten — Baumwolle, Kupfer, Petroleum — zusammen; wir exportieren nach dort für ungefähr 500 Millionen Mark, und zwar hauptsächlich Fabrikate: Textilwaren, Chemikalien, Leder-, Eisen-, Kurzwaren. Das alles besagt, daß man nicht nur den reinen Überschuß der amerikanischen Einfuhr über unsere Ausfuhr ausrechnen darf, um daraus eine absolute Abhängigkeit Amerikas von uns zu konstruieren, das gäbe kein richtiges Bild von der Situation. Rohprodukte exportieren sich eben leichter als Fabrikate, sie sind in anderen Staaten unentbehrlicher; der exportierende Staat hat, solange unsere Kolonien uns noch nicht für 290 Millionen Mark Baumwolle und für 80 Millionen Mark Kupfer liefern, bis zu einem Grade eine Monopolstellung. Aber was wir verlangen, ist ja auch nichts Unbilliges, und so viel ist sicher, daß wir unsere Situation, mag sie auch nicht einfach sein, nicht durch Schwäche und Nachgiebigkeit verbessern, wie sie beim Saratoga-Abkommen mehr rührend als staatsmännisch zum Ausdruck gekommen sind. Wir werden demnach wohl nicht mit agrarischen Schwadronshieben, sondern mit neumerkantilistischer Zähigkeit und Festigkeit an den Handelsvertrag mit der Union — und da die Sache bei Argentinien ähnlich liegt, auch mit dieser Republik — herangehen.

Die Kolonialpolitik wurde in diesem Jahre auf eine breitere Grundlage im Reichstage gestellt, als in den Vorjahren. Der neue Leiter des Kolonialamtes, Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, der eine sympathische Aufnahme fand, sieht sich vor einige schwere Aufgaben gestellt, wozu ich übrigens offengesagt nicht die der Kolonialpolitik mit reichlich viel homerischen Vorreden angedrohte Zentrumsfehde rechne. Die Herren beruhigen sich schon wieder und sehen ein, daß die vorgekommenen Unregelmäßigkeiten, die natürlich zu verfolgen und abzustellen sind, die Integrität unseres Beamtenkörpers nicht berührt haben. Was weit mehr im Vordergrunde des Interesses steht, sind die Verkehrsverbesse-

rungen in Deutsch-Afrika und die Neugestaltung unserer Kolonialverwaltung. Das dringendste in der Verkehrsfrage ist augenblicklich die Bahn Lüderitzbucht-Kubub, eine Kriegsvorlage, mit der wir nicht zögern dürfen, wenn wir nicht die Verpflegung unserer Truppen und die Pazifizierung von Südwest in Gefahr bringen wollen. Das andere, was not tut, ist größere Unabhängigkeit des Kolonialdienstes; darum soll der Chef der Kolonialzentrale mit der Stellvertretung des Reichskanzlers ähnlich wie die Chefs der obersten Reichsbehörden betraut und eine neue Organisation der Zentrale in vier Abteilungen vorgenommen werden. Wenn's nur hilft. Unsere Kolonien kranken namentlich daran, daß die örtlichen Verwaltungen keine Bewegungsfreiheit haben und um jeden Groschen mit vier oder fünf Instanzen in Berlin feilschen müssen. Das hat die Frische und Freudigkeit im Kolonialdienst stark beeinträchtigt, und nur wenn größere Mittel zur Verfügung gehalten werden, können die geplanten Verwaltungsreformen helfen und bessern. Sonst erhält St. Bureaukratius nur ein anderes Gewand. Und wiederum ist es dann das Zentrum, das sich bei jeder Gelegenheit quer vor den Wagen legen wird.

Ob diese Partei nun eigentlich bei der preußischen Volksschule die erforderlichen Kompensationen erhalten soll oder bei anderen Gelegenheiten, ist noch unentschieden. Durch das Schulunterhaltungsgesetz wird der konfessionelle Charakter der Volksschule festgelegt, und damit wird der Rechten und dem Zentrum genügt; andererseits soll die Simultanschule, wo sie bereits besteht, in ihrem Besitzstande gesichert und zudem dem Schulverbande das Recht garantiert werden, ohne weiteres neue Simultanschulen zu errichten. Das ist die nicht eben große Konzession an die Nationalliberalen. Sie wird aber wieder beeinträchtigt durch Bestimmungen, wonach die Lehrer und Lehrerinnen lediglich vom Staate angestellt werden und die Geistlichen aus eigenem Rechte Mitglieder der Schulaufsichtsbehörde sein sollen. Darüber wird es also noch zu Kämpfen kommen, bei denen die Nationalliberalen für ihr Versprechen, für die Weiterentwickelung der Simultanschule zu wirken, wenn auch nur in einer durch reaktionäre Ansprüche eingeengten Arena eintreten können.

Reaktionsstoff wird weiter von der Sozialdemokratie mit wunderbarer Emsigkeit zusammengetragen. Abgesehen davon, daß durch die bekannten Maßregelungen die „Sechs“ vom „Vorwärts“ zu Kulis in der Singerschen Papierplantage herabgedrückt werden, und die Intellektuellen und Revisionisten durch Stockschläge auf den Magen gezähmt werden sollen, was als eine eigenartige Entwicklung demokratischer Grundsätze überall empfunden worden ist, abgesehen von anderen Blüten sozialistischer Freiheitsliebe, treibt man auch fortgesetzt der Scharfmacherpolitik Wasser auf die Mühlen. Die Arbeiterkrawalle in Dresden und Chemnitz, die Verherrlichung russischer Revolten und Meutereien, die

Proklamierung des Rechtes der Straße und das Spielen mit dem Gedanken des Generalstreiks werden Zug um Zug vom Gegenpart beim Scharfmacherspiel in reaktionäre Forderungen nach Ausnahmegesetzen und nach Knebelung der Arbeiterbewegung umgemünzt, Zug um Zug dazu benützt, dem sozialpolitischen Fortschritt Knüppel zwischen die Räder zu schieben. Es wäre aber doch nichts verkehrter, als solche Wirksamkeit „starker Fäuste" im feinmaschigen Gewebe unserer sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung. Festigkeit gegen Ausschreitungen, Gerechtigkeit im Kampfe der Interessenparteien und stetige soziale Arbeit, das nur dürfen die Leitsterne unserer inneren Politik für 1906 sein, dann werden wir ein kampfreiches, aber auch ein erfolgreiches Jahr für des Vaterlandes Wohlfahrt und Fortschritt erleben.





Politischer Monatsbericht.

Auswärtiges.

Von

W. v. Massow.

— Berlin. —

Die Thronrede, mit der kürzlich der deutsche Reichstag eröffnet wurde, hat sich gegen sonstige Gewohnheit nicht darauf beschränkt, die internationale Lage mit einigen kurzen, allgemeinen Wendungen zu kennzeichnen, sie ist vielmehr näher darauf eingegangen und hat Töne angeschlagen, deren tiefer Ernst überall in der Welt einen entsprechenden Eindruck hinterlassen hat. Man hat die Thronrede „pessimistisch“ genannt, und zwar in dem tadelnden Sinne, den der Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens damit zu verbinden pflegt, mit dem Begriff der „Schwarzseherei“. Schwerlich aber war es die Absicht des Kaisers und Kanzlers, diese Deutung zu veranlassen. Beobachtungen, die jedermann anzustellen in der Lage ist, lassen eine pessimistische Beurteilung unserer internationalen Stellung gerechtfertigt erscheinen; diese verbreitete Stimmung und Auffassung wollte die Thronrede deshalb nicht unbeachtet lassen, weil ihr richtige Beobachtungen und Tatsachen zugrunde liegen. Aber das ist nur der Vordersatz dessen, was eigentlich gesagt werden sollte. Der Nachsatz ist in der Feststellung enthalten, daß das Deutsche Reich in dem Bewußtsein seiner Friedfertigkeit und in der Überzeugung, nur legitime Interessen zu vertreten, trotz alledem ruhig und unerschrocken seines Weges gehen muß. Das fand auch in den Erklärungen und Mitteilungen Ausdruck, die der Reichskanzler Fürst Bülow in seiner Rede vom 6. Dezember dem deutschen Reichstage gab.

Der Wert der Feststellungen der Thronrede liegt, um es mit anderen Worten auszudrücken, darin, daß die Konfliktstoffe, die uns umlagern, — und solche Stoffe sind immer vorhanden — nicht durch Einzelfragen und zufällige Konstellationen gegeben sind, sondern auf Momenten beruhen, mit denen wir als etwas vorläufig Unabänderlichem zu rechnen haben. Als ein in der Mitte gelegenes Land ist Deutschland allen denen unbequem, die ein Übergewicht in Europa anstreben und eine fest auf eigenen Füßen stehende Macht im Herzen unseres Erdteils als Hindernis ihrer Pläne empfinden. Verstärkt werden solche Wirkungen durch wirtschaftliche Konkurrenz und durch die in den Volkscharakteren begründeten Gegensätze. Wir sind durch wirtschaftliche Erfolge und wachsenden Wohlstand in eine Lage gebracht, die man uns da nicht verzeiht, wo man früher gewohnt war, mit einer schwachen, armen und zerrissenen Nation im Zentrum Europas zu rechnen, und wo man lange die Hoffnung genährt hat, das Deutsche Reich als Schöpfung eines einzigen staatsmännischen Genies außergewöhnlicher Art werde nur künstlich aufrechterhalten durch einen brutalen Militarismus und werde bald einem schnellen Verfall entgegeneilen.

Einflüsse und Anschauungen dieser Art sind es namentlich in England gewesen, die in der Presse mit allen Mitteln auf die öffentliche Meinung zu wirken versucht haben. Beobachtungen und Erfahrungen wirtschaftlicher Natur haben in weiten Kreisen des englischen Volkes, das sich sonst um auswärtige Fragen recht wenig kümmert, doch mit der Zeit dieser systematischen Aufstachelung einen gewissen Erfolg gesichert. Eine geschickte Ausnutzung der Äußerungen zügelloser Feindseligkeit, die während des Burenkrieges in der deutschen Presse zu finden waren, hat es den rührigen Hetzern ermöglicht, gewisse durch die Konkurrenz genährte Besorgnisse in eine tiefgehende Mißstimmung gegen Deutschland zu verwandeln. Diese Verstimmung kann nur allmählich beseitigt werden. Daß sie aber beseitigt werden wird, läßt sich hoffen. Denn alle besonnenen und weiterblickenden Leute in beiden Ländern sind davon überzeugt, daß ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen Deutschland und England, mag er einen Ausgang haben, welchen er wolle, beiden Teilen zum Schaden gereichen muß. Auch für den Sieger würde der Erfolg nicht den Einsatz wert sein, weil eine friedliche Konkurrenz für beide Länder größere Vorteile im Gefolge hat, als sie ein kriegerischer Erfolg jemals haben könnte. Die bisherige britische Regierung hat deshalb auch ihrerseits alles vermieden, was einen direkten Konflikt mit Deutschland herbeiführen konnte. Andererseits hat sie freilich im Interesse der wankenden Volkstümlichkeit ihrer Politik und um der Durchführung anderer Pläne willen Deutschland möglichst zu isolieren gesucht. Der englische Liberalismus, der seit dem Rücktritt Balfours das langlebige konservativ-unionistische Kabinett abgelöst hat, wird in den Hauptzügen der britischen

auswärtigen Politik nicht viel ändern können. Denn die Lebenskraft des neuen Kabinetts Campbell-Bannerman ist nicht allzu hoch zu veranschlagen. Nicht der Ideenreichtum und die Geschicklichkeit talentvoller Führer hat diese Partei ans Ruder gebracht, sondern sie ist trotz des Mangels an solchen Führern durch die Umstände emporgetragen, zunächst durch die Gegenwirkung gegen die ungewohnten Formen der imperialistischen Agitation Chamberlains und weiter durch die allmähliche Nachwirkung der Tatsache, daß Chamberlain eben durch seinen Austritt aus dem Kabinett das Ministerium Balfour seiner besten und volkstümlichsten Kraft beraubt hatte. Er hatte dies bekanntlich getan, um freiere Hand für sein Wirken zu haben; man darf nicht vergessen, daß er erst jetzt wirklich freie Hand hat, und daß auch seine Freunde ein liberales Regiment für die notwendige Durchgangsstufe zum Siege seiner Ideen gehalten haben. Erst jetzt steht der tatkräftigste Mann und findigste Kopf in der politischen Welt Englands als Führer der Opposition einem Ministerium gegenüber, dessen persönliche Autorität und Volkstümlichkeit nicht allzu groß ist. Für den, der die englische Verfassung kennt, sagt das genug. Campbell-Bannerman und der neue Staatssekretär des Auswärtigen werden also vorsichtig operieren müssen, aber sie werden, den Überlieferungen ihrer Partei gemäß, sicherlich bemüht sein, bestehende Spannungen mit auswärtigen Mächten zu vermeiden, und werden auch zu Deutschland ein freundliches Verhältnis unterhalten. Aber man täusche sich nicht darüber, daß die Beziehungen zu Frankreich eher noch inniger als bisher sich gestalten werden, und daß man mit noch größerem Bemühen, als es Lord Lansdowne jemals angewendet hat, versuchen wird, Rußland an sich heranzuziehen.

In Rußland steht man allerdings noch einer völlig unabsehbaren Lage gegenüber. Noch immer erscheint Graf Witte als der einzige Mann, der der Bewegung Herr werden kann. Aber schließlich reicht eine einzelne Menschenkraft nicht aus, um das ausgedehnte Reich in neue Zustände hinüberzuführen, wenn nicht in den besten Kreisen des Volkes selbst die Besonnenheit und die Fähigkeit, vom Redenhalten und Einreißen des alten Baues zum positiven Aufbauen überzugehen, erwacht. Man liebt es jetzt so sehr, Vergleiche anzustellen zwischen dem Verlauf der großen französischen Revolution und der Bewegung in Rußland. Vielleicht ist es gut, einmal schärfer auf einen wesentlichen Unterschied hinzuweisen, der auf den Verschiedenheiten der Volkscharaktere und der Kulturzustände beruht. Als in Frankreich im Jahre 1789 die große Flut alle Dämme durchbrach, da tauchten auch sofort aus der bis dahin politisch und sozial einflußlosen Masse die starken Persönlichkeiten und Talente auf, die ihre Führer wurden. Kaum war die Bastille gestürmt, so waren auch Namen wie Desmoulins, Santerre, Danton usw. in aller Munde. Vergebens sieht man sich in Rußland nach Persönlichkeiten um, die zunächst die

Macht und das Begehren der Massen in sich verkörpern. Der Priester Gapon, der am 22. Januar 1905 eine so erbärmliche Rolle spielte, scheint den Ehrgeiz zu besitzen, ein solcher Führer der Revolution zu werden; ob er die Fähigkeit dazu hat, läßt sich bezweifeln. Vorläufig tobt sich die Bewegung in dem Walten dunkler Instinkte und in unklaren Massenbetätigungen aus, und weil das so ist, die sogenannte „Intelligenz" aber nicht handelt, sondern nur redet und theoretisiert, ist es dem revolutionären Sozialismus möglich, mit Hülfe einer guten Organisation eine führende Rolle zu spielen, die in gar keinem Verhältnis steht zu dem Boden, den er im Volke wirklich besitzt. In Rußland findet die industrielle Arbeiterschaft allerdings durch die eigentümliche Einrichtung des bäuerlichen Gemeindebesitzes eine Handhabe zur direkten Einwirkung auf die Bauernschaft. Die Arbeiter bleiben als Angehörige der Dorfgemeinden selbst Bauern und sind Grundbesitzer, soweit es die wirklichen Bauern selbst sind. Aber zwischen dem Ideenkreise der sozialistisch beeinflußten Arbeiter und dem der Masse der bäuerlichen Bevölkerung gähnt trotzdem eine weite Kluft, die die gewerbsmäßigen Agitatoren nur durch Vorspiegelungen und irreführende Darstellungen zu überbrücken vermögen. Wenn die Agitation unter den Bauern dennoch wirksam und gerade bei der Unklarheit und Verständnislosigkeit dieser Massen nur um so gefährlicher ist, so sind daran die Sünden der Bureaukratie schuld. Materielles Elend und die lange, unerträgliche Mißwirtschaft haben diese noch heute kaisertreue und modernen Freiheitsideen zum größten Teil unzugängliche Hauptmasse der russischen Bevölkerung mit nervöser Unruhe und der Erwartung aller möglichen Wohltaten, wie sie ihrem Vorstellungskreise entsprechen, erfüllt, und diese Stimmung macht sich in ziellosen Revolten Luft. Ich habe bereits die politische Unfähigkeit der Intelligenz betont. Sie findet keinen Entschluß, weil bisher weder der weiche, passiv veranlagte russische Volkscharakter, noch die politischen Zustände geeignet gewesen sind, sie zu praktischer, gemeinnütziger Arbeit anzuleiten. Alle Kraft der Bildung wurde in diesem hochbegabten Volk ausschließlich in theoretischen Betrachtungen verzettelt. Jetzt fürchtet man sich nach oben hin vor der noch immer im Hintergrunde lauernden Reaktion, — eine Furcht, die bei den Zuständen in höfischen Kreisen nicht unberechtigt ist. Statt nun aber energisch zu Witte zu stehen, rechnet man sich aus, daß ja auch für Witte unter Umständen der Weg zur Durchführung der freiheitlichen Neuordnung über eine gewaltsame Herstellung der Ordnung überhaupt führt. Und was würde dazu das souveräne Volk sagen, das jetzt, statt mit Hand anzulegen, sich durch namenlose Komitees von Generalstreik zu Generalstreik leiten läßt, um seinen Unwillen zu bezeugen, daß die Folgen Jahrhunderte alter Mißbräuche nicht in vierundzwanzig Stunden beseitigt worden sind? Es ist nicht Feigheit, die der Intelligenz ihre Haltung diktiert, es ist echt russische Denkweise, in der sich der Deutsche

schwer zurechtfindet, die aber den Kenner slavischen Volkstums nicht überrascht. Unterdessen arbeitet Graf Witte mit Riesenkraft, um den Augiasstall des russischen Regierungsapparates zu säubern. Er findet wenig geeignete Hilfskräfte. Es ist das Verhängnis des alten Systems, daß es die fähigsten Köpfe immer mehr in die Opposition gedrängt und zur Untätigkeit verdammt hat. Auf die einzelnen Schwierigkeiten einzugehen, ist hier nicht der Raum; vor allem müssen die Autonomiebestrebungen der Grenzländer — Polen, Finnland, Kaukasus — diesmal hier übergangen werden. Es steht zu hoffen, daß Graf Witte doch noch der Schwierigkeiten Herr wird und die besonnenen Liberalen zu energischer Mitarbeit fortreißt, damit endlich geordnete Zustände eintreten.

Im fernen Osten sind die neuen Verhältnisse, die der Krieg herbeigeführt hat, noch zu jung, um eine zusammenfassende Beurteilung zu gestatten. Im europäischen Orient aber ist Rußland gleichfalls vorläufig lahmgelegt. Die Verantwortung für die Ruhe auf der Balkanhalbinsel und besonders die Beruhigung Mazedoniens liegt jetzt in der Hauptsache auf den Schultern Österreich-Ungarns. Wieder einmal mußte durch eine gemeinsame Aktion der Mächte die Türkei gezwungen werden, ihr versprochenes Reformprogramm hinsichtlich der Finanzkontrolle in Mazedonien innezuhalten. Wenn die Pforte es auf eine Flottenkundgebung der Mächte ankommen ließ, so lag dies offenbar daran, daß sie die Grenze der Einigkeit der Mächte in dieser Frage sehr genau kannte. Niemand hatte Lust, sich darin tiefer zu engagieren, als anstandshalber und, um nicht anderen gegenüber ins Hintertreffen zu gelangen, dringend nötig war. Die orientalische Frage, die früher Europa solange in Atem gehalten hat, birgt jetzt nicht mehr die Gefahr in sich, die europäischen Mächte ernstlich zu entzweien. Deutschland hält sich dabei in zweiter Linie, es unterstützt die eigentlich zunächst interessierten Mächte, Rußland und Österreich-Ungarn, moralisch in der Durchführung des von diesen vereinbarten Programms, indem es durch freundschaftliche Vorstellungen bei der Türkei in diesem Sinne zu vermitteln sucht. Darüber hinaus geht Deutschland nicht und hat sich auch an der Flottenkundgebung nicht beteiligt.

Wenn Rußland gegenwärtig nicht in der Lage ist, einen ernsten Druck auf die Türkei auszuüben, so ist übrigens auch Österreich-Ungarn durch innere Schwierigkeiten reichlich in Anspruch genommen. Die chronischen Meinungsverschiedenheiten zwischen der Regierung und der Mehrheit der Parteien in Ungarn erhalten dort noch immer ein politisches Chaos, das ganz unabsehbar ist und wohl so bald noch keine Entwirrung finden wird, und zwar gerade deshalb, weil die Kämpfe nicht ernstlich revolutionärer Natur sind, und bei aller Erhitzung der Gemüter des leidenschaftlichen Volkes doch mehr den Charakter eines nationalen Sports angenommen haben. Augenblicklich ist das Ministerium Fejervary

wieder einmal erschüttert. Unterdessen ist das Ministerium Gautsch in Österreich an der Arbeit, die Revision des Wahlrechts durchzuführen. Herr von Gautsch hat im Herrenhause den schroffsten und heftigsten Widerstand gefunden, und nicht nur das: — auch gewissen Sonderbestrebungen der Nationalitäten paßt die Einführung des allgemeinen, direkten Wahlrechts nicht in den Kram. Aber auch hier stehen wir einer noch nicht abgeschlossenen Entwickelung gegenüber.

In den anderen europäischen Ländern und den Vereinigten Staaten von Amerika sind für diesmal nicht so markante Ereignisse zu verzeichnen, daß sie in dieser Übersicht einer besonderen Erwähnung bedürften. Wir werden vielleicht später darauf zurückkommen müssen.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Romane.

Gustav Frenssen: Hilligenlei — Kurt Aram: Schloß Ewich — W. v. Polenz: Glückliche Menschen — Ludwig Thoma: Andreas Vöst — Max Geißler: Hütten im Hochland — Diederich Speckmann: Heidjers Heimkehr — Jakob Schaffner: Irrfahrten — Hermann Hesse: Unterm Rad — Paul Ilg: Lebensdrang — Freiherr v. Ompteda: Herzeloïde — Lulu von Strauß-Corney: Ihres Vaters Tochter — Gräfin Baudissin: Grete Wolters — Paul Heyse: Crone Stäudlin — Ernst Georgy: Jenseits der Ehe — Hans Walter: Ihr führt ins Leben uns hinein — Freiin von Cramm: Briefe einer Braut.

Man soll es nur gestehen: wir sind müde geworden von unserer zermürbenden zerfressenden Stadtkultur. Und wir haben in uns selbst den Halt verloren, daß wir nicht mehr aus noch ein wissen. Unser Leben ist allzu sehr aufs Geistige gestellt, die Kräftezufuhr steht in keinem Verhältnis zum Kräfteverbrauch. Dazu werden einzelne Anlagen und Triebe in uns auf Kosten der andern bis zur Erschöpfung ausgenützt, allerdings verfeinert, aber auch kraft- und markloser gemacht. Darum ist ein Irren und Suchen in uns und um uns nach Reinem und Großem und Starkem, nach Ruhe und Harmonie, weil wir alles, was rein und groß und stark in uns war, was uns das Gefühl der Ruhe und Harmonie gegeben hat, verloren haben. Wie ein Fieber brennt die Unrast in den Adern der Menschheit und treibt sie auf Irrwege und Abwege, in Cynismus und Verzweiflung, daß wir verzagen müßten, wenn wir nicht zu gleicher Zeit eine Ahnung und Sehnsucht in uns trügen von dem Wege nach dem Heil, der uns Rettung bringet.

Gustav Frenssen redet davon in seinem neuen Roman: „Hilligenlei". (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.) Wie sagt doch Kai Jans zu seinem Vater, als der ihn in der großen Steinwüste Berlin besuchte? „Wie fern sind wir von Gott und von Natur und darum vom Glück!" O, Kai Jans, dieser seltsame holsteinische Grübler mit den Kinderaugen, die die Dinge der Welt natürlicher und klarer sehen als andere Menschen, Kai Jans weiß von dem Neuen und Starken und Frischen, das werden will und Gesundheit bringen wird, er kennt das junge Sehnen, das durch unser Volk geht: „Es geht ein Wille und Wunsch durchs Volk, zur Natur zu kommen: zu einer schlichten, schönen Religion, zur sozialen Gerechtigkeit, zu einem einfachen, edlen, germanischen Menschentum". Er weiß, wo die Wurzeln unseres sozialen Übels liegen. Wie redet er doch zu den beiden toten Knaben, die von ihrer Großmutter getötet wurden, weil sie sah, daß das Erbe des Vaters, eine schlimme Veranlagung, sie auf den Weg ins Zuchthaus trieb? „Die Menschen haben Schuld," sagt er: „sie wollten eurem Großvater und Vater kein Land geben; sonst wäret ihr ernste Bauern geworden. Sie gönnen euch nicht einmal eine Stelle zum Stehen; von Mutter Erde heben sie euch weg, drei, vier Stockwerk hoch, da dulden sie euch. Der Mensch aber, der nicht in der Erde wächst, der Mensch ohne Land ist verwirrt und verweht."

Was soll ich noch viel reden über das neue Buch Frenssens? Die drei Zitate erschöpfen seinen Reichtum nicht, o nein! Zwar gäbe es viel, wenn es nur diese Gedanken gäbe. Es gibt mehr! Ich will nichts sagen über des Dichters Kunst, Menschen zu gestalten — wer „Jörn Uhl" gelesen hat, kennt sie —, und will nichts sagen über seine Art, die Menschen etwas über sich selbst hinaus zu heben, weichen, verklärenden Schimmer über sie zu breiten, in ihnen Kräfte lebendig werden zu lassen, die aus der Erde quellen, auf der sie stehen — wir wissen diese Art; auch will ich nichts sagen von der bunten Fülle des Lebens, die zwischen den zwei Deckeln des Buches lebt und herausspringt, wo man es auch aufschlagen mag. Zugeben muß ich auch, daß dieser Roman noch lockerer in der Komposition ist, daß man oft vor allzu reichem Beiwerk die edle einfache Linie der Haupthandlung nicht sieht und vergißt, sich ihrer zu freuen. Es ist nun einmal so: Frenssens Kunst braucht Raum, sich zu entfalten, und wenn wir diesem Dichter des Lebens Grenzen ziehen wollten: hier darfst du nicht hinüber, und dort mußt du gehen und da mußt du dich beschränken! — mit einem stillen Lächeln in den ernsten, klugen Augen würde er darüber hinweg schreiten. Als wenn das Leben sich an eine Straße bände!

Nur von einem will ich reden: von dem Geist, der in diesem Buche lebt. Es hat Leute gegeben, die meinten, die Überschätzung des „Jörn Uhl" auf ihr richtiges Maß zurückführen zu müssen; mag sein: einige, weil sie Neid empfanden über den beispiellosen Erfolg; sicher: die meisten, weil ihnen bange war um den Dichter und Furcht sie ankam, Ruhm und Gold möchten ihm schaden. Sie hatten die Sorge nicht nötig — „Hilligenlei" beweist es. Man muß zugeben: so ernst und rein und tief — oft sogar stark der „Jörn Uhl" wirkte, ein großes Buch war er nicht. Trotz der Fülle des Lebens fehlten ihm weite Horizonte, und nur eine kleine Welt lebte in ihm, eine Welt, die vor eigener heißer Herzensnot kein Aufsehen und Umsehen kannte und keinen Blick hatte für die Herzensnot des großen Volkes. In „Hilligenlei" rührt Frenssen an die Wurzeln deutschen Lebens. Wohl bleibt der Dichter in seiner Heimat — und wenn er noch so sehr seine Jungens Kai Jans und Pitt Boje in der Welt herumführt, immer bleibt er auf Heimatboden, er verläßt mit ihnen kaum das Schiff — und er bleibt bei seinen Menschen, mit denen er verwachsen ist; wohl hebt er nur selten den Vorhang, der diese seine Heimatwelt von der Welt draußen trennt. Und wenn er es tut, zeigt er uns kaum dieses bunte wechselnde, vielgestaltige Leben selbst — gleichförmig, fast gestaltlos und wesenlos zieht es an uns vorüber wie der schwarze Menschenstrom der Friedrichstraße vor Toms Jans und Pe Ontjes Lau, als sie Kai Jans besuchten. Wir hören nur ein Surren und Brausen, keine einzelnen Stimmen. Aber es ist die gewaltige Melodie dieses Lebens. Und den Blicken, die uns der Dichter frei läßt, öffnet er das heiße, zuckende Herz dieses Lebens, daß wir, fast ohne es selbst zu sehen, wissen: wie es ist und warum es so ist, daß wir seine heißeste Herzensnot erkennen und was ihm helfen kann. Frenssen gibt weite Ausblicke — plötzlich, überraschend. Vielleicht empfindet man, weil die Augen aus der Enge kommen, ihre Weite und Herrlichkeit größer, als sie ist — aber man darf sich mit ihnen schon zufrieden geben.

Mir will Frenssens neues Werk, das so fest und breit auf deutschem Heimatboden ruht, als das größte Werk deutscher Heimatkunst erscheinen. Es ist viel Unfug getrieben worden mit dem Worte Heimatkunst — besonders in den letzten Jahren; aber für „Hilligenlei" weiß ich keine andre Bezeichnung. Kai Jans, der Hilligenleier, sucht heilig Land, erst für sich, dann für sein Volk. Heilig Land! auf dem das deutsche Volk wieder gesund und stark werden kann und rein und groß. Ist dieses heilige Land nicht der Heimatboden, auf dem wir stehen? Wir Großstädter, die wir kaum vor lauter unfruchtbaren Steinen noch etwas von unsrer Heimaterde sehen, sind heimatlos geworden. Es ist ein zitterndes Sehnen in uns nach Ruhe und Stille und Weite — „ein Wunsch und Wille, zur Natur zu kommen". Wir wollen es suchen, dies „Hilligenlei". —

Ein ähnliches Problem, nur einseitiger, einfacher und weniger lebendig als Frenssen behandelt Kurt Aram in seinem Roman: „Schloß Ewich". (Egon Fleischel u. Co., Berlin). Aram ist kein schöpferischer Menschengestalter; darum gibt sein Roman oft nur den Schein vom Leben, selten das Leben selbst. Im Interesse seines Problems sieht er das Leben, wie es ihm für seine Beweisführung notwendig erscheint, nicht, wie es ist. Hierin liegt die große künstlerische Schwäche seines Buches; man mag es anpacken, wo man will, überall stößt man auf Einseitigkeiten und Schiefheiten. Der Waschzettel behauptet — und diesmal hat er recht — es handle sich in Arams Roman „um den Widerstreit zwischen

der Hyperkultur des Genußmenschen und dem ruhigen, tatkräftigen Leben des mit der Natur und ihren Wünschen eins Gewordenen, — um den Kampf einer bestimmten Art großstädtischer und ländlicher Lebensauffassung und Lebensführung". Um diesen Kampf entfesseln zu können, läßt Aram einen modernen Großstadtmenschen mit seiner Ruhelosigkeit und Hast und einer fast skrupellosen Sucht nach Genuß hineingeraten in das ruhevolle Leben von Menschen, die in der Natur mit der Natur eins geworden sind. Er mußte, um wahr zu bleiben, Landleben und Stadtleben gleich blut- und lebensvoll, gleich plastisch und echt schildern. Wenn wir uns sein Werk daraufhin ansehen, erweist sich das Merkwürdige, daß ihm keines gelungen ist. Ich will nicht viel reden über seine Großstadtmenschen und ihr Tun und Treiben, Aram schildert nur eine bestimmte Spezies, die nicht einmal typisch ist, und schildert sie als Marionetten. Der Dichter wird, wenn er den genügenden Abstand von seinem Werke gewonnen hat, selbst zugeben müssen, daß in diesen absonderlichen Leutchen sich die Großstadtkultur mit ihren guten und schlechten Eigenschaften, mit ihrer Rastlosigkeit und Heimatlosigkeit keineswegs dokumentiert. Schwerer wiegt, daß er uns auch das Landleben nicht wahr, nicht voll genug gibt. Mit Einfachheit und Sicherheit der Empfindung ist das Wesen des Landmannes wahrlich nicht erschöpft. Es muß schon bedenklich erscheinen, daß seinen Schilderungen bäuerlichen Lebens die Lokalfarbe fast gänzlich fehlt. Arams Menschen hängen in der Luft und stehen nicht schwer und fest auf dem Boden ihrer Heimat. Der Grund hierfür ist nicht schwer zu finden; in seiner ganzen Kultur ist Aram einer von denen, die er nicht leiden mag. Er weiß, wo Rettung ist, aber er kann nicht hinüber, seine Sehnsucht ist es, die diesen Roman schuf, eine Sehnsucht, die aus der übertriebenen Geisteskultur heraus verlangend ihre Arme reckt nach dem animalischen Leben der Natur. Wie sagt doch Baron Joachim zu seiner Tochter? „Schände mir das Animalische nicht! Früher mußte ich das dem Albrecht sagen, nun bist du so weit, Regine, daß dir das rein Geistige viel zu hoch steht." Aus dieser Sehnsucht resultieren bei Aram alle Schiefheiten und Einseitigkeiten, alle Ungerechtigkeit und alles Maßlose. Ich weiß wohl, daß Aram auf dem Lande lebte, aber mit einer Großstadtkultur in der Seele, die ihn ganz in ihrer Gewalt hatte und nicht zur Natur kommen ließ. Er sieht das Heil — und findet nicht den Weg zu ihm.

Da sind aber welche, die mitten im Heil stehen: gesund, markvoll, von der herben Kraft der Scholle genährt. Als ersten möchte ich den verstorbenen Wilhelm von Polenz nennen, dessen nachgelassenen, nur bis zum Drittel vollendeten Roman: „Glückliche Menschen" die Erben seines literarischen Nachlasses den Freunden und Verehrern des Dichters nicht vorenthalten wollten. (Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin.) Obwohl dem fertigen Teil der sorgfältig skizzierte Entwurf des Schlusses beigegeben ist, läßt sich über das Werk selbst kaum ein Urteil gewinnen. Aber bewundern muß man immer wieder, wie fest und sicher des Dichters Menschen in sich selbst ruhen, wie klar und plastisch er sie zu formen weiß, wie voll und lebendig der Stil ist, den er schreibt. Das Beste aber, das Polenz uns in jedem seiner reifen Bücher gegeben hat, ist die Reinheit und Kraft seiner Empfindung, die Weite und Größe seiner Weltanschauung, die Harmonie und Ruhe seines Wesens. Als Künstler hatte Polenz seine Höhe vielleicht schon im Büttnerbauer erreicht; der Mensch aber hatte uns noch viel zu geben, und darum müssen wir immer wieder trauern, daß er uns so früh entrissen wurde. Den größeren Verlust erlitt nicht die Literatur, den größten erlitt durch seinen Tod die Geisteskultur des deutschen Volkes.

Wie Polenz sieht auch Ludwig Thoma mit klaren, scharfen Augen das Leben an und weiß durch die äußere Erscheinungsform hindurch zu dringen zu des Wesens Kern. Er ist noch kühler und objektiver als Polenz, aber auch noch bildkräftiger, gegenständlicher und hartfäustiger. So ganz sind bei ihm alle Reflexionen, alle Sentiments ausgeschaltet, daß einem fast gar nicht zum Bewußtsein kommt, eine Bauerngeschichte zu lesen oder ein Bauernbild zu sehen, daß man vielmehr das Gefühl hat, mitten im Bauernleben zu stehen, es mit zu erleben. Seine kleineren Bauerngeschichten im „Agricola" sind ihm in manchem Zug noch ins Karikaturenhafte geraten, einzig aus dem Streben heraus, die Bauern zu sehen, wie sie sind, nicht, wie sie dem Geisteskulturmenschen erscheinen. Mit Gewalt hat er sich von ihnen losgerissen, sich über sie und entfernt von ihnen gestellt, um ein klares, echtes Bild von ihrem Wesen zu gewinnen. Er entäußerte sich seines Selbst und suchte sie so zu erkennen, wie der Heimatboden sie geschaffen hat. Erst in seinem Bauernroman „Andreas Vöst" (Albert Langens Verlag, München) ist ihm das ganz gelungen. Ich kenne keine Dichtung, die so abgerückt erscheint von ihrem Schöpfer,

daß man ihn ganz über ihr vergißt, keine Dichtung, in der so viel von Bildlichkeit und lebensechter Gegenständlichkeit ist, wie den „Andreas Vöst" — und in der dabei doch so viel echte, starke Empfindung, so viel Reinheit und Hoheit der Gesinnung lebt. Der Bauernroman Ludwig Thomas ist nicht nur ein Meisterwerk zu nennen, es ist auch eines, das Wege in die Zukunft weist.

Bei weitem nicht so plastisch, wenn auch immer noch stark lebendig und lebensecht, subjektiver und lyrischer ist der neue Roman Max Geißlers: „Hütten im Hochland" (L. Staackmanns Verlag, Leipzig). Es ist nicht Zufall und nicht ein Mangel, daß jedes Kapitel fast mit einer Naturschilderung einsetzt; es ist bewußte Einseitigkeit. Aus der Natur, in der sie leben, die sie täglich sehen, die auf sie wirkt bis ins innerste Herz hinein, mit der sie kämpfen, die sie glücklich macht — aus dieser Natur heraus nur sind Geißlers Menschen ganz zu verstehen; aus ihr quellen ihnen alle Empfindungen, treibt all ihr Tun empor, es sei gut oder böse. Diese Menschen sind auf anderm Fleck Erde als auf diesem Hochland des deutsch-böhmischen Grenzgebirges gar nicht denkbar. Sie leben oben in reiner Luft und Gottesnähe ein Leben fern und fremd den Leiden und Freuden der Niederungen, fern zwar den großen Gedanken und Gefühlen, die ein reich bewegtes Leben wirkt, fern aber auch seiner Friedelosigkeit und Hast. Manche seiner Menschen mögen Geisler zu hell oder zu dunkel geraten sein, daß sie manchmal etwas an Dorfgeschichtenschablone erinnern — wir wollen es ihm nicht nachtragen um der Frische und Reinheit seines Buches willen, weil es Sehnsucht nach Frieden und Fröhlichkeit und nach einem geruhigen Leben weckt, weil es wie ein frischer, sonnenüberglitzerter Waldbach ist.

Um solchen Friedens und solchen Stillbeglücktseins willen sei auch ein Buch empfohlen, das als Kunstwerk durchaus nicht bedeutend ist: Diederich Speckmanns Erzählung: „Heidjers Heimkehr" (Martin Warnecks Verlag). Speckmann ist kein Gestalter: was er an Plastik seinen Menschen hat zukommen lassen, reicht gerade noch hin. Auch sind es keine Menschen, die sich über das Mittelmaß erheben, nicht in ihrem Denken, vor allem aber nicht in ihrem Empfinden, und wir würden ihnen kaum besonderes Interesse abgewinnen, wenn nicht dieser stille Friede wäre, ein Friede, von dem die Bibel sagt, daß die Welt ihn nicht geben kann; denn er lebt nicht in den Straßen und Gassen der Stadt und ist nur im heimlichen Rauschen der Heidegräser, im Säuseln und Raunen der Baumkronen, in Bächleinmurmeln und Grillengesang. Um dieses Friedens und einer rührenden Bescheidenheit willen, die nirgends vordrängt und nie mit Weisheiten prahlt, wird mancher das Büchlein, das bereits in hübsch ausgestatteter dritter Auflage vorliegt, liebgewinnen.

Ein absonderliches und zwiespältiges Buch hat ein Neuling: Jakob Schaffner geschrieben und „Irrfahrten" (S. Fischers Verlag, Berlin) genannt, ein Buch, dem man fast auf Schritt und Tritt anmerkt, daß es ein unreifer, unbeholfener Erstling ist. Und möchte sich doch so gerne — ganz nach Erstlingsart, — reif und weise geben. Es ist nicht gerade unbeholfen im Ausdruck, obgleich auch darin manchmal Naivitäten und Banalitäten mit unterlaufen; unbeholfen vor allem ist es in der Technik. Das Werk bricht in der Mitte auseinander, und die beiden Teile sind einander so unähnlich, wie sie nur sein können; wenn nicht dieselben Personen darin vorkämen, könnte man meinen, es seien zwei besondere Geschichten. Der erste Teil erinnert in seiner Art — aber erinnert auch nur — an die Meister, die ihm Pate gestanden haben: an Raabe und Keller; er ist voll einer deutschen Märchenstimmung und mit einer liebenswürdigen Kindlichkeit geschrieben, die Verwundern erregen muß. Plötzlich aber, in der Mitte, schlägt der Ton um: an Stelle der Stille und Abseitigkeit tritt bunte, fast wilde Phantastik, an Stelle feiner psychologischer Vertiefung treten gänzlich unmotivierte Zufälligkeiten, an Stelle zarter Seelenmalerei und feiner Stimmungskunst rohe Farben und grobe Effekte, so daß man geneigt wäre, das Buch ärgerlich in eine Ecke zu werfen, wenn man sich nicht der reinen Schönheiten des Anfangs erinnerte. Um dieser willen allein ist das Buch als ein Werk zu begrüßen, das ein reiches Versprechen bedeutet. Schaffner wird eifrig an sich arbeiten und große Selbstzucht üben müssen, wenn er diese Versprechungen erfüllen will.

Da war vor zwei Jahren im selben Verlage ein anderer Autor mit einem bei weitem bedeutenderen Erstling aufgetreten: Hermann Hesse. In seinem „Peter Camenzind", dem wundersam feinen Seelenbilde eines Träumers und Poeten, hat sich Hermann Hesse, wenn es nicht vorher bereits durch eine Gedichtsammlung geschehen wäre, als starker Lyriker erwiesen. Da war nirgends ein rauher Ton, ein harter Übergang, eine grelle Farbe, alles wundersam gedämpft, stark konzentriert und von einer Eindringlichkeit,

die große künstlerische Reife verriet. Hesse hat uns nun seinen zweiten Roman gegeben, und dieser ist, daß ich's nur von vornherein sage, was von manchem gefürchtet wurde: eine Enttäuschung. Die Erzählung heißt: „Unterm Rad" (Verlag von S. Fischer, Berlin) und ist die Geschichte eines Schülers, der von dem Räderwerk der Schule ganz zerrieben und vernichtet wird. Ich sagte schon, daß Hesse Lyriker ist, der eine wundersam zarte Seele besitzt; da mag er, denk' ich mir, unter der modernen Bildungsdrillerei, als sie noch auf ihm lastete, schwer gelitten haben. Diese Dichtung ist seine Befreiung. Und weil der Zorn noch in ihm war und mit dichtete, wollte er Ankläger und Richter sein. So sind Schiefheiten in das Buch gekommen, und manche Schärfen, ja jugendliche Ungerechtigkeiten, die beweisen, daß Hesse nicht immer so reif und weise ist, wie sein Camenzind vorgab. Aber ein Dichter ist er geblieben, einer, der, mit starkem Naturgefühl begabt, helle, freundliche und süßwehe Bilder von wundersamer Eindringlichkeit zu malen weiß. Auch dieses Buch ist voll seltener, hoher Schönheiten, und nirgend wohl ist das dunkelverworrene Drängen und Gären einer reifenden Knabenseele mit solcher Kraft dargestellt, wie in diesem Buche.

Da sei nur gleich neben Schaffner und Hesse ein dritter Schweizer noch genannt: Paul Ilg, der in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, seinen Erstlingsroman „Lebensdrang" hat erscheinen lassen. Auch dieses Buch trägt den Stempel des Erstlings an der Stirn: grelle, oft rohe Farben, starke Effekte suchen zu bestechen, psychologische Übertreibungen wollen für wahr genommen werden, harte Übergänge, unmotivierte Handlungen überraschen, und manchmal streift die Menschendarstellung an Karikatur. Dann aber läßt man sich versöhnen durch des Dichters fein psychologisches Verständnis, durch die Lebendigkeit seiner Schilderung, durch einen vollen, runden Stil. Wenn Ilgs Auge und Hand werden ruhiger, wenn seine Seele wird reifer und reicher geworden sein, dürfte er manches Gute und Schöne leisten, dessen die Welt sich freuen wird.

Ompteda ist einer unserer fruchtbarsten Schriftsteller; jedes Jahr einen Band — anders macht er es nicht. Daß da manches Unechte und Flüchtige, manche Brotarbeit mit unterläuft, ist nicht zu verwundern. Man muß nur staunen über die Fülle und Unerschöpflichkeit seiner Phantasie, über die Leichtigkeit und Eleganz, mit der er diese Sachen hinwirft. Das ist ja nun auch ein Ruhm — freilich keiner, nach dem ernstes Streben ringt. Ompteda könnte ohne Zweifel einer unserer bedeutendsten Romandichter sein, wenn er sich mehr Ruhe und Konzentration gönnte. Er ist ein tüchtiger Menschenschilderer und ein Beobachter, dem die feinsten Verästelungen des Seelenlebens nicht entgehen. Das beweist er wieder in seinem neuen Roman: „Herzeloïde" (Egon Fleischel u. Co., Berlin). Während das letzte Buch Omptedas: „Heimat des Herzens" durch die Inkonsequenz des Schlusses verstimmte, hinterläßt dieses Werk einen ungetrübten und starken Eindruck. Mit feinem künstlerischen Takt hat er es verstanden, die Gestalt der Herzeloïde, in die eine leise, feine Symbolik gelegt ist, im Hintergrunde zu halten und dadurch diese Symbolik noch zu verstärken, ohne der Lebendigkeit dieser Figur Abbruch zu tun. Nicht mit einem Wort, nicht mit einem noch so leisen Hinweis wird auf das Symbolische aufmerksam gemacht: nur im Namen liegt sie, durch die Gruppierung der Menschen, durch die Führung der Handlung wird sie feinen Augen offenbar. Keine bedeutenden Probleme bringt das Buch, und es gehört nicht zu den großen, aber es wirkt echt und tief durch die Eindringlichkeit seiner Menschendarstellung, durch die Stärke der Empfindung und die Wahrhaftigkeit und Schlichtheit, die ihm eigen sind.

Auch eines dieser Bücher, die einen reinen und starken Eindruck hinterlassen, ohne eine große Tat zu sein, ist der Roman: „Ihres Vaters Tochter" von Lulu von Strauß und Torney. (Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Die Dichterin hat sich vor Jahren durch ihr Gedichtbuch: „Lieder und Balladen" gut in die Literatur eingeführt. Schon damals konnte man merken, daß ihr Talent stärker zur Epik als zur Lyrik neigt. Ihre Erzählungen „Bauernstolz" und andere Prosaarbeiten bestätigten diese Annahme. Der neue Roman hat, wie ihre ganze Kunst, nichts Auffälliges und Bestechendes, er sucht nicht zu blenden oder eine Größe vorzutäuschen, die ihm nicht eigen ist. Schlicht und glatt erzählt die Dichterin ihre Geschichte, immer weiß sie das Interesse wach zu halten, sorgsam sind, nicht immer ohne daß man die Absicht merkt, die psychologischen Entwicklungen vorbereitet, fein und sicher sind die Motivierungen durchgeführt — daß man seine Freude haben muß an diesem ehrlichen Werk.

Diese Freude ist nicht ganz ungetrübt bei dem Roman „Grete Wolters" von Eva Gräfin von Baudissin. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Die Verfasserin

will das Werden und Reifen einer Frauenseele schildern, die durch ihre Naivität und Unschuld in Irrtum und Schuld verstrickt wird. Manche Partien des Buches, das mit einer stillen, unaufdringlichen Vornehmheit geschrieben ist, sind prächtig gelungen. Doch ist die psychologische Entwicklung des Charakters nicht immer klar und einheitlich durchgeführt — manche Sprünge, manche Unmotiviertheiten hätten vermieden werden müssen. Mit diesen Fehlern aber versöhnt der letzte Teil, der, im Anfang etwas wunderlich, doch mit Konsequenz aus der bis dahin entwickelten Handlung die letzten Schlüsse zieht. Es ist kein schwerwiegendes Buch, das Gräfin Baudissin uns geschenkt hat, es ist auch nicht das Frauenbuch, dem typische Bedeutung zukommt, aber es ist ein feines, vornehmes Werk, das gute Wirkungen auslöst.

Auch der neue Roman von Paul Heyse: „Crone Stäudlin" (J. G. Cotta, Stuttgart) stellt eine Frauengestalt in den Mittelpunkt, eine jener zarten, mit einem überaus sensiblen Empfindungsleben begabten Frauengestalten, denen wir häufig in seinen Büchern begegnen. Es ist manches im Stil, in der Redeweise der Menschen, in der Entwicklung der Handlung und in der Gestaltung der Charaktere, das das Alterswerk verrät, in seiner wohlgelungenen Hauptfigur aber erweist sich der Dichter noch immer als der gleiche, der er vor 20 und 25 Jahren war, darum wird es auch verdientermaßen seine Leser finden.

Ernst Georgy, die bekannte Verfasserin der „Berliner Range", hat in ihrem neuesten Roman „Jenseits der Ehe" (Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau) ihre Spezialität aufgegeben und sich einem ernsten Problem zugewandt, das ihrem Streben nur zur Ehre gereicht. Sie behandelt ihr etwas heikles Thema mit großem Ernst, ohne doch dem Humor, wo er sich bietet, aus dem Wege zu gehen, mit künstlerischem Takt, dem es nicht auf Lüsternheit, sondern auf Wahrheit ankommt, und mit dem aufrichtigen Streben, der gestellten Aufgabe gerecht zu werden.

Mit virtuoser Technik ist ein Buch geschrieben, das mehr stoffliche als rein ästhetische Wirkungen auszuüben bestrebt ist: „Ihr führt ins Leben uns hinein," Roman von Hans Walter (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Ich weiß nicht, ob dieses Buch das erste seines Autors ist, jedenfalls weiß er gewandt, sicher und außerordentlich spannend zu erzählen, ohne gerade außergewöhnliche Mittel anzuwenden; es gelingt ihm gegen den Schluß hin sogar echt tragisch zu wirken, doch kommt man vor lauter Spannung kaum zu einem rechten Genießen. Soviel technisches Können auch in dem Buche steckt, dichterische Kraft ist wenig darin, und darum steht zu fürchten, daß Walter auch in der Zukunft im Virtuosenhaften ganz stecken bleiben wird. Es wäre schade um sein Talent, wenn er sich nicht heraufzuringen vermöchte.

Und nun zum Schluß möchte ich von einem Buche reden, das der größte Dichter aller Zeiten und Völker gedichtet hat, das Leben selbst. Unter dem Titel: „Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804—1813" hat Edith Freiin von Cramm bei Egon Fleischel u. Co. in Berlin die Briefe ihrer Großmutter Philippine von Griesheim herausgegeben, die diese in der bezeichneten Zeit an eine Freundin gerichtet hat. Es ist nicht das Schicksal dieses von der Natur mit Anmut und lieblichem Frohsinn begabten Mädchens, das uns in diesen Briefen so machtvoll ergreift, obgleich es tragisch genug ist. Philippine war ein Mädchen wie andere auch, ehe das Leben sie in die ernste Schule nahm. „Einen Hut hab' ich bekommen, nein, etwas Niedlicheres sahst du noch nie!" Dann aber kam die Liebe und brachte ihr des Lebens süßestes Glück und herbstes Leid. Ihr Bräutigam war Albert von Wedell, einer der 11 Schillschen Offiziere, die am 16. September 1809 vor Wesel erschossen wurden. Der tiefe Schmerz über das schwere Los des heldenmütigen Jünglings, der mit seinen Kameraden so mutvoll für König und Vaterland zu sterben wußte, zerbrach sie nicht, wenn er sie auch hart an den Rand des Grabes brachte. Man sollte meinen, daß mit diesem Schmerze das Leben Philippinens und ihre Briefe den Höhepunkt erreicht hätten; aber die Weltgeschichte ist eine machtvolle Dichterin, und wo das Schicksal des Individuums keiner Steigerung mehr fähig ist, dichtet sie in erhabenen Rhythmen das Heldenlied eines Völkergeschicks und schafft eine Steigerung, wie sie machtvoller nicht gedacht werden kann. Wer Sinn für die Erhabenheit und Größe dieser Zeit hat, wer sie in sich recht lebendig aufleben lassen möchte, greife zu diesen schlichten, anspruchslosen, ergreifenden Briefen.



Illustrierte Bibliographie.

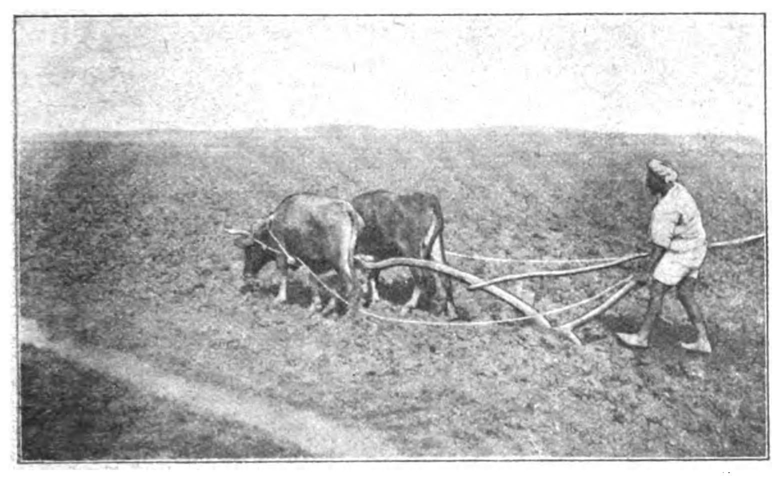
Im muhammedanischen Abendlande. Tagebuch einer Reise durch Marokko. Von Rudolf Zabel. — Mit 5 Karten bezw. Kartenskizzen und 146 Abbildungen. — Altenburg, S.-A., Stephan Geibel.

Das vorliegende, umfangreiche Werk (463 S.) ist zur richtigen Zeit erschienen, denn die Parole „Marokko" wird wohl noch eine Zeitlang auf der Tagesordnung bleiben. Als der Verfasser 1903 seine Reise nach diesem obskuren Lande antrat, war das politische Interesse für dasselbe erst im Entstehen begriffen. Seitdem ist, wie sich der Verfasser ausdrückt, Marokko gründlich in Mode gekommen. In einem sehr lesenswerten Vorwort beleuchtet er jenes bekannte englisch-französische Abkommen und die sich daraus entwickelnde deutsche Marokko-Politik. Die Beiträge, die der Verfasser im vorliegenden Werke zu der aktuell gewordenen Marokkofrage liefert, sind daher von ganz besonderem Interesse, und



Der Makhasni.
Aus: „Im muhammedanischen Abendlande". Von Rudolf Zabel. — Altenburg S.-A., Stephan Geibel.

wenn er auch sein Werk nur als eine schlichte Reisebeschreibung bezeichnet, so führt er doch mit derselben den Leser mitten hinein in jene deutsche Interessensphäre — ein Verdienst, das anzuerkennen ist. Die interessante, oft humorvolle Schilderung ist in Tagebuchform gekleidet und beginnt mit dem 1. Januar 1903. Die Reiseroute ging von Berlin aus über Paris durch Spanien zunächst nach Tanger. Über die Eisenbahnfahrt durch Spanien ist der Verfasser im allgemeinen nicht sehr erbaut. — Auf der Überfahrt von Gibraltar nach Tanger war ihm bereits erzählt worden, daß am Tage vorher in der Nähe von Tanger ein Gefecht zwischen Sultanstruppen und Kabylen stattgefunden haben sollte; es waren jedoch keinerlei Zeichen, die auf einen solchen Kriegszustand hätten hindeuten können, zu verspüren. Im Hotel, in welchem der Verfasser abgestiegen war, machte er sich mit einigen Landsleuten bekannt und gelangte nach näherer Aussprache über die Vorgänge in Tanger bald zu der Überzeugung, daß es sich hier um rein örtliche Dinge handle, die mit den Verhältnissen im Innern des Landes nicht auf eine Stufe zu stellen seien. Wie diese letzteren eigentlich liegen und welche ernste Bedeutung sie besitzen, bespricht der Verfasser des näheren. Am meisten in Aufregung befanden sich die zahlreichen spanischen und französischen Journalisten, die Stoff für Sensationsmeldungen eifrig suchten.

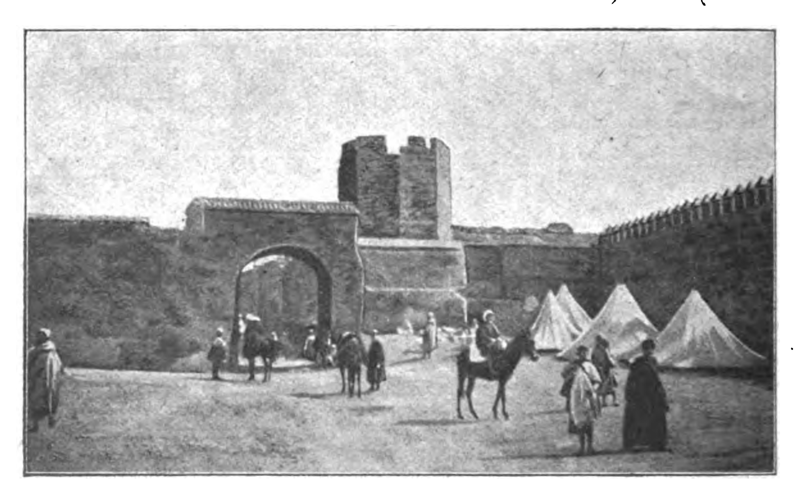


Marokkanischer Pflüger aus der Lekkus-Ebene.
Aus: „Im muhammedanischen Abendlande". Von Rudolf Zabel. — Altenburg S.-A., Stephan Geibel.

Von Tanger, wo sich der Verfasser gründlich umgesehen hat, entwirft er eine sehr fesselnde Schilderung. Der Soco chico bildet das Zentrum, wo man die meisten Neuigkeiten erfährt. Die Stadt selbst trägt durchaus orientalischen Charakter; allerdings haben die Europäer verstanden, Tanger einen internationalen Typus aufzuprägen, was in den Villen und Häusern zum Ausdruck gelangt, die um die eigentliche arabische Stadt gruppiert liegen. Gesellschaftlich gesprochen läßt es sich in Tanger schon leben; es ist zweifellos auch der bedeutendste Hafenplatz Nordmarokkos, aber man kann keineswegs Marokko, das im Areal größer als Deutschland ist, nach dem Eindruck beurteilen, den man von Tanger gewonnen hat. Der Verfasser hatte nicht die Absicht, sich in Tanger unter das Gros der Tagesschriftsteller zu mischen, sondern wollte, sobald nur angängig, in das Innere des Landes eindringen, um neben ethnographischer und ethnologischer Forschung zu untersuchen, was die Deutschen wirtschaftspolitisch in Marokko interessieren kann. Trotzdem ihm sehr widerraten worden war, eine solche Reise anzutreten, ließ er sich doch davon nicht zurückschrecken und ging daran, sich das Nötige zur Reise zu beschaffen, was viel Schererei machte, namentlich auch bezüglich des Pferdematerials, mit dem man sich erst besonders einrichten muß; denn der Araber kennt eigentlich nur die beiden Gangarten: „Schritt und Karriere". Nachdem der Verfasser endlich vom Gesandten die nötigsten Empfehlungsschreiben für die geplante Reise, sowie einen besonderen Schutzsoldaten, einen sogenannten

Makhasni, erhalten hatte, wurde am 16. Februar die Reise nach dem Innern, nach der Hauptstadt Fas oder Fez, wie in Deutschland geschrieben wird, angetreten. Das erste Ziel auf der Karawanenstraße war El Ksar el Kebir. Selten nur wurden dabei Dörfer berührt, die meist nur aus Steinhäusern mit Strohbedachung bestehen — ein Zeichen dafür, daß ihre Bewohner Berber sind. Unterwegs waren viele Flüsse zu passieren, d. h. zu durchwaten resp. zu durchreiten, denn auf der ganzen Strecke bis nach Fas gibt es nur eine einzige Brücke und zwar über den Mekkes. Im Norden von Marokko, auf der Gharebhochebene, ist der Boden weniger fruchtbar als im Süden; die ganze Bebauung ist primitiv, Düngung des Bodens unbekannt. Am 18. Februar wurde El Ksar el Kebir erreicht. Der Ort ist bereits von den Römern gegründet worden, die als gute Kolonisatoren seine günstige Lage richtig erkannt hatten. Heute zeigt die Stadt nur den kümmerlichen Abglanz vergangener Herrlichkeit. Die wenigen Europäer, die hier wohnen, waren bisher nicht in der Lage, dem Orte ein Gepräge zu geben, ähnlich wie es in Tanger geschehen ist.

Hier in El Ksar wurden Neuigkeiten über den Aufstand gehört. Da aber bei Todesstrafe verboten war, andere Nachrichten über die kriegerischen Ereignisse zu verbreiten,



Westliches Tor von Fas (Bab Ssagma).
Aus: „Im muhammedanischen Abendlande". Von Rudolf Zabel. — Altenburg S.-A., Stephan Geibel.

als die vom Kriegsminister Menebi offiziell herausgegebenen, so konnte man nur schwer hinter die Wahrheit gelangen. Im allgemeinen war anzunehmen, daß die Siege des Sultans aufgebauscht und die Niederlagen abgeschwächt wurden. — Die Fortsetzung der Reise erfolgte am 20. Februar mit einer Eingeborenen-Karawane. Bedenklich sah jetzt die Sache insofern aus, als auf Grund von Sendschreiben des Kronprätendenten „Bu Hamara" sämtliche Djebella (Bergbewohner) den Abfall zu ihm beschlossen hatten und die Karawane gerade diese Gebiete zu passieren hatte. Es mußte daher mit Vorsichtsmaßregeln marschiert werden. Die Landschaft war durchaus eben; alles Land befindet sich hier unter Kultur und macht den Eindruck großer Fruchtbarkeit. Die Karawane schleppte in mächtigen Ballen die ververschiedensten Warengattungen nach Fas, namentlich europäische Kleiderstoffe und Galanteriewaren. Auf irgend welche Schwierigkeiten stieß man nicht. Es wurde die Ssebuebene passiert, die sich zur Kolonisation besonders eignen würde, zumal der Ssebu jedenfalls als Wasserstraße nutzbar gemacht werden könnte. Vorläufig ist aber in jener Gegend der Kahn noch eine unbekannte Größe. Infolge Mangels an Straßen und Beförderungsmitteln sieht es bezgl. des Absatzgebietes für europäische Waren überhaupt wenig günstig aus, solange nichts getan wird, um die Kapitalskraft des Landes zu erhöhen. Was der Verfasser hinsichtlich dieser Verhältnisse näher ausführt, ist sehr beachtenswert. Am 23. Februar ge-

langte die Karawane in das Gebiet des Serhun-Gebirges, das als unzugänglich und heilig gilt, weil es die Grabstätte Mulei Idris des Älteren, des Gründers Marokkos, birgt.

Vor Ungeduld brennend, bald in Fas einzutreffen, das nur noch einige Meilen entfernt lag, verließ der Verfasser mit noch zwei Europäern die Karawane und ritt am 24. Februar frühzeitig los, so daß er gegen 10 Uhr den ersten Blick auf Fas werfen konnte. Um 11 Uhr traf er daselbst am westlichen Tore ein. Der Einzug in die Stadt erfolgte unbehelligt von der Menge, die sich aus Neugier zahlreich eingefunden hatte. In Fas verbrachte der Verfasser einen vollen Monat. Er bezeichnet den Ort als eine außerordentlich interessante Stadt, in der man marokkanisches Leben an der Quelle studieren kann. Aus dem Berichte des Verfassers seien hier namentlich die beiden Audienzen hervorgehoben, die er am 8. März beim Minister des Auswärtigen Abd el Karim ben Sliman und acht Tage später beim regierenden Sultan von Marokko Mulei Abd el Asis gehabt hat. Der Sultan unterscheidet sich, äußerlich betrachtet, durch nichts von einem seiner



Die Wache zieht im Sultanspalast auf.
Aus: „Im muhammedanischen Abendlande". Von Rudolf Zabel. — Altenburg S.-A., Stephan Geibel.

Makhasni; er trägt eine naturfarbene wollene Djellaba, darüber geschlungen ein schneeweißes Tuch. Die Figur ist untersetzt, die Gesichtsfarbe hellbraun. Durch teilweises Rasieren des Bartes unterscheidet er sich wesentlich von seinen Marokkanern. Die Art und Weise, wie er spricht, ist lebhaft mit schnell wechselndem Gesichtsausdruck. Die Audienz beim Sultan hatte den Verfasser namentlich befriedigt, da derselbe wegen der Reise durch das Serhun-Gebirge, mit Ausschluß der heiligen Grabstelle des Mulei Idris, dem Minister die nötigen Aufträge erteilen wollte. Diese Grabstelle gilt nämlich heut noch als Heiligtum und ist Gegenstand höchster Verehrung. Der Zugang zu ihr ist Christen aufs strengste untersagt, und ist beim Zuwiderhandeln das Schlimmste zu befürchten. — Gleichwohl stand beim Verfasser der Plan fest, trotz aller Gefährlichkeit das Serhun-Gebirge zu überschreiten und dann den Ssebu entlang die Küste zu erreichen. Am 25. März fand die Abreise aus Fas statt. Das betr. Kapitel bezeichnet der Verfasser mit der Überschrift „auf verbotenen Wegen"; jedenfalls war die

Tour über das vorgenannte Gebirge sehr gewagt. Durch List und geschickte Disposition gelang es aber dem Verfasser, den gefährlichsten Teil der Reise — quer durch den Serhun nach Mulei Idris, Walubilis und von dort bis zum Tselfat zu überwinden. Leider wurde er am 29. März auf der Strecke zum Atlantischen Ozean an der Ruhr schwerkrank, und es war die höchste Zeit, als er aufs äußerste erschöpft in Rabat anlangte, womit das Buch abschließt. Ein Begleitwort zur Routenkarte, ferner ein Verzeichnis der Abbildungen und ein Namen- und Sachregister sind dem vorzüglich ausgestatteten, mit zahlreichen sehr guten Abbildungen versehenen Werke beigegeben.

Es verdient besondere Anerkennung, daß der Verfasser ohne Meßinstrumente und nur im Besitz einer kleinen Handbussole die Karte am Schluß und auch einen Situationsplan von Fas und Umgebung und dadurch einen schätzbaren Beitrag in topographischer Beziehung geliefert hat. Wenn der Verfasser in seiner Vorrede den Wunsch ausgesprochen hat, der Leser möchte, beim Schluß des Buches angelangt, auch eine bleibende Erinnerung an das Gelesene besitzen, so kann dies Referent von sich bezeugen. K.

Bibliographische Notizen.

Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871 von Karl Zeitz. Mit 110 Illustrationen und 1 Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes. Jugend- (kleine) Ausgabe, bearbeitet von Dr. K. Horn. — 1.—5. Auflage. — Altenburg, S.-A., Stephan Geibel.

Als vor 12 Jahren die „Kriegserinnerungen" erschienen, fanden sie eine sehr gute Aufnahme. Der Verfasser hatte nicht beabsichtigt, etwa eine Kriegsgeschichte zu schreiben, er wollte nur einfach und schlicht das erzählen, was er während des Krieges 1870/71 selbst erlebt, gefühlt und gelitten hat. Den Sinn für Vaterlandsliebe, freudigen Opfermut und völlige Hingebung auch in der heranwachsenden Jugend zu wecken und zu erhalten und darauf hinzuweisen, wie damals die deutschen Soldaten diese Eigenschaften besessen und bekundet haben, das betrachtete der Verfasser als den Zweck seines Buches. Daß er damit das Richtige getroffen hat, beweist das Erscheinen des Buches in wiederholter Auflage. Auf der Anschauung des Verfassers fußend, hat nunmehr der Bearbeiter des vorliegenden Buches dieses, unter Zustimmung des Verfassers und Verlegers, als spezielle Jugendausgabe erscheinen lassen. Es enthält etwa zwei Drittel der großen Ausgabe, und sind nur die rein kriegsgeschichtlichen Ausführungen, sowie diejenigen Abschnitte, die für die Jugend weniger geeignet erschienen, fortgelassen worden. Der Text des Originals ist im wesentlichen unverändert geblieben. Die einzelnen Kapitel enthalten in der Hauptsache: „den Ausmarsch, die Schlachten bei Wörth und Sedan, den Marsch bis vor Paris, die Schlacht bei Orleans, die Kämpfe bei Marchénoire, die 3tägige Schlacht bei le Mans, die Zeit in Versailles und schließlich den Einzug in Paris." — Das gut ausgestattete Buch mit seinen interessanten Schilderungen eignet sich vortrefflich als Präsent für die männliche Jugend und sei hiermit bestens empfohlen. K.

Das große Welt-Panorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die fernen, weniger bekannten Länder, die Reisen und Abenteuer in ihnen haben jederzeit auf die Gemüter von jung und alt eine unverminderte Anziehungskraft ausgeübt. Daher werden Bücher derartigen Inhaltes stets zahlreiche Freunde finden. Besondere Anerkennung aber verdient es, wenn die Zwecke der Unterhaltung mit denen der Belehrung und Geistesförderung verbunden werden, wie es das nunmehr zum fünften Male erschienene Jahrbuch „Das große Weltpanorama" in ganz vortrefflicher Weise zur Ausführung bringt. Neben den üblichen Abenteuererzählungen (z. B. der einleitenden größeren Geschichte „Die Schatzinsel" von Otto Tormann, der Seegeschichte „Der überfüllte Eisberg" von M. Roberts u. a.) finden wir längere oder kürzere Beiträge aus allen Zweigen der Naturwissenschaft und den verwandten Gebieten. Vor allem ist die Länder- und Völkerkunde durch eine Reihe interessanter Artikel vertreten; aber auch in Technik und Chemie wird der

Leser mit manchen wichtigen Ergebnissen der neuesten Forschung bekannt gemacht. Wir wollen, um wenigstens einen Begriff von dem reichen Inhalte zu geben, hier einige der bedeutenderen Aufsätze nennen: Avignon, von Karl Eugen Schmidt; Wanderfahrten in Mexiko; Deutsches Händlerleben in Südwestafrika; Der Panama-Kanal, von Dr. Georg Wegener; Leuchttürme und Leuchtturmwärter, von Dr. J. Wiese; Die Entwicklung von Alaska, von Dr. Gustav Diercks. — Da auch die Darstellungsweise überall eine leichtverständliche und das Buch mit einer Fülle hübscher und instruktiver Illustrationen ausgestattet ist, empfiehlt sich das „große Weltpanorama“ als ein namentlich für die reifere Jugend sehr geeignetes Geschenkwerk. S. B.

Hanfstaengls Maler-Klassiker. Die Meisterwerke der bedeutendsten Galerien Europas. Band I. Die Meisterwerke der königl. älteren Pinakothek zu München. 263 Kunstdrucke nach den Originalgemälden. Mit einleitendem Text von Dr. Karl Voll. 2. Auflage. (6.—10. Tausend.) München, Franz Hanfstaengl.

Der Gedanke, die hervorragendsten Gemäldegalerien in je einem Bande kunstvoller Reproduktionen gewissermaßen als ein geschlossenes Ganzes dem Publikum vorzuführen, ist ein durchaus glücklicher. Jedem, der Gelegenheit hatte, die Museen selbst zu besichtigen, werden Hanfstaengls Maler-Klassiker eine stets willkommene Erinnerung und Auffrischung der geschauten Original-Bilder gewähren; wem aber ein persönlicher Besuch nicht vergönnt war, der wird sich auf diese Weise leicht eine Vorstellung von dem Inhalte und dem kunstgeschichtlichen Werte der verschiedenen großen Gemäldesammlungen Europas bilden können. Die hohe Bedeutung der älteren Pinakothek in München liegt besonders auf dem Gebiete der altdeutschen und der niederländischen Malerei. Aus der deutschen Schule ist namentlich Dürer, aus der flämischen und holländischen sind u. a. Rubens, van Dyck, Rembrandt durch zahlreiche Meisterwerke vertreten. Dagegen steht die italienische Schule in der älteren Pinakothek etwas zurück, während die spanische einige gute Bilder Murillos aufzuweisen hat. Die einleitenden Bemerkungen von Dr. Karl Voll geben, an der Hand der reproduzierten Gemälde, einen bei aller Kürze genügend orientierenden Überblick über die kunstgeschichtliche Stellung und Entwickelung dieser Schulen und ihrer großen Meister. S. B.

Eduard Fuchs: Die Frau in der Karikatur. 1. Lief. München, Albert Langen.

Der geistvolle Verfasser des dreibändigen interessanten Werkes: „Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit“ legt uns heute ein neues Werk, eine Monographie vor, wie sie zur Zeit noch keine Literatur aufzuweisen hat, nämlich eine Geschichte der Frau in der Karikatur. Die erste Lieferung des auf 60 Bogen Quartformat berechneten Werkes bringt nur die Einleitung, aber schon aus dieser kleinen Probe kann man ersehen, daß wir es mit einer bedeutsamen Publikation zu tun haben. Das Werk ist überaus reich illustriert. Der Wert des Bildermaterials wird für den Besitzer dieses Buches noch durch den Umstand erhöht, daß noch kein einziges Bild von dem Verfasser schon an anderer Stelle reproduziert worden wäre. Man darf den weiteren Lieferungen, deren 20 erscheinen sollen, mit Spannung und Interesse entgegensehen. A. F. K.

Shakespeareprobleme. Von Emil Mauerhof. Kempten und München, Jos. Kösel.

Der durch seine literarischen und ästhetischen Vorträge wohlbekannte Verfasser wendet sich zunächst in einem Vorwort gegen den mit Rücksicht auf die im Lesepublikum herrschenden Vorstellungen gewählten Titel „Shakespeareprobleme“: „Meisterwerke der Kunst können nur von einer ungetrübten Naturempfindung begriffen werden; denn das wirkliche Kunstwerk ist immer ein Kind der Leidenschaft und kann darum auch nur von dieser erfaßt und glaubhaft gedeutet werden. Selbst eine alexandrinische Gelehrsamkeit verharrt durchaus verständnislos vor den höchsten Eingebungen der Poesie, solange sich ihr nicht der Kunstverstand vermählt: aber für gewöhnlich finden sich beide nicht zusammen. So entstehen Probleme, die das Kunstwerk gar nicht kennt und die der wahrhaft große Dichter als durchsichtige Selbstverständlichkeiten gestaltet hat.“ Das Buch selbst gewährt einen klaren und tiefen Einblick in das Wesen echter Dichtkunst und zeigt an den drei großen Tragödien: Macbeth, Hamlet, Othello, daß die Gestalten und Helden des großen Dramatikers keine künstlich fabrizierten, komplizierten Homunkuli, sondern einfache, wahre, natürliche Menschen sind. Besonderes Lob verdient die eingehende, licht- und geistvolle kritische Würdigung, die dem rätselvollen Charakter des Hamlet gerecht zu werden sucht. X.

Hans H. v. Blomberg: Gedanken der Stille. Stephan Geibel Verlag, Altenburg S.-A.

Ein gutes, gedankenreiches, menschliches Buch; gut in der Auffassung des Lebens und des Lebens tiefster Fragen; gedankenreich in der spitzen Durchführung und Durcharbeitung der Aphorismen; und menschlich in der Erkenntnis alles Menschlichen und in der Abfindung mit allem Natürlichen. Ein inniger Glaube an die Güte und Reinheit, an die Wahrheit und Lauterkeit der menschlichen Natur strömt von diesem Buche, und deshalb hat man es lieb, freut sich seiner auch da, wo Binsenwahrheiten in aphoristischer Form gesagt werden: die Wahrheit wird alt — es kann nur nützen, wenn man sie wieder „alltäglich" macht.

A. Halbert.

Die sieben Naturen des Dichters Clemens Breitzmann. Von Auguste Hauschner. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. 1906.

Unter einer Fülle feiner Satire und Situationskomik birgt die Geschichte doch einen recht ernsthaften Kern: die mannigfachen, in Widersprüchen und plötzlichen Wandlungen sich abwechselnden Seelenzustände, die nervös flackernden Stimmungen des modernen Dichters werden hier in der Person des Schriftstellers Clemens Breitzmann aus Berlin verkörpert. Von der abspannenden Arbeit der Großstadt will er in den reinen und freien Höhen der Alpen Ruhe, geistige Erholung und Auffrischung finden, aber er gerät nur in ein kleines, holdes Abenteuer, im Verlaufe dessen er verschiedentliche Enttäuschungen erlebt, die dazu angetan sind, sein Selbstbewußtsein einigermaßen herabzudrücken. Der Entwurf zu einem neuen Drama ist schließlich das Ergebnis, mit dem er nach Hause, zu seiner Kunst zurückkehrt. Auch die um den Titelhelden gruppierten Figuren, wie die reiche Brauerfamilie, der junge Fabrikantensohn aus Wien, die Schauspielerin Manon, zeichnen sich durch treffliche Naturwahrheit aus, und alles ist, wie gesagt, in amüsantester, den Leser stets unterhaltender und fesselnder Weise erzählt.

y.

„Hinauf!" Künstler-Roman aus der jüngsten Vergangenheit von A. Halbert. — Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. 1906.

Es ist nicht zu verkennen, daß gerade in den letzten Jahren ein gesteigertes künstlerisches und ethisch-kulturelles Leben und Streben in weiteren Kreisen sich geltend macht. Die ältere Generation steht diesem Gären und Brodeln der verschiedensten geistigen Kräfte, Empfindungen, Anschauungen im großen und ganzen fern und auch ziemlich verständnislos gegenüber. Daher ist es durchaus interessant und wertvoll, wenn wir einmal in das Treiben dieser modernen, jugendlichen Kreise, die sich besonders in der Reichshauptstadt konzentrieren, mitten hinein versetzt werden. „Hinauf" ist der Name einer nach ethischer Vervollkommnung strebenden Vereinigung in Berlin, in deren Sitzungen mit all ihrem uns eigenartig anmutenden Gepräge wir eingeführt werden. Ein großer Teil der, männlichen wie weiblichen, Mitglieder werden vom Verf. in charakteristischer Weise und oft mit feiner Ironie geschildert und in ihren Verkehrtheiten und Hohlheiten aufgedeckt. — Durch eine etwas größere Geschlossenheit, sowohl in der ganzen Anlage, als auch in der Sprache, würde der Roman noch beträchtlich gewonnen haben.

y.

Gerke Suteminne. Ein märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. (In drei Büchern). Von Gerhard von Amyntor. Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Jetzt nur zur Notiznahme, daß dieses Buch in der fünften Auflage erschienen ist. Über den historischen und künstlerischen Wert dieses charakteristischen Lebens- und Zeitbildes wird noch des näheren zu sprechen sein.

h.

Späte Lieder. Von Rudolf v. Gottschall. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. 1906.

Wer die „Späten Lieder" lesen würde, ohne von dem Autor Kenntnis zu haben, würde nicht vermuten, daß ihr Verfasser ein hochbetagter, jetzt mehr denn 80jähriger Mann ist: so voll Jugendfrische sind die Gedichte, obwohl sie zumeist den letzten Jahren (1903—1905) entstammen. Allem Schönen und Guten, das Natur und Leben dem Menschen bieten, bringt Gottschall hier eine unverminderte Empfänglichkeit, volle Lebensfreude entgegen. Nur hin und wieder klingt ein wehmütigerer Ton hindurch; so z. B. in „Entsagung", wo er klagt:

„— ich sah die Menge auf den Schild
Stets neue Könige der Dichtung heben,
Von Tag zu Tag ein neues Götzenbild —"

Einen ähnlichen Gedanken bringt das ergreifende Gedicht: „Die alte Künstlerin" zum Ausdruck. —

Nun: durch die „moderne" Literatur ist Gottschall allerdings etwas in den Hintergrund gedrängt worden; aber das deutsche Volk hat seiner nicht vergessen, es schätzt seine Werke auch heute noch hoch und wird daher mit um so größerer Freude und Befriedigung die Wahrnehmung begrüßen, daß der Dichtergreis mit den „Jüngsten" noch in die Arena zu treten und den Kampf erfolgreich zu bestehen vermag. y.

Rautendelein. Die Geschichte einer Leidenschaft in Gedichten. Von Hermann Kienzl. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. 1906.

Hermann Kienzls Name zählt bereits zu den bekanntesten der deutschen Schriftstellerwelt; im vorliegenden Werke zeigt er sich von einer neuen Seite, als bedeutender Lyriker. Die Gedichtsammlung ist „die Geschichte einer Leidenschaft", der Liebe; und man tritt mit einem gewissen Vorurteil an die Lektüre heran, daß ein ganzer Band Liebeslieder auf die Dauer einförmig und ermüdend wirken müsse. Daß diese Befürchtung sich nicht erfüllt, zeugt für die hohe lyrische Begabung Kienzls. Obwohl sämtliche Lieder der Liebe, und zwar der Liebe zu einem und demselben Mädchen, gewidmet sind, weiß der Dichter doch jedem ein eigenartiges Motiv zugrunde zu legen, einen eigenen Reiz zu verleihen: wir durchleben das Aufkeimen der Neigung, die glühend auflodernde und in unendlicher Sehnsucht ausbrechende Leidenschaft, die Glückseligkeit der Erfüllung und das wehevolle Ende. Wenn unter der Fülle der Gedichte auch hin und wieder etwas Mittelmäßiges, etwas Minderwertiges und Seichtes mit untergelaufen ist, so kann dadurch der prächtige, entzückende Gesamteindruck nicht beeinträchtigt werden; denn dafür entschädigen wieder Stücke, die zu den wertvollsten Schöpfungen der neueren Lyrik gehören, und von denen nur auf eines der schönsten: „Adler Leidenschaft" namentlich hingewiesen sei. y.

Der Zahltag. Wiener Schauspiel. Von Oskar Friedmann. München, Albert Langen.

Eine kecke Satire auf die bürgerliche Wohlanständigkeit, unter deren weitem Mantel die ergötzlichsten Schäfchen ins trockne gebracht werden. In dem Hause des Börsenspekulanten geht es drunter und drüber, jeder Mensch, der da verkehrt, steht in einem Pumpverhältnis zu irgend einem Glied der Familie, empfängt aber dafür auch zur Sicherstellung seiner Goldbublonen warme, wenn auch nicht immer gesetzliche Liebe. Der kritische Zahltag, den die Vorsehung in Gestalt des generösen Liebhabers der Mutter an dem ungeratenen Sohne noch eben gnädig vorbeigehen läßt, bringt dem Haupt der Familie ein unerwartetes und fettes Guthaben, alles schwimmt in Wonne und Sekt, und die Achtbarkeit der Familie strahlt im Glorienscheine.

Das Stück ist keck geschrieben, der zweifellos echte Ton wirkt manchmal sogar reichlich verwegen.

Was den künstlerischen Wert betrifft, so liegt dieser in der fast grausamen Trostlosigkeit, die aus der gehetzten Fröhlichkeit dieser Menschen herausklingt. Diese Stimmung gibt Friedmann in feiner Weise ohne jede plumpe Andeutung wieder. Man erinnert sich gewisser Interieurs aus dem Familienleben im Simplizissimus. O. G.

Die schwarze Tante. Märchen und Geschichten für Kinder. Mit Bildern von Ludwig Richter. 6. Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Der für ein Märchenbuch etwas eigentümliche Titel findet in der einleitenden kleinen Erzählung seine Erklärung. Auch die übrigen Geschichten, bis auf das längere Schluß-Märchen, zeichnen sich durch ihre Kürze aus, wie sie für den kindlichen Geist, den lange und verwickelte Erzählungen leicht ermüden, gerade angemessen ist. Ebenso dem Kindergemüt zusagend ist der Inhalt, der zwischen ernsten und heiteren Dingen abwechselt. Wie sehr die Verfasserin Clara Fechner das Richtige getroffen hat, zeigt schon die Tatsache, daß nunmehr bereits die sechste Auflage des Buches vorliegt. S. B.

Paul Mosers Notiz-Kalender für das Jahr 1906. XXX. Jahrgang. Berliner lithographisches Institut Julius Moser, Berlin W.

Ein praktischer Kalender, der nicht nur täglich informiert, sein Jahr abdient und beiseite geschoben wird: vielmehr ein Ratgeber zu jeder Zeit und ein Notizbuch, des Aufhebens lohnend. A. H.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Ägäischen Meere, Vom. I. Eine vergessene Insel. Von C. Fredrich. Die Grenzboten 64, 45 (9. November 1905).

Bazin, René. Von Joseph Hengesbach. Hochland. III, 2 (November 1905).

(Bennigsen.) — Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. Mitgeteilt von Hermann Oncken. XIV. Deutsche Revue 30. November 1905.

Biedermeierstil? Von Paul Schultze-Naumburg. Kunstwart. 19, 3 (November 1905).

Courbet, Gustave. Von Emil Hannover. II. Kunst und Künstler. IV, 2 (November 1905).

Deutsches Zeitungswesen durch vier Jahrhunderte. Von E. M. Arnold. Die Umschau. IX, 45 (4. November 1905).

Dogmen und Tendenzen in der Biologie. Von J. Reinke. Deutsche Rundschau 32, 2 (November 1905).

(Goethe.) — Die Tragödie in Goethes Tasso. Von Adolf Metz. Preussische Jahrbücher 122, 2 (November 1905).

Griechen und Bulgaren im Kampf um Makedonien. Von Karl Dieterich. Die Grenzboten 64, 46 (16. November 1905).

Grillparzer als Mensch nach seinem Tagebuch und seinen Briefen. Von Hans Benzmann. Nord und Süd. Heft 345, Dezember 1905.

Historisch-dramatisches Figurenkabinett. III. Die Grenzboten 64, 44 (2. November 1905).

Kleidung als Ausdruck. Von Theodor Lipps. Teil I und II. Deutschland IV, 1 und 2 (Oktober und November 1905).

Kremnitz, Mite. Eine Betrachtung ihrer Werke und ihrer literarischen Persönlichkeit. Von Hermann Kienzl. Nord und Süd. Heft 345, Dezember 1905.

Kulturideale und Frauentum. Eine zeitgemässe Betrachtung. Von Henriette Fürth. I u. II. Deutschland IV, 1 u. 2 (Oktober und November 1905).

Lebensschicksale, Die, eines geisteskranken Fürsten zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges. (Schluss). Die Grenzboten 64, 44 (2. November 1905).

(Meysenbug). — Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. Hamburg 1850—1852. Herausgegeben von Gabriel Monod. (Fortsetzung.) Deutsche Revue 30, November 1905.

Montesquieu. Von Hans von Metzen. Die Grenzboten 64, 45 (9. November 1905).

(Nietzsche.) — Aus der Werkstatt des Übermenschen. Von Julius Kaftan. Deutsche Rundschau 32, 2 (November 1905).

Papst, Der, und die Juden. Allerlei Mittelalterliches. Von Bruno Weil. Deutschland IV, 1 (Oktober 1905).

Schlüssel-Romane. Von Wolfgang Kirchbach. Das literarische Echo. VIII, 4 (Nov. 1905).

Soracte, Der. Von E. von Hoerschelmann. Teil I. Deutschland IV, 2 (November 1905).

Stadler, Toni. Von Fritz v. Ostini. Die Kunst. VII, 2 (November 1905).

System der Wissenschaften, Das. Von Alfred Hettner. Preussische Jahrbücher 122, 2 (November 1905).

Volkslieder, Unsere „heidnischen". Von Mela Escherich. Deutschland IV, 2 (November 1905).

Vor hundert Jahren. Der Berliner Hof im Herbst und Winter 1805. Von Paul Bailleu. Deutsche Rundschau 32, 2 (November 1905).

Wagner, Richard, als Lyriker. Von Wolfgang Golther. Bühne und Welt VIII, 2 (Oktober 1905).

Woher beziehen die Organismen ihre Baustoffe? Von Professor Karl B. Hofmann. Deutsche Revue 30, November 1905

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Beaulieu, Heloise, v., Überlastet.. Die Geschichte eines Knaben. Dresden, Heinrich Minden.

Becker, Marie Luise, Kanalkinder. Roman. Berlin, Hermann Krüger.

Berg, Clemens, Phryne. Ein Drama der Schönheit. Berlin, Schuster & Loeffler.

Beuth, Eddy, Neben den Wolken. Ein Buch der Sehnsucht. Stuttgart, Axel Juncker Verlag.

Biendl, Hans, Wanderskizzen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Burchhardt, Jakob, Weltgeschichtliche Betrachtungen. Herausgegeben von Jakob Oeri. Berlin, W. Spemanns Verlag.

Bürgin, Carl A., Lieder der Idealisten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Caspari, Prof. Dr. O., Die soziale Frage über die Freiheit der Ehe. Mit Berücksichtigung der Frauenbewegung vom philosophisch-historischen Gesichtspunkte. 2. Aufl. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Danzers Armee-Zeitung. Unter Mitwirkung eines Kreises höherer Offiziere herausgegeben. X. Jahrgang. No. 43 u. 45. Wien, L. W. Seidel & Sohn.

Dehn, Paul, Wilhelm der Erste als Erzieher. In 711 Aussprüchen aus seinen Kundgebungen und Briefen planmässig zusammengestellt. Halle a. S., Hermann Gesenius.

Enzio, R. W., Dichter der Gegenwart im deutschen Schulhause. Charakteristiken nebst Proben. Langensalza, Schulbuchhandlung v. F. G. L. Gressler.

Ernst, Otto, Besiegte Sieger. Novellen und Skizzen. Dritte, vielfach veränderte Auflage der „Verborgenen Tiefen". Leipzig, L. Staackmann.

Esche, F. A., Tintenkleckse und Fettflecke! Humoristisch-satirische Skizzen aus dem Bureaukratenleben und Anderes. Leipzig, Felix Dietrich.

Geiger, Albert, Roman Werners Jugend und andere Erzählungen. Berlin, Karl Schnabel.

Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. 2. Aufl. Heft 9 und 10. Berlin, Wilhelm Schwaner, Volkserzieherverl.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. Leipzig, Theodor Weicher.

Gumppenberg, Hanns v., Aus meinem lyrischen Tagebuch. München, Georg D. W. Callwey.

Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen etc. Englisch. Kursus I, Brief 6—10. Leipzig, E. Haberland.
— Französisch. Kursus I, Brief 6—10. Leipzig, E. Haberland.
Hankel, Paul, Aus Deutschlands toller Zeit. Kultur-historischer Roman aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart, Nationaler Verlag, Curt Etzold.
Harum, David, Amerikas ungekrönter König. Von E. Noyes Westcott. Einzig autorisierte deutsche Übersetzung von Georges Hainholz. 2. Auflage. Berlin, Leonhard Simion Nachf.
Hensoldt, Dr. ph. Heinrich, Delusions of modern materialism. London, William Rider & Son.
— Annie Besant eine wunderliche Heilige.
Herrigel, Fr., Kerbschnitt und Blumenschnitt. Lehrgang für Handfertigkeitsschulen und für den Selbstunterricht. Ravensburg, Otto Maier.
Homers Odyssee. Deutsch von Hans Georg Meyer. Berlin, Julius Springer.
Jacobsen, Friedrich, Die letzten Menschen. 2. Tausend. Leipzig, Georg Wigand.
Junk, W., Meine Alpenfahrt. Mit Zeichnungen von Lucian Bernhard. Berlin, Modern-humoristischer Verlag.
Katscher, Leopold, Wie es in der Welt zugeht. Ein Zeit-Tagebuch mit Lebensausschnitten, Glossen, Streiflichtern und interessanten Lese-Früchten. Leipzig, Felix Dietrich.
Kehren, Berta, Kurt Willinger. Roman. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.
Kohut, Dr. Adolph, Die Gesangs-Königinnen in den letzten drei Jahrhunderten. Liefg. 2. Berlin, Hermann Kuhz.
Korodi, Lutz, Ungarische Rhapsodien, politische und minder politische. München, J. F. Lehmanns Verlag.
Kosmos. Handweiser für Naturfreunde, herausgegeben vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Stuttgart. II. Band. Heft 7 u. 8. Stuttgart, Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.
Kretzer, Max, Was ist Ruhm? Roman. Verlag Eigen, Berlin-Charlottenburg.
Kürschners Bücherschatz. No. 475. Zwiespalt. Roman von Alfred Friedmann. Berlin, Hermann Hillger Verlag.
Langenscheidts Taschen-Wörterbücher. Italienisch. II. Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zusammengestellt von Gustavo Sacerdote. Teil II. Deutsch-Italienisch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. (Prof. G. Langenscheidt.)
Leipziger Kalender. Illustriertes Jahrbuch und Chronik. Herausgegeben von Georg Merseburger. 1906. Leipzig, Georg Merseburger.
Lischnewska, Maria, Die geschlechtliche Belehrung der Kinder. Zur Geschichte und Methodik des Gedankens. Vortrag gehalten am 5. April 1905 zu Berlin im „Bund für Mutterschutz". (Separat-Abdruck aus „Mutterschutz", Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. I. Jahrgang, Heft 4/5.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.
Lorenz-Terentius (Felix Lorenz), Deutschland. Ein neues Wintermärchen. Illustriert von Erich Gützlaff. 3. Aufl. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur u. Kunst.
Lublinski, Samuel, Holz und Schlaf. Ein zweifelhaftes Kapitel Literaturgeschichte. Stuttgart, Axels Juncker Verlag.
Meerscheidt-Hüllessem, L. v., Elfi. Ein Frauenleben. Roman. Berlin, F. Fontane u. Co.
Meisted, Hennig v., Georg Dahna. Roman. Berlin, Karl Schnabel.
Meredith, George, Rhoda Fleming. Übersetzt von Sophie v. Harbou. Band I. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Merian, Hans, Illustrierte Geschichte der Musik im neunzehnten Jahrhundert. 2. verbesserte Auflage. Mit 174 Text-Abbildungen und 42 Beilagen. Leipzig, Otto Spamer.
Methode Toussaint-Langenscheidt. Italienisch. Von Dr. Heinr. Sabersky und Prof. Sacerdote. Brief 35. Berlin-Schöneberg, G. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandl.
— Schwedisch. Von Jonas, Tuneld und Morén. Brief 35. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.
Meyer, Dr. Richard M., Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Dritte umgearbeitete Auflage. Berlin, Georg Bondi.
Millet, René, Notre politique extérieure de 1898 à 1905. Lettre-préface de M. Gabriel Hanotaux, de l'Académie française. Ouvrage accompagné de trois Cartes. Paris, Librairie Félix Juven.
Nawrocki, Rudolf, Das neue Geschlecht. Roman. Stuttgart, Nationaler Verlag, Curt Etzold.
Oppel, Dr. Karl, Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, politische und kulturgeschichtliche Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte, sowie des Verfalls des alten Ägyptens. 5. umgearbeitete und vermehrte Aufl. Mit 250 Text-Abbildungen und Karten sowie 4 Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Otto Spamer.
Paur, Gymnasialprof. Hermann, „Heimatschutz". Vortrag gehalten im Stadtmuseums- und Altertumsverein Burghausen am 20. Mai 1905. Sonderabdruck aus dem „Burghauser Anzeiger". Burghausen a. S., Leo Russy (W. Trink).
Perfall, Anton Freiherr v., Der Nachtfalter. Original-Roman. 2. Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt.
Rabius, Wilhelm, Das Gesetz. Ein Drama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Rod, Edouard. Das Privatleben des Michel Teissier. Roman. Deutsch von Julius Sachs. Dresden, Heinrich Minden.
Rosenkrantz, Palle, Das Geheimnis des Waldsees. Stuttgart, Axel Juncker Verlag.
Saint-Saëns, Camille, Harmonie und Melodie. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Vorwort von Wilhelm Kleefeld. 2. Auflage. Mit einem Porträt von Saint-Saëns. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.
Schallmayer, Dr. W., Beiträge zu einer Nationalbiologie. Nebst einer Kritik der methodologischen Einwände und einem Anhang über wissenschaftliches Kritikerwesen. Jena, Hermann Costenoble.
Schaubühne, Die. Herausgeber Siegfried Jacobsohn. I. Jahrg. Nr. 11. Berlin, Verlag der „Schaubühne" G. m. b. H.
Schneider, Margarete, Die Tilemanns. Eine Familiengeschichte. Berlin, F. Fontane & Co.
Schweitzer, Dr. Hermann, Geschichte der Deutschen Kunst von den ersten historischen Zeiten bis zur Gegenwart. Mit 472 Textabbildungen und zahlreichen Einschaltbildern. Ravensburg Otto Maier.

Söhnstorff, Alfred, Allerlei Soldatisches und Menschliches. Dresden, E. Piersons Verlag.
Spemanns Alpenkalender für 1906. Berlin, W. Spemanns Verlag.
Spemanns Kunstkalender für 1906. Berlin, W. Spemanns Verlag.
Spemanns historischer Medizinalkalender für 1906. Berlin, W. Spemann.
Stein der Weisen, Der. 18. Jahrgang. 1905. Heft 20 u. 21. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Stern, Maurice Reinhold v., Lieder aus dem Zaubertal. Neue Strophen. Leipzig, Verlag des Literarischen Bulletin (A. von Stern).
— Der Seiltänzer und andere Erzählungen. Leipzig, Verlag des Literarischen Bulletin (A. v. Stern).
Strasburger, Egon Hugo, Kinder-Lieder für das Volk. 1.—20. Tausend. Bilder von Hellmuth Eichrodt. Mannheim, Mannheimer Aktiendruckerei. A.-G.
Thode, Henry, Böcklin und Thoma. Acht Vorträge über Neudeutsche Malerei. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.
Trojanowsky, Carl v., Aus der Provinz. Nach eigenen Erlebnissen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Wagner-Wittenberg, Hans, „Herbstlese." Gedichte. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co.
Wallace, Sir Donald Mackenzie, Russland. Vierte deutsche Auflage. Nach der vollständig umgearbeiteten und durch 5 neue Kapitel vermehrten Originalauflage vom Jahre 1905 übersetzt von Dr. phil. Friedrich Purlitz. I. Band. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).
Warte, Die. Monatsschrift für Literatur und Kunst. Herausg. Dr. Jos. Popp. VII. Jahrg. 2. Heft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.
Wells, H. G., Ausblicke auf die Folgen des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts für Leben und Denken d. Menschen. Deutsche vom Autor genehmigte Übertragung von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit, von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Lieferung 95—98. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Weltgeschichte, Illustrierte. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Fetten. Lieferung 9, 10, 11. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.
Werkkunst, Die. Zeitschrift des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin. I. Jahrg. Heft 2 und 3. Okt. u. Novbr. 1905. Berlin, Otto Salle.
Weysar, D., Märchen aus dem Tierleben. Mit Illustrationen von Friedrich Specht. Berlin, J. M. Spaeth.
Wieman, Bernard, „Er zog mit seiner Muse". Buchschmuck von Franz Hecker. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung.
Wundtke, Max, Die dumme Maus. Moderner Roman. Leipzig, Arthur Cavael.
Zemlak, Sémène, Die in Finsternis wandeln. Ruthenische Novellen. Berechtigte Übersetz. aus dem Französischen von Joh. Hermann. Leipzig, Felix Dietrich.
Zitelmann, Katharina, Indien. Ein Buch für Reisende und Nichtreisende. Leipzig, Woerls Reisebücher-Verlag.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Gunnar Heiberg.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet

von

Paul Lindau.

CXVI. Band. — Februar 1906. — Heft 347.

(Mit einem Portrait in Radierung: Gunnar Heiberg.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anst.
v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

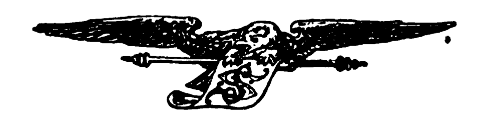
Begründet

von

Paul Lindau.

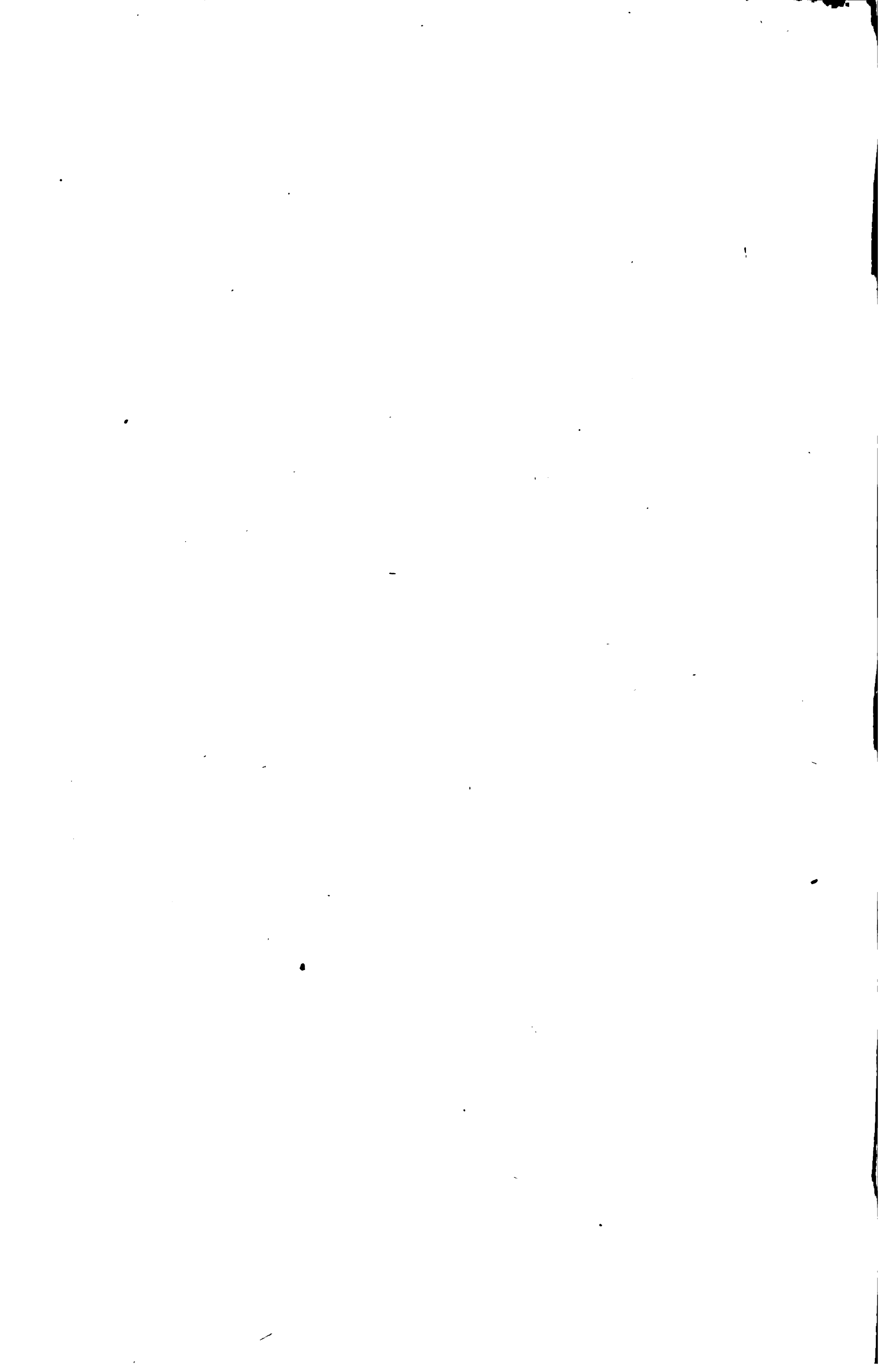
CXVI. Band. — Februar 1906. — Heft 347.

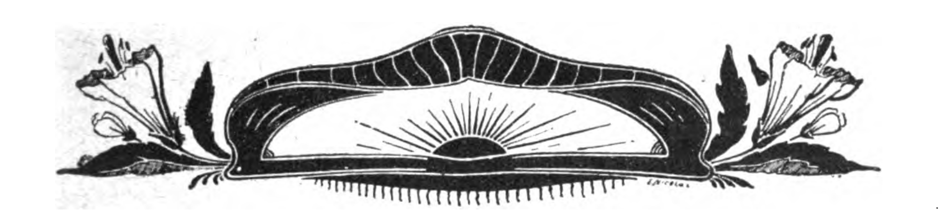
(Mit einem Portrait in Radierung: Gunnar Heiberg.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Zu viel Sozialpolitik?

Von

Dr. Richard Bahr.

— Berlin. —



Es geht wie ein Frosteshauch durch unser Vaterland. Die höheren Schichten der Nation und die unteren, handarbeitenden, haben in den letzten zwei Menschenaltern deutscher Geschichte sich ja oft genug nicht verstanden; heuer verstehen sie einander weniger denn je. Eine stille, ingrimmige Feindseligkeit kriecht über unsere Landstraßen und nagt in unseren Städten, und wenn man (um die Vokabel kommt man nun einmal nicht herum) unter unseren Klassengenossen, die das zu Unrecht gehässig ausgemünzte Schlagwort auch die „Leute von Besitz und Bildung" heißt, umherfragt, so wird einen jeder zweite Mann am Arm nehmen und mit beschwörender Inbrunst erklären: „Es muß etwas geschehen."

Wer die Klassengeschichte unseres neuen Reiches auf Einzelheiten hin durchforscht hat, dem sind derlei Strömungen — auf der ersten Eisenacher Tagung des jungen Vereins für Sozialpolitik hat Schmoller sie einst vielleicht gar zu abschätzig „vorübergehende Philisterstimmungen" genannt — wie gesagt schon des öfteren begegnet. Der weiß auch, daß diese Verstimmungen zuweilen noch erheblich schärfere Formen aufwiesen und daß, was wir heute erleben, der Heftigkeit gar nicht zu vergleichen ist, mit der man zum Beispiel anfangs der siebziger Jahre nach Schutzmaßregeln wider den der damaligen Welt ungewohnten Schrecken frivoler Arbeitseinstellungen rief. Und am Ende wird er sogar finden, daß die zu gleichen Teilen nichtsnutzige und törichte Revoluzerei, die seit Jena die Sozialdemokratie zur Schau trägt, im Verein mit den allzumenschlichen Gebresten am Leibe der „Partei der Zukunft" ein starkes Maß

gerechter Entrüstung erklärlich machen. Dennoch schwingt in dem allgemeinen Mißmut diesmal ein neuer Ton mit; ein Gemisch von Pessimismus und Verzagtheit und von kaum mehr verhülltem Frohlocken über das scheinbar so völlige Mißlingen aller Sozialpolitik. Auf einer Mittellinie aber treffen sich beide: die Apathischen und Resignierten und die grundsätzlichen Gegner, die das heiße Eisen nun zu schmieden wünschen. Beiden gilt als ausgemacht, daß unsere bisherige sozialreformerische Arbeit in der Hauptsache ihren Zweck verfehlte. Statt die Sozialdemokratie zu versöhnen, habe sie sie nur noch größer, dreister, zügelloser gemacht. Bloß in den letzten Schlüssen gehen die Vereinten ein wenig auseinander. Die einen möchten's bei dem Abwarten bewenden lassen; zwar jeden sozialpolitischen Neubau fürs erste sistieren, aber im übrigen zusehen, wie sich die Dinge vorläufig weiter entwickeln; die anderen sehnen mit fiebernder Ungeduld den Augenblick herbei, da man den Karst auch wider die ihnen stets verhaßt gewesenen Grundmauern erheben könnte. Aber daß wir zu viel Sozialpolitik getrieben hätten, vor allem weit mehr, als die ringsum den zivilisierten Erdball bewohnenden Völker, dünkt beide eine unerschütterliche Wahrheit, die nun mit Ruhe und Zuversicht auf Gassen und Märkten, in Presse, Parlament, Interessentenkonventikeln und Volksversammlungen verkündet wird.

Ist dem wirklich so? Haben wir in der Tat mit unserer sozialen Reformarbeit alle Nationen in den Schatten gestellt, die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie gefährdet und in den Massen ein übermütiges Pochen auf die ein für allemal verwirkte Staatsfürsorge wachgerufen, das jedes Verantwortlichkeitsgefühl des selbstwirtschaftenden Individuums zu vernichten droht? In einer weniger gelesenen als zitierten Wochenschrift stieß ich neulich auf eine merkwürdige Schilderung unserer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände, wie sie angeblich unter der Einwirkung von Versicherungsgesetzgebung und Arbeiterschutz geworden seien. Die Schilderung hätte ebensogut „Reise nach der Insel Caphar Salama“ oder „Voyage en Icarie“ überschrieben sein können: jeder alte und invalide Arbeiter ein behaglich auf Kosten der Allgemeinheit schmausender Rentner; jeder Kranke und durch Unfall zu Schaden Gekommene ununterbrochen in der sorgfältigsten Pflege, die durch ihr üppiges Wohlleben den Mann für sein ganzes späteres Dasein verderbe; die Industrie, von der diese Art Stilisten mit erquickender Regelmäßigkeit anzumerken pflegt, daß sie die „goldenen Eier lege“, durch tausenderlei Gesetzesparagraphen und behördliche Verordnungen geknebelt, bedrückt, drangsaliert und von den Gewerbeaufsichtsbeamten in steter Nervosität erhalten; Handwerk und Kleingewerbe unter der Last sozialpolitischer Anforderungen schlechthin ausgepowert; die von keiner Verantwortung beschwerten Arbeiter aber die eigentlichen „captains of industry“, für die man durch Witwen- und Waisenversorgung und Arbeitslosenver-

sicherung vollends den Himmel auf Erden zu etablieren trachte. Das ist Utopien, nicht wahr? Aber leider stellt sich einem großen Teile unserer bürgerlichen Zeitgenossen die deutsche Wirklichkeit so dar. Das ist auch einer von den Punkten, an dem sich eine mangelhaft unterrichtete Publizistik am Geistesleben der Nation rächt. Mehr noch als Gesetz und Rechte haben, scheint's, Leitartikel die Angewohnheit, sich gleich einer ewigen Krankheit fortzuerben. So kommt es, daß Umfang und Ausdehnung unserer Sozialpolitik für die Mehrzahl unserer Gebildeten sich in ungewissem Dämmerschein verlieren und selbst unter den Industriellen und Gewerbetreibenden, die sich uns so gern als die einzig zum Urteil befähigten „Männer der Praxis" vorzustellen pflegen, über den Inhalt des Titels VII der Gewerbeordnung, der eigentlichen magna charta des Arbeiterschutzes, vielfach tiefste Dunkelheit herrscht. Das gleiche gilt übrigens — jede Umfrage in geselligem Kreise bestätigt es aufs neue — von den Zöglingen, den alten wie den jungen, von Deutschlands technischen hohen Schulen. Und das sind schließlich doch wohl auch Praktiker . . .

Die Wahrheit ist, daß wir in dem, was man nach einem veralteten Sprachgebrauch „sozialpolitische Gesetzgebung" zu nennen pflegt, in dem gigantischen Wurf des unter staatlicher Zwangsgewalt geordneten Versicherungswesens, den anderen Nationen allerdings vorangegangen sind. Aber in dem nicht minder wichtigen Arbeiterschutz sind wir ihnen erst recht spät gefolgt, und hier werden wir in manchem gewichtigen Stück noch immer von dem einen und anderen Staat übertroffen. Das ist an sich gewiß nicht schlimm und hat zudem seine zwingenden allgemeinen und besonderen Gründe. Später als andere Völker sind wir Deutsche zur modernsten Form der Warenproduktion übergegangen. Als in England schon zwei Generationen in Bergwerken, Manufakturen und Fabriken vernichtet worden waren und Blaubücher von erschütterndem Ernst den Umfang des Volksverderbens bereits der so lange von der „Geldwechsler-ökonomie von London" beherrschten öffentlichen Meinung zum Bewußtsein brachten, war das Gebiet des heutigen deutschen Reiches noch überwiegend ein Land der kleinen Städte und der bedächtigen Technik von Kundenproduktion und handwerksmäßigen Betrieben. Als dann auch bei uns die Essen zu glühen begannen, als Fabriken und Exportindustrie die ersten Goldströme in die spießbürgerliche und winklige deutsche Welt lenkten, da schüttelten uns die Fieber der Industrieverehrung genau so, wie sie die anderen Völker schon geschüttelt hatten. Schade nur, daß es so spät geschah; schade vor allem, weil so zur Patenschaft bei unserem werdenden neuen Reich des alten Adam Smith schlechte französische und noch schlechtere deutsche Popularisatoren berufen wurden. Die Geburtswehen und Anfangsjahre unserer staatlichen Einheit wurden auf d i e Art beherrscht von dem Glauben an den „ordre naturel", der, wenn man ihn nur frei gewähren lasse, jedem zu seinem Vorteil verhelfe, und so groß

war in jenen Jahren, mit Sombart zu reden, die Gewalt der „liberalen Utopie“, daß selbst Otto von Bismarck sich ihr nicht entziehen konnte. Der hat — das auszusprechen vermag die Größe des Einzigen keinen Abtrag zu tun — in diesen Stücken zeit seines Lebens etwa den Standpunkt gewahrt, den einst mit idealistischem Schwung und dennoch harter Einseitigkeit Heinrich von Treitschke in seiner bekannten Streitschrift „Der Sozialismus und seine Gönner“ verfochten hatte. Auch als er mit dem alten Kaiser die Notwendigkeit empfand, dem Trutz des Sozialistengesetzes ein Positives zur Seite zu setzen, ging er von solchen Auffassungen nicht ab: die völlig ungehinderte Stellung des Unternehmers in seinem Betriebe ist immer des großen Kanzlers Ideal geblieben. Ähnlichen Anschauungen hat in jenen Jahren fast das ganze deutsche Bürgertum gelebt. Mit dem Ausbau des Krankenkassenwesens, mit der Versicherung gegen die Folgen der Betriebsunfälle und der staatlichen Fürsorge für Alter und Invalidität glaubten Staat und Gesellschaft ihre Pflichten gegenüber der Arbeiterwelt reichlich und mit Anstand erfüllt und ihren guten Willen handgreiflich erwiesen zu haben. Da kam das Jahr 1889 und öffnete unsere Augen für das Problem, an dem wir in der Sorge um die Zukunft des Arbeiters bislang achtlos vorübergegangen waren. Binnen acht Tagen standen im Ruhrkohlenrevier 90000 Bergleute im Streik: die Gegenwart des Arbeiters hatte sich gemeldet; der gesunde und schaffende, der noch für die Zeiten seines Wirkens eine Besserstellung seiner Lage, eine Regelung von Arbeitszeit und Arbeitsart erstrebte. Damals ist den Regierenden und weiten Schichten der Regierten wohl zum ersten Male aufgedämmert, daß der freie Arbeitsvertrag am Ende nur ein schöner Mythus sein könnte, und als man erst so weit war, hat man auch nicht gesäumt die Konsequenzen zu ziehen. Die letzten sechzehn Jahre sind nicht ungenutzt verstrichen; im allgemeinen können wir gewiß mit Stolz und Befriedigung auf sie zurückblicken. Aber so stehen die Dinge nicht, daß wir nun das Übermenschliche geleistet hätten; daß wir auf schwindelnder sozialpolitischer Höhe stünden, indes drunten in glücklicheren Tälern sich die anderen Völker tummelten. Was wir bisher erreichten, ist nur, daß wir mit den fortgeschrittenen Nationen einigermaßen Schritt halten; in allen diesen Stücken sind uns die Schweiz, Großbritannien und das vielgeschmähte Österreich vorangegangen; in manchen — ich wiederhol' es — stehen sie uns auch heute noch voran. Eine vergleichende Übersicht über diese Dinge läßt sich, zumal im knappen Rahmen des Essays, kaum geben; der Arbeiterschutz ergreift in den einzelnen Ländern eben häufig verschiedene Gebiete; was hier mit Liebe und Sorgfalt bis ins unbeträchtliche Detail geordnet ist, erscheint dort vernachlässigt und umgekehrt. Im allgemeinen kann man aber wohl sagen, daß in der Begrenzung der Arbeitsdauer auch für den erwachsenen männlichen Arbeiter (bereits 1897 hatten in England mehr als 500

Fabrikbetriebe, darunter die Regierungsschiffswerften und alle städtischen Gasanstalten den Achtstundentag), in der Regelung der Ruhepausen, der Ausdehnung der Schutzgesetzgebung auf das Kleingewerbe und in der Fürsorge für die Jugendlichen die Heimat des Arbeiterschutzes noch immer nicht überflügelt worden ist; dafür steht sie freilich mit ihrem mangelhaften Wöchnerinnenschutz und den übermäßig langen Arbeitszeiten in Verkehrsgewerbe, Handwerk und Hausindustrie hinter Deutschland zurück.

Man mißverstehe mich übrigens nicht: ich meine keineswegs, daß wir nun die sagenberühmte Klinke der Gesetzgebung keinen Augenblick aus der Hand lassen sollten und Tag aus Tag ein Gesetze und Verordnungen auf unser ohnehin reglementsfrohes Vaterland niederregnen müßten. In den letzten Jahren sind wir im Reich (von dem Preußen der Rheinbaben, Schönstedt und Hammerstein will ich in diesem Zusammenhang lieber nicht reden) nach der Richtung nicht so arg weiter gekommen. Und dennoch konnte man's zufrieden sein. Trotzdem mochte man diese Jahre, in denen nach dem allerdings bedeutsamen und grundlegenden Kinderschutzgesetz von 1903 am schwarz auf weiß zu Buchenden nur das bißchen Kaufmannsgericht erreicht worden war, nicht schelten. Das machte, weil man an der Spitze dieser Geschäfte einen Mann wußte, der den Ernst und den Wert des sozialpolitischen Problems verstanden hatte; der wenigstens den verwegensten Dilettantismus von den Reichsschwellen scheuchte. Was heißt denn überhaupt Sozialpolitik? In seinem Buche über „Sozialpolitik und Verwaltungswissenschaft", das auf lange hinaus ein **standard work** sein wird, interpretiert der vom preußischen Unterrichtsministerium mit unrühmlicher Ausdauer mißhandelte Jastrow den Begriff, der für viele freilich nur ein Modebegriff ohne Inhalt ist, also: „Sozialpolitik ist die Politik aufgefaßt unter sozialen Gesichtspunkten." Soweit es an ihm lag, hat Graf Posadowsky solchen Maximen im Rahmen seines Ressorts nachzuleben versucht. Die Gesamtpolitik hat er freilich nach ihnen nicht immer zu formen vermocht, und auf die von politischen Velleitäten leider mitunter nicht freie Strafgerichtsbarkeit in Preußen und Sachsen hat er selbstverständlich ohne Einfluß bleiben müssen. Aus Rücksichten auf die Gesamtpolitik ist es wohl auch geschehen, daß die auf Arbeitskammern (die bisher allerdings nur im kleinen Holland bestehen), auf Erweiterung des Koalitionsrechtes und Rechtsfähigkeit der Berufsvereine gerichteten Wünsche bisher unerfüllt geblieben sind. Die schlimmste Unterlassungssünde soll ja nun in dieser Session gesühnt werden; man will endlich Licht und Schatten gleich verteilen; den Arbeiterberufsvereinen die nämlichen Gerechtsame verleihen, deren sich die Koalitionen der Unternehmer je und je erfreut haben. So verheißt wenigstens die Thronrede, und an dem ehrlichen Willen der Regierung darf nicht gezweifelt werden. Aber gerade an dieser Stelle wird der

Widerstand jener Kreise, denen wir immer schon zu viel Sozialpolitik trieben, von neuem einsetzen, und wenn sie dann mit Hinweisen auf die Sozialdemokratie operieren, die bislang jedes Entgegenkommen mit schreiendem Undank lohnte, werden sie ohne Müh mancherlei Waffengefährten finden.

Im Grunde ist es schwer verständlich, wie die plumpe Vergeltungstheorie, die sonst auf allen Gebieten längst abgewiesen ist, hier selbst in feinen Köpfen wiedererstehen konnte. Als ob man Sozialpolitik triebe, um sich bei den Massen einen Schatz guter Werke zu sichern! Hat man denn vergessen, wer in Preußen zuerst der Notwendigkeit eines gewissen Arbeiterschutzes das Wort redete? Ein aktiver General war's, und was ihn dazu veranlaßte, waren die Ergebnisse der Rekrutenaushebung in der Rheinprovinz, die unter dem Einfluß selbst der jungen Fabrikindustrie schon ein bedenkliches Herabgehen der körperlichen Leistungsfähigkeit gezeigt hatte. Darüber sind nun bald achtzig Jahre vergangen, und heute, wo mit Frauen und Kindern rund gerechnet vielleicht fünfundzwanzig Millionen der Lohnarbeit zugehören, von der einzelne Gebiete, wie die Heimarbeit, noch fast gar nicht geschützt sind, sollte man doch wirklich erkannt haben, daß hier nicht nur den Körperkräften Gefahren drohen. Mit anderen Worten: daß die Zukunft der Rasse und der geistige Gehalt der Nation Schaden nehmen müßten, wenn wir uns bei der Zauberformel vom freien Arbeitsvertrag begnügen wollten; wenn wir nicht fort und fort das Räderwerk des freien Verkehrs, das unbewacht den Schutzlosen zermalmt, im Auge behielten. Darum also treiben wir soziale Reform, und solche Arbeit trägt, wie alles, was wir am Vaterlande tun, ihren Lohn in sich. Und mir scheint: hier sind für ein Bürgertum, das sich seiner sittlichen Pflicht bewußt ist, zu warten versteht und die paar Millionen Sozialdemokraten nicht ohne weiteres der gesamten deutschen Arbeiterschaft gleichsetzt, noch stolze Provinzen zu erobern. Denn es ist nicht wahr, was das kommunistische Manifest mit erborgtem Pathos deklamiert: die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur ein Werk der Arbeiter selbst sein. Die „Befreiung der Arbeiterklasse" (um das Schlagwort einmal zu akzeptieren) wird nur erfolgen, wenn das Bürgertum liberal genug ist, um ohne Neid den Aufstieg der handarbeitenden Schichten zu fördern, und national genug, um zum Heile des Ganzen auch den Augenblicksvorteil der eigenen Kaste zu opfern.





Der Helfer.*)

Schauspiel in vier Aufzügen.

Von

Felix Philippi.

— Berlin. —

(Schluß.)

Dritter Aufzug.

Bei Senator Obbendahl.

Szenerie des ersten Aufzuges.

Erste Szene.

Gerhard, darauf Beate.

Gerhard (liegt in einem Wiegestuhl, raucht eine Zigarette und betrachtet stumpfsinnig seine Lackschuhe; dann pfeift er einen Gassenhauer).

Beate (von links im Tenniskostüm tritt rasch ein und spricht hinaus). Nein, nein! Für die Oper heute abend das hellrosa und Zimmermann um halb sechs . . (Sie schließt die Türe.) Papa nicht hier?

Gerhard (gähnend). Nee!

Beate. Weißt du nicht, wann er kommt?

Gerhard. Nee!

Beate. Gib' mir 'ne Zigarette! (Sie wirft sich in den zweiten gegenüberstehenden Wiegestuhl.) Hast du ihn heute schon gesehen?

Gerhard. Nee! (Gähnt.) Übrigens gestern auch nicht!

Beate (lacht). Ja, warst du denn gestern gar nicht zu Hause?

Gerhard. Nee!

Beate. Na, wo treibst du dich eigentlich immer herum?

Gerhard. Mein Kind, der Menschen Wege sind oft wunderbar! .. Warum hast du denn so 'ne Sehnsucht nach Papa?

Beate. Er muß sich doch endlich einmal entscheiden, ob der große Ball hier in vierzehn Tagen oder erst in drei Wochen stattfinden soll!

Gerhard. Ach, das ist ja dem Alten total wurscht!

Beate. Aber fragen müssen wir ihn doch der Form halber!

Gerhard. Wozu? . . . er kommt ja doch nicht! . . . wenn er nur den ganzen Zauber bezahlt! (Pause, in der sie beide, rauchend, sich schaukeln.) Du? . . .

Beate. He?

Gerhard. Hat Mama Migräne?

Beate. Nein, sie ist ganz wohl, sie liegt auf dem Sofa.

Gerhard. Glaubst du, daß man bei ihr eine größere Anleihe kontrahieren kann?

Beate. Wenn du's geschickt anfängst!

Gerhard. Zum Beispiel?

Beate. Sammle für die Ferienkolonieen!

Gerhard. Jetzt? im Winter? Glaubt sie nicht!

Beate. Oder für die Witwen der im Kriege gefallenen Russen!

Gerhard. Die Russen kann sie nicht ausstehn!

Beate (gelangweilt). Na, dann sammle für die Japaner!

Gerhard . . . is 'ne Idee!

Beate (summt eine Walzermelodie).

Gerhard. Du! Be?

Beate. Hm!

Gerhard. Wie lange wird uns denn eigentlich noch unsere geliebte Schwester Agnes beglücken?

Beate. Ich glaube, sie will morgen nach Hause.

Gerhard. Nach den Kartoffel- und Kohlplantagen! . . . Vergnügte Reise! . . . Die ist da draußen ja ganz verwildert und verbauert! . . . da ist auch keine Spur von Oddendahlschem Schick! Hat man so 'was erlebt . . . trägt 'nen Hut mit Bindebändern! . . . Mir kommt sie immer vor wie so 'ne Madame, die in der Markthalle einkauft! . . . Strickt Strümpfe und spielt Sonntags sechsundsechzig mit dem Herrn Pfarrer . . das nennt man leben!

Beate (vor sich hin). Vielleicht ist sie glücklich!

Gerhard. Auch ein Glück! Den Bengels die Rotznasen putzen und die glückliche Entbindung einer Kuh als 'nen Festtag betrachten! . . . Ich habe sie übrigens im Verdacht, daß sie dritte Klasse fährt! . . . schauderhaft! (Pause.) Möchtest du auch auf solche Klitsche hinheiraten?

Beate. Verrückt!

Gerhard. Nee, Bechen, da paßte auch nicht hin! Dir muß Papa so'nen schneidigen Kerl von den Garderegimentern kaufen!

Beate. Pah! als ob ich mich verkaufen ließe!

Gerhard. Na, so 'n Graf macht sich in 'ner Familie immer ganz gut! (Pause.)

Beate. Und du? Du kannst dich doch nicht dein ganzes Leben mit deiner Ballettratte herumtreiben?

Gerhard. Na, vorläufig macht sie mir noch großen Spaß und ich ihr auch! Übertriebene Ansprüche auf gegenseitige Treue machen wir beide nicht!

Beate. Also eine glückliche Ehe!

Gerhard. Ideal.

Beate. Heißt?

Gerhard. Liane Arterio di Montefiore . . .

Beate. Also eigentlich?

Gerhard. Olga Mushake!

Beate. Natürlich bildhübsch?

Gerhard. Wie'n Weihnachtsengel!

Beate. Klug?

Gerhard. Blödsinnig dumm! . . . Wenn nur diese Mutter nicht wäre!

Beate (lacht). Deine Schwiegermutter?

Gerhard. Die ist fürchterlich! Die fällt einem auf die Nerven! 'ne Waschfrau! pfui Deibel!

Beate. Witwe?

Gerhard. Im Gegenteil, Mann ist Droschkenkutscher! Spezialität: gibt Gegenstände, die in seinem Taxameter vergessen wurden, prinzipiell nicht wieder! Nur in kompromittierenden Liebesbriefen mit Adresse . . . . da is er ehrlich . . . die gibt er zurück gegen bar! . . . 'ne feine Familie!

Beate. Na? und später?

Gerhard. Später? Da werde ich mich in Gottes Namen einer wohlsituierten Bankierstochter nähern und den geliebten Engel gerührt in meine Arme schließen!

Beate. Da mußt du dich aber beeilen; du sinkst sonst im Preise! denn deine Haare, mein Junge, kannst du bald numerieren!

Zweite Szene.

Vorige. **Frau Oddendahl** (von links).

Fr. Oddendahl (geht direkt auf das Sofa zu, wo sie sich hinlegt). Beate, gib mir die Decke! (Geschieht.)

Gerhard. Mama, bist du krank?

Fr. Oddendahl. Ich fühle mich heute zum ersten Male nach zwanzig Jahren etwas besser!

Gerhard. Na, warum legst du dich denn da aufs Sofa?

Fr. Oddendahl. Um vorzubeugen!

Gerhard und Beate (lachend). Ach so!

Fr. Oddendahl. Ihr seid ganz herzlose Menschen! Von mir habt ihr das wahrhaftig nicht! Ihr habt keine Spur von Mitgefühl für eure arme schwerleidende Mutter! Ihr werdet schon sehen, daß ich 'mal sterbe!

Gerhard. Müssen wir alle! Sind schon 'ne Masse Menschen gestorben, wirst du's, liebe Mama, auch überleben!

Fr. Oddendahl (hoffnungsvoll). Glaubst du?

Beate (leise). Mache jetzt schnell deinen Pumpversuch!

Gerhard. Liebe Mama, wir haben eine Sammlung eröffnet für die Witwen gefallener Japaner, und bei deiner vollständig begreiflichen Vorliebe für diese ganz ausgezeichnete Nation bitte ich dich, mir einen deiner Stellung angemessenen Beitrag auszuhändigen!

Fr. Oddendahl. Ich denke ja gar nicht daran!

Gerhard. He?

Fr. Oddendahl. Ich habe meine Ansicht über diese Leute in den letzten Tagen vollständig geändert. Ich schwärme jetzt für die Russen!

Gerhard (zu Beaten). Prosit Mahlzeit!

Beate. Mama, hast du vielleicht mit Papa schon über den Ball gesprochen?

Fr. Oddendahl. Ich sehe ja euren Vater gar nicht mehr. Er kümmert sich ja nicht um mich! . . .

Beate. Wieviel Personen sollen wir denn einladen?

Fr. Oddendahl. Zweihundert! Dreihundert! Es ist mir ganz egal! Übrigens, Gerhard, du könntest dich auch ein bißchen darum kümmern! Bestellt beim Koch das Essen, bestellt den Kotillon, bestellt die Musik und die Lohndiener, alles . . . alles . . . nur laßt mich gefälligst zufrieden! Meine Ruhe will ich haben! Nur meine Ruhe!

Dritte Szene.

Vorige. **Agnes** (durch die Mitte in Hut und Mantel mit verschiedenen Paketen), darauf **Friedrich**.

Gerhard. Na, mit der ist's nun vorläufig wieder vorbei! (Er dreht sich um.) 'Morgen! Empfehle mich!

Agnes (lacht). Du nimmst wohl vor mir Reißaus? Bei deinem etwas unregelmäßigen Erscheinen hier im Hause wäre es möglich, daß ich dich vor meiner Abreise morgen nicht mehr sehe. Adieu, lieber Gerhard, schreibe mir mal 'ne Ansichtskarte!

Gerhard (abgehend). Hat nicht 'mal Handschuhe an! Schauderhaft! . . 'Morgen! (Mitte ab.)

Friedrich (von links). Gnädiges Fräulein werden am Telephon gewünscht.

Beate (im Abgehen). Wer ist es denn?

Friedrich. Ich habe den Namen nicht verstehen können.

Beate (links ab, dann)

Friedrich (links ab).

Vierte Szene.

Fr. Oddendahl. Agnes.

Fr. Oddendahl. Was hast du denn da für 'ne Masse Pakete?

Agnes (Hut und Mantel ablegend). Hab' ich alles eingekauft! Für die Jungens Schulhefte und Bücher, für den Jüngsten ein Steckenpferd und 'ne Trompete . . .

Fr. Oddendahl (hält sich die Ohren zu). Allmächtiger Gott! Eine Trompete!

Agnes . . . für den Hauslehrer paar Krawatten und für meinen Mann schöne warme Unterhosen.

Fr. Oddendahl. Schon gut, schon gut! Ich brauche doch nicht die intimsten Toilettengeheimnisse deines Mannes zu erfahren! (Spitz.) Gibst ein bißchen viel Geld aus, liebe Agnes!

Agnes. Findest du? . . . Die ganze Geschichte kostet 32 Mark 30, und da habe ich noch 'ne wundervolle Prämie dazu bekommen: einen Band Gartenlaube aus dem Jahre 1864! . . . Übrigens, liebste Mama, was geht dich das eigentlich an, ob ich Geld ausgebe?

Fr. Oddendahl. Man kann, weiß Gott, nicht mehr ein Wort mit dir sprechen, ohne daß du gleich pikiert bist! Ich bin doch schließlich noch deine Mutter und werde wohl noch das Recht haben, dich zu ermahnen, daß du nicht über deine Verhältnisse lebst!

Agnes (gemütlich). Dieses Recht, liebe Mama, hat nur mein Mann!

Fr. Oddendahl (sich aufrichtend). Und ich nicht?

Agnes (wie oben). Nein! Was kümmerst du dich um mich? Kümmerst du dich darum, ob unsere Ernte gut oder schlecht ausfällt, oder ob wir Hagelschaden haben! Kümmerst du dich darum, ob eine Scheune abbrennt, wie wir Milch und Butter und Obst verkaufen oder ob das Vieh gedeiht?

Fr. Oddendahl. Ich werde mich nächstens telegraphisch nach dem Befinden eurer Kühe und Schweine erkundigen! . . .

Agnes (stark). Kümmerst du dich darum, ob meine Kinder gedeihn?

Fr. Oddendahl. Ich schicke ihnen doch zu Weihnachten und zu jedem Geburtstage etwas!

Agnes (herb). Ganz recht! Da kommen die Pakete aus den Geschäften: „im Auftrage der Frau Senator Oddendahl“. (Pause.)

Fr. Oddendahl (steht auf). Ich fühlte mich heute Morgen seit langen Jahren ein wenig erholt: wenn wieder ein furchtbarer Rückschlag eintritt, trägst du allein die Verantwortung dafür!

Agnes (zornig). Die werde ich zu tragen wissen!

Fr. Oddendahl (links ab).

Fünfte Szene.

Agnes — Beate.

Beate (durch die Mitte). Wahrhaftig um jede Lappalie wird man ans Telephon gerufen! . . . Ah! du hast dich wohl wieder mit Mama gezankt?

Agnes (geht erregt umher). Wenn Papa nicht wäre, ich würde wahrhaftig noch heute abreisen; ich passe nicht hierher!

Beate. Das habe ich dir vorgestern gesagt: da wolltest du es nicht glauben!

Agnes. Und es ist auch nicht zu glauben, daß ich hier eine Fremde geworden bin!

Beate (achselzuckend) Vielleicht deine Schuld!

Agnes. Meine Schuld? . . . In diese ganze lächerliche und erbärmliche Komödie, die ihr hier aufführt, passe ich freilich nicht! . . . Weiß es der liebe Gott, am liebsten würde ich meinen guten Vater am Arm packen und ihn mit zu mir nehmen! (Mit starkem Entschluß.) Und ich tue es auch! Er hat jetzt genug für euch gesorgt und gelebt . . . jetzt soll er mal für sich sorgen und für sich leben! . . . (Voll Zorn.) Mag aus euch werden, was will!

Beate. Du tust ja gerade so, als ob wir alle dem Untergange nahe wären!

Agnes. Das seid ihr auch, weiß es der Himmel, das seid ihr! Jeder von euch in seiner Weise!

Beate. Ich weiß ja, wie du über mich denkst! Ich weiß es und werde es zu tragen wissen!

Agnes. Tu', was du willst! (Kurze Pause, sie will gehen, dann dreht sie sich um, weich und warm.) Beate! Trotz alledem! Brauchst du jemals im Leben Rat oder Hilfe . . . komm zu mir! Ich will dir beistehen, ich will . . .

Sechste Szene.

Vorige. **Brockmann** (von rechts mit Aktenmappe).

Brockmann. Guten Tag, gnädige Frau . . . ist der Herr Senator vielleicht hier?

Agnes. Nein!

Brockmann. Ich habe den Herrn Senator wichtig zu sprechen, und ich glaubte, ihn vielleicht hier zu finden . . .

Beate (anmutig). Herr Brockmann, ich bin auch hier!

Brockmann (ernst und frostig). Guten Tag, Fräulein Oddendahl!

Beate (lacht). Mein Himmel, Sie sehen mich ja an, als ob Sie mich vor Gericht fordern wollten!

Agnes. Nehmen Sie doch Platz, Herr Brockmann!

Brockmann (will sich entfernen).

Agnes. Ob Sie nun unten in den Bureaus auf Papa warten oder hier, ist doch ganz gleichgültig!

Beate. Aber ich will nicht stören in diesem anmutigen und gefährlichen Tête-à-Tête! Nimm dich vor dem in acht . . . vor diesem berüchtigten Don Juan! (Nach links.) Gute Unterhaltung! (Ab.)

Brockmann (folgt ihr mit den Augen bis zur Türe).

Siebente Szene.

Agnes. Brockmann.

Agnes. Mein lieber alter Freund — so darf ich Sie ja nennen? — es freut mich, daß ich Sie endlich einmal allein sprechen kann; hätten wir uns hier nicht zufällig getroffen . . . ich hätte Sie aufgesucht!

Brockmann. Was wünschen Sie von mir, gnädige Frau?

Agnes. Wollen Sie offen zu mir sein?

Brockmann. Ich wüßte nicht . . .

Agnes. Keine Ausflüchte, Herr Brockmann! Ich muß mit Ihnen sprechen wegen meines Vaters! Glauben Sie ja nicht, daß mich Neugierde dazu treibt, mich treibt nur Angst! Mein Vater macht mir schwere Sorgen. Die Veränderung, die im letzten halben Jahre mit ihm vorgegangen ist . . . hier im Hause sieht man sie nicht . . . ich sehe sie! Ich habe ihn als einen blühenden, stolzen, aufrechten Mann verlassen, und ich finde ihn wieder vergrämt und unsicher und gebeugt! . . . Und wenn ich auch vielleicht mit zu ängstlichen Augen sehe . . . wenn ich mich vielleicht doch täuschen könnte . . . die Lampe, die die ganze Nacht in seinem Arbeitszimmer brennt . . . die täuscht mich nicht! . . . Hat er Sorgen?

Brockmann (schweigt).

Agnes. Hat er Sorgen? So antworten Sie mir doch, Herr Brockmann, ich bitte Sie, ich bitte Sie inständig!

Brockmann (langsam und schwer). Er hatte Sorgen!

Agnes (schnell). Und die sind jetzt gehoben?

Brockmann. Ja!

Agnes. Seit wann?

Brockmann. Seit gestern!

Agnes. Also eine Krisis?

Brockmann. Ja!

Agnes. Und die ist glücklich vorüber?

Brockmann. Sie ist vorüber!

Agnes. Aber so freuen Sie sich doch!

Brockmann (schweigt).

Agnes. Sie sind ein närrischer Kauz!

Brockmann (will sich zum Gehen wenden). Der Herr Senator scheint doch nicht zu kommen!

Agnes. Bleiben Sie hier, Herr Brockmann, (bestimmt) Sie werden mir jetzt alles sagen!

Brockmann. Nein! . . . Solange ich in diesem Hause bin, begehe ich keinen Vertrauensbruch! . . . Und wenn ich es verlassen haben werde, ebenso wenig!

Agnes (leichter). Nun, das mit dem „verlassen“ hat ja Gott sei Dank noch gute Wege!

Brockmann. Ich gehe noch heute!

Agnes (atemlos). Herr Brockmann?

Brockmann. Um dem Herrn Senator das zu sagen, dazu bin ich hier!

Agnes (entsetzt). Mein Gott, was . . . was treibt Sie denn zu diesem Schritt?

Brockmann (schroff). Das ist meine Sache!

Agnes. Und Sie wollen mir die Gründe nicht nennen? Unter keiner Bedingung?

Brockmann. Unter keiner Bedingung!

Agnes. Aber doch meinem Vater?

Brockmann. Das hängt von Umständen ab!

Agnes (umhergehend in großer Unruhe). Wie lange sind Sie jetzt im Hause?

Brockmann. In den nächsten Tagen werden es vierzig Jahre!

Agnes. Und da wollen Sie wirklich gehen?

Brockmann. Ich passe nicht mehr hierher!

Agnes (schnell und unbedacht). Sie auch nicht? . . . (Sie hält erschrocken ein.) Mein lieber Freund, verlassen Sie meinen Vater nicht . . . ich bitte Sie!

Brockmann. Ich gehe!

Agnes. Und das wollen Sie ihm jetzt sagen?

Brockmann. Ja!

Agnes (erregt). Dann werden Sie mir wohl erlauben, daß ich dabei bin?

Brockmann. Ich habe Ihnen nichts zu erlauben! Sie sind hier zu Hause!

Agnes (erregt). . . . damit mein Vater in diesem schweren Augenblick wenigstens mich zur Seite hat!

Brockmann (bitter). Befürchten Sie nichts! Er wird den Verlust verwinden!

Achte Szene.

Vorige. Oddendahl (durch die Mitte).

Oddendahl (tritt rasch ein, Gang und Bewegungen sind elastisch, er geht aufrecht, Stirn und Haltung sind zuversichtlich). Ah, Brockmann, da sind Sie ja! . . . . Gleich für Sie! . . . Tag, liebes Kind, na, wie geht's? Ich hatte in den letzten Tagen so viel zu tun . . . es waren so viele und wichtige Dinge zu erledigen, daß ich wahrhaftig keinen Augenblick für dich übrig hatte . . .

Sitzungen, Konferenzen . . . außerordentlich schwierige und zeitraubende Verhandlungen . . . frage nur den da . . . ich war kaum einen Moment in den Bureaus und habe sogar Brockmann nur telephonisch meine Weisungen geben können. Aber jetzt kann ich wieder ein wenig aufatmen! . . . (Er wirft sich in einen Sessel.) Du siehst mich so . . . wie soll ich sagen? . . . so erstaunt an? (Heiter.) Habe ich mich denn so verändert?

Agnes. Du siehst so erfrischt, so erholt aus. So wie nach einer schweren Krankheit genesen!

Oddendahl. Ja, was nicht so eine Nacht ruhigen Schlafes macht! (Sich umwendend.) Na, Brockmann, was bringen Sie mir? (Heiter) Sag' mal, mein Kind, beabsichtigst du, hier zu bleiben? Was wir beide, der alte Querkopf da und ich, zu verhandeln haben, ist nicht übermäßig amüsant . . . trockene Berichte, Zahlen, Korrespondenzen, Dispositionen . . . du wirst dich langweilen!

Agnes (setzt sich und nimmt eine Zeitung, in der sie dann scheinbar liest). Ich habe gerade nichts Besseres zu tun!

Oddendahl. Ganz, wie du willst! Geheimnisse haben wir ja auch nicht vor dir! Also, Brockmann, darf ich bitten?

Brockmann (tritt vor und legt ihm Briefschaften vor).

Oddendahl. Aha, die Konnossemente aus Ceylon . . . und hier die Versicherungspolice . . . Wann wird der Dampfer Southampton anlaufen?

Brockmann. Am dreiundzwanzigsten! (Er gibt ihm wieder Papiere.)

Oddendahl (murmelt den Inhalt des Briefes). Schreiben Sie den Leuten maßvoll, aber energisch, daß wir nicht in der Lage sind, ihnen das Ziel zu verlängern, und unbedingt auf Zahlung drängen müssen.

Brockmann (empfängt diesen Brief und überreicht ihm einen anderen).

Oddendahl. Ja, ja, ich gebe zu, die Zeiten sind schwer, aber wir müssen allen unseren Verpflichtungen nachkommen. Lehnen Sie das Gesuch ab! . . . Sagen Sie, Brockmann, die „Beate Oddendahl" ist doch gut verfrachtet von drüben fortgegangen? Von wo lauten die Telegramme heut morgen?

Brockmann. Sie ist gestern Nacht 11 Uhr 54 in Madeira gelandet.

Oddendahl. Das Wetter?

Brockmann. Die See ist stürmisch!

Oddendahl. Ein verteufeltes Wasser da unten gerade um diese Jahreszeit! . . . Das andere ist alles erledigt?

Brockmann. Ja! (Er schließt die Mappe.)

Oddendahl. Ja, meine gute Agnes, wenn ich meinen alten Brockmann nicht hätte!

Brockmann (bleibt stehen).

Oddendahl (sieht ihn an). Na, sonst noch etwas?

Brockmann (schwer, mit gesenkten Augen). Ich möchte Sie bitten, Herr Senator, mit mir nach den Bureaus hinunterzukommen . . .

Oddendahl (ruhig). Was gibt's?

Brockmann (wie oben). Ich will Ihnen das Hauptbuch und die Kassenschlüssel übergeben!

Oddendahl (sich jäh umdrehend). Was soll das heißen?

Brockmann (entschlossen). . . . Daß ich heute Abend meine Stellung verlasse!

Oddendahl (springt auf). Sind Sie von Sinnen?

Agnes (folgt in immer wachsender Spannung und Erregung).

Brockmann. Ich bin krank und müde und will gehen!

Oddendahl. Sie sind nicht krank, Brockmann! Und wenn Sie es wären . . . Sie würden bei Ihrem fanatischen Pflichtgefühl bis zum letzten Atemzuge auf Ihrem Posten bleiben! . . . Weswegen wollen Sie gehen?

Brockmann. Lassen wir jede Erörterung, Herr Senator!

Oddendahl (energisch). O ich bitte sehr! Sie wollen mir nach vierzig Jahren den Stuhl vor die Tür setzen und wollen mich mit leeren Ausreden abspeisen? Ich soll nicht einmal nach dem Grunde fragen dürfen? (In tiefer Erregung.) Habe ich das um Sie verdient? Daß Sie jetzt in der schwersten Krisis meines Lebens die Flucht ergreifen? Daß Sie mich überfallen? Rücklings? Wo Sie wissen, welchen Kämpfen ich in der nächsten Zeit entgegensehe? Da wollen Sie mich allein lassen? Weil Sie Angst haben, daß das Schiff vielleicht sinken könnte? Habe ich das um Sie verdient? (Dicht vor ihm.) Antworten Sie mir jetzt, Brockmann, Aug' in Auge, Mann zu Mann! Bin ich Ihnen nicht immer ein Freund gewesen?

Brockmann (schlägt die Augen auf und sieht Oddendahl trotzig an). Es bleibt dabei, ich gehe!

Oddendahl (in tiefem Grimm). So gehen Sie!

Brockmann (geht langsam und schwer nach rechts).

Oddendahl (tief atmend). Brockmann, Sie alter trotziger Kerl, wollen Sie mir nicht die Hand zum Abschied reichen? (Kurze Pause.)

Brockmann (wendet sich um und dann mit erhobenem Kopf). Nein!

Agnes (flehend). Herr Brockmann, Sie sehen ja, in welcher fürchterlichen Erregung mein Vater . . .

Brockmann (bebend). Glauben Sie, gnädige Frau, daß ich leichten Herzens gehe?

Oddendahl. Laß das! Mit dem Herrn werde ich allein fertig werden! (Er vertritt ihm die Tür.)

Agnes (bleibt stehen).

Oddendahl (ohne laut zu werden). Herr Brockmann, die Beleidigung, die Sie mir soeben zugefügt haben, ist so schwer . . . rechtfertigen Sie

sich! Ich verlange es von Ihnen! Warum wollen Sie mir Ihre Hand nicht geben?

Brockmann. Ich kann meine Hand geben und verweigern, wem ich will! Ihnen will ich sie nicht geben!

Oddendahl. Warum nicht?

Brockmann. Darauf werde ich Ihnen Antwort geben, wenn wir ohne Zeugen sind!

Oddendahl (ohne auf Agnes zu achten, leise, in furchtbarer Erregung). Zum letzten Male: warum nicht?

Brockmann (schwer keuchend und nach Atem ringend). Ich gebe sie Ihnen nicht, bevor Sie sie nicht wieder gereinigt haben!

Agnes. Herr Brockmann! . . .

Brockmann. Erschreckt Sie's? Ich weiß, was ich sage!

Oddendahl (nach Atem suchend). . . . nicht gereinigt haben?

Brockmann. . . . Bevor sie nicht gereinigt ist von dem Schmutz, mit dem sie seit gestern besudelt ist! (Einfach.) Ich bin ganz allein . . . ich habe weder Frau noch Kinder . . . mich liebt niemand . . . ich liebe niemand! . . . Ich liebe nur eins: das Geschäft! Mit Stolz . . . . mit Freude! . . . Mein ganzes Herz hing daran! . . . Ich habe mich in der Ehre des Hauses gespiegelt . . . seit gestern ist ein Fleck auf die Ehre des Hauses gefallen . . . dieser Fleck kann nur verschwinden, wenn Sie dem Manne das Geld noch heute zurückzahlen!

Oddendahl (voll Grimm). Also, weil ich etwas unternehme, ohne Sie vorher um Rat zu fragen, wagen Sie es aus gekränkter Eitelkeit . . . weil ich mir von einem Manne helfen ließ, den Sie verachten . . .

Brockmann. Sie verachten ihn ebenso wie ich und ließen sich doch von ihm helfen!

Oddendahl. Also lieber sollte ich zusammenbrechen, als mich von ihm retten lassen?

Brockmann. Ja! Das sollten Sie! Zahlen Sie ihm noch heut das Geld zurück — und wenn Sie es vom Himmel herunternehmen sollten — sonst sind Sie ein verlorener Mann!

Oddendahl (starrt ihn an). Ist das nur noch Haß? . . . Kann das nur noch Haß sein? . . . Kann Haß so weit gehen? . . . Sie kennen meine momentane Lage . . . Sie wissen, daß ich das Geld heute nicht auftreiben kann . . . und Sie verlangen es doch? (Er blickt ihn fest an.) Brockmann, sagen Sie mir: was würde Ihnen lieber sein? . . . Daß ich das Geld schuldig bleibe und das Haus fortbesteht oder daß ich es ihm unter den ungeheuersten Opfern zurückgebe und daß das Haus noch heute zusammenstürzt?

Brockmann. Daß das Haus noch heute zusammenbricht! Und tun Sie es nicht, dann weiß ich Bescheid!

Oddendahl (atemlos). . . . Dann . . . wissen Sie? . . .

Brockmann (leise, aber mit wilder Entschlossenheit) . . . Dann haben Sie auch gewußt, warum Sie das Geld gerade von ihm verlangten!

Oddendahl (immer fassungsloser). Gewußt? . . . gewußt? . . . Was um aller Heiligen willen soll ich denn gewußt haben?

Brockmann (schnell und entsetzt). So sind Sie zu ihm gegangen . . . und wußten nicht, daß . . . (Im tiefsten Schmerz.) Oh, Herr Senator, dann . . . dann verzeihen Sie mir! (Er will ihm die Hand reichen.)]

Oddendahl (die Hand zurückweisend). Nein! Jetzt will ich sie Ihnen nicht geben, bevor Sie . . . (Er packt ihn beim Arm.) Jetzt stehen Sie mir Rede . . . Sie wissen mehr . . . Sagen Sie es mir, ich befehle es Ihnen!

Brockmann (wendet sich ab). Herr Senator, ich . . .

Oddendahl (hinreißend). Sagen Sie es mir, ich flehe Sie an! Ich will vergessen, daß Sie mich beleidigt haben, ich will Sie bitten, wieder mein Freund zu sein, sagen Sie es mir!

Brockmann (murmelnd). Ich . . . ich weiß nichts! . . .

Oddendahl (Brockmanns Hand nicht loslassend). Ah! Jetzt keine Ausflüchte! . . . (Immer stürmischer, ohne laut zu werden.) Haben Sie Erbarmen mit mir! Lassen Sie mich nicht mehr im Dunkeln, spannen Sie mich nicht länger auf die Folter . . . Sie sehen ja, daß ich Höllenqualen leide . . . bei allem, was Ihnen heilig ist, sagen Sie es mir! Es sei, was es sei! Sagen Sie mir die Wahrheit! (Mutig.) Ich werde sie zu tragen wissen!

Brockmann. Es war unbedacht von mir . . . fragen Sie nicht weiter . . . nicht weiter!

Oddendahl (ihn loslassend, grauenvoll). So schrecklich ist diese Wahrheit, daß Ihnen jetzt der Mut fehlt, sie einzugestehen? (Er geht umher.) Mein Gott, was kann es sein? (Er tritt dicht vor ihn.) Ist meine Ehre dabei im Spiel? Ist meine Ehre besudelt?

Brockmann. Ihre Ehre ist rein!

Oddendahl (plötzlich). Handelt es sich um Gerhard? Hat der Junge dumme Streiche gemacht? . . . Oder gar mehr? Hat er meinen Namen mißbraucht? . . . Meine Ehre! . . . meine Ehre? . . . (Mit furchtbarer Gefaßtheit, ohne laut zu werden.) Brockmann! (während er zum Schreibtisch geht) ich bitte Sie zum letzten Male, oder . . . (er öffnet ihn und nimmt einen Revolver heraus) oder ich schieße mich hier vor Ihren Augen tot!

Agnes (stürzt zu ihrem Vater). Vater! (Pause.)

Brockmann (keuchend, leise). Fragen Sie . . . Ihre Tochter . . . die . . . Beate!

Oddendahl (murmelnd). Die . . . Beate?

Brockmann (wie oben). Die soll es Ihnen sagen!

Oddendahl (verständnislos). Sie . . . soll es . . . mir sagen?

Brockmann (sich abwendend). Ich . . . kann es . . . nicht!

Oddendahl (starrt Brockmann einen Moment an, dann stürzt er auf ihn zu, keuchend).

Widerrufen Sie! Widerrufen Sie! Sprechen Sie mir nach: ich bin ... ein ... Verleumder ... ein elender ...

Brockmann (leise). Ich bin ein ...

Oddendahl (gurgelnd). Verleumder ...

Brockmann (ganz leise). Verleumder ...

Oddendahl (sich aufbäumend). Nein! Sie haben lügen nicht gelernt! ... Welcher Teufel hat Ihnen das gesagt?

Brockmann (leise). Niemand! ... Ich habe sie gesehen! ...

Agnes. Herr Brockmann, haben Sie Erbarmen!

Oddendahl. .. Gesehen ... gesehen ... Was ... was?

Brockmann (leise). Hinein- und hinausschlüpfen aus seinem Hause ...

Oddendahl. .. Aus seinem Hause? ...

Brockmann. .. Viele Male ... durch Zufall ... weil ich da in der Nähe wohne...

Oddendahl. Sie ... Sie haben sich geirrt!

Brockmann. .. Sie war gut vermummt...

Oddendahl. Sie müssen ... müssen sich geirrt haben! ...

Brockmann. Es nützt kein Leugnen mehr; ... Sie war es ... und wenn der Himmel über mir einstürzen würde ... sie war es!

Oddendahl (ergreift mit der linken Hand Agnes' Arm, auf den er sich stützt, mit der rechten bedeckt er die Augen, murmelnd). O mein Gott ... mein Gott! (Er droht zu sinken; tiefe lange Pause; dann erwacht er wie aus einem schrecklichen Traum) Nicht wahr ... du bist meine Tochter Agnes?

Agnes (schmiegt sich an ihn). Vater! Väterchen!

Oddendahl (grauenvoll murmelnd). Wer ... ist ... der Mann da?

Agnes. Lieber, lieber Vater, komm doch zu dir!

Oddendahl (starrt verworren ins Weite). Die Beate ...

Brockmann (in tiefem Schmerz). Erfahren mußten Sie es ja doch einmal ... besser jetzt, wo Sie noch Ihre Ehre und die Ehre des Hauses retten können!

Oddendahl (murmelt). Die Beate ...

Brockmann (wendet sich zum Gehen).

Oddendahl (sammelt sich langsam und richtet sich auf). Bleiben Sie! Sie werden diese grauenvolle Anklage vor meiner Tochter Beate selbst wiederholen!

Brockmann. Lassen Sie das, Herr Senator, es ändert an der Sache nichts!

Oddendahl. Du kennst deine Schwester von Jugend auf! Sage ihm, daß er sich irrt! Daß es nicht möglich ist!

Agnes (die Augen niederschlagend). Es ist ... (sie stockt) nicht möglich!

Oddendahl. Rufe sie! ... er soll sie um Verzeihung bitten!

Agnes (schweigt).

Oddendahl. Rufe sie!

Agnes (leise) . . . Jetzt nicht!

Oddendahl (befehlend). Ich will sie sehen! Rufe sie!

Agnes (sich abwendend) . . . jetzt . . . darfst du sie nicht sehen!

Oddendahl (starrt sie an, langsam) . . . Ich darf sie nicht sehen? . . . so glaubst du auch an ihre Schuld?

Agnes (bebend). Ich . . . glaube nicht . . . an ihre Schuld!

Oddendahl. Ich verstehe! (Aufschluchzend, leise) Oh! . . . das trifft mitten ins Herz! (Pause; dann ruhig und gefaßt.) Ich habe noch eine Bitte an Sie zu richten . . . ich erwarte den Herrn hier zu einer geschäftlichen Unterredung . . . bei der sollen Sie dabei sein . . . damit Sie sehen, daß Sie mir unrecht taten!

Brockmann (erschüttert). Das weiß ich jetzt! (Pause.) Wann darf ich Ihnen die Schlüssel übergeben?

Oddendahl. Die Schlüssel bleiben in Ihren Händen!

Brockmann (geht auf ihn zu und streckt ihm in tiefem Mitleid stumm die rechte Hand entgegen).

Oddendahl. Erst . . . (als ob er sich in furchtbarem Abscheu die Hände säubert) muß sie wieder gereinigt sein.

Brockmann (langsam rechts ab).

Neunte Szene.

Oddendahl. Agnes.

Oddendahl (umhergehend). Kann ich mir einen Vorwurf machen?

Agnes. Nein, Vater, du nicht!

Oddendahl. Habe ich nicht alles getan, um ihr das Leben leicht zu machen?

Agnes. Ja, zu leicht!

Oddendahl (bleibt stehen). Habe ich sie nicht vor jeder Gefahr zu schützen versucht? Ist es denn möglich, daß sich mein Kind so weit verliert? War es nur Leichtsinn? nur gedankenloser Leichtsinn von ihrer Seite? gewissenlose Verführung von seiner Seite? Hat sie sich blenden lassen von seinem Äußeren, seinem Reichtum? nur verleiten lassen von seinen Schmeicheleien? . . . Nein, das kann es nicht sein . . . die ist sie gewöhnt . . . Also war es Liebe! . . . die erste Liebe, die um so heißer, um so stürmischer ist . . . die große furchtbare Leidenschaft . . . die nicht nach dem Morgen fragt, weil das Heute so schön ist! . . . der ist sie willenlos erlegen! . . . Dann kann ich ihr auch verzeihen! . . . Ein Mädchenschicksal! . . . Es ist unsäglich traurig, aber ich werde darüber hinwegkommen! . . . Warum liebte sie ihn? Gerade ihn? . . . Ist er so schön, so glänzend, so verführerisch? „Warum?" Müßige Frage! Sie liebte ihn! . . . (Er bleibt stehen.) Und dennoch: wenn es Liebe war, warum sagte sie es mir nicht? . . . Habe ich ihr je im Leben eine Bitte abgeschlagen, selbst, wenn es eine Torheit war? Fürchtete sie den

Unterschied der Verhältnisse, der Tradition, der Anschauungen? . . . Fürchtete sie meine Abneigung gegen ihn? . . . sie kennt mich, sie mußte wissen, daß ich ihr schließlich doch ihren Wunsch erfüllen würde, wenn sie mir gezeigt hätte, daß ihr Herz daran hängt? . . . Hatte sie nicht den Mut, zu kämpfen? . . . Warum sprach sie nicht? . . . Warum vertraute sie sich niemandem an, nicht dir, nicht ihrer Mutter? . . . Warum mußte sie sich wegwerfen und sich und uns alle mit Schande überhäufen? . . . Oder wollte sie sich auf diese Weise mein Jawort erzwingen? . . . (Aufwallend, aber leise.) Warum sprach sie nicht? . . . Und: (er bleibt stehen) Was nun?

Agnes. Was willst du tun?

Oddendahl. Ich will sie sprechen!

Agnes. Jetzt noch nicht, liebster Vater, jetzt noch nicht!

Oddendahl. Ich will sie nicht verdammen, ohne sie zu hören! . . Fürchte nichts, ich werde ruhig bleiben! (Man hört aus einem entfernten Zimmer auf dem Klavier eine Straußsche Walzermelodie spielen.) Spielt sie da?

Agnes. Ja!

Oddendahl. Rufe sie!

Agnes. Darf ich dabei sein? Glaube mir, es ist besser!

Oddendahl. Schon gut, schon gut! Rufe sie!

Agnes (geht zur rechten Tür; in demselben Augenblick)

Zehnte Szene.

Friedrich (durch die Mitte). Vorige.

Friedrich. Herr Direktor Steinharter! (Bleibt an der Tür stehen; Pause, in der sich

Oddendahl und Agnes (bestürzt ansehen).

Agnes (einige Schritte zurück zu Oddendahl, leise und schnell). Wirst du ihn empfangen?

Oddendahl (nach kurzer Überlegung). Mir bleibt keine Wahl und keine Zeit! . . . Sorge dafür, daß ich nicht gestört werde!

Agnes (leise). Liebster Vater, ich bitte dich: beherrsche dich! Laß dich nicht vom Zorn überwältigen!

Oddendahl. Sei unbesorgt! Hier heißt es aufbauen und nicht niederreißen! . . . (Zu Friedrich.) Ich lasse den Herrn bitten!

Friedrich (ab).

Elfte Szene.

Vorige ohne Friedrich.

Agnes (drückt ihrem Vater die Hand und geht schnell rechts ab).

Zwölfte Szene.

Oddendahl. Steinharter (durch die Mitte).

(Während dieser Szene ist aus der Ferne Klavierspiel bald deutlicher, bald schwächer vernehmbar.)

Steinharter (tritt ein und verbeugt sich sehr höflich). Herr Senator, ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich mich eine Viertelstunde über die vereinbarte Zeit verspätet habe, aber, Sie werden's aus Erfahrung wissen, wir alle sind nicht Herren, wir sind Sklaven unseres Geschäftes.

Oddendahl. Ich bitte Sie, Platz zu nehmen.

Steinharter. Ich danke verbindlichst! (Er setzt sich.)

Oddendahl (bleibt stehen). Hätten Sie sich nicht, wie wir verabredet hatten, zu mir bemüht, so wäre ich in der nächsten Viertelstunde bei Ihnen gewesen, denn ich habe mit Ihnen noch Wichtiges zu besprechen.

Steinharter. Ich stehe ganz zur Verfügung, trotzdem ich annehmen mußte, daß nach den Abmachungen, die wir getroffen hatten und die ja von Ihnen ausdrücklich gutgeheißen wurden ... daß nun alles nach Ihren Wünschen geregelt sei?

Oddendahl. Nicht alles! (Er geht umher, dann bleibt er stehen.) Herr Direktor Steinharter, verzeihen Sie, daß ich einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit für meine Person in Anspruch nehme? ...

Steinharter. Wenn Sie mich dieses Vertrauens würdigen wollen, Herr Senator, ich weiß die Ehre vollauf zu schätzen.

Oddendahl. Die Ehre! Da sind wir schon bei der Sache. Sehen Sie, ich bin aufgewachsen in der Zucht eines Vaters, dem Ehre und Atmen untrennbare Begriffe waren. Ich bin aufgewachsen in einem Hause, welches — ich kann das ohne Übertreibung und mit Stolz sagen — das Sinnbild der Ehre war. Ich habe die Lehren, die ich da empfangen habe, und die Vorbilder, die ich da vor mir gesehen habe, in mich aufgenommen und habe sie zur Richtschnur meines Lebens gemacht. Selbst meine Feinde — und ich habe wohl auch welche — werden dies zugestehen. Ich habe niemals eine Handlung begangen, die ich nicht vor meinem Gewissen hätte verantworten können, ich habe mich glücklich gefühlt in dem Bewußtsein, meine Pflicht zu tun! Ich habe niemals in meinem ganzen Leben einem Menschen wissentlich etwas Böses zugefügt ... (In tiefster Erschütterung, aber leise.) Herr, was tat ich Ihnen, daß Sie mir mein Kind zugrunde richteten?

Steinharter (vom Stuhle aufschnellend). Ah!

Oddendahl (bebend, aber sich bezwingend). Was tat ich Ihnen?

Steinharter (ruhig). Herr Senator ... ich verstehe Sie nicht!

Oddendahl (vor ihm stehend). Sie verstehen mich nicht?

Steinharter. Herr Senator, bevor Sie weiter sprechen .. Sie scheinen im Begriff zu sein, mir Mitteilungen vertraulicher Natur zu machen, verfängliche Mitteilungen, die nicht für mich bestimmt sind?

Oddendahl. Die nur für Sie bestimmt sind! Was tat ich Ihnen, daß Sie mir meine Ehre raubten? Was gab Ihnen das Recht, so niedrig,

so verächtlich von mir zu denken, daß Sie meine Bitte erfüllten, die ich ahnungslos an Sie richtete?

Steinharter (kalt). Herr Senator, zum letzten Male: Sie richten Ihre Vorwürfe an eine falsche Adresse. Ich wiederhole Ihnen das in aller Ruhe und mit aller Bestimmtheit! Und ich erlaube mir hinzuzufügen, daß Sie mir in recht unerwarteter Weise den Dank abstatten für meinen Dienst, den ich Ihnen nicht antrug, sondern um den Sie mich gebeten haben! (Kurze Pause.)

Oddendahl. Sie kennen meine Tochter Beate nicht?

Steinharter. Nein! Ich habe nicht die Ehre!

Oddendahl. Sie sind ihr niemals im Leben begegnet?

Steinharter. Niemals!

Oddendahl. Und darauf geben Sie mir Ihr Ehrenwort?

Steinharter. Darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort!

Oddendahl (leise und bebend). Herr, Sie sind ein . . .

Steinharter (richtet sich auf; sie stehen sich einen Moment Aug' in Auge gegenüber; kurze Pause).

Steinharter. Ist das . . . Verhör jetzt zu Ende?

Oddendahl. Nein!

Steinharter. Ich aber verzichte auf das zweifelhafte Vergnügen, dieses Ende abzuwarten! (Er will mit kühler Verbeugung zur Mitteltüre.)

Oddendahl (vertritt ihm die Tür, leise). Sie bleiben!

Steinharter (eisig). Was beliebt noch?

Oddendahl. Und wenn ich meine Tochter Beate jetzt hierher rufe?

Steinharter (eisig). So wird es mir ein Vorzug sein, die Bekanntschaft dieser verehrungswürdigen jungen Dame zu machen!

Oddendahl (schließt die Mitteltür ab, dann geht er an den Schreibtisch, auf den Agnes den Revolver gelegt hat, und nimmt ihn in die Hand).

Steinharter (kalt lächelnd). Hahaha! Glauben Sie, daß Sie mich damit ins Bockshorn jagen? Ich habe 'mal in einem Theater ein recht effektvolles Drama gesehen, in dem ein Vater den Verführer seiner Tochter niederschießen wollte. Die Situation war ungefähr die gleiche. Nur mit dem Unterschiede, daß der der Verführer war und daß Sie, Herr Senator, Ihre Schießfertigkeit an einem Unschuldigen erproben wollen!

Oddendahl (mit dem Revolver ruhig). Herr Direktor Steinharter, Sie sagen mir jetzt die Wahrheit, oder Sie verlassen dieses Zimmer nicht mehr lebend!

Steinharter. Glauben Sie etwa, daß ich die Flucht ergreifen oder um Hülfe rufen werde? . . . Schießen Sie mich nieder! . . . Aber überlegen Sie es sich vorher noch einmal! . . . Mit diesem Gewaltmittel schaffen Sie mich aus der Welt, nicht aber die Dokumente, in denen Sie mit Ihrer eignen Unterschrift über die empfangene Summe quittierten! Und so bliebe nur die eine ungeheuerliche Erklärung für Ihre Tat übrig, daß Sie sich eines unbequemen Gläubigers entledigt haben! Und dafür zahlen die Gesetze mit gleicher Münze heim: für den Tod den Tod! (Pause.)

Oddendahl (in einem Stuhl zusammensinkend, leise). Was soll das werden? ... was soll das werden?

Steinharter (mit eisiger Ruhe). Würden Sie die Güte haben, jetzt die Tür wieder aufzuschließen?

Oddendahl (springt auf, überwallend, ohne laut zu werden). Haben Sie doch Erbarmen mit mir! helfen Sie mir doch aus diesem Jammer! Ich will Sie ja nicht anklagen, ich will Sie ja nicht zur Rechenschaft ziehen! .... Nur helfen Sie mir, diesem Grauen ein Ende zu machen, helfen Sie mir zu dem einzig möglichen Abschluß! Ich bitte Sie ... ich flehe Sie an ... sagen Sie mir die Wahrheit?

Steinharter (ruhig, aber ohne schroffe Kälte). Herr Senator, ich bedauere, Ihnen diesen Gefallen nicht erweisen zu können. Und ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern, daß ich Ihnen mein Ehrenwort gab!

Oddendahl (fiebernd). Und nichts könnte Sie bewegen, die Wahrheit einzugestehen?

Steinharter. Das wäre in diesem Falle eine Unwahrheit!

Oddendahl. Und — ich spreche jetzt nicht von Ihnen und mir — nichts könnte Sie in einem ähnlichen Falle bewegen, nicht Mitleid, nicht Erbarmen, nichts? ... nichts?

Steinharter. Das ist wohl eine müßige Doktorfrage, über die ich noch nie so recht nachgedacht habe. Aber ich denke mir wohl ... käme ich in eine solche Situation ... keine Macht der Erde könnte mir das Geheimnis entreißen!

Oddendahl. Sie zwingen mich zum Äußersten: meine Tochter selbst hat es mir eingestanden! Daß sie in Ihrem Hause war: viele Male! Leugnen Sie noch?

Steinharter (seine Fassung verlierend, stampft ärgerlich mit dem Fuße auf).

Oddendahl (tritt mit den Händen auf dem Rücken vor ihn hin). Leugnen Sie noch?

Steinharter (ruhig und höflich). Herr Senator, ich bitte Sie um die Hand Ihres Fräulein Tochter!

Oddendahl (aufatmend). Ich willige ein! (Kurze Pause.)

Steinharter. Wann darf ich mit Ihrem Fräulein Tochter sprechen?

Oddendahl. Sofort! (Er klingelt.)

Dreizehnte Szene.

Vorige. Friedrich (durch die Mitte).

Oddendahl. Rufen Sie Fräulein Beate!

Friedrich. Zu Befehl! (Links ab.)

Vierzehnte Szene.

Oddendahl. Steinharter.

Steinharter. Herr Senator, glauben Sie nicht, daß es richtiger wäre, wenn ich mit Ihrem Fräulein Tochter allein spräche?

Oddendahl. Sie haben recht! (Seinen Grimm unterdrückend.) Ich will sie erst sehen, wenn auch das vorüber ist!

(Das Klavierspiel, eine rauschende, lustige Tanzweise, ist jetzt sehr deutlich vernehmbar.)

Fünfzehnte Szene.

Vorige. Friedrich.

Friedrich. Das gnädige Fräulein wird in wenigen Minuten erscheinen!

Steinharter (sich höflich gegen Oddendahl, der zur rechten Tür geht, verbeugend). Ich werde warten!

(Vorhang.)

Vierter Aufzug.

Dieselbe Szenerie.

Der vierte Aufzug schließt sich unmittelbar an den dritten an; beim Aufgeben des Vorhangs verstummt das Klavierspiel mit einem glänzenden Lauf. Steinharter geht langsam durchs Zimmer; man hört links Türenklappen, dann Beatens trällernde lustige Stimme, die linke Tür wird geöffnet.

Erste Szene.

Steinharter. Beate.

Beate (in der offenen Tür). Papa, du hattest Sehnsucht nach mir? .... (Zu Tode erschrocken, atemlos und leise.) Allmächtiger Gott, was willst du hier?

Steinharter. Fräulein Beate ...

Beate (leise und schnell). Was soll das? ... (Zornig.) Was soll das?

Steinharter (ruhig). Fräulein Beate, ich kenne die Gründe nicht, welche Sie veranlaßt haben, Ihrem Herrn Vater Mitteilungen zu machen, die ...

Beate. Ich? Bist du von Sinnen?

Steinharter. Hm! ... Also doch überrumpelt!

Beate. Wer hat uns verraten? Wer? ... ich könnte ihn mit kaltem Blut erwürgen!

Steinharter. Aber gleichviel! Ihr Herr Vater ist plötzlich Mitwisser geworden ... ich habe um Ihre Hand angehalten ... das war ja unter diesen Umständen selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich, daß Sie mir Ihre Hand gewähren, um die ich Sie jetzt bitte!

Beate (die ihre Fassung wiedergewonnen hat). Ist das wirklich so „selbstverständlich"?

Steinharter. Ich halte es für die einzig mögliche Lösung! Ihr Herr Vater hat eingewilligt und ...

Beate (sich in einen Fauteuil werfend) ... somit wäre ja alles in schönster Ordnung!

Steinharter. Ich hoffe, mein gnädiges Fräulein!

Beate. Ach was! Jetzt keine Komödie! „Gnädiges Fräulein!"

Ich bin wohl plötzlich über Nacht eine Respektsperson für dich geworden! Wir können uns ja vor lauter Hochachtung mit Euer Hochwohlgeboren anreden! Also . . . Euer Hochwohlgeboren wollen mich heiraten! . . . Wirklich so richtig mit Standesamt und elterlichem Segen und Myrtenkranz und Baumkuchen! Und dann lassen wir uns bepredigen: „Wo du hingehst, will ich auch hingehen", und die Orgel rauscht und der Kirchendiener ist für zehn Mark Trinkgeld tief gerührt . . nicht wahr, mein Herzchen, so denkst du dir das?

Steinharter (lächelt). Ich muß gestehen, ich hatte noch nicht recht Zeit, über die Details nachzudenken . . .

Beate (schaukelt mit dem Wiegestuhl). Na? . . . und die geehrte Familie?

Steinharter. Ich habe bisher nur den Vorzug gehabt, mit deinem Vater zu sprechen . . .

Beate (leicht). Er wollte dich natürlich töten!

Steinharter (lacht unwillkürlich). Ja, er zeigt entschieden und gar nicht mißzuverstehende Neigung, mich zu meinen Vätern zu versammeln!

Beate. Siehst du, ich habe es dir gleich gesagt! . . . Mama? . . . Paß mal auf, die wird zuerst zu dir kühl sein bis ans Herz hinan, gletscherhaft kühl, ganz Polargegend, ganz Würde und Hoheit, und dann wird sie schmelzen wie Butter in der Sonne . . . na ja, du bist ja eine sogenannte glänzende Partie! . . . Meine geliebte Schwester Agnes wird mir im Ton einer Frauenversammlung eine donnernde Rede halten über sittliche Verderbnis, Strümpfe stricken und edle Weiblichkeit! . . . Bleibt noch mein Brüderchen . . . der fordert dich natürlich . . . aber sei unbesorgt . . . er schießt nicht!

Steinharter (lacht). Ich danke für die wohltuende Beruhigung!

Beate. Und somit wäre, wie gesagt, alles in schönster Ordnung bis auf die große Szene natürlich, die mir Papa machen wird und um die mich mancher Dramenautor beneiden würde!

Steinharter. Liebste Beate, es ist nicht meine Schuld, daß vertrauliche Dinge ans Licht gezogen wurden, die . . .

Beate. Ach, bitte! . . . daran erinnert ein Gentleman eine Dame nicht! Oder willst du vielleicht noch dafür bedankt sein, daß du nicht geplaudert hast? . . . Ist das Menu zur Hochzeit vielleicht auch schon entworfen?

Steinharter. Nein!

Beate. Um so besser! Denn es könnte dabei jemand fehlen: die Hauptperson!

Steinharter (liebenswürdig). Was soll das heißen?

Beate (voll Anmut). Das soll heißen, mein geliebter Dummerjahn, daß ich dich nicht nehme!

Steinharter (lacht). Ah?

Beate. Daß ich „nicht die Wege gehen will“, die du mir zeigen willst! Wundert's dich?

Steinharter (belustigt). Das allerdings hatte ich nicht erwartet!

Beate. Hattest du nicht erwartet? Mein Freund, du hast ein schlechtes Gedächtnis!

Steinharter (der sich nur mühsam das Lachen verbeißt). Ja aber, Beate, jetzt doch mal Scherz beiseite! ... Die Stunde ist doch zu ernst ... sie entscheidet über dein Leben!

Beate. Ach bitte, keine Feierlichkeit! es kleidet dich nicht!

Steinharter. Ja, habe ich dir denn nicht bis jetzt gefallen?

Beate. Ach Gott, du bist ein bildhübscher Mensch, du hast unbedingt den schönsten Schnurrbart meines Lebens, und du bist von einer entzückenden Unverschämtheit! Ich will's dir sogar gestehen, daß ich bis über die Ohren in dich, geliebtes Scheusal, vergafft war! Ich gebe dir sogar zu, du hättest die meiste Chance gehabt, wenn ich überhaupt je ans Heiraten gedacht hätte.

Steinharter (heiter). Du willst mich also nicht?

Beate (lacht). Nein, mein Liebling!

Steinharter. Ja, bin ich denn seit gestern ein anderer geworden?

Beate. Gewiß! Gestern warst du noch mein Sklave, und von heute an möchtest du mein Herr sein!

Steinharter. Na, Offenherzigkeit kann man dir nicht absprechen!

Beate. Würde es dir lieber sein, wenn ich dich jetzt belügen würde? Ein anderes Mädchen in meiner Lage würde dir höchst wahrscheinlich in die Arme sinken, tief gerührt von deiner Hochherzigkeit, und würde Dankgebete zum Himmel schicken für ihren Retter aus Gefahr und Not! Ich aber bedaure, ich kann mich dazu nicht aufschwingen, oder, sagen wir richtiger, erniedrigen! Ich sage dir nicht allein keinen Dank, sondern, mein hoher Herr, ich verlange ihn von dir! Dank für meine bezaubernde Offenherzigkeit! ... Ich bin eine Frau, die sich anbeten und vergöttern läßt, die sich aber nicht unterjochen läßt! Dagegen bäumt sich mein ganzes Wesen auf! Nein, mein Bester, einem stärkeren Willen mich fügen müssen ... dazu habe ich, weiß es der Himmel, kein Talent!

Steinharter (der ihr immer belustigter folgt). Ja, aber, mein Kätzchen .. (er verbessert sich) mein Fräulein ..

Beate. Sage nur ruhig: „mein Kätzchen“ ... ich habe es gern gehört!

Steinharter. Aber in einer Ehe liegt die Sache doch wohl ein bißchen anders! ... Da gibt doch eins dem anderen nach ... da geht das eine im Willen des anderen auf ... da sollen Mann und Frau vereint ...

Beate. J Gott bewahre! Was entdecke ich zu guterletzt noch an dir! Frequentierst du die Kirchen? Das schmeckt so nach Sonntags-

nachmittagpredigt! . . . Oder wo sonst hast du diese wohlfeilen Weisheiten aufgeschnappt? In deinen Chambres separées gewiß nicht?

Steinharter (lacht laut auf). Weiß es Gott, man kann nicht ein ernsthaftes Wort mit dir reden!

Beate. Ist ja auch gar nicht nötig! Wozu denn „ernsthaft"? Wir können ja die Sache in aller Gemütlichkeit besprechen!

Steinharter. Weißt du, Beate, ich glaube, dein kecker Schnabel sagt oft etwas ganz anderes, als dein Herz fühlt! Nur um interessant zu sein, machst du dich oft viel schlechter, als du bist. Denn schlecht bist du, weiß es Gott, nicht, du bist nur ein capriciöser kleiner Racker! Ja, ja, ich bin fest überzeugt, würde einmal plötzlich etwas Unerwartetes an dich herantreten, etwas, was dich erschreckt und aufrüttelt, so mit einem Wort, der ganze Ernst des Lebens: du würdest ohne Besinnen deine bisherigen Grundsätze über Bord werfen, und aus dem zappligen, wirbligen kleinen Frauenzimmerchen würde eine pflichttreue und ernste Frau werden!

Beate. Würdest du etwa nicht deinen Willen geltend machen und befehlen und poltern?

Steinharter. Aber, Teufelchen, du tust ja gerade so, als ob ich ein Tiger wäre, der dich zum ersten Frühstück mit Thee und gebratenem Schinken verzehrt! In einer Ehe kann doch von einer Unterjochung keine Rede sein, am allerwenigsten, wenn man sich liebt?

Beate (wirft laut lachend den Kopf nach hinten). Ach . . . ach . . . nein . . . bist du komisch!

Steinharter. Na, warum lachst du denn so?

Beate (unter herzlichstem Lachen). Ja . . . liebster einzigster, süßester Freund, du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß wir uns lieben? (Sie erholt sich langsam.) Du hast wahrhaftig schon schlechtere Witze gemacht! Sieh mal, was mich zu dir geführt hat . . .

Steinharter. Ich dachte, wir wollen davon nicht reden?

Beate. Ja, mein Schatz, du darfst es nicht! Ich darf es! Was mich zu dir geführt hat . . . bist du wirklich so eitel, zu glauben, daß es Liebe war?

Steinharter (belustigt). Eine andere Erklärung würde mir allerdings einige Schwierigkeiten bereiten!

Beate. Grüble nicht weiter darüber nach! Danke mir, daß es so gewesen ist, und ich danke dir! Denn es war doch viel Hübsches und Lustiges und Verschwiegenes dabei!

Steinharter (in Erinnerung). Ach ja!

Beate. Also aus Liebe werde ich dir heute nicht an deine schöne Männerbrust sinken! Das wollen wir 'mal festhalten! Nicht wahr, darüber bist du dir doch im klaren?

Steinharter (lacht). Du unterschätzest wirklich mein Auffassungsvermögen!

Beate. Bliebe die Vernunft, das Interesse! Bliebe, wenn ich ein Verkaufsobjekt wäre, so ein alter Ladenhüter, mit dem notwendigerweise geräumt werden müsse wegen vorgerückter Saison!

Steinharter (heiter). Was das wieder für Ausdrücke sind!

Beate. Bliebe das Interesse! Das heißt: ich wäre arm wie die elfte Tochter eines Volksschullehrers, ich würde dich nehmen müssen, um versorgt zu sein! Kurz, ich müßte mich an den Meistbietenden versteigern lassen! Aber das habe ich, Gott sei Dank, nicht nötig; Papa hat ja selber Geld genug!

Steinharter (lacht). Sehr richtig bemerkt!

Beate. Vielleicht sogar mehr als du!

Steinharter (ebenso). Aber unbedingt!

Beate. Denn allen Ernstes: dem Vermögen von euch Börsenfürsten traue ich nicht recht! Wie gewonnen, so zerronnen! Während der Besitz eines solchen Handelsherrn, wie zum Beispiel Papa ist, doch viel solider und dauerhafter ist! Das mußt du, wenn du unparteiisch bist, doch zugestehen?

Steinharter (setzt sich, aus vollem Halse lachend). Entschuldige einen Moment . . . ich . . . ich kann nicht mehr!

Beate (voll Drolerie). Ach, du bist ein Geldprotz! Also erstens . . . höre doch 'mal endlich auf, zu lachen . . . erstens, mein süßer Junge, will ich dich nicht, und zweitens brauche ich dich nicht zu wollen! Kapiert? . . . Wozu wollen wir uns noch eine Komödie vorspielen? Dazu kennen wir beide uns wohl doch zu genau! Soll ich dir 'mal unsere Zukunft ausmalen? Aber bleibe doch sitzen! Du wirst ja müde werden! Und stecke dir eine Zigarette an, ich kenne ja deine Liebhabereien!

Steinharter. Aber ich bitte dich: hier!

Beate. Du würdest mich natürlich bei dem elegantesten Schneider anziehen, du würdest mich mit Schmuck behängen, kurzum, du würdest eine unverschämte Reklame treiben mit deiner bildhübschen jungen Frau! Das würde alles im richtigen Geleise gehen, bis . . .

Steinharter. Na, jetzt bin ich aber neugierig!

Beate. . . . bis dir eine andere besser gefällt!

Steinharter. Aber, Liebling, das traust du mir zu?

Beate. Dir? Alles! Aber so treulos wie du würde ich dann auch sein!

Steinharter (lacht). Ach, das ist doch höchst unwahrscheinlich!

Beate. Unwahrscheinlich? Mein Liebster, das ist sogar ganz gewiß! Zur Strafe dafür, daß du in fremden Revieren jagst, würde ich ganz unbedingt dein wohlfrisiertes Haupt mit einem stattlichen Geweih zieren!

Steinharter. Bestimmt?

Beate. Wie das Amen in der Kirche, oder da der Vergleich dir näher liegt, wie der Sekt bei einem Souper à deux! Und das Ende? (Sie steht auf.) Und deshalb glaube mir: es ist besser, wir machen heute

einen Strich unter die anmutige Komödie, als daß wir später zum Gaudium der lieben Nachbarn eine geschmacklose Tragödie aufführen! (Sie reicht ihm die Hand zum Kuß.) Da!

Steinharter. Deinem Widerspruch gegenüber bin ich natürlich machtlos! Aber . . . du denkst dir die Lösung der Sache doch leichter, als sie ist! Ich brauche dir nicht zu sagen, daß über meine Lippen nie ein Wort schlüpfen wird, das . . .

Beate. Nein, das brauchst du wirklich nicht zu sagen! . . . Man spricht nicht über Selbstverständlichkeiten!

Steinharter. . . . Aber, der Teufel kann zum zweiten Male seine Hand im Spiele haben . . . die Sache könnte durchsickern, und dann wär's um deinen guten Ruf geschehen!

Beate. Abah! Die Anständigen würden sagen: „Die beiden haben sich 'mal geliebt!“ und die Schandmäuler würden sagen: „Die beiden haben 'mal was miteinander gehabt!“

Steinharter. Aber von einem hast du noch gar nicht gesprochen: von deinem Vater! Ich muß es dir ganz ehrlich gestehen, er hat mir doch vorhin verdammt leid getan!

Beate. Ich verehre ihn sehr! Ich fürchte mich nur nicht vor ihm!

Steinharter. Das sagst du jetzt! Aber . . . steh' mal erst vor ihm!

Beate. Du kannst ja dabei sein!

Steinharter (lacht). Na weiter fehlt nichts! Meiner eigenen Sektion beiwohnen? Der verschmähte Liebhaber, über dessen körperliche, geistige und seelische Defekte verhandelt wird!

Beate. Na na na! Du übertreibst 'mal wieder! Du tust ja gerade so, als ob du dich zum Ehrenmitglied einer Idiotenanstalt eignetest! Und das muß ich mir denn doch schönstens verbitten!

Steinharter. Aber mache dich auf einen Sturm mit deinem Vater gefaßt!

Beate. Ein jeder Sturm verliert mit der Zeit an Kraft! . . . Bist du bös, mein Schatz? Verletzt es deine Eitelkeit, daß ich „nein“ sagte? Darüber wirst du hinwegkommen! Schnell! Sehr schnell! Beleidigend schnell! . . . Und den guten Rat will ich dir noch mitgeben . . . wenn du mal so ganz müde, so ganz schachmatt bist, wenn du an deinen zweifelhaften Freuden keinen Spaß mehr findest und dir mal der fürchterliche Gedanke kommen sollte: zu heiraten, tue es nicht! Du paßt zur Ehe ebenso wenig wie ich! Tue es nicht! Es macht sich überdies ganz gut, wenn die Leute sagen: „er hat mal unglücklich geliebt!“ So was nennt man charaktervoll! . . . Wirst du noch manchmal an mich denken?

Steinharter. Aber, Kätzchen! Wie kannst du fragen! Na und du?

Beate. Ich werde manchmal so namentlich um die Schummerstunde Sehnsucht bekommen nach dem hübschen lauschigen Nest, aber . . . (Sie wirft

den Kopf zurück) es muß sein! (Mit übersprudelnder Lustigkeit.) Leb' wohl auf ewig, Heißgeliebter!

Steinharter. Leb' wohl, Diavoletto!

Beate (voll Übermut). Nun? Habe ich nicht recht? Ist es nicht entzückend, daß wir uns nicht heiraten?

Steinharter. Abschiedskuß!

Beate. Tempi passati, carissimo, tempi passati!

Steinharter (drollig). Beate, ich gehe jetzt!

Beate. Ich erteile dir meinen Segen und erkläre dich für einen Gentleman!

Steinharter (an der Mitteltür). Beate ... (lachend) ich gehe jetzt!

Beate. Der Abschied scheint dir ja furchtbar schwer zu werden!

Steinharter. Weißt du, Beate, du bist trotz aller deiner kleinen Teufeleien doch eigentlich ein entzückendes kleines Persönchen! Ich habe eine glänzende Idee!

Beate. Jedenfalls neu!

Steinharter. Ich werde mich in dich verlieben!

Beate. Du bist köstlich!

Steinharter. Ich werde dich mit Blumen überschütten, ich werde dir Gedichte machen ...

Beate. Um Gottes willen ...

Steinharter. Ich werde um dich werben, aber dieses Mal um dein Herz ...

Beate. Versuch's!

Steinharter. Wart's ab, mein kleiner Teufel, an Geduld soll es mir nicht fehlen!

Steinharter (Mitte ab).

Zweite Szene.

Beate, dann Friedrich.

Beate (steht einen Moment vor sich hinlächelnd da, dann geht sie zur elektrischen Glocke, dort bleibt sie stehen, als ob sie sich etwas überlegte, dann aber klingelt sie mit einer Bewegung, als ob sie sagen wollte: „Es muß sein!")

Friedrich (durch die Mitte).

Beate. Friedrich, wissen Sie vielleicht, wo Papa ist?

Friedrich. Der Herr Senator kommt gerade die Bureautreppe herauf!

Beate. Aha! ...

Friedrich (Mitte ab).

Beate (für sich). Jetzt, Beate, nimm dich zusammen!

Dritte Szene.

Oddendahl. Beate.

Oddendahl (von rechts; bebend). Da bist du! (Er sieht sie an, dann in furchtbarem Grimm.) Geh' mir aus den Augen! Ich kann dich noch nicht sehen!

Beate (wendet sich nach links, als sie an der linken Tür ist)

Oddendahl. Bleibe! . . . Wir haben noch ein Wort miteinander zu sprechen!

Beate (ruhig). Ich weiß es, Papa, es soll meine Hinrichtung werden, dann bitte ich schnell und möglichst schmerzlos!

Oddendahl (zornig). Ich verbitte mir diesen Ton! Du stehst hier nicht vor deinesgleichen, du stehst vor deinem Richter!

Beate (anmutig). So, so! Ich dachte: vor meinem besten Freunde! . . .

Oddendahl (sich umsehend). Herr Steinharter ist fortgegangen?

Beate. Ich habe ihn weggeschickt!

Oddendahl (sie verständnislos anstarrend). Du hast . . . ihm deine Hand verweigert?

Beate (mutig). Ja!

Oddendahl (auf sie zutretend, in vollem Zorn). Bist du denn von Sinnen? Muß ich dich wirklich daran erinnern, daß du dir selbst das Recht genommen hast, ihn abzulehnen? Du verweigerst ihm deine Hand, trotzdem du ihn liebst?

Beate. Ich? Ich mag ihn gern leiden, und ich gestehe auch gerne ein, daß auch nicht einer von all' den gebügelten und geschniegelten Strohköpfen aus unseren Kreisen mit ihm wetteifern kann an Witz und guter Laune und wirklichem Takt! (Steht hinter einem Fauteuil, warm.) Mein lieber guter Papa! Warum willst du mir harte und grausame Worte sagen, die ich nie mehr im Leben vergessen könnte und die du später ja doch einmal bereuen würdest? Glaubst du, daß dadurch irgend etwas gebessert würde? Der Schein spricht natürlich vollständig gegen mich! Du hast das Recht, mich anzuklagen, aber ich habe auch das Recht, mich zu verteidigen, nicht wahr?

Oddendahl. Ich will dich nicht ungehört verdammen! Was hast du mir noch zu sagen?

Beate. Meine Schuld gestehe ich unumwunden zu! Aber, ich überliefere mich dir nicht mit gebundenen Händen! Wenn du dir die Mühe nehmen willst, ein wenig nachzudenken: glaubst du nicht selbst, daß ich an meiner Schuld nicht ganz schuldig bin?

Oddendahl. Ich bin begierig zu hören, auf wen du einen Teil deiner Schuld abladest?

Beate. Auf die Verhältnisse, auf die Umgebung, auf das Milieu . . . so nennt man's ja jetzt . . . in dem ich aufgewachsen bin!

Oddendahl (zornig). Willst du mir vielleicht noch Vorwürfe machen?

Beate. Dir, weiß Gott, nicht! Du konntest dich nicht um mich kümmern! . . . (Achselzuckend) Mama! Du lieber Himmel! Die verbrachte ihr Leben auf dem Sofa . . . die hatte immer so viel mit sich zu tun . . . ihr genügte es, wenn ich hübsch aussah, wenn ich recht viel Kotillonbuketts nach Hause brachte und sie im übrigen zufrieden ließ! . . . Gerhard? . . . Den rechne ich überhaupt nicht! Die einzige, die mich

mit ihrer gesunden Derbheit hätte zügeln können, wäre Agnes gewesen, aber die kam zu früh aus dem Hause! So bin ich aufgewachsen, trotzdem ich französische und englische Gouvernanten hatte und Klavierlehrer und Gesangslehrer und Literaturlehrer, doch ohne Erziehung, ohne Aufsicht, ohne väterlichen Rat, ohne mütterlichen Schutz, ohne jeden Halt! . . . So konnte ich zuerst meinen Launen und Passionen und dann meinem Leichtsinn die Zügel schießen lassen!

Oddendahl. Ich will nicht ungerecht sein, es ist manches Wahre daran! Aber du hättest so viel Achtung vor dir selbst haben sollen, daß . .

Beate. Ja, ja, ich weiß schon, was du sagen willst! Lieber Papa, du urteilst von der Höhe deiner Lebenserfahrung und deines Alters! Und ich? Ich bin zwanzig Jahre! Ich habe es getan, weil ich jung bin und leichtsinnig und vergnügt, weil die Sonne scheint und mich das Leben freut und weil ich Hunger nach dem Leben habe! Du denkst dir nun gewiß, daß Himmel und Erde einstürzen werden ob meiner Greueltat, daß du und dein Name und deine Ehre geschändet sind fürs ganze Leben? . .

Oddendahl (flammend). Jawohl! Beschmutzt hast du meine Ehre, besudelt hast du sie und mit Füßen getreten!

Beate. Kannst es mir schon glauben: die Mädchen aus unseren Kreisen naschen oft von verbotenen Früchten . . . nur nicht die Häßlichen, weil denen die Früchte zu hoch hängen! Die Väter tun das Klügste . . sie drücken beide Augen zu und vermeiden jeden Skandal!

Oddendahl. Und da du mich in diese Notlage versetzt hast, wirst du Herrn Direktor Steinharter heiraten! . . . Ob du glücklich wirst oder unglücklich . . . das kommt nun leider nicht mehr in Frage . . . du hast freiwillig den ersten Schritt getan, jetzt wirst du unfreiwillig den zweiten Schritt tun müssen! Denn soweit sind wir denn doch noch nicht, daß du als herrenloses Gut zu betrachten wärst! Du hast mir gesagt, daß in der Welt, in der du bisher gelebt hast, man andere Begriffe von weiblicher Würde hat! Das mag sein und mich geht's nichts an! (Voll Energie.) In der Welt, in der ich lebe, in dem Hause, in dem ich befehle, herrschen noch Sitte und Ehre! Und danke mir, daß ich dir befehle, den Mann zu heiraten! Was dir jetzt als Zwang erscheint, wirst du später als Wohltat empfinden! Ich will dich davor schützen, daß du dir selbst die allerschwerste Strafe auferlegst, den Kampf mit deinem Gewissen! Denn, wenn du auch jetzt in deinem Leichtsinn, in deiner moralischen Farbenblindheit glaubst, dich über alles hinwegsetzen zu können, über alle Schranken, die die Gesellschaft zu ihrem eigenen Schutz gezogen hat: die Stunde müßte kommen, wo dein Gewissen erwacht, wo du bereust, wo du ins Leere blickst, ohne Halt und ohne Hoffnung! Die Stunde müßte kommen, in der es dir klar würde, daß du das verloren hast, ohne das kein Mensch leben kann: die Selbstachtung! Und deshalb grolle mir nicht, sondern danke mir, daß ich weiter denke als du und daß ich dir befehle, dem Manne deine Hand zu geben!

Beate. Wird dir da nicht bange vor deinem Verantwortungsgefühl? Vorsehung spielen für einen anderen ist immer ein gewagtes Ding! Und überdies: das Recht der Selbstbestimmung habe ich geübt und werde ich weiterüben!

Oddendahl. Weißt du nicht, was weibliche Tugend ist?

Beate. Tugend? Die ist für das weibliche Geschlecht bis zu etwa vierzig Jahren ein unaufhörlicher Kampf gegen die Versuchung und von über vierzig Jahren ... na, da ist sie freilich kein großes Kunststück mehr! ... Vater, sei nicht so erschrocken, ich kann nun einmal nicht heucheln .. ich muß reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist! (Nach kurzer Pause.) Ich habe 'mal eine sehr schöne italienische Novelle gelesen ... da hatte ein tolles Mädchen aus einem alten stolzen Patrizierhause seine Jugend genossen; der Vater, ein großes Tier, verfluchte natürlich sein ungeratenes Kind. Die ganze Stadt wußte den Skandal. Aber man verzieh ihr alles! Das Mädchen wurde geliebt und geehrt nicht nur von den Männern, auch die Frauen beteten sie an. Und als sie starb, hat man sie in feierlichem Zuge nach der Kathedrale geleitet und hat sie an einem Ehrenplatz beigesetzt, und dort schläft sie nun als Heilige und hat im Bädeker zwei Sterne!

Oddendahl. So etwas kommt in Büchern vor!

Beate. Wohl auch im Leben! Und wenn es jetzt vielleicht noch nicht passiert ... es wird vorkommen! Ich bin felsenfest davon überzeugt: es wird die Zeit kommen, wo die Welt nicht mehr mit Blendlaterne und Spürhaken in der Vergangenheit eines jeden Mädchens stöbern wird! Und das ist recht: man heiratet doch nicht die Vergangenheit, man heiratet doch die Gegenwart, die Zukunft! Unerbittlich werden bleiben nur die eitlen Männer, diese Dummköpfe, die alle Rechte der Jugend für sich in Anspruch nehmen und in ihrer Engherzigkeit keine Rechte gewähren wollen, und die verbissenen alten Jungfern, die öffentlich lästern und sich heimlich wütend ärgern, daß sie ganz unfreiwillig haben Vestalinnen bleiben müssen! ... liebster Papa, ein Vater, der seine Tochter zum Altar schleppt ... das ist wirklich zu altmodisch ... das ist Leihbibliothek! ... Du kannst mich doch zu meinem Glück nicht zwingen!

Oddendahl. Du willst also nicht? (Er klingelt.)

Vierte Szene.

Vorige. **Friedrich** (durch die Mitte).

Oddendahl. Telephonieren Sie an Herrn Direktor Steinharter; wenn er nicht im Bureau der Bank ist, nach seinem Hause Kaiser-Allee 42 .. ich ließe ihn fragen, wo ich ihn sofort sprechen könnte? Haben Sie verstanden? sofort!

Friedrich (Mitte ab).

Fünfte Szene.

Vorige ohne Friedrich.

Beate. Er wird nicht kommen! Ich an seiner Stelle käme nicht noch einmal her! Der Korb, den ich ihm mitgegeben habe, war ja zwar vollgepackt mit allerhand süßen und wohlschmeckenden Dingen, aber . . . es war doch ein Korb! . . . Glaube nur ja nicht, daß wir in Haß und Zorn geschieden sind! Dazu sind wir doch zu geschmackvoll!

Sechste Szene.

Vorige. **Friedrich** von links (mit Zeitungen).

Friedrich. Der Herr Direktor war weder im Bureau noch in seiner Wohnung, aber es wird ihm sofort nach seiner Rückkehr bestellt werden. (Er legt die Zeitungen auf den Tisch.)

Beate. Was willst du noch von ihm? Er hat ja gewollt!

Oddendahl. Jetzt handelt es sich nicht mehr um deine Heirat, jetzt handelt es sich um etwas ganz anderes!

Beate. Um was kann es sich denn noch handeln?

Oddendahl. Das wirst du gleich sehen! Sagen Sie der gnädigen Frau und Frau von Heidepriem: ich ließe sie hierher bitten!

Friedrich (links ab).

Siebente Szene.

Vorige ohne Friedrich.

Beate (staunend). Um etwas ganz anderes? . . . Weiß es übrigens Mama schon?

Oddendahl. Ja!

Beate. Und Agnes auch? Und Gerhard?

Oddendahl. Sie waren beide dabei!

Beate. Also es wurde schon Familienrat abgehalten über das räudige Schaf! . . . Kann mir schon denken, wie's wird! Agnes wird mich in Grund und Boden verdammen, und Gerhard wird mich dumm, aber ritterlich verteidigen!

Achte Szene.

Vorige. **Gerhard** von rechts.

Gerhard. Ich wollte dich nur bitten, lieber Papa, die Regelung der Sache mir zu überlassen; du kannst dich darauf verlassen, daß es schneidig und kommentmäßig geschehen wird!

Neunte Szene.

Vorige. **Fr. Oddendahl** und **Agnes** von rechts.

Fr. Oddendahl. Ich bin ganz ratlos! Ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht!

Beate. Lieber Gerhard, bevor du dich echauffierst, fordere ihn nicht! Er nimmt es an!

Gerhard. Mit dir spreche ich nicht!

Beate. Sieh' da! Du sprichst nicht mit mir? Warum denn nicht?

Gerhard (zuckt verächtlich die Achseln).

Agnes. Weißt du, Gerhard, daß es dich herzlich schlecht kleidet, dich Beaten gegenüber als Sittenrichter aufzuspielen? Wenn einer von uns sie verteidigen müßte, dann wärst du es vor allen! Ja, ja, sieh mich nur so verblüfft an! Deine Pflicht vor allem wäre es, sie vor Papa in Schutz zu nehmen, statt noch Öl ins Feuer zu gießen! Man wirft nicht mit Steinen, wenn man in einem Glashause sitzt!

Beate (warm). Agnes, das war lieb von dir! Das vergesse ich dir nicht!

Gerhard (zu Agnes, herausfordernd). Weißt du, was ein Korps bedeutet?

Agnes (trocken). O ja! Das ist eine Einrichtung junger Leute, die den Vätern sehr viel Geld kostet!

Gerhard (frech). So! Und weißt du, was ein Reserveleutnant ist?

Agnes (trocken). Ja! Eine Überflüssigkeit!

Gerhard. Du hörst noch von mir!

Agnes. Hoffentlich auch 'mal was Gutes.

Oddendahl (zu Gerhard). Ich bitte mir aus, daß du nicht einen einzigen Schritt in der Angelegenheit tust, verstanden?

Agnes. Papa, du hast mich und Mama rufen lassen!

Oddendahl (macht einen Gang durchs Zimmer). Ich habe euch eine Mitteilung zu machen! Ich . . . (nach kurzer Pause, in der er nach Atem ringt) . . . ich habe in der letzten Zeit große Verluste gehabt, so große Verluste, daß ich fremde Hilfe in Anspruch nehmen mußte, um mich über Wasser zu halten!

Fr. Oddendahl. Gott, wie unangenehm!

Oddendahl. Durch eine besondere Verkettung von Umständen bin ich gezwungen, die Summe, die ich erhielt und deren Zurückzahlung erst in dreiviertel Jahren beginnen sollte, sofort zurückzuzahlen! Ohne Aufschub! In wenigen Tagen! Ich sehe mich daher genötigt, alles so schnell als nur irgend möglich zu Gelde zu machen! Zunächst wird dieses Haus verkauft werden! Ich kenne seit Jahren einen Reflektanten, hoffentlich läßt sich noch in diesen Tagen der Verkauf perfekt machen!

Fr. Oddendahl. Da soll ich wohl gar in einer Mietswohnung kampieren?

Oddendahl. Der ganze Haushalt wird auf ein Minimum reduziert!

Fr. Oddendahl. Bis auf die Wagen und Pferde?

Oddendahl. Die werden verkauft!

Fr. Oddendahl (entsetzt). Und der Koch? Und die Dienerschaft?

Oddendahl. Die wird entlassen! Ich muß dich bitten, so leid es mir tut, mir sofort deinen Schmuck auszuhändigen!

Fr. Oddendahl (außer sich). Die Perlen auch?

Oddendahl. Gerade die!

Fr. Oddendahl (sprachlos). Dann . . . dann habe ich ja gar nichts mehr anzuziehen!

Gerhard. Und . . . schließlich bin ich doch der Erbe und Träger deines Namens . . . willst du vielleicht die Güte haben, mir zu sagen, was ich jetzt eigentlich anfangen soll?

Oddendahl (ergrimmt). Arbeiten, mein Bürschchen, arbeiten!

Gerhard (vollständig konsterniert). Ah! . . . Mir mir . . . fehlen die Worte . . .

Agnes. Um so besser!

Gerhard. Scheußlich! einfach scheußlich! (Er geht rechts ab, die Tür heftig zuschlagend.)

Zehnte Szene.

Vorige ohne Gerhard.

Fr. Oddendahl. Ja um Gottes willen, Agnes, was sagst du denn zu alledem?

Agnes. Ich? Ich freue mich, daß Papa sich nicht mehr wird für euch abrackern müssen, ich freue mich, daß ihr endlich zur Besinnung gebracht und daß bei euch endlich wieder reine und gesunde Luft wehen wird!

Fr. Oddendahl (erhebt sich vollständig resigniert). Ich fühle, daß mein letztes Stündlein gekommen ist; ich gehe jetzt und erwarte den Tod! (Links ab.)

Agnes. Untätigkeit kannst du nicht ertragen! Kämpfe weiter! Du bist und bleibst trotz alledem der ehrenwerteste Kaufmann in der Stadt! Wenn du dich aber 'mal nach Ruhe sehnst, dann komm' zu mir! Du sollst es warm und wohlig bei mir haben! (Sie stürzt aufschluchzend in seine Arme.)

Oddendahl. Mein Kind! (In tiefer Rührung) Mein liebes Kind! (Mit einem Blick auf Beate) Mein Leben ist zerstört!

Beate (wie aus einem Traum erwachend, erschrocken und leidenschaftlich). Nein! . . . nein, nein! Das habe ich nicht gewollt . . nein . . nein . . das nicht . . . das wahrhaftig nicht!

Elfte Szene.

Vorige ohne Fr. Oddendahl.

Oddendahl (der immer ruhelos umherging). Und so hoffe ich, daß es mir gelingen wird, den Mann, der mir in der Not geholfen hat, sofort

zu befriedigen! Das muß geschehen! (Bebend.) Mein guter Name, meine Ehre hängt daran!

Beate (die unruhig vor sich hingrübelte, horcht auf). Deine Ehre?

Zwölfte Szene.

Vorige. **Friedrich** (durch die Mitte).

Friedrich. Herr Direktor Steinharter!

Oddendahl. Ich lasse bitten!

Friedrich. Der Herr wartet unten im Bureau!

Oddendahl. Ich lasse den Herrn ersuchen, sich hierher zu bemühen!

Friedrich (Mitte ab).

Dreizehnte Szene.

Vorige ohne Friedrich.

Beate (noch in derselben Stellung). Deine Ehre? (Plötzlich wendet sie sich gegen Oddendahl.) Jetzt verstehe ich! . . . Er war der Helfer in der Not! (Tiefe Pause.)

Letzte Szene.

Vorige. **Steinharter** (durch die Mitte).

Steinharter. Herr Senator, Sie haben mich noch einmal zu sprechen gewünscht?

Oddendahl. Ich danke Ihnen, daß Sie sich zu mir bemüht haben! Ich habe Sie hierher gebeten, um Ihnen vor meiner Tochter zu sagen, daß ich nicht einen Tag länger Ihr Schuldner bleiben kann!

Steinharter (sehr fein). Sie werden stets mein Gläubiger sein!

Oddendahl. Bitte, begleiten Sie mich jetzt in das Bureau; ich werde Ihnen Vorschläge machen, die schnellstens zum Ziele führen!

Steinharter (will mit Oddendahl nach rechts gehen).

Beate (vertritt ihm den Weg). Beantworten Sie mir jetzt eine Frage! (In tiefem Ernst.) Aber ich erwarte von Ihnen, daß Sie mir die reine Wahrheit sagen!

Steinharter (offen und fest). Das werde ich tun!

Beate (dicht vor ihm, in seinen Augen forschend). Haben Sie diese Hilfe Papa geleistet, weil er mein Vater ist?

Steinharter. Ich habe diesen Dienst dem Senator Oddendahl geleistet!

Beate. Ich glaube Ihnen, und ich danke Ihnen und — (Plötzlich bricht sie in wildes Schluchzen aus, ihr ganzer Körper bebt.)

Steinharter (verwirrt). Liebes Fräulein, Sie — Sie haben mir gar nichts zu danken! Wir — wir haben ein frivoles Spiel getrieben. Aber (schnell hinzufügend) der Hauptschuldige war ich! Ich will mich gar nicht besser machen, als ich bin — ich — zuerst war es mir nur ein Triumph der

Eitelkeit — aber aus dem Spiel ist Ernst geworden! — Und nicht nur Ernst nach außen, auch im Innern, in meinem und auch in Ihrem Innern. Ich bitte Sie, Fräulein Beate, weinen Sie nicht! Jetzt sage ich es Ihnen vor Ihrem Vater, den ich so schwer gekränkt habe, daß ich ihm meine Schuld im ganzen Leben nicht abtragen kann, (voll Wärme) jetzt sage ich es Ihnen: ich habe Sie lieb! (Kurze Pause.

Steinharter (lebhaft und forschend). Fräulein Beate, Sie antworten nicht?

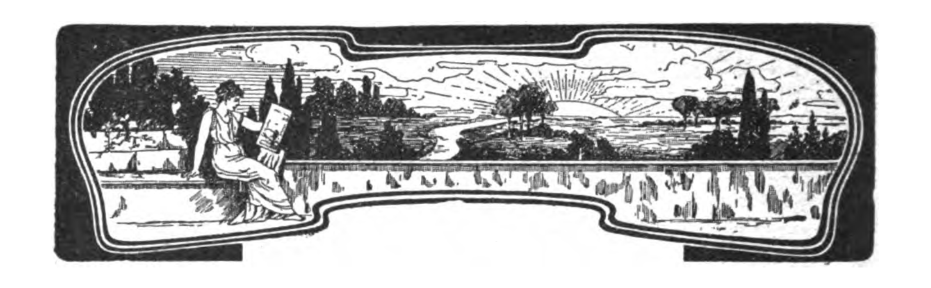
Agnes. Ich will Ihnen die Antwort geben. Ich bin auch eine Frau, und ich weiß, ein solches Opfer kann eine Frau nur mit dem Herzen bringen!

Beate (wirft sich aufschluchzend an Agnes' Brust, dann hebt sie den Kopf, sieht Steinharter lange an und reicht ihm dann in tiefem Ernst und mit fester Entschlossenheit die Hand, dann eilt sie zu ihrem Vater; sie beugt sich über seine Hand und küßt sie in tiefer Demut; kurze Pause.)

Oddendahl (sieht auf sie herab, dann langsam und schwer): Das ist auch das Einzige, was deine Schuld einmal sühnen wird!

Ende.





Gunnar Heiberg.

Von

Carl Naerup.

— Christiania. —

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Luise Wolf.

I.

Im selben Jahre, als Knut Hamsun sein erstes Buch, den komisch naiven, seltsamen „Björger" herausgab, trat auch Gunnar Heiberg vor ein größeres Publikum. Und obwohl sein Debüt viel reifer und überlegener war, blieb es beinahe ebenso unbeachtet, wie das jenes achtzehnjährigen Autodidakten. Das ist auch erklärlich. Heibergs frühester dichterischer Versuch behandelt nämlich einen fernliegenden und dunklen Stoff, die Genesis des Menschen. Es ist ein hochgestimmtes und feierliches Gedicht in freien Wergelandschen Versen über das erste Menschenpaar, das, als es nicht wagte, „das ewige Leben durch Trotz gegen Gott" zu gewinnen, „zur Seligkeit der Resignation gepeitscht wurde".*) Und der kurze Sinn des langen Gedichts ist der, daß der Mensch sich allein durch den Sündenfall, die erste Auflehnung gegen die Weltordnung, von seinem ursprünglich vollkommenen, unbewußt glückseligen Naturleben losreißen und sich zu einem freien, wollenden, Gott ebenbürtigen Geist durchkämpfen konnte. Der Dichter schließt mit einigen prophetischen Strophen, worin gesagt wird, daß doch nicht das ganze Menschengeschlecht in diesem Kampfe gegen Gott untergegangen sei. Kains Geschlecht hatte sich aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet — und „es lebt noch". Man merkt hier den Einfluß Byrons.

*) Nyt norsk Tidskrift, von Lars und Lieblein herausgegeben, 4. Bd. 1878.

Auch ein anderes, in ähnlicher Form gehaltenes Gedicht aus demselben Jahre verdient erwähnt zu werden. Es heißt „Eine Soirée dansante“ und erschien anonym zusammen mit einer Abhandlung — „Kants Vernunftkritik“ (von Hans Jaeger). Hier ist der angedeutete Gedankengang von der „Genesis des Menschen“ näher ausgeführt und in die Gegenwart verlegt. Es wird uns eine Reihe auserwählter Männer und Frauen, eine Schar Übermenschen vorgeführt, „die nicht Gesetzen folgen, die edle Gedanken in ihrem stolzen Fluge aufhalten können, . . . die keine Grenzen kennen für ihrer Liebe Begehr,“ sich aber dennoch in unerquicklichen Grübeleien über die Welt draußen verlieren, in der Not, Unfreiheit und Unmoral herrschen. Indessen kommt die überlegene Gesellschaft zu dem für ihr weiteres Dasein beruhigenden Resultat: daß, wenn sie nackte Schönheit verehren und „völlig der Vernunft vertrauen“, ihr „starker, schöner Gott“ ihnen „vom Baum der Erkenntnis Gutes und Böses, vom Baum des ewigen Lebens, dem Baum des Alls eine Frucht zum Lohne“ reichen würde.

Jedoch Heibergs eigentliches Debüt findet erst 1884 statt, als er „Tante Ulrikke“ herausgibt. Und hier sind wir weit entfernt von der Welt der Götter und Übermenschen. Dies sicher aufgebaute, in seiner Form so beherrschte und technisch so effektvolle Drama ist ganz aus der Wirklichkeit des Alltags genommen. Der Dichter zeigt sich bereits in seinem ersten Schauspiel als der vollreife Schriftsteller, als der kalte, klare Kopf, der harte, spöttische Ironiker — mit einem unerschöpflichen Quell überströmender Lyrik unter der Oberfläche.

„Tante Ulrikke“ trägt das Gepräge des über Probleme debattierenden Geistes der achtziger Jahre; — es ist eine Fortsetzung der Ibsen-Kiellandschen Gesellschaftssatire, aber Heiberg steht viel weiter links. Den ideellen Hintergrund des Stückes bildet der große soziale Kampf, dessen entscheidenden Auftritt die erste Sozialistenversammlung in Christiania. Aber nicht viele der angreifenden und anklagenden Dichtungen jener Jahre haben sich so lange behauptet. Der jugendliche Enthusiasmus, mit dem die Charaktere der Hauptperson und Helenens geschildert sind, kann einem noch heute das Herz erwärmen. Es liegt eine Unmittelbarkeit, eine hingebende Menschlichkeit darin, wie sie Heiberg seitdem nur ausnahmsweise wieder erreicht hat.

Die bewegende Kraft des Familiendramas, das sich im sozialpolitischen Rahmen des Stückes abspielt, ist eine Staatsratsernennung. Ein Mitglied der Regierung, namens Lie, liegt im Sterben, und nun fallen die Augen von Majestät auf Professor Blom als den eventuell geeignetsten Nachfolger. Dieser Mann hat nämlich in seinem ganzen Leben nichts weiter getan, als eine Abhandlung über die Partikel u t geschrieben. Er ist ein Pedant, ein Typus jener Griechisch-Lateiner, voll akademischen Hochmuts, unentschlossen und schwach bis zum äußersten — boshaft und

grausam aus Schwäche. Am meisten von allen Menschen fürchtet er Tante Ulrikke, die Schwester seiner Frau. Durch ihre radikalen Ansichten und ihre ganze emanzipierte und ungehobelte Person droht sie nämlich stets die Familie bloßzustellen. Und jetzt, da Professor Blom Staatsrat werden soll, tritt sie in einer Sozialistenversammlung auf — und um den Skandal vollständig zu machen, stellt seine eigene Tochter Helene sich als ihre Gesinnungsgenossin hin und hält eine Rede, um ihre arme mißhandelte Tante zu verteidigen. Das Stück endet damit, daß der Professor aus feiger Menschenfurcht und Eitelkeit sein einziges Kind aus dem Hause jagt. Er ist zu allem fähig, wenn er nur Staatsrat wird.

Neben ihm steht Staatsrat Stabell als fröhlicher Repräsentant des wahren Bürgergeistes, ein Kiellandscher Typus, mit großer, voll und festlich klingender Beredsamkeit und autoritätsmäßiger Unmoral ausgestattet. Sein Sohn Eivind, eine oft variierte Figur in der Literatur der achtziger Jahre, ist ein würdiger Sprößling seines Vaters. Er ist radikal oder liberal, wie es damals wohl hieß, das will sagen, er hat den Mund stets voll hohler Worte über sein Verhältnis zu Gott, seine Liebe zum Lande, dem mühselig arbeitenden und darbenden Volk usw. Mit diesen Phrasen sucht er die reiche Professorstochter zu gewinnen, während er selber seine Tätigkeit darauf beschränkt, ein behagliches Tagediebleben zu führen. Allein im entscheidenden Augenblick entpuppt er sich als der Lump, der er ist.

Die wirklich neuen Menschen in dem Stücke sind Helene und Tante Ulrikke. Helene ist das zarte, junge, feine Mädchen, sie hat den rechten, warmen, ernsten Jugendsinn: Stolz, heiligen Zorn und flammende, feurige Begeisterung. Die Zeit hat sie geweckt, und sie hört mit verwundertem Lauschen das ferne Brausen des Neuen, das sich nähert, „den dumpfen Klang des Marsches von Millionen und das knitternde Wehen der Fahnen in der Luft". Denn von draußen her kommt das Zukunftsheer, das hat Tante Ulrikke sie gelehrt. „An der Spitze gehen die Genies — und dann in unendlichem Zuge Arme und Unglückliche. Gerechtigkeit rufen die Führer. Gerechtigkeit, Gerechtigkeit tönt es wie Gesang durch das ganze Heer — und sie wird ihnen zuteil, sie nehmen sich Gerechtigkeit. Vernimmt man solchen Sang, wenn man hinhorcht, so läßt man sich gern auslachen, man steht gern auf seinem Vorposten und friert, man ist gern sonderbar und verrückt und halb närrisch und läßt die anderen klug sein; — ich habe solchen Sang vernommen, und sie hat ihn gehört, und wir lachen über die Klugen, sie jammern uns. Die bejammernswerten Greise."

Und sie verläßt ihr sicheres Heim. Ein wenig bange ist sie und ein wenig bleich, aber sie besitzt, was der schönen Jugend niemals fehlt: Opfermut, warmen Willen und herrlichen Trotz, der einen über alle Widerwärtigkeiten hinwegträgt. Mochte das Leben nur kommen! —

In diesen Anfängerarbeiten finden sich die Keime zu Heibergs besten und bedeutendsten Werken. Hier sind die leitenden Motive angedeutet, — die Grundstimmungen angeschlagen, die durch seine Dichtung klingen. Es geht eine deutliche Linie von der heißen sensuellen Lyrik in „Genesis des Menschen" und der „Soirée dansante" zum „Balkon". Der rein ästhetisch-immoralen Anschauung menschlicher Dinge, die hier in unsicheren, unoriginalen, jugendlich naiven Versen ausgedrückt ist, begegnen wir in reichste Poesie gekleidet sowohl in der stolzen, vollkommenen Prosa des „Balkon", wie in den kräftigen, tiefen Repliken der „Tragödie der Liebe". Und von einem Stück wie „Tante Ulrikke" mit seinem satirischen Stachel gegen Bürgerschaft und den liberalen Haufen ist ein klarer Übergang zu Schauspielen wie „Das große Los" und „Der Volksrat".

Ursprünglich ist dieser Dichter eine warme, tatenlustige, begeisterte Natur. Seine Jugenddichtungen sind einer ganzen, volltönenden Stimmung entsprossen. Die Handlung und Figuren in „Tante Ulrikke" sind mit der rechten dramatischen Objektivität durchgeführt. Sie sind in den logischen Zusammenhang des Stückes eingefügt. Der Dichter hat nirgend aus stilistischer Rücksicht Sätze eingeschoben, die nur des lyrischen Effekts willen dastehen.

II.

In Heibergs folgendem Werk, „König Midas" (1890), begegnen wir beinahe einer neuen Persönlichkeit. Ein dänischer Kritiker hat einmal gesagt, daß dieses Stück von jenem Gemütszustand durchweht ist, der ausgelöst wird, wenn ein Glaube zusammenstürzt. Und das ist wahr. Wie in dem Drama Anna Hjelms sicheres, bescheidenes Lebensglück zerstört wird, als sie den Glauben an die eheliche Treue ihres verstorbenen Mannes verliert, so zeugt auch dessen Grundstimmung von einer entschiedenen Umwandlung, einer Umwertung der alten Werte im Innern des Dichters. Er hat eine neue Anschauung von den Menschen und menschlichen Vorgängen gewonnen. Er ist vorläufig fertig mit den sozialen Fragen und dem Kampf zwischen Unter- und Oberklassen. Gestalten wie Helene und Tante Ulrikke kehren in seinen Werken nicht mehr wieder. Wenn Heiberg jetzt den Zusammenstoß dieser zwei Welten behandelt, tut er es als der genießende Zuschauer eines seltenen und spannenden Schauspiels, oder als der über menschliche Schlechtigkeit und Jämmerlichkeit bitter höhnende Spötter. Niemals als der tief teilnehmende Mitkämpfer.

Von nun an ist er ausschließlich der Artist, für den die Schönheit, die Fülle und Eigentümlichkeit der Form die Hauptsache sind.

In keinem von Heibergs späteren Schauspielen ist es die psychologische Entwickelung, die vor allem interessiert. Er hat kaum den tief-

forschenden, intuitiven Blick, der einem Charakter bis auf den Grund geht. Oder besser, er interessiert sich nicht für die unendlich kleinen, unmerklichen Nuancen in der Entwickelung des Seelenlebens — und ihm fehlt sicher die Fähigkeit, sich in das Leben seiner erdichteten Gestalten zu vertiefen. Er sieht klar und einfach. All seine bedeutenderen Figuren sind schlichte, leicht zu durchschauende Seelen. Aber sie setzen uns in Staunen, wir stutzen über sie. Sie entfalten sich plötzlich in lyrisch leidenschaftlichen, gewaltsamen und pathetischen Ausbrüchen. Im großen ganzen ist es der Lyriker, der das entscheidende Wort in Heibergs Dramen behält. Erst in ihren großen Augenblicken fühlt er mit seinen Gestalten, . . . oben auf sonnenbeschienener Sonntagshöhe, wo alles Glückliche und Freie in der Menschennatur erblüht. Da kommt ein festlich Schwellen in seine Sprache, Glanz und Fülle in seine Bilder, die um so stärker wirken, als Heibergs Stil immer die gleiche Frische und den gleichen Reiz bewahrt.

Mit „König Midas“ drang Heiberg entschieden durch. Und sicherlich war es ebenso der leichte witzige Dialog des Stückes, wie dessen effektvolle Technik, die dem Dichter einen lärmenden Erfolg verschaffte. Das dichterisch Wertvolle in „König Midas“ ist einzig und allein das Bild der Anna Hjelm, einer warmblütigen, herzgewinnenden Frauengestalt. Was aber dieses Schauspiel mit Leben und Fröhlichkeit erfüllt, ist der Ton herausfordernden bitteren Spottes, der Hauch von Ungewitter und Unruhe, der seine tragende Stimmung ist. Und dann die mit aristophanischer Rücksichtslosigkeit ausgeführte pamphletartige Schilderung der Titelfigur — eines der vielen Porträts in der norwegischen Literatur, das ganz unverblümt auf die Zerstörung des Friedens im Privatleben gemünzt ist.

Und immer ist es die Kriegsstimmung, sind es die vielen spöttischen und maliziösen Ausfälle gegen allerlei „Wahrheiten“ in der norwegischen Literatur, die „König Midas“ Wert und Bedeutung verleihen. In diesem Stück wird zum ersten Male der Protest des jüngeren Geschlechts gegen die uferlose Ideenschwärmerei ausgesprochen, gegen das leere Moralgeschwätz, die volkstümliche Spießbürgerlichkeit, in die der hochfliegende Idealismus der achtziger Jahre überzugehen begann. Der norwegische Liberalismus war zur Karikatur verzerrt. Schon damals war es schwer, einen Unterschied zwischen den beiden führenden Parteien des Landes zu erkennen. Sie waren beide gleich gut gekleidet („Das große Los“). Aber die alten wuchtigen Worte: „Freiheit, Ehre, Selbständigkeit, Sittlichkeit, Verantwortlichkeit, Beruf und Wahrheit“ ertönten beständig mit dem gleichen lärmenden Klang.

Eine Verkörperung all dieses unwahren, phrasenhaften Wesens ist die Hauptperson des Stückes, Redakteur Johannes Ramseth. Er ist der große Mann des Landes, der Führer der sogenannten freisinnigen Partei, die er tyrannisiert, und im täglichen Leben überall mit moralischer

Zucht und Aufsicht bei der Hand. Die Schwäche Ramseths als dichterische Gestalt besteht darin, daß er grob unwahrscheinlich wirkt. Er ist nur dumm, brutal, eingebildet, anmaßend, plebejisch — nur widerwärtig. Aber eine solche Person konnte niemals der allmächtige Führer einer Partei werden —, konnte kaum einen einzigen Menschen gewinnen. Wir können kaum dahin gelangen, diese Figur zu hassen, so einseitig und unbedeutend ist sie gestaltet. Und Haß muß sie erwecken können, sonst wäre sie völlig verfehlt von des Dichters Hand.

Die Tendenz des Stückes soll nun zeigen (in ähnlicher Weise wie in der Wildente), wie furchtbar gefährlich solch ein selbstgefälliger, predigender Ideenfanatiker, der nichts als das Dröhnen seiner eigenen Worte hört, für die vielen schwachen, gläubigen und vertrauensvollen Menschengemüter ist. Er, der immer von den anderen spricht, von dem Volk, der Jugend, weiß selbst unendlich wenig von dem, was in denen vorgeht, die ihm am nächsten stehen. Und in seiner selbstgefälligen Blindheit und Dummheit zerstört er das Lebensglück einer guten, schuldlosen Frau.

„König Midas“ ist jedoch nicht nur der Ausdruck für eine aggressive Opposition gegen den heimatlichen freiheitsfeindlichen Liberalismus, sondern auch eines der ersten Zeugnisse der neuen Geistesrichtung, die unter Anknüpfung an einige Schriften von Friedrich Nietzsche großen Einfluß auf die norwegische Literatur der neunziger Jahre ausübte. Garborgs „Müde Seelen“, Hamsuns „Mysterien“, Collett Vogts „Vom Frühling zum Herbst“ — nur um einige der bedeutendsten und bekanntesten Werke jener Periode zu nennen — stehen alle auf verschiedene Weise in einem Verhältnis zu der Nietzeschen Umwertung der alten Werte. Und gäbe es eine Bezeichnung, die den Geist, in dem „König Midas“ geschrieben ist, erschöpfend charakterisierte, so müßte es etwas wie antidemokratischer Radikalismus sein. Aber Heiberg kann, jedenfalls was dieses Stück anbelangt, von jeder Einwirkung des deutschen Dichter-Philosophen freigesprochen werden. Denn es entstand wohl gut ein Jahr, ehe Nietzsches Namen hier im Norden bekannt wurde.

Im Anschluß hieran dürfte es wohl an der Zeit sein, die allgemein zugänglichen Tatsachen aus der Biographie unseres Dichters mitzuteilen. Gunnar Edvard Rode Heiberg wurde am 18. November 1857 in Christiania als der älteste Sohn des damaligen Kopisten, späteren Assessors Edvard Omsen Heiberg und seiner Frau Auguste Wilhelmine Rode, einer Dänin, geboren. Als junger Student — von 1874 — gehörte er einem Kreise tüchtiger Kameraden an, die mit großer Lust und lebhaftem Interesse alle Fragen der Zeit diskutierten. Unter diesen sind die jetzigen Professoren Alf Torp und Gerhard Gran, wie der verstorbene Kritiker und Theaterchef Irgens Hansen zu nennen. „Gunnar Heiberg zeigte schon damals, obwohl kaum 17 Jahre alt, eine große Redegewandtheit und hatte eine seltene Gabe, ein witziges Wort in die Unterhaltung

zu werfen, wenn er fand, daß sie eine zu feierliche Wendung nahm."*) Im Jahre 1875—76 war er in Italien. Später lebte er, einen mehrmaligen kurzen Aufenthalt im Ausland abgerechnet, immer in seiner Vaterstadt, bis er im Herbst 1884 als Regisseur am Theater zu Bergen angestellt wurde. Diese Stellung verließ er am Ende der ersten Saison 1888. Und nun schrieb er im Laufe von vier Wochen — mit einer Ferienzeit von acht Tagen dazwischen — seine lange vorbereitete und geplante Satire über die Wahrheitspropheten und Wahrheitsrederei in der norwegischen Literatur.

Auch in formeller Hinsicht hat „König Midas" eine entscheidende Bedeutung für die meisten folgenden Arbeiten Heibergs. Sie bedeuten alle einen vollständigen Bruch mit der bisher üblichen dramatischen Technik. Das gilt von „Die Künstler", „Gerts Garten", „Das große Los", „Der Volksrat", „Harald Svans Mutter", „Nächstenliebe", — ja, teilweise auch von „Der Balkon". Dagegen behauptet Heibergs letztes Schauspiel, das Meisterwerk „Tragödie der Liebe", einen Platz für sich. Die andern tragen durchweg das Kennzeichen einer gewissen Zusammenhanglosigkeit und eines Mangels an Handlung. Sie zerfallen in glänzende Bruchstücke, in effektvolle, aneinander gereihte Auftritte. Alle Zwischenglieder sind übersprungen. Die ganze Macht der Phantasie des Dichters ist aufgeboten, um eine einzelne Situation oder einen Akt als selbständiges Ganzes auszuformen. Etwas in dieser losen, willkürlichen, flüssigen Kompositionsart erinnert an Hamsuns lyrisch sprunghafte, ungleiche Erzählungsmanier. Die beiden gleichen sich auch darin, daß ein schlagfertiger, scharfzüngiger Causeur oft den Platz des Dichters in ihren Büchern einnimmt.

Ein Stück wie „Die Künstler" (1893) ist interessant, weil es deutlicher als ein anderes von Heibergs Schauspielen sowohl Vorzüge wie Schwächen seiner dramatischen Form beleuchtet. Das Hauptmotiv darin ist die Schilderung des jungen Dichters, der so schmerzlich unter dem aufreibenden Zwiespalt zwischen den beiden streitenden Mächten in seinem Innern leidet: dem Künstlerdrang, der genußsüchtig, grausam, stets auf der Jagd nach Beute ist, und dem gesunden, ruhigen Lebensgefühl, in dem er jeden glücklich verronnenen Tag preist und sich sonst nicht viel um Welt und Menschen kümmert. Er ist zufrieden. Er liebt sein Weib. Und er weiß, daß die Liebe das Beste und Feinste in einem verlangt; — daß sie, „hat sie nur eine Sekunde weichen müssen, niemals wiederkehrt oder nimmer wiederkehrt, wie sie gewesen". Aber die Kunst duldet keine Macht neben sich, dessen ist er unumstößlich sicher. „Wenn alles, was man erlebt und erlebt hat, woran man geglaubt, was man geahnt und gedacht hat, sich sammelt und zu neuen Wesen werden will — zu neuen

*) Gerhard Gran in Samtiden VI. 166.

Organismen, wenn man fühlt, daß man ein Kind des schaffenden Gottes ist, so wird auch das Beste, Feinste verlangt — alles. . . . Fragt die Großen — und zum Henker mit denen, die nie versuchen, auf gleiche Höhe mit den Größten zu kommen — fragt sie, ob sie ein Weib jemals geliebt haben wie die innere Welt, das Gewimmel, wenn es ans Schaffen geht — wenn sich Formen durchbrechen und sich neue im Feuerofen bilden, die wieder zerbrechen und vielleicht nie zu etwas werden — und fragt sie, ob sie tauschen möchten — ob sie jemals sonst die funkelnde, bebende, weiße Freude empfanden, wenn Leib und Seele eins sind, jene Freude, die so groß ist, daß man meinen könnte, die Welt hätte nur um ihretwillen einen Sinn."

Vor ihm steht die Kunst als der große Feind. Wenn er sich ihm ergibt, sinkt er in furchtbarste Verlassenheit. Er fühlt sich wie ein Gott, erhöht und unzugänglich, unendlich fern und gleichgültig gegen die krabbelnden Menschenkinder unten auf Erden. Aber horcht er an bösen Tagen in sich selber hinein nach dem inspirierten geheimen Wort, das immer auf sich warten läßt, so wird er wie zu einer herrenlosen Seele, die bei dem flüchtigsten Hauch einer Stimmung erbebt. Alles ist ihm Leiden. Und alles unerklärlich. Er ist die Beute allerlei unheimlicher, halbverrückter Eingebungen. Er fühlt Lüste in sich „wie wilde Tiere" und Entsetzen und Todesangst. So schmerzlich empfindet er die Kunst als böse Macht, daß er — abermals in ihrer Gewalt — ausruft: „Es ist, als stürbe meine Mutter, als bräche mein Heim zusammen, als entglitte mir alles. Als hätte ich mich verborgen und würde entdeckt und weiter gehetzt."

Es liegt hierin etwas von derselben Verzweiflung gegenüber dem Dilemma: Künstler und Mensch — wie in Ibsens „Wenn wir Toten erwachen". Aber Heiberg hat den Eindruck des tragischen Motivs dadurch verwischt, daß er dem eigentlichen Drama einen possenhaften Akt vorausschickt und eine Anzahl überflüssiger Personen in die Handlung einschiebt. Unter diesen muß das junge Mädchen, Lili, eine von Lust und Leben strahlende Gestalt, als eine an sich wertvolle Figur hervorgehoben werden. Und die vielen mehr oder minder bemerkenswerten Repräsentanten der Künstlerbohême sind mit breitem Pinsel und gutem Humor und der halb unverschämten, halb sympathischen Ironie gezeichnet, die dem Gegenstand gebührt.

III.

In „Das große Los" (1895) kehrt Heiberg zu dem sozialen Kampf zurück, zu dem ewigen Krieg um Macht und Geld. Ein Drama von großer szenischer Wirkung, malerisch, strahlend von glänzenden Worten, mit lärmenden, großen Auftritten und ungestümem Zusammenstoß der streitenden Parteien. Es liegt etwas Zukunftsfernes und Phantastisches

über der Handlung des Stückes, und dazu paßt sein abstrakt kosmopolitisches Milieu —, die moderne Großstadt mit herrlichen Parks voll Marmorstatuen, mit plätschernden Springbrunnen, mit freien, von Menschen wimmelnden Plätzen, mit ewig spielenden Lebensflammen unter dem lauen Lichtmeer der elektrischen Lampen. Etwa gleichzeitig mit diesem Schauspiel erschienen zwei andere, die die revolutionäre Bewegung und anarchistischen Bombenattentate der Zeit auf verschiedene Weise berührten. Das eine war Björnsons gewaltiges „Über die Kraft. II.", das andere Gustav Esmans verhältnismäßig unbedeutendes, aber keineswegs uninteressantes „Die große Maskerade". Heibergs Stück steht seiner Stimmung nach dem letzteren näher als dem ersteren. Es steckt mehr Zweifel, Spott, Ironie darin . . . mehr von prachtvollem Wortfeuerwerk als von wirklichem Gefühl. Am tiefsten empfunden dürfte Adolfs kurzgefaßter Toast sein: Lange lebe die Revolution und Monton Rothschild! Von den Hauptpersonen wirkt keine, weder Haller noch Ilka, wirklich überzeugend.

„Der Volksrat" (1897) ist eine bissige, grobkörnige Satire auf unsere Politiker und unsere Politik. Bei der Erstaufführung — es war an einem der festlichen Abende im alten Christiania-Theater — wirkte es wie eine phantastische, phantasievolle Revue mit einigen vortrefflichen Figuren, vielen amüsanten Charaktermasken und einer Reihe lustiger und bewegter, tableaumäßiger Auftritte. Es lag etwas Großes in seiner Anlage — eine eigentümlich warme Schönheit über dem Gespräch zwischen Ella und dem Dichter; aber eine Komödie, wie wir sie von Heiberg hätten erwarten können, die Komödie der großen Worte und kleinen Taten unserer im öffentlichen Leben stehenden Männer, unserer ewigen Nationalprahlerei mit parlamentarischem Geschwätze, den Don Quichoteschen Tagesordnungen und der 17. Mai-Rhetorik*) bekamen wir nicht. Die burleske Handlung in „Der Volksrat" ist ein schlagend witziger Einfall — aber mehr auch nicht. Es gibt nur zwei Komödien in unserer Literatur, von denen seinerzeit jede der Lüge und dem Humbug bis auf den Grund gegangen ist, und zwar sind das „Der Bund der Jugend" und „Ein Volksfeind" von Henrik Ibsen. Als Lesedrama wirkt Heibergs Stück schwach und flüchtig.

Das gleiche gilt von „Harald Svans Mutter" (1899). Hier sind es Redakteure und Journalisten, die herhalten müssen. Es wimmelt von witzigen und boshaften Geistreichheiten über die moderne Presse, ihr Wesen und Wirken. Aber ein wirklich echtes Drama ist es nicht geworden. Die ersten zwei Akte sind vorzüglich, sie geben eine kräftige, realistische Schilderung eines Redaktionsbureaus des Oppositionsblattes und seines Chefs, eines ebenso talentvollen wie charakterlosen Journalisten. Aber

*) 17. Mai — Nationalfesttag in Norwegen.

die folgenden Akte verlaufen dann seltsam in einem Nebel von Unwirklichkeit und Unwahrscheinlichkeit.

Heibergs letzte Gesellschaftssatire ist die farceartige Bagatelle „Nächstenliebe" (1902). Hier ist nicht mehr viel von dem heiligen Zorn in Tante Ulrikke übrig geblieben. Ein blasierter Hohn über die altruistischen Ideale der Zeit, dazu ein Familien-Interieur von übertrieben humorloser Trostlosigkeit — voilà tout.

Seine beste dichterische Arbeit dieser Jahre (1896 bis 1902) leistet Heiberg als Journalist. Im Herbst 1896 nahm er seinen festen Aufenthalt in Paris und hat seither, mit Ausnahme einiger kurzer Ferien, regelmäßig Feuilletons für Verdens Gang geschrieben. Diese Aufsätze, die alle möglichen Tagesfragen behandeln, Politik, Literatur, Kunst, Gesellschaftsprobleme, können sich in der Meisterschaft sprachlicher Form, spielender Phantasiebilder, in Geist und Witz getrost mit seinen besten Dramen messen. Keiner hat je bessere Plaudereien für ein norwegisches Blatt geschrieben. Und niemals hat sich ein so unabhängiger und respektloser Geist auf dem Gebiet unserer düster monotonen und ernsthaften Presse getummelt. Es wäre denn A. O. Vinje. Es ist jammerschade, daß uns diese Aufsätze nicht gesammelt als Buch vorliegen. Die Auswahl, die 1900 unter dem Titel „Pariser Briefe" erschien, brachte allzu wenige und lange nicht die besten. Und seitdem hat unser Dichter eine Menge neue geschrieben.

IV.

Alle übrigen Arbeiten Heibergs werden von den beiden bedeutenden Dramen „Der Balkon" (1894) und „Tragödie der Liebe" (1904) bei weitem überragt.

Rein künstlerisch betrachtet gehören diese beiden Gedankendichtungen über die Liebe zu den reichsten und schönsten Werken unserer Literatur. Es gibt in norwegischer Sprache nicht prachtvollere und inhaltsreichere Repliken. Mit dem Sang und Klang seiner Worte, der selten seelenvollen Ursprünglichkeit der Bilder, der kühnen und tief phantasievollen Anschauung menschlicher Dinge sind diese Schauspiele der besten modernen Poesie ebenbürtig.

Es war all das Neue und Eigenartige in „Der Balkon", was bei dessen Erscheinen so hinreißend auf junge empfängliche Gemüter wirkte. Aber es wäre unvernünftig, das Stück als ganz unzusammenhängend mit der Dichtung der Gegenwart aufzufassen. In seiner streng stilisierten Form und dem fernen Fremdartigen des Milieus . . . wie jenseits von Zeit und Raum . . . erinnert es an Maeterlinckſche Schicksalsdramen. „Der Balkon" ist wie jene zugleich bewußt naiv und etwas gesucht, gezwungen raffiniert. Und Heibergs Ziel ist das gleiche wie bei dem belgischen Dichter: den urmenschlichen Gefühlen und Leidenschaften auf

den Grund zu kommen, den Urtrieb selber in der Menschenpflanze bloßzulegen, — den Trieb, wie er bei allem Blühen und Verblühen der Zivilisation ist und bleibt. Beide suchen den Menschen der konventionellen, vergänglichen Hülle zu entkleiden, — sie wollen die Seele in ihrer nackten Ewigkeit schauen.

Aber die Verschiedenheit zwischen ihnen ist größer als diese Ähnlichkeit. „Der Balkon“ ist nicht in einschmeichelnder, melodischer Kinderplauderei gehalten, sondern in stolzer, knapper, ausdrucksvoller Steinschrift. Die Sätze in ihrer geschlossenen, unmittelbaren Kraft stehen wie in weiß leuchtenden Marmor gehauen. Und ebenso trägt der Geist darin das Gepräge von Härte und Kälte. Die Liebe als Urgrund des Lebens, der Trieb als das Große, alles Verzehrende, das den Menschenwillen zu Asche verbrennt, in dem Ehre, Edelmut, Stolz, Gewissen schwinden wie Nebel in der Sonne; der Trieb, der das Weib treulos macht, grausam, roh, und den Mann toll, feig, lächerlich . . . von diesem einen Unvergänglichen allein handeln die drei Akte des „Balkon“. Und dieser schöne Greuel der Zerstörung wird mit einer Unerbittlichkeit vorgeführt, als deckte die Naturnotwendigkeit selber ihr verborgenes Spiel auf, mit einer triumphierenden Stierfechterbravour, die des Siegers in diesem Kampfe um das Weib würdig ist, — und mit breitem, sorglosem Lachen, dessen lustiger Klang keineswegs von Abels schwermütigen Reden gedämpft wird.

Aber durch Abels Mund wird der tiefste Sinn des Stückes ausgesprochen. Jeder, der den „Balkon“ gelesen hat, wird sich seiner finstern Weisheitsworte erinnern: „Die Liebe in der einen Hand — alles andere in der andern — wähle! Ja! Denn die Liebe hält die Menschen auf. Sie geht nicht in die Kultur ein. Sie ist die einzige Naturmacht, die sich nicht ausbilden läßt. Eine Menschheit mit Herz, aber ohne Liebe und all ihr Wesen — nach diesem Ziel steuert der Geist hier auf Erden — und da gilt es, sich mit all seinen Waffen zu rüsten. — Denn gewinnt die Liebe, so wird man verrückt, dumm, blind, ungerecht. Sie gehört dem Dunkel an, sie stiehlt von Intelligenz, von Charakter, von Willen.“ Und dieser noch schmerzlicheren: „Und ich meine, jedes Menschen Seele ist wie eine Insel, und jede Brücke ist dem Sturze nahe, und es ist eine Freude, seine Insel zu bebauen. Der Sturm und die Sterne und die Ewigkeit bringen mich zum Denken, und ich fühle mit, aber kommen die Seelen zweier Menschen zusammen, dann muß die eine auf die andere warten, und zuweilen muß auch die andere warten, und sie bleiben stehen und kommen nicht weiter. Aber wenn die Leiber zweier Menschen zusammen kommen, dann ist gleichsam das Heilige verschlossen und der Schlüssel weggeworfen.“

So spricht der Verlierende, der Schwärmer und stille Zuschauer des Lebensspiels — er verlangt nicht zu sein wie andere und fordert

nicht, daß andere seien wie er. In der „Tragödie der Liebe“ ist er zu dem naiv tiefsinnigen, seelenkranken, umherschweifenden Hadeln geworden.

In kühnem und gewaltigem Gegensatz zu dem feinen, schwachen, ein wenig komischen Abel steht Reßmann, eine wahre Shakespearesche Figur, unheimlich genial mit seiner teuflischen Bosheit, seinem Scharfsinn, seiner zynischen Aufrichtigkeit und seiner — übeln Häßlichkeit. Es ist bezeichnend für den abstrakt-lyrischen Charakter des Stückes, daß man kaum bei der ganz unerklärlichen Heirat der reizenden Julie mit diesem dämonischen Monstrum eines Menschenwracks verweilt. Im Verhältnis zu Reßmann wirkt das Paar Julie-Antonio uninteressant, unbedeutend und wenig menschlich. Letzterer ist eine ziemlich melodramatische Figur, Don Juan als Luftspringer.

„Der Balkon“ ist das Gedicht der großen Augenblicke im Leben; der ewigen Augenblicke, wo die Zeit spurlos ins Leere verrinnt; der wilden Augenblicke der Ekstase, wo das Glück schicksalsschwanger, drohend, unerbittlich auf einen einstürmt. Die Liebe, die hier mit reichen Worten und stolzen Prosarhythmen besungen wird, ist treulos und unsicher, voll Rache und Haß, und jede ihrer Spuren endigt im Dunkel.*) „Der Balkon“ war ein Stück prachtvoller, dramatischer Lyrik. „Die Tragödie der Liebe“ ist ein völlig durchgearbeitetes Drama und schildert, wie die Liebe als ungezähmte und unbezähmbare Naturmacht über eine schlichte, bürgerlich glückliche Ehe hereinbricht und sie zerstört.

Karen, die Hauptperson in dem Schauspiel, ist keine Julie, — kein schönes, seelenloses, verführerisches „Weibchen“, das nur atmet, um die Begierde des Mannes zu entzünden. Karen ist die starke, reiche, völlig hingebende Frau, für die die Liebe zu dem Geliebten das Leben selber ist. Verließe er sie, so müßte sie gleich ganz in den Abgrund versinken, sagt sie. Sie kann diese Armut des Lebens nicht ertragen, die darin besteht, sich an das Neue und Wechselnde zu gewöhnen, das die Jahre bringen. Die Liebe hat sie zu einem anderen oder besser überhaupt erst zum Menschen gemacht. Ehe sie kam, war sie die 25jährige Dame, die sich am liebsten in die Ofenecke versteckt und dort Schutz vor den Stürmen des Lebens gesucht hätte. Alles auf der Welt war ihr gleichgültig und kümmerte sie nicht.

Welch tiefer Griff ins ewig Weibliche — oder richtiger ins beste Menschliche! — ist nicht diese Schilderung. Neu ist das Motiv nicht. Rita in „Klein-Eyolf“ empört sich ebenso gegen das unerbittliche Gesetz des Wandels, dem die menschlichen Gefühle unterliegen. Und in „Die

*) Im selben Jahre wie „Der Balkon“ erschien „Gerts Garten“, eine Komödie über Ferien = Erotik, sommerlichen Flirt und leichtsinniges Liebesspiel. Das Stück hält sich durch seinen fast zu witzigen Dialog, wirkt aber sonst ziemlich possenhaft und flüchtig. Unter den Personen ist Frau Löwen, eine sicher gezeichnete Frauengestalt, hervorzuheben.

Künstler" hat Heiberg den jungen Dichter etwas Ähnliches durchmachen lassen. Auch er empfindet es als großes Entsetzen, daß die Liebe in seinem Herzen sterben soll. Das Neue und Große an dem letzten Werk des Dichters ist das tragische Pathos, mit dem das Motiv durchgeführt ist. Heiberg hat es gewagt, Karens Leidenschaft bis zu jener Grenze zu folgen, wo sie in den Willen zum Untergang umschlägt: Ist es nicht schöner, wenn die Liebe tötet, als daß sie stirbt? Und es ist ein schönes Wort, das alte, daß jede Leidenschaft ihren Untergang will. Hartvig Hadeln, der Grübler in dem Stück, sagt mit tiefer Wahrheit: „Aus den Delirien des Leibes entsteht das Schamgefühl. Aus dem Schamgefühl das Geheimnis. Und aus dem Geheimnis entsteht, was wir die Seele in der Liebe nennen. Aber verraten wir das Geheimnis, so ist es karg um die Seele bestellt." Eine solche Entwickelung ist mit brutaler und übermütiger Rückhaltlosigkeit in „Der Balkon" geschildert, mit bitterer, schwermütiger Wahrhaftigkeit in der Geschichte von Fennimore in „Niels Lyhne". Aber so ist Karens Tragödie nicht. Sie ist keine liebeskranke Bajadere. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß sie im dritten Akt alle bürgerliche Ehrbarkeit von sich wirft. Da ist sie schon tief im Abgrund. Sie weiß sich verloren. Fühlt, daß sie sterben muß — und wird bis zum äußersten getrieben. — Auch in diesem Stück sind, wie gewöhnlich bei Heiberg, verschiedene notwendige Zwischenglieder in der Charakterentwickelung übersprungen.

Man höre wohl, was Karen während der großen Abrechnung mit Erling sagt: „Ich habe mit deinen Bäumen und deinen Büchern und deiner Arbeit für die Menschen und das Land nichts zu schaffen, außer weil du mich liebtest. Mich dünkt, nur eines ist ernst — daß wir uns liebten. Alles, was nicht unsere Liebe ist, erscheint mir häßlich, häßlich, häßlich. Was tut es, daß wir bis ins innerste Herz unglücklich werden, wenn wir einander geliebt haben? . . . Damals als du mich liebtest — nicht jetzt, wo du droben im Walde stehst und dich sehnst — damals fühlte ich das Leben, das schöne gefahrvolle Leben mit dem Tode über sich. Da war alles hell und voll Klarheit, und ich verstand alles — alles war mir teuer — deine Bäume und dein Bleistift, denn alles war selbstverständlich und herrlich gleichgültig außer den tausend frohen Kleinigkeiten, die die gewaltige, ewige Welle nur vergrößerte, die uns, die beiden einzigen Menschen auf der Welt getragen."

So spricht der große Eros, jene Liebe, die in unserer kalten, vernünftigen geschäftigen Welt bald obdachlos sein wird. Aber die diese Worte sagt, richtet nicht; sie trauert, sie verzweifelt über ihr unwiederbringlich verlorenes Glück. Sie klagt ihren guten, braven, verliebten Mann nicht an: „Es ist ja nicht deine Schuld, Erling." Er fühlt sich arm und klein dieser wilden Leidenschaft gegenüber. Er wußte nicht, daß es eine solche gab. Und er „will dem wilden Vogel auf der Brand-

stätte ihres zerstörten Hauses die Flügel ausreißen". Aber auch das vermag er nicht, denn seine Liebe hat ihn schwach gemacht.

Am allerwenigsten konnte ihr der Gedanke kommen, sich vor dem zu beugen, was man so feierlich des Lebens Gebote nannte. Sie kannte das Gebot ihres Lebens, und das genügt ihr. Aber sie versucht den letzten Ausweg. Sie nähert sich dem Manne, der schon früher einmal unbewußt in ihr Schicksal eingegriffen — Hartvig Hadeln. Sie hegt noch die angstvolle Hoffnung, daß Erling sich in den Gott verwandeln würde, der er einst war. Und sie klammert sich an den wankelmütigen, lebensscheuen Träumer, wie der Ertrinkende an einen Strohhalm. Aber es hilft kein Reden, und es hilft nicht, sich zu einer neuen Liebe aufzustacheln. Nur eines bleibt übrig: zu sterben. Und Hadeln steht verwundert dabei und sieht entzückt die Sternenwüste sich wie einen goldenen Sarkophag über ihr wölben. Bis er ihr in wilder Ekstase folgt. Ja, nach der Wüste sehnte sich Karen, denn dahin gehört die große Leidenschaft.*) Aber Hadeln gibt dem Gedanken der Dichtung Ausdruck, als er sagt: Sei stolz, Erling Kruse. Setze ein Kreuz auf deine Tür. Ein blutiges Kreuz. Denn die Liebe hat dein Haus heimgesucht.

---

*) Les grandes passions sont solitaires et les transporter au désert, c'est les rendre à leur empire.

Chateaubriand.





Aus dem Tagebuch eines jungen ostpreußischen Arztes.

Paris 1830.

Von

B. J.

Paris, den 26ten Juli 1830.

In Paris war geschäftige Bewegung. Viele Gesichter sah man in den Cafés niedergeschlagen, das Militär durchstrich ganz ungewohnt truppweise die Stadt; Alles bestürzt. Und die Ursache? Vor 5 Stunden war der Befehl vom Könige gekommen: Die Kammer ist aufgelöst; der König wird eine von den Großen des Reichs zusammenberufen; die Preßfreiheit hat aufgehört! Wie wird das enden? — Man ist im Zweifel, ob es Gewaltstreiche geben wird, und also der König direct angegriffen, oder ob man ihm an der empfindlichsten Seite, bei den Abgaben beikommen wird. Sie werden nämlich verweigert, es folgt Exekution, Pfändung; die Sachen sollen verkauft werden, es kauft sie Niemand; die Verarmten werden unterdessen von den Reichen unterstützt, welche in Gesellschaften zu diesem Zwecke schon zusammengetreten sind.

Dienstag Mittag, den 27ten Juli.

Ich wandelte durch die Stadt und das Palais Royal. Aber welche Wolken hatten die beiden Ordonnanzen des Königs gemacht! An allen Ecken, wo die Affichen standen, sah man Schaaren von Menschen stehen, lesen und Kopf hängend weggehn; die Ordonnanzen, auf großen, weißen Bogen gedruckt, waren: Ordonnance sur les écrits imprimés und Ordonnance à messieurs les électeurs. Nebenbei war ein Buch angekündigt: Devoirs du Roi à la Royauté! Alles war in Tumult. An

der Börse hatte das solchen Effect gemacht, daß die Renten von 15 auf 1 Procent gefallen waren: es wurde sogar Militär dorthin geschickt, und das Ministerium hatte viel zu thun, sie wieder auf 5 Procent zu bringen. Das Palais Royal war todt wie ein Grab, es schien, als ob das Volk die Gebäude des Königs floh. Desto toller ging's in meinem Quartier her. Scharen Volkes rotteten sich zusammen und liefen durch die Straßen; anfangs murrend und zischend, dann schreiend und brüllend; besonders in der Nähe öffentlicher Gebäude. Wo sich eine Equipage mit königlichen Bedienten oder eine Patrouille blicken ließ, wurde sie angebrüllt, als ob ein Tiger seinen Käfig anbrüllt. Gendarmen und Kürassiere, Patrouillen zogen truppweise durch die Stadt mit geladenen Gewehren . . .

Dienstag Abend.

Wider Ahnung und Wunsch ist die gefürchtete Gährung zum Ausbruch gekommen. Ich wollte gegen 4 Uhr ins Palais Royal essen gehn. Schon auf den Straßen sah ich Volk sich in Massen durcheinander drängen und laufen und schreien, Einige auch mit Säbeln unter dem Rock. Doch ich dachte, das sei der Lärm von früher und habe nichts zu bedeuten; ich wollte durch die Rue St. Honoré, dort sah ich in der Ferne Gendarmensäbel blitzen, und das Volk brüllte dazu auf den Straßen und aus den Fenstern der Häuser, die sie eingenommen . . . Plötzlich stürzte Alles nach der Place Palais Royal, und ein furchtbares Schauspiel zeigte sich. Ein Bürger war erschossen; das Blut rieselte ihm übers Gesicht; er wurde aufgehoben, aller Welt gezeigt und laut gebrüllt: aux armes, vengeance aux bourgeois! — Auch das Palais Royal war verschlossen. Unnütze Leute hatten sich auf Stühle gestellt und laut die Zeitungen vorgelesen, die voll von Tagesbegebenheiten, aber keinen politischen Neuigkeiten waren. Das Volk war zugeströmt, jetzt wurde es von den Soldaten hinausgetrieben. Rechts und links feuerte man; Steine flogen aus den Häusern auf die Soldaten, und es schallte vom Tosen des Volks durch die Straßen. Auf den Boulevards und in meinem Quartier in der Rue St. Denis feuerte man überall; 500 Bürger und gegen 50 Soldaten sollen schon geblieben sein. Die Suisses und die Gendarmerie müssen besonders zu Felde; sie sind dem Volke am verhaßtesten; die Linientruppen, die von den Bürgern nos enfants genannt werden, haben sich dem Befehl geweigert, zu laden. Die Straßen sehn schrecklich aus, Alles verschlossen, verrammelt; nur den Pöbel sieht man mit Säbeln und Dolchen, Pistolen und Flinten durch die Straßen ziehen und ein Ziel des Mordens suchen. Eine Ladung Waffen war auf der Place Palais Royal angelangt und diese unter die Masse vertheilt. Die gemäßigten Bürger ärgern sich, daß es keine Garde Nationale mehr gibt; sie waren Bürger und standen in Respect.

An den Quais und den Straßenecken hat man Kanonen aufgeführt und die Straßen gesperrt.

Dienstag, spät Abends 11 Uhr.

Wir hatten uns vor die Thür gesetzt und sahen rechts nach dem marché und links nach der Rue St. Honoré dem Trubel zu. Wir lasen in fieberfreien Augenblicken den Globe, der, obgleich verboten, obgleich wimmelnd von scharfem Raisonnement über die Ordonnanzen, dennoch eifrig gelesen wurde. Er kritisirt vernünftig. Doch lasen wir nicht mehr, denn Scharen stürmten durch die Rue St. Honoré mit Gebrüll daher. Wir gingen in den ersten Stock und sahen bald den Gegenstand des Volksschreckens ankommen. Gardes du Corps du Roi kamen in geschlossenen Gliedern an, vorauf Soldaten, in der Mitte die Tambours im Sturmschritt wirbelnd, hinten wieder Bajonette. Wo sich Pöbel in Massen zeigte oder tobte, wurde gefeuert, und wir sahen vom Fenster aus Menschen stürzen, Leichen vorübertragen. Hintennach kamen Gendarmen in enggeschlossenen Gliedern zu Pferde und nahmen die Breite der ganzen Straße ein. Einige Leute wollten ihnen an unserer Straße in die Zügel fallen, doch zerstoben sie, als die Reiter die Säbel hoben. Jedem Trupp ging Geheul vorauf, Menschen flohen, Pistolen und Flinten knallten. Da sah man plötzlich eine Schar Volk mit rothen Jacobinermützen, Knütteln, Säbeln, Gewehren, (die Waffenschmiedläden wurden geplündert) vorüberziehn. Alles klatschte ihnen Beifall zu; bald aber jagte sie ein Gliederfeuer vom Platz Palais Royal zurück. — Nach einer Viertelstunde kam eine neue Schar; wo sie geblieben, was sie ausgerichtet, weiß man nicht. Da zogen die Linientruppen, die beliebten, durch die Stadt; sie wurden beklatscht, man brüllte ihnen entgegen: vive la ligne, vive la chambre! — Ja, man will behaupten, daß es ein Leichtes sei, sie für's Volk zu gewinnen. Greuelscenen hört man von allen Ecken und Kanten. Ein Priester, der über die Straße ging, wurde selbst in seinem heiligen Ornat nicht geschont; er bekam rechts und links Stöße; der arme Mann zitterte und bebte am ganzen Leibe. Gegen Abend zerschlug man die Laternen, damit zur Nacht es dunkel genug zu Greuelscenen sei. Carls IX. kleines Bildniß unweit des Pont des Arts wurde zerstört. Man hat nach St. Cloud Deputirte geschickt, doch ließ in St. Cloud, Fontainebleau, überall der König sich verleugnen. Die Leute raisonnieren im Allgemeinen gut; sie wollen das Haus Bourbon, aber sie wollen auch, daß es seinen Eid, auf die Charte geschworen, halte. Die Garde Nationale soll bis morgen organisirt sein; über die Straße ist nicht möglich zu gehn. Wir sind wie belagert. Ueberall hört man den Donner der Kanonen, die an den Ecken aufgepflanzt sind. Wie wird das werden! So süß Paris im Frieden ist, so schrecklich ist's im Bürgerkriege.

Paris, Mittwoch Mittag, den 28. Juli 1830.

Eine üble Wendung hat die Sache genommen. Den Fremden werden auf der Polizei die Passeports verweigert. Die Scene der Revolution

spielt bald hier bald dort. Auf der Place Louis XVI. schossen die Soldaten auf eine Masse junger Leute; Leichen lagen auf dem Platze umher. Ein Linienregiment hat sich geweigert zu laden; der Offizier zerbrach seinen Degen, die Gemeinen verstopften die Flinten mit den Bajonetten. Den Offizier trug man im Triumph davon. Man hörte auf den Straßen nichts und sah nichts als Gebrüll und Menschenmassen, Soldaten, Flinten, Kanonendonner. Den Pavé hat man aufgerissen, Steine herausgebrochen und diese auf die Gendarmen geworfen. Die eleganten Schilder aus Bronce 2c., auf denen ein brevet du Roi bezeichnet war, hat man Alle detruisirt. Den Präfekt hat man erhängt; desgleichen sind viele Gendarmen, Schweizer 2c. an die Laternen geknüpft. Die Herzogin von Angoulême soll dem König einen Fußfall getan haben, er möge die Ordre zurücknehmen. Doch ist's verweigert worden. Das Volk wollte nach St. Cloud, St. Germain 2c., wo man überall den König suchte; nirgends war er. Er soll nach Lille geflohen sein. Man will ein Gouvernement provisoire errichten. Unterdessen hat die garde nationale sich versammelt, mit und ohne Uniform; doch Jeder hat sein fusil. Alles, ganz Paris ist unter Waffen und sucht die Waffenplätze. Wenn solch ein Trupp durch die Straßen zieht, wird er beklatscht und begrüßt. Die alte Börse ist verbrannt, ebenso das corps de gardes, jetzt geht man auch an die Kasernen. In der Rue Richelieu wollten die Schweizer schießen; man hat sie entwaffnet und furchtbar mißhandelt. Der Handel steht; die Kaufleute sind in furchtbarer Verlegenheit. Lafayette hat sich an die Spitze der Nationalgarde gestellt, wie am Ende des 18ten Jahrhunderts. Auf den Boulevards donnern die Kanonen. An der Post wollte das Volk stürmen und schrie: Vive la charte! Die Schweizer widersetzten sich und schossen. Man fiel über sie her und nicht ein Fetzen ist von ihnen übrig. Man schreit auch, der junge Napoleon soll auf den Thron kommen, der Sohn Marie Louisens! So sieht's nun in der Stadt aus. Wo Wachen und Kasernen sind, lodern die Flammen himmelhoch, das Volk steht jauchzend umher und wirft Gendarmenuniformen in die Flammen. Auf den Straßen sieht man nur Waffen blitzen. Ja „Weiber werden zu Hyänen." Auch sie wandern entzückt durch die Straßen, und sogar die Mutter meines Wirthssohnes und die Schwester encouragiren ihn, die Flinte zu nehmen und davonzugehn. Ein Briefträger kam ins Haus zu uns. Das Volk hatte ihn gezwungen, die Cocarde abzunehmen, widrigenfalls man auf ihn schießen wollte. Nun meinen zwar Politiker, die Alliirten würden jetzt ins Land kommen. Allein bei dem Gedanken nur wird jeder Nerv der Franzosen ein Held; die, meinen sie, haben jetzt nichts zu suchen; man will ja nur sein Recht, weiter nichts. O, furchtbarer Bürgerkrieg!

Mittwoch Abends 10 Uhr, 28. Juli 1830.

Man hatte an den Straßenecken angeschrieben: Dépavez les rues! Das geschah. An den Carrefours wurde das Steinpflaster aufgethürmt, damit

es den Weg für Infanterie und Cavallerie unwegsam mache, zur Schanze diene und endlich, auf die Dächer getragen, von dort auf die Truppen herabgeworfen werden könne. Dazu wurden noch Boutiques und Buden genommen und so die Straßen verrammelt. Um 11 Uhr begann in der ganzen Stadt ein allgemeines Gemetzel. Die Garde du Roi, Artillerie, Gendarmerie (so viel noch übrig war), Lanciers kamen durch die Rue St. Honoré vom Louvre aus gezogen. Sappeurs vorauf suchten womöglich das aufgerissene Pflaster wieder zu ordnen. Nun begann das Gemetzel. Auf den Straßen sah man nur Leute mit Gewehren, die sich, wenn Truppen vorüberzogen, hinter die Ecken stellten und von da zielten; die Garde konnte nicht so gut im Vorübergehn zielen; ja aus Fenstern schoß man. Leute, aus den Fenstern sehend, benachrichtigten das Volk von der jedesmaligen Ankunft eines Trupps. Ja, Pulver und Blei warf man ihnen herunter. Die Gendarmen waren so gut wie aufgehoben, man hatte ihre Corps de gardes verbrannt. Viele hatten sich auf Diskretion ergeben, mußten die Waffen strecken und die Uniformen ausziehn. Viele hatten sich in die Häuser retirirt, bekamen dort Bürgerkleider, mußten die Uniformen dalassen und gingen davon. Viele, die Familie in Paris hatten, wurden von ihren Frauen verfolgt, die sich öffentlich ihnen zu Füßen warfen und baten, abzulassen vom Kampfe. Aber der rauhe Krieg hat rauhe Gesetze. In der Rue du Boule war ein Colonel der Linie erschossen, in dem Augenblick, als er: feu! commandirte. Die Truppen sollen oft in die Luft gefeuert haben und dabei gesagt: C'est la manière dont nous tirons sur les citoyens. Proklamationen aller Art ergingen, an jeder Ecke las man neue. Das Gebrüll: aux armes, vive la charte, vive la liberté ging durch alle Straßen, wie eine brausende Meereswoge. Die Straßen lagen voll getödteter Menschen und Pferde. Eine Proklamation erging vom Könige (gez. Polignac), daß Paris in den état de siège versetzt, also ausgehungert werden soll. In der Gegend meines Hôtels war das Gemetzel furchtbar zwischen 11 und 3, es war ein Gekrach von Flinten, daß man taub werden konnte. Man trug überall die tricolore Farbe (weiß, roth, blau) voran; ein kleiner Bube von etwa 8 Jahren ging unter dem Trupp umher, so als ob die Kugeln von Papier wären; er trug einen ungeheuren Knittel und sprang und schäumte vor Wuth! Die Zeitungen wurden heut mit 5—10 Francs verkauft. Um 3—5 Uhr ließ das Schießen etwas nach. Abends begann es von Neuem. Auf den Plätzen hielten sich die regulären Truppen; das Hôtel de Ville war anfangs von der Garde, dann vom Volk eingenommen. Doch in den engen Straßen, wo die Bürger aus allen Ecken und Fenstern schossen, konnten die Truppen sich nicht halten. Man meint, daß auf die Länge die Garde nicht die Fatiguen ertragen werde. Von Rouen soll Nationalgarde anrücken. Die Provinzen, sagt man, sind in Resurrektion. Man versichert, daß es in der Revolution keinen Tag gegeben, an dem

das Morden so bedeutend gewesen und die Scharmützel so den ganzen Tag gedauert wie heute. Alles Schreckliche von Kriegsscenen, was man sich denken kann, sahen wir vom Fenster aus. Jetzt ist es ruhig; hier und da hört man nur das Krachen einzelner Flinten und Kanonen, vor meinem Fenster sausen Kugeln vorbei. Man fürchtet, daß bald die Noth und der Hunger entsetzlich werden. Die Ecole Polytechnique soll für das Volk unter Waffen stehn; die Ecole de Médicine und du Droit, heißt es, sollen sich morgen bewaffnen.

Paris, Donnerstag den 29. Juli, Vormittags 11 Uhr.

Es ist in der Stadt bis auf geringe Excesse ruhig. Auf die Häuser hat man die Steine vom Steinpflaster gelegt. Alle Straßen sind gesperrt mit umgeworfenen Wagen, besonders Diligencen ꝛc. Der Postenservice hat aufgehört. Die Ecole Polytechnique rückte heut mit 12 Kanonen an, die sie vom Hôtel des Invalides genommen. Sie rückten durch die Rue St. Honoré und verteilten das Geschütz. Ueberall wurden sie vom Volk beklatscht und gerufen: vive la charte, vive la liberté! Die Garde und die Suisses halten sich nur noch in der Rue Valois und im Louvre. In den Straßen lassen sie sich nicht mehr sehn, da sie hier gegen die aus dem Verborgenen schießenden Bürger im Nachteile sind. Der Temps meldete heut, es sei ein régiment provisoire von Lafayette (dem 80jährigen, der mit dem Sohn hier eingetroffen), Duc de Choiseul und General Gérard eingesetzt. Paris ist belagert. Jeder Mann schafft sich Brot ins Haus. Man fürchtet Plünderung bei steigender Not. Die Spitäler sind überfüllt von Blessirten; der Duc de Raguse, Commandant der königlichen Truppen, ist am Louvre erschossen. Die Nachricht wurde mit rasendem Freudengeschrei in den Straßen ausgerufen. Das Arsenal ist eingenommen, 30000 Flinten sind disponibel. Ueberall stehn Affichen, die zur Bewaffnung auffordern. Das Hôtel de Ville war von der Garde dem Volk genommen; in dieser Nacht aber hatte es das Volk wieder, trotz Kanonen, erobert.

Den 29. Juli, Mittags um 3 Uhr.

Die Suisses und Garden hatten um 11½ Uhr den Louvre wieder eingenommen und die Thüren besetzt. Doch die Elèves der Ecole Polytechnique schafften durch die Rue de l'Arbresec in die église St. Germain Auxerrois Kanonen auf den Thurm, beschossen von da den Louvre, und die Bürger konnten nunmehr eindringen. Nur auf der Place Carousse und der Place Palais Royal, sowie in den Tuilerien hielten sie sich noch. Nach sehr hartnäckigem, mörderischem Widerstand wurden sie auch von da vertrieben, und nun begann ein Massacre der Einzelnen. Sie wurden, trotzdem daß sie riefen: vive la charte! dennoch gleichsam in Stücke zerrissen und Theile ihrer Kleider als Trophäen davongetragen. Il n'y a rien de

plus à craindre, tous se sont rendus! schallte es durch die Straßen. Man drang in die Zimmer des Königs, in die Archevêchie an der Notredame und zerstörte und zerriß Alles; die brillanten Lehnstühle, seidenen Gardinen; Tische, Flügel wurden zerstückelt und als Trophäen davongetragen. In die Keller drang man und trank auf den Sieg den Champagner des Königs. Auf dem Louvre und St. Eustache wehten nunmehr drapeaux tricolores. In Affichen war bekannt gemacht, die Damen möchten fleißig dreifarbene Cokarden machen. Aus dem Louvre wurde eine große Chatulle mit Geld unter das Volk geworfen. Der Louvre und die Tuilerien sind verödet, die Bilder soll man geschont haben. Eine Affiche erzählt: „Lafayette stehe nunmehr an der Spitze der Nationalgarde; man möge sich der Ungerechtigkeiten gegen die Bürger enthalten; die 5 traitres à la patrie, die Minister würden schon zur Rechenschaft gezogen werden.“ Ebenso wurden auch vor dem Louvre die belagerten Garden titulirt. Man wollte mit ihnen kapituliren, doch schrie das Volk, daß mit traitres nicht zu verhandeln sei. Den Jesuiten, die sich in den Thurm der Notredame gezogen hatten, soll man übel begegnet sein. Die Straßen wimmeln von Verwundeten und Todten. An den Häusern, wo médecin oder pharmacien angeschrieben steht, häuft man die Blessirten auf. Im Hôtel Dieu hat man die früheren halbgenesenen Kranken davongejagt und die Blessirten hineingelegt. Die Elèves haben die Büste von Karl X. zertrümmert. Dupuytren hält keine Visite mehr. Die Spitäler sind voll von Verwundeten. Alte Leute, die niemals solche grauenvolle Scenen erlebt zu haben versichern, behaupten zugleich die Wahrheit einer alten Prophezeiung: Karl IX. schoß auf die Protestanten und mußte vom Throne steigen; Karl X. läßt auf die Katholiken schießen. Man hört jetzt nur noch die Sturmglocken läuten, die Trommel ihr monotones Gewirbel durch die Straßen rasseln und das Geschrei des Volks. Hier und da noch einzelne Kanonen- und Flintenschüsse, die durch die Luft pfeifen. Alles ist banger Erwartung voll, wie das enden werde; die Verwickelung ist so groß, daß das Unwahrscheinlichste zum Wahrscheinlichen werden wird. Durch die Straßen hört man weinende Frauen laufen, die ihre Männer und Kinder eingebüßt; viele Weiber sind in dem wilden Feuer verwundet, erschossen. Kleine Jungen von 12—15 Jahren sollen eine erstaunenswürdige Courage gezeigt haben bei den Attaquen.

Donnerstag den 29. Juli, Abends 10 Uhr.

So ist also Ruhe, d. h. die Garden sind nicht mehr in Paris, die Gefangenen ausgenommen. Der Louvre ist zwar und die Tuilerien vom Volke angegriffen, doch ist im Verhältniß wenig Ungebührliches geschehen, wenn man es in Verhältniß stellt mit der Exaltation der populace. Manche ernste und komische Scenen fielen freilich vor: So sah man einen alten Portier am Eingang in die

Tuilerien sitzen, der im Dienst ergraut war, der bis zu den 80er Jahren die Uniform des Königs getragen, dessen einzige Subsistenz in der Anwesenheit im Palast bedingt war — ihn sah man in Civil sitzen mit Weib und Kind an der Thür und betrübt die ungewohnten Ein- und Ausgänger beschauen. Man schonte seiner, doch war er so gut wie todt. Viele lebendige Meubel sterben mit den leblosen! Die Büsten des Königs waren das Erste, was man zum Fenster hinauswarf; Jeder nahm, was er fand, zum Andenken: Kaffeeservice, Vasen, Degen, Generalsuniformen, die Papiere des Königs, Rechnungen der Duchesse de Berry 2c. zeigte man als Trophäen. Die erbeuteten Pferde nahm man, bestieg sie und ritt in die Tuilerien hinein. Doch schonte man (sehr hübsch!) die chefs d'oeuvres. Man schrieb an kostbare Marmorvasen, Büsten, Monumente: Respect aux objects d'art! Und Niemand rührte sie an. Wollte es Einer oder der Andre thun, so drohte man ihn zu erschießen. An das Antikenkabinet hatte sofort sich Nationalgarde hingestellt und ließ Keinen hinein, ebenso in die Bildergallerie. Kleine Jungen waren auf den Arc de Triomphe du Carousel gestiegen, hatten sich auf die Pferde von Bronce gesetzt, spielten mit den Ketten, die darunter lagen und steckten den drapeau tricolore auf. Das Finanzministerium wollte man stürmen, doch hinderten es die Nationalgarden, indem sie sagten: das sei Staatsgut und gehöre Allen. Man war sehr, sehr mäßig. Zerstört sind nur kostbare Sachen, die man sehr leicht ersetzen und in Galanterieläden kaufen kann. Wirklich eine prachtvolle Nation, die Franzosen! Furchtbar im Krieg und zugleich mäßig, fein und geschmackvoll im Frieden. Jedem ist gleichsam das Gesetz eingegraben. Unter die Farcen, die vorfielen, gehört Folgendes: Man zwang die gefangenen Gardisten (die armen Leute hatten in drei Tagen nur ein Brot zu essen bekommen!), sich die Schnurrbärte abrasiren zu lassen. — Ein Betrunkener rief: vive la liberté! Der Andere fragte ihn: Et la charte? — Eh, ce n'est rien! lachte er und torkelte mit dem Doppellauf fort. Die Archevêchie hat man rein ausgeplündert und die Bücher und Folianten zum Fenster hinausgeworfen; die Pfaffenmützen hat man sich aufgesetzt oder auf Bajonette gespießt und trägt sie als Trophäen. Einige vom Volk setzten sich auf den Thron des Königs in der salle du trône und gingen hernach durch die Straßen, rufend: je fus roi, j'ai été sur le trône! Einer hatte sich eine falsche Tour aus den Zimmern der Duchesse de Berry aufgesetzt und zog so umher. Nun wurden Nationalgarden vertheilt und strichen truppweise durch die Stadt, um die Ordnung zu erhalten. In den Tuilerien aber waren Alle kanonendick betrunken und jauchzten mit schäumenden Bechern aus den Fenstern herab. Das Palais Royal war noch voll von Betrunkenen, Leichen 2c. Abends begannen Freudenzüge durch die Stadt mit dem drapeau tricolore, Trophäen 2c. Auch eine Art Janitscharenmusik hatte sich organisirt. Alles wurde vom Volke, Weibern, Kindern rasend applaudirt, sogar auch ein Wagen voll Leichen. Man könnte es

fast Leichtsinn nennen, mit welcher Verachtung die Franzosen den Tod ansehen. Unterdessen war der alte Lafayette, den ich am Hôtel de Ville, in Civil, geführt von zwei Leuten sah, an die Spitze der Nationalgarde getreten; er ging zu Fuß durch die Stadt, hinter ihm ritt sein Sohn in der dreifarbigen Uniform. Alles schrie: Vive Lafayette! Darauf begaben sich beide nach dem Hôtel de Ville, theilten von hundert zu hundert Schritt Posten aus, zur Aufrechterhaltung der Ruhe, ließen die Straßen barrikadiren (denn man erwartet einen erneuten Angriff), sorgten für Lebensmittel, ließen deshalb Proklamationen ergehen und nahmen besonders die gehörige Ordnung und Wirksamkeit der Nationalgarde wahr, die jetzt mit ihren Chefs (vor zwei Jahren sind sie aufgelöst und jetzt traten sie in ihre alte Activität) durch die Straßen, zwar in bunten Uniformen, aber in Reih und Glied, wie reguläre Truppen patrouillirte. Es ist unglaublich, wie ein so bedeutendes Corps in Zeit von zweimal vierundzwanzig Stunden unter Waffen stand. Es sind ihrer 20000 disponibel. Da sieht man den Geist der Franzosen.

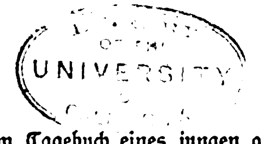
Proklamationen ergingen nun, daß man sich ruhig verhalten solle, daß man zwar unter Waffen bleiben, aber keine Excesse begehen sollte ꝛc. . Doch auch vom Könige soll eine Proklamation ergangen sein, daß er von den blutigen Vorgängen nichts erfahren, daß er nicht die Ordre zum Schießen gegeben habe ꝛc. Man erwartet viel vom morgenden Tage. Viele sprechen von der Thronerhebung des Duc de Chartres; doch was wird nicht Alles gesprochen! So viel ist gewiß, daß der Volkscharakter der Franzosen sich in diesen Tagen in eklatanter Weise ausgesprochen. Ein Bürger stand heute nachdenkend am Louvre und sah nach den Schießscharten, von wo aus die Suisses geschossen, und sagte bedenklich auf die Flinte gestützt: tu nous a fait beaucoup de mal! Alles kann man mit den aufgeregten Franzosen ausrichten, wenn man sie par honneur faßt: es tu Français? n'aimes-tu pas la gloire de la France? ꝛc. Eine unbesiegliche Courage haben sie gezeigt; der Tod ist ihnen nichts. Nicht ein ernstes Gesicht sah man während der ganzen Affaire. Alles lachte und witzelte oder wüthete. Und ist Ruhe, so sieht man morgen die Leute, die heut in Hemdärmeln mit Patrontasche und Flinte gingen, als Galans und Courtisans auf den Boulevards. Man hat wohl Ursache, vor der Nation Respect zu haben. Man sollte es gar nicht glauben, wie die rohsten Arbeiter über die verwickeltsten politischen Gegenstände denken und klar sprechen. Die Aufklärung ist sehr bedeutend unter den Franzosen und weit größer als in Deutschland. Die Garden und die Schweizer haben übrigens sehr viel in die Luft geschossen, und sie waren auch in Verlegenheit, denn sie durften füglich nur auf bewaffnete Bürger schießen; ringsum waren aber Scharen unbewaffneter Neugieriger, die man doch nicht tödten konnte, (obgleich es oft genug geschah), und das war oft ein Schutz für die Nationalgarde, indem sie sich hinter den Unbewaffneten verbarg und zielte. Gegentheils erschossen sich

die Bürger oft selbst (Viele fielen vorn über und waren hinten verwundet), indem sie — oft Kinder, Betrunkene, Unbesonnene — losdrückten, ohne zu denken, wie? wo? Jetzo ist Ruhe, aber eine schwüle Ruhe, wie am Himmel. Nur hie und da hört man das Gejauchze: vive la charte, und Freudenkugeln pfeifen durch die Luft. Der Enthusiasmus hat sich bis auf die Kinder erstreckt; ich sah einen kleinen Bengel Vormittag durch die Straße tanzen und die Mütze schwenken (der Junge war 8 Jahre höchstens), und er schrie: les tuileries sont à nous! tous se sont rendus! Ein mouchard, den man gestern entdeckte, wurde komplett zerrissen auf der Place de Grève. —

Paris, Freitag den 30. Juli, Abends 11 Uhr.

Soeben komme ich müde von meinen Wanderungen nach Hause. Noch einige Notizen aus der Revolution: Bisher ist das Gerücht von dem état de siège nur ein Gerücht geblieben, und wird's wohl auch bleiben. Gestern war auf Aufforderung Lafayettes die ganze Nacht gearbeitet an dem Pavé, das man zu Schanzen, zu Barrikaden noch mehr aufriß. Doch hatten die Einwohner illuminirt, da die Réverbères zerschlagen waren. Kein Feind mehr. Alles drängte sich bewaffnet und unbewaffnet durcheinander, durch die engen Seitenpässe, die man an den Schanzen gelassen hatte. An jeder Barrikade standen zwei Nationalgardisten, oft in den seltsamsten Anzügen, und zwangen die Hingehenden auf einer, die Zurückgehenden auf der andern Seite zu gehn. Keiner Seele fiel es ein, sich den Verordnungen des geringsten Tagelöhners mit seiner Pike zu widersetzen; Alles war gegentheils so höflich und ordentlich, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Die Betrunkenen waren von gestern ausgenüchtert, und jetzt war es eine Freude anzusehn, wie die Leute, die gestern wie die Löwen kämpften, still und friedlich ohne Excesse, ohne Furcht vor Strafe (denn es giebt ja keine Polizei, nur Chefs ohne Gesetze) ihres Weges gingen. Das Ablösen der Posten und Patrouillen geschah, als ob nichts vorgefallen wäre, als ob Jahre lang die Truppen einexercirt wären. Die Elèves de l'Ecole Polytechnique spielten Offiziere, und obgleich junge Leute von 20 Jahren, gehorchte ihnen jeder Graukopf. Das nenne ich ein Volk, dem das Gesetz im Herzen steht! Nirgend hörte man von Plündern, Rauben; für die Arbeiter wurden Beiträge gesammelt, und Jeder gab gerne seine paar Sous, die er entbehren konnte, hin. Hungerte Einer der armen Leute, so ging er höflich (ich war selbst bei ähnlichen Scenen dabei) zu einem Restaurant 2c. und bat um ein Stückchen Brod und ein wenig Wasser; zwar gab man dann dem armen Helden Braten und Wein hin, und sehr höflich bedankten sie sich bei dem frère citoyen! (Meine Wanderungen dauerten von Morgens 9 Uhr bis Abends 9 ½). Hie und da sammelte man Geld für die pauvres ouvriers blessés. In der Rue St. Denis sah ich den General Dubourg, Lafayette

und Gérard, von 5 Nationalgardisten und dem drapeau tricolore begleitet, durch die Barrikaden reiten. Ueberall donnerte man ihnen entgegen: Vive Lafayette, vive Dubourg, Gérard, vivent les braves généraux, vive la charte, vive la liberté! Alle zehn Schritte sah man die cocarde tricolore austheilen (von enthusiastischen Damen) und verkaufen für einen bis fünf Sous (von armen Weibern). Sie schrieen: Voilà la liberté pour deux sous; voilà la cocarde tricolore pour deux sous; voilà les couleurs à la mode pour deux sous! — Die Verordnungen, die von der interimistischen Municipalität als Proklamationen ergingen, waren herrlich. Man sah, daß ein Mann an der Spitze stand, der die Revolution mitgemacht hatte. Dahin gehört: 1) Man möchte die Läden öffnen und ruhig seinen Geschäften nachgehen; das sei notwendig für die Subsistenz von Paris. 2) Jeder, der nicht zur Nationalgarde enrôlirt sei, solle seine Waffen zu Hause verwahren und seinem Gewerbe nachgehen. Wenn Not sei, werde man ihn rufen. 3) Die Nationalgarde würde ihre Chefs, Arondissements 2c. angewiesen bekommen und solle sich den Verordnungen dieser fügen. 4) Aus Paris darf nur derjenige, der von Lafayette eine Erlaubniß hat. 5) Man solle das Eigenthum der Bürger respektiren und bedenken, daß die Ordnung das beste Hülfsmittel sei, den Feinden der Freiheit die Spitze zu bieten. 6) Man solle der Verwundeten gedenken 2c. Nirgends wurde ein Zusammenlaufen und Stehenbleiben geduldet, was sehr nötig war bei den Straßenbarrikaden. Die Nationalgarde, die alle 100 Schritt ihre Posten aufgestellt hatte, rief dann gleich: circulez messieurs, circulez! — Die Barrikaden verunstalteten aber die Straßen entsetzlich. In den Straßen hatte man diese durch umgeworfene Diligencen, die man mit Steinen gefüllt, desgleichen mit Tonnen, Schildern, Stühlen, Tischen, Cabriolets gemacht. Doch auf den Boulevards hatte man die Bäume dazu genommen. Alles ging mit der cocarde tricolore. Wer sie nicht trug, wurde entweder oft gefragt, ob er denn keine haben wolle, oder mußte sich dem aussetzen, für einen mouchard gehalten zu werden. Deshalb flatterte auch an meinem Rock die cocarde tricolore. Alle Augenblicke erschienen militärische und Civilordres. Die öffentlichen Gebäude alle waren besetzt, Niemand durfte hinein; junge Leute von Distinction, die zur Nationalgarde gehörten, waren zu Pferde, holten und brachten die Ordres, Geld 2c. Die Zeitungen waren nur halb bedruckt und wurden öffentlich angeschlagen; alle aber enthielten so ziemlich dasselbe. Zwar war der Heroismus und die Mäßigkeit der Franzosen da sehr gelobt — aber mit Recht. Ich war ganz entzückt über das herrliche Volk, so furchtbar im Kriege, so vernünftig und gebildet im Frieden! Die Proklamationen waren alle in Form einer Bitte, nicht eines Befehls eingerichtet und wurden um so mehr respektirt; dabei folgte auch immer ein Dank des interimistischen Regiments. Der Nationalgarde wurde aus der Staatskasse vom Staatsministerium Sold bezahlt; Viele



schlugen ihn aus. Von Lebensmitteln wurde nichts requirirt, Alles bezahlt. Das Hôtel de Ville war das Centrum der Regierung. Die Deputirten haben sich (es sind 60 hier) einstweilen in der Kammer versammelt. Sachen von Werth, die aus dem Louvre genommen, wurden heut unaufgefordert wieder zurückgebracht. Jeder, auch der gemeinste Mann fühlt, was er zu verlangen berechtigt ist, und will nicht darüber hinaus. Am Quai de Grève sah ich etwa 50 nackte Leichen, auf dem Marché des Innocents hat man etwa 100 vergraben; Viele waren in den ersten Tagen in die Seine geworfen oder von den Angehörigen begraben. Vornehme und Niedrige nannten sich Bruder; ja fremde Leute luden sich ein, miteinander eine Flasche zu trinken ꝛc. Die Damen saßen vor den Thüren und zupften Charpie. In der Rue St. Denis kam ein Mann gelaufen und schrie: Der Duc d'Orléans sei zum König ernannt. Obgleich das gelogen war, las ich bald eine Proklamation, in welcher stand, daß der Duc d'Orléans bei Jemappes gefochten, daß er die cocarde tricolore ins Feuer getragen, daß er die Charte beschützt habe ꝛc. Doch stand kein Name unter der Proklamation. Andre erzählten, es seien die Pairs und Deputés nach St. Cloud gereist, um den König zum Abdanken aufzufordern. Andre sagen, er sei gar nicht in St. Cloud. Nur die Minister (und fünf Andre, (Erzbischof ꝛc.) sollen die Urheber alles Uebels sein; sie will man besonders fassen. Doch fing jene Proklamation mit den Worten an: Charles X ne doit plus rentrer à Paris; il a fait couler le sang du peuple! Die Staatsbureaux sind unter Leitung der Municipalität wieder in Wirsamkeit getreten. Aber sieht man auf den Haufen von Nationalgardisten, bewaffnet mit Küraß, Caskett, Flinten, Pistolen, Piken, Beil Feuerzangen, Scheermesser, geführt von den Elèves der Ecole Polytechnique, so ist's unglaublich, daß durch diese Leute 26000 Mann Militär entwaffnet sind. In der Rue St. Honoré hat man das Café de la Régence geplündert und demolirt; der Eigenthümer beging die Unvorsichtigkeit, die Garden da hineinzulassen, und sie schossen aus den Fenstern; seine Strafe war die Demolirung des Hauses. Die vertriebenen Garden und Gendarmen kampiren vor Paris und sind genöthigt zu plündern, da sie keinen Lebensunterhalt haben. Der alte Lafayette muß sich oft dem Volke zeigen. Die Rinnsteine werden sorgsam wieder hergestellt und frisches Wasser durch die Stadt geleitet, das bei der entsetzlichen Hitze sehr nötig ist. Ein pathetischer, begeisterter Arbeitsmann kam mit einem verrosteten Säbel heut Abend durch die Straßen stolzirt und rief: Restez tranquilles, citoyens, cette nuit, nous veillerons pour vous. Ein Bäckerjunge schrie: Charles X sera mené à Paris demain, et pendu à la place de Grève comme un cochon! Auswärtige Mächte täuschten sich gewaltig, wenn sie jetzt der monarchischen Regierung zu Hülfe kommen wollten. In der früheren Revolution hatten die Franzosen nichts und erwarben sich erst etwas; jetzt beschützen sie nur das Erworbene; früher war das Volk noch nicht aus

tiers états zusammengesetzt; jetzt hat das Ding eine andre Wendung genommen. Ja, die Alliirten kamen auch nur nach Frankreich, weil sie Napoleon nicht haben wollten; doch stellten sie es der Nation frei, welches andre Königshaus sie wählen wollten.

Paris, Sonntag 1. August 1830, früh.

Auf meinen Wanderungen fand ich gestern zwar Alles exaltirt und voll Freude, doch hörte man nirgends von einem Excesse. Auf dem Pont Neuf hatte man Heinrich IV. eine Fahne mit der cocarde tricolore in die Hand gesteckt. Die Elèves de l'Ecole Polytechnique wurden überall mit Jubel empfangen. Die Handwerker, denen der Name der Schule zu schwer und unverständlich war, nannten sie ihrer letzten Bedeutung wegen: école politique. (Sie wird übrigens gebildet, indem man aus dem collège de l'école polytechnique, einer Art Fakultät, die tüchtigsten jungen Leute nach Examinibus auswählt und sie da entweder zu Artilleristen, zum Geniecorps oder zu Marineoffizieren bildet.) Die Garde nationale zog durch die Quartiers, halb in Civil, halb in Militär, mit den seltsamsten Waffen, und drauf hatten sie die Rationen aufgespießt, in Fleisch, Käse, einer Ochsenzunge u. A.; vornauf zog eine Trommel. Ein Unteroffizier, ein täppischer Schlächtergeselle, hatte sein Corps versammelt, bestehend aus größtenteils distinguirten Leuten. Er ließ sie in Reih und Glied treten, stellte sich pathetisch ihnen gegenüber und haranguirte sie folgendermaßen heroisch: celui qui s'oppose à mes ordres, fusillé! Me comprenez-vous? Oui, monsieur, war die Antwort, und er kommandirte selbstgefällig weiter. Die Affichen zeigten heut eine Aufforderung von der préfecture und municipalité provisoire, daß der Duc d'Orléans zum Lieutenant général en intendant nach Paris geholt werden solle. Gleich darauf erschien von ihm eine Proklamation: Je n'ai pas balancé à partager vos dangers (ein Bürger, der nebenbei stand, bemerkte spitz: lorsqu'ils sont finis); in dem Ton ging's weiter: er habe mit Freuden überall die Fahnen wehen sehn, die er selbst lange getragen, er werde die Charte zu erhalten suchen ꝛc. Nebenbei stand die kurze, gedruckte Nachricht: Le duc d'Orléans est arrivé comme lieutenant général de la garde nationale et s'est rendu au palais royal. Um 2 Uhr zog er, ein hübscher, stattlicher Mann, zu Pferde vom Palais Royal aus in brillanter Uniform, und alle Deputirten hinterher, unter denen voraufgingen: der alte Benjamin Constant, von Bürgern getragen, La Borde u. A. Alles schrie: Vive le duc d'Orléans! So wurde jener Zug im Triumph nach dem Hôtel de Ville transportirt. Der König war unterdessen in St. Cloud und mußte es ansehn, wie ein Trupp Garden nach dem andern ihn verließ. Der Duc d'Angoulême (Dauphin) ging hinab und haranguirte die Truppen, aber (seine Rede muß wohl nicht die interessanteste gewesen sein) er mußte es erleben, daß die Soldaten unter seiner Rede Fluß sich zu 5, 10, 15 um-

wandten und nach Paris gingen. Mit der Cavallerie (wenig Leute) zog der König sich nunmehr nach der Isle St. Denis. Vincennes mit seinen Kanonen und aller Munition ist zu Paris übergegangen. Alle Truppen aus der umliegenden Gegend haben ein Rendezvous nach Vaugirard bekommen; sie werden dort mit Freuden und Umarmungen empfangen und bekommen Munition, Essen und Trinken in Fülle. Alles glänzt vor Freude. Jeder (auch ich) trinkt eine Flasche mehr den Tag. Eine andere Affiche meldete: Der 9. Thermidor des Jahres 1794 entspreche dem 28. Juillet 1830; dort wurde Robespierre, hier die Bourbons gestürzt. Vom Balcon des Palais Royal wurde ausgerufen: Der Duc de Chartres wird Morgen an der Spitze seines Regiments in Paris eintreffen. Alles klatschte Beifall. Aus dem Louvre trug man Nachmittag noch Leichen zusammen, die man bisher in die Winkel gelegt. Sowie sie vorübergetragen wurden, hieß es überall: ôtez le chapeau. Man machte auf dem Louvreplatz, der Eglise St. Germain Auxerrois gegenüber, auf dem Hauptschlachtfeld ein großes Grab für Alle. Bald darauf sah ich auch eine Dame vom Volk im Triumph getragen, die in Mannskleidern sich während der Scharmützel auf eine Kanone gestürzt und bald zu ihrer Einnahme das Meiste beigetragen hatte. Unterdessen war das Grab am Louvre fertig. Man steckte ein Kreuz darauf mit der einfachen Inschrift: à la mémoire des morts pour la liberté et la patrie! Alles zog den Hut, näherte sich ehrerbietig und warf Geld in einen Hut, gesammelt zum Besten der Hinterbliebenen. Kränze warf man aufs Grab und stellte sich still im Kreise, als ein junger Mann vortrat und einige Worte voll Rührung sprach. Kein Auge war tränenleer, und Alles umarmte sich: Nationalgardisten, Vornehme, Arme, Alles nannte sich Bruder! — Die Könige haben eine warnende Aussicht vom Louvre aus auf das Grab. Unterdessen lief die Nachricht ein, daß der Erzbischof auf der Flucht arretirt sei, und daß man bei ihm eine Million Francs in Gold gefunden, die man ihm natürlich nahm. Auch fand man im Louvre unter den Papieren eine Correspondenz wegen Liebeshändeln zwischen einem Bischof und einer Hofdame. Der schädliche Einfluß der Geistlichen auf den König ging so weit, daß man Montag Abends, als die Ordonnanz gegeben war, die Fabrik in Sèvres illuminiren ließ und sie dem König zeigte und sagte: die Nation sei so entzückt über den Befehl seiner Majestät! Man fand auch einen Brief vom Könige an Polignac (der bekanntlich sein unehelicher Sohn ist) folgenden Inhalts: Viens me voir, nous aurons le temps de chanter un psaume ensemble. — Abends wurde der Duc d'Orléans im Triumphe vom Hôtel de Ville nach Hause gebracht.

Paris, Sonntag Nachmittag, den 1. August 1830.

Paris ist wieder das alte Paris. Frankreich ist so gut wie beruhigt. Herzog v. Orléans ist so gut wie König. Es wurden ihm gestern im Hôtel

de Ville der Antrag und die Bedingungen gemacht. Beides nahm er an. Doch — eine edle Kühnheit, bei uns würde es Frechheit sein! — General Dubourg ging am Ende der Verhandlungen auf den Herzog zu und sagte: Monseigneur! Les derniers jours ont été un bon exemple pour tous les princes. Je crois, que vous tiendrez votre parole. Darauf erwiderte der Herzog sehr piquirt: Votre menace était inutile; pendant toute ma vie j'ai été un honnête homme, je le restrai aussi jusqu'à la fin. Lauter Jubel. Es wurde besonders gut vom Volke aufgenommen, daß der Herzog ohne alle Begleitung im Schoße der Bürger zum Hôtel de Ville und wieder zurückging. Hier ist man nur gewohnt, einen König von Garden umpanzert zu sehen. Die Dauphine war in großer Verlegenheit; sie war in Dijon (oder in der Nähe), ohne von den Vorgängen in Paris was zu ahnen. Sie ging ins Theater, als man rief: vive la charte, vive la liberté! Sie machte sich gleich auf, wollte nach Paris und hörte die Unglücksscenen. Der König soll jetzt nicht allein die Minister, sondern auch den Kopf verloren haben. Soeben begegnete ich einer entzückten Volksmasse, die den alten Lafayette, begleitet von etwa 6—8 Deputirten, fast zerdrückten.

Paris, Montag am 2. August 1830, früh.

Nachmittags sah man heut zum ersten Mal die eleganteste beau monde von Paris auf den Straßen. Alles ging mit der cocarde tricolore, die nunmehr durch eine Ordre des Generallieutenants Louis Philipp Orléans zur Landescocarde erhoben ist. Das Palais Royal ähnelte heute einem Feenschloß: Alles war illuminirt. Es war Jeder im brillantesten Schmuck, im brillantesten Kleide. Die Fenster der Zimmer des Duc d'Orléans waren offen, und oft mußte er sich dem Volke zeigen und wurde dann mit vive Orléans empfangen. Einmal erschien er an der Seite Lafayettes, den er umarmte. Der Herzog von Orléans hat 100 000 Francs für die Blessirten geschenkt; Benefices werden für sie gegeben. Man zählt 3000 Gefallene. Gestern fuhr — ein trauriger Anblick — auf der Seine ein Schiff mit einer schwarzen Flagge und wohl 40 Leichen darauf. Man hätte nicht gedacht, daß diese Revolution so viel Menschen das Leben gekostet hat.

Paris, Montag Abends 11 Uhr, 2. August.

Mit Dupuytren besuchte ich heut von 8—12 Uhr die Blessirten. Dann strich ich durch die Straßen. Alles war so ruhig, als ob niemals in Paris eine Revolte gewesen wäre. Der Pavé wurde vollkommen rekonstruirt. Den Abend brachte ich im Theater des Variétés zu, das nunmehr in neue Aktion mit allen anderen Theatern zugleich tritt — und zwar zum Besten der Blessirten, Wittwen und Waisen. Das erste Stück war: Les ouvriers, das Original unsres Festes der Handwerker. Als

das Stück zu Ende war, trat Nourrit plötzlich auf mit dem drapeau tricolore, in Uniform eines Nationalgardisten. Er sang ein Siegeslied auf die letzten Begebenheiten, so einfach und rührend, wie ich noch kein französisches Lied gehört hatte; es war die Melodie eines Marsches. Der alte Lafayette mit dem eisgrauen Haar, die alte wohlbekannte Siegesfahne, das Panthéon, jetzt wieder unter dem alten Namen (aux grands hommes, morts pour la patrie); das Haus Orléans, als Beschützer der Freiheit. Alles war so schön ineinander gewoben, daß alles vor Entzücken über diese Überraschung außer sich war. Nourrit selbst konnte manche Couplets nicht ohne Thränen singen. Nun denke man sich die feurigen Franzosen! Applaus ist ein gelindes Wort. Jauchzen, Weinen begleitete jeden Refrain: Allons, marchons pour la patrie! rc. Es mußte „bis" gesungen werden. Jeder war auf seinen Sitz gestiegen und hätte gern den schönen Sänger zerdrückt vor Freude. Als er zu Ende war, schrie Alles: L'auteur, l'auteur! Nourrit antwortete: „Messieurs, c'est: Casimir Délavigne!" — Vive Casimir Délavigne! tönte und donnerte es und Jeder trocknete sich die Thränen. Es folgte das zweite Stück: La lingère du marais, ein allerliebstes Ding. Als das Stück zu Ende war, schrie Alles: La marche parisienne! (So hieß das frühere Lied.) Kein Sänger war da. Da trat der Direktor auf mit der Cocarde tricolore und sang es unter lautem Applaus! Es folgte das dritte Stück: Les jolis soldats. Am Ende desselben mußte die marche parisienne wiederholt und noch ein neues Freiheitslied gesungen werden, nach der Melodie: amis la matinée est belle. Als das Theater aus war, ging ich noch auf den belebten Boulevards spazieren. Es war ein himmlischer Sommerabend und der Mond schien lieblich drein. Ich setzte mich noch in ein Café vor die Thür hin und las im Courier français den boshaften Rat an den Ex-roi: er möge doch nach Neapel gehen, dort könne er sich mit dem Dey von Algier trösten. Der König soll nichts thun als weinen und beten. Der arme unglückliche Mann! Vor 14 Tagen hätte Jeder mit ihm getauscht, jetzt thäte es der Aermste nicht! Die Ruhe ist in Paris vollkommen wiederhergestellt. Der freie Geist darf unter den Einwohnern jetzt ungehindert fortschreiten, da kein Charles X., keine Pfaffen ihn hinter dem Jahrhundert zu halten suchen. —

Paris, den 3. August 1830.

Die Polizeicommissare werden künftighin in Civil gehn, nur eine Schärpe um den Leib mit dem trikoloren Bande. Man soll künftighin keine Staatsreligion haben; Alles soll gleich sein und nur nach dem Menschenwerthe beurteilt werden. Der Herzog von Orléans hat alle Maires aufgefordert, ein Verzeichniß der Helden ihres Arrondissements zu liefern, damit sie würdig belohnt werden können. Die Franzosen sollen nicht mehr

Unterthanen, sondern Citoyens genannt werden. Es soll nie mehr nach dem Religionsglauben ein Mensch gefragt werden, sondern Jeder solle ungehindert glauben und verehren, was er für das Beste halte. Es sollen Monumente errichtet werden — ein Schmach-Monument für Polignac, eine Ehrensäule für die Gefallenen. Die Minister sollen verantwortlich sein und zur Rechenschaft gezogen werden, für alle ihre Handlungen. Den Geistlichen soll nie mehr irgend welcher Einfluß auf die Staatsangelegenheiten gegeben werden. (So bekommt Frankreich wirklich eine herrliche Gestalt!) — Die Zeitungen meldeten noch unzählig viele Heldenthaten einzelner Bürger an den Tagen 27, 28, 29. Die Provinzen haben Alles von Paris angenommen. Die Frau Polignacs wurde unterwegs auf ihrer Flucht angehalten; man brachte sie vor den Magistrat, um sie festzuhalten. Doch dieser entließ sie ungehindert mit der Erklärung: ihr Mann habe zwar den Franzosen viel Unheil angestiftet, doch solle sie es nicht entgelten. In der Gegend von Versailles irren in Wäldern die armen Schweizer umher und haben nichts zu leben. Kein Mensch versteht sie, sie sprechen deutsch. Es erging in der Quotidienne eine Aufforderung an den Duc d'Orléans, er möge doch deutsche Parlementairs an sie schicken. Der König irrt, von allen Truppen verlassen, an den Grenzen Frankreichs umher, hat zu Gunsten des Duc d'Orléans dem Thron entsagt und ihn um eine Eskorte gebeten, damit er über die Grenze kommen könne. Er soll in eine Art Tiefsinn gefallen sein. Dies die Nachrichten von heute, die ich im Café las. Den Morgen und Vormittag brachte ich übrigens in der Charité zu, wo jetzt ein solcher Mangel an Elèves ist (sie sind Alle unter die Nationalgarde gegangen), daß ich bei den meisten Verbänden dem alten Boyer assistiren mußte.

Paris, den 3. August, Nachmittags.

Kanonendonner kündete heut die erste Sitzung der Kammern um 11 Uhr an. Der Duc d'Orléans eröffnete sie. Um 2 Uhr war die Session beendet. Im Pompe ging der Zug davon. Zuvörderst Nationalgarde mit dem Duc d'Orléans an der Spitze, dann die Generale, dann die garde nationale à cheval. Auch Musikchöre hatte man, doch von Bürgern. Es war eigentlich fast lächerlich, diesen Trupp buntgekleideter Menschen anzusehn, die alle militärischen Manieren und Ordnung dermaßen vergessen hatten, daß die Gemeinen sich mit den Offizieren beriethen, wie Alles einzurichten und zu commandiren sei; und doch mußte man vor den Helden der letzten Tage Respekt haben. Endlich kam in einem offenen Wagen mit drei Sitzen — eine Art Korbwagen — die ganze Familie des Duc d'Orléans und unter den vielen Kindern eine allerliebste Prinzessin. Sie wurden mit vive le duc d'Orléans, vive la famille du duc d'Orléans! empfangen. Da kam auch zu Fuß der alte Lafayette an. Die Garden

traten aus Reih' und Glied, fielen ihm um den Hals, küßten ihm die Hände und schrieen mit Thränen in den Augen: Vive père Lafayette, vive le sauveur de la patrie! Er konnte vor Enthusiasmus des Volks gar nicht von der Stelle. Was der Mann für ein glückliches Alter haben muß. Hinterher ritten der junge General Lafayette, Dubourg, Duc de Choiseul ꝛc., dann kamen in Wagen alle Deputirten. Gleichzeitig hatte sich das Gerücht verbreitet, der König halte mit 2000 Mann in Rambouillet, und sofort hieß es: aux armes! Bürger zogen Kanonen dahin, geführt von der Ecole Polytechnique, und so ging der Sturm zum Tore hinaus. Die Stadt ist sonst ganz ruhig.

Paris, Dienstag Abends um 10 Uhr, den 3. August 1830.

Eine Affiche zeigte heut die ganze Rede an, die der Duc d'Orléans vor einigen Stunden in der Kammer gehalten; sie war sehr hübsch und lang, aber enthielt so eigentlich nicht sehr viel. Nachdem ich sie gelesen, ging ich in das Hôtel Dieu zur Abendvisite. Von da in das Palais Royal und das Café de la Rotonde, wo ich meinen riz au lait verzehrte. Das Palais Royal gleicht in diesen Tagen immer einem Feenschlosse. Alles drängt sich dahin; die brillante beau monde setzt sich um die große Fontaine und läßt sich von den Wasserstäubchen benetzen; Andere promeniren. Es ist ein Wogen und Wühlen, als ob das größte Fest am Abend wäre. Der Duc ließ sich von Zeit zu Zeit sehen und wurde mit Vivat empfangen. Spät noch wurde die Affiche angeklebt, der Duc d'Orléans werde morgen die Abdankungsakte von Charles X. in den Moniteur rücken lassen, die er in der Chambre vorgelesen. Er soll nur für sich und den Dauphin abgedankt haben. Aber was sagt nur der Duc de Bordeaux dazu? Uebrigens war der Aufbruch nach Rambouillet nur blinder Lärm; Charles X. verlangte blos eine Eskorte, und siehe da, 6000 Menschen jagen mit Piken und Kanonen hinaus! O Pariser! Abends saß ich, aus dem Palais Royal nach Hause gekehrt, mit Antoinettchen vor der Thür, die ich tröstete; sie weinte Liebesthränen. Ein interessantes Mädchen! Ihre Geschichte ist allerliebst.

Paris, Mittwoch Mittags, am 4. August 1830.

Ich erhielt heute Antwort von d'Outrepont. Des Morgens besuchte ich heut das Hôtel Dieu, dann Alibert's und Biett's Säle. Sie halten der Ferien wegen keine Klinik mehr. Die Geschichte vom gestrigen Aufruf in Rambouillet hat sich übrigens bestätigt. Der König war dort mit 1000 Mann, seinen letzten Getreuen, gestern hingegangen und forderte eine Million Francs. Man sendete sie ihm. Doch als die Deputirten ankamen, behielt er sie als Geißeln, forderte mehr Geld und drohte mit Gewalt. Da bewaffnete sich nun gestern der unordentliche Haufe mit Piken und Lanzen:

aux armes! tönte es durch die Straßen. Und mit Brot, Fleisch, Waffen und Kanonen zog man gen Rambouillet, den General Payol an der Spitze. Damit es rascher ginge, wurden alle Wagen auf der Tour angehalten, die Besitzer und Sitzenden genötigt auszusteigen, und die Helden setzten sich hinein. Heute früh kamen sie unverrichteter Sache zurück. Der König war von Rambouillet wieder davongegangen, und die Verteidiger der Freiheit zogen ab. Gestern auch fiel es einigen Parteigängern ein, nach der Sitzung der chambre auszurufen: vive la liberté, vive la république! Sie wurden arretirt. Die Schweizer Soldaten, die sich allmählich den Siegern ergaben, haben den Namen soldats omnibus erhalten.

Paris, Donnerstag, 5. August 1830.

Als ich nach Tisch gestern ausging, begegnete ich einem seltsamen Aufzug. Die force armée der Garde nationale kehrte in den seltsamsten Auf- und Anzügen von Rambouillet zurück und zog längs dem Quai daher. Sie hatten die Nacht zuvor vor Rambouillet campiren müssen, brachen Morgens früh um drei Uhr auf und — fanden den König davongeflohen, aber alle seine Bagagewagen mit Schätzen &c. Sofort nahm man sie in Beschlag, setzte sich hinein und nun kam dieser bizarrste aller Militär-Aufzüge mit Reichen und Bettlern und königlichen Kutschern dahergetobt. Das Gewieher des Volkes dabei war furchtbar. Man knallte in die Luft und deponirte die geraubten Güter. Die Sitzung der Kammer hatte gestern zum Zweck Ordnung der Büreaux; unter 130 Deputirten war auf der linken Seite etwa eine Opposition von 40. Die Abdankungsakte vom König und dem Dauphin en faveur des jungen Duc de Bordeaux war überall bekannt gemacht. Doch standen daneben freisinnige Affichen, die rund und glatt aussprachen: der König könne gar nicht zu Gunsten eines seiner Verwandten abdanken, denn man habe ihn und seine verhaßte Linie davongejagt — am allerwenigsten zu Gunsten eines Kindes, dessen Abkunft doch so sehr suspect ist. — Der Thron ist vacant gewesen, wie Charles X. ein Blutbad unter seinem Volk anrichten ließ. Man ruft das Haus Orléans dahinauf. Nirgend ist da eine Ungerechtigkeit, die Sache ist ganz natürlich. — Gestern Abend war die Duchesse d'Orléans im Hôtel Dieu gewesen mit ihrer ganzen Familie. Sie ging in den Sälen umher, ließ sich alle Blessirten zeigen, sprach mit Jedem, fragte nach dem Sitz des Uebels und soll sich überhaupt mit himmlischer Milde benommen haben. Man sagte ihr, sie möchte doch die Prinzessinnen wenigstens von diesem unangenehmen Anblick entfernen, doch sagte sie: Nein, mögen sie gerade es sehen, wie schrecklich der Bürgerkrieg ist. Unterdessen war die Ankunft des Duc de Chartres auf heute Abend angekündigt, und er kam an; zur Rechten ritt der Vater, zur Linken sein Bruder, der Duc de Nemours. Mit ungeheurem Enthusiasmus wurde die Familie begrüßt. —

In einer Provinzialstadt wurde ein Wagen angehalten, in dem ein junger Mann saß (sein Nebenplatz schien leer), der sich für einen Courier von Rothschild ausgab. Die Sache schien verdächtig, um so mehr, als man im Wagen ein Schnupftuch mit P. gezeichnet fand und der Mann sich als monsieur Coubon ausgab. Es wurde inquirirt, und da ergab es sich, daß der gute Minister Peyronnet vor der Stadt ausgestiegen war, um sie zu umgehen. Er wurde festgenommen. Einen hat man also; man meint, er werde als Staatsverräter angehalten werden und vielleicht auf's Schaffot wandeln können. Rothschild hat 18 000 Francs für die bei dieser Revolution verarmten Wittwen und Waisen gegeben; doch war der Brief, der in den Zeitungen abgedruckt wurde, so abgefaßt, daß er sich mit den Gesinnungen über das Löbliche der Freiheit &c. zurückhielt. Es wäre auch stark gewesen, wenn er auf der einen Seite mit dem Gelde Monarchen, auf der anderen Seite Republikaner beschützt.

Paris, Freitag 6. August 1830.

Der Vormittag ging im Besuchen der Spitäler drauf; dann machte ich einen vergeblichen Versuch, in die Chambre zu kommen. Die Queue war zu lang, und ich hätte wohl vier Stunden stehen können. — Am politischen Himmel war es ruhig, man fing an sich in Satyren auf Charles X., den Ex-Roi, zu gefallen. So hatte man in der Rue St. Antoine eine Kanonenkugel an die Laterne gehängt (die in ein Haus eingeschlagen hatte) und darauf geschrieben: Charles X à son peuple, le 28 Juillet. In einer Carikatur sah man Charles X. als blinden Bettler am Wege stehen und seine Mütze aufhalten. Darunter standen die Worte: „Ayez pitié d'un pauvre aveugle!“ — Dann sah man ihn auch in einer Bischofsmütze abgebildet. Desgleichen mit dem Dey auf gegenseitiges Wohlsein ein Glas leerend &c. &c. Und so tausend Witze. — Die Laternen und das Steinpflaster waren vollkommen hergestellt. Im théatre ambigu comique wurde le siècle de Louis XIV gegeben und die Parisienne und alle anderen Nationalgesänge wurden Male über Male gesungen. Nach dem Theater ging ich in ein Café und las den Messager, der die Verhandlungen der Kammer von heute lieferte. Unter den vielen höchst nützlichen Beschlüssen war der herrlichste: die aufgehobene Staatsreligion. Doch sah es sonst am politischen Himmel wieder trübe aus. General Dubourg war auf Befehl des Duc d'Orléans arretirt worden, theils wegen der früheren anmaßenden Aeußerungen (vous tiendrez votre parole), theils wegen anderer kleiner Vergehungen. Man meint auch allgemein, daß Dubourg ein verkappter Royalist ist. Die Leute standen wieder heute haufenweise auf den Straßen und stritten viel, besonders in dem Faubourg St. Germain (im Quartier latin die Ecoles); man will durchaus eine Republik haben. Wenn auch die Stimme des großen Volks und Militärs dagegen ist, so sind doch die

gebildeten jungen Leute dafür. Man spricht davon, daß die Kammer eben deshalb heute um Mitternacht den Duc d'Orléans zum König ernennen will (bekanntlich dauern die Sitzungen von Morgens 8 Uhr bis Mitternacht). Gewiß aber ist es, daß die Anhänger der Bourbons, deren es doch Einige wohl noch giebt, die republikanische Partei begünstigen, nicht aus Liebe für die Sache, sondern aus Liebe für die Bourbons.

Paris, Sonnabend 7. August 1830 Abends.

Heute früh brachte ich die Zeit in den Spitälern zu, bei Civials, der einige Lithontritien machte, bei Boyer, bei Dupuytren. Darauf ging ich in die Chambre, wo es heut heftige Diskussionen gab, die ich, da sie in den Blättern gar zu weitläufig aufgeführt sind, in ihrer Schilderung übergehe. — Am politischen Himmel war es nicht ganz ruhig. Die Ultraroyalisten, die ihr einziges Heil jetzt im Aufwiegeln des Volkes sahen, rührten republikanische Ideen auf. Man erdreistete sich sogar anzuschlagen, daß die Elèves de l'école polytechnique das Volk auf die Place de la Revolution citiren, um es dort zu haranguiren. Doch ließen diese sofort die Gegenaffiche anschlagen, worin sie auseinandersetzten, daß dieser Plan falsch sei und untergeschoben; gegentheils fordern sie das Volk zur Ruhe und Einigkeit auf. Nach dem Essen ging ich auf den Boulevards und an dem belebten Palais Royal spazieren und las Zeitungen. Aber wie hatte sich die Scene verändert! Die Kammer hatte mit großer Majorität den Herzog zum König ernannt um 3 Uhr. Abends fuhren einige Deputirte ab, um dem Herzog nunmehr das Dekret einzuhändigen. Das Volk war nach dem Palais Royal und nach dem großen Hofe geströmt. Dort gab's ein Geschrei: vive le roi und vive la reine! — furchtbar. Der Herzog kam auf den Balkon, zeigte das Papier vor und es donnerten vives! Die Königin wollte sich vor Freundlichkeit den Kopfputz mit den Knixen ruiniren. Bald hieß es auch: vive le duc de Chartres, Nemours! 2c. Und Alle mußten sich zeigen. Unten wurde Tusch geblasen. Das Palais Royal wurde illuminirt. Alles war ein Flammenmeer; Menschen wogten hin und her; Garde, Musik und oben die elegante Schaar in den herzoglichen Zimmern. Es war ein schöner Abend! Ich sah auch einige Elèves de l'Ecole polytechnique darunter. Man ehrt sie zu viel. Viele Leute hatten vorgeschlagen: es sei besser, wenn Frankreich ein empire werde!

Paris, Sonntag, den 8. August, Abends.

Früh ging ich heute zum Champs de Mars, wo die Pariser, von Rouen, Havre 2c. Nationalgarden die Revue vor dem Herzog, jetzt nunmehr König, passirten. Auf allen Plätzen gab's heute zu schauen die Hülle und Fülle. Aus ganz Frankreich waren Menschen nach Paris geströmt; noch

nie sah ich die Läden, Cafés so voll, nie die Straßen so belebt. Ich tummelte mich im Palais Royal, dem Centrum der Pariser Welt, umher und ging zum Essen. Nachmittags zogen Gruppen Sänger umher, in alt homerischer Manier. Das ist hier nichts Neues. Ein solcher Trupp zieht von Ecke zu Ecke mit einem Stuhl oder einer Leiter. Dann muß Einer aus dem Volk hinaufsteigen, singt ein Liedchen und der Chor fällt ein. Gewöhnlich sind es Witze, Satyren (heute viel von Charles X.), Vaudevilles. Der Sänger wird rasend applaudirt, und der Trupp zieht weiter. Oft werden auch nur Bonmots, Calembourgs von der Leiter herab erzählt. Abends war Musik im Palais Royal an allen Ecken und Enden. Es war zum Erdrücken voll, auf der Straße wurden überall Raketen aufgeworfen, Flinten losgeknallt. Um allen ungeziemenden Ideen des Volkes zu steuern, waren Affichen angeschlagen: man möge den Stimmen gewisser Aufwiegler, die eine Republik herbeiführen wollen, nicht Gehör geben; es seien Ultraroyalisten, die nur eine Opposition bilden wollen, aber das Beste des Landes dabei gar nicht im Auge haben. Und wirklich war für eine Republik das Volk auch gar nicht gestimmt.

Paris, Montag, den 9. August.

Heut früh ging ich in die Charité und zu Dupuytren. Von da zur Chambre. Der junge König Philipp VII. leistete seinen Eid. Eine Masse Herren und Damen hatten auf den Tribunes publiques und réservées sich versammelt. Die Deputirten hatten Platz genommen. Da kam unter dem Schallen der Marseillaise die Nationalgarde an und alle vornehmen Generale, Marschälle; hinterher im offenen Wagen die Königin mit ihren drei Prinzessinnen und vier jungen Prinzen. Dann der Herzog, sehr ernst, zu Pferde in Uniform eines lieutenant général, neben ihm der Duc de Chartres und Duc de Nemours (ein kleiner Junge von 13 Jahren). Die Damen und Kinder setzten sich unter das Publikum auf die places réservées; der Herzog auf den Präsidentenstuhl, auf Tabourets vor ihm die beiden Söhne (die größeren). Lafitte stieg auf die Tribüne, las die Charte vor. Der Herzog schwor und setzte sich auf den Thron, neben ihm die Krone von Charlemagne, die main de justice und das Scepter. Er sprach einige Worte, und die Feierlichkeit war nach einer kleinen halben Stunde aufgehoben. In derselben Ordnung ging Alles mit dem Cortége zurück unter wüthendem Schreien: vive le roi, vive la reine! Bittschriften flogen von allen Ecken, der König nahm sie an und gab sie dem Duc de Chartres. Er war sehr freundlich, zog den weißbefederten Hut oft und grüßte rechts und links; unter Kanonendonner und Musik ging der Zug nach dem Palais Royal. Ganz Paris war auf den Beinen. Wer beschreibt die eleganten, sich durcheinander wühlenden Menschenmassen, die Illumination, Gewehrfeuer; Scharen von Musicis aus allen Chören kamen

zusammen, mit den tricoloren Farben vorauf, und sangen muntre Weisen, und der König mußte mit seiner ganzen Familie dann immer auf dem Balkon sich zeigen. Die Verkäufer der Charte, der Revolutionsgeschichte, des Messager säumten nicht, ihre Waren schreiend anzupreisen. Es war überhaupt ein Gewühl zum Rasendwerden. Ein Weib bot zwei sonderbare Sachen feil: 1) la marseillaise, la chanson favorite de Charles X! und 2) la naissance du duc de Bordeaux, worin dessen Dasein als königlichen Ursprungs sehr nachdrücklich bezweifelt wurde. Doch mitten in dem Gewühle war eine seltene Ordnung; ein dicker Fleischer meinte ganz treuherzig: eh bien, cela ne va-t-il pas aussi bien sans gendarmes? Es macht den Architekten ꝛc. viel zu thun, durch ganz Frankreich die Lilien zu verbrennen.

Paris, Dienstag, den 10. August 1830.

Der Vormittag ging im Besuchen des Hôtel Dieu drauf. Boyer und Roux waren beide verreist. Es haben sich überhaupt viele reiche distinguirte Leute davongemacht. Ich weiß nicht, ob es Furcht vor neuen Revolten ist. Von da ging ich in die Chambre des députés; ein freundlicher Kapitän ließ mich, trotzdem daß im Queue die Reihe nicht an mir war, doch hinein. Die Session war kurz, etwa zwei Stunden. Auch kam nichts Sonderliches vor. Man reinigte nur die Versammlung. Manien und Mieuil wurden angeklagt, daß sie mit Unrecht in der Kammer säßen. Sie sind Alt-Ministerielle und hielten sich zwischen dem centre und der côté droite. Mieuil war selbst gegenwärtig und sah, wie sich beim aux voix Alles gegen ihn erhob; er tobte und zog ab! Einige Deputirte, Ministerielle, hatten von selbst ihren Abschied gefordert. Lafitte (Casimir Perrier war nicht da) präsidirte und saß wie Dupuytren als Türke. Er hat freilich das Podagra. — Der preußische Gesandte, heißt es, ist abgereist.

Paris, Mittwoch, den 11. August 1830.

Heute früh besuchte ich das Hôtel Dieu; Abends gab es vielen Trubel im Palais Royal; Musikchöre, wohl zehn an der Zahl, waren unter der Masse versteckt, und sowie Eins geendet hatte, fing das Andre an. Die Marseillaise wurde wüthend beklatscht und konnte nicht genug gespielt werden. Man hat seiner Einfachheit wegen den Herzog sehr liebgewonnen. Er, jetzt Louis Philipp I., will keinen Hofstaat halten; nichts von Garden, Garde du Corps ꝛc. Er wird in seinem Palais bleiben und nur viermal des Jahres nach den Tuilerien gehn mit allem Pompe des Hofes, um den Leuten zu zeigen, daß der König eines so blühenden Landes nicht aus Dürftigkeit in einem kleinen Palais wohne. Das Volk dringt darauf, die Büste Lafayette's auf den Arc de Triomphe du Caroussel zu setzen und den Triumph-

wagen zu entfernen. Ein abgeschmackter Wunsch! Auf einem so breiten Piedestal würde eine schmale Büste oder Statue sehr dürftig aussehn. Chateaubriand hat vorgestern in der Pairskammer eine wunderschöne Rede gehalten — ganz ähnlich der des Antonius an Cäsars Grab. Er war ein Freund von Charles X., und rührend war es, während der Rede das Gefühl mit der Vorsicht kämpfen zu sehen. Er klagte nur die Minister als Urheber aller Uebel an. Ein Architekt versichert mich übrigens, daß der Herzog (jetzt Louis Philipp I.) im Palais Royal weit bequemer wohne als in den Tuilerien. In diesen bewohnt er nur den Pavillon Marsan, und seine Familie ist durch Treppen, Antisalons, Salles d'Attente, Salles de Garde, Antichambres etc. viel zu sehr von ihm getrennt. Das Palais Royal hingegen soll sehr convenable und geschmackvoll gebaut sein. Der preußische Gesandte ist übrigens nicht abgereist und die ängstlichen Gerüchte, die man von ihm aussprengte und von der Besetzung der französischen Grenzen von Seiten der Preußen, sind falsch verstanden. Es sind nur Vorsichtsmaßregeln, die von jedem Lande genommen werden, das in seiner Nachbarschaft Unruhen sieht.





Der alte Major.

Ein Lebensbild

von

Gabriele von Lieres-Wilkau.

— Hamburg. —

Ave Caesar! Morituri
te salutant.



Eine große, breitschultrige Gestalt, unbehilflich sich bewegend. Ein frisches gerötetes Soldatenantlitz mit regelmäßigen, edlen Zügen. . . Schneeweiß das Haupthaar, schneeweiß der Bart. Der Rock, der Hut mit militärischer Akkuratesse peinlich sauber gebürstet.

So fiel der alte Major unter der Arbeiterbevölkerung der Gegend, in der er wohnte, auf als eine vornehme Erscheinung — trotz seiner bescheidenen Kleidung, trotz seines körperlichen Leidens, das ihn, als böses Andenken eines Schlaganfalles, das linke Bein merkbar nachschleppen ließ.

Von Ansehen kannte ihn auch beinahe jeder Mensch in dieser Gegend. Die Schaffner der Straßenbahn, die Schutzleute in ihren blanken Uniformen, die Kaufleute, die hinter den Schaufenstern und vor den Türen ihrer Läden standen. In der Nachbarschaft seiner Wohnung kannten ihn gar manche auch bei Namen — einem Adelsnamen, von dessen Trägern einige in der Provinz als große Herren auf ihren Schlössern und Gütern ein reiches, brausendes Leben führten, andere im Pensionopolis von Görlitz, Liegnitz oder Wiesbaden ein bescheidenes, aber doch immerhin noch recht behagliches Ruheplätzchen ihr eigen nannten.

Die Gevatter Bäcker, Fleischer und Hauswirt in der dunklen Großstadtgasse allerdings sahen den unter ihnen lebenden Vertreter dieses stolzen Geschlechtes mit ganz anderen Gefühlen an als mit Neid. Stand doch leider der alte Major bei mehr als einem von ihnen bedenklich in der Kreide.

* *
*

Doch konnten ihm von seinen Gläubigern, diesen Kleinbürgern des äußersten Nordwestens von Berlin, die meisten nicht recht böse sein. Sie sahen die ehrliche Meinung in seinem Gesicht — — sahen hinter der tapfer festgehaltenen Maske der Selbstbeherrschung doch wohl auch viel von der Not und Bedrängnis seines Gemütes. Mein Gott! Die kleine Pension, von der er sich durchschlug — dazu die schwerkranke Frau, die schwächliche Tochter, er selbst Ganzinvalide, der alte Major — —

Trotzdem hätte ein Bekannter von früher her, der ihm fern von seinem Elendsheim begegnete, im sanguinischen Aufleuchten des blauen Auges immer noch etwas von dem gefunden, der er einst gewesen war: der lebensfrohe Offizier in einem vornehmen Leibregiment . . . der schöne Brunkow!

Der Familie fern im Osten des Reiches wäre es wohl nicht einmal recht gewesen, hätte sie ihn so erblickt. Er, von dem man sich Hals über Kopf losgesagt — — er, dessen Fehler und Menschlichkeiten man, halb in unbewußter, halb in bewußter Täuschung, ins Ungemessene vergrößert hatte, als er in Not geriet. Er, von dem diensteifrige Basen, die ihn früher verhätschelt, heut geschäftig die merkwürdigsten Märchen verbreiteten, nur damit die besitzesstolze Familie nicht etwa in die moralische Notwendigkeit gelange, ihm die helfende Hand reichen zu müssen. Der kluge Bruder vor allem, der so biederblickend auf dem ländlichen Erbsitz sich breit machte, von dem er zuvor mit List und Lüge zwei ältere Söhne seines Vaters erfolgreich vertrieben — geistiger Brudermord, wie er in guten Familien nicht selten vorkommen soll! — dieser kluge Bruder hätte ihn am Ende leichteren Herzens in der Gosse gesehen. Lieber verkommen, als so in aller Not immer noch von der Sympathie der Mitmenschen umgeben, auf der gebrechlichen Gestalt immer noch der ritterlich soldatische Stempel, ja, immer noch ein schwacher Abglanz der alten Lebensheiterkeit: der schöne Brunkow — — der alte Major!

Aber sie hörte nichts von ihm, die Familie. Der einzige treugebliebene Bruder war ihm vor Jahr und Tag gestorben; nach manchem Meinungswechsel verkehrte er nicht mehr mit den andern. Und weil sie also nichts mehr von ihm wußte, hinderte auch nichts die Familie, sich sein Dasein so schwarz wie möglich auszumalen und diese düsteren Träume dann mit schicksalsschwerer Miene als Wahrheit weiter zu erzählen.

Auch sonst wußte kaum ein Standesgenosse mehr recht etwas von ihm. Denn seine ewige Geldnot zwang ihn, selbst auf den Verkehr mit den ehemaligen Kriegs- und Regimentskameraden zu verzichten, die, jetzt auch grau und invalide, da und dort in Berlin wohnten. Sie luden ihn wohl ein zu ihren monatlichen Zusammenkünften; der und jener hatte ihn früher auch aufgesucht. Aber da der alte Major die paar Mark für die Zeche der Zusammenkünfte, deren sein altes Soldatenherz

sich doch so gern gefreut hätte, fast nie übrig hatte, lehnte er die Einladungen mit Hinweisen auf seine Kränklichkeit ab. Und mit in der herben Scheu vor Besuchen gesellschaftlich einst Gleichgestellter, die in seine jetzige häusliche Not hätten hineinblicken können, hatte er seine Behausung in die ärmste, entlegenste Vorstadt verlegt.

Da lebte er nun sehr einsam.

Nur einen einzigen Mann sah er oft. Der kam wohl alle drei oder vier Tage — kam und redete — redete jedesmal eingehend, lang, mit allem Aufgebot seiner Überredungsgabe — mit rasch sich bewegenden, beschwörenden, beteuernden Händen — mit angeregtem, verbindlichem und dann wieder abwehrendem und klagendem Mienenspiel.

Der Mann hieß Cohn und war der Trödler aus einer der nächsten Querstraßen bei der Wohnung des alten Majors. Am Monatsersten wurde dem Invaliden die Pension ausgezahlt, am Zehnten des Monats war sie gewöhnlich zu Ende. Miete, Arzt und Apotheke, Schuldenabzüge, Gerichtskosten, das alles ließ das bißchen Geld wie Schnee in der Sonne hinwegschmelzen. Und dann mußte eben der Trödler kommen. Kleider, Hausrat, Wäsche — Gott wußte, wie sich für den Althändler in den hundertmal schon durchwühlten Schubladen immer noch etwas vorfinden konnte. Alles irgend Entbehrliche wurde ihm überliefert. Und eigentlich Unentbehrliches manchmal auch. Aber nichts ist eben so unentbehrlich, als die paar Mark, um den Hunger abzuwehren.

Da der Major von jeher ein Mann von jovialer Unterhaltungsgabe gewesen war, so liefen diese Handelsgeschäfte meist in längere Gespräche aus, in denen der arme Trödler und der noch ärmere Edelmann sich ihre Meinung über hundertundzehn Dinge der Politik, der sozialen Verwicklungen und der allgemeinen Menschlichkeiten aussprachen. Fast jedesmal machte der Trödler dann in einer Abschweifung auch seinem kaufmännischen Gemüte Luft und erzählte was aus seiner laufenden Praxis. Und dann kam ein Name ihm ständig wieder auf die Zunge: da wohnte, noch eine Querstraße weiter hinaus, ein anderer alter Invalide, Oberstleutnant von Wetter. Und der zeigte, geradeso wie der Major, vom Zehnten des Monats ab eine leidenschaftliche Neigung, alles zu verkaufen, was in der Wohnung nicht niet- und nagelfest war. Der Trödler erzählte, was er zur Komplettierung seines Lagers dort erstanden: Kleider, Hausrat, Wäsche. Es war gegenwärtig verhältnismäßig viel „Ware" vorhanden beim Oberstleutnant, denn der hatte vor ungefähr einem halben Jahr eine Erbschaft gemacht, nicht an Geld, das ihm wohl lieber gewesen wäre, sondern an sorgfältig erhaltenen Sachen einer verwitweten Tante Oberst. Die Frau Oberstleutnant hatte manchmal Tränen in den Augen, wenn sie wieder eins von den Prunkstücken aus der Erbschaft hervorholte und auf dem Altar des bitteren Muß opferte. Aber was sollte man machen! Die Frau Oberstleutnant

war ein zartes Weib und nicht sehr arbeitskräftig, der Oberstleutnant rheumatisch, dazu zwei Söhne in der Armee, eine Tochter im Seminar, die andere, eine junge Lehrerin, mußte wohl auch noch einen Zuschuß erhalten. Was sollte man machen? Man mußte sich helfen, so gut es gehen wollte! Der Trödler hatte, wie er betonte, ein weiches Herz. Die Rührseligkeit verleidete ihm beinahe den Handel. Er trug so nach und nach die ganze Erbschaft des Oberstleutnants von dessen verwitweter Tante, der Frau Oberst, in seinen dunklen Laden hinüber. Aber Freude an dem billigen Erwerb, den er als kundiger Thebaner und dank seiner berufsmäßigen Rednergabe dabei machte, hatte er seiner eigenen Versicherung nach immer erst zwei oder drei Tage später, wenn er die feinen Sachen mal wieder auspackte und betastete und um- und umwandte und vor sich selber pries, als sei er, Cohn, selbst ein Käufer, der darauf hineinfallen solle. Feine Sachen! Ganz was anderes wie die bescheidenen Habseligkeiten des Majors, für die man wirklich kaum bar Geld geben konnte! Der alte Major kannte den Oberstleutnant gar nicht. Aber wie er so geradeaus starrte, während der Händler erzählte, sah er den andern Invaliden ordentlich vor sich. Der war auch im großen Kriege gewesen, der hatte auch für das Vaterland geblutet, der trug auch das eiserne Kreuz wie er selbst. Der hatte auch Schulden wegen, die aus Krankheit und Familiensorgen stammten, den Abschied nehmen müssen — — der hatte auch, Schulden wegen, keine Zivilversorgung bekommen können, der war auch, wie er selbst, im Elend, im grausten Elend!

Der Trödler trug jenem auch zu, daß hier ein Kriegskamerad in fast hoffnungslosem Kampfe stand. In einem Kampfe, wie ihn so hart wohl nur eine kleine Zahl der alten Helden aus ruhmreichen Tagen zu bestehen hatten. Wenn auch das Leben für fast jeden vermögenslosen Offizier sorgenschwer werden mochte, der, älter als 40 Jahre, durch Invalidität oder durch Schulden aus der Laufbahn gerissen wurde — — zu früh, um über eine reichliche Pension zu verfügen, zu spät, um neuen Lebenszielen erfolgreich nachzustreben, und außerdem durch die langgepflegten Anschauungen des Offiziers für fast jeden bürgerlichen Beruf um so mehr verdorben, ein je besserer Soldat er zuvor gewesen war.

Wenn der alte Major von seinem Tagesspaziergange in seinem Heim wieder ankam, dann war's da oft bitter traurig. Not, Not! Die Frau, an einem jener schwersten, lebenslangen Körperleiden, wie sie der Himmel nur über seine Gerechten verfügt, fast stets auf dem Schmerzenslager. Die Tochter langsam verblühend. Die Anna-Sophie war keine Schönheit. Aber ein selten apartes Geschöpfchen war sie mit 18 Jahren, in ihrer lilienhaften Schlankheit, mit dem allzu weichen Oval des Gesichtes, den lächerlich dünnen Gelenken an Hand und Fuß. In ihren fadenscheinigen Kleidern hatte sie immer noch das Ansehen einer kleinen Aristokratin. Das reizvolle Produkt der Mischung zwischen zwei grund-

verschiedenen Spielarten des „blauen Blutes“ war sie . . . der schon ins Krankhafte übergegangenen Verfeinerung der Mutter und der vollsaftigen, gestählten Rasse des Vaters.

Dem alten Major war sein Mädel wie das letzte Stückchen lebensfrischer Poesie in seinem grau und öde gewordenen Dasein. Und darum konnte er für die verstohlen angebetete Tochter am wenigsten über die Standesbegriffe hinweg. Er hätte sie am liebsten gehalten wie ein Juwel. Alles aufhäufen, was er in seinem Leben an Glanz und Luxus nur gesehen und zum Teil ja auch durch seine eigenen Hände hatte gleiten sehen — alles aufhäufen und sie dann darüber thronen lassen, seine Anna-Sophie. Was für eine Sportbaronesse hätte sie sein können in ihrer feingliederigen Schlankheit, was für eine vornehme Ballkönigin auf dem Parkett! Auch als Hofdame träumte er sie sich manchmal und sah in einer Vision ihr feines Gesichtchen bei Galafeiern im Gefolge einer Fürstin. Als eine glückliche Frau erblickten seine Wünsche sie seltener. Darin hätte dann schon wieder ein Abgeben an einen andern gelegen, und dagegen wehrte sich seine väterliche Eifersucht. Gewiß, dies beste Glück gönnte er ihr vernünftigerweise vor allem. . . . Aber immerhin spielten seine Gedanken mit diesem Bilde weniger als mit andern. Der alte Major hatte es sich unvermerkt zur Gewohnheit gemacht, an manchem Abend eine Kneipe in der Nähe aufzusuchen. Bei seiner Jovialität geriet er da fast immer ins Gespräch bald mit dem Wirt, bald mit beliebigen Gästen aus dem Volke. Ohne daß er's wußte, wurde der mündliche Gedankenaustausch, den man dort über Politik und anderes pflog, ihm eine aufheiternde Gewohnheit. Ihm schadete das nichts, er konnte sich das gestatten. Aber es wäre ihm ein unerträglicher Gedanke gewesen, seine Tochter auch nur mit einem Schritt über das hinaustreten zu sehen, was die Etikette ihr als geborener Baronesse von und zu in glänzenderen Verhältnissen erlaubt haben würde. Seine Tochter als Freundin und Folie für protzenhafte Bourgeoismädchen? Seine Tochter auf einem Tanzfest im Arm eines Apothekers, eines Studenten oder wohl gar — horribile dictu! — eines frivolen Künstlers? Seine Tochter in einem Gesangverein, von irgend einem plebejischen Tenor angeschwärmt? Das waren lauter Unmöglichkeiten! Auch . . . es war ja noch gar nicht gesagt, daß seine Anna-Sophie ihr Leben lang in der Misere verbleiben müsse. Es gab doch auch unverhoffte Glücksfälle, wie das große Los oder eine Erbschaft, wenn der Major auch vorderhand nicht wußte, von wem diese letztere hätte herrühren sollen. Es gab einen Gott über den Wolken, dem nichts unmöglich war. Wenn der in seiner unendlichen Macht die Misere eines Tages endete, dann lag für den alten Major und die Seinen das goldene Leben wieder offen da. Dann konnte seine Tochter immer noch wählen unter den ersten Söhnen des Landes, das heißt . . . wenn sie für ihre Person bis dahin immer die untadelhafte „Baronesse von

und zu" gewesen war. Blieb sie das nicht, so wurden die strahlenden Gipfel, auf welche die väterliche Phantasie sie heute stellte, ihr eben für alle Zeit unerreichbar.

Oft war kaum Brot im Hause. Aber trotzdem tat der alte Major aus solchen Erwägungen heraus mit seiner Tochter, was man eben mit Kleinodien zu tun pflegt: er sperrte sie von allen etwa schädigenden Einflüssen ab. Und er tat das so gründlich, daß die arme, kleine Baronesse wirklich oft wochen- und monatelang keinen Menschen zu sprechen bekam als ihren gelähmten Vater, ihre kranke Mutter, die alte brummige Dienerin der Familie, den Gerichtsvollzieher und den Trödler.

In ihren ersten Jugendjahren ertrug sie das noch gut genug.

Es war viel in ihr von der Art ihres Vaters, und so wurde es ihr nicht schwer, ihre Mädchenträume lustig nach irgendeinem Prinzen „Niemand" oder „Nirgendwo" zu schicken. Aber als dann Jahr für Jahr verging und nichts kam, was auch nur eine Spur von Jugendlust in ihr Leben gebracht hätte, wurde sie matt. Die girrende Heiterkeit ihrer früheren Mädchenzeit stieg nur manchmal noch auf und wie unter Schleiern.

Das war neben der Krankheit seiner Frau wohl das Herbste für den alten Major, wie er die Zukunftshoffnungen seines Kindes langsam auch in der Misere untergehen sah, in die er sich für sich selbst doch wohl schon gefunden hatte.

Trotz dieser und aller anderen Lasten und obwohl er anfing, in seinen vier Pfählen zuweilen recht niedergedrückt zu sein, hielt er sich stramm aufrecht, sobald er aus dem Haus heraus auf die Gasse und unter Menschen kam. „Kontenance! Haltung!" Das klang ihm ins Ohr wie ein militärischer Kommandoruf. Er zwang sich zur guten Laune, tat's mit Heldenmut, der oft mißverstanden wurde. Konnte denn etwas anderes als bodenloser Leichtsinn der Untergrund sein für diesen gleichmäßigen Humor inmitten der ja doch kaum verschleierten ernsten Existenzsorgen? So fragten die Fremden.

Frau und Tochter sahen ihn anders. Sie erkannten seine Leidenstapferkeit, sein schönes, naives Vertrauen auf einen starken Gott. Sie hatten ihn lieb. Und er tröstete sich und sie mit frommen Kernsprüchlein und blieb aufrecht.

* * *

Alle Tage ging der alte Major denselben Weg. Durch die Hauptstraße der Vorstadt, über die breite Brücke, den Spreeweg entlang und zuletzt in den Tiergarten hinein.

Je gewohnter die Umgebung dieses täglichen Spazierganges, desto mehr wurde dem alten Major die Morgenwanderung voll von innerlichen Rückblicken in vergangene Zeiten. Da stiegen sie vor ihm auf, die guten

Jahre, als er noch in dem lieben Regiment stand. Hurra und Trommelklang! Wehende Fahnen, blitzende Uniformen. Die Freude an guter Kameradschaft, die Freude an der blanken Waffe, an Pferd und Hund. Glänzende Gesellschaftsbilder, in denen es nur so wimmelte von Ordenssternen. Und schöne, lebenswarme Mädchen, die in der Einsamkeit der laulich niedersinkenden Dämmerstunde unter niedrigen Haustüren standen, wartend. . . . Manche Sünde der Liebe hatte der Alte begangen, bereut auch, seiner engelssanften Frau gegenüber. Aber dennoch — gerade daß sie, von Krankheit geschlagen, schon nach den ersten Jahren ihrer Ehe, nur mehr noch wie eine duldende Märtyrerin, nicht mehr wie sein ihm irdisch eigenes Weib neben dem lebensstarken Manne weilte, das war ja eben der Grund, weshalb jene blühende Sünde so oft mächtig über ihn werden konnte. Sein Fleisch war schwach, sein Blut war brennend. Noch heute, als alter lahmer Mann blieb der Major zuweilen nicht ohne Anfechtung, wenn ihm irgendwo ein sinnlich reizvolles Weib begegnete, eine vollbusige Kellnerin, eine glutblickende Verkäuferin. Konflikte von allerlei Art hatten diese buntlustigen Schädlinge des Gefühls seinem Leben und seiner Börse gebracht — obwohl er vor sich und andern immer daran festgehalten hatte, sie im Grunde für nichtig und unwert erachtet und seiner Frau wohl zuweilen mit den Sinnen, nie aber mit dem Herzen die Treue gebrochen zu haben.

Eine Erinnerung voll derber Wirklichkeit wie jene, aber ungetrübter, war ihm die an seine früheren Untergebenen. Von seinem Vaterhaus her an patriarchalisches Empfinden gewöhnt, hatte er seine Leute wirklich lieb gehabt. Noch heute, nach so langen Jahren, sah er eine ganze Reihe von Einzelheiten aus dem Zug, der Kompagnie, dem Bataillon, die er geführt hatte, vor sich stehen. Unteroffiziere, Feldwebel und dann vor allem die jüngeren Offiziere. Mit den gleichaltrigen und älteren Waffengefährten war er selten zu solcher Wärme gelangt. Aber seine Untergebenen hatte er immer lieb gehabt, und als Vorgesetzter war er immer geliebt worden. Dann kam eine Zeit, in der dies Liebhaben emporwuchs zu einer starken Flamme der Blutsbrüderschaft: der große Krieg. Der Major wurde bei Mars la Tour durch einen Granatsplitter schwer verwundet von den Ärzten nach Hause geschickt; kaum sechs Wochen nachher, notdürftig erst gesundet, noch im Verband, das feindliche Geschoß, das nie wieder entfernt werden konnte, noch im Körper, kehrte er zur Truppe zurück und nahm später an der Belagerung von Metz teil. Er bekam das eiserne Kreuz; er hatte jetzt in drei Feldzügen — 1864, 1866 und 1870 — dieselbe Tüchtigkeit bewiesen wie im Friedensdienste. Er war ein glänzend empfohlener Offizier.

Trotzdem war noch nicht zwei Jahre später die ganze bunte Herrlichkeit in des Königs Rock für ihn zu Ende. Zwei Dinge hatten von jeher Konflikte in sein Leben gebracht: die Liebe . . . und das Geld.

Das letztere besonders um deswillen, weil er von Anfang an nicht allzuviel davon besessen. Seine Ehe hatte er, im Einverständnis mit seiner Frau, unter dem Vorhaben geschlossen, der letzteren kleines Kapital, das sie mütterlicherseits schon besaß und väterlicherseits noch zu erben hatte, langsam aufzuzehren, bis er selbst ein so hohes Dienstgehalt beziehen würde, daß sie davon leben könnten. Das schien keine falsche Rechnung. Aber zuletzt stimmte sie doch in keinem Punkte. Das Erbteil der Frau war viel geringer, als man es erwartet hatte. Nach der Geburt des dritten Kindes erkrankte sein Weib und wurde nicht wieder gesund. Von seinem väterlichen Erbteil erhielt der Major beinahe nichts herausgezahlt, da sein guter Alter die angestammten Güter, um sie der Familie zu erhalten, für die Hälfte des Wertes an den dritten Sohn verkauft hatte, der es nur zu gut verstanden, seine näher berechtigten älteren Brüder vor den Augen des Erblassers als ruchlose Verschwender hinzustellen und sich selbst als ein Musterbild von Solidität. In Parenthese gesagt, hinderten weder dieser günstige Erwerb, noch seine Solidität, noch seine, wie er stets beteuerte, nur auf die Erhaltung des Familienwohlstandes gerichteten strengen Grundsätze ihn daran, die Güter wenige Jahre nach der Besitzergreifung für eigene Rechnung mit Vorteil weiter zu veräußern. — Der Major schien kaum ein Jahr mehr vom „hohen Gehalt" entfernt, war aber trotzdem bereits in recht großer Sorge, ob er dessen rettenden Port noch beizeiten erreichen werde, als eine schwere akute Verschlimmerung in dem Leiden seiner Frau eintrat. Spezialärzte, klinische Behandlung, eine Badereise! Ein paar Monate später war der Zusammenbruch da. Niemand trat für den Versinkenden ein, obwohl der grimme Oberst selbst die krasse Tragik des Falles anerkannte. Nicht um seiner Sorgen, sondern um des Scheidens von dem geliebten Beruf willen, hatte der Major Wasser in den Augen, als er den Rock des Königs auszog. . . .

Das war das Ende der guten Jahre gewesen. Nun kamen böse. Aber immerhin hoffte der Major jetzt noch. Allein auf seine schmale Pension angewiesen, von Gläubigern gehetzt, sah er sich fast vom Tage an, als er aus dem Regiment austrat, in der bittersten Misere. Er zog mit der kranken Frau und drei Kindern in eine kleine Stadt, um billig zu leben und von dort aus eine Zivilanstellung zu suchen. Und halb aus seiner, an sich so sanguinischen Natur heraus, halb in gewaltsamer Anstrengung, das Panier der Hoffnung mutig hochhalten und das Schicksal so zu Milde zwingen zu wollen, war er guten Mutes. Oder schien's doch wenigstens zu sein. War er denn nicht immer ein offener Kopf gewesen, ein fleißiger Arbeiter! Wollte er nicht gern jede, jede ehrenhafte Tätigkeit ergreifen, wie bescheiden sie auch sei — nur um wieder hochzukommen, sich und Frau und Kindern wieder ein erträgliches Dasein zu schaffen!

Armer Major, er hatte Unglück mit seinen Berechnungen! Auch diese erwies sich als falsch. So viele wohldurchdachte Briefe der Stellungsuchende auch schrieb, um in Beantwortung von Zeitungsannoncen sich um diesen oder jenen ausgeschriebenen Posten zu melden, meist bekam er gar keine Antwort. Und niemals eine bejahende. Man schien Bewerber aus bürgerlichen Berufen dem alten Stabsoffizier überall vorzuziehen. Einmal stand der Major allerdings in der engeren Wahl als Bürgermeister einer kleinen Stadt und einmal in der als Repräsentant für eine Aktiengesellschaft. Aber beides scheiterte daran, daß er das verlangte Ehrenwort, schuldenfrei zu sein, nicht geben konnte. Abgesehen von vorübergehender Tätigkeit als Agent für Versicherungen und Grundstücksverkehr, die er nach vergeblichen Anstrengungen wegen gänzlich mangelnder Erfolge wieder aufgab, fand er keinen neuen Beruf. In einundzwanzig Jahren nicht.

Einundzwanzig lange Sorgenjahre, auch anderer Bitternisse voll genug. Die Krankheit der Frau, die immer wiederholten Tage der Angst, in denen man voll Grauen die tödlichen Qualen dieses geliebten, schmerzensreichen Engels ansah — die aus dem Mangel einer starken Leitung entstehenden, erhöhten Verlegenheiten des ärmlichen Haushaltes — die schwarzen Wolken über der zarten Jugend der Kinder. Dann der böse Sommer, in dem innerhalb vierzehn Tagen die beiden Ältesten an Diphtheritis starben. Und doch — sie waren wohl klug, daß sie schieden. Die Not schien immer größer, und das Brot schien immer kleiner zu werden. Dazu die Kränkungen und Demütigungen, die das Elend immer im Gefolge hat, die tiefe Niedergeschlagenheit, die das Mißlingen aller Bemühungen um eine Anstellung immer von neuem hervorrief. Die Bitterkeit über die Niedertracht, die böse Nachrede, mit der besitzesstolze Verwandte den Kämpfenden bedachten, bis der Major eines Tages das Wort aussprach: „Ich habe nur einen Bruder mehr. Die andern sind für mich tot."

Jawohl, und der eine, Getreue, der ging dann sobald wirklich hinüber in das bessere Land.

Einundzwanzig Jahre voll Verzweiflung! Und der Major stand immer noch aufrecht, versuchte immer noch, für sich Arbeit und für die Seinen ein ausreichendes Brot zu erringen.

Immer noch behielt er sein festeingewurzeltes Vertrauen: „Der alte Gott lebt noch!" und „Es muß noch einmal alles gut werden."

Und, wirklich. . . . Auf einmal schien's, als ob er recht behalten solle. Durch einen, zuerst geringfügig erscheinenden Zufall machte er die Bekanntschaft eines einflußreichen Herrn, der ihn für die offene Stelle des Kurinspektors an einem großen Nordseebade empfahl. Unter achtzig Bewerbern erhielt er, eben auf diese zufällige Empfehlung hin, den begehrten Posten. Und mit diesem die Aussicht, im folgenden Jahre

mit einem hohen Gehalt die Stelle als erster Direktor desselben Bades zu erhalten, da der mächtige Mann, der diesen Platz jetzt ausfüllte, sich dann einem neuen großen Unternehmen zuwenden wollte.

Wer war seliger als der Major! Er sang Hosiannah und Psalmen. Er brannte vor Begierde nach der neuen Tätigkeit, die ihm Gott da schenkte im letzten Moment, eh' das Alter kam, eh' der müde Kämpfer doch vielleicht zusammengebrochen wäre unter der Wucht der allzu lange getragenen Sorgen.

Die Stellung sollte schon in acht Tagen angetreten werden. Und der Major hatte noch recht viel zu tun in diesen Tagen, um seine bescheidene Ausstattung zu besorgen — um drängende Gläubiger zu beschwichtigen, so daß sie sich mit dem Hinblick auf den nun wirklich nahen günstigen Umschwung in seinen Verhältnissen zur Geduld bequemten. Er rannte und lief, wie er die ganzen, bösen Jahre hindurch gerannt und gelaufen war, um irgend etwas zu erreichen. Nur mit dem Unterschied, daß er's jetzt nicht mehr in dumpfer Verzweiflung tat, nicht mehr enteilenden Phantomen atemlos nachhetzte, sondern voll fröhlichsicherer Hoffnung war.

Aber müde machten ihn die endlosen Wege trotzdem. Er fiel am späten Nachmittag ganz erschöpft in ein Café ein. Ach ja, er merkte wohl, wie nahe er an Sechzig war!

Und so glückselig, so glückselig. . . .

Noch einmal: Gottlob, daß sich ihm gerade vor Toresschluß der rettende Port noch eröffnet hatte! Er streckte die Beine von sich und verfiel in ein halb müdes, halb wohliges Träumen. Wie in einem Dämmerzustande sah er draußen vor den hohen Spiegelscheiben des Cafés die Menschen vorüberziehen. Die Sonne, schräg im Vorrücken, fiel auf die Zeitung, auf Glas und Tasse vor ihm. Das begann ihn zu inkommodieren. Er wollte aufstehen . . . sich auf einen anderen Stuhl setzen! Doch . . . verwünscht! Er konnte ja nicht! Die Beine gehorchten ihm nicht. Sie lagen unter dem Tisch wie Blei . . . . unbeweglich . . . so, als seien sie tot . . . als gehörten sie ihm gar nicht. Ein verständnisloses Lächeln zuckte durch ihn hin. Und dann ein jäher Schreck. Schlag! . . . ein Schlaganfall! Ein Grauen überlief ihn. In Wogen stürzten alle alten Sorgen wieder über ihn hin. Wenn er jetzt gelähmt würde . . . Gott im Himmel, hast du denn gar kein Erbarmen!

Der Major faßte sich gewaltsam. Er wartete. Nach Minuten versuchte er vorsichtig, ob er den einen Fuß jetzt vielleicht bewegen könne. Und da, ganz langsam, kehrte das Leben in die erstarrten Glieder zurück.

Der Alte winkte dem Kellner, zahlte. Er ging. Gebückt zwar und schwer stützte er sich auf seinen Stock. Aber doch merkten die Gäste des

Kaffeehauses nicht, was einer von ihnen da eben in schweigenden Minuten innerlich Grauenhaftes durchkämpft hatte.

Draußen im Gehen auf der Straße kam dem Major die Beweglichkeit fast vollständig wieder. Kaum merklich die leichte Steifheit, die da zurückgeblieben war!

Jedoch er, der für sich sonst nie einen Arzt befragte und die Andenken aus drei Feldzügen, die Schmerzen der alten Wunde und den schweren Rheumatismus der alten Kriegsveteranen, immer nur mit Hausmitteln bekämpfte — er fand sich am andern Tage in der Sprechstunde eines Medikus ein. Also mußte der Schreck dem Major doch ziemlich tief gegangen sein. Der Arzt hörte den Invaliden an und sagte mit lächelnd gleichmütiger Miene: Ja, das mochte allerdings ein leichter Schlaganfall gewesen sein. Aber — — eben nur „Schlag neun". Ob er sich wiederholen werde, und wann? Na, darüber sei in Jahren wohl noch nicht zu reden. Nur Schonung, Diät, keine Aufregungen.

„Keine Sorgen!" dachte der alte Major mit Bitterkeit. Stockend brachte er hervor: Ob er sich denn in Arbeitstätigkeit Beschränkung auferlegen müsse? Ob er die ihm angebotene Stellung, so und so beschaffen, antreten dürfe?

Und wieder lächelte der glattrasierte, rosige Arzt diplomatisch und gütig: „Oh ja — wenn Sie sich nicht überanstrengen!"

Nun — der Trubel eines Weltbades bei Beginn der Saison, die fieberhafte Tätigkeit, die sich da im Bureau der Kurdirektion entwickelt, und diätische Schonung der Gesundheit der Beamten — — Dinge, die sich schwer vereinigen. Die Geschäfte stürzten dem Major von Anfang an so über den Kopf, daß er gar nicht bis zu dem Gedanken gelangte, ob und wo er sich etwa schonen könne. Aber es ging zuerst alles gut. Der neue Badeinspektor hatte jeden Tag mehr zu tun und wurde, von Stund' seines Eintreffens an, bei der eingesessenen Bevölkerung wie bei den Kurgästen jeden Tag beliebter. Die alte Geschichte . . . seine blitzblauen Augen, seine vornehme Erscheinung und seine gute Laune gewannen ihm die Menschen, wo er ging und stand. Von Anfang an schien es gesichert, daß er im nächsten Jahr hier erster Direktor sein werde. In der Ortsgemeinde, welche die Stelle zu vergeben hatte, wäre ihm schon jetzt wahrscheinlich nicht eine einzige Stimme versagt worden.

Er war vierzehn Tage an der Nordseedüne, da ereilte ihn das Schicksal. Am Morgen in der siebenten Stunde, am Strande, geschah es. Am Abend vorher war der Major von einem Regenschauer überrascht worden und hatte keine Zeit gehabt, sich umzuziehen, bevor er im Bureau die dringenden Geschäftskorrespondenzen erledigte. Stundenlang mußte er in den nassen Kleidern bleiben, und spät kam er zur Ruhe.

Ein Frühaufsteher, der er immer gewesen war, fand er sich trotzdem am andern Morgen vor sieben Uhr schon unterwegs, um die Bade-

anstalten am Strand zu inspizieren. Und da traf es ihn, daß er plötzlich nicht weiterkonnte. Die Füße wurzelten ihm im Boden, im feinen, weißen Meeressande. Und dann kroch es ihm wie eiskaltes Gewürm am Körper empor: er konnte die Hand nicht mehr heben — — nicht winken um Beistand. Und die Todeskälte stieg höher, daß sie ihm die Zunge lähmte — — daß er nicht mehr schreien konnte um Rettung. So stand er aufrecht, starr, zur Salzsäule versteint wie Lots Weib.

Fischer am Strande sahen endlich die bewegungslose Gestalt. Morgenpromenierende Kurgäste wurden aufmerksam. Man lief herzu. Sprachlos, mit dem Ansatz eines blöden Lallens stierte der alte Major in die teilnahmsvoll erregten Gesichter vor ihm. Dann schlug er lang hin wie ein Stück Holz.

Nun — beinahe acht Tage lag er völlig gelähmt in der Obhut einer Schwester vom „Roten Kreuz". Dann besserte es sich ein wenig mit ihm; die rechte Seite schien wieder Leben zu gewinnen. Die Lähmung der Zunge wich sogar völlig. Der Kurarzt erklärte den Patienten nach zwei Wochen für transportfähig, die Kurdirektion zahlte dem dienstunfähig gewordenen großmütig noch ein volles Monatsgehalt aus und gab ihm einen Wärter mit, damit er unter dessen Schutz ohne Unfall nach Berlin heimgelange.

Und da war er also wieder. Zu Hause pflegten sie ihn notdürftig zurecht, so gut sie nur konnten. Und es fügte sich dann ja auch alles nicht ganz so schlimm, als man es in der ersten bodenlosen Verzweiflung erwartet hatte. Das Kriegsministerium spendete, nachdem ein ärztliches Attest einen Zusammenhang zwischen der Verwundung des Majors im Feldzuge und diesem Schlaganfall konstatiert hatte, eine monatliche Beihilfe von fünfzig Mark, annähernd genug, um die vermehrten Kosten von Arzt und Apotheke zu decken. Die Lähmung nahm ab; der Major vermochte sogar wieder allein auszugehen, wenn auch die linke Hand nahezu unbeweglich blieb, und wenn er auch das linke Bein merkbar nachschleppte. Rennen und laufen und sich mühen konnt' er jetzt freilich nicht mehr.

Das übernahm nun die Tochter, die bleiche, kleine Baronesse. Sie ging die unvermeidlichen Wege zur Pensionskasse . . . zur Steuerbehörde, um Stundung zu erwirken . . . manchmal auch aufs Leihamt. Und Tag und Nacht arbeitete sie an Malereien und Stickereien, die sie dann verschämt in kleine, dunkle Komptoire hinter großen Läden trug und mit einem Jammergelde entlohnt bekam, das aber immerhin mithalf, so daß der Haushalt knapp, doch ohne neue Schulden weiterlief. Und sie tat das alles nicht ohne geschäftliches Talent. Sie führte ihren Kampf mit dem bitteren Ernst des Lebens in einer geräuschlos klugen Art. Sie war von einer sich stets gleichbleibenden Ruhe, ja, von sanfter anscheinender Fröhlichkeit, die in allem Schatten immer noch ein be-

scheiden freundliches Licht fand. Nur wenn sie ganz unbeobachtet war, trat in ihr blasses Gesicht und ihre grauen Augen eine schwere Müdigkeit. Aus dem Herzen, das der Verantwortung überdrüssig gewesen wäre, kam die nicht heraus. Oh nein! Aber die schwachen Schultern trugen doch eben nur mit äußerster Anstrengung die Last der Sorgen um in ihren Körperleiden hilflose, geliebte Eltern und um das notdürftige Fortbestehen des Haushaltes.

So lebte unter diesen drei guten Menschen ein Frieden untereinander, wie der Reichtum ihn vielleicht am allerseltensten in seinen Prunkstuben empfangen wird.

Und der alte Major? Ja, kaum ein paar Wochen, da schien der trotz Lahmheit und Krummheit wieder ganz vergnügt. Was er vorher in sich selbst durchkämpft, wie er mit seinem Gott gerungen, der ihn nun auch noch zum Krüppel geschlagen, das wußte nur er allein. Niemand hat das je von ihm gehört. Jetzt war er wieder Herr über sich. Unzerstört blieb ihm seine Tapferkeit — unzerstört seine aus ihr geborene gute Laune.

Trotz Armut und Krankheit richtete er sich sein Leben so freundlich ein, wie er konnte, mit kleinen Freuden, die aus dem schlichten Empfinden, noch zu leben, ihre Nahrung sogen, aus kleinen Beobachtungen auf der Straße, aus der blauen Luft in der Höhe, dem lachenden Sonnenschein, dem Grün des Tiergartens, dem Flug eines Vogels. Denn was anderes konnte er jetzt noch wollen, der lahme, kranke Mann? Wer wollte noch etwas von i h m?

Er hatte nun so furchtbar viel Zeit. Er konnte keine mehr darauf verwenden, Arbeit zu suchen. Welcher Mensch hätte ihm denn eine Arbeit anvertraut, ihm, dem gebrechlichen Greis! So fing er an, sich aus seinen Spaziergängen eines lahmen Alten am Stock einen Sport zu machen.

Vormittags nach 10 Uhr hinkte er in den Tiergarten und nachmittags um 6 Uhr noch einmal die Straße Alt-Moabit entlang, am Kriminalgericht vorbei und durch die Turmstraße zurück! In den Monaten, in denen der Kaiser in Berlin residierte, aber richtete er sich's anders ein. Da pilgerte er jeden Tag, wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich war, gegen 1 Uhr zum Brandenburger Tor, um dort Posten zu fassen und zu warten, „bis der Kaiser kommt".

Manchmal umsonst, wenn der Kaiser für seine Mittagsausfahrt einen andern Weg genommen, oder etwa zum Gartentor des auswärtigen Amtes herausgeritten war. Doch oft kam der Alte heim, angeregt, mit blitzenden Augen. Dann erzählte er, wie er am Brandenburger Tor gestanden — wie der Kaiser gekommen war, zu Pferd im Schritt, in lachender Unterhaltung mit seinem Adjutanten, oder in rascher Vorbeifahrt zu Wagen, den Leibjäger mit dem fliegenden Helmbusch auf dem Bock.

Und wie der Kaiser ausgesehen, und wie er ihn, den alten Hinkfuß, gegrüßt habe, ihn ganz allein, der da, den Hut hoch in der Hand über dem weißen Haupt, um diesen Einzelgruß zu erhalten, es klug einzurichten gewußt, daß er abseits von der übrigen Menge stand, die in schwarzen Scharen sich staute am Brandenburger Tor.

Denn das war das dritte Unzerstörbare an dem alten Major, die Königstreue. Die glühende, abgrundtiefe Königstreue der Veteranen. Mit ihr hing er an der für ihn heiligen Person des jungen Kaisers, wie er an dem alten Wilhelm und an unserem Fritz gehangen hatte, und es focht ihn dabei nicht an, daß ihn jene in seiner Dienstzeit gekannt und da und dann bei zufälliger Gelegenheit gnädig ausgezeichnet, während der junge Kaiser ihm ein Fremder war, der ihn nie gesprochen hatte. Es focht ihn nicht an, daß dieser Herrscher ihn nicht kannte, gar nichts von ihm wußte — daß er selbst so verlassen dastand in all' seiner frommen Untertanentreue, mit seinem Körper, der für König und Vaterland zerschossen und vernichtet worden war. Es focht ihn nicht an, daß er und Tausende von Schicksalsgenossen unter der Schwere von Ansichten standen, die den mit Schulden, gleichviel, ob sie aus Leichtsinn oder aus Krankheitstagen stammen, beladenen Offizier von seinen Standesgenossen um so mehr isolieren, je wahrhafter er geartet ist und je weniger er sich zu winden und zu verstellen weiß. Von Bestimmungen, die dem verabschiedeten Offizier, so unbescholten er sonst sein mag, sobald er Schuldenabzüge an seiner Pension hat, einen großen Teil der staatlichen Zivilanstellungen verschließen und ihm so die Möglichkeit, seine Verhältnisse wieder zu ordnen, auf ein Mindestmaß beschränken. Von Gesetzen, die ein volles Drittel der Pension des Invaliden für den Gläubiger pfändbar machen, die andern zwei Drittel aber nicht. Und die es dem Gerichtsvollzieher trotzdem gestatten, schon am andern Tage für jahrealte Schuld die Hand auf jede über die Bedürfnisse des elendesten Proletariats hinausgehende Anschaffung zu legen, die heute von diesen unpfändbaren zwei Dritteln gemacht wurde. Bett, Tisch, ein Schrank, für jedes Familienglied ein Stuhl, das blieb unangetastet. Sonst nichts, beim Tagelöhner, wie bei dem alten Offizier, obwohl der alte Offizier doch geächtet und bürgerlich verloren ist in demselben Augenblick, in dem er offenkundig ins Proletariertum herabsinkt. Von diesem ganzen Wust von Bestimmungen, Gesetzen, Standesrücksichten, der sich unter dem am Titel und doppelt am Adelsmann hängenden Fluch, auch in der bittersten Bedrängnis noch beachtet und kommentiert zu werden, wie ein Spinnennetz über den schuldenbelasteten inaktiven Offizier legt und es ihm in den allermeisten Fällen unmöglich macht, sich aus der Not wieder emporzuarbeiten.

Vielleicht kam dem alten Major zuweilen der Gedanke: „Das weiß der Kaiser nicht. Sonst würde seine freiherausgesprochene Meinung,

sein Machtwort helfen. Wenn doch einmal jemand das dem Kaiser so recht deutlich sagen wollte!"

Vielleicht kam ihm dieser Gedanke. Vielleicht auch nicht. Jedenfalls — es focht ihn nicht an, und nicht minder hing er darum mit gläubiger Vasallentreue an seinem Kaiser und Herrn, der ihm nicht half, nicht helfen konnte — der ihn nicht kannte.

* * *

Inzwischen ging es abwärts mit der Gesundheit des alten Majors. Im Laufe von zwei Jahren nahm die Steifheit des linken Beines, des linken Armes langsam, aber stetig zu. Dazwischen kamen Tage, an denen das Blut dem Veteranen bald in den Adern erkaltend zu stocken schien, bald sich ihm in fürchterlichen Wogen zum Hirn drängte, so daß er auf seinem Stuhl saß, halb betäubt, jeden Augenblick des neuen Schlaganfalls gewärtig. Dann erschien, Hals über Kopf geholt, der Arzt, verordnete Jodkali, verordnete Schröpfköpfe, verordnete Blutegel, und die Gefahr war für heute vorüber. Aber diese Zufälle wiederholten sich so urplötzlich und zuletzt so häufig, daß die Furcht vor dem neuen Schrecklichen, das den armen Hausvater früher oder später anscheinend unabwendbar betreffen sollte, schließlich doch wie eine schwarze Wetterwolke über jedem aufbrechenden Morgen stand — noch schlimmer wie die Furcht vor dem Gerichtsvollzieher und vor dem zu frühen Dahinschwinden der letzten Mark vorm nächsten Monatsersten.

Trotzdem kam das neue Unglück endlich doch unerwartet. Der Alte hatte sich sogar besonders wohl befunden, als er sich am dritten Weihnachtsfeiertag nach Tisch zum Schlafen in seinen Lehnstuhl setzte. Als er aufwachte, hatte ein Bluterguß ihn auf dem rechten Auge erblinden lassen.

Der Arzt nannte es zuerst nur eine Sehstörung. Er riet trotzdem dringend: „Gehen Sie sofort zum Spezialisten!"

Nur — das hatte eben in diesen Tagen seine große Schwierigkeit. In der Haushaltkasse waren nicht mehr als ein paar Groschen, und die mußten bis Neujahr reichen. Kein Gedanke daran, irgendwo den Dukaten aufzutreiben, den man solch einer Kapazität von Professor nach der Konsultation doch mindestens auf den Tisch zu legen hatte. Und konsultieren und sich dann fortschleichen und nicht bezahlen — und dann vielleicht von einem Sekretär zurückgerufen werden und Rechenschaft ablegen sollen und wie ein Schwindler bei versuchtem Betruge dastehen . . .

Nein! Der Major kämpfte hart mit sich selbst. Dann suchte er die Poliklinik eines berühmten Arztes auf. Es war am frühen Morgen, und es warteten dort schon viele arme Leute, Jammergestalten, alle wie er selbst in bitterer Angst um das hohe Gut des Augenlichtes. Ein langer

junger Mann von schroffem Wesen, der Assistenzarzt, ging die traurige Reihe entlang, fragte jeden einzelnen nach Namen und Adresse. Der Major antwortete stockend und gepreßt. Wirklich, es ward ihm nicht leicht, an diesem Ort seinen Titel, seinen alten Namen preiszugeben. Da richtete der junge Mensch vor ihm sich auf. „Aber, mein Herr," schnarrte er ihn an, „für alte Offiziere ist die Poliklinik doch nicht da. Die ist für die bedürftige Klasse, für das Volk. Sie können wir hier nicht behandeln!"

Der Veteran war längst nicht mehr Herr jeder Situation. Die Krankheit hatte etwas Unsicheres in sein Wesen gebracht. Zudem lähmte ihn die blutige Scham. Er wurde leichenblaß, als er sich so angefahren sah. Er heftete das eine gesunde Auge mit einem hilflosen Blick auf den Mann da vor ihm. Herrgott, war denn das nicht das Eingeständnis der bittersten Notwendigkeit, daß er, der alte Major, hier an dieser Stelle als Bettler um Hilfe ansprach? Sollte er das auch noch in deutlichen Worten ausdrücken? Unmöglich — unmöglich! Er gab keine Erwiderung, seufzte tief und ging schweren, schleifenden Schrittes hinaus.

Am zweiten Januar pünktlich fand er sich dann in der privaten Sprechstunde des Augenarztes ein, in der Tasche vorsorglich eine Doppelkrone. Da war es zu spät. Das Auge blieb verloren. „Warum sind Sie nicht eher gekommen? Wir hätten versuchen können, den Bluterguß durch Medikamente aufzusaugen . . . zu zerteilen. . ." Und wieder machte ihn die Scham der Armut sprachlos.

Viele Wochen mußte der Major in dunkel verhangener Stube sitzen. Das Auge eiterte lange, stinkend, schwärend. Dann trocknete es ganz ein. Erst fürchtete man, daß auch das andere von der Zersetzung ergriffen werden würde. Endlich blieb es dann doch erhalten. Vorderhand erhalten.

Aus diesem neuen Ungemach erfolgte übrigens, daß vom Kriegsministerium dem Major eine Beihilfe von monatlich noch weiteren fünfzig Mark bewilligt wurde. So wollten es die Gesetze, nachdem durch das Zeugnis des Hausdoktors, wie durch andere ärztliche Atteste nun als zweifellos erwiesen worden, daß auch die Erblindung auf das feindliche Stück Eisen zurückzuführen sei, welches der Major noch von Mars la Tour her in sich trug, und das da, unerreichbar für einen operativen Eingriff, fest eingekapselt hinter der Hauptschlagader am Halse saß, den Blutkreislauf behindernd und heimtückisch Verheerungen des ganzen Körpers vorbereitend, deren Umfang heute noch gar nicht abzusehen war.

Jawohl, der alte Major war eine Ruine geworden. Aber mit der erstaunlichen Elastizität seiner Natur fand er auch hier ein Gutes heraus. „Ich tauge ja zu nichts mehr, das weiß ich," sagte er ohne Bitterkeit zu seinem treuen Arzt, „ich lahmer, blinder Krüppel. Aber sehen Sie, ich bin doch eine lebende Rente für meine Familie!"

Er war ordentlich stolz auf die 340 Mark, auf welche durch die verschiedenen Beihilfen seine Monatseinkünfte nun gestiegen waren. „Aber mehr gibt es nun nicht. Ich müßte denn gerade auch noch das andere Auge verlieren. Dann gäbe das Kriegsministerium noch weitere fünfzig Mark monatlich heraus.“ Seiner Frau, seiner Tochter schnitt es ins Herz, wenn er so etwas sagte. Wußte man denn, was noch kommen würde? Hatten sie nicht damals in dem Siechenhaus vom Roten Kreuz, in dem er nach dem ersten Schlaganfall einige Wochen verbracht hatte, um sachverständig massiert und elektrisiert zu werden, hatten sie da nicht solch einen unglücklichen Menschen gesehen, der seit zehn Jahren völlig gelähmt war, den der Wärter in und aus dem Rollstuhl hob, wie ein lebloses Bündel, dem die Zunge nicht gehorchte, der kein Wort mehr sprechen konnte, dem der Kopf wackelnd auf der Brust lag, weil er nicht mehr die Kraft hatte, ihn aufrecht zu halten, und der in seinem klagenden Blick bei dem allen doch immer noch geistige Klarheit zu bekunden schien! Gab es nicht Tausende von Kriegsinvaliden, an denen die in Ehren erhaltene Wunde heimlich eiternd weiterfraß, bis das schleichende Gift endlich den ganzen Körper durchzogen hatte und nach Jahrzehnten noch die grauenhaftesten Leiden, die unerhörtesten, unglaublichsten Krankheiten zum Ausbruch kommen ließ!

Wenn der Major selbst eine solche Furcht hatte, so sprach er sie doch nie aus. Er war wie zuvor. Jähzornig polternd manchmal um eine Kleinigkeit, wie alte Soldaten sind. Aber im Handumdrehen wieder beruhigt und dann lange in gleichmäßig guter Laune. Und auf einmal fing er sogar wieder an zu arbeiten. Ihm war die Idee gekommen, seine Erinnerungen aus der Dienstzeit, die aus dem letzten Kriege vor allem, aufzuschreiben — mühsam genug, da die Blindheit des einen Auges ihn dabei sehr behinderte — und an ein Soldatenblatt zu verkaufen. Und da ihm der Gedanke gerade zu einem günstigen Moment aufgestiegen war — nämlich zur Zeit der 25jährigen Wiederkehr der großen Tage von 1870/71 — und da der weiße, lahme, aber dabei immer noch schöne Greis den Redakteur ganz und gar bezaubert hatte, als er ihn einmal aufsuchte, wollte das Glück, daß der Alte für diese anspruchslosen kleinen Geschichten Absatz bei einem, wenn auch nur bescheidenen Blättchen fand. Zehn, zwölf, fünfzehn Mark bekam er für solch eine schlichte, pseudonyme Plauderei. Er freute sich jedesmal königlich darüber. Zu etwas war er also doch immer noch nütze! Und manche kleine Anschaffung konnte er von den erworbenen Groschen machen. Vor allem an Stiefeln, von denen er so sündhaft viel brauchte, weil sein nachschleifender Fuß jede Schuhsohle binnen ein paar Tagen abnutzte. Und zuweilen brachte er auch den Seinen irgend eine Kleinigkeit mit nach Hause — eine Blume, irgend etwas Gutes zum Nachtessen. Denn mehr und mehr waren Frau und Tochter ihm die einzige Unter-

haltung geworden. Mit Fremden kam er fast gar nicht mehr zusammen. Sogar ein Bierhaus, ein Café konnte er kaum mehr aufsuchen, seiner körperlichen Unbehilflichkeit wegen, die eine beständige Bedienung erheischte. Das Rauchen hatte ihm der Arzt ganz verboten.

Die schriftstellerische Tätigkeit nahm aber ein jähes Ende. Sie schlug fehl, als der alte Major einen Finanzcoup machen wollte — wie ihm denn eben sein ganzes Leben lang die Finanzcoups fehlgeschlagen waren. Das Blättchen ging nämlich ein, und er, der mehrere Honorare stehen gelassen, um dann eine größere Summe erheben zu können, hatte das Nachsehen. Erfolglos versuchte er, seine Arbeiten bei andern Zeitschriften unterzubringen. Man sandte ihm die Manuskripte mit Dank zurück. Da verlor der alte Mann den Mut und gab es auf.

Nun, da er so gar nichts mehr tun konnte, nach diesem letzten Mißerfolg, wurde er sehr wortkarg. Die Schwermut des Lebens, das sich fast verbraucht fühlt, breitete ihre Schwingen über ihn. Wie bald, wie bald nahm sie ihn nun wohl auf, die Nacht?

Einmal, im Herbst, glühte es noch in ihm empor. Das war an dem Septembertage, an dem vor 25 Jahren die deutschen Truppen Herr über Frankreich geworden waren. Sedan! In dem nüchternen, modernen Berlin regte sich ein Funken von nationaler Glut, ein fernes Echo jenes unbeschreiblichen Jubels, der vor 25 Jahren beim letzten, entscheidenden Sieg über den Erbfeind, beim Emporleuchten des goldenen Friedens, die deutschen Lande durchzittert hatte. Es war von obenher bestimmt worden, daß man in Kirchen und Schulen heute zum letzten Male den Sedantag öffentlich feiere. Sedan zum fünfundzwanzigsten Male und dann nicht mehr! Aber heute noch einmal recht! Da funkelte — noch einmal, ein letztes Mal auch dies! — das sanguinische Temperament in dem gebrechlichen Körper auf. Der Alte begann zu erzählen, zu berichten von Kriegstaten und Kriegspfaden. Von damals! Er war dabei gewesen, er! Gut, Blut und Leben hatte er eingesetzt. Er wollte auch heute nicht von fern stehen, wenn der alte Jubel noch einmal erklang. Er wollte das Volk in den belebten Straßen, er wollte die Illumination sehen, mit der Berlin heute abend Sedan feierte. Für seine armen Groschen nahm er sich eine Droschke. Denn er konnte ja mit seinem immer lahmer gewordenen Bein überhaupt kaum mehr laufen. Und am wenigsten konnte er sich zu Fuß in diese Menschenhaufen wagen.

So fuhr er also gegen acht Uhr im offenen Wagen, den Weißlackierten auf dem Bock, Wundern entgegen. In Moabit war gerade nicht viel zu sehen. Jedoch die Viktoria auf der Siegessäule funkelte schon von weither im breiten, garbenförmigen Strahl von Scheinwerfern. Hier auf dem Königsplatz aber begann bereits etwas, das man beim Beginn der Fahrt in solchem Umfange nicht erwartet hatte: die Ab-

sperrungen. Ein Kordon von Schutzleuten! Doch kam man, wenn auch auf verschiedenen, von der bewaffneten Macht angegebenen Umwegen glücklich über den Königsplatz, sah die Viktoria in ihrem vollen Strahlenkranze und gewann von weitem auch einen Blick auf das ebenfalls beleuchtete Brandenburger Tor. Von da an waren so ziemlich alle Hauptstraßen für die Dauer der Illumination polizeilich für Fuhrwerk ganz, für Fußgänger teilweise gesperrt. Unter den Linden, die Königgrätzerstraße, die Leipzigerstraße. Überall, wo man eine Eingangspforte suchte in das Lichtmeer der illuminierten Prachtstraßen, wo die großen Geschäftshäuser in verschwenderischen Installationen märchenhafte Farben- und Beleuchtungseffekte geschaffen hatten, ertönte das barsche „Zurück" der Schutzleute. Der Major gab die Sache nicht gleich verloren; auch der Droschkenkutscher versuchte immer wieder, ob er nicht irgendwo einen Durchschlupf finde. Umsonst. Während Tausende mit neugieriger Gleichgültigkeit die bunte Herrlichkeit der Illumination bestaunten, blieb der alte Mann, dessen Herz Erinnerungen heute in tiefer Erregung schlagen ließen, in dunkle einsame Seitenstraßen verbannt. Nur wenn die Droschke irgendwo den Fahrdamm kreuzte, gewann man einen Seitenblick in das Sprühen und Leuchten des verschlossenen Paradieses.

Wenn er sein eisernes Kreuz angelegt hätte —! sagte er laut. Das war ja gar nicht denkbar, daß er, dies Ehrenzeichen und die drei Feldzugsmedaillen von 1864, 66, 70 auf der Brust, von den Schutzmannsposten an diesem Tage keine Erlaubnis zum Passieren bekommen hätte... er, ein alter Kämpfer, halb blind und zum Krüppel geschossen. Dumm, daß er das eiserne Kreuz zu Hause ließ!

So sprach er laut. Aber heimlich stand seine Überzeugung von den Wunderwirkungen des eisernen Kreuzes an diesem Tage vielleicht doch nicht ganz so fest. Ob tatsächlich eine Bestimmung bestand, wonach den Kriegsinvaliden von 1870, sofern sie sich als solche auswiesen, bequemes Passieren der Schutzmannsketten zu Fuß oder, wenn sie nicht mehr recht marschfähig waren, auch zu Wagen gestattet war? Ob man nicht nur Reden hielt für die Gefallenen, sondern in warmer Pietät auch der Überlebenden gedacht hatte, von denen doch viele jetzt noch an ihren alten Wunden litten und starben?

Oder ob man's vergaß! Ob der alte Major nicht auch mit seinem Ehrenzeichen ausgeschlossen gewesen wäre? Ob nicht wirklich das Dunkel, das ganz lichtlose, tiefe Dunkel nahe oder schon da war für ihn?

Dergleichen Trauriges ging dem Invaliden jetzt durch den Kopf auf seiner tragikomischen Fahrt durch düstere Gassen, außerhalb des Schutzmannskordons, der den strahlenden Schauplatz nationaler Feier vor Unberufenen absperrte.

Dem Alten gegenüber saß auf dem schmalen Rücksitz der Droschke

sein Kind. Die kleine Baronesse hatte die Hände im Schoß; in ihren grauen Augen war ein Abglanz von jener fernhinwandernden Träumerei ihrer früheren Jahre. Der Alte sah es. Und auch da ging ihm Schweres durch den Sinn. Er kannte sein letztes Kind besser, als es sich in seiner Lebensunklugheit selbst kennen konnte. Er wußte, unter stiller Art trug es im Innern die quellende Daseinsfreudigkeit des Vaters. Er wußte, die Sehnsucht seines Kindes suchte die Jugend, die versäumte Jugend der armen Baronesse. War es nun wirklich gut, daß Anna Sophie so fromm ergeben geblieben? Wenn sie sich in Sturm und Heimlichkeit, selbst gegen den Willen des Vaters, ein Liebesglück erobert hätte, würde sie dann jetzt nicht vielleicht ein anderes treues Herz ihr eigen nennen — wenn der Major für immer die Augen schloß, nicht stützelos zurückbleiben mit der schweren Sorge um die kranke Mutter, sie selbst ein einsames Mädchen am Ende der Jugend.

So war dies Sedanfest ein recht sonderbarer Freuden- und Feiertag für den Veteranen.

Seine Gesinnungen vermochte das selbstverständlich so wenig zu erschüttern, wie irgend etwas anderes vorher.

Er blieb der Königsdiener, der er immer gewesen, voll naiver Hingabe, sanguinisch in allen Schmerzen, selbst kritiklos vor der geheiligten Person des Monarchen und in kaum zurückgehaltenen Tränen der Wut erbebend, wenn andere an diese geheiligte Person Kritik legen wollten. Diese Zeitungen! Diese respektlosen Schwätzereien in öffentlichen Versammlungen! Dieser Geist des Skeptizismus selbst in der Armee!

Die Welt drehte sich. Aber der Major drehte sich nicht mit. Es ging spurlos an ihm vorüber, wie das Gepräge der gesamten Kultur sich in den letzten dreißig Jahren geändert, wie auf allen Gebieten eine Umwertung der Begriffe stattgefunden hatte.

Ein Stück aus alter Zeit, deren Ideale aus Blut und Eisen, aus dem persönlichen Erleben eines Volkes von Kampf und Todesnot geboren gewesen, stand er inmitten der neuen, die eine andere — eine ungläubige, verstandeskühl rechnende, nicht mehr begeisterungstrunkene — geworden war. Und obwohl er so vereinsamte, und immer mehr vereinsamen mußte, je länger ihn der Herrgott noch auf dieser Erde ließ, war es nicht nur sein Schicksal, sondern auch sein hohes Recht, festzuhalten an der in düster lohenden Prächten dahingesunkenen Zeit voll Krieg und Heldentaten. Denn sein Überzeugungsmut war der eines Märtyrers, mit Blut erkauft. Und mit niederharschender Wunde hatte die große Vergangenheit ihn gezeichnet, daß er ihr eigen bleibe, bis er sterbe.

* * *

Kaum zehn Tage nach Sedan rührte der Tod den Major an. Mit Qualen, die den Atem aus der Brust rissen, mit wilden Schmerzen und Krämpfen. Der alte Soldat wehrte sich gegen den Überwinder. Er kämpfte noch Monate.

Ein Tag, ein schrecklicher, kam, ehe die Periode der Bewußtlosigkeit anbrach. Die nachtwachende barmherzige Schwester rief beim Morgengrauen Frau und Tochter des Kranken. Tränen hatte sie in den Augen. Auch ihr an tausenderlei Jammer gewöhntes Herz hatte dieser Sterbende zu warmer Teilnahme bewegt, der so ergeben war, der, rührend in seiner Hilflosigkeit, doch noch so ritterlich an seinem schwarzen Käppi rückte, jedesmal wenn sie kam, um die andern Pflegenden abzuwechseln.

Der Major raste in Todesphantasien. Er hielt inne, als Frau und Tochter eintraten, erkannte sie, nahm stammelnd von ihnen Abschied, bußfertig als ein Christ.

Aber gleich wieder winkte er die Seinen beiseite. „Laßt, laßt, ich habe keine Zeit mehr. Das Gefecht!"

Und schon überkamen ihn wieder die wilden Bilder von vorher, stürzten sich über ihn, und er warf sich hin und her auf seinem letzten Lager, schrie und rief. Schlachtgetümmel, Getöse, Feinde und Blut! Er brüllte Kommandos, er ballte wutbebend die Faust, meinend, sie halte den Degen. Und er raste plötzlich auf: „Ihr Hunde, ihr Hunde! Ihr von der zweiten Kompagnie! Ihr wankt und ihr habt die Fahne! Steht, ihr Hunde, oder ich schieße. Die Fahne, ah . . . sie weht noch. Wir haben sie noch. . . . Der Kaiser . . .wird sie sehen . . ."

Er richtete sich sitzend empor im Bett, er hob den Arm und senkte ihn wieder, als salutiere er mit dem Degen. Sein Haupt sank in den Nacken, ein wundersames Leuchten ging über das silberbärtige Antlitz: „Der Kaiser . . . da ist er . . . er reitet vorüber!"

Das war das letzte Wort, das er sprach. Er fiel zurück.

Er lag dann noch drei Tage in röchelnder Agonie. Die Reckennatur widerstand, bis die letzte Faser Lebensmöglichkeit aufgezehrt war.

Das Begräbnis, das die Hinterbliebenen ihm richten konnten, war sehr arm. Denn die Unterstützung des Kriegsministeriums dafür trifft nach umständlicher Eingabe auf dem Instanzenwege erst etwa sechs Wochen nach dem Tode ein. Trotzdem hatten Frau und Tochter die notwendige, größere Summe aufgebracht, damit der Verstorbene auf dem alten Invalidenkirchhof Berlins an der Scharnhorststraße seine Stätte finden könne, wo die toten Generäle und verdienstvollen Soldaten bis zu den Freiheitskriegern zurück ruhen. Dort schläft der alte Major unter den hohen Bäumen, ein Sünder, ein auf Erden verlassen Gewesener — ein Ritter und ein Held.



Die Land- und Seemacht der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

E. Miller.

— Riedlingen. —

Die Union, hervorgegangen aus den Kolonien, welche die Engländer zu Beginn des 17. Jahrhunderts an der Ostküste Nordamerikas gründeten, hat, trotzdem das Volk jenseits des Ozeans angeblich weder kriegerische Neigung, noch Veranlagung besitzt, seine eigene Haut nicht gerne zu Markte tragen soll, nichts von „Menschenmorden", Krieg und militärischem Wesen überhaupt wissen will, eine selten blutige Geschichte zu verzeichnen. Von nicht enden wollenden Kämpfen im eigenen Lande, wie mit den Nachbarn und dem fernen durch Meere getrennten Mutterlande wissen die Blätter seiner Geschichte zu melden. Schon 1690 begannen die Kämpfe mit den Franzosen in Kanada, die man gemeinhin unter der Bezeichnung „König-Wilhelms-Krieg" zusammenfaßt, und die ihr blutiges Ende erst 1713 erreichten. Die später folgenden beiden „König-Georgs-Kriege" dauerten vier und sieben Jahre, von 1744 bis 1748 und 1756 bis 1763.

Am 4. Juli 1776 erfolgte die endgültige Unabhängigkeitserklärung von dreizehn Kolonien, doch nur infolge eines abermals mit großer Erbitterung geführten mehr als siebenjährigen Krieges vermochte diese Staatengründung sich gegen England zu behaupten. Aber auch ihre mit so schweren Opfern errungene staatliche Selbständigkeit brachte der Union alles andere eher, als einen dauerhaften Frieden. Von dem unaufhörlichen Kleinkrieg, vom ersten Augenblick an, wo Europäer überhaupt diese Gegenden des neuentdeckten, vierten Weltteils betraten, zur Ausrottung der Ureinwohner mit unmenschlicher Grausamkeit geführt, wollen wir absehen und nur daran erinnern, daß diese Menschenschlächterei, welche die Engländer, solange sie Herren des Landes waren, massig betrieben,

von dem jungen Staate hauptsächlich deswegen fortgesetzt werden mußte, weil die skrupellose Politik des Mutterlandes auch nach offiziell geschlossenem Frieden und in diesem bedingter vorbehaltloser Anerkennung der Unabhängigkeit des flügge gewordenen Jungen sich nicht scheute, kein Mittel der List und Gewalt außer acht zu lassen, die von ihm selbst zwei Jahrhunderte hindurch mißhandelten Urstämme gegen das mächtig aufstrebende Staatswesen auszuspielen.

1812 brach dann ein neuer Krieg mit England aus, der der Union nur Niederlagen und sogar die Zerstörung ihrer Bundeshauptstadt Washington brachte. Und 1846/48 blieb Nordamerika im allgemeinen wohl in militärischem Vorteil gegen Mexiko, doch waren auch in diesem Feldzuge seine Siege nicht so nachdrücklich, daß es von einem gewonnenen Kriege sprechen könnte; denn es mußte nicht allein die ungeheuren Kosten dieser blutigen Auseinandersetzung selbst decken, sondern dem Gegner auch noch 60 Millionen Mark für das vom alten Montezumareiche losgerissene Texas bezahlen.

Wenn wir von dem gesamten amerikanischen Kontinent sagen können, daß, gleich wie in Europa, der Norden überwiegend germanisch und protestantisch, der Süden romanisch und katholisch sei und daß, wie in Europa, das erstere Element das letztere, wenn auch damals noch nicht der Zahl nach, so doch an Macht und Bedeutung überflügle, so kann man bis zu einem gewissen Grade ähnliches von dem beschränkteren Gebiete der Union selbst behaupten. Nach außen hatten ihr die Erwerbungen von 1848 eine Stellung verschafft, daß niemand mehr gerne sie zum Feinde hatte, aber im Innern türmten sich anscheinend unüberbrückbare Gegensätze zwischen den Süd- und Nordstaaten auf, Gegensätze, frühe hervortretend, weil durch die Natur selbst gegeben. In jenen, die aus spanischem und französischem Besitze herübertraten, ist von den Zeiten des Ursprungs her ein starkes aristokratisches Element bemerkbar gegenüber dem plebejischen Charakter des Nordens; ungleich wichtiger jedoch war die durch klimatische und geographische Verhältnisse erzeugte verschiedene Richtung der Erwerbstätigkeit.

Wenn wir uns ehedem auf den 36. Breitengrad stellten, so befanden wir uns gleichsam auf einer amerikanischen „Mainlinie" — auch eine deutsche kennt man ja heute kaum mehr dem Namen nach. Die südlich von jenem Breitengrad gelegenen Staaten sind auf Bodenerzeugnisse, deren Produktion nur im großen lohnt, angewiesen. Das bedingt ein Vorwiegen des Großgrundbesitzes und die diesem charakteristischen aristokratischen Formen und Gewohnheiten des Lebens. Anders in den nördlichen Staaten, wo die klimatischen Verhältnisse, der kargere Boden, die von Europa her zuströmende Konkurrenz energische Arbeit des einzelnen verlangt, wo die große Anzahl guter Häfen, an welchen der Süden Mangel leidet, den Handel begünstigt, der die Kapitalien rasch von einer

Hand in die andere bringt, und wo endlich die große Masse der Eingewanderten landete, die, meist mittellos, nur durch strenge Arbeit emporkamen. Beide, der Yankee wie der Einwanderer, so reich sie auch durch harte Arbeit oder waghalsige Spekulation werden mochten, blieben Plebejer und drückten diesen plebejischen Charakter dem ganzen Leben des Nordens auf, welchem die konservative Stetigkeit der südlichen Gesellschaftszustände gänzlich fehlte. Dazu traten die volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Der Norden heischte für seine sich entwickelnde Industrie, um die europäische Konkurrenz auszuhalten, hohe Schutzzölle; der Süden dagegen war freihändlerisch gesinnt, da der Schutzzoll ihm die Industrieprodukte, die er kaufen mußte, weil er ausschließlich landwirtschaftliche Artikel zur Ausfuhr erzeugte, verteuerte.

Weder zu leugnen, noch zu ändern war zudem die Tatsache, daß das germanische Element die eigentliche Stärke des Gemeinwesens ausmachte, allen übrigen Bestandteilen gleich peinlich und widerwärtig. Doch alles dieses hätte eine gewaltsame Explosion immer noch verhindern können. Der Angelpunkt des Gegensatzes war die Sklavenfrage. Schlecht stand die Sklaverei einer Nation an, welche die Menschenrechte gar so hoch pries. Dennoch nehmen wir nicht an, daß der nordstaatliche Plebejer im Grunde humaner dachte, als der Aristokrat auf der anderen Seite der geographischen Grenzlinie; aber gleich praktisch waren beide.

Der Norden bedurfte bei der Masseneinwanderung von Arbeitskräften der Sklaverei nicht, der Süden konnte bei seiner dünngesäten Bevölkerung ihrer nicht so leicht entbehren. Daher der größte Bürgerkrieg, den die Geschichte kennt, und der vier Jahre wütend, an Gut und Blut mehr Opfer erforderte, als jeder andere Kampf vor und nach ihm. Hekatomben verschlang das Morden, man erinnere sich nur an die Siebentagschlacht am Chickahominy. Die Sympathien jedweder Kultur waren auf Seiten des Nordens. Nur Napoleon III. wünschte den Südstaaten den Sieg, und da sich sein Wunsch in den ersten Stadien des Krieges zu erfüllen schien, mußte das Blut eines deutschen Fürsten die Monroedoktrin kitten helfen, anders das mexikanische Abenteuer unterblieben wäre.

Die Union aber hatte erfahren, daß selbst goldene Freiheit allein ein Volk vor schweren inneren und äußeren Krisen nicht bewahrt, „Freiheit ist nur bei der Macht allein".

Was uns aber bei alledem interessiert, sind nicht sowohl die vielen Kriege jenseits des Ozeans, an welchen es auch in Europa nicht gefehlt hat, als vielmehr die lange und blutige Dauer derselben, die nur nach Jahren zu zählen sind, während man 1859, 1864, 1866, 1870/71 und 1877/78 nach Monaten, Wochen, ja Tagen bemessen kann. Dort kämpften eben Milizen, hier in allen den genannten Krisen musterhaft disziplinierte Truppen. Es soll zugegeben werden, daß der Süden ursprünglich dem

Norden militärisch überlegen war und daß er strategisch und taktisch gebildete Generale besaß. Wenn man aber daraus panegyrische Schlüsse auf den militärischen Dilettantismus ziehen will, so ist dies nebenbei naiv oder nicht offen. Nur an amerikanischen Generalen fehlte es dem Norden, dagegen verfügte dieser über hervorragende militärische Kräfte einer vorübergehenden oder dauernden europäischen Emigration, über die mehr als doppelte Zahl von Menschen, über das zehnfache Gewicht an klingendem Metall. Die Truppen des Südens waren ebenfalls Milizen. Der größte Feldherr selbst vermag ohne oder mit minderwertigen Truppen nichts auszurichten, mit dem besten Gewehr kann man nicht schießen, wenn die passenden Patronen fehlen. In dem Maße aber, als die Möglichkeit des nordstaatlichen Sieges näher rückte, strömten selbst die besten Elemente den nordischen Fahnen zu, während die Reihen des allmählich unter der Bezeichnung „Rebellenstaaten" in einen Topf geworfenen Südens sich stark zu lichten begannen. Das Kriegshandwerk ist in Amerika nicht das schlechteste, es läßt sich dabei nicht nur überhaupt, sondern gut, ja recht gut leben.

Die militärische Organisation der Union war bis zum Bürgerkrieg und während desselben eine äußerst lose und ungenügende gewesen. Wenn man auch 1865 endlich sagen konnte, daß die schwersten Gefahren von außen, die Hauptkrisen im Innern nun dauernd überwunden seien, so durfte man die Hände, so wenig demokratisch es auch sein mochte, militärisch dennoch nicht in den Schoß legen.

Mit Widerstreben, aber mit wachsender Klarheit trotzdem, machte man sich an die bitter-saure Arbeit einer festeren militärischen Organisation. Das konnte freilich nur eine Miliz sein, denn der unbelehrbarste Teil der Masse, und das ist oft der größere, war kaum hiefür zu haben. Dennoch drangen die einsichtigeren Geister durch, sie machten dem Unverstand eine Konzession, gaben ihrer Wehrkraft den Namen einer Miliz, stellten sie aber in Wirklichkeit auf die Grundlage stehender Heere. Man verfiel auf den schlauen Ausweg einer doppelten Organisation, die schon deswegen eines gewissen heiteren Beigeschmacks nicht entbehren konnte, als sie an die militärische Verfassung des verflossenen heiligen römischen Reiches deutscher Nation erinnerte. Wie man dort eine Reichsarmee und landesherrliche Kontingente hatte, so schuf man in Amerika eine Bundesarmee, ein regelrechtes stehendes Heer, und daneben in jedem Staate eine Miliz. Die erstere erreichte bald 25 000 Mann mit unverhältnismäßig vielen Offizieren — 2185. Sie zerfiel in 25 Infanterie-, 10 Kavallerie- und 5 Artillerie-Regimenter. Die Rekrutierung erfolgte durch Werbung auf fünf Jahre. Bei recht guter Verpflegung und einer Monatslöhnung von 24 Dollar gleich 100 Mark führt der Soldat ein fast beneidenswertes Dasein und wird zugleich, sofern er bei seinem Eintritt auch Ausländer ist, sorglos und verhältnismäßig

bequem ganz von selbst Bürger der Union. Wer einen Grad bekleidet, muß dies schon vorher gewesen sein; doch werden Offiziere in der Praxis nur solche Wehrfähige, die als Unionsbürger und auf amerikanischem Boden geboren sind. Die Unteroffiziere beziehen sehr gute Löhnungen, die Offiziere hohe Gehälter. Jeder Offiziersgrad zerfällt in fünf Gehaltsklassen; es ist ein ziemlich erheblicher Unterschied zwischen berittenen und nicht berittenen und Marineoffizieren.

Die jüngste Leutnantsklasse nicht Berittener bezieht 1400 Dollar und steigt von 5 zu 5 Jahren um je 140 Dollar, also bis 1960 Dollar. Die berittene Leutnantsklasse bezieht von 1500 bis 2100 Dollar, die der Marine von 1800 bis 2600 Dollar. Im Landheere werden die Offizierschargen als Sekonde- und Premierleutnant, Kapitän, Major, Oberstleutnant, Oberst, Brigadegeneral und Majorgeneral bezeichnet; ein Regimentskommandeur bezieht von 14 000 bis 18 000 Mark Gehalt; Brigadegeneral und Majorgeneral bilden je nur eine Gehaltsklasse mit rund 23 000 resp. 31 000 Mark. In der Marine unterscheidet man hinsichtlich des Gehalts „jüngere" und „ältere" Leutnants; dann folgen der „selbstständig kommandierende Leutnant", die Kommandeurs, Kapitäns, Kommodores, Admirale; Höchstgehalt 25 000 Mk. Die Gehälter der Marineoffiziere, die nicht auf See sich befinden, verringern sich um 8 Prozent der eben genannten Sätze. Ärzte, Maschineningenieure, Zahlmeister, resp. Ober- und Generalärzte sind gleich den Offizieren je nach ihrem Range bezahlt, doch Höchstgehalt 4400 Dollar. Der Schiffsprediger empfängt 2500 bis 2800 Dollar. Ein Seekadett erhält 500, ein Landkadett 540 Dollar. Eine Offizersstelle im stehenden Heere resp. der aktiven Flotte ist schwer, sehr schwer zu erreichen. Der Ersatz für Offiziere wird durch zwei militärische Akademien gesichert, für das Landheer zu West-Point, für die Marine zu Anapolis. Ein Kongreßwahlbezirk konnte bisher nur einen Offiziersaspiranten stellen. Derselbe wird auf den Vorschlag des jeweiligen Kongreßabgeordneten vom Kriegssekretär, das ist Kriegsminister, ernannt.

Der Abgeordnete kann seinerseits ein Konkurrenzexamen anordnen. Außerdem hat der Unionspräsident das Recht, zehn Zöglinge zu ernennen, welche er aus Söhnen von Offizieren oder verdienten Staatsbeamten wählt. In allen Fällen aber kommen gesellschaftliche Rücksichten in Frage, die mancher Konservative in Deutschland für mittelalterlich-feudal erklären würde.

Die Zöglinge können nur zwischen dem 17. und 22. Lebensjahre stehen. Der Kursus dauert vier Jahre; alljährlich finden zwei Zwischenprüfungen statt, sowie eine dreimonatliche praktische Übung im Felde.

Nach dem bestandenen Offiziersexamen und sonst erprobter Qualifikation erfolgt die Ernennung zum Leutnant. Im ganzen zählte im Jahre 1900 West-Point 371 Kriegsakademiker.

Die Ersatzverhältnisse der Marine sind dieselben; die Altersgrenzen der Akademiker zu Anapolis bewegen sich zwischen 15 und 20 Jahren; der Kursus dauert 6 Jahre, davon die beiden letzten auf See. Während der ganzen Dauer des vier-, resp. sechsjährigen Kursus darf nur einmal Urlaub gewährt werden.

Gleich wie die Offiziersgehälter usw. sehr hohe sind, so auch die Pensionen. Jeder Grad hat, wie fünf Gehalts-, so auch fünf Pensionsklassen; jede Klasse drei Viertel des Gehalts. Die Pensionsberechtigung beginnt mit der Ernennung zum Offizier und beträgt also von diesem Tage an bis zu fünfjähriger Dienstzeit 1050 Dollar oder etwas über 4200 Mark, vom sechsten Jahre an 1115 Dollar, vom einundzwanzigsten Jahre ab 1470 Dollar bei einem nicht berittenen Sekondeleutnant. Maximalpension des Majorgenerals 5625 Dollar.

Das gesamte Unionsgebiet ist in drei Militärdivisionen geteilt: des Missouri — Hauptquartier Chicago, des Atlantischen Ozeans — Philadelphia, und des Stillen Ozeans — San Francisco. Als befestigte Plätze betrachtet man New York, Boston, New Orleans und Richmond.

Die Flotte zählte bislang 14 000 Köpfe, 75 Schiffe mit 1024 Geschützen, davon 19 Panzerschiffe, 33 Schraubendampfer, 3 Raddampfer rc. Kriegswerften sind in Portsmouth, Boston, Philadelphia, Washington, Norfolk, Pensacola, Mount City, San Francisco und Lockett's Harbour erbaut.

Hier kann also weder zu Wasser, noch zu Lande von einem Milizsystem die Rede sein; dagegen hat jeder Einzelstaat noch seine eigene Truppenmacht, wirkliche Milizen, die vom stehenden Heere aber etwa so angesehen werden, wie im achtzehnten Jahrhundert die Kontingente von Buchau am Federsee oder Nördlingen von der Armee Friedrichs des Großen.

Jeder Einzelstaat ist auch militärisch in Counties = Grafschaften, und diese je wieder in Townships = Stadtbezirke eingeteilt, was unseren territorialen Landwehrbataillons- und Kompagniebezirken entsprechen mag. Milizpflicht vom 18. bis 45 Jahre. Amerika hat also eine doppelte Organisation, deren festen und ruhigen Kern ein stehendes Heer bildet. Vor Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges 1898 lagen die Dinge so, daß man in der Union annahm, für alle Fälle außer den stehenden Truppen über 105 000 organisierte Milizen und 820 000 als direkt kriegsbrauchbar in den Listen geführte Wehrfähige, also über eine Gesamtkriegsmacht von einer Million Kombattanten verfügen zu können. Das Friedensbudget belief sich damals für die Landmacht auf etwa 220 Millionen, für die Flotte auf 125 Millionen Mark. Dazu traten noch 600 Millionen Mark jährliche Pensionen, was man freilich nur dann verstehen kann, wenn man weiß, daß in der Union nicht nur der Militär selbst, sondern auch seine Eltern und Großeltern, seine Kinder

und Enkel, ja selbst die unmittelbaren Seitenverwandten Pensionsanspruch haben, der sich einerseits nach dem Verwandtschaftsgrad, andererseits nach Dienstzeit, Feldzügen und Schwere der Invalidität des Individuums richtet. Es ist also nicht zum Verwundern, wenn heute noch Pensionsansprüche aus dem Kriege von 1812 befriedigt werden müssen.

1898 aber vernahm die erstaunte Welt plötzlich spanisch-amerikanischen Kanonendonner. Fast federleicht ward die Union mit dem uralten, beinahe sechsmal weniger Bürger zählenden, Amerika gegenüber bettelarmen Königreich, das seine Wehrmacht böse vernachlässigt hatte, fertig — vielleicht mehr zu Spaniens, als zu seinem eigenen Heile, denn man hat auf der pyrenäischen Halbinsel alsbald begriffen, was nottut, wenn man etwas sein will. In Amerika selbst aber gewahrte man erschreckende Mängel des Heerwesens; freilich ward in der Hauptsache nur ein Seekrieg geführt, aber plötzlich etwas nervös geworden, schloß man von der Flotte auf das Landheer, doch mit Recht nur auf die Milizen, denn der stehende Kern und seine Offiziere waren tüchtig. Vor allem ward die körperliche Untersuchung der männlichen Welt vom 18. bis 45. Jahre streng durchgeführt, daß es kein Entrinnen vom Eintrag als kriegstauglich in die Listen mehr gab; so zählte man Anno 1902 schon 10 845 268 wehrfähige Mannschaften, freilich nur Zahlen und nichts als Zahlen, aber für alle Fälle ein unerschöpfliches Menschenmaterial. Die organisierten Milizen mit einer kurzen militärischen Ausbildung, gleichsam die ersten Aufgebote, hatten um dieselbe Zeit die Zahl 1 116 542 Köpfe erreicht, und das stehende Heer war auf 103 821 Mann gestiegen, also fast um das Vierfache seiner jahrelangen Ziffer vor 1898; sehr zu statten kam dieser, der Zahl nach emporschnellenden Organisation die von Anfang an ziemlich bedeutende Ziffer an Offizieren.

Ein Jahr später, 1903, zählte auch die Flotte 136 Fahrzeuge mit 1281 Geschützen, 182 Lancierrohren und 41 043 Matrosen. Im Bau begriffen sind 24 weitere Schiffe mit 696 Geschützen. Demgemäß hat sich auch das Militärbudget gesteigert; Amerika zahlt nunmehr pro Kopf seiner Bevölkerung von rund 77 000 000 — 1890 — 4.30 Mark für die Marine pro Jahr, Deutschland 3.72, England 16.9, Frankreich 6.48, Italien 2.93, Rußland 1.75, Japan 1.38 und Österreich 0.92 Mark. Dementsprechend ist auch das amerikanische Landheeresbudget gestiegen.

Die Erfahrungen und Lehren des Krieges von 1898 bildeten aber in der Hauptsache doch nur den Vorwand für alle diese bedeutenden Rüstungen; denn zum Kampfe selbst ist ja Amerika von niemand herausgefordert worden; es hat ihn unternommen lediglich aus denselben Gründen, aus welchen es seitdem so mächtig rüstet. Die ganze Weltlage ist eben eine andere geworden. Die unendlich gesteigerten Verkehrsmittel, welche dem raschen und vielfältigen Gedankenaustausch in die Hände arbeiten, nähern die Völker einander — und nicht immer friedlich.

Die Weltgeschichte wird unermeßlich reich und vielseitig, während sie innerlich sich zu vervielfältigen scheint, werden ihr äußerlich immer neue Räume gewonnen; nach beiden Richtungen scheint sie in das Unermeßliche sich zu dehnen.

Wohl wollen die Amerikaner nach der Monroedoktrin „Amerika für die Amerikaner“ handeln, aber die Kehrseite der Medaille nicht mehr beachten. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten aus ihrer Abgeschlossenheit, aus ihrer Gleichgültigkeit heraustreten. Steht die Kriegsflotte Amerikas noch an dritter, seine Handelsflotte hat schon die zweite Stelle erklommen.

„Imperialistische“ Politik treiben die Amerikaner — eine solche kann sich nur auf starke militärische Gewalt stützen. „Eine Kultur,“ sagen die Japaner, „die nicht vom Schwerte getragen werden kann, bleibt unfruchtbar und stirbt ohne Erben, wenn sie auf waffenfähige Männer stößt.“





Gedichte.

Von

Erika Reinsch.

— Frankfurt a. M. —

Erinnerungen.

Reich' mir, Liebste, den Kranz zarter Erinnerung,
Wie ihn wechselnd die Zeit lieblich und bunt dir flocht,
Daß der holde das erste
Fest der Liebe uns heilige.

Sind nicht Rosen darin aus deiner Mädchenzeit?
Ganz mit Tränen betaut kleine Vergißmeinnicht?
Glänzt aus träumender Jugend
Nicht die Lilie im Kranze still?

„Veilchen, Myrte und Mohn, Rosen und Immergrün
All der blühende Glanz heil'ger Erinnerung —,
Unsrer Liebe verloren,
Fremden Festen zerpflückt, verstreut . . .

Nur das nächtliche Kraut, Dornen und Gift und Schmach,
Tränen, Wunden und Weh, all mein zerriss'nes Herz —
Niemand wollte die dunklen
In dem lachenden, goldnen Strauß."

Gib mir, heilige Braut, gib mir den armen Kranz!
Ganz dein trauriges Herz, einzig für mich bewahrt!
„Nimm's und laß es in deiner
Großen Liebe getröstet sein!"

Nachtfalter.

Aus der samtenen Nacht löst sich das scheue Tier,
Unterm tauigen Strauch ward ihm der Flügel naß.
    Taumelnd flattert's zum Fenster,
        Wo die goldenen Scheiben glühn.

Trunken hascht es den Strahl aus einer fremden Welt.
Unerbittlich in Nacht bannte es die Natur,
    Doch in brünstiger Liebe
        Irrt es um das verwehrte Tor.

Rötlich blüht ihm ein Band über den Schwingen braun.
Zwiegespaltenen Sinns nährt sich's von Sehnsuchtsqual,
    Blauet heilig der Morgen,
        Stürzt es schauernd ins feuchte Gras.

Parzifal.

Lautlos ruhet der Wald; aus dem vertrauten Spiel
Löset Blatt sich von Blatt, sinkend in Einsamkeit;
    Stumm, in wortloser Sehnsucht
        Kehrt Natur in sich selber ein.

Träumend schreitet der Held; träumend sein gutes Pferd,
Tiefgebogen das Haupt, wandelt ihm sachte nach.
    Sonder Wissen noch Waffen
        Dringt der Jüngling durch Wald und Welt.

Manchmal läßt er den Blick fremd durch die Bäume gehn,
Sieh, da winket ihm Gott ringsum aus Blüt' und Strauch.
    Doch den Nahen erkennet
        Sein verschleiertes Auge nicht.



Träumend lauscht er dem Wort, dem unergründlichen,
Das ihm selig und schwer, flehend im Herzen raunt.
    Aber fern überm Walde
        Harrt des Toren der heil'ge Gral.



Die „flammenäugige Elise“.

Ein Bild aus Heinrich Heines Eheleben.

Von

Gustav Karpeles.

— Berlin. —

Wie oft man es auch den Philistern sagen mag, sie wollen es ja doch nicht glauben, daß der Heine, der in Paris in einigen engen Stübchen einer Seitenstraße von den Boulevards mit seiner kleinen dicken Frau aus der Normandie zwanzig Jahre lang friedlich zusammenlebte, ein anderer gewesen ist als der der „Neuen Gedichte“ und des „Romanzero“ und ein g a n z anderer als der, den sie in ihrer Phantasie sich vorstellen oder den ihnen die Gegner des Dichters an die Wand malen.

Heine selbst hat schon in jungen Jahren gegen solches Treiben scharf und nachdrücklich protestiert. In einem Briefe an Karl Immermann (vom 10. Juni 1823) schreibt er: „Nur etwas kann mich aufs schmerzlichste verletzen: wenn man den Geist meiner Dichtungen aus der Geschichte (Sie wissen, was dieses Wort bedeutet) aus der Geschichte des Verfassers erklären will. Es kränkte mich tief und bitter, als ich gestern im Brief eines Bekannten ersah, wie er sich mein ganzes poetisches Wesen aus zusammengerafften Histörchen konstruieren wollte und unerquickliche Äußerungen fallen ließ über Lebenseindrücke, politische Stellung, Religion usw. Ähnliches öffentlich ausgesprochen würde mich ganz empört haben, und ich bin herzlich froh, daß nie dergleichen geschehen. . . Und wie wenig ist oft das äußere Gerüst unserer Geschichte mit unserer wirklichen inneren Geschichte zusammenpassend! Bei mir wenigstens paßte es n i e!“ Aber was hat dieser Protest dem armen Heine genützt? Derselbe Philister, der mit wonnigem Gruseln zu Hause die Gedicht-Zyklen an die verschiedenen Seraphinen, Dianen, Hortensen, Klarissen, Yolanthen,

Emmas, Marien und Kittys zu lesen pflegt, entsetzt sich öffentlich über die Unmoral des Dichters, der, wie er glaubt, seine unerlaubten Liebschaften hier dichterisch verewigt. Und dennoch muß es immer und immer wieder wiederholt werden, daß der wirkliche Heine ein ganz anderer war als der, dessen Bild, von der Parteien Haß und Gunst entstellt, in unserer Literaturgeschichte noch immer bedenklich hin- und herschwankt. Auch die nachfolgende, durchaus wahrheitsgetreue und allgemein wohl unbekannte Geschichte soll dafür ein beredtes Zeugnis ablegen. Ich habe sie aus vielfach zerstreuten und zum Teil weniger zugänglichen Quellen zusammengestellt, ohne irgend etwas hinzuzufügen. Sie spricht eben für sich selbst.

Über das Eheleben Heines besitzen wir drei Hauptquellen, und zwar die Erinnerungen von Alfred Meißner, Alexander Weill und Henri Julia. Alle drei Zeugen sind glaubwürdig. Keiner von ihnen hat bewußt die Unwahrheit gesagt; dennoch muß man die Erinnerungen der beiden Erstgenannten mit Vorsicht prüfen. Sie waren eben Dichter, und so gestaltete sich ihnen das Weltbild wie das Einzelbild im Spiegel ihrer Phantasie zu verschiedenen Zeiten auch sehr verschieden. Es gehört förmlich juristischer Scharfsinn dazu, hier das Richtige von dem Phantasiegebilde zu trennen; aber wer sich Jahrzehnte hindurch mit der Lebensgeschichte Heines fast ausschließlich beschäftigt hat, der ist in dieser Kritik bereits geübt und versteht sie mit Vorsicht und Maß anzuwenden.

Aus diesen Quellen können wir uns nun ein treues Bild von Heines Ehe entwerfen. Wir wissen, daß er seine Mathilde abgöttisch geliebt und mit ihr eine im ganzen glückliche Ehe geführt hat. Auch die Geschichte dieser Ehe kennen wir zur Genüge. In einem kleinen Schuhwarenladen in Paris lernte er das damals zwanzigjährige Mädchen kennen. Sie war hübsch, naiv, heiter und schalkhaft.

Auch ihre Freundinnen treten allmählich aus dem Halbdunkel der Sage erkennbar hervor. Intim befreundet war sie mit einer Frau Varieu, der Gattin eines Sprachlehrers, der auch bei der Trauung am 31. August 1841 in der Kirche zu St. Sulpice als Zeuge fungierte, ferner mit einem jungen Mädchen namens Elisa Ponsin. Da ich keine Novelle, sondern eine wahre Geschichte erzähle, so will ich gleich hinzufügen, daß dies die „flammenäugige Elise" ist, von der hier des weiteren die Rede sein soll.

Elise war die Schwester eines sehr schönen Mannes, der ein Exportgeschäft in Schuhwaren besaß. Es scheint aber, daß er sich mit seinem Geschäft wenig abgegeben hat. Er war der sehr geliebte Schwiegersohn einer Madame Rose. Marie Rose und ihre Tochter waren nach der Meinung Alexander Weills die beiden schönsten Frauen des damaligen galanten Paris; aber die Mutter soll trotz ihrer vierzig Jahre noch schöner gewesen sein als die eben an den schönen Ponsin verheiratete

Tochter, der sie um seiner alten und neuen Liebschaften willen vernachlässigte. Alle Dienstag fand ein sogenanntes Künstlersouper mit etwas gemischter Gesellschaft in ihrem Salon statt. Von dem Ton, der dabei herrschte, mag nur der eine Zug sprechen, daß hin und wieder die Lichter ausgelöscht wurden, damit die Gäste sich an dem clair obscure der blauen Flammen vom Punsch und Rum ergötzen konnten. Elise aber war, selbst nach dem Zeugnis Alexander Weills, „une honnête et charmante jeune fille", der man zum Überfluß noch nachsagte, daß sie als Erbschaft ihres Vaters eine Mitgift von 60 000 Frcs. besäße, was damals ein kleines Vermögen war. Allerdings verlor sie dasselbe bei dem finanziellen Ruin ihres Bruders, dessen Gattin Madame Ponsin später als Schauspielerin in Mexiko ein trauriges Ende genommen hat.

Eines Tages, es muß dies wohl im Jahre 1837 gewesen sein, trug der alte Ponsin dem kleinen Weill, wie er selbst behauptet, die Hand seiner Tochter an, aber dieser reiste damals nach Deutschland und blieb dort über fünf Monate. Als er zurückkehrte, war Elise verheiratet. „Warum haben Sie nicht auf mich gewartet?" fragte er sie. — „Weil Ihre Freundin Mathilde mir gut zugeredet hat. Übrigens sagte sie mir, daß Sie eine Maitresse haben und daß Sie gar nicht für die Ehe seien." Als Weill Mathilden dieserhalb Vorwürfe machte, antwortete sie ihm: „Ja, ich habe das Elisen gesagt, und warum nicht? Ich sagte, was ich dachte." Weill wollte nun fragen, warum sie sich in seine Angelegenheiten mische, aber er zog es doch vor zu schweigen.

Das ist alles, was er von dieser Geschichte zu erzählen weiß. Unbedingt wahr ist der Anfang, unwahr ist aber seine Mitteilung, daß Heine bei Monsieur Ponsin Hausfreund gewesen und ihn wie Mathilden dort eingeführt habe. Schon aus dieser einen kleinen Berichtigung ersieht man, was von den Mitteilungen Weills über Heines Eheleben zu halten ist, die von Heinegegnern noch immer gegen ihn ausgenützt werden. Weill war alt und griesgrämig, als er seine Erinnerungen an Heine schrieb, und darum sind diese auch nur cum grano salis aufzunehmen.

* * *

Die Wahrheit ist vielmehr die, daß Mathilde Mirat und Elisa Ponsin von Jugend auf Freundinnen waren. Der Vater Elisens und die Tante Mathildens standen wohl in Geschäftsverbindung. Als Heine 1837 seine Mathilde in die Familienpension einer Madame Darte brachte, gab auch Herr Ponsin seine Tochter dahin, und dort lernte sie Heine kennen. Fortan bleiben die beiden unzertrennliche Freundinnen.

In den Briefen, die Heine an seine Frau von seiner Hamburger Reise aus (1844) schrieb, wird Elisa nur einmal erwähnt und zwar, wo es sich um einen Hut handelt, den Mathilde für seine Nichte kaufen soll,

und bei dem der kleine zierliche Kopf Elisens als Muster dienen muß. Sonst wird nur eine übrigens bisher unbekannte Freundin Aurecia, ferner Mathildens Gesellschafterin, Mademoiselle Pauline, und ein Fräulein Jenny genannt, die in dieser Geschichte noch einmal vorkommt und die bei Elisen etwa dieselbe Rolle gespielt zu haben scheint, wie Pauline bei Mathilden.

Diese Nichterwähnung in den Briefen soll aber keineswegs gegen Elise zeugen. Heine ertrug diese Freundschaft mit der großen Geduld und Nachsicht, die er seiner Frau gegenüber sein Leben lang übte. Ja, als Elise sich verheiratete, nahm er auch den, wie es scheint, recht unangenehmen Gatten derselben mit in den Kauf.

* * *

Es tritt nun der zweite Zeuge in dieser Geschichte auf, nämlich Alfred Meißner, dessen Glaubwürdigkeit in dieser Beziehung für mich nach meiner genauen Kenntnis seines Charakters völlig außer Frage steht. Ich gebe wohl zu, daß er hie und da einzelne Szenen ausgeschmückt und manches mit Poetenaugen angesehen, aber die Wahrheit und Zuverlässigkeit seiner Angaben und Mitteilungen darf nach meiner Meinung **nicht** in Frage gezogen werden. Als Alfred Meißner im Februar 1847 nach Paris kam, fand er im Hause Heines die „flammenäugige“ Elise, wie sie Heine selbst nannte, fast täglich und auch ihren Gatten, einen Herrn Martin Arnaut, traf er dort recht häufig an. Hören wir die Beschreibung Meißners: „Sie war eine echte Pariserin, lebhaft, ziemlich kokett, mit schwarzen Augen und schwarzem Haar.“ Julia nennt sie „hübsch, lebhaft und heiteren Temperaments“. Ihr Mann hatte damals eine kleine Manufakturwarenhandlung in der Chaussée d'Antin, träumte aber bereits von einem größeren Wirkungskreise. Der Ehe waren zwei Kinder entsprossen, ein Knabe und ein Mädchen. Heine war der Pate des Knaben, nicht des Mädchens, wie Meißner behauptet, dem er seinen Taufnamen Henri gegeben hatte. Das Mädchen hieß Alice. Heine liebte das Kind über die Maßen. Seinetwillen und Elisen zuliebe wurde auch ihr Gatte mitgenommen, so wenig er in den Kreis paßte.

Die schlanke, reizende Mademoiselle Jenny, die wir bereits aus der Pension der Madame Darte kennen, war jetzt Kontoristin bei Arnaut. Sie beaufsichtigte die kleine Alice, führte sie im Wagen herein, brachte sie, wenn gewöhnlich die Gesellschaft des Abends länger zusammenblieb, früher nach Hause und war „ihrer schönen Augen und raschen, klugen, grotesken Einfälle wegen“ gleichfalls bei dem damals schon kranken Dichter wohl gelitten.

Darauf ist auch das Gerede zurückzuführen, welches von einer Pflegetochter Heines sprach. Es war dies eben jene kleine Alice, über die

mir Fanny Lewald einmal sagte: „Das Kind, ein kleines Mädchen, kam gar nicht bei unseren Besuchen bei Heine zum Vorschein oder in Betracht, wenn Heine nicht seiner flüchtig als ‚des Kindes' erwähnte oder seine Scherze erzählte." So fand ihn auch einmal sein Bruder Gustav. An des Dichters Schulter geschmiegt, halb stehend, halb sich an sein Bett lehnend, sah ihn die kleine schwarzäugige Alice mit großen leuchtenden Augen an. Er ließ sie sich häufig holen, wenn ihm seine Schmerzen etwas Ruhe gönnten. Dann aß er Kuchen mit der Kleinen und erzählte ihr drollige Geschichten; so zum Beispiel, wie es im Himmel so schön und glänzend hergehe, wie man dort von früh bis spät Kuchen äße und wie der liebe Gott nur Engel zu Küchenjungen habe, die, wenn sie lecker gespeist, sich mit ihren weißen Flügeln den Mund wischten. „Ce qui du reste est bien sâle de leur part!" rief das Kind mit entrüstetem Reinlichkeitsgefühl aus, und auch Frau Mathilde lachte, daß ihr die hellen Tränen über die Wangen liefen. Also, wie gesagt, um der Mutter und des Kindes willen wurde auch der wenig angenehme Vater im Hause geduldet. Alfred Meißner erzählt uns eine Szene aus dem Salon Heine, die in ihrer drastischen Komik von mächtiger Wirkung ist und die den Stempel innerer Wahrhaftigkeit auf der Stirn trägt. Sie spielt im Mai 1850 bei einem Diner in dem Zimmer, das den stolzen Namen Salon führte. Als erster Gast tritt Madame Arnaut in reizender Toilette ein und führt ihre beiden lieblichen Kinder an das Bett des kranken Dichters. Es ist ein Pärchen; Poulon und Poulette werden sie scherzhaft genannt.

Madame Arnaut ist aus einer schlichten Bürgersfrau eine große Weltdame geworden. Ihr Gatte, vor zwei Jahren noch ein kleiner Manufakturwarenhändler, ist durch glückliche Spekulationen in den Stand gesetzt worden, das Hippodrom, den großen Zirkus am Eingang des Bois de Boulogne, zu erwerben, und macht dort die glänzendsten Geschäfte. Er hat den richtigen Instinkt dafür, wie man es anfangen muß, das Publikum anzuziehen, und es steht ihm aller Wahrscheinlichkeit nach bevor, Millionär zu werden. Heine freute sich des Aufblühens dieser jungen Häuslichkeit, die er förmlich als zu seiner Familie gehörend betrachtete. Aber der Mann machte ihn doch recht oft ungeduldig, und man wird dies begreifen, wenn man die folgende Schilderung Meißners von dem Barnum des Hippodroms mit anhört, der eben eingetreten ist. „Er ist eine jener Gestalten, denen man hauptsächlich in den Foyers der großen Oper oder auf den Rennplätzen begegnet, ein schöner Dandy von ungefähr 35 Jahren, mit bleichem südlichem Gesichtsausdruck und pechschwarzem Haar und Bart. Seine Toilette ist überaus sorgfältig, seine Manieren brüsk und von einer unangenehmen Familiarität." „Wie geht's Ihnen, Heine?" fragte er. „Wohl recht schlecht? Bei Gott, Sie sehen nicht viel besser aus als ein Toter. Mein Lebtag habe ich noch keinen Menschen gesehen, dem

das Sterben so schwer gefallen wäre, wie Ihnen. Mir geht's gut, das Hippodrom macht unglaubliche Geschäfte."

Um des Dichters Mund spielte ein ingrimmiges Lächeln. Diesen Menschen mußte er ertragen, weil er der Mann seiner Frau, und weil diese die Freundin seiner Gattin war. Der Zirkusdirektor bemerkt oder achtet den Eindruck nicht, den er erregt, und fährt fort von seinem Geschäft zu renommieren. Er speist die Pariser geradezu mit Wundern — doch es ist am besten, wenn wir Alfred Meißner selbst das Wort geben:

„Sie haben doch gehört," fährt er fort, und sein Teufelsstöckchen klopft immer beängstigender an der Bettdecke des Kranken herum, „daß Poitevin, dieser verwegenste, größte, außerordentlichste aller Aeronauten, der alle früheren Luftschiffer, alle Greens und Gales mit einbegriffen, aus dem Felde, ich will sagen aus der Luft geschlagen hat, zu Pferde mit seinem Luftballon in die Höhe steigt? Nun! Nächste Woche soll er auf einem Esel sitzend in die Luft fahren! Ich nenne dies Ascente à la Sancho Pansa! — Sancho Pansa — müssen Sie wissen — ist eine Figur aus einem spanischen Romane. Eine köstliche Idee, nicht wahr? Und die Verfolgung der Kabylen durch französische Spahis? Auch diese Farce ist von meiner höchsteigenen Erfindung und ohne Renommage — ganz köstlich! Die Spahis sind Knaben, die auf kleinen Korsikanerpferden sitzen, die Kabylen, auf eben solchen Pferden, sind Affen. Jeder Affe ist wie ein Kabyle angezogen, hat einen weißen Burnus an und eine Flinte zur Seite. — Sie sollten sehen, lieber Heine, wie die weiße Kapuze zu den braunen Affengesichtern steht! Die Spahis verfolgen die Kabylen; sie erreichen sie und hauen mit ihren Säbeln ein, die Affen schreien, die kleinen Korsikanerpferde greifen aus, — es ist die komischste Jagd, die Sie sehen können. . . . Nun, das ist etwas für die Kinder und Grisetten. Für die Männer gibt es wieder andere Schauspiele! Da ist der Char du Printemps — ein Wagen von zwölf Schimmeln gezogen, darauf wohl an zwanzig Mädchen, alle schwebend in den verschiedensten und verwegensten Stellungen, in fleischfarbenen Trikots, nur auf das oberflächlichste in Gaze drapiert, — luftschwebende Bajaderen, die Beine nach oben gestreckt und nach allen Seiten hin, wirkliche Houris! Es ist kaum zu glauben! Houris nämlich, lieber Heine, nennt man bei den Mohammedanern die Mädchen des Paradieses! Ha, was für Nymphen habe ich fürs Hyppodrom geworben! Die schönsten Mädchen, die in Paris und in ganz Europa zu finden sind! Wie schade, Heine, daß Sie krank sind! C'est là, mon vieux, que vous auriez fait vos farces!"

Monsieur Arnaut glaubte natürlich durch diese Erzählung den Dichter sehr gut zu unterhalten, aber Heine hatte eine wahre Engelsgeduld

diesem Manne gegenüber, der unbekümmert um den Eindruck ruhig weiter schwadronierte und renommierte.

„All dies Zeug," sagte er, „gibt viel zu tun, und ich werde mich mit der Sache nicht länger abgeben, als nötig ist. Jeden Tag fünftausend, vielleicht auch fünfzehntausend Franken einzunehmen, ist freilich eine schöne Sache, aber man muß nichts, auch das beste nicht zu lange treiben. Sobald ich eine Million Franken am Hippodrom verdient haben werde, verkaufe ich ihn, verdiene noch fünfzigtausend beim Verkauf und ziehe mich dann ganz zurück, lieber Freund, man zerbricht sich den Kopf genug bei meinem Geschäfte, und man ist oft recht müde! Man muß die unglaublichsten, die pyramidalsten Sachen erfinden, und nur ein Mensch von Geschmack und Phantasie ist einer solchen Stellung gewachsen. Wäre ich nicht seit Jahren ein Kenner von Opern, von Ballett und allem, was dazu gehört, gewesen, ich hätte all mein Vermögen beim Hippodrom einbüßen müssen. Ja, man muß sich dabei den Kopf zerbrechen, mehr als ein Dichter. Und dabei die Gefahr, lieber Heine, die Gefahr! Wenn Sie etwas schreiben und es Ihnen dann nicht gefällt, so ist nur ein Stück Papier verdorben und Sie können es wegwerfen. Das ist nicht so bei mir. Eine mißlungene Erfindung kann mich halb ruinieren."

„Sehen Sie," fährt er fort, indem er sich endlich niedersetzt, „eben jetzt trage ich in meinem Kopfe — hier — —" Herr Arnaut zeigt mit dem Zeigefinger einer weißen eleganten Hand auf den ‚edlen Thron des Verstandes' — „eine Idee, bei der ich vierzigtausend Franken entweder verliere oder gewinne! Ich nenne das Zeug (er artikuliert sehr deutlich): Ein Fest in Peking! — Peking, müssen Sie wissen, ist die Hauptstadt des chinesischen Reiches. Auf einer prächtigen Estrade, im Vordergrund eines Tempels, der mit den Standbildern von Götzen geziert ist, — die Chinesen, müssen Sie wissen, glauben noch an Götzen — sitzen die Mandarine im Kreise herum. Die Mandarine sind sozusagen die Pairs, die Senatoren, die Aristokraten des Landes — — —"

Nun aber ist die Geduld des Dichters zu Ende. Er richtet sich ungewöhnlich rasch auf, blickt Meißner an und sagt zu ihm in deutscher Sprache mit einer Stimme, in der sich Wehmut und Ingrimm mischten: „Hören Sie, dieses Tier, das mir erklärt, wo Peking liegt und was die Mandarine sind — es verdient täglich zehntausend Franken! Fragen Sie doch einmal nach, was mir Julius Campe für eine Auflage meines Buchs der Lieder zahlt!"

Und mit einem komischen „Du lieber Himmel!" sinkt er wieder aufs Kissen. „Das weitere nach dem Essen, lieber Arnaut," sagt er. „Der Braten wird nicht zu essen sein, wenn Sie mir noch vor Tisch Ihr ganzes Fest von Peking erklären wollen."

* * *

Das leckere Mahl ist vorüber. Monsieur Arnaut, seine Gattin und deren Kinder haben den Heimweg angetreten, und der Dichter ist wieder allein. Aber man braucht wirklich kein großer Menschenkenner zu sein, um zu erraten, daß dieses Verhältnis, das sich durch die veränderte Situation der Familie Arnaut und hauptsächlich durch die Schuld des Mannes sehr wesentlich verschoben hatte, nun nicht mehr lange andauern konnte. Und in der Tat, schon nach zwei Jahren tritt die große Katastrophe ein, die man am besten Heine selbst in einem Briefe an Madame Elise Arnaut erzählen läßt.

Dieser Brief hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Er ist erst zweiunddreißig Jahre später von Henri Julia im Nachlaß des Dichters gefunden und veröffentlicht worden. Aber leider ist er mir damals entgangen, so daß er auch in meiner Ausgabe der Briefe des Dichters, die bisher die vollständigste ist, sich nicht findet. Ich lasse nun diesen Brief wörtlich folgen:

Paris, 16/11. 1852.

Madame!

Als Frau Heine neulich nach Hause kam, teilte sie mir voller Entrüstung mit, welch niederträchtigen Streich Sie und Ihre würdige Freundin ihr gespielt haben, indem Sie, in dem Augenblick, wo Frau Heine Ihr Haus verließ, ihr vom Fenster aus höchst unanständige Zeichen machten und unpassende Redensarten zuriefen, vollständig geeignet, Frau Heine in den Augen der Vorübergehenden bloßzustellen und in den beiden Herren, die bei Ihnen diniert hatten, die Meinung zu erwecken, Frau Heine sei nicht allein an eine derartige Behandlung gewöhnt, sondern man dürfe auch ganz ungestraft jede Rücksicht gegen sie aus den Augen setzen. Da jene Herren meine Gattin nicht kannten und sie zum erstenmal bei Ihnen sahen, waren sie vollständig berechtigt, aus Ihrer Handlungsweise höchst nachteilige Schlüsse über Frau Heines Charakter zu ziehen. Und dieser Zweck, fürchte ich, lag Ihrem Vorhaben zugrunde. Sie mögen noch so oft wiederholen, das Ganze sei nur ein Scherz und bloßer Übermut gewesen, ich werde stets in Ihrem Gebaren eine Falle sehen, ein Komplott, eine Schändlichkeit, von zwei Frauen geplant, die, obwohl sie einander verabscheuen, doch genötigt sind zusammenzuhalten und die, von Bosheit getrieben, sich an meiner armen Frau rächen wollen.

Ich werde Herrn Martin nichts von der Sache mitteilen. Er ist ein Mann, der das Vergnügen sucht, wo er es findet. Dies steht ihm allerdings frei; aber ich beklage ihn, denn eines Tages wird er seine kleinen Sünden schwer büßen müssen. Wer Böses säet, kann nichts als Unheil ernten, und ich fürchte, Ihr Gatte wird bei seinem Bestreben, Geld zu erwerben, sein Familienglück einbüßen. Mein Herz zieht sich schmerzlich zusammen, wenn ich Ihrer Kinder gedenke, die ich von ganzer

Seele lieb habe. Es scheint leider, als wolle der schlechte Same im Herzen der kleinen Alice schon Wurzel fassen. Mit ihrem frühreifen, kindlichen Verstande hört sie auf jedes Wort und beobachtet alles, was um sie her vorgeht. Ich kann Ihnen versichern, daß ich weder vom Hörensagen, noch durch meine Frau, noch weniger aber durch das Geschwätz eines Kindermädchens über den unsittlichen Charakter Ihrer Häuslichkeit aufgeklärt worden bin, sondern lediglich durch die Erzählungen meiner kleinen Freundin Alice, die mich allerdings oft mit Schrecken erfüllt haben.

Schon längst hätte ich Frau Heine jeden Verkehr mit Ihnen untersagt, wenn es mir nicht schwer gewesen wäre, dieselbe einer Freundschaft zu berauben, die aus der Jugendzeit stammt und später nach ihrer Verheiratung noch zugenommen hatte, damals, als Sie noch eine gute, kleine, einfache und sparsame Hausfrau waren, während Ihr Gatte in ehrenwerter Weise seinem Geschäfte vorstand, das ihm ein genügendes Auskommen und die allgemeine Achtung eintrug. Von Herzen bedaure ich, daß ihm diese bescheidene Lage nicht genügte, und ich fürchte, seine jetzigen Erfolge werden ihm teurer zu stehen kommen als sein früheres Mißgeschick. Seine Gattin ist freilich eine große Dame des Hippodroms geworden, hat aber zu gleicher Zeit nicht bloß an den glänzenden Einnahmen, die dieses Institut abwirft, sondern auch an der bevorzugten Stellung der Seiltänzerinnen, Bereiter und vierfüßigen Künstler Gefallen gefunden, welch letztere noch die achtenswertesten der ganzen Bande sind. Aus dem Zirkus stammen die Gebärden und Redensarten, mit denen Sie, vom Fenster aus, Frau Heine beehrten. So etwas darf sich nicht wiederholen, und Frau Heine hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß sie den Umgang mit Ihnen als abgebrochen betrachtet; zu gleicher Zeit übersendet sie Ihnen einige Gegenstände, die Sie und Alice bei uns vergessen haben. Was mich betrifft, so nehme ich mit einem Gefühl tiefer Betrübnis von Ihnen Abschied. Man gibt nicht leichten Herzens Beziehungen auf, die fünfzehn Jahre bestanden haben, und Sie wissen überdies, wie sehr ich an Ihren Kindern hänge. Möge Gott dieselben in seinen gnädigen Schutz nehmen! Und auch Sie empfehle ich seiner Barmherzigkeit.

Ich habe die Ehre, Madame, Ihnen Lebewohl zu sagen.

Heinrich Heine.

Man wird diesen Brief nicht ohne tiefe Wehmut lesen. Es ist unzweifelhaft eines der ergreifendsten Schriftstücke, die wir aus Heines Feder besitzen. Welch eine vornehme und reine Gesinnung spricht aus diesen Zeilen! Welch eine tiefe sittliche Entrüstung gibt sich in ihnen ohne großen Aufwand von Worten und Tugendphrasen kund! Wer nun noch den Mut hat, nach der Lektüre dieses Briefes, Heine frivol zu nennen,

der ist um seines moralischen Protzentums oder um seiner blinden Voreingenommenheit und seines hartnäckigen Parteihasses willen wahrlich nicht zu beneiden.

* * *

Und nun kommt der Komödie letzter Akt. Wieder war Alfred Meißner nach Paris gekommen. Es war im Frühjahr 1854. Heine lag auf der Matratzengruft; es war still und einsam um ihn geworden. Der kleine Kreis von Freunden, die ihn früher umgeben, war noch mehr zusammengeschmolzen; die flammenäugige Elise kam nicht mehr — das Freundschaftsverhältnis war abgebrochen. Meißner erzählt nicht, warum. Wir wissen es jetzt besser; aber die Erklärung, die er für die Trennung dieses Freundschaftsverhältnisses gibt, ist darum doch eine richtige. Sie mag dieses kurze, aber charakteristische Bild aus dem Eheleben Heines wirksam abschließen:

„In dem großen Hause, das Herr Arnaut, der inzwischen Millionär geworden, führte, trafen sich, so hieß es, manche zweideutige Existenzen. Der Unternehmer eines Zirkus kann es nicht vermeiden, daß in seinen Salons dann und wann im Gewühl von Schriftstellern und dramatischen Künstlern auch ein Genie des gespannten Seils, eine Tochter der Luft, oder eine Heroine der höheren Reitkunst erscheine, und Heine verbat sich den Umgang. Ich fragte nach der kleinen Alice — das reizende Kind war gestorben. Ich fragte nach Mademoiselle Jenny — Boussillon hieß sie in unserem Kreise — sie war eine **grande dame du quartier Breda**, eine berühmte Kameliendame geworden — eine Kameliendame mit Pferd und Wagen, einer Loge in der komischen Oper und zwei Lakaien.

Heine langte nach den Papieren, die auf seinem Nachttischchen lagen, und gab mir die dem ersten Bande der vermischten Schriften beigegebenen Gedichte zur Lektüre. Ich las:

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
Sie haben an mir das Schlimmste verübt,
Mein Herze bricht, doch droben die Sonne,
Lachend begrüßt sie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der lustige Vogelgesang erschallt,
Und Blumen und Mädchen, sie lächeln jungfräulich —
O schöne Welt, du bist abscheulich!“



Politischer Monatsbericht.

Inneres.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —

Nach wohltuender politischer Pause der Weihnachts- und Neujahrsferien setzt um die Mitte Januar der parlamentarische Vollbetrieb überall wieder ein, nach dem Zuckerbäckerfrieden kann der Streit der Parteien und Interessengruppen mit erhöhten Kräften neu beginnen. Im preußischen Abgeordnetenhause Etatsdebatten, die mit einem gehaltvollen Exposé Rheinbabens über die metallische Basis der preußischen Politik eingeleitet wurden und in das schwierigste Problem der nordischen Staatskunst einmündeten, in die verzwickte Arbeit um das Volksschulunterhaltungsgesetz. Im Reichstage das Steuerprogramm der verbündeten Regierungen, das unter scharfes Feuer gesetzt wird, und in der Tagespolitik die Versuche der Sozialdemokratie, mit Massenkundgebungen der öffentlichen Meinung einen starken Ruck nach links zu geben und neue politische Verkehrsformen ins Leben zu rufen. Das alles gibt dem ersten Jahresmonat eine zwar interessante, aber auch unruhvolle Signatur.

Dennoch darf man festhalten, daß im Reiche die großpolitische und nationale Note vorherrscht. Wenn aus den Besprechungen mit ihren Wählern die Reichsboten nicht den festen und klaren Willen herausgehört haben, daß das Volk die maritime Verstärkung des Reiches unbedingt will, und daß es zu bedeutenden Opfern hierfür bereit ist, so fehlt ihnen das Gehör oder sie haben ihr Ohr mit irgend welcher Partei-Baumwolle verstopft. Bier, Tabak, Zigarettenraucher, Automobilfahrer

und vor allem die lachenden Erben sind, das kann man weit und breit hören, die nächsten dazu, um in die leeren Reichskassen Geld zu bringen; mögen nun auch Bier- und Tabaksteuer nach der technischen Seite umgeändert, weniger drückend und quälend für die norddeutsche Industrie gestaltet und ihr Ertrag so herabgesetzt werden, daß kein Konsumrückgang und keine Arbeiterentlassungen zu befürchten sind, auf die neue, viel ertragreichere Erbschaftssteuer setzt der deutsche Mann ein so großes Quantum von Hoffnung, daß die Abstriche bei andern Steuern damit ausgeglichen werden sollen, und wenn das nicht reicht, so streckt er dem Bundesrate andere Projekte entgegen, aus denen sich Geld machen läßt: Wehrsteuer, Vermögenssteuer und ähnliches, was mit einem Tropfen sozialpolitischen Öles gesalbt und dem preußischen Herrenhause unsympathisch ist. Aber fort mit den Verkehrssteuern, das ist der Grundzug der öffentlichen Kritik. Die Budgetkommission des Reichstags hat Wochen schwerster Arbeit mit der Umgestaltung der alten Steuerprojekte und mit der Prüfung neuer Vorschläge vor sich. Gut, Kritik und Besserung ist im hohen Maße angebracht; aber sie sollte sich doch nicht allzu tief in die Fäden der Zentrumstaktik einfangen und einspinnen lassen, die darauf hinausgeht, mit zersetzender Kritik die Versuche, Geld zu schaffen, zu zerstören, ohne irgend welchen ausreichenden und realisierbaren Ersatz zu bieten. Von der Ohnmacht des Reiches, von seiner finanziellen Unselbständigkeit lebt bis zu einem Grade die ultramontane Partei, und ähnlich die Sozialdemokratie, aber von beiden kann und will auf die Dauer das Reich nicht leben, und darum geht durch die Nation, soweit sie nicht von jenen Parteien repräsentiert wird, der Wunsch, wenn wiederum die Reichsfinanzreform scheitern und unsere Flotte nicht mit merkbarer Beschleunigung aus ihrem gegenwärtigen Zustande der absoluten Unzulänglichkeit herausgebracht werden sollte, dann in Gottes und des Vaterlandes Namen den Appell an die Nation zu wagen und den Reichstag aufzulösen. Das hat das deutsche Volk den Abgeordneten gesagt, die es in den parlamentarischen Ferientagen befragt und gehört haben.

Mit offenbarer Absicht lenkt die Sozialdemokratie ihre Anhängerschaft von den großen Fragen der Nation ab, jagt sie auf das flache Feld spekulativer Betrachtungen über Generalstreik und Generalunsinn, und treibt sie in die radikalsten Winkel ihres Aktionsprogramms hinein. Mit Massenstreik und Straßendemonstrationen sollen die Klassengegensätze verschärft und der Arbeiter von nationaler Mitarbeit ferngehalten und über den Mangel an positiver Schöpferkraft in der Sozialdemokratie weggetäuscht werden. Bebel rechnet zugleich auf die Partei der Scharfmacher im bürgerlichen Lager und in der Regierung; diese soll, verbittert auch durch die Versuche der Sozialdemokraten, in der auswärtigen Politik die internationale Diplomatie durch die veilchenblaue Soziale abzulösen und die Entscheidung der Frage von Krieg und Frieden einigen Berliner,

Pariser oder Londoner Volksversammlungen zu überlassen, mit Polizeimaßregeln dazwischen fahren. Dann ist die „eine reaktionäre Masse" da, welche die Herren brauchen, um den geschichtlichen Materialismus und die Lehren vom Klassenkampf dem Volke plausibel machen zu können.

Auf dem Jenaer Parteitage der Sozialdemokratie meinte Bebel in seinem Referate über den politischen Massenstreik: „Es ist nur von Vorteil, wenn die Gegensätze auf die Spitze getrieben werden, weil dadurch eine klare Situation geschaffen wird, bei der es kein Ausweichen, kein Vertuschen, keine Kompromisselei mehr gibt. (Lebhafte Zustimmung.)" Aber in seiner Partei sind doch auch in dieser Frage so bedeutende Gegensätze vorhanden und ist man wiederholt einem klaren Entschlusse so oft ausgewichen, daß die Bebelsche Rhetorik ein wenig an Theaterdonner erinnert. Der Kölner Gewerkschaftskongreß hatte nur dann einen Massenstreik für diskutabel erklärt, wenn das Reichstagswahlrecht angegriffen werden sollte; der politische Streik sollte also als Abwehraktion dienen, jetzt will man, nachdem die Anarchosozialisten gedroht hatten, sich des Stoffes zu bemächtigen, ihn auch zum Angriff benützen und den Massenstreik in Szene setzen zur Eroberung des allgemeinen gleichen direkten geheimen Wahlrechts für den preußischen Landtag. Solche Schwankungen in wenigen Wochen, — wir werden noch andere bei dieser Aktion erleben. Von der höchsten Spitze der Entwickelung, von dem auf den internationalen Kongressen in Brüssel und Zürich beantragten Weltstreik, bis zum Talkessel des vollen Verzichtes auf die radikalen Gewaltmittel der Politik wird vermutlich der Abstieg rasch genommen werden. Und wenn auch in Jena Rosa Luxemburg die Einwürfe von Heine, Robert Schmidt, Frohme 2c. damit niederzwingen wollte, daß sie die Genossen daran erinnerte, wir lebten im Jahre der glorreichen russischen Revolution, so ist einmal nach den bisherigen russischen Erfahrungen dieser Hinweis kaum eine Ermunterung, und es ist im übrigen wohl e i n mißglückter Versuch genügend, um den vollmundigen Erörterungen rasch ein Ziel zu setzen.

Der politische Massenstreik soll nicht einzelne Gewerbe umfassen, um in diesen Berufszweigen den Arbeitern wirtschaftliche Vorteile zu verschaffen, sondern sich auf alle wichtigen Arbeitergruppen erstrecken, die das gesamte Wirtschafts- und Verkehrsleben beherrschen; er soll also namentlich die Produktion von Kohle und Eisen, die Nahrungsmittelbranchen, die Beleuchtungsindustrie und das Verkehrswesen, Post, Telegraphie, Eisenbahn 2c. ausschalten und auf die Art den panischen Schrecken in die Welt des politischen Einflusses jagen. Bisher ist die Sache immer noch umgekehrt gekommen, wo man Versuche damit gemacht hat, und bei uns würde es nicht anders gehen. Abgesehen, daß die landwirtschaftlichen Arbeiter, die Angestellten in den Staatsbetrieben, die Christlich-Sozialen und viele andere industriellen Arbeiter das Experiment der Anarcho-

sozialisten und Radikalen ablehnen, also nicht einmal die drei Millionen Industriearbeiter in Deutschland geschlossen in den Kampf ziehen würden, es würde der Ausflug in die Revolutionsromantik auch mit einem solchen finanziellen Zusammenbruch der Arbeiterorganisationen endigen, daß sich die Waffen des Unmuts und der Empörung der Genossen gegeneinander wenden und die Arbeiterbewegung vermutlich auf Jahre entkräftet werden müßte. Es braucht dabei gar nicht einmal der etwaige blutige Zusammenstoß mit Militär und Staatsgewalt in Rechnung gestellt zu werden, obwohl ja solche Eventualität bei der gewaltsamen Aufreizung der Massen in der Luft liegt, nein, es genügt schon, die nüchterne Geldfrage in Betracht zu ziehen, um das Romantische, das Utopische der ganzen dialektischen und agitatorischen Spielerei mit dem Generalstreik in das rechte Licht zu rücken. Aus eigenen Mitteln können die Arbeiter der einzelnen Fabriken den Streik nicht aushalten, es kämen demnach nur die Organisierten und ihre Gewerkschaftskassen außer den bald versiegenden Spenden von Amateurpolitikern und Salonsozialisten in Frage, welche die Kriegsfonds aufzubringen hätten. Die Gewerkschaften hatten nun 1904 rund 16 Millionen Mark in ihren Kassen; beteiligte sich auch nur eine Million Arbeiter an dem sogenannten Generalstreik, der ja schon keiner mehr wäre, und erhielte jeder Streikende eine Wochenunterstützung von 10 Mark, so könnte man noch nicht zwei Wochen den Alleinherrscher der Produktion und des Verkehrs spielen und wäre in rund zehn Tagen mit den Ersparnissen und Zuwendungen privater und gewerkschaftlicher Natur zu Ende. Dann aber setzten womöglich die Aussperrungen der nicht minder organisierten und erbitterten Unternehmer ein. Was schließlich aber die politischen Absichten einer Partei bei einer solchen waghalsigen und ungeschickten Politik am Ende profitieren können, ist beim besten Willen nicht einzusehen. Geld verloren, die Organisationen der Arbeiter gesprengt und die Koalitionen der Unternehmer mit aller Gewalt gefördert, in der Tat ein eigentümliches Rechenexempel der Arbeiterpolitik.

Aber „etwas muß geschehen", um gegen das preußische Wahlrecht zu demonstrieren, wenigstens einige Straßenumzüge und Massenversammlungen der organisierten Arbeiterschaft in allen Industriezentren an einem Tage. Ob das den Felsblock des rückständigen Wahlrechts in Preußen nur um eine Linie weiter schieben, oder ob solches Vorgehen nicht noch einige Pflöcke mehr gegen den Block in die Erde rennen und seine Weiterbeförderung noch schwieriger machen würde, darüber ist bei der Zusammensetzung der Regierung und des Landtags kaum ein Zweifel erlaubt. Konservative und Klerikale verfügen über mehr als dreihundert Sitze, über mehr als 72 Prozent dieser hohen Körperschaft; die Wahlkreise sind seit 1819 trotz der umwälzenden Bevölkerungsverschiebung nicht verändert; so gibt es Wahlkreise, die wie Greifenberg, Seegeberg &c.

noch nicht 40 000 Seelen umfassen, und andere wie Dortmund, Essen, Charlottenburg mit weit über 200 000 Seelen. Die Begünstigung der ländlichen Orte ist so stark, daß zum Beispiel im Wahlkreise Teltow-Beeskow-Charlottenburg die Städte Charlottenburg, Rixdorf, Schoeneberg, Steglitz rc. völlig beim Wahlakte ausgeschaltet sind, daß ihre Wahlmänner zu Hause bleiben können. In diesem Kreise, dessen Bevölkerung ins Riesenhafte gewachsen ist, erinnerte der einen Tag und eine Nacht dauernde Wahlakt an die Belagerung einer mittelalterlichen Stadt. Infolge der schnurrigen Drittelung kam es in Berlin dazu, daß damals Fürst Bülow und sein Kutscher in derselben Wählerklasse wählten. Die Öffentlichkeit des Wahlaktes führt vielfach zum Terrorismus der Sozialdemokratie oder zur politischen Heuchelei. Alles das hat in bürgerlichen Kreisen Verstimmung, Gleichgültigkeit und Mutlosigkeit herbeigeführt, welche die unfreundliche Charakteristik, die seinerzeit Bismarck dem Abgeordnetenhaus angedeihen ließ, von jedem höheren politischen Standpunkte aus als gerechtfertigt erscheinen läßt. Indessen: „Sei im Besitze und du bist im Recht"; Regierung und Mehrheitsparteien wollen einige bedeutungslose Pflästerchen bewilligen, wie Aufteilung der Riesenkreise und Neuordnung der Drittelung. Damit ist aber kein Gemüt zu befriedigen und wird die Verstimmung verstärkt.

Das besondere Interesse der Sozialdemokratie an einer durchgreifenden Reform ist unbestreitbar. Sie rechnet nicht ohne agitatorische Wirksamkeit vor, daß 1903 im Durchschnitt ein Wähler der ersten Klasse so viel Einfluß auf das Wahlergebnis hatte, wie 25 der dritten Klasse, und daß 350 000 sozialdemokratische Urwähler — die größte Wählermasse in den Parteigruppierungen — die trotz der öffentlichen Wahl sozialdemokratisch gestimmt haben, vollständig unberücksichtigt und unvertreten sind. Das muß in der Tat der sozialistischen Fiktion von den zwei Klassen, der der Besitzenden und der der Proletarier, der Machthabenden und der Einflußlosen, Vorschub leisten, und die Liberalen haben gut getan und im gewissen Sinne konservative Interessen vertreten, was das Staatswohl angeht, wenn sie der Regierung schon seit Jahren geraten haben, diesem politischen System den Abschied zu erteilen. Jetzt erscheint jener Regierung eine Reform, die eine ist, als ein Zeichen der Schwäche; mit Straßendemonstrationen will man sich nichts abtrotzen lassen. Also alles in allem Politik der verpaßten Gelegenheit, und man kann im Interesse des öffentlichen Friedens nur wünschen, daß die Straßendemonstranten Ruhe und die Polizeiorgane Takt bewahren, Takt und Festigkeit, damit die Wogen der sozialistischen Agitation nicht über die Ufer treten.

Inzwischen quält sich das Parlament, um dessen Neugestaltung man sich eben so eifrig und geräuschvoll, wie vermutlich erfolglos bemüht, mit dem Volksschulunterhaltungsgesetz ab. Es ruht bei dieser

Frage auf der nationalliberalen Partei ein überaus schweres Gewicht der Verantwortung; die Nationalliberalen waren 1892 gegen den Zedlitzschen Entwurf Waffenbrüder der Freikonservativen und standen mit jenen in gemeinsamer kraftvoller Fehde gegen Konservative und Zentrum, eine stattliche, siegessichere Koalition. Heute haben sie sich unter Führung eines Vetters des alten Zedlitz auf ein Kompromiß mit Freikonservativen und Konservativen eingelassen. Die Koalition ist also numerisch verstärkt, aber innerlich geschwächt, da keiner dem anderen über den Weg zu trauen scheint. Die Nationalliberalen müssen natürlich diesen Bündnisvertrag nach Maßgabe des Kompromisses halten, sie müssen aber auch zugleich den liberalen Traditionen getreu bleiben und u. a. für eine nach Möglichkeit simultane Volksschule, für städtische und gemeindliche Autonomie, für die Freiheit des Lehrerstandes vom bureaukratischen und kirchlichen Einfluß kämpfen. Das an der Seite der Konservativen zu vollführen, die zum Teil ganz andern, entgegengesetzten Traditionen folgen, ist ein schweres politisches Stück Arbeit. Es muß nun voll anerkannt werden, daß auch heute wie 1892 von den Nationalliberalen energisch gekämpft wird, zwar mit anderen Mitteln und unter erheblich ungünstigeren Kampfbedingungen, aber doch, wie es scheint, zäh und mit der erforderlichen Entschlossenheit, die zahlreichen Umbiegungen des Kompromißvertrages, deren sich die Regierungsvorlage in allerhand Nebenbestimmungen schuldig macht, nicht durchgehen zu lassen. Daß mit Zentrum und Konservativen die Regierung jedes Schulgesetz durchdrücken kann, ist richtig, aber sie kann zu „jedem" solchen Gesetze nicht die Zustimmung des liberalen Bürgertums erhalten, und Preußen geht doch einen schlimmen Weg, wenn es hiervon sich isolieren zu können glaubt und dann einem teils bureaukratischen, teils klerikal-ostelbischen Regime in die Hände fallen würde. Ein solches Regime würde unfreundlich mit der wirtschaftlichen Prosperität der Städte und Industrie, mit Weltpolitik und Großhandel umspringen, und es könnte schon so kommen, daß wir unter ihm bald nichts mehr zu exportieren hätten wie Analphabeten, Jesuiten und Mißvergnügte in hellen Haufen.

Es ist namentlich der vierte Abschnitt des Schulunterhaltungsgesetzes, der es in sich hat; er soll nämlich die konfessionellen Verhältnisse regeln, was unter heutigen Verhältnissen nahezu etwas unmögliches ist. Insofern ist ja das Kompromiß in dem Entwurfe berücksichtigt worden, daß die grundsätzliche Bestimmung, wonach neue Volksschulen nur auf konfessioneller Grundlage eingerichtet werden sollen, auf das „historische" ehemalige Herzogtum Nassau und auf die national-gefährdeten Provinzen Westpreußen und Posen — für diese beiden Provinzen soll das ganze Gesetz nicht gelten — keine Anwendung findet. Ferner können an Orten, wo nur simultane Volksschulen bestanden, auch in Zukunft Simultanschulen weiter wirken; bestehen an

Orten Simultanschulen, wo daneben konfessionelle existieren, so soll das bisherige Verhältnis der Beschulung nicht wesentlich geändert werden. Ebenfalls ein Versuch, das Kompromiß aufrecht zu erhalten. Auch die „besonderen Gründe" des Kompromisses finden sich in dem Entwurfe wieder, indem da gesagt wird, daß die Schulaufsichtsbehörde solche Gründe zur Errichtung von Simultanschulen gelten lassen soll, nach Entscheidung des Kreis- bezw. Bezirksausschusses und in letzter Linie nach Entscheidung des Provinzialrates. Wie sich bei der herrschenden Richtung in der Schulpolitik die Simultanschule mit diesen allerdings dem Kompromiß entsprechenden, aber doch recht papiernen Zugeständnissen zu irgend welchen Fortschritten durchschlagen will und kann, ist in die dunkle Zukunft gestellt; Kampf wird es jedenfalls kosten, aber das ist es ja auch wohl, was dem Liberalismus schon länger fehlt, ein an das Leben gehender, tiefaufwühlender Kampf.

Namentlich sind es auch die Bestimmungen des fünften Abschnittes über die Verwaltung der Volksschule, die zu solchem Kampfe anspornen müssen. Das Obligatorium der konfessionellen Schulkommission, wo früher Hausvätersozietäten konfessioneller Art bestanden und diese Sozietäten die Errichtung der Kommissionen in ihrem Sinn beantragen, ist eines von den vielen Zugeständnissen an den Klerikalismus. Desgleichen die Vorschrift, daß in Zukunft in den städtischen Schuldeputationen ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher sitzen müssen; in den ländlichen Schulvorständen sitzt natürlich mit angeborenem Recht der Geistliche. Die Art, wie demnächst Lehrer und Rektoren angestellt und die Gemeindevertretungen um das bescheidene Recht der Mitwirkung gebracht werden sollen, ist bereits von nationalliberaler Seite als völlig unannehmbar bezeichnet worden, und so dürfte der ganze Entwurf noch viele Umgestaltungen erleiden, ehe er brauchbar und für moderne Menschen annehmbar sein wird.





Politischer Monatsbericht.

Auswärtiges.

Von

W. v. Massow.

— Berlin. —

In dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, stehen wir noch in den Vorbereitungen zu der Marokko-konferenz, die am 16. Januar in dem spanischen Küstenstädtchen Algeciras zusammentreten soll. Als im Jahre 1880 auf einer ähnlichen Konferenz in Madrid die erste internationale Vereinbarung über Marokko getroffen wurde, schenkte man diesem Ereignis keine übermäßige Aufmerksamkeit. Es war eine Frage von untergeordneter Bedeutung. Wie kommt es, daß das jetzt so anders geworden ist? Man kann wohl sagen, daß allgemein das Interesse der Staaten an der Festhaltung und Erweiterung ihrer Handelsbeziehungen zugenommen hat. In Ländern, um die man sich früher wenig kümmerte, verlangt jetzt jeder seinen „Platz an der Sonne“. So ist es jetzt auch den Völkern und Staaten zum Bewußtsein gekommen, daß ihnen die Schicksale des Landes an der Pforte des Mittelmeeres zum Atlantischen Ozean nicht gleichgültig sein können. Ihre Hauptbedeutung aber hat die marokkanische Frage dadurch erlangt, daß sie zum Anknüpfungspunkt genommen wurde, um eine neue Konstellation der europäischen Mächte herbeizuführen. England und Frankreich hatten das Bedürfnis, sich einander zu nähern, und Frankreichs Absichten auf Marokko boten die Handhabe dazu. Das englisch-französische Abkommen vom 8. April 1904 erhielt jedoch eine gegen Deutschland gerichtete Spitze durch die Politik des Herrn Delcassé, der als Minister des Auswärtigen in der Vereinigung der Westmächte ein Mittel sah, um mit Hilfe nationaler Verstimmungen und wirtschaftlicher Nebenbuhlerschaft Englands gegen Deutschland diese ihm

so verhaßte Macht zunächst zu isolieren und in ihrem Ansehen zu schädigen, dann aber auch womöglich durch kriegerische Gewalt zu demütigen. Es ist bekannt, wie die Dinge im Sommer 1905 hart vor einer Katastrophe standen, wie es aber doch der Besonnenheit des französischen Kabinetts unter Rouvier gelang, die friedliche Stimmung in der Mehrheit des französischen Volkes zu erhalten und Delcassé zum Rücktritt zu veranlassen. Es bedeutet nicht etwa ein müßiges Spiel mit Konfliktsgedanken, wenn man auch heute noch an diese Vorgänge erinnert, um die Lage zu erläutern. Denn die erwähnte doppelte Bedeutung der Marokkofrage birgt auch heute noch die Gefahr nicht unerheblicher Meinungsverschiedenheiten zwischen Deutschland und Frankreich. Man darf nicht vergessen, daß auch heute noch die Auffassungen Frankreichs und Deutschlands über ihre Interessen in Marokko auseinandergehen. Frankreich strebt eben eine Sonderstellung in Marokko an, die Deutschland nur so weit zugestehen kann, als sie die geltenden internationalen Verträge nicht aufhebt, auf denen Deutschland eine aussichtsreiche Erweiterung seiner Handelsbeziehungen aufgebaut hat. Ein französisches Protektorat, das aus Marokko ein zweites Tunis macht, würde die Rechtsgrundlage erschüttern, die für die freie Entwickelung dieser rechtmäßigen deutschen Handelsinteressen unentbehrlich ist. In Frankreich aber hat man geglaubt und scheint zum Teil noch jetzt zu glauben, daß Deutschland diese Interessen nur vorgeschoben habe, um die Politik Delcassés zu durchkreuzen, der die Marokkofrage weniger um ihrer selbst willen betrieb, als zur Verwirklichung seiner deutschfeindlichen europäischen Politik. Die Franzosen meinten daher durch die Beseitigung Delcassés allen berechtigten Einwänden der deutschen Politik die Spitze abgebrochen und für die unbeirrte Weiterverfolgung ihrer marokkanischen Pläne freie Bahn gewonnen zu haben. Die deutsche Politik hat aber keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie in bezug auf diese Pläne selbst anderer Meinung ist. Die Konferenz von Algeciras wird also jedenfalls unter der Herrschaft dieses Gegensatzes der Interessen und Anschauungen stehen. Aber die Mitwirkung der andern Mächte und der nicht zu bezweifelnde ernste Wille der deutschen und französischen Regierung, sich zu verständigen, geben doch die Gewähr, daß jener Gegensatz keine den Frieden Europas gefährdenden Folgen haben wird. Wenn alle beteiligten Mächte entschlossen sind, auf der Konferenz ihre eigenen Interessen in Marokko zu vertreten, dann ergibt sich daraus ganz von selbst eine Befestigung des deutschen Standpunktes. Es kann aber auch geschehen, daß die Verhandlungen über die marokkanische Frage nur als ein Mittel betrachtet werden, um neue Kombinationen der europäischen Politik herbeizuführen. In Frankreich scheint man in dieser Beziehung besondere Hoffnungen auf England zu setzen, und auch von Italien erwartet man die Unterstützung französischer Wünsche. Italien hat allerdings als seinen Vertreter auf der

Konferenz einen Staatsmann entsandt, der immer ein besonderer Freund Frankreichs und des engen Zusammenschlusses der Mittelmeermächte gewesen ist, den Marchese Visconti-Venosta. Aber der greise Staatsmann ist zugleich ein überzeugter Anhänger des Dreibundes und würde seine reiche Erfahrung und erprobte Geschicklichkeit nicht für eine politische Taktik einsetzen, die Frankreich und Deutschland in Gegensatz bringen und ihn selbst und Italien in schwer lösbare Schwierigkeiten stürzen würde.

Man hat gerade jetzt die italienische Politik mit einigen Zweifeln und Bedenken betrachtet, weil Italien Ende Dezember eine unerwartete Ministerkrisis gehabt hat. Das Parlament lehnte das von der Regierung vorgeschlagene Handelsprovisorium mit Spanien ab, und das Ministerium zog daraus die üblichen verfassungsmäßigen Folgerungen, indem es zurücktrat. Doch blieb die Bildung der neuen Consulta in der Hand des bisherigen Ministerpräsidenten Fortis, so daß das Ergebnis der Krisis keinesfalls als eine Wendung der italienischen Politik angesehen werden kann. Man wäre davon wohl noch mehr überzeugt gewesen, wenn nicht auch das Ministerium des Auswärtigen in andere Hände übergegangen wäre. Die Amtsführung Tittonis hatte sich bei den auswärtigen Mächten besonderen Vertrauens erfreut, während man von dem neuen Minister, Marchese di San Giuliano, zunächst noch wenig wußte, höchstens nach seiner bisherigen parlamentarischen Vergangenheit auf ein temperamentvolleres Auftreten zu rechnen geneigt war. Namentlich in Österreich-Ungarn konnte man einige Besorgnisse wegen der früheren Haltung des neuen Ministers in der albanischen Frage nicht unterdrücken. Die italienische Regierung aber hat sich beeilt, diese und ähnliche Beunruhigungen möglichst im Entstehen zu beseitigen. Fortis hat wiederholt erklärt, für die unveränderte Weiterführung der bisherigen loyalen Politik Italiens einstehen zu können.

Über die inneren Verhältnisse Frankreichs ein Urteil abzugeben, ist in diesem Augenblick besonders schwierig. Denn wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, wird die Entscheidung gefallen sein, die jetzt noch bedeutungsvoll vor uns steht, die Neuwahl des Präsidenten der Republik. Die Wahl wird auch das Schicksal des Kabinetts Rouvier in Mitleidenschaft ziehen. Freilich darf nicht verkannt werden, daß in der inneren Entwickelung Frankreichs doch eine bemerkenswerte Stetigkeit eingetreten ist. Das darf man feststellen, auch wenn man beobachtet, daß die Gegensätze zwischen den Klerikalen und Nationalisten einerseits und den bürgerlich republikanischen Gruppen und Sozialisten andererseits schärfer geworden sind. Denn diese Verschärfung beruht ja zum Teil darauf, daß die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche trotz des maßvollen Regiments, das nach dem Sturz des Herrn Combes eingetreten ist, regelrecht ihren Weg geht — ganz in dem Sinne,

wie seinerzeit Combes als Ministerpräsident die Trennung von Staat und Kirche gedacht hatte.

In England steht das neue Ministerium Campbell-Bannerman vor den Wahlen. Das verflossene Ministerium Balfour hat ja darin recht geschickt operiert, daß es nicht den Zeitpunkt abwartete, wo die Neuwahlen ihm das Urteil sprechen mußten, sondern daß es vorher seinen Rückzug vollzog, während die Nachfolger dadurch in die ungünstigere Lage versetzt wurden, ihr Amt nicht sogleich getragen durch die öffentliche Meinung anzutreten, sondern sich gewissermaßen die Bestätigung erst nach ihrem Amtsantritt vom Volke zu erbitten. Im übrigen wird Campbell-Bannerman freilich den Wahlen mit Ruhe entgegensehen können, denn die Aussichten stehen für ihn unzweifelhaft gut. Die Schwäche der englischen Liberalen dieser Färbung war immer die auswärtige Politik. Indessen hat das neue Kabinett keinen eigentlichen Anlaß, die bisherigen Pfade zu verlassen, nur wird man sich vielleicht zu Deutschland etwas freundlicher stellen, und dessen können wir uns ja freuen. In Europa gibt das freundschaftliche Einverständnis mit Frankreich, in Ostasien das Bündnis mit Japan der englischen Politik nach wie vor die Richtung.

Im nahen Orient haben sich die Wolken verzogen, die sich vor einigen Wochen infolge der Streitigkeiten über die Reform der mazedonischen Finanzverwaltung aufgetürmt hatten. Die Türkei hat unleugbar ihre Sache sehr geschickt geführt. Sie hat natürlich in der Hauptsache nachgeben müssen, aber doch nicht ohne kleine Zugeständnisse zu erlangen, die für ihr Ansehen bedeutungsvoll waren. Erfreulich ist, daß während der ganzen Krisis die Balkanstaaten ruhig geblieben sind, wozu allerdings ernste und energische Mahnungen der nächst interessierten Großmächte wesentlich beigetragen haben mögen. Es darf wohl an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, daß Montenegro eben jetzt in die Reihe der Verfassungsstaaten eingetreten ist. Aus eigenem Antriebe hat sich Fürst Nikolaus entschlossen, die von ihm bisher allein ausgeübte patriarchalische Gewalt mit erwählten Vertretern seines Volkes zu teilen. Die Verhältnisse des kleinen Landes haben sich so gestaltet, daß diese politische Mündigsprechung des schlichten, freiheitliebenden Völkchens nur der natürliche Ausdruck der gesunden und vertrauensvollen Beziehungen zwischen Fürst und Volk sind. In dem die gleiche Nationalität vertretenden Königreich Serbien wollen sich dagegen die Verhältnisse noch immer nicht ganz befriedigend entwickeln. Noch hat sich der König von dem Joch, das die Träger der Blutschuld vom 11. Juni 1903 ihm auferlegt haben, nicht befreien können, und darunter leidet die gesunde Entwickelung des Staates. Es wäre dem schwergeprüften Lande endlich eine Periode ruhigen und stetigen Fortschreitens zu gönnen.

Von den Balkanstaaten wendet sich der Blick naturgemäß dem uns

befreundeten und benachbarten Donaureich zu. Aber von Österreich-Ungarn kann diesmal, wenn man nicht in Einzelheiten allzu tief eingehen will, im wesentlichen nur wiederholt werden, was schon im letzten Monatsbericht hier gesagt wurde. Namentlich ist in Ungarn noch keine Klärung eingetreten. Vielleicht könnte man sagen, daß das Ministerium Fejervary, da es nach seiner letzten Krisis wieder durch einen königlichen Vertrauensbeweis gestützt worden ist, jetzt doch mit mehr Selbstvertrauen der Lage gegenüberzustehen scheint. Doch läßt sich ein Ende dieses seltsamen Zustandes noch immer nicht absehen.

Indessen diese Wirren und Kämpfe, die sich ja auch in Österreich bei der Erörterung über die Wahlrechtsreform zu Straßenunruhen gesteigert haben, treten doch ganz und gar zurück gegenüber dem Interesse, das allgemein die revolutionäre Bewegung in Rußland in Anspruch nimmt. Die Berichterstattung über die Vorgänge in Rußland läßt viel zu wünschen übrig. Da eine gesunde Publizistik dort niemals gepflegt, vielmehr unterdrückt und möglichst auf nebensächliche Interessen gelenkt worden ist, so haben diese ungünstigen Einflüsse und die daraus entstehenden übeln Gewohnheiten eine Neigung zu Übertreibungen und Verdunkelungen großgezogen, von denen man sich in Westeuropa selten eine klare Vorstellung macht. Dem Bestreben der Behörden, zu unterdrücken und zu vertuschen, entspricht die Erfindungsgabe derer, die ihrem Mitteilungs- und Neuigkeitsbedürfnis auf Nebenwegen Genüge zu tun beflissen sind. Daher erhält man selten ein wirklich getreues Bild des Geschehenen. Soweit es nun möglich ist, auf Grund allgemeiner Kenntnis der Verhältnisse und durch sorgfältige Vergleichung der verschiedenen Nachrichten ein einigermaßen zutreffendes Bild zu gewinnen, darf man wohl zu dem Schluß kommen, daß die revolutionäre Bewegung im eigentlichen Rußland ihren Höhepunkt überschritten hat. Angesichts der Ratlosigkeit der Regierungsgewalten war es für die sozialrevolutionären Machthaber ein besonders verlockender Gedanke, in der alten Hauptstadt des Reiches, in der Zarenstadt Moskau eine Machtprobe zu veranstalten. Aber eben hier erwachte auch zum ersten Male die Energie der Regierung und der nationale Stolz der einigermaßen vernünftigen und besonnenen Elemente. Es war nicht gerade eine glänzende Leistung der Vertreter der Ordnung; es ging echt russisch zu, das heißt ein gut Teil Brutalität und Plumpheit mußte die innere Schwungkraft eines festen und zielbewußten Willens ersetzen, aber immerhin — man tat doch etwas: man setzte der gewaltsamen Verletzung von Gesetz und Ordnung wiederum Gewalt entgegen und führte das einmal Unternommene wenigstens durch. An den beherrschenden Straßenkreuzungen in den Stadtteilen, in denen sich zahlreiche Barrikaden erhoben hatten, arbeiteten die Kanonen, und die Nikolaibahn beförderte militärische Hilfe von Petersburg heran. Nach viertägigem, wildem Straßenkampf gaben die Revolutionäre das

Ringen auf. Einige der Zentralen und Werkstätten ihres Komitees waren aufgehoben, mehrere Führer verhaftet worden. Man sagt freilich, die Hauptschuldigen hätten sich gerettet, was bei der Namenlosigkeit, in der diese „Volkshelden“ arbeiten, nicht unmöglich, sogar wahrscheinlich, aber allerdings auch nicht erwiesen ist.

Die Folge dieser Niederwerfung des Moskauer Aufstandes scheint sich vornehmlich darin geltend zu machen, daß der Taumel, der die russische Intelligenz auch in ihren verständigen und gemäßigten Mitgliedern erfaßt hatte, allmählich einer nüchternen Auffassung weicht. Die uns wie allen politisch reiferen Völkern so naheliegende und so einfach erscheinende Erwägung, daß die Aufrechterhaltung der Autorität des Gesetzes die erste und unerläßliche Vorbedingung der Freiheit ist, und daß ein tobender Pöbel wohl einreißen, aber nicht das bescheidenste Werk aufbauen kann, beginnt erst jetzt Leuten zum Bewußtsein zu kommen, bei denen man nach ihrem Bildungsstandpunkt diese Erkenntnis längst hätte voraussetzen müssen. Man darf sich übrigens bei der Beurteilung der Lage nicht dadurch täuschen lassen, daß auch nach der Niederwerfung des Moskauer Aufruhrs die Flammen in den Provinzen bald hier, bald da emporzüngelten. An örtlichen Unruhen wird es noch auf längere Zeit hinaus nicht fehlen, aber trotzdem scheint die Kraft der Revolution im wesentlichen gebrochen zu sein. Ja es fehlt nicht an Anzeichen, daß der Rückschlag in das andere Extrem — wiederum echt russisch — eine gewisse Bedeutung zu gewinnen anfängt. Die reaktionäre Strömung wird sich kräftiger erweisen, als man nach den Ereignissen im November und Dezember für möglich halten sollte.

Eigener Art bleiben immer noch die Verhältnisse in den russischen Grenzprovinzen mit überwiegend nichtrussischer Bevölkerung. Zur Zeit interessieren vornehmlich die Ostseeprovinzen. Was hier den Zuständen das besondere Gepräge gibt, ist das Hand-in-Hand-Gehen von bewußtem Klassenhaß und Nationalhaß. Unter den früher von der in reaktionär-panslavistischem Fahrwasser segelnden Regierung selbst gegen das im Lande herrschende deutsche Element aufgehetzten Letten und Esthen hatte die sozialistische Propaganda ein gutes Arbeitsfeld gefunden. Als nun infolge der politischen Ereignisse in Rußland von den sozialistischen Revolutionären das Zeichen zum Aufstand gegeben wurde, wüteten die losgelassenen lettischen Volksmassen in Kurland und Livland gegen die Deutschen ganz im Stil des Bauernkrieges im 16. Jahrhundert. Die sonst so friedlichen Bauern und Arbeiter organisierten sich zu förmlichen Verbrecherbanden, die in den kleinen Städten durch Plünderung Schrecken verbreiteten, die Gutshöfe unter Greueln verwüsteten und niederbrannten und dem ganzen Lande schweren, zum Teil unersetzbaren Schaden zufügten. Die soziale Revolution entwickelte sich hier in ihrem ganzen Schrecken, da die Oberschicht, gegen die sich der Kampf richtete, zugleich

eine fremde, in der Kultur überlegene Nationalität darstellte. In Deutschland hat dieser Kampf, in dem Leute von unserm Fleisch und Blut, die unsere Sprache sprechen, schwer an Leben und Gut bedroht und geschädigt worden sind, lebhafte Teilnahme hervorgerufen, und hilfsbereite Hände haben sich den Schwerbetroffenen entgegengestreckt. Freilich kann es nur private Hilfeleistung sein; dem amtlichen Eingreifen steckt die unerbittliche Politik enge Grenzen. Aber es ist zu hoffen, daß auch in den russischen Ostseeprovinzen das Schwerste überstanden ist und Ruhe und Gesetzlichkeit bald zurückkehren werden. Erst dann wird man sich in Rußland dem Ausbau verfassungsmäßiger Freiheit widmen können.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Übersetzungen.

Leo Tolstoi: Gesammelte Werke — Dostojewski: Ein Werdender — André Lichtenberger: Herr von Migurac — Léon Frapié: Die Kinderschule — Jean Reibrach: Die neue Schönheit — Mathilde Serao: Schlaraffenland — E. A. Butti: Der Automat — Gustav af Geijerstam: Alte Briefe — Sophus Michaelis: Giovanna — Hall Caine: Der verlorene Sohn — George Moore: Irdische und himmlische Liebe — E. F. Benson: Mammon u. Co. — Jerome K. Jerome: Drei Männer auf dem Bummel — G. H. Lorimer: Neue Briefe eines Dollar-Königs an seinen Sohn.

Alljährlich veranstaltet die Redaktion des „Literarischen Echo" bei den deutschen Leihbibliotheken eine Umfrage nach den meistgelesenen Büchern des Jahres. Da hat sich nun in den letzten Jahren die für Deutschland recht wunderliche, das deutsche Lesepublikum aber ehrende Tatsache herausgestellt, daß unter den meist gelesenen Autoren nur ein, höchstens zwei ausländische genannt wurden. Seit das deutsche Schrifttum sich von fremdliterarischen Einflüssen etwas mehr befreit hat, seit es nicht mehr als höchster Ruhm gilt, Maupassant, Zola, Tolstoi, Dostojewski zu gleichen, seitdem scheint das deutsche Publikum auch von seiner Auslandschwärmerei in der Literatur immer mehr abzukommen und lieber ein deutsches Buch zu kaufen, was ja dem Deutschen bekanntlich immer recht schwer fällt, als eine Übersetzung zu lesen. Wir brauchen deswegen noch nicht zu fürchten, daß dem nicht sprachkundigen Leser die ausländischen Literaturen verschlossen bleiben werden, weil die Verleger von Übersetzungen sich notgedrungen zurückhaltender zeigen müssen. Es erscheinen — das beweist wieder der hohe Stoß von Büchern, der vor mir liegt — noch immer Übertragungen genug, und meist in guten, zum Teil sogar mustergültigen Übersetzungen.

So ist der rührige Verlag von Eugen Diederichs in Jena seit Jahren an der Arbeit, eine vorzügliche, von Raphael Löwenfeld besorgte Übertragung der sämtlichen Werke Leo Tolstois herauszugeben. Wie der Verlag mitteilt, liegen dieser Gesamtausgabe die Originale Tolstois zugrunde, die er selbst in der Redaktion als die letzte bezeichnet hat; sie bietet darum durchaus zuverlässige und — was man von vielen Übertragungen Tolstoischer Werke ins Deutsche nicht sagen kann — vollständige Texte. Jedem einzelnen Werke hat der Herausgeber eine Einführung vorangestellt, die nicht nur über die Motive der Entstehung und die Zeit der Abfassung orientiert, sondern es auch in Zusammenhang bringt mit dem Gesamtschaffen des Dichters und die Beziehungen zu seinen persönlichen Schicksalen klarlegt. Die Ausgabe ist in drei Serien geteilt: die erste bringt des Dichters sozial-ethische, die zweite die theologischen, die dritte die dichterischen Schriften. Von einigen Werken sind nur die vor Veranstaltung der Gesamtausgabe erschienenen Separatausgaben zu haben. Hoffentlich liegt das wertvolle Werk bald in allen Teilen vollständig vor. Von den bisher erschienenen Werken habe ich die fünf Novellenbände: „Der Morgen des Gutsherrn", „Die Kosaken", „Sewastopol", „Eheglück", und „Herr und Knecht", in dem sich die zum ersten Male deutsch veröffentlichten Bruchstücke der Erzählung: „Die Dekabristen" befindet, ferner

den drei Bände umfassenden Roman: „Anna Karenina“ und die „Dramatischen Dichtungen“ durchgesehen. Sie zeichnen sich nicht nur schon äußerlich durch gutes Papier, klaren Druck und gediegen künstlerische Ausstattung aus, die Übertragung liest sich auch so vorzüglich, daß man, wären nicht die russischen Namen, meinen könnte, ein deutsches Werk vor sich zu haben.

Einem anderen Großen der russischen Literatur, Dostojewski, wird der Verlag Albert Langen in München durch die Herausgabe einer Übersetzung seines 1875, also nach „Raskolnikow“ erschienenen Romans: „Ein Werdender“ gerecht. Am Schlusse seines Werkes gesteht der Dichter durch den Mund Nikolai Semjonowitschs, daß er glaube, seine Aufzeichnungen könnten nur „als ein Material für ein künftiges Kunstwerk dienen, für ein künftiges Bild einer unordentlichen, aber schon vergangenen Epoche.“ Und ergänzt man dieses Bekenntnis noch durch Dostojewskis Ausspruch: „Kürze ist die erste Bedingung für ein Kunstwerk“, so könnte ein oberflächlicher Beurteiler leicht mit der Meinung rasch fertig sein, daß dieser über 1100 Seiten starke Roman wirklich nur Material biete. Und doch ist er ein bis in Einzelheiten, bis in feinste Nuancen hinein vollständiges und farbenreiches Bild einer bestimmten russischen Gesellschaftsschicht, ja, einer bestimmten Generation: ob das Bild zugleich auch farbentreu ist, mögen berufene Kenner russischer Zustände beurteilen, doch darf man, meine ich, dem Dichter von „Raskolnikow“ schon Glauben schenken. Es kam Dostojewski anscheinend darauf an, einen ganz bestimmten Typus der russischen Intelligenz in einer ganz bestimmten und kritischen Entwicklungsepoche zu schildern. So sagt Werßilow an einer Stelle des Buches, in der sich mir die Idee des Romans zu manifestieren scheint: „Bei uns zulande hat sich mit den Jahrhunderten ein ganz neuer Kulturtypus herausgebildet, den man sonst in der ganzen Welt nicht wiederfindet, — es ist der Typus des Leidens um alle in der ganzen Welt. Das ist ein russischer Typus. Er schließt das künftige Rußland in sich.“ Der aus drei Büchern bestehende Roman ist glänzend komponiert. Jedes Buch endet mit einer Katastrophe, auf die alle Ereignisse hinstreben. So kommt Spannung in die Erzählung, die sonst in ihrer Weitschweifigkeit ermüden würde. Und doch ist es kein liebenswürdiges, ist es ein außerordentlich schwer lesbares Buch, in dem alles auf die Spitze getrieben erscheint: die Menschen und ihre Handlungen, die Charaktere, die Ereignisse, ja, jedes Wort, jeder Blick und ihre Folgen. Die Menschen sind alle wie rohe Eier — niemand kann an sie tippen, ohne sie zu verletzen, man lebt mit ihnen gleichsam wie in ständiger Nähe von Explosivstoffen. Wie alle Bücher Dostojewskis geht auch dieser Roman auf die Nerven; wer sie nicht starkfädig wie Zwirnsfäden besitzt, sollte die Lektüre unterlassen.

Man redet in letzter Zeit, und nicht zum wenigsten in Frankreich selbst, von dem Niedergang des französischen Romans. Es ist wahr, gegen Zola, Maupassant, Balzac rc. gehalten, sind die gegenwärtigen Romandichter unseres Nachbarlandes Zwerge. Dennoch bringen sie mancherlei, was des Lesens schon wert ist. In seinem Roman: „Herr von Migurac“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) erzählt André Lichtenberger, der Bruder des auch bei uns gut bekannten Wagner- und Nietzscheforschers Henri Lichtenberger, die Lebensgeschichte eines abenteuernden französischen Rokokoedelmannes, der als ein Typus seiner Zeit sowohl in seinem Denken und Fühlen, als auch in seinem Handeln gelten kann. Das glänzend geschriebene, vorzüglich von Fr. von Oppeln-Bronikowski übersetzte Buch beginnt mit der Geburt und der Charakterschilderung der Eltern dieses seltsamen Helden, um ihn durch seine Kindheit, durch seine zahlreichen Lebens- und Liebesabenteuer und durch manche Wandlungen seines Seelenlebens bis zur Guillotine zu begleiten. „Je lauter,“ so schreibt der Übersetzer in seiner biographischen Einleitung, „der Ruhm des ‚Helden‘ gepriesen, je platter seine Sünden entschuldigt werden, desto schriller klingt der Spott hinter den Worten, desto tiefer sinkt auch sein Charakter in Wahrheit, und es ist schließlich ein grausamer Hohn, wenn Herr von Migurac in der Verteidigung des Königs seinen Märtyrertod findet, nachdem er sein Leben lang durch Wort und Schrift der Revolution vorgearbeitet hat. Lichtenberger führt seinen Helden durch die Folgen seiner eigenen Handlungen ad absurdum, und indem er ihn zum Vertreter und Exponenten seiner Zeitrichtung machte, erweiterte er die geheime persönliche Satire zu einer bitteren Zeitsatire auf das utopische Phrasentum der Revolutionsmänner, ihr moralisches Ressentiment und ihren bodenlosen Mangel an Menschenkenntnis, der nur durch ihre Gewissenlosigkeit überboten wird.“ So wächst in der Gestalt des Herrn von Migurac plastisch und in jeder ihrer Regungen deutlich eine Zeit vor uns auf, deren Fehler und Laster, deren Vorzüge und Tugenden die seinigen waren. Da ist keine Gedanken- oder Gefühlsströmung dieser Zeit, die nicht auch

in der Seele des Herrn von Migurac ihre Wellen schlüge. Glänzender, eindringlicher und geistvoller, plastischer und künstlerisch vollendeter kann das Bild dieser Epoche kaum gegeben werden, als André Lichtenberger es gegeben hat.

Der Gegenwart, dem lebendig pulsierenden Leben wendet sich Léon Frapié in seinem Romane: „Die Kinderschule" (Egon Fleischel u. Co., Berlin) zu und faßt dieses Leben da, wo es am unkompliziertesten und dennoch reich ist, wo es am echtesten und erschütterndsten wirkt, — an seiner Wurzel. Diese Tagebuchaufzeichnungen einer Kinderschulaufwärterin, die, ein gebildetes und ernstes Mädchen, durch widrige Lebensumstände in diese niedrige Stellung gezwungen wurde, sind eine bittere Kritik nicht nur der modernen öffentlichen Erziehung, sondern der ganzen heutigen Gesellschaftsordnung und ihrer Naturwidrigkeiten. Die jungen, entwicklungsfähigen Eigengewächse der Kinderseelen werden von Erziehung und Unterricht nach „bewährten Methoden" in Schablonen gezwängt, zu stumpfen Nachbetern der von Staat und Kirche dekretierten Moralgesetze gezwungen, und alles Eigenleben, alle Triebe, die nach besonderer Entwicklung verlangen, werden unterdrückt, daß sie verkümmern, zugrunde gehen. Das Buch Frapiés ist kein Roman im landläufigen Sinne, es ist ein ernstes, schweres Buch der Kritik; es sitzt zu Gericht über öffentliche Moral und Erziehung. Weil es aber sich so ganz fern davon hält, Wege in die Zukunft zu weisen, sich ganz mit der Kritik des heutigen Zustandes begnügt und mit Aufzeichnung der Entwicklungskeime in den Kinderseelen, die, statt vernichtet zu werden, gehegt und gepflegt werden müßten, wird es manchem als kein schöpferisches Buch erscheinen. Die Romanform ist auch wirklich wohl nur der Wirkung wegen gewählt. Darum ist es auch keine künstlerische Großtat, aber es ist mit warmer Liebe, in einem glatten, gut lesbaren Stil geschrieben. Es sei allen Lehrern und Erziehern, allen Vätern und Müttern, allen, denen Kinderseelen anvertraut sind, aufs wärmste empfohlen.

Nicht der sozialen, wohl aber der ästhetischen Entwicklung und besonders der ästhetischen Entwicklung des Weibes weist ein Buch Wege in die Zukunft, das die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart den deutschen Lesern zugänglich gemacht hat; es ist der Roman: „Die neue Schönheit" von Jean Reibrach. Der Dichter unterscheidet in der körperlichen Entwicklung des Weibes drei Stadien: während die ersten zwei der Vergangenheit angehören, liegt das dritte, zur endlichen Höhe führende, in der Gegenwart und Zukunft. „So ist seinerzeit auf die wunderbar plastische Schönheit der Griechen mit dem Katholizismus die mystische Schönheit der Jungfrauen, eine moralische Schönheit, gefolgt. Andererseits werden Sie zugeben, daß die Schönheit von einem bestimmten Begriff von Intellektualität durchaus untrennbar ist. Warum also daraufhin nicht zugeben, daß eines Tages ein dritter Faktor in der Schönheit der Frau auftreten wird: das vollständige Aufblühen ihrer Intelligenz, ihres Gehirns? Wer weiß, ob nicht später einmal die Kleinheit des griechischen Kopfes und die Schmalheit seiner Stirn unproportioniert, unharmonisch erscheinen werden?" Den Höhepunkt des ersten Stadiums erblickt Reibrach in der Venus, den des zweiten in der Jungfrau Maria. Das Suchen und Finden eines dritten Typus, in dem sich die „neue Schönheit" verkörpert, bildet den Inhalt dieses Romans. Alle Typen des Weibes, der Vergangenheit wie der Gegenwart, ziehen am Auge des Lesers vorüber, und neben der Idee des Romans machen die geschickte Gruppierung, die vorzügliche Komposition, die wirkungsvollen Kontrastierungen nicht den geringsten Reiz dieses lesenswerten Buches aus.

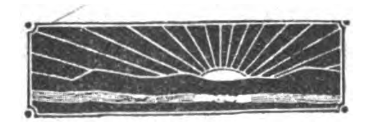
Die italienische Literatur möge in diesem Bericht durch zwei Werke vertreten sein, den neapolitanischen Sittenroman: „Schlaraffenland" von Mathilde Serao (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) und einen Roman von E. A. Butti: „Der Automat" (Verlag Dr. Franz Ledermann, Berlin). Der Waschzettel nennt „Schlaraffenland" das beste Werk der Dichterin, und Paul Bourget soll als enthusiastischer Bewunderer die Serao mit Emile Zola verglichen und den vorliegenden Roman ein neapolitanisches „Assommoir" genannt haben. Wirklich zeigt sich die Italienerin in ihren Ausdrucksmitteln als Schülerin Zolas und oft so abhängig von ihm, daß man meinen könnte, ein Werk des großen Franzosen zu lesen. Sie schildert die unselige neapolitanische Leidenschaft für das Lottospiel und die entsetzlichen Verheerungen, die es im Leben aller Stände und Altersklassen, in allen Volksschichten anrichtet, und schildert sie mit starker Kraft und bewundernswerter Lebenswahrheit. Kein Zug scheint vergessen zu sein, kein Pinselstrich ist unterlassen, und alles fügt sich zu einem düsteren Bilde erschütternder Tragik, zu einem interessanten, packenden Sittengemälde. Wie der Roman der Serao, wirkt auch Butti mit seinem „Automat" deprimierend auf den Leser. So groß der Unterschied im Stoff und in seiner Behandlung

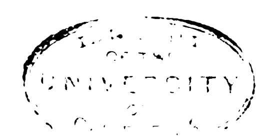
ist, in beiden Romanen ist den dargestellten Typen eine Passivität eigen, die auf die Dauer unerträglich wirkt. Wahr und echt mag wohl der Typus sein, den Butti in dem Maler Attilio Valda dargestellt hat, liebenswert ist er nicht. Dieser junge Mann kennt keine anderen Begierden, als die nach Liebe und Ruhm. Er erlangt beides, Liebe und Ruhm, — aber er geht an ihnen zugrunde, weil es Talmiliebe und Talmiruhm sind, die er erhascht. Eine seiner Geliebten hat ihm den Beinamen Automat gegeben und damit sein eigentlichstes Wesen bezeichnet: er ist kein Schöpfer, der aus eigenen Impulsen heraus schafft — nicht im Leben, nicht in der Kunst — er braucht immer Anregungen, Anstöße von außen, schnurrt dann ein Pensum ab und steht wieder still, auf neue Anregung wartend. Daß ein solcher Mensch gerade einen vorteilhaften Eindruck macht, wird niemand behaupten, und so gehört die Lektüre solcher Romane wie „Der Automat" nicht gerade zu den angenehmsten Erinnerungen — trotz der blendenden Erzählerkunst des Dichters, trotz seiner feinen, scharfsinnigen Seelendiagnosen, trotz seines vortrefflichen Stils.

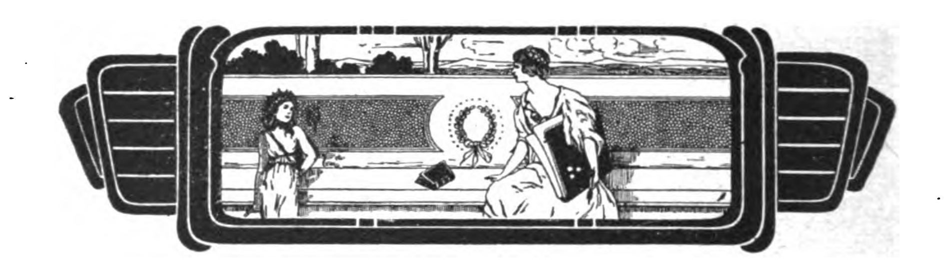
In seinem neuesten Buche „Alte Briefe" (S. Fischer, Berlin) vereinigt Gustav af Geijerstam vier Novellen, die sich alle durch wundersam eindringliche Seelenanalyse auszeichnen. Nicht die Körperlichkeit der Dinge, nicht ihre Formen und Farben sind es, was Geijerstam zur Darstellung reizt, er sieht hinter ihren Umrißlinien die Seelen und sieht diesen Seelen bis auf den tiefsten Grund. So werden alle Dinge um ihn lebendig — aber immer erst durch den Menschen und sein innerstes Leben. Und dieses geheimste, innerste Leben der Menschen weiß er so zu schildern, daß wir den ganzen Menschen vor uns sehen, obgleich wir kaum ein Wort über seine Körperlichkeit vernommen haben. In dieser gleichsam vergeistigten Darstellungsweise erreicht Geijerstams Kunst ihre Höhe. — Mehr Kunst der schönen Linie, als Kunst der Seelendarstellung ist die des Dänen Sophus Michaelis, dessen „Geschichte aus der Stadt mit den schönen Türmen": „Giovanna" von Marie Herzfeld verdeutscht worden ist (Literarische Anstalt von Rütten und Loening, Frankfurt a. M.). Michaelis führt uns in die Zeit der Renaissance. Es sind nur einfache, unkomplizierte Empfindungen, die er darstellt, Empfindungen von solcher Ruhe und Harmonie, wie sie dieser Zeit eigen gewesen sind. Und eine wundersame, klassische Ruhe, ein verklärender Glanz von Schönheit liegt über der ganzen Darstellung der einfachen Handlung. Es ist, als ob man ein farbenvolles Bild sähe, über dem eine klare, heitere Sonne steht. Die Sprache ist voll süßen Wohllauts und bildlicher Kraft — Sophus Michaelis ist ein Lyriker der Prosa, und seine Novelle ist wie ein süßes Lied, wie eine Romanze, und man meint die Klänge des Spielmanns zu hören, der sie singt. —

Die englische Literatur hat zur Zeit wenig Freunde in Deutschland. Es mag sein, daß das gespannte politische Verhältnis der beiden Länder auch dem englischen Schrifttum in Deutschland Abbruch tut; sicher ist, daß die bekannte englische Tugendboldigkeit, die Lust am frömmelnden Moralisieren so manchem die Lust an den englischen Romanen stört. Das Gouvernantenhafte in ihrem Wesen ist eben nicht nach jedermanns Geschmack. Ein typisches Beispiel dieser Literatur ist der Roman „Der verlorene Sohn" von Th. H. Hall Caine (H. A. Ludwig Degener, Leipzig). Alles ist von Anfang an auf die moralische Tendenz zugeschnitten, dieser Tendenz zuliebe häuft der Verfasser Effekte auf Effekte. Nur auf die Tendenz kommt es ihm an und — natürlich! — auf Spannung. Auf psychologische Motivierungen verzichtet er. Er bringt es fertig, die Umwandlung seines „verlorenen Sohnes" vom gemeinen Verschwender und Falschspieler zum berühmtesten Komponisten der Jetztzeit in zehn Zeilen darzustellen. So ist ein Roman entstanden, der kaum noch ernst genommen werden kann. In Deutschland würde jede bessere Zeitung ablehnen, ein solch plumpes Machwerk zu veröffentlichen. Die Übersetzung aber ist fast noch schlechter als der Roman selbst, und das will wirklich etwas heißen. — Es ist fast eine Beleidigung, mit dieser Art von Literatur George Moore in einem Atem zu nennen. In dem Verlage von Egon Fleischel u. Co. erscheinen seine beiden Romane: „Evelyn Innes" und „Schwester Teresa" zum ersten Male unter dem gemeinsamen Titel: „Irdische und himmlische Liebe", wodurch ihre Zusammengehörigkeit auch äußerlich veranschaulicht wird. Dieser Roman gilt als eines der bedeutendsten Erzeugnisse der englischen Literatur. Das Leben einer jungen Engländerin zieht an uns vorüber. Irdische und himmlische Liebe streiten um diese Menschenseele — die himmlische Liebe trägt den Sieg davon. Evelyn Innes, die berühmte Wagnersängerin, deren Leben von Kunst und Genießen ganz ausgefüllt wurde, ringt sich in schweren Kämpfen mit sich selbst zu einem reinen Leben durch. Ein Bekehrungsroman? Ja, aber einer, der wert ist gelesen zu werden. Mit wundersam eindringlicher Kraft weiß Moore das Seelenleben seiner Heldin

darzustellen, und gerade in dieser Analyse aller, auch der feinsten Regungen der weiblichen Psyche reicht er an die größten Meister des modernen Romans heran. — Ein packendes und interessantes Sittenbild aus der modernen englischen Gesellschaft hat der geistvolle E. F. Benson in seinem Roman „Mammon u. Co.“ (Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau) geschaffen. Die Darstellung Bensons ist ein wenig mit feinem Spott und lächelnder Ironie gemischt, dadurch kommt etwas Prickelndes, Leichtes in diesen Roman, der sich darum nur um so angenehmer liest. Das Gerippe des Romans bildet die Schilderung des Aufblühens und Zusammenbrechens einer Aktiengesellschaft, die zur Ausbeutung australischer Goldfelder gegründet wurde. Alle Typen des modernen Gesellschaftslebens sind dargestellt; besonders gut gelungen ist dem Dichter die Schilderung des üppigen Genußlebens moderner englischer Aristokraten, die nichts ihr eigen nennen als Schulden, aber dennoch das Leben von Millionären führen. — Eine leichtere und lustigere Lektüre als die der vorgenannten bietet das Buch von Jerome K. Jerome: „Drei Männer auf dem Bummel“ (Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau). Die Schilderung der Reise dreier Freunde durch Deutschland gibt Jerome Gelegenheit, mit liebenswürdigem, nicht selten stark übertreibendem Spott von den verschiedensten Einrichtungen, Menschen und Dingen in unserem Vaterlande zu erzählen und uns mancher deutschen Schwächen und Fehler wegen aufzuziehen. Der aufrichtige Leser wird manchmal dem Spötter recht geben, manchmal werden seine Übertreibungen ihn lachen machen, nicht selten wird er ihm widersprechen — immer aber wird er fröhlich diesen Spott hinnehmen, weil er nie verletzend wirkt. So ist auch dieses Werk von Jerome eines von denen, die uns für ein paar Stunden lachenden Sonnenschein und klingendes Lachen bescheren. — Ganz anders geartet ist der Humor des Amerikaners George Horace Lorimer, von dem der Verlag Egon Fleischel u. Co. „Neue Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn“ in vorzüglicher Übersetzung von Alfred Brieger herausgibt. Es ist spezifisch amerikanischer Humor, der dieses Buch durchweht, ein Humor, erwachsen aus dem Erfahrungsleben des amerikanischen Großkaufmannes, der von der Pike auf gedient hat. Gesunder Menschenverstand und eine kernige Lebensweisheit, die immer ihre Beispiele bei der Hand hat und sie lustig zu erzählen weiß, sind die Hauptvorzüge auch dieser neuen Briefe, die keiner sich entgehen lassen sollte, der Sinn für Humor hat.





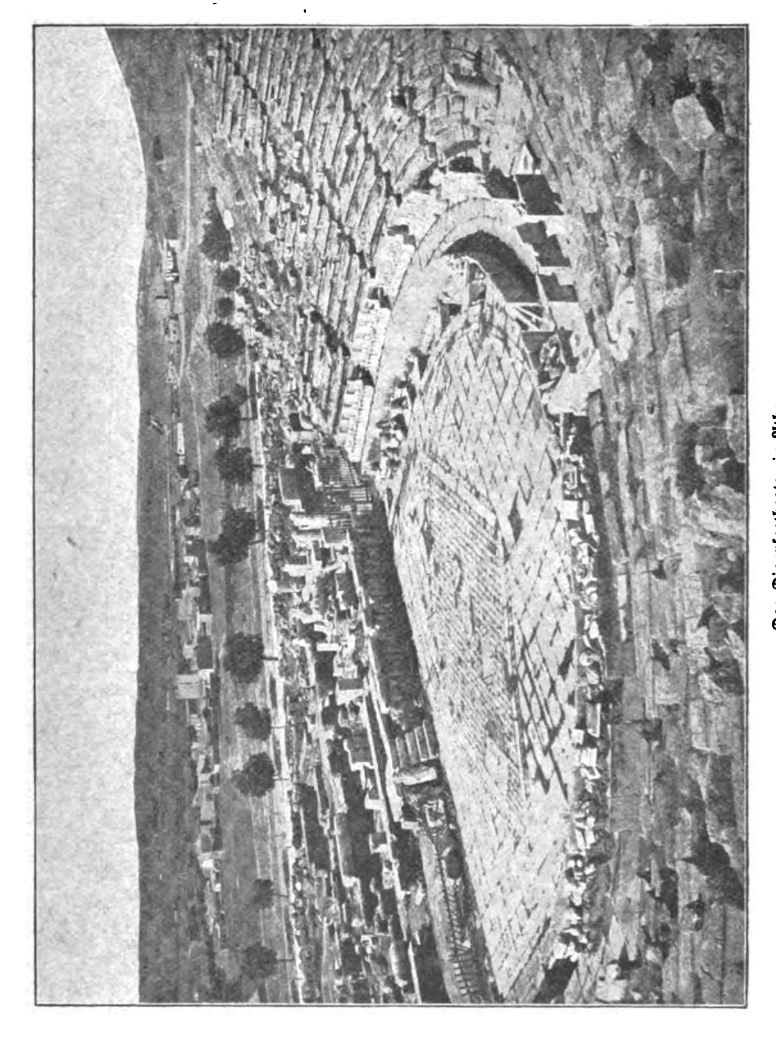


Illustrierte Bibliographie.

Die hellenische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf zwei Doppeltafeln. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat die starr-realistische Geistesrichtung der letzten Jahrzehnte nunmehr ihren Höhepunkt überschritten, und die rein geistigen Wissenschaften beginnen wieder die ihnen in der Kultur der Menschheit gebührende Stelle einzunehmen. Es hat eine Zeit gegeben, wo man es kaum noch verstehen konnte, daß Mommsens und Curtius' Geschichtswerke einstmals über den engeren Kreis der Fachgelehrten hinaus ihre Leser gefunden hatten, und wo man im größeren Publikum eigentlich nur Bücher über die Fortschritte der Elektrizität oder Chemie oder Bakterienforschung und dergl. für existenzberechtigt hielt. Dem scheint nun glücklicherweise anders geworden. Und wenn jetzt wieder Werke geschichtlichen, philologischen, archäologischen Inhaltes erscheinen, die sich an weitere Kreise wenden, so kommt dadurch einerseits die erfreuliche Tatsache eines wiedererwachenden allgemeineren Interesses für ideale, humanistische Wissenschaft zum Ausdruck, wie andererseits auch die Absicht, dieses Interesse weiter zu beleben und zu fördern, Anerkennung und rühmende Erwähnung verdient. Ein hervorragender Platz unter diesen Werken gebührt der „Hellenischen Kultur" von Baumgarten, Poland und Wagner. Schon die in der Gelehrtenwelt wohlbekannten Namen der Verfasser sind eine Gewähr dafür, daß das Buch das von ihm erstrebte Ziel zu erreichen geeignet ist. Und die hohen Erwartungen, mit denen man an das Buch herantritt, werden bei der Lektüre durchaus erfüllt, stellenweise sogar — Ref. glaubt dies wohl sagen zu können — noch weit übertroffen, während die sich vielleicht aufdrängende Befürchtung, daß der verhältnismäßig geringe Umfang (nur 490 S. bei zahlreichen Abbildungen im Text) nicht ausreichend wäre, um der gesamten hochbedeutenden Kultur des alten Griechenland gerecht zu werden, daß die Darstellung notgedrungen eine oberflächliche, vielfach fragmentarische sein müsse, sich sogleich als unbegründet erweist. Bei aller Knappheit sind die wichtigsten Punkte in genügender, abgerundeter, klarer, bisweilen geradezu mustergültiger Weise behandelt. Dies gilt zunächst von dem ersten Kapitel: über die mykenische Epoche — nach der treffenden Bezeichnung der Verfasser: „Das Altertum" des griechischen Volkes. Was hat bisher das größere Publikum von der wichtigen und interessanten mykenischen Kultur gewußt? Wohl war der Name Schliemanns allbekannt; aber nur wenigen wird das volle Verständnis der Bedeutung seiner Funde aufgegangen sein; und was nach Schliemann kam, z. B. in den letzten Jahren die kretischen Entdeckungen, ist über den Kreis der Fachgelehrten schwerlich hinausgedrungen. Hier nun finden wir die auf Kreta neuentdeckte, bisher noch nicht entzifferte Schrift in ihrer unschätzbaren Bedeutung für die Geschichte unseres Alphabetes zum ersten Male richtig gewürdigt; hier bestimmt und rückhaltlos ausgesprochen, daß die mykenische Kultur als solche nicht eine orientalische, sondern selbständig auf griechischem Boden, wenn auch in Fühlung mit dem Orient und mit Ägypten erblüht war. Nicht ganz so gesichert erscheint, was über die mykenische Religion gesagt ist.

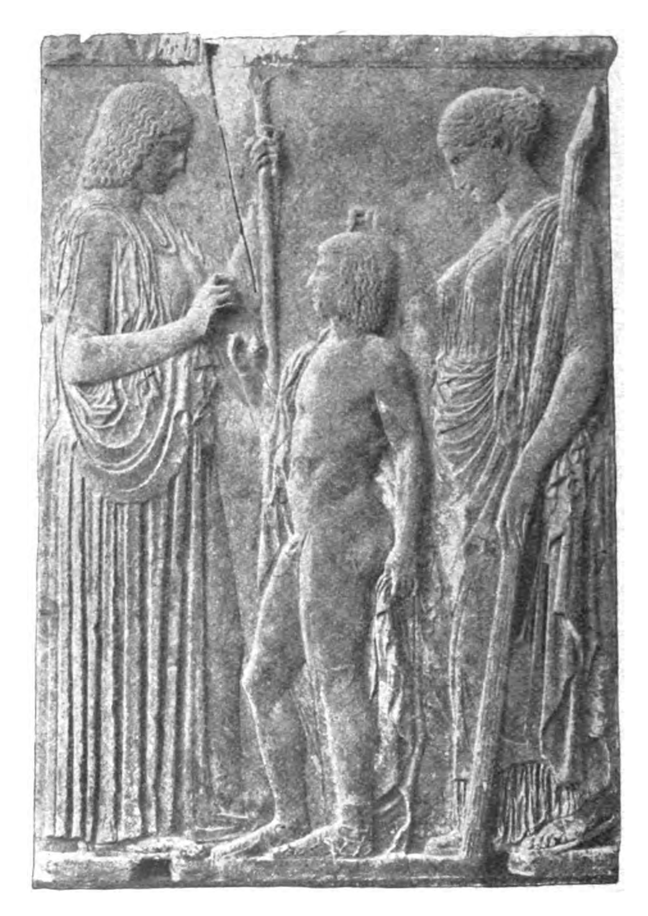
Auch hätte eine schärfere Berücksichtigung der chronologischen Verhältnisse stattfinden müssen; die Unterschiede zwischen den Zeiten des ersten Palastes von Knosos und denen der Paläste in Mykenä und Tiryns sind doch zu groß, als daß man leichthin darüber hinweggehen dürfte, und die Vasen der mykenischen Blüteperiode können nicht ohne weiteres mit der späten Kriegervase zusammengestellt und verglichen werden. — Gleich hier möchten wir



Das Dionysostheater in Athen.
Aus: „Die Hellenische Kultur." Dargestellt von F. Baumgarten, F. Poland, R. Wagner. — Leipzig-Berlin, B. G. Teubner.

bemerken, daß wir unter den Abbildungen die sogen. „Rekonstruktionen" (der Burg von Tiryns; des Schatzhauses des Atreus) gern vermißt hätten; gerade für den nicht fachgebildeten Leser sind solche Rekonstruktionen recht gefährlich, da sie seinem Geiste leicht ein falsches Bild einprägen können. Denn auch bei im allgemeinen gut gesicherten Grundlagen sind die Einzelheiten doch mehr oder minder fraglich, bleiben mehr oder minder Phantasiegebilde. — Die politischen Verhältnisse während des griechischen „Mittelalters"

sind noch wenig aufgeklärt, sowohl für Athen trotz des Aristoteles neugefundener Schrift vom „Staate der Athener", als auch für Sparta. Im großen und ganzen dürften die von Poland gezeichneten Umrisse der Wirklichkeit entsprechen. Unbegreiflich aber erscheint es, wie er im Gegensatze zu den neuesten Anschauungen der Forscher, denen er doch sonst Rechnung zu tragen pflegt, für die Geschichtlichkeit des Gesetzgebers Lykurg eintreten konnte; zum mindesten hätte dieser für die gesamte Geschichte des spartanischen Staates grundlegende Punkt eines näheren Eingehens bedurft, wie es anderen Spezialfragen, namentlich



Eleusinisches Relief. Athen.
Aus: „Die Hellenische Kultur." Dargestellt von F. Baumgarten, F. Poland, R. Wagner. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner.

auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, in dem Buche zuteil geworden ist. Baumgarten und Wagner haben in dieser Hinsicht den Rahmen des Werkes vielleicht sogar etwas überschritten; denn die fast fachwissenschaftliche Erörterung über den griechischen Tempelbau (insbesondere über die „Ecktriglyphe"), über die Giebelskulpturen von Aegina, über die Pferde im Parthenonfries, die ausführliche Behandlung des epischen Cyklus und der ältesten griechischen Lyrik erwecken eher den Eindruck einer speziellen griechischen Kunst- bezw. Literaturgeschichte als eines für weitere Leserkreise bestimmten Überblickes über die ganze

hellenische Kultur. An und für sich sind die erwähnten Abschnitte neben vielen anderen, von denen nur die glänzende Darstellung der attischen Skulptur im 6. Jahrhundert und die Inhaltsangabe der Äschyleischen Dramen hervorgehoben seien, durchaus anerkennenswert. Den Glanzpunkt des ganzen Buches bildet aber meines Erachtens der Abschnitt über die „homerischen Gedichte": ihre Entstehung wird, von dem einzig richtigen Standpunkte aus, in meisterhafter Klarheit, wie andererseits in maßvollster Weise erörtert; mit hinreißender Wärme ist die Schönheit der homerischen Dichtungen und ihr allzeit dauernder Wert gepriesen. „Erst dann, wenn wir uns einmal wirklich lebhaft in diese kindlich naive Anschauungsweise zurückversetzen, werden wir mit Schrecken gewahr, wie tief wir in unserer erleuchteten Zeit im Banne der tönenden Phrase und der höflichen Gesellschaftslüge stehen." (S. 166.) Oder an anderer Stelle (S. 56): „Nicht nur wegen seiner unvergleichlichen Kunst der Schilderung wird Homer in der Menschheit ewig leben, sondern auch die von ihm geschilderten Zustände, die eine so einzige aufrichtige Natürlichkeit und schlichte schöne Menschlichkeit atmen, werden der Jungbrunnen bleiben, in den wir immer wieder gern hinabtauchen, um uns auf uns selbst zu besinnen." — Wie hier bei Homer, so wissen die Verfasser allenthalben lichtvolle Ausblicke aus dem griechischen Altertum auf die Gegenwart zu eröffnen; so bei der Betrachtung der Aristophanischen Komödie, wo es heißt (S. 429): „Sodann aber mögen moderne Sittenrichter bedenken, daß die grobe Unzweideutigkeit, die derbe Offenheit, mit der das lebensfrohe Altertum dieses Gebiet behandelte, ... gewiß nicht so viel Schaden angestiftet haben, wie die raffinierte Schlüpfrigkeit und die halbverhüllten Zoten französischer Lustspiele und Operetten"; so bei der delphischen Amphiktyonie, die mit der Genfer Konvention verglichen wird, bei der Männer- und Frauenkleidung u. s. w. Überall wird uns mit beherzigenswerten Worten zum Bewußtsein geführt, wie wir, die wir es so herrlich weit gebracht haben in der Kultur, doch nicht Veranlassung hätten, auf die alten Griechen verächtlich herabzublicken. Und wenn wir anerkennen, daß das Buch dem Leser vieles gibt, das nicht bloß als idealer Gewinn humanistischer Gelehrsamkeit zu bezeichnen ist, dessen Kenntnis vielmehr auch recht praktisch für die Weiterentwicklung unserer Kultur von Nutzen sein kann, so ist dies wohl das höchste Lob, dessen sich ein klassisch-philologisches Werk zu rühmen vermag.



Kolossalstatue vom Mausoleum.
Aus: „Die Hellenische Kultur." Dargestellt von F. Baumgarten, F. Poland, R. Wagner. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner.

Die Ausstattung des Buches ist vornehm, die zahlreichen, trefflich reproduzierten Abbildungen gut ausgewählt. S. B.

Fritz Reuters sämtliche Werke. Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben von Dr. Karl Friedrich Müller. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Mit dieser neuen Reuterausgabe haben sich der Herausgeber und der Verlag aufrichtigen Dank aller Reuterfreunde verdient. Jener hat sich nicht damit begnügt, einen bloßen Neudruck der Werke zu geben, sondern hat den Text fast sämtlicher Auflagen mit großer Sorgfalt verglichen und die ursprünglichen Lesarten teils durch Vergleichung festgestellt, teils durch Konjektur wiederherzustellen gesucht. Mit Erstaunen wird wohl jeder Leser bemerken, wie groß die Zahl der Textfehler ist, die sich im Laufe der Jahre eingeschlichen haben und von denen der Herausgeber in den Einleitungen nur einen Bruchteil anführt; in „Kein Hüsung" ist sogar (Abschn. 12) eine ganze Seite verschwunden und jetzt erst wieder eingefügt; in der „Stromtid" geht durch sieben Auflagen eine falsche Kapitelzählung u. a. m. Ihren besonderen Wert aber erhält die Ausgabe durch die Einleitungen zu den einzelnen Schriften. Hier zeigt sich überall eine unbefangene und daher richtige Würdigung, gestützt auf genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, ganz im Gegensatz zu Glagau, dessen Anschauungen der Herausgeber wiederholt und mit Recht bekämpft. Wohl selten sind so schiefe, durch keinerlei Sachkenntnis getrübte Urteile über einen Schriftsteller ergangen, wie von Glagau über Reuter. Über den Wert oder Unwert der Sammlung „Julklapp", sowie der dramatischen Werke läßt sich streiten, jedenfalls hat sie der Herausgeber mit Recht in die Sammlung aufgenommen. Vielumstritten ist bekanntlich „Kein Hüsung"; um die richtige Würdigung dieser Dichtung hat sich der Herausgeber ein besonderes Verdienst erworben. Man war bisher in weiten Kreisen geneigt, die geschilderten Verhältnisse zu kraß, zu tendenziös gefärbt anzusehen; die auf sicheren geschichtlichen Grundlagen beruhende Erläuterung, die der Herausgeber vorausschickt, zeigt uns, daß Reuter die Darstellung der Verhältnisse der mecklenburgischen Tagelöhner nicht übertrieben hat; man wird es jetzt erst richtig verstehen, warum der Dichter aus seinem mitfühlenden Herzen heraus „Kein Hüsung" als sein bestes Werk zu bezeichnen pflegte, und kann ihm in diesem Sinne beistimmen. Sehr dankenswert ist es ferner, daß der Herausgeber in den Einleitungen die Leser mit den Persönlichkeiten bekannt macht, die Reuter in seinen Schriften auftreten läßt; was bisher bei Römer, Raatz, Gaederts vereinzelt aufgeführt war, ist hier zusammengestellt. In betreff der Person Bräsigs weist der Herausgeber die „Kombinationswut" von Glagau und Raatz mit Recht zurück; vielleicht hätte er (etwa in der Einleitung zu den „Abenteuern des Entspekter Bräsig") erwähnen können, daß Reuter auch die Memoiren Bräsigs zu schreiben angefangen hat (vgl. Wilbrandt in der Volksausgabe). In der Auswahl der „Kleinen Schriften" zeigt die Ausgabe eine weise Beschränkung; ein glücklicher Gedanke war es, die Streitschrift Reuters gegen Klaus Groth aufzunehmen. Streiten läßt sich vielleicht darüber, ob Fußnoten, wie sie die Volksausgabe hat, oder ein angehängtes Lexikon, wie in der vorliegenden Ausgabe, den Vorzug verdienen. Was endlich die Grundsätze über die Orthographie anbelangt, die der Herausgeber aufstellt, so kann Ref. ihnen nur beipflichten; denn eine allgemein gültige Orthographie des Plattdeutschen ist bei der Verschiedenheit der Dialekte nicht zu erreichen. Alles in allem hat die Hessesche Ausgabe, ganz abgesehen von ihrem billigen Preise, vor den bisherigen so viele Vorzüge, daß auch denen, die den Reuter schon besitzen, entschieden zu raten ist, sich zur Ergänzung und zum besseren Verständnisse auch diese noch anzuschaffen.

H. Sch.

Bibliographische Notizen.

Geschichte der deutschen Ordensburg und Herrschaft Busau. Von Dr. Karl Fuchs. — Wien, Seidel u. Sohn.

Wenn man in gegenwärtiger Zeit es sich angelegen sein läßt, aus den Ruinen alter Burgen letztere in ihrer ursprünglichen Bauart wieder neu erstehen zu lassen, so kann man als Triebfedern hierzu jedenfalls Kunstbegeisterung und patriotisches Empfinden bezeichnen. Längst Vergangenes soll wieder zu neuem Leben erweckt werden. In diesem Sinne ist durch den Hoch- und Deutschmeister des hohen deutschen Ordens, Erzherzog Eugen, die diesem Orden seit 1696 gehörende, bei Müglitz in Mähren gelegene Burg Busau als ein erhebendes Wahrzeichen altdeutscher Baukunst wieder hergestellt und die Restaurierung in stilvoller Weise durch

den Professor an der Königl. Akademie zu München v. Hauberisser durchgeführt worden. In dem vorliegenden, vortrefflich ausgestatteten und mit einer Abbildung der Burg Busau versehenen Buche behandelt der Verfasser unter sehr sorgfältiger Benutzung eines umfangreichen, am Schluß aufgeführten Quellenmaterials die Geschichte der Burg. 10 urkundliche Beilagen bilden gleichsam den 2. Teil des Buches, das eine ganz interessante Lektüre bietet und als ein wertvoller Beitrag für die deutsche Geschichte im allgemeinen und für die mährische Landesgeschichte im speziellen bezeichnet werden muß. K.

Mutterrecht. Von Mite Kremnitz. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. 1906.

Ein charakteristischer Vorzug, durch den sich alle Werke der bekannten und geschätzten Schriftstellerin auszeichnen, ist die dramatisch bewegte und lebhafte Handlung, die stets das Interesse des Lesers zu fesseln und bis zum Schluß rege zu erhalten weiß. Auch in der Erzählung „Mutterrecht“ müssen wir das kühn entworfene, kraftvoll und mit packender Realistik durchgeführte Motiv bewundern, um so mehr bewundern, als sich damit ein fein-psychologisch gezeichnetes Charakterbild, das der Hauptheldin, verbindet. Das Seelenleben einer schwer geprüften, aber stark und natürlich und vernünftig veranlagten Frau enthüllt sich vor uns in all seinen mannigfaltigen Regungen und Empfindungen. — Ein durchaus originelles Thema wird auch in der Novelle „Sein Brief“, die, im Anschluß an „Mutterrecht“, bereits in zweitem Abdruck erscheint, spannend und ergreifend behandelt. Der Band enthält ferner die kurzen Erzählungen: „Die Diplomatin“, „Auf Umwegen“, „Abends“ und „Jon“. y.

Thanatos. Erzählende Verse. Von A. K. T. Tielo. Stuttgart, Axel Juncker.

Tielo ist eine dichterische Persönlichkeit, ein Poet, der nicht die Fußstapfen anderer breit tritt. Schon das poetische Vorwort „Thanatos“ zeugt von eigener Kunst und Kraft: „Sinkender Purpur und taumelnder Tanz! Erbleichende Lippen schrieen! — Ich lag, geblendet von Grauen und Glanz, vor ihm auf wankenden Knieen. Und ins Dunkel brauste sein Riesenroß, und es bebte mein betendes Schweigen: Dir, weltverhaßter Gott, Thanatos, sich Sterne und Stirnen neigen. u. s. w.“ Der Dichter besitzt ein feines Gefühl für das Frische, Farbige, Packende, Hinreißende, und ein feines Ohr für den Ton der Ballade und des sozialen Stimmungsbildes. Mag er seine Stoffe der Bibel oder altindischen und griechischen Mythen, der Geschichte oder dem deutschen und litauischen Sagenschatz entnehmen, immer wirken die erzählenden Verse lebendig und anschaulich. Der letzte, mehr lyrische Teil des Buches zeigt ihn auch von zarter Innerlichkeit und warmer Natürlichkeit. N.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Aktschluss, Der. Von Carl Heine. Das literarische Echo. VIII, 6 (Dez. 1905).
Antike Gastmähler. Von Theodor Birt. Deutsche Rundschau 32, 3 (Dezember 1905).
Baumbach, Rudolf. Ein Gedenkblatt von Dr. A. Dreyer. Die Warte. VII, 2 (November 1905).
Bazin, René. Von Joseph Hengesbach. II. Hochland. III, 3 (Dezember 1905).
(Bennigsen). — Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. Mitgeteilt von Hermann Oncken. XV. Deutsche Revue 30, Dezember 1905.
Bildenden Künste, Die. Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart. Von Walther Gensel. Westermanns Monatshefte 50, 4 (Januar 1906).
Briefe antiker Philosophen an Frauen. Von Joh. Geffcken. Preussische Jahrbücher 122, 3 (Dezember 1905).
Der Deutsche und seine Kunst. Von Karl Scheffler-Friedenau. (Fortsetzung.) Kunstwart. 19, 5 (Dezember 1905).
Devrient, Therese. Von Ludwig Geiger. Bühne und Welt VIII, 3 (November 1905).
Entfernungsmesser und Fernrohre in militärischer Hinsicht. Von W. Stavenhagen. Prometheus (Illustr. Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft). XVII 12 u. 13 (Dezember 1905).
Entwicklung der Familie, Die, als soziologisches Problem. Von Leopold v. Wiese. Die Grenzboten 64, 47 (23. November 1905).
Herder, Johann Gottfried, und die Erbgräfin Maria von Schaumburg-Lippe. Von Adolph Kohut. Deutschland IV, 3 (Dezember 1905).
(Humboldt). — Aus Wilhelm und Caroline von Humboldts Brautzeit. Westermanns Monatshefte 50, 3 (Dezember 1905).
Italien und Deutschland. Von Alfredo Biagini. Nord und Süd. Heft 346, Januar 1906.
Kierkegaard, Sören. Von Wilhelm Schlüter, Deutschland IV, 4 (Januar 1906).
Kleist, Heinrich von, im Bilde. Von Georg Minde-Pouet. Bühne und Welt VIII, 4 (November 1905).

Klinger, Max, als Bildhauer. Von Eugen Kalkschmidt. Westermanns Monatshefte 50,3 (Dezember 1905).
— **als Maler und Radierer.** Von Eugen Kalkschmidt. Westermanns Monatshefte 50,4 (Januar 1906).
König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von Erich Brandenburg. I. Deutsche Rundschau 32 3 (Dezember 1905).
Koschat, Thomas. Ehrenblätter zum 60. Wiegenfeste. 8. August 1845—1905. Von Karl Krobath. Heimgarten 30, 3 (Dezember 1905).
Kunstpolitik. Von Dr. Leon Zeitlin. Deutschland IV, 3 (Dezember 1905).
Kurz, Isolde. Von Max Krieg. Nord und Süd. Heft 346, Januar 1906.
Lesseps, Ferdinand von, und sein Lebenswerk. Ein Gedenkblatt zum 19. November 1905. Von Walther Berg. Westermanns Monatshefte 50, 3 (Dezember 1905).
Märkische Künstlerbund, Der. Von Julius Norden. Westermanns Monatshefte 50, 3 (Dezember 1905).
Menzel, Adolf. Erinnerungen von Paul Meyerheim. Deutsche Rundschau 32, 3 (Dezember 1905).
(Meysenbug.) — Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. Hamburg 1850—1852. Herausgegeben von Gabriel Monod. (Fortsetzung.) Deutsche Revue 30, Dezember 1905.
Piazza di Spagna. Eine kulturgeschichtliche Skizze für Romfreunde. Von Dr. Friedrich Noack. Deutsche Revue 30, Dezember 1905.
Plastik, Zur modernen. Von Carl Fries. Deutschland IV, 3 (Dezember 1905.)
Presse und Kriegsberichterstatter. Von W. Stavenhagen. I u. II. Danzers Armee-Zeitung X, 43 u. 45 (26. Oktober u. 9. November 1905.
(Presse.) — Die Bedeutung der Presse für die Kultur. Vortrag, gehalten in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin am 1. Dezember 1905 von Hugo Jacobi. Die Grenzboten 64, 51 (21. Dezember 1905).
Rapisardi, Mario. Von Ottokar Stauf v. d. March. Das literarische Echo VIII, 5 (Dezember 1905).
Reklame, Die. Ihre Entwickelung und Bedeutung. Von Dora Feigenbaum. (Teil I.) Deutschland IV, 4 (Januar 1906).
Rembrandt, der Erzähler. Von Richard Hamann. Kunst und Künstler. IV, 3 (Dezember 1905).
Römische Kaiserkultus, Der. Von Adolf Matthaei. Preussische Jahrbücher 122, 3 (Dezember 1905).
(Shakespeare.) — Das Shylockproblem und das moderne Rechtsleben, Von Kurt Meyer. Deutschland IV, 3 (Dezember 1905).
(Shakespeare.) — Kennen wir Shakespeares Entwicklungsgang? Von Hermann Conrad. Preussische Jahrbücher 122, 3 (Dezember 1905).
Slevogt, Max. Von Hans Rosenhagen. Die Kunst. VII, 3 (Dezember 1905).
Sozialen Hygiene des Mittelalters, Ein Kapitel aus der. (Der Aussatz in der Vergangenheit.) Von Dr. Th. Weyl. Die Umschau IX, 49 (2. Dezember 1905).
Stead, William Thomas. Ein modernes Charakterbild. Von Leopold Katscher. Deutschland IV, 4 (Januar 1906).
Stifter, Adalbert. Von K. Bruchmann. Die Grenzboten 64, 48 (30. November 1905).
Stil und Stilbewegung. Von Johannes Gaulke. Nord und Süd. Heft 346, Januar 1906.
Trautmann, Franz. Von Hermann Binder. Die Warte. VII, 2 (November 1905).
Usener, Hermann. Ein Gedenkblatt. Von Paul Wendland. Preussische Jahrbücher 122, 3 (Dezember 1905).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross und anderen. 21. Band. Heft 1 und 2. Leipzig, F. C. W. Vogel.
Belmonte, Carola, Die Frauen im Leben Mozarts. Augsburg, Gebrüder Reichel.
Berlin und die Berliner. Leute. Dinge. Sitten. Winke. Karlsruhe (Baden), J. Bielefelds Verlag.
Bölsche, Wilhelm, Naturgeheimnis. 1.—5. Tausend. Mit Buchornamenten von Anna Gramatyka. Jena, Eugen Diederichs.
Brinkmann, Georg, Rosen und Reben. Gedichte. Wellingholzhausen i. Hann., Verlag der G. Brinkmannschen Buchhandlung.
Bürkner, Richard, Kunstpflege in Haus und Heimat. Mit 14 Abbildungen im Text. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen. 77. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner.
Carducci, Giosuè, Rede auf Petrarca. Bearbeitet von Franz Sandvoss (Xanthippus. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger.
Czechowski-Peyersfeld, Helene, Herbstzeitlosen. Gedichte. Graz, Kommissions-Verlag von „Leykam".
Das erste Jahr des „Ersten deutschen Bundes für Mutterschutz", gegründet den 12. November 1904 zu Leipzig. 1904/1905. Von: Ruth Bré, Dr. Landmann, Bezirksamts-Assessor a. D. Heinrich Meyer. Hirschberg i./Schles., General-Anzeiger f. d. Riesengebirge (J. Schmidt).
Deutschlands Jugend. Wochenschrift für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Georg Gellert. 2. Jahrg. No. 1—5. Berlin, C. Regenhardt.
Diehm, Fritz, Do greif zu! Humoristische Gedichte in badischer Mundart. Stuttgart, Schwabacher Verlag.
Domanig, Karl, Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung. 4. und 5. Auflage. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung.
— Kleine Erzählungen. 2. vermehrte Auflage. Kempten und München, Josef Köselsche Buchhdlg.
Duncker, Dora, Die heilige Frau. Berliner Theater-Roman. 2. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.
Eckart, Dietrich, Der Froschkönig. Romantische Komödie in 3 Aufzügen. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Edel, Edmund, Marienbad. Skizzen. 1. bis 5. Tausend. Berlin, Verlag „Harmonie".
Eilhard, F., Kinder-Rätsel. Leipzig, Walther Fiedler.
— Sphinx. Leipzig, Walther Fiedler.

Fischer, Dr. med. Hans, Spieler-Moral. Eine irrenärztliche Studie über die Spielsucht und ihr Verhältnis zu Trunksucht und Morphiumsucht für Staatsanwälte, Richter und andere Laien. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

François, Louise von, und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Georg Reimer.

Franke, Ilse, Iris. Gedichte. Hamburg, W. Gente.

Freimann, Max, Über den physiologischen Stumpfsinn des Mannes. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

„Friedens-Blätter". Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. Unter dem hohen Patronate Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Prinzessin Maria de la Paz. X. Jahrg. Heft 3. Würzburg, Göbel & Scherer.

Führer zur Kunst. Herausgegeben von Dr. Herm. Popp. I. Bändchen. Gibt es Kunstgesetze? Von Direktor Dr. Th. Volbehr. Mit 3 Photogravüren und 5 Abbildungen im Text. Esslingen, Paul Neff Verlag (Max Schreiber).

— II. Bändchen. Die Seele Tizians. Zur Psychologie der Renaissance. Von Dr. Eduard von Mayer. Mit 3 Photogravüren, 3 Vollbildern und einer Abbildung im Text. Esslingen, Paul Neff Verlag (Max Schreiber).

— III. Bändchen. Das Fortleben der Antike in der Kunst des Abendlandes. Von Prof. Dr. Hans Semper. Mit 3 Vollbildern und 30 Abbildungen im Text. Esslingen, Paul Neff Verlag (Max Schreiber).

Ganghofer, Ludwig, Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Illustriert von Curt Liebich. 2 Bde. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Goethebrevier. Auszüge aus Goethes Briefen und Gesprächen nebst einem Zitatenschatz aus Goethes Werken. Herausgegeben von Prof. Dr. phil. Karl Heinemann. 1. bis 5. Tausend. Giessen, Emil Roth.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Band 20 und 27. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Band V. und VII. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.

Greve, Felix P., Fanny Essler. Ein Roman. Stuttgart, Axel Juncker.

Grottewitz, Curt, Sonntage eines grossstädtischen Arbeiters in der Natur. Berlin, Buchhandlung Vorwärts.

Halbe, Max, Die Insel der Seligen. Eine Komödie in vier Akten. 1. bis 3. Tausend. München, Albert Langen.

Hammon, Rudolf, Vikar Lonhard. Ein Stück Lebensgeschichte. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Harmonie-Kalender für das Jahr 1906. Musikalischer Haus- und Familien-Almanach. Berlin, W. „Harmonie". Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Hauser, Otto, Angelika und Malwine. Erzählung. 1. und 2. Tausend. Stuttgart. Adolf Bonz & Co.

Heiden, Hans, Gesänge. Dresden, E. Piersons Verlag.

Hörnitz, Hans von der, Ärztliches Allzuärztliches. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Jugend- und Volksbibliothek, Naturwissenschaftliche. Bändchen 23 bis 26. Regensburg, Verlagsanstalt G. J. Manz.

Kalthoff, Albert, Die Religion der Modernen. 1. u. 2. Tausend. Jena, Eugen Diederichs.

Kampf, Leopold, Am Vorabend. Drama in drei Akten. Berlin, Schuster & Loeffler.

Knodt, Karl Ernst, Ein Ton vom Tode und ein Bild vom Leben. Neue Verse mit 2 Titelbildern von Gustav Kampmann. 1. bis 4. Tausend. Giessen, Emil Roth.

Kunstschatz, Der, Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa. Lieferung 17. 18. 19. 20. Stuttgart, Wilh. Spemann.

Lenz, Karl Gotthold, Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. 2 Teile in einem Bande. Unverkürzte Neuausgabe des Originals von 1792. Mit 12 Portraits und Illustrationen nebst 18 neuaufgefundenen, bisher unveröffentlichten Briefen Rousseaus an die Gräfin Houdetot. Berlin, H. Barsdorf.

Liebenthal, Ida, Aus der Dämmerung. Berlin, Hermann Walther.

Lombard, Louis, Observations d'un Musicien Américain. Traduit de l'Anglais par Raoul de Lagenardière. Paris, Louis Theureny.

Lorm, Hieronymus, Bekenntnisblätter. Verstreute und hinterlassene Aufzeichnungen eines Dichterphilosophen. Eingeleitet von Philipp Stein. Berlin, Schuster & Loeffler.

Macleod, Fiona, Das Reich der Träume. Autorisierte Ausgabe. Jena, Eugen Diederichs.

— Wind und Woge. Keltische Sagen. Autorisierte Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt und eingeleitet von Winnibald Mey. Jena, Eugen Diederichs.

Matthes, Margarete, Gedichte. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Herausgegeben mit einem Geleitwort von Carl Biberfeld. Breslau, Preuss & Jünger.

Meyer, Erich, Die Gräfin von Lafayette. Ein Frauenbildnis aus dem XVII. Jahrhundert Frankreichs. Leipzig, E. Haberland.

Michaelis, Ad. Alf., Der Schmerz, ein wichtiges diagnostisches Hilfsmittel. Eine Schmerz-Theorie. Leipzig, Verlag der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene. W. Malende.

Michelis, Wilhelm Heinrich, Eisselbitten. Roman. Berlin, Georg Eichler.

Miller zu Aichholz, Victor von, Ein Brahms-Bilderbuch. Mit erläuterndem Text von Max Kalbeck. Wien, R. Lechner (Wilhelm Müller).

Moerike, Eduard, Lieder und Gedichte in Auswahl. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.

Mollinary, Anton Freiherr v., Sechsundvierzig Jahre im österreich.-ungarischen Heere 1833—1879 I./II. Band. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Müller, Fritz, Leben und Tod. Erzählungen. Jauer, Oskar Hellmann.

Münzer, Kurt, Die Kunst des Künstlers. Prolegomena zu einer praktischen Ästhetik. Mit 10 Abbildungen. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Neumann, Hermann Kunibert, Das letzte Menschenpaar. 2. Aufl. Leipzig, Hermann Lautenschläger.

Oberdieck, Marie, Sonnenwende. Gedichte. Berlin, Eduard Trewendt.

Olfers, Sibylle von, Was Marilenchen erlebte! Ein neues Bilderbuch. Esslingen und München, J. F. Schreiber.

Perfall, Anton Freiherr v., Der Nachtfalter. Original-Roman. 2. Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt.

— Das Gesetz der Erde. Roman. Buchschmuck von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Piper, Kurt, Waffen und Wunden. Neue Gedichte. Herausgegeben von Detlev von Liliencron. Berlin, Schuster & Loeffler.

Ploch, Dr. Arthur, Grabbes Stellung in der Deutschen Literatur. Eine Studie. Leipzig-R., K. G. Th. Scheffer.
Rembrandt, 38 Radierungen. Berlin S.W. 11, Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen.
Reuters Werke. Herausg. von Wilhelm Seelmann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 4. und 5. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
Rignano, Eugenio, Los von der Erbschaft. Mit einem Vorwort von Eduard Bernstein. Nach der französischen Ausgabe des Dr. Adolphe Landry übersetzt von Otto Südekum. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Rosenberg, Adolf, Handbuch der Kunstgeschichte. Mit 885 Abbildungen im Text und 4 Beilagen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. XXVIII. Jahrg. Heft 3. u. 4. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Saint-Saëns, Camille, Harmonie und Melodie. Autorisierte deutsche Ausgabe mit Vorwort von Wilhelm Kleefeld. 2. Auflage. Mit Porträt von Saint-Saëns. Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.
Schaubühne, Die. Herausgeber Siegfried Jacobsohn. I. Jahrg. Nr. 12. 13. 14. 15. 17. Berlin, Verlag der „Schaubühne“.
Schaukal, Richard, Grossmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Gespräche mit einer Verstorbenen. Stuttgart, Deutsche Verlags-anstalt.
Scherenberg, Ernst, Dem Meere zu. Nachgelassene Gedichte. Mit einem Bildnis des Dichters. Elberfeld, A. Martini & Grüttefien.
Schlaf, Johannes, Mentale Suggestion. Ein letztes Wort in meiner Streitsache mit Arno Holz. Stuttgart, Axel Juncker.
Scholz, Wilhelm von, Kunst und Notwendigkeit. Vier Thesen. Berlin, Verlag der „Schaubühne“.
Schreckenbach, Paul, Die von Wintzingerode. Ein Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig, Poeschel & Kippenberg.
Schubart, Arthur, Neues aus meiner Heimat. Hochlandgeschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
Schuldes, Julius, Bardenlied. 2. vollständig umgearbeitete Aufl. Wien, Wilhelm Braumüller.
Schultzky, O., Schauspiele. 3. Band. Druck der Mainzer Verlagsanstalt (Mainzer Anzeiger).
Schur, Ernst, Der Fall Meier-Graefe. Betrachtungen über die deutsche Kunst und Kultur der Gegenwart. I. Band. Gross-Lichterfelde-West bei Berlin, Selbstverlag.
Seeliger, Ewald Gerhard, Hamburg. Ein Buch Balladen. Mit Bildern von Theodor Herrmann. Hamburg, Alfred Janssen.
Sirius, Peter, Glocken und Saiten. Ein lyrisches Buch. Karlsruhe, Friedrich Gutsch.
Spiero, Olga und Heinrich, Fontane-Brevier. 2. Auflage. Berlin, F. Fontane & Co.
Ssemenoff, S. T., Onkel Ilja und andere Dorfgeschichten. Nebst einem Vorwort von Graf Leo Tolstoi u. einer Einleitung von Paul Birjukoff. Autorisierte Übersetzung von Johann Hermann. Band I. u. II. Leipzig, Felix Dietrich.
Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 18. Jahrgang. Heft 22. 23. 24. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Sturmhoefel, Konrad, Kurfürstin Anna von Sachsen. Ein politisches und sittengeschichtliches Lebensbild aus dem XVI. Jahrhundert. Leipzig-R., E. Haberland.
Tolstoj, Leo N., Sämtliche Werke. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. III. Serie. Dichterische Schriften. Bd. 7. 8. 9. 10. u. 17. Jena, Eugen Diederichs.
Torrund, Jassy, Ein dunkler Punkt. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt.
Voigt-Diederichs, Helene, Dreiviertel Stund vor Tag. Roman aus dem niedersächsischen Volksleben. Jena, Eugen Diederichs.
— Leben ohne Lärmen. Jena, Eugen Diederichs.
Wallace, Sir Donald Mackenzie, Russland. Vierte deutsche Auflage. Nach der vollständig umgearbeiteten und durch 5 neue Kapitel vermehrten Originalauflage vom Jahre 1905 übers. von Dr. phil. Friedrich Purlitz. II. Band. Würzburg, A. Stubers Verlag.
Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit, von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Lieferung 99—100. (Schluss.) Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Wiesen, V., Die Spielgefährten. Roman in zwei Bänden. Band I./II. Berlin, Albert Goldschmidt.
Wolff, Ernst, Felix Mendelssohn-Bartholdy. Berlin, „Harmonie“ Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.
Zeiss, August, Die goldene Frucht. Gedichte. Dresden, Heinrich Minden.
Zimmermann, Felix, Beethoven und Klinger. Eine vergleichend-ästhetische Studie. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Rudolf Eucken.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

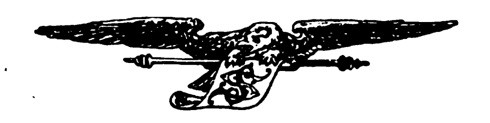
Begründet

von

Paul Lindau.

CXVI. Band. — März 1906. — Heft 348.

(Mit einem Portrait in Radierung: Rudolf Eucken.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Der Kaiser.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

— Berlin-Halensee. —

Dem starken, stolzen Friedenskaiser, der mit seiner ganzen Pietät und Inbrunst die Sieges- und Saatzeit der Regierung Wilhelms I. in bekenntnisfrohen Feiern begangen hat, naht das erste der eigenen Jubiläen. Das intimste, das er feiern kann, und das menschlich schönste. Es klingt wie im Märchen: es war einmal ein mächtiger König, der hatte eine fromme gute Königin. Die hatte ihm sechs mutige Prinzen geschenkt und zuletzt ein liebliches blondes Töchterlein. Und sie waren alle glücklich und gesund und hatten einander von Herzen lieb.

* * *

Es ist schon jetzt unzweifelhaft, daß die künftige deutsche Geschichtschreibung von einer „Zeit Wilhelms II." sprechen wird. So wie es eine Zeit Maximilians, eine fridericianische, eine josephinische, eine napoleonische (auch für uns), eine Zeit Wilhelms I. und Bismarcks, was untrennbar ist, gibt.

Schon das wechselvolle Profil dieser Aufzählung zeigt, daß das nachlebende und nachbenennende Gedächtnis nicht immer eines unerläßlichen Gipfelmaßes bedarf, sondern sich an das hält, was für eine Zeit am markantesten ist. Und zwar, wenn es möglich ist, an den für eine Zeit am meisten bezeichnenden lebendigen Willen. Es ist banal zu sagen, daß jede Betrachtung über die politischen und die Kulturerscheinungen unserer Zeit immer sogleich auf die Person des Kaisers stößt und nirgends um ihn herumkommt. Um aber etwas Vertiefteres über Bedingungen und ge-

schichtlichen Wert dieser Erscheinung sagen zu wollen, müßte man nicht bloß des einen Mannes Persönlichkeit noch viel genauer beurteilen können, als es trotz ihrer immerwährenden Selbstdarbietungen an die Beobachtung den Mitlebenden möglich ist, die damit längst nicht, wie jeder Schüler der Historie weiß, die dauernden Dokumente seines Wesens in den Händen halten. Man müßte ferner zuvor die Wechselwirkungen, von denen jeder Monarch, jeder Mensch mitbestimmt wird, die Psychologie der ganzen Generation um den lebenden Kaiser her sich klar machen können. Dieses Gesamtbild unserer Tage aus deren innerstem Charakter zu deuten, wird eine weiter abgerückte Nachwelt das vollständigere Material, den reineren Überblick besitzen. Auch das in keiner Hinsicht mehr befangene Wort anzuwenden, wird erst sie in der Lage sein.

Es könnte nichts Müßigeres geben, als alle Kritik wieder hervorzusuchen, welche Wilhelm II., seit er zuerst als prinzlicher Anwärter und rasch dann schon als Kaiser in die öffentliche Beachtung trat, jemals rege gemacht hat, und zwar stets viel mehr mit seinen Worten, als mit seinen Handlungen. Kritik, die zu einem Teile ganz gewiß redlich und oftmals berechtigt, zum großen andern Teil aber auch voreingenommen, spitzfindig, kleinversteherisch und verdeutelnd war. Nicht derjenige geht den Weg einer geschichtlichen Betrachtungsweise, der immer wieder an den Stacheln und Häkchen des Wegzauns hängen bleibt. Sondern der die Linie des Weges innehält und mit freier Umschau dessen Ziel als Erkennender gewinnt.

Wäre Wilhelm II. auf einen Regenten wie Friedrich I., den König vor zweihundert Jahren, oder etwa Friedrich Wilhelm II. gefolgt, so würde sein Debut von stürmischen Applausen begrüßt worden sein. Unsicher wäre nur, auch das sagen zu wollen, wohin die leicht und glatt sich öffnende Bahn, die freudige Schilderhebung seines Namens den jungen hochgemuten Herrscher fortgerissen haben könnte. Ein solcher Überschwang seiner als allerlösend empfundenen Thronbesteigung ward Friedrich Wilhelm IV. zuteil und wurde die tragische Belastung für seine Natur und seine Regierung. Seine Sonne ging auf im strahlenden Licht jeder goldenen Hoffnung, und nur zu bald ermattete und verschwand sie im heranbrauenden Gewölk, um schließlich in umdüsterter Vergeblichkeit und Vergessenheit traurig wegzusinken. Uns ward aus vielen Nebeln des Morgens, die mählich zerrissen und zu Boden gingen, ein hoffnungsvoll leuchtender Tag.

Kaiser Wilhelm II. ist durchaus ein anderer als Friedrich Wilhelm IV. Alle Vergleiche mit diesem sind Oberflächlichkeit; alles Gerede, daß er Romantiker sei, ist ein gedankenlos nachkopiertes Zitat. Für die alten Burgen unseres Vaterlandes und solche Dinge interessiert sich jeder gute Deutsche. Auch er zwar trägt auf seiner Natur den all-

gemeinen Historismus und die Eklektik, die unserer ganzen Generation durch eifrige Bildungsuche angezüchtet worden sind. Aber er ist dabei genau so modern und zielsuchend, wie dieselbe unsere Zeit es im Widerspiel ebenfalls zu sein begehrt. Ja er ist es in vielen Stücken freier und mehr als in ihrer Gesamtheit sie. Gerade je drangvoller, vorwärtsstrebender, zukunftsbewußter dieser Kaiser ist, um so empfindlicher spürt er die Bindungen und Hemmungen des neuzeitlichen Monarchen, der voran will, der sich Deuter und Führer weiß, aber der unter heutiger Sachlage eben nur dann noch weiter kommt, wenn er die schwere Masse der Unbeflügelten, Unberittenen, Lahmen und Widerwilligen hinter sich und mit sich behält, wenn er sie in Trab bringt und persönlich unmittelbar sie mit sich reißt. Hieraus, nicht aus reaktionärer oder romantischer Gesinnung erklärt sich manches, von mechanischem Verstehen als antikonstitutionell ausgelegte Wort des Kaisers, der sich niemals ernstlich als unmodern und niemals als rückständig gezeigt hat. Hieraus erklärt sich das häufig wiederholte Bezugnehmen auf seine Ahnen, welches durch geschichtlichen Nachdruck überzeugen wollte, daß der Hohenzoller den rechten Weg hält, daß man ihm vertrauen und ohne weiteres folgen darf.

Nein, er kam ganz anders in seine Regierung, als Friedrich Wilhelm IV., und man darf gewiß sagen, die Schatten über seinen Anfängen wurden sein Glück. Der eine war, daß in der gleichen Zeit die von dem Kaiser Friedrich III. erwarteten, wahrscheinlich voreilig gemutmaßten Parteinahmen den auf sie Rechnenden verloren wurden, während man seinen Sohn, den Prinzen Wilhelm, der die Versammlung bei Waldersee und um Stöcker besucht hatte, für einen Mucker und für einen Antisemiten hielt. Was aber solches für die Aufnahme eines Mannes nicht nur in der deutschen, sondern in der gesamt-europäischen Meinungsmache und Presse bedeuten muß, braucht ja nicht erst gesagt zu werden. Kaum jemals ist der übliche Optimismus, der sich an die Regierungsantritte zu knüpfen pflegt, so gründlich von vornherein ins Gegenteil verdorben worden, als im Jahre 1888. Wenn damals die deutschen Bundesfürsten in einem wahrhaft großherzigen Akt ihres persönlichen Erscheinens sich um den jungen Thron des neuen Kaisers stellten, wenn verschiedene wohlmeinende Männer (Hinzpeter, Graf Douglas u. a.) aus ihrer intimeren Kenntnis des jungen Monarchen sich zu dem gewiß ungewöhnlichen Mittel gedrängt fühlten, ihn seinem Volke in objektiv beleuchtenden Zeitbroschüren zu empfehlen, so hatte das alles schweren Stand und zunächst wenig sichtbaren Erfolg. Dieser Kaiser hat wahrlich nicht bloß manches zu lernen, umzudenken, vergessen zu machen gehabt, ganz ähnlich wie der große Kurfürst, der erst nach dem hastig nervösen, peinlich belehrenden jülichschen Kriege, nach elfjähriger Regierung, von da ab der streng und unbedingt gerecht wägende, sorgfältige, ruhige, aber auch entschlußfeste Mann wurde. Er hat auch lange Jahre, selbst wo die

Ursachen und Anlässe versagten, unter dem Zeichen einer gefühlten persönlichen Verkennung gestanden. Und dies nicht zum wenigsten mag der bittere Ansporn gewesen sein, wenn er oftmals so superlativisch, bald durch Versicherungen, durch werbend gebotene Treue um Treue, bald wieder durch die stolz und herb betonte Majestät seines berufenen Rechts, gesucht hat, sich zur edleren Geltung, zum gläubigen Verständnis seines guten und besten Willens zu bringen.

Aber viel wesentlicher, weltgeschichtlicher ist doch der andere Umstand, der seinem Regierungsantritt das Zeichen gab. Wir haben schon einmal darauf gedeutet: Wilhelm II. folgte auf keinen Georg Wilhelm, auf keinen Friedrich I. oder auch selbst Friedrich Wilhelm III. Er folgte auf die eng miteinander eingelebte Zweieinheit Wilhelm I. und Bismarck. Die Maßstäbe, an die uns eine unvergleichliche Zeit gewöhnt hatte, dauerten fort, während der neue Herr den Giganten nicht ertrug, von dem die Maße genommen waren. Diese perspektivischen Verhältnisse in ihrer weltgeschichtlichen Ungewöhnlichkeit machte sich nicht jeder klar. Unter sie rückte nun die durchaus schwierige Lage des Deutschen Reiches bei seiner Aufgabe ungeminderter europäischer Behauptung und mit seiner bescheidenen, aber auch so noch von der Abgunst als dreist empfundenen überseeischen Expansion. Sein Bestand und seine Geltung waren dem Reiche bisher gewährleistet worden durch die hohe europäische Achtung vor Kaiser Wilhelm I., durch den Glauben an seinen Friedenswillen und durch den Respekt vor dem deutschen Schwerte, aber in ebenso vorderer, vielleicht allererster Linie durch die ganz besondere Scheu und Vorsicht aller einzelnen Regierungen vor der Persönlichkeit Bismarcks. Die lastende Wucht der Verantwortung in dieser Situation, bei Verzicht auf ihre stärkste Sicherung, schien die Fähigkeiten fast jedes Nachfolgers und schien allen Optimismus erdrücken zu müssen.

Wilhelm II. nahm diese Wucht auf seine Schultern. Nicht weil er ungeduldig lange hätte warten müssen, zu Jahren, welche freilich die Ungeduld wohl steigern mögen, aber auch wieder durch sich selber ein Gegengewicht zu ihr enthalten. Er war jung, durch tragische Verkettung unvermutet früh, ohne vorausgewöhnende Selbstprüfungen, auf den Thron gelangt. Alle seine Erfahrungen, ja Beobachtungen lagen vor ihm auf dem Wege. Er brachte den ganzen persönlichen Siegesmut der Jugend mit. Durch rasch in Tat umgesetzte kühne und edle Ideen wollte er „alle Menschen glücklich machen". Und er meinte auch noch, ebenfalls nach Bismarcks scharf treffendem Worte, die Politik könne gemacht werden nach den sicheren und restlosen Gesetzen der chemischen Kombinationen.

Während sie doch mit Menschen gemacht werden muß und der Hauptbestandteil aller staatsmännischen Kunst immer die erfahrungsreiche, erkenntnissichere Psychologie verbleibt, nicht minder auf die Völker, wie auf die Einzelnen angewandt. Es war die unvermeidliche Konsequenz

seines drangvollen starken Willens zur persönlichen Initiative und zur Beschleunigung seiner Ideen, daß er sich anfänglich nur mit der willfahrenden, vollzugsbereiten Gefügigkeit zusammenfinden konnte. So schied um deswillen nicht nur Bismarck aus, nach anderthalb Jahren der überbrückten Konflikte, sondern trat auch sonst die Erfahrungspraxis und selbständige Reife aus der Front des Materials an Persönlichkeiten, mit denen die kaiserliche Politik gemacht werden konnte. Selbst das Weitergelangen von dem Zusammenarbeiten mit der willenlosen Bereitschaft zu dem nachfolgenden Zusammenarbeiten mit der diplomatisierenden Geschicklichkeit konnte sich erst allmählich vollziehen. Indessen hiermit, am frühesten angekündigt durch Miquels Ministerium, beginnt doch schon der Ausgleich mit der neben dem Kaiser möglichen Kapazität.

Überschätzte er sich? Doch wohl, wenigstens in den Hauptsachen, nicht. Aber er glaubte an sich, wie der ungestüme gute Wille, wenn er sich sachlich weiß, es immer tut. Er dachte nichts weniger, als daß ihm alles leicht bereitet sei, hatte sehr stark jenes Gefühl, sich erst noch zur Geltung bringen zu müssen. Daher sein Bekenntnisdrang auf allen Gebieten, sein Eifer und seine Lust zu zeigen, er verstehe etwas, habe Urteil, so meine er's, so müsse es richtig sein. Um deswillen haben wir, hat ganz Europa diese unzähligen Stellungnahmen und Zielweisungen zu hören gehabt. Damit man sehe, wer er persönlich sei, lag jedes Augenmerk seines Geistes und sogar die im Werk befindliche Politik stets vor aller Augen und wurde im Gegensatz zu sonstiger Staatskunst immer manches angekündet über das hinaus, was sich der baldigen und leichten Verwirklichung als erreichbar erwies. „In den meisten Fällen,“ sagt Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen, „ist eine offene und ehrliche Politik erfolgreicher als die Feinspinnerei früherer Zeiten, aber sie bedarf, wenn sie gelingen soll, eines Maßes von persönlichem Vertrauen, das leichter zu verlieren als zu erwerben ist.“

Auf solche Weise vollzogen sich des neuen Herrschers Lernen und Belehrtwerden, sein allmähliches Zurechtfinden immer auf offener Bühne bei stark akzentuierten Monologen. Von den sprunghaften Freundschaftsuchen und entsprechenden Verstimmungen in den internationalen und höfischen Beziehungen bis zu der gelasseneren, würdigen Haltung von heute. Von dem Abkauf parlamentarischer Reibungen durch die kaprivischen Flottenverzichte bis zu den Entschlüssen und Ermahnungen zugunsten unserer Seegeltung und bis zu der überzeugenden Propaganda und nationalen Bereitschaft für sie, welche erfolgreich herbeigeführt zu haben keines anderen Mannes und Kreises Verdienst so sehr ist, als das persönliche des Kaisers. Von den Nebelgebilden einer mit den Polenträumen operierenden Gestaltung im Osten bis zu der klaren deutschen Ostmarkenpolitik von heute und bis zur Wiederanbahnung der nicht so sehr für Bismarck, als für Wilhelm I. traditionellen und unveräußer-

lichen monarchischen Freundschaft mit Rußland. Von der anhaltenden Versumpfung einer aktiven auswärtigen Politik bis zu dem leisen, aber eindrucksvollen Erklirren des ruhenden deutschen Schwertes, da fremde Ministerien sich zusammenfanden, um über Fragen, die bisher als europäische behandelt waren, in Nichtachtung Deutschlands zu verfügen.

Es ist vieles sehr viel besser geworden. Und hierzu darf auch einmal ausgesprochen werden: das meiste ist sicherer und stetiger geworden, seit unter den Zuschauenden nicht mehr Bismarck ist. Der Steuermann des neuen Kurses ist innerlich freier geworden, seine Hand liegt fester und ruhiger, seit ihm der lebendige Schatten des Gewaltigen nicht mehr auf die Bussole fällt. Es ward leichter, dem Staatsschiff, sofern sie die beste ist, auch wieder just die Richtung zu geben, welche unter der beratenden Leitung des großen Kanzlers die Regierung des weisen alten Kaisers fuhr. Mit kaum etwas aber haben Wille und Wirksamkeit Wilhelms I. und seines Kanzlers so eifrig ihren Schüler und Nachfolger in Wilhelm II. gefunden, als mit ihrer Auffassung der monarchischen Stellung. Man kann nicht lebhafter das „streng dienstliche Gefühl der Regentenpflicht" betätigen, das Bismarck als den Grundzug des königlichen Hohenzollerntums bezeichnet hat. Er, der für des Königs entscheidend bestimmendes, souveränes Recht, auch im modernen Staat, als junger Abgeordneter wie als erfahrungbeschwerter Minister gleich leidenschaftlich gekämpft hat. In demselben liberalen Jahrhundert, da die weltmächtigste Krone, die englische, vor ihrem Parlament und ihren Parteiministerien zur bloßen vornehmsten gesellschaftlichen Erscheinung ihres Volkes wurde und die Könige in Nord und Süd und West zum dünnen Schattenspiel verblaßten, haben Wilhelm I. und Bismarck durch eine wunderbar feinfühlige Verbindung von Königsgewalt und nationalem Staatsbürgerrecht die Monarchie nicht nur aus ihren Kämpfen und aus der allgemeinen Geringschätzung wiederhergestellt, sondern sie aus den unverlebten Säften ihrer letzten germanischen Wurzeln glückhaft verjüngt und ihr dadurch eine Kräftigung von innen her gegeben, die wertvoller als jede andere ist. Nicht der eine hat es vollbracht und nicht der andere allein. Auch ein Bismarck hätte dieses in sein anerkanntes volles Recht gesetzte Königtum über dem zuständig beratenden, konstitutionell verantwortlichen Minister und über dem sowohl beschlußfassenden wie kontrolierenden Parlament nicht durchbilden können, ohne die müheloſe Hoheit, womit sein alter König und Kaiser zu allen Zeiten ganz von selber der bedachtsam und gelassen die letzte Entscheidung der Dinge für sich behaltende Herrscher blieb.

In diesem Erbe weiß sich der Enkel. Aber nicht nur in der wohlerhaltenen Hoheitsgewalt des spezifischen Hohenzollerntums steht er damit, sondern in einer allgemeineren geschichtlichen Gesetzlichkeit, die sich dem Historiker aufdrängen muß. So hatte auch Richelieu einst, der

Bismarck Frankreichs, erstlich sein Königtum in die vorderste Front der europäischen Monarchien gerückt und zweitens, bis auf die Unterschiede der Zeitlagen ähnlich, die Unangreifbarkeit wie die Befehlshoheit des ministeriell beratenen Monarchen durchgeführt. Aus derselben Logik, womit auf die geschichtliche Einheit der beiden Namen Richelieu und Mazarin das persönliche Königtum Ludwigs XIV. nachfolgte, hat wohl auch Wilhelm II. als der persönliche Künder des selbsteigenen Gottesgnadentums entstehen müssen.

Aber hierin, in dem beiderseitigen freien Selbstvertrauen und Verzicht auf ministerielle Deckung nach außen erschöpft sich die Parallele zwischen Ludwig XIV. und Wilhelm II., soweit man sie politisch faßt und nicht auf das Dekorative, Ausstattungsmäßige, zur Schau Stellende hinüberschweifen will, worin vielleicht ebenfalls eine Gesetzlichkeit liegen kann, sobald der Herr des Hofes selber durch jegliche Dinge hindurch regiert. Alles andere bleibt verschieden. Vor allem die Einschätzung der Verwendungsmöglichkeit für die individuellen geistigen Mittel. Dort der Bourbone, genau sich der Grenzen seiner Fähigkeiten bewußt, daher stets die Klugheit seiner gutgewählten, vollständig ausgenutzten Berater in den Ausfluß der eigenen gottverliehenen Weisheit verwandelnd, persönlich nie anders als zögernd, sorgfältig überlegt, undurchsichtig, karg. Hier der Hohenzoller, immer voll eigener Gedanken und Entschlüsse, daher immer lebhaft und sicher, selbst dann, wenn nur eine flüchtige Sachlage, ein Affekt, eine lockende Suggestion die Basis dieser schnellen Sicherheit geworden sein sollte. Aber auch in anderem bleibt zwischen den beiden königlichen Erscheinungen der ganze Gegensatz bestehen, welchen die Bewußtheit von Armut oder von Reichtum den Naturen gibt. In Frankreich, bei Ludwig, der ganze Bedacht darauf konzentriert, die gegen ihre Unzulänglichkeiten sich aufringende königliche Person in ein künstlich feierliches Majestätsgebilde zu erhöhen, durch kurzlebige Mittel, durch eine Gloirepolitik, die sich an der Zukunft Frankreichs und des Bourbonenhauses rächen wird, durch die egoistische Ernte aus jeglichen Dingen für den Nimbus eines aus den Menschlichkeiten, ihren Gesetzen und Maßstäben abgelösten Königtums. Bei Wilhelm II. eine verschwenderische Nichtachtung der Entrücktheit des Monarchen, ein bedenkenloses, nacktes Hineinlaufen in jede Kritik. Ein schönes Vertrauen, das etwas herzbewegend Zutrauliches hat: man müsse doch endlich einsehen, daß er es großzügig und redlich meint, und daß er das Richtige weiß. Schon in der körperlichen Haltung spricht sich dieser Gegensatz aus: in der gemeisterten kühlen Förmlichkeit, den immer ausgeglichenen, gemessenen, niemals vom Affekt bewegten Zügen des Königs von Versailles, in der gelesen sein wollenden Miene unseres Kaisers und in der lebhaften Gestikulation, womit er seine Unterhaltung, sobald sie darlegend wird, begleitet. Und wo bei seinen öffentlichen Kundgebungen

die Ablehnung zu ihm hindurch dringt, da denkt er's zu zwingen, indem er's nun erst recht, lauter, deutlicher, herrischer sagt. In die Phalanx, die um die Throne steht und auf deren gliedernde Verdichtung der Roi Soleil das ganze Kunstwerk seines Systems in Anwendung brachte, will der moderne Kaiser sich nicht gebunden wissen; unmittelbar über sie hinweg begehrt er zu dem Volke hin und will es zu sich ziehen durch persönliche Einwirkung. Die zweite Phalanx, die dann wieder um das Volk herum steht, als Parteiführung und Meinungsschacher, die sieht er wohl, aber unmöglich dünkt es ihm, daß sie ihm auf die Dauer den Weg verlegen wird. Und wenn er dazwischen ein enttäuschtes, zorniges Wort von den Nörglern spricht oder seinen Soldaten, so wie ihr Bildungsmaß es frei von Umschweifen hören soll, ohne feinere psychologische Wägungen die letzten Konsequenzen des heiligen Fahneneides klar macht: das Mittel, zu dem er doch immer wieder zurückkehrt, bleibt das schöne des suchenden Vertrauens, bleibt die Zuversicht, daß der von Gott der Nation gesetzte erblich gekrönte Führer, der Träger einer unvergleichlichen dynastischen Tradition, von der er sich nichts abmarkten läßt, am letzten Ende als der echtere Hort der Nation und des menschlichen Wohls in ihr erkannt werden müsse gegenüber den Interpreten seines monarchischen Rechtes und seiner Absichten, seiner Gesinnung. Dies darf man von dem gekrönten Manne sagen, der das Wort gesprochen hat: „Ich werde mich freuen, jedes Mannes Hand in der meinen zu wissen, sei er Arbeiter, Fürst oder Herr — — wenn mir nur geholfen wird!"

Eine Sache für sich ist es, wenn sich in der größeren oder geringeren Nähe eines solchen Herrschers auch die Erscheinungen wiederholen, welche geschichtlich so drastisch zum Wesen der alten absolutistischen Höfe und Regierungen gehörten. Für ihn zunächst beweisen sie nicht; wie zornig es den Kaiser dreinzufahren drängt, wenn er solcher Dinge inne wird, hat der Fall Kotze bewiesen, gleichviel ob sogleich ganz richtig ins Zentrum getroffen wurde. Von der Psychologie des menschlichen Milieus, das durch eine so individuelle Herrschererscheinung, auch im weiteren Umkreise der Zeitgenossen, entsteht, davon zu reden muß sich unsere Ausführung heute versagen. Aber sicherlich, von Kamarilla dürfte man mit keinem heutigen Rechte sprechen, und über alles nähere steht doch fest, wir *haben* jetzt einen Kanzler neben ihm und bei ihm. Um dahin zurückzukehren: niemand fände gerechtes Material zu sagen, Kaiser Wilhelm arbeite an einer über sich selber nicht hinausdenkenden Heldenrolle. Er hat es, wie gesagt, auch gar nicht nötig, nur ein Roi Soleil zu sein. Wenn irgend er wohin gehört, so steht er neben den Besten der Hohenzollern, durch vorschauende Sorge für Staat und Volk nach ganzem Wissen und Gewissen. Jämmerlich müßte der sein, dem nicht seine gelegentlichen Bekenntnisse bis in die eigene Seele zu dringen vermochten: über den Ernst, der durch ihn gehe, wenn er seiner Verantwort-

lichkeit gedenke, über die Rechenschaft, welche dermaleinst abzulegen er sich bewußt sei, wenn er vor dem höchsten Richter erscheine. Wohl steht auch in diesen Stunden seiner Einsamkeit „unter den märkischen Kiefern und Eichen" erhebungsvoll ihm bei die Zuversicht der göttlichen Außersehenheit durch Erbe, das feste und richtige Gefühl, in höherer und umfassenderer Pflicht zu walten, als nur der, ein Ornament im Staate, den Geschäftsführer eines Restes staatsrechtlich umgrenzter Paragraphen darzustellen. Aber nicht so, daß diese übertragende Vorsehung ihm dazu gut wäre, leichter über seine Verantwortung hinwegzuhelfen. Nicht sein Gottesgnadentum bürgt ihm für seine Person, sondern diese soll ihm bürgen für jenes und will sich als das rechte auserwählte Werkzeug bewähren. Aus dieser Auffassung her, aus dieser heiligen Pflichtübernahme einer höher verliehenen Gewalt hat er sein Mittleramt zwischen Vorsehung und Geschicken ohne Scheu mit absolutistisch anklingenden Zitaten und Wendungen betont. Man darf doch so erläutern: darum ohne Scheu, so sorglos und ohne Acht von Ort und Gelegenheit, weil er das ergänzende Verständnis gesichert hielt, daß des Herrschers höchstes Recht auch immer seine höchste Pflicht und die Nichtantastung des allgemeinen Rechts in sich schließe, und daß niemals ein so selbstbewußter Monarch nachgiebiger als er bestrebt gewesen sei, des gottgegebenen Amtes im Einklang mit der vielseitigen Realität der Bedingungen, Sachlagen und Anforderungen zu walten.

Das vollständig übersehene Porträt Wilhelms II., dessen kaiserlichem Walten jeder gute Deutsche aus aufrichtigen Wünschen ein langes Leben erhofft, wird einstmals die Geschichte zeichnen. Man darf vielleicht schon jetzt sagen, daß sie dann mit ungewöhnlichem Interesse das Bild des auf all seinen Gebieten — gewissen Anzeichen nach sogar auf dem der eifrig gepflegten bildenden Kunst — Hinzuerfahrenden, Werdenden, an seiner Fertigkeit Arbeitenden näher ausführen und erläutern wird. Ein nicht unähnliches Bild, wennschon in den Einzelheiten, Zeitumständen, vielleicht auch Maßen verschieden gegenüber dem, das wir von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Gedächtnis tragen. Gerade Friedrich Wilhelms Größe liegt in seinem immer bedeutenden Wollen und in dem keineswegs leicht sich vollziehenden Hindurchringen zu der ruhigen und stetigen Ausdauer, zu der beherrschten Fähigkeit dieses Wollens. Konnte doch noch 1662 der französische Gesandte die inzwischen recht deutlich antiquierte Weisheit wieder auftischen, nach zweiundzwanzigjähriger Regierung des Kurfürsten: Son imagination est presque toujours pleine de nouveautés et de dessins, qu'il ne peut exécuter ou qu'il ne scaurait de luy mesme conduire à une bonne fin. —

Aber, woran selten gedacht wird, die Geschichte wird einstmals auch fragen: als was für ein jemand hat die Personifikation des gebildeten damaligen Deutschtums diesen wollenden, enthusiastischen und unmittel-

baren Kaiser durch seine Regierung geleitet? Stand ihm das mündige Deutschtum seiner Tage gegenüber wie ein sicherer, gerechter Mann, wie ein kluger, durch die Superlative und Raschheiten ruhig hindurchsehender, das Ganze wägender, das Echte herausfindender Urteiler? Oder handelte es zu großen Teilen an ihm wie ein schlechter Lakai, der nicht verträgt, wenn sein Herr mit ihm rückhaltlos ist? Man tut gewiß kein Unrecht, auch diese Frage einmal aufzuwerfen. Die Bahn zwischen Scylla und Charybdis, zwischen Byzantinismus und klatschiger oder profitlicher Schnodderei ist recht eng geworden, und um so schwieriger ist es, sie zu gehen, als auch der aufrechte Mann das eine oder andere gewiß nicht ohne alle Sorge und Kritik vernimmt. Das objektiv gesuchte Ergebnis, wie es nunmehr sich darstellt, steht auf die Seite des aktiven Plus geschrieben. Und zwar ist es reich genug und steht im Wachsen, um der Zuversicht und dem Dank ein Recht zu geben, hell und hoffend zu sein.

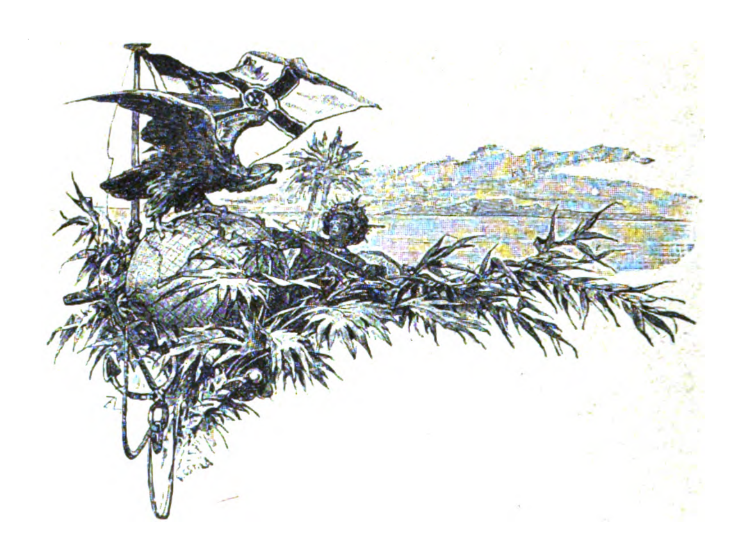
Welches aber sind diese Ergebnisse? Die wichtigsten bezeichnen zu können, wird erforderlich, auch wenn man voraussetzt, daß sie klar genug vor der Allgemeinheit liegen. Der zurückhaltende, kluge, nach allen Seiten hin damals allein mögliche Kompromiß vom Dezember 1870 ist veraltet, der führende König von Preußen im deutschen Bundesreiche ist dem eingewöhnten Bewußtsein der allgegenwärtig sichtbare Kaiser jedes Deutschen geworden. Die Stellung, die Wilhelm I. in der deutschen Volksseele persönlich besaß, hat einen Erben gefunden, der sie zu etwas geschichtlich Dauerndem, zu etwas in seiner Art auch Realem umgeformt hat. Kein Ausländer weiß mehr anders, als von Deutschland und seinem Kaiser; der mißgünstigsten fremden Bemühung wird der Gedanke gar nie wieder kommen, daß es möglich sei, in das innere Gefüge des Reiches jemals wieder die alten, einst so viel und gut gebrauchten Keile zu treiben. Zwar die Gewöhnung der übrigen Nationen, den Deutschen nicht aufkommen zu lassen und nicht spüren zu müssen, ihr enttäuschter Ärger, die internationalen Schachpartien nicht mehr auf dem bunten Felde des deutschen Durcheinanders spielen zu können, ist noch immer nicht besiegt. Man liebt uns noch immer nicht, achtet uns nur gezwungen und gibt noch immer jedem anderen viele Points an Sympathie und Vertrauen vor dem Deutschen voraus. Aber es steht jetzt schon nicht mehr so, daß wir, wie Moltke einst meinte, ganze fünfzig Jahre allein darauf verwenden müßten, um das Errungene nur erst einmal zu schützen. Achtung, mag sie noch so widerwillig sein, haben wir und sehen sie wachsen; und auch die Courtoisie und Versöhnlichkeit des Erben der Siege ist nicht ganz ohne Erwiderung von den in der großen Zeit Besiegten geblieben. Das aber wissen wir alle, daß nicht so sehr — richtiger: nicht überall — der einzelne Deutsche, wo er sich als Tourist oder Händler mit dem Auslande berührt, die Achtung unserer Nation zu steigern der geeignetste ist, auch nicht einmal immer der deutsche Konsul oder Diplomat. Sondern

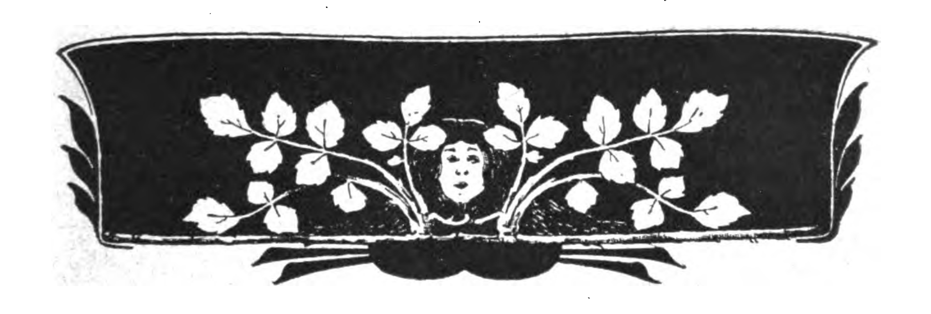
daß in dieser Beziehung, abgesehen von der Anerkennung unseres Fleißes und unserer wirtschaftlichen Kraftentfaltung, die persönliche Figur und Leistung Wilhelms II. das Beste getan hat.

Das bleibt sein hohes Verdienst, selbst wenn das Ausland das Bild der kaiserlichen Aktivität sich noch überschätzend vorstellt. Mit anderen Worten, wenn es die Hemmungen zu wenig in Betracht zieht, die in seiner eigenen Gewissenhaftigkeit und in dem nationalen Wärmegrad unserer öffentlichen Meinung liegen: wenn es an die Stelle unserer widerspruchsvollen und vielfach flauen politischen Bildung etwa die Impulsivität der alldeutschen Verbandesführer in gänzlich verzeichnendem Maße vorrückt. Wenn es, das Ausland, auch seinerseits geredete Worte auslegt, anstatt auf Handlungen zu sehen, und wenn die internationale Presse daher immer wieder Planungen und Ziele der deutschen Politik konstruiert, die wohl dem Auslande für uns, aber nicht uns selber erreichbar oder nur naheliegend erscheinen. Bei uns selber ist es ganz überflüssig, erst zu sagen, daß unsere auswärtige Politik alles andere als begehrlich und gewalttätig ist. Aber weitergekommen sind wir dennoch. Wenn die Logik von Weltverkehr und Weltwirtschaft uns nicht nur ermuntern, sondern einfach zwingen mußte, als Nation einen Anteil an der Weltpolitik nicht gänzlich zu versäumen, so ist es Wilhelm II. gewesen, der sich dieser Logik nicht nur nicht spröde gezeigt hat, sondern der ihr zu Hilfe gekommen ist. Gerade hier hat er entschlossen und weiterschauend sich selber an die Spitze gestellt, aufklärend und gewinnend, drängend und überzeugend nach der Seite unserer nationalen Bildung und Denkweise hin. Nach außen finden wir ihn zuerst tastend, revidierend, Schwierigkeiten und Gefahren wägend, vielleicht überschätzend, liebenswürdig nachgiebig und sogar verzichtend, dann wohl wieder ideenhaft hastig und überschwenglich, aber von da ab doch Boden und Sicherheit gewinnend und endlich bei wichtigen Gelegenheiten die Wahrung unsers Anteils, unseres Rechtes, unserer Zukunft erzwingend.

Gemehrtes nationales Fühlen und reichisches Denken in allen deutschen Landen; straffe deutsche Politik in der Ostmark wie an der Königsau, nationale Ernte im Westen, in den Gesinnungen der Elsaß-Lothringer, und diese wieder unverkennbar beschleunigt durch die eigenartige Mischung von Majestät und lebhafter Natürlichkeit in Wilhelms II. persönlicher Erscheinung; Wachsamkeit über den Grundlagen der inneren staatlichen Macht, kein Erschlaffen, sondern Festigung und Vertiefung in staatlichen Einrichtungen, Fürsorgen und Bestrebungen; unbekümmerter und entschlossener Ausbau unserer Flotte, gemilderte und abgewendete Feindschaften um uns her, festhaltende zuverlässige Treue für unsere Bundesgenossen und für die, die unsere Freunde sein wollen, festere Haltung gegen Versuche, uns abzudrängen, das sind die Punkte, welche die nunmehrige Lage von heute kennzeichnen; sie springen so klar in die

Augen, daß man nicht mehr mit anständigem Gewissen wegen Einzelheiten, die sich gewiß herauszerren lassen, von Unbestand und von Verfehltheit im ganzen sprechen darf. Wir sind nicht leicht und nicht geraden Wegs bis hierher gekommen, die Regierungsweise der neunziger Jahre war in innerer und äußerer Politik so wechselvoll, wie kaum die einer von Wahlen und Parteischiebungen schwankend abhängigen Republik; wir haben vieles erst bitter erfahren, vieles wieder gut und rückgängig machen müssen, um so weit zu gelangen. Aber wir sind doch hier, und froh darum. Unsere Herzen sind nicht gerade voll hellen Jubels und Rühmens, aber sie sind auch nicht verschlossen, und wo sie es waren, tun sie sich auf. Und aus dem Herzschlag der Nationen sind noch immer die glücklichsten Gedanken ihrer Führer, ihre guten und starken Taten geworden.





Wilde Zeit, wildes Blut.

Novelle

von

Sophie Kloerss.

— Schwerin i. M. —


Es war ein feuchter, stiller Märzabend des Jahres 1815. Den ganzen Tag hatte ein warmer Frühlingsregen die Bäume und Sträucher benetzt, und als mit Sonnenuntergang die Wolken sich langsam verzogen, erfüllte kräftiger Erdgeruch die Luft. — Es dämmerte. Von den Wiesen stieg Nebel in dichten Schwaden, zog heran über den schwarzglänzenden Acker, kroch über die massige Steinmauer des Hofes und hing sich um Dach und Gemäuer.

Einsam lag der Hof am Rande des Waldes, abgesondert von den übrigen Häusern des Dorfes, vor sich die Wiesen und hinter den Wiesen die weißen kahlen Dünen, die das Land schützten vor der Wut der See. Stattlich ragte das Gehöft empor hinter der Mauer, Wohnhaus, Ställe, Scheunen, alles neu erbaut und so wohlhabend dreinschauend wie wenig Höfe in der Landschaft, denn die Spuren der furchtbaren Kriegsjahre zeigten sich noch überall im Lande.

Aus dem Hause trat durch das Hintertor eine Frau und ging zum Ziehbrunnen. Der lag seitwärts dicht an der Mauer, so daß sie vorwärts zum Meer, rückwärts nach dem Walde schauen konnte. Groß und stattlich war die Gestalt der Frau, den Nacken trug sie sehr gerade, und die Augen hatten einen harten, scharfen Blick. Schwere schwarze Zöpfe waren im Kranz um den Kopf geschlungen und stimmten zu dem etwas blassen, aber gesunden Braun ihrer Haut. Vielleicht hatte sich in ihren Adern ein Tropfen alten Wendenblutes mit Sachsenblut gemischt, denn die anderen Frauen und Mädchen des Dorfes waren blond und blauäugig mit derben, roten Gesichtern.

Sie ließ den Eimer in die Tiefe gleiten, aber mit dem Wiederaufziehen schien es keine Eile zu haben, denn die Hand an der Stange stand sie und spähte forschend zum Wald hinüber. Als dort nichts sichtbar wurde, was ihre Aufmerksamkeit fesselte, wendete sie das Haupt und ließ den Blick an den Dünen hingleiten, langsam, prüfend, als mache es ihr Mühe zu erkennen, ob die dunklen Flecke an den weißen Hängen Ginstergestrüpp oder etwas Lebendes, Bewegliches seien.

Ein scharfer Ruf scholl vom Hause her: „Marik, Marik!“

„Ich komm' all.“ Ohne sich zu beeilen, hob sie den Eimer und ging zur Tür. Da prallte sie ein wenig zurück. Im Schatten der Mauer lehnte ein Mann und maß sie mit höhnischem Lächeln.

„Hast dich erschreckt? Was gab's denn da zu sehen draußen, he? Ging wohl wieder wer vorüber, wie gestern abend?“

„Ich weiß nicht, was du willst.“

„Hab dich man nich. Meinst, ich sah's nich, wie du gestern nachmittag aus dem Haus gelaufen bist und hast hinter dem fremden Menschen hergeguckt, der da an der Mauer lang ging.“

„Was du wieder gesehen hast.“

„Marik,“ seine Augen fingen an zu glimmen, „nimm dich in acht, Deern. Meinst, ich weiß nich, auf wen du noch immer lauerst? Weil's einer war, in fremdländ'schem Zeug, en Matrose oder so was, da dachtest du, es könnt' der Jochen sein, der Durchgänger, der Mordsbrenner —“

Mit kräftigem Ruck schob sie ihn unvermutet zur Seite. „Laß mich in Ruh, du bist verrückt. Da, die Frau ruft schon zum zweiten Male.“

Wieder hörte man den scharfen Ruf: „Marik, Marik!“

Das Mädchen trug den Eimer in die Küche und ging dann über die große Diele nach einem Zimmer im Vorderhause. Alle ihre Bewegungen hatten etwas Ruhiges, Sicheres; sie hastete nicht und erregte sich nicht. In dem Zimmer, das sie betrat, brannte bereits Licht; ein dünnes Talglicht in einem messingnen Leuchter. Sein Schein vermochte den ziemlich großen Raum nur schwach zu erhellen, nur eine Ecke des Gemaches trat deutlicher aus dem Dämmern hervor. Neben dem riesigen Kachelofen saß im Sorgenstuhl, eingepackt in Kissen und Decken, eine schwerfällige, weibliche Gestalt, augenscheinlich eine alte, kranke Frau.

„Wo hast so lang gesteckt, Marik,“ fragte sie unfreundlich, „tot kann man sich schrein, bis ein Mensch kommt.“

„Ich war draußen, Wasser holen.“

„Wasser holen, so? Früher brauchten die Mädchen nicht stundenlang, um zum Brunnen zu gehen. Was siehst mich so an? Meinst, ich weiß nich, was du treibst? Belügst und betrügst mich —“

„Wenn ich der Frau nicht mehr paß', kann ich ja gehen. In der Stadt find' ich allemal einen Dienst.“

Die Kranke erschrak sichtlich. „So, aus'm Dienst laufen, das möcht'st?

Und wer soll denn für mich sorgen?" Plötzlich schlug ihr Zorn in Weinerlichkeit um. „So ein armes altes Wurm, das läßt man liegen in seiner Elendigkeit, da kann man's nich abwarten, bis die Alte unter der Erde ist."

„Ich mißgönne Euch das Leben nicht."

Die Alte jammerte weiter. „All mein Geld hab' ich ihm zugebracht, hab' den Hof verkauft und die Mühle, weil er es so gewollt hat, und jetzt gönnt er mir nicht das bißchen tägliche Brot. Und seine Liebste," ein giftiger Blick traf das Mädchen, „die meint's grad' so wie er. Ach, du gütiger Himmel, womit hab' ich das verdient?"

„Laßt den Himmel aus'm Spiel; der wird schon wissen, womit Ihr's verdient habt. Habt Ihr den Armen jemals was gegönnt? Nich das Schwarze unterm Nagel. Mich" — sie zuckte gleichgültig mit den Achseln, — „mich habt Ihr schon immer beschimpft, bloß weil ich ganz arm war, und weil ich das Unglück hatt' mit dem Jochen. War das meine Schuld, wenn er dem Bauern den Hof angesteckt hat? Ich hab's ihm nicht geheißen. Und wie habt Ihr mir's gemacht, wenn ich Euch vorbeigegangen bin und hab' Euch gegrüßt? An mir vorbei gesehen und ausgespuckt, und zu den Frauen gesagt: Ne Hex' is sie, vor der muß einer sich wahren."

„Weil du doch all den Burschen die Köpfe verdreht hast, Marik, alle waren sie hinter dir her."

„Ich hab' sie nicht drum gebeten. Ich hab' bloß den einen —" Sie brach kurz ab. Ihre Brust dehnte sich, ein heißer, erregter Ton war in die Stimme, ein flirrender Glanz in die Augen gekommen. Gespannt sah die Frau in das gerötete Gesicht; die schwarze Marik sprach so selten, und sie langweilte sich tödlich.

„Was wolltest du sagen? Du hast bloß den einen —"

„Ach was, laßt den Toten ihre Ruh. Soll ich Euch ins Bett bringen?"

„Ins Bett? Da ist man erst ganz beiseit geschoben. Wo ist der Bauer?"

„Wo wird er sein? Wahrscheinlich im Krug."

„Ruf ihn mal. Nein, weglaufen brauchst nich schon wieder, ruf nur aus der Tür."

Das Mädchen tat, wie ihr geheißen. Die tiefe, volle Stimme hallte durch das große, stille Haus: „Bauer, Bauer!"

Es kam keine Antwort.

„Ruf noch eins."

Da öffnete sich hinten am Flur die Tür der Knechtskammer, matter Lichtschein fiel heraus und eine verdrossene Stimme rief: „Der Bauer ist zum Krug gegangen, 'ne ganze Weile is er schon weg."

Sofort fing die Alte wieder an zu jammern: „Natürlich, da sitzt er

nu und trinkt und spielt und tut sich dick, und alles mit meinem Geld. Ein Elend ist es, und im Elend komm ich noch mal um."

„Was habt Ihr ihn genommen, Frau? 's hat Euch ja keiner geheißen."

„Ich wollt, ich hätt' ihm nein gesagt! Muß mich der Satan plagen, daß ich auf meine alten Tage mir noch solchen jungen Kerl zuleg. Was hat er mir nicht alles vorgeredet, wie gut ich's haben sollt, wie er für mich sorgen wollt, — und jetzt? Der Lump, der —" — Der Zorn versetzte ihr den Atem, sie keuchte, stöhnte, rang nach Luft, endlich fiel sie matt in die Kissen zurück. „All das Ärgern nützt nichts, bring mich man ins Bett, Marik."

Eine Stunde später trat das Mädchen wieder in den Hof hinaus. Die Frau schlief, und das ruhige Sitzen im dumpfen Zimmer war ihr eine Qual. Da kamen die Gedanken, dunkle, wilde, haßerfüllte Gedanken, und dazwischen ein Sehnen, heiß und leidenschaftlich, als wollte es ihr die Brust sprengen. Und heute war es noch schlimmer als sonst. — Der Bauer hatte recht. Als gestern abend in der Dämmerstunde der fremde Mensch am Hof entlang gegangen war, da war es über sie gekommen. Hinten in der Küche hatte sie gestanden, da sah sie ihn. Er kam von der See her und ging mit zögernden Schritten, dabei unverwandt nach dem Haus herüberblickend. Es war zu dunkel gewesen, um die Züge zu erkennen, aber Gang, Haltung, Gestalt — — — Es war ihr, als bekäme sie einen harten Schlag gegen das Herz. Für einen Augenblick stand sie unbeweglich, dann flog sie förmlich aus der Tür, hinaus zur Mauer. Aber da kam gerade der Bauer aus der Scheune, rief sie an, und der Fremde verschwand mit schnellen Schritten im Dunkel. Die ganze Nacht hatte es ihr keine Ruhe gelassen. Wenn er es doch gewesen wäre, der Eine, den sie geliebt hatte von ihrer Kindheit an? Erst unbewußt, dann zaghaft, ängstlich, und zuletzt ganz toll und verrückt, wie gar kein anderes Dorfmädchen lieben konnte.

An jauchzende Tage dachte sie, bei Arbeit oder Tanz, draußen im Feld, wo die heiße Sommersonne glühte, oder drinnen im Krug, wo die Musikanten fiedelten und er sie im Tanz schwenkte, während seine heißen Blicke in ihre brannten und sein Mund zärtliche Worte raunte. An stille Abende dachte sie, wenn er sie heimbrachte zur Hütte der Mutter, die einsam am Ende des Dorfes lag. Wie sie an der niedrigen Katentür standen, fest aneinander geschmiegt in brennender Zärtlichkeit, bis die Stimme der Mutter von drinnen erscholl: „Marik, komm rein, is Schlafenszeit."

Seit damals waren Jahre vergangen, fünf lange Jahre. Sie wußte nichts mehr von ihm, wußte überhaupt nicht, ob er noch lebte, das Heimkehren hatte er wohl längst vergessen. Was hätte er auch noch sollen im Dorf? Da lebte nur noch Haß für den Mordbrenner, der in

der Nacht, ehe er sich davon gemacht, das halbe Dorf in Flammen gesetzt hatte. Er hätte einen bösen Willkomm erhalten. Und sie? Ein hartes Lächeln verzerrte ihr Gesicht, — sie hatte sich eben auch getröstet inzwischen. — Aber während sie das dachte, gingen ihre Blicke wieder ruhelos über die Mauer hinweg vom Walde zu den Dünen, von den Dünen zum Walde. — Da sah sie ihn. — Die Nebel waren zerflattert, mattes Mondlicht erhellte die Gegend, und plötzlich trat der, an den sie dachte, aus dem Schatten der Mauer und kam auf sie zu. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie ihm entgegen. Jetzt stemmte er die Hände auf den Mauerrand, jetzt schwang er sich hinüber, jetzt stand er vor ihr.

„Gu'n Abend Marik." So ruhig klang es, als habe er erst gestern Lebewohl gesagt.

„Gu'n Abend," murmelte sie heiser, ihre Arme hingen schlaff herab.

„Kennst mi wohl nich mehr?"

„Jochen! — Wo kommst du her? Was willst hier?"

Er lachte auf. „Freust dich nich, daß ich wieder da bin? Vom Schiff komm' ich, lieg' mit'n Engelländner bei Hamburg. Fünf Tag hab' ich Urlaub mal in die Heimat zu wandern, und zu sehen, ob mein Schatz mir noch treu ist."

Seine scharfen, blauen Augen sahen sie so fest und prüfend an, daß sie die ihrigen niederschlug.

„Marik, in Hamburg traf ich Klaus Reimers hier aus'n Dorf, der fährt jetzt auch zur See; der ha't mir was erzählt von dir, ist das wahr?"

Trotzig hob sie den Kopf. „Und wenn's wahr ist?"

Er ballte die Fäuste, und sein Gesicht wurde unheimlich. „Du bist Karl Eggers seine Liebste?"

„Ja," sagte sie hart und warf den Kopf zurück, „ich bin es, und nun kannst du mich totschlagen, hast mir ja früher oft genug gedroht damit."

Aber er hob die Hand nicht, sondern fragte nur ganz langsam: „Wie kam das?"

„Wie's kam? Was kümmert's dich? Hast du einmal nach mir gefragt in den Jahren? Hast mir einmal ein Wort geschrieben?"

„Mit dem Schreiben, das weißt du, das will bei mir nicht. Einmal hab' ich dir aber doch einen Brief geschickt mit einem Landsmann aus Heide, daß ich wiederkäm, wenn die Franzosen raus wären aus dem Land. Hast den Brief nicht bekommen?"

„Nichts hab' ich bekommen; warum kamst du nicht selbst?"

„Du hast gut reden. War ich deshalb den Franzosen durch die Lappen gegangen, als sie mich in den Soldatenrock stecken wollten, da-

mit sie mich hinterher noch einfingen und füsilierten? Hier im Dorf hätt' mich keiner verborgen."

„Nein, die hassen dich, weil du ihnen die Häuser angesteckt hast."

„Das ist nicht wahr. Hier den Hof hab' ich angebrannt, um die verfluchten Franzosen auszuräuchern, die Eggers so gern in sein Haus nahm, und die hier vom Hof aus so schön in den Dünen herumspionieren konnten. Mehr wie einen armen Kerl haben sie von hier aus abgefaßt beim Schmuggeln und niedergeschossen, mehr wie einen haben sie hierher gelockt und in den Soldatenrock gesteckt. Und der Eggers drückte beide Augen zu, weil sie ihm Geld ins Haus brachten, der Schuft."

„Ist das gewiß und wahrhaftig wahr, Jochen?"

„Bei meiner Seligkeit, Marik. Ich bin doch nicht umsonst Knecht hier gewesen. Schlau genug hat's Eggers angefangen, daß ihm keiner was nachweisen konnte, aber ich hab's doch gemerkt. Und weil er das wußte, hat er die Franzmänner auf mich gehetzt, sie sollten mich auch für ihren Kaiser pressen. Wie sie aber nachts in meine Kammer gedrungen sind, zehn Mann gegen einen, da hab' ich mich nicht lange besonnen. Raus zum Fenster, draußen hing die Stalllaterne, das Licht unters Strohdach gehalten, im Nu flammte das trockene Zeug hoch, und eh' mich einer fassen konnt', war ich über die Mauer hinüber nach den Dünen. Da hab' ich mich verborgen gehalten bis zur nächsten Nacht, da kam ein Däne mit Konterbande, die nahmen mich mit."

„Darum hast du's getan, darum? Was hat's aber genützt? Eggers hat die reiche Möllersche gefreit und hat sich den Hof größer aufgebaut als vorher. Das Flugfeuer aber is übers halbe Dorf gegangen, viele Leute haben kaum das nackte Leben gerettet, — die haben noch eine Wut auf dich —! Jochen," sie schauderte zusammen, „wenn sie dich in die Hände kriegen, schlagen sie dich tot."

„Sie kriegen mich nicht. Wenn ich weiß, was ich wissen will, geh ich wieder. Warum ist das so gekommen mit dir? Liebst du den anderen?"

„Lieben? Hassen tu ich ihn, hassen wie die Pest."

„Aber wie war das denn möglich?"

„Kannst dir's nicht denken? Arm genug is es uns immer gegangen, die Mutter so schwächlich und der Hungerlohn bei den Bauern, aber bis dahin hat's mir wenig verschlagen. Da kam das mit dir. Kannst dir das denken, wie's gewesen ist, als du fort warst? Längst haben sie eine Wut auf mich gehabt: die Mädchen, weil die Burschen mir nachliefen, und die Burschen, weil ich sie aushöhnte. Und nu haben's mich alle entgelten lassen, weil sie dir nichts mehr anhaben konnten. Da drinnen, die Alte, die is die Schlimmste gewesen, als Hexe hat sie mich ausgeschrien im ganzen Dorf, kein Mensch hat mir mehr Arbeit gegeben, ein Glück ist's noch gewesen, daß die Mutter bald gestorben ist, verhungern hätt'

sie sonst müssen, die arme Frau." Die Sprache des Mädchens wurde immer erregter, sie dämpfte sie nicht mehr, scharf und laut klang jedes Wort.

Der Mann legte eine Hand auf ihren Arm, als müßte er sie zur Vorsicht mahnen. „Warum bist nicht fortgegangen von hier?"

„Erst konnt' ich nicht, wegen dir. Immer dacht' ich, du kämst, und ich müßt' da sein. Gesponnen hab' ich und das Garn in die Stadt getragen, aber ein Hungerbrot war's. Und als du nicht kamst, immer nicht, da hat mich der Haß auch gepackt, und ich hab' nicht mehr fort wollen. Die Bande da," sie zeigte auf das Dorf, „die sollte nicht länger vor mir ausspucken und beiseite sehn, wenn ich durchs Dorf ging. Siehst du, darum bin ich seine Liebste geworden, weil er sie alle in der Hand hat, weil sie ihm alle was schuldig sind, und weil er tun muß, was ich will."

„Darum?" sagte der Fremde langsam, „darum?"

„Ja, darum. Und weil die, die alle gegen mich gehetzt hat, seine Frau ist. Die muß jetzt auch, wie ich will; gute Worte gibt sie mir noch, daß ich sie nicht verlassen soll, denn der Bauer — —, der sieht oft tagelang nicht nach ihr. Erst, wie er mich auf den Hof geholt hat, — lang genug war er umsonst gelaufen — da hat sie getobt vor Wut. Aber seit die schwere Krankheit über sie gekommen ist, da is sie still geworden."

„Und reut's dich nie, Marik?"

„Warum soll's mich reuen? So lang' ich ein anständiges Mädchen war, da haben sie mich alle verachtet, und jetzt — — Du sollst nur hören, wie sie bei mir bitten und betteln, daß ich ein gutes Wort für sie einleg' beim Bauern, wenn sie Geld brauchen, oder Zins zahlen sollen und können's nicht. Jetzt können sie die Mützen tief genug ziehn, wenn ich vorbei geh, und die Weiber tragen mir Kuchen ins Haus, wenn's ein Fest gibt, und geben süße Worte dazu. Jetzt seh ich sie nicht, wenn ich nicht will!"

Die Erregung war allmählich aus den Zügen des Mannes gewichen, aber ernst sah er aus, sehr ernst, und allerlei Gedanken schienen in ihm zu arbeiten. Eine Weile sprach keins weiter, endlich fragte er: „Bist du nu glücklich, Marik?"

„Glücklich?" sie lachte kurz auf und zuckte die Achseln.

„Willst du mit mir kommen?"

„Mit dir — kommen —? — Wohin?"

„Erst nach Hamburg, und denn weiter, — nach England, oder so wo. Drüben in England nehmen sie's nicht so genau wie hier mit Papieren und so'n Zeugs. Da gibt uns schon einer zusammen."

„Was redst du eigentlich, Jochen?"

„Na, wenn du nicht willst! Hier sitzt freilich besser in der Wolle,

was? Was Großes ist es ja nicht, die Frau von so'n armen Seemann werden."

„Deine Frau?" Ihre Augen starrten ihn groß und ungläubig an, „du willst mich zur Frau?"

„Ich hab' nie eine andere haben wollen, das weißt ja."

„Aber jetzt, jetzt, — wo ich so, — wo du das weißt?"

Er legte den Arm um sie und zog sie fest an sich. „Hast mich noch lieb, Marik?"

„Ob ich dich lieb hab'! Ob ich dich lieb hab'!" Wie Lachen und Weinen klang es zugleich.

„Siehst," murmelte er und preßte sie an sich, als wollte er sie zerbrechen, „wenn dir was an dem läge, an dem Kerl, — ich hätt' dich umgebracht! Dich und ihn."

„Hättst das getan? Wirklich? Das hättst getan?" Ihre Augen strahlten ihn an. „So lieb hast mich immer noch?"

Statt zu antworten, verschloß er ihr den Mund mit Küssen. — Wie lange sie so weltvergessen in seinem Arm gelegen, wußte sie nicht: bis ein dumpfes Geräusch sie plötzlich zusammenfahren ließ.

„Was war das?" fragte er.

„Es klang wie das Hoftor. Der Bauer kann doch nicht schon heimkommen?" — Tiefer traten sie in den Schatten des Walles und lauschten; alles blieb still.

„Weißt, wo ich letzte Nacht gewesen bin?" flüsterte er. „In eurer alten Hütte. Die hält aber nicht lange mehr zusammen. Durch das Dach sieht der Himmel, und die Decke in der Stube hängt ganz schief. Dafür sucht einen aber auch kein Mensch in dem Winkel."

„Ich bin nie wieder drin gewesen, seit ich hierher ging. Ich mußte da immer an dich denken, und wie's hätt' sein sollen, — das war zum verrückt werden."

„Eh' wir fortmachen, muß ich noch mal hin; ich hab' meinen Ranzen da mit Zeug und Papieren. Komm gleich mit, wir sind da auch am nächsten bei den Dünen."

Sie sah bedenklich zum Himmel auf. „Sie würden mich hier bald suchen, und der Mond scheint so hell, daß sie uns sehen, wenn wir von der Hütte nach den Dünen gehen. Schwarzens Hof ist zu dicht bei, und der," sie deutete über die Schulter nach dem Haus, „war vorhin schon so komisch, als hätt' er was gemerkt."

„Um Mitternacht sinkt der Mond, dann komm mir nach. Wenn du hinterm Dorf rum durch den Wald gehst, sieht dich kein Mensch. Oder graust dich? Soll ich herkommen und dich holen?"

„Ne, ne; ich komm' zu dir. Einer allein kann sich leichter verstecken, wenn da doch wer kommt. Mir ist so angst, daß dich jemand sehen kann!

— Jochen, versprich mir bloß, geh nicht wieder aus der Hütte, bis ich da bin und weiß, daß er nichts gemerkt hat."

„Du Hase! Bist immer so angst gewesen vor ihm?"

„Ach, doch nicht um mich. Bloß um dich is es mir!"

„Ich hab keine Angst vor dem. Mir wär's gerad recht, wenn er mir in den Weg liefe, der Lump — der —"

„Sscht, sprich leise. Denkst denn nicht an mich? Was aus mir wird, wenn sie dir was antun?"

„Na, dann will ich nicht rausgehn aus dem Loch, bis du da bist; bist nun zufrieden?"

„Und du nimmst mich wahrhaftig mit?"

„Ich nehme dich mit, und du wirst meine Frau."

„Ach das — — Wenn ich auch bloß deine Magd sein soll; deine Magd werde ich gern. Wie gern!"

„Nein," sagte er ernst, fast zornig, „so sollst du nicht reden, hörst du? Nie wieder. — Das käm' mir so vor, als wär' es auch nicht anders wie jetzt, und dann — siehst du — dann könnt' ich dir nicht richtig glauben. Am Ende dächt' ich, du wärst doch bloß so eine — so 'ne Leichtfertige. Wenn du mit mir kommst, denn mußt du mir das heilig schwören: ‚In Glück und Not, bis der Tod uns scheidet.' Willst du das nicht?"

„Doch," sagte sie ganz demütig, „ich will's. Sag' du mir nur, was ich tun soll, ich tu alles."

Mit langem Blick musterte er ihre Gestalt. „Dann gehst jetzt hinein und ziehst das fremdmodsche Zeug ab. Du gehst ja wie eine aus der Stadt."

„Das tat ich bloß denen im Dorf zum Tort."

„Aber er hat's bezahlt, was?"

Sie biß sich auf die Lippen und senkte den Kopf.

„Wenn du kommst, sollst du mir nichts mitbringen, wie das Kleid, was du bei deiner Mutter getragen hast. Hast du Schmuck von ihm?"

Sie nickte.

„Den läßt du hier. Auch Geld?"

Wieder ein Nicken.

„Keinen Heller nimmst mit; hörst du?"

„Ja."

Tief aufatmend zog er sie noch einmal in seine Arme. „Dann sag' ich dir nu adjüs. In drei Stunden bist bei mir, was? — Du, hinter den Fenstern da ist mit einmal Licht, was bedeutet das?"

„Die Bäuerin wird nicht schlafen können und nach mir rufen. Adjüs, Jochen, sie suchen mich sonst."

Sie stand aber doch noch einige Augenblicke, bis er über den Wall

gestiegen und im Schatten des Waldes verschwunden war, dann erst ging sie mit schnellem, festem Schritt in das Haus.

Auf der hinteren Diele war es dunkel. Aus den Ständen der Kühe tönte leises Brummen und das Klirren von Ketten. Dumpfe Wärme erfüllte den Raum und legte sich schwül auf die Brust. Unwillkürlich hielt Marik den Schritt an. Es war ihr, als sei sie nicht allein in dem Raume zwischen den trägen Tieren; als lauerte etwas dicht neben ihr, streckte die Arme nach ihr aus, wollte sie würgen. Eine jähe Angst überfiel sie, sie, die niemals Furcht gekannt hatte. Mit einem Ruck befreite sie sich von dem atemberaubenden Druck und stieß die Tür zur Vordiele auf. — Auch hier alles still, aber unter der Stubentür hervor schimmerte Licht; die Bäuerin war wach. Da rief sie auch schon:

„Marik, Marik!"

„Ich komm all, Frau."

Mit erregtem, verstörtem Gesicht saß die Kranke im Bett. „Marik, ich bitt' dich um Gotts willen, was ist los im Haus?"

„Was soll los sein, Frau? Is ja alles still und ruhig."

„Ruhig nennst du das, wenn der Bauer hier rein kommt und reißt das Gewehr aus'm Schrank, und wie ich ihn frag', was das soll, starrt er mich an, als wenn er mir selbst zu nah will damit, daß ich laut losschrei vor Angst. Da lacht er und rennt raus. Und die Deerns sind all mit den Knechten los zu Schwarzen, zur Verlobung, und kucken da durchs Fenster. Und du hörst auch nich, wenn ich ruf'. Ach du mein Gott! Und ich arm's Wurm, ich muß hier liegen und kann mich rein tot schreien, und kein Mensch kommt."

„Nu bin ich ja da, und Ihr solltet man nicht so viel reden, Frau, nachher kommt der Schlaf überall nicht mehr. Ich will mal 'ne Tasse Kamillen kochen, die werden woll helfen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff sie den Leuchter mit dem schwelenden Licht und ging hinaus in die Küche. Die Bäuerin schrie und lamentierte über die Dunkelheit, doch das Mädchen hörte nicht.

Während sie den Tee kochte, war eine aufgeregte Ruhelosigkeit in ihr. Wenn nun die Kranke nicht wieder einschlief? Wenn sie die halbe Nacht bei ihr sitzen mußte, wie schon manches Mal? Und in drei Stunden hatte Jochen gesagt, erwartete er sie. Nur noch drei Stunden! — Und wenn sie trotz der Frau fortginge? Die konnte ihr zwar nicht nachlaufen, aber inzwischen mochten die anderen heimkommen und sie suchen. Der Bauer hatte sicher Verdacht geschöpft, er war so mißtrauisch. — Was wollte er mit dem Gewehr? — Warum war er überhaupt heimgekommen, und wo war er jetzt? — Plötzlich schrie sie laut auf. Keine drei Schritte von ihr stand der Mann, auf Socken hatte er sich in die Küche geschlichen.

„Herrgott, was bin ich erschrocken!"

„Warum denn? Bist doch sonst nicht so bang. Darum schreit man doch nicht gleich, als wenn's Haus brennt."

Sie versuchte zu lachen. „Die Frau hat mir Angst gemacht, du hättst sie erschießen wollen."

„Die alte Trine ist verrückt," sagte er grob. „Hat nichts mehr vom Leben wie Waddig und Weihdag und ängstigt sich vorm Tod wie unklug. Der mag sie auch nicht, schlimm genug für mich."

„Darum brauchst sie doch nicht so zu erschrecken?"

„Erschrecken? Bloß weil ich mir den Schießprügel hol? Hein Ewers will ihn haben, sie wollen vor Schwarzen seinen Haus ballern."

„So, dazu wolltest du ihn!" Sie atmete erleichtert auf.

„Wozu hast du denn gemeint, daß ich ihn sonst wollte?" Er musterte sie heimlich, während sie den Tee in eine Tasse goß. Sie sah den lauernden Blick nicht, aber sie fühlte ihn und machte ein gleichgültiges Gesicht.

„Ich hab' mir den Kopf nicht drum zerbrochen; was geht's mich an? Gehst noch wieder hin zu Schwarzen?"

„Du willst mich woll los sein?"

Sie zuckte nur mit den Achseln und ging aus der Tür. Er folgte ihr nach, und auf der Diele umfaßte er sie.

„Laß mich los, ich hab' keine Zeit zu Dummheiten."

„So? Na, wenn ich es will, wirst wohl Zeit haben."

„Oder ich hab' keinen Sinn dafür, daß du's weißt."

Statt sie los zu lassen, zog er sie noch fester an sich. „Ich laß dich nicht eher gehn, bis du mir sagst, mit wem du vorhin da draußen wieder geredet hast."

So sehr sie sich zu beherrschen suchte, er fühlte doch, daß sie zusammenzuckte, und hörte den gezwungenen Klang in ihrem Lachen. „Du bist heute ganz dwatsch. Darf ich mit keinem Menschen mehr reden?"

„Meinetwegen gern, aber ich darf doch auch woll danach fragen."

„Jochen Klüterkopp war's," log sie dreist, das war der alte Botengänger. „Er fragte, was du was in Heide zu besorgen hättest. Nu läßt mich aber in Ruh."

„Gib mir erst 'en Kuß, Marik."

„Da kannst lang lauern."

„Mir scheint, du bist heut schlecht bei Kopf."

Sie ruckte sich ungeduldig los. „Ist das ein Wunder? Das ganze Dorf ist heute bei Schwarzen; ich hab' vorhin das Gejuchz bis hierher gehört, bloß ich darf mich da nicht sehen lassen. Du weißt warum."

„Komm mit mir! Woll'n mal sehn, was sie für Gesichter machen; ob's einer wagt, dir grob zu sein."

„Du meinst, weil Schwarz dir Geld schuldig ist fürs Saatkorn, muß er den Mund halten? Ne, danke. Hinter meinem Rücken stecken sie

doch die Köpfe zusammen und zeigen mit Fingern auf mich. Geh du man allein."

Ohne eine Antwort abzuwarten, trat sie ins Zimmer. Die Augen des Mannes starrten mit unheimlichem Blick auf die sich schließende Tür. „Wahr dich, Deern," zischte er heiser.

— — — — — — — — — —

„Wo du bloß immer bleibst, Marik," lamentierte sofort die Kranke. „Ich hab's ganz gut gehört, mit dem Bauern hast du getuschelt vor der Tür."

„Warum soll ich's abstreiten? Ich hab' ihn nach dem Gewehr gefragt. Bei Schwarzen wollen sie damit ballern, das ist alles. Nu trinkt mal den Tee, daß Ihr zur Ruh kommt."

Mißtrauisch sah die Alte den Trank an. „Is da auch nichts drin?"

„Was soll denn da drin sein? So'n Unsinn."

„Fahr mich doch nicht gleich so an. Ich weiß ja doch, ich leb' für euch viel zu lang."

Das Mädchen hielt es nicht der Mühe wert, eine Antwort zu geben. Sie stellte die Tasse neben das Bett, holte ihr Spinnrad und setzte sich an den Ofen. Von dort aus konnte sie die Kranke beobachten, ohne selbst von ihr gesehen zu werden. Langsam setzte sie das Rad in Bewegung und zog den Faden. Dabei begann wieder die Unruhe in ihr zu arbeiten. Die Zeit verging, eine Minute nach der andern zog vorbei, und sie wußte noch immer nicht, wie sie es anfangen sollte, unbemerkt aus dem Hause zu gelangen. Die Kranke dort trank und schwatzte abwechselnd, und draußen hantierte der Bauer herum und schien nicht wieder fort zu wollen.

Endlich kam er herein, die Mütze auf dem Kopf. „Ich geh' nu. Hast dich besonnen und kommst mit?"

„Danke, ich bleibe hier. Die Frau hat auch keine Ruh heut abend, die kann ich nicht allein lassen."

Schneller drehte sich das Rad, Augen und Finger waren ganz mit dem Garn beschäftigt, so daß sie nicht aufsah.

Er ging hinaus und schmetterte die Tür zu, daß es krachte.

Die Frau fuhr jäh zusammen. Als sie aber an dem Schnurren des Rades merkte, daß Marik ihren Platz nicht verlassen hatte, beruhigte sie sich wieder.

Und abermals verging langsam eine Minute nach der anderen. Nur das schwirrende Rad und der Wind im Ofen sangen eintönig wie jeden Abend ihr Lied, und in der Wand klopfte und hämmerte ein Wurm.

„Der Totenwurm pocht," sagte die Frau. „Ob's mir gilt?"

„Der klopft schon lang. Der Bauer hat altes Holz mit hineingebaut ins Haus, davon kommt's."

„Du weißt immer alles besser."

Wieder Schweigen; und allmählich wurde der unruhige ruckweise Atem der Kranken gleichmäßiger, länger, sie schlief ein. Marik horchte. Langsamer ging das Rad — jetzt stand es ganz. Die Schläferin rührte sich nicht. Leise erhob sich das Mädchen und ging zur Tür. Vorsichtig hob sie die Klinke, langsam, leise drückte sie sie wieder ins Schloß, — drinnen blieb alles still. Auf den Zehen schlich sie in ihre Kammer, schob hinter sich den Riegel vor und atmete tief auf.

Im Hause schwieg jeder Laut. Die Menschen waren alle im Dorf zur Feier, die kamen so bald nicht heim; und wenn sie kamen, würden sie denken, sie schliefe längst. Vor dem Morgen fragte niemand nach ihr, dann aber war sie lange fort, auf dem Weg zu einem neuen Leben.

Sie scheute sich, Licht zu machen. Bei dem matten Schein des sinkenden Mondes sah sie genug, um sich in der bekannten Umgebung zurecht zu finden. Hastig legte sie das blaue Wollkleid ab, das nach städtischer Art geschnitten war, und öffnete eine alte, hölzerne Truhe. Sie mußte viel herausräumen, ehe sie auf dem Boden des Kastens das Kleid fand, mit dem sie in dies Haus gekommen. Schnell warf sie alles andere zurück, mochte es liegen, wie es hineinfiel. Jetzt den Deckel darauf, und dann das Gewand übergestreift, das Kleid der Armut und Freiheit.

Die Jacke von grobem, schwarzem Stoff spannte sich eng über die kräftige Brust. Marik spürte, daß sie stärker geworden, seit Not und Arbeit nicht mehr ihr Teil waren. Mit festem Griff preßte sie den Verschluß zusammen und griff nach dem dicken, selbstgesponnenen Rock. Rot und grün waren seine Streifen, die Farben hatte ihr Schatz am liebsten an ihr gesehen, damals in der seligen Zeit, als sie noch in der elenden Hütte wohnte. Jetzt war sie fertig, aber draußen war es noch immer zu hell und zu viel Leben im Dorf. An dem selten lauen Frühlingsabend trieben sich Burschen und Mädchen draußen paarweise umher; sie riskierte, heimlichen Liebesleuten zu begegnen, erkannt und beobachtet zu werden. So setzte sie sich auf den Bettrand und wartete, die Hände still im Schoß. Die tiefe Stille um sie her ließ auch ihre Seele ruhig werden.

So war er doch heimgekehrt und holte sie nach. Es war wie ein Traum. Alles sollte noch einmal wieder gut werden. Mit seinem Munde hatte er ihre Lippen rein geküßt, mit seiner starken Liebe die wüsten, haßerfüllten Gedanken aus ihrem Herzen vertrieben. Wie hatte es überhaupt so weit mit ihr kommen können? Wie hatte sie sich so wegwerfen können aus lauter Haß und Bitterkeit? Sie begriff sich selbst nicht mehr.

Dunkler wurde es, der Mond hatte den Waldrand erreicht; jetzt war es Zeit. Sie schlich an das Fenster, öffnete es und spähte hinaus. Draußen regte sich nichts; da hob sie sich auf das Fensterbrett und sprang

hinaus. Wieder stand sie und lauschte, — kein Ton weithin. Ihre Kammer lag neben dem Zimmer der kranken Frau, das Fenster ging in den Obstgarten, der an den Wald stieß. Die unbelaubten Obstbäume, vereinzelt im Rasen, boten wenig Schutz, aber sie schlich geduckt, Schritt für Schritt an der Hecke entlang, jeden tieferen Schatten ausnutzend. An der Gartentür hielt sie einen Augenblick an. Die Pforte knarrte und kreischte, es war nicht geraten, sie zu öffnen; lieber zwängte sie sich durch eine Lücke in der Hecke. Endlich war sie im Walde und schritt, tief aufatmend, schneller aus. Der Wald zog sich in gleicher Richtung wie die Dünenkette durch das Land, an seinem seewärts gewandten Rande lag das Dorf, und am äußersten, südlichen Ende des Dorfes die morsche Hütte. Fast ebenso abgesondert lag sie von den übrigen Häusern wie nordwärts das Eggerssche Gehöft.

Das Mädchen machte einen weiten Bogen durch den Wald. Jeder Stein und Busch hier war ihr bekannt, sie brauchte auch im Dunkel nicht zu fürchten, daß sie sich verirrte. Mehrmals blieb sie stehen in dem unheimlichen Gefühl, daß jemand hinter ihr sei. Sie wandte sich um, aber in der Dunkelheit war nichts zu unterscheiden. Dieselbe würgende Angst, wie vor einigen Stunden auf der finsteren Diele, packte sie an, hastiger wurde ihr Schritt, zuletzt lief sie fast. Da blinkte Licht durch die Stämme, es kam aus den Fenstern des Schwarzschen Hauses, des letzten Hofes im Dorf. Die Fenster standen offen; lautes Stimmengeschwirr und das Gequieke schlechter Blasinstrumente drangen weithin durch die Luft. Einen langen, spähenden Blick warf Marik hinüber; ob der Bauer dort dabei war? Aber sie vermochte niemand zu erkennen, der Garten lag dazwischen und in den Zimmern war die Luft voll Tabaksqualm.

Zwischen den letzten Bäumen des Waldes trat sie heraus. Ein schmaler Feldweg lag vor ihr, unkenntlich fast für den, der nichs von ihm wußte, und am Ende des Weges, kaum 500 Schritt entfernt, nahe den Dünen war ein dunkles Etwas, die Hütte der toten Mutter. Plötzlich war ihr zumute wie vor Jahren, wenn sie zum Stelldichein des Liebsten ging, so stolz, so heiß, so jubelnd! Mit federnden Schritten, wie sie seit Jahren nicht mehr gegangen, eilte sie über den schlechten Weg.

Hinter ihr trat eine breite Gestalt aus dem Walde, spähte eine Weile in die Richtung, die die Forteilende einschlug, und rannte dann quer durch den Garten auf das erleuchtete Gehöft zu.

Drinnen war alles auf dem Gipfelpunkt der Lustigkeit angelangt. Die Leute hier oben an der Küste waren nicht leicht zur Heiterkeit geneigt, dafür nutzten sie ihre seltenen Vergnügungen bis auf das Äußerste aus. Bier und Branntwein hatten die Köpfe heiß gemacht, die Backen glühten, die Augen glummerten. Die Männer waren alle mehr oder weniger berauscht, aber auch von den Frauen waren die wenigsten ganz

nüchtern. Manche der Burschen hielten ihr Mädchen auf den Knien, und sie küßten sich, ohne auf ihre Umgebung zu achten. Man war nicht prüde hier.

Plötzlich ertönte ein allgemeines Geschrei. Die Tür ward polternd aufgerissen, und im Zimmer stand Karl Eggers mit bloßem Kopf, funkelnden Augen, das wirre Haar tief hereinhängend in das breite Gesicht, ein Gewehr in der Hand.

„Karl! Bist du rein doll? Was soll der alte Schießprügel hier im Zimmer?"

„Kerl wie siehst du denn aus?"

„Brennt es im Dorf?"

Fragen und Rufe schwirrten wirr durcheinander. Eggers sah sich im Kreise um. Die hier waren nicht seine Freunde; im Herzen hielt keiner zu ihm, das wußte er. Aber einen gab es, den haßten sie noch mehr, durch dessen Schuld war einst das halbe Dorf in Flammen aufgegangen. Ob er das gewollt, danach fragten sie nicht; er mochte sich nur hüten, seinen alten Dorfgenossen in die Hände zu fallen. Eggers aber hatte diesen zähen Haß geschürt, fünf Jahre lang.

„Noch brennt's nicht," sagte er langsam mit harter, scharfer Stimme, „aber lang wird's nicht dauern. Jochen Kruse ist wieder da."

— — — — — — — — — —

Mit fliegenden Schritten hatte Marik den letzten Teil des Weges zurückgelegt. Atemlos langte sie bei dem Häuschen an. Jochen hatte recht gehabt, es war nicht viel mehr wie eine Ruine. Das Strohdach von Wind und Regen vermorscht und zerrissen, der Putz von den Wänden gefallen; die alten klappernden Laden hingen schief in den Angeln vor zerbrochenen Fensterscheiben.

Die Hüttentür lag den Dünen zugewandt; Marik mußte um das Haus gehen, um sie zu erreichen. Ihre Finger pochten hastig gegen das wurmzerfressene Holz: „Jochen, Jochen!"

Drinnen kreischte der Riegel, die Tür flog auf, — sie lag an seiner Brust, und heiße Küsse brannten auf ihrem Gesicht. „Bist doch gekommen! Bist doch gekommen!" flüsterte er. „Ich dacht, die Zeit nähm nie ein Ende."

Sie behielt bei seiner leidenschaftlichen Zärtlichkeit noch so viel Besinnung, daß sie an ihrer beider Sicherheit dachte. „Mach die Tür zu, Jochen, man kann's Feuer draußen sehen."

Auf dem offenen Herd brannte ein Reisigfeuer. Die Diele hatte einst zugleich als Küche gedient. Neben ihr befand sich die einzige Stube des Hauses, und nach hinten hinaus die Schlafkammer, ein schmaler, enger Raum, mit einem kleinen Fensterchen nach dem Felde zu.

Das Feuer flackerte und zuckte. Ungewisse, wechselnde Lichter um-

tanzten die beiden Menschenkinder, die für Minuten alles um sich her vergaßen in ihrer wilden, lange zurückgedrängten Leidenschaft.

Wieder war es Marik, die sich zuerst besann. „Wir müssen fort, Jochen. Mir ist's die ganze Zeit im Wald so unheimlich gewesen, als wenn einer hinter mir her schliche."

„Hast denn was gesehen?"

„Ne, gesehen nicht. Wenn's en Mensch war, der mich belauern wollte, hat er sich schön in acht genommen. Ich werd' nich ruhig sein, bis wir ein Ende fort zwischen den Dünen sind; nachher können sie uns suchen."

„Wenn's dir keine Ruhe läßt, wollen wir gehen."

Er bückte sich nach seinem Ranzen, der neben der Feuerstelle lag, und schwang ihn auf den Rücken. Das Mädchen hatte bereits die Hand am Riegel, vorsichtig öffnete sie die Tür und spähte hinaus. Im nächsten Augenblick flog sie wieder zurück, warf die Tür ins Schloß, und starrte den Mann mit kalkweißem Gesicht an.

„Herrgott, Deern, was is los?"

„Da draußen," — keuchte sie, „ganz dicht sind sie schon, ein ganzer Haufen —"

„Dummes Zeug!"

„Nein, nein; ich hab' es genau gesehen, sie kamen hierüber, und —"

Lauter Lärm, der sich vor der Hütte erhob, zeigte ihnen, daß der plötzliche Lichtschein durch die Türspalte bemerkt worden war. Pochen von draußen klang gegen die Fensterladen. „He, ihr da drinnen, kommt doch mal raus!"

Lautlos standen drinnen die beiden und horchten. Ein allgemeines Stimmengewirr folgte dem ersten Ruf, dann, alle andern übertönend, scholl Eggers' grobe Stimme: Na, glaubt ihr mir's nu, daß er hier in steckt? Ich habe ihn gut genug erkannt, wie er heut über meinen Wall setzte, der Mordbrenner." Derb schlug er an die Tür. „Jochen Kruse, komm raus, wenn du Courage hast."

In den Augen des Angeredeten funkelte es. Der da draußen höhnte, war sein Feind seit langen Jahren. Der hatte ihn aus der Heimat vertrieben, hatte ihm die Liebste geraubt, hetzte heute die Dorfgenossen auf ihn, wie auf einen tollen Hund. Das Gegröhl, das Eggers' Worten gefolgt war, klang deutlich nach rachsüchtiger Wut. Jochens Hand zuckte nach dem Riegel. Den Ranzen hatte er zu Boden geworfen und dafür seinen schweren Knotenstock ergriffen. Jetzt kam's zur Abrechnung.

Aber Marik warf sich ihm um den Hals und drängte ihren Körper zwischen ihn und die Tür. „Ich laß dich nicht raus. Wenn er noch

allein wär', — aber das halbe Dorf hat er hinter sich. Und sein Gewehr hat er mit — die anderen vielleicht auch —"

„Laß mich los, Mariken."

„Sie umschlang ihn nur um so fester. „Ich laß dich nicht raus, sie bringen dich um."

„Wenn du mich nicht gehen läßt, brechen sie die Tür ein."

„Jochen Kruse," spottete es draußen wieder, „bist en Bangbüx worden? Kannst nich rausfinden? Sollen wir dich mal rausräuchern aus dem Bau?"

Allgemeines beifälliges Gejohle. „Ja, ja! Woll'n ihn ausräuchern! Zündet ihm 's Dach über'm Kopf an, er hat es uns auch nicht anders gemacht."

„Wer hat Feuerzeug?"

„Hier! Hier! Hier is 'n Stahl und 'n Feuerstein. Schlagt man gleich, daß die Funken ins Stroh springen, da braucht's keinen Schwamm."

„Jetzt wird's ernst," murmelte Marik. Beide lauschten. Dann sahen sie sich an.

„Marik, wenn du Mut hast — raus müssen wir nu. Am besten hinten durchs Kammerfenster und in den Wald. Sie passen im Augenblick bloß darauf, ob das Dach anbrennt." — Sie nickte nur.

Leise schlichen sie durch die Stube zur Kammer; da sahen sie draußen vor dem engen Fenster eine dunkle Gestalt sich schattenhaft abheben; es stand einer Wache. Minutenlang standen sie schweigend, unbeweglich, harrend, ob der draußen seinen Platz nicht für einen Augenblick verlassen würde, aber der stand fest.

Plötzlich gellendes Jubelgeschrei. Die Flamme hatte das Stroh erfaßt, es knisterte. Schwelender Rauch stieg auf, und wenige Sekunden später schlug eine helle Lohe empor. Der Schein fiel durch das Fenster herein, schimmerte durch die Risse der Decke, die Spalten der Wände, wurde heller und heller.

„Sie verbrennen uns bei lebendigem Leibe," schrie das Mädchen.

Der Draußenstehende hatte den Ruf vernommen, fuhr herum, und bei dem roten Licht sah er drinnen in der Kammer die beiden hohen Gestalten.

„Hier sind sie! Hier sind sie!"

Wie die wilde Jagd sauste es um das Haus herum, vorn blieben nur wenige zurück. Jetzt oder nie. — Über ihren Köpfen hörten sie das Heulen der Flamme im Stroh, jeden Augenblick konnte das Dach niederstürzen, und sie waren verloren. Wieder eilten sie auf die Diele. Der Mann faßte den schweren Stock fester, das Mädchen riß mit schnellem Ruck den Riegel zurück, die Tür flog auf, und Hand in Hand stürzten sie hinaus. So plötzlich, so unerwartet kam ihr jähes Hervorbrechen

den Belagerern, daß sie förmlich zur Seite taumelten, sich erst besinnend, als die Flüchtlinge schon ein ganzes Ende entfernt waren.

Wütendes Geschrei scholl hinter ihnen her, stampfende Tritte jagten über den Boden, eine Hetzjagd begann auf Leben und Tod.

„Kannst du rennen, Marik?"

„Ja, Jochen, ich glaub', ich kann's noch."

„Wenn nur das verdammte Feuer nicht wär', es wird ja taghell."

„Hinter den Dünen kommen wir in Schatten."

Hastig, abgerissen stießen sie die Worte hervor. Ihre Augen maßen im wilden Lauf die Entfernung bis zu den Dünen, in deren Schluchten Finsternis harrte und Schutz; ihr Ohr lauschte auf jeden Ton hinter ihnen.

„Da sind sie! Da sind sie!"

„Korl Eggers! Wo is Korl Eggers?"

„Schieß, Korl! Gib ihm eins in die Beine!"

„Lude Klähn hat doch auch en Gewehr da —"

„Und Martin Schulz —"

„Man kann ja nicht zielen bei dem Gerenne."

„Schießt auf gut Glück. Er kommt uns aus!"

Marik fühlte, wie ihre Kräfte nachließen, der Atem versagte, — sie drückte die Zähne in die Lippen, — vorwärts, bloß vorwärts; — da, was war das? Hinter einem Dornbusch, an dem sie vorüber mußten, tauchten zwei auf, ein Bursche und ein Mädchen, die dort ein Liebesstündchen gefeiert hatten. Aufgeschreckt durch das Rufen und Schreien sprang der junge Mensch den Fliehenden gerade in den Weg.

„Weg da! Weg da!" schrie Jochen, der keine Sekunde verlieren durfte.

„Halt ihn fest! Stell ihm ein Bein!" tönte es von hinten.

„Weg da, oder ich schlag dir den Schädel ein!"

„Das geht nicht so fix," lachte der Bursche, und warf sich mit einem Ruck Marik entgegen, um sie niederzureißen. Im selben Augenblick sauste der schwere Stock mit wuchtigem Schlag auf seinen Kopf nieder; lautlos stürzte er zu Boden. Sein Mädchen schrie gellend auf und warf sich über ihn.

„Weiter," keuchte Jochen, „er hat's so gewollt."

Marik war im Schreck und Entsetzen zurückgewichen, nur für Augenblicke war der rasende Lauf unterbrochen worden, aber die kurze Spanne Zeit hatte den Verfolgern genügt, die Flinten von den Schultern zu reißen. Ein scharfes Knallen und Krachen! Lautes Gekreisch erschreckter Weiber! Hallendes, rollendes Echo von den Dünen her! Nur Marik hörte den kurzen Schrei, den Jochen ausstieß.

„Haben sie dich getroffen?" Todesangst klang aus ihrer Stimme.

„Man weiter — man weiter, — die Dünen —" — er stolperte im

Lauf, raffte sich zusammen, biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten, — da lag es vor ihnen hell im Feuerschein, hohe weiße Mauern, dazwischen finstere Schatten, dahinter dumpfes, gewaltiges Brausen. Dunkelheit tat sich vor ihnen auf, hüllte sie ein, die mächtigen Dünen nahmen sie schützend in ihre Arme.

„Hierherum, links durch den Ginster," sagte das Mädchen und zog den Liebsten nach sich.

„Da kommen wir in den Triebsand."

„Ne, ne, hier nicht. Ich find mich im Dunkeln zurecht, und die andern trauen sich da nicht nach."

Es war ein mühsames Vorwärtshasten in dem tiefen Sand. Plötzlich stockte der Mann. „Es hilft nichts, — ich — ich — kann nicht mehr." Wie ein gefällter Baum brach er zusammen.

„Jochen, mein Jochen!" schrie sie auf.

„Sscht, still, hörst nicht?" Mühsam stieß er es hervor, seine Finger tasteten nach den ihren, sie warf sich neben ihm in die Knie.

Mit angehaltenem Atem lauschten beide. Kaum zehn Schritte von ihnen entfernt ertönte Eggers' Stimme: „Sie sind nach'n Strand durchgerannt, den Weg runter. Hier können sie ja nicht weiter im Sand."

Dann kam vom Strande her undeutlich die Antwort.

„Ja, nu such mal! Man kann ja nichts mehr sehen bei der Dunkelheit."

Und wieder Eggers: „Weit können sie nicht sein, ich muß ihn getroffen haben. Ich sah doch, daß er zusammenfuhr."

Marik ballte die Faust und ihre Züge verzerrten sich vor Haß und Wut.

Jetzt eine fremde Stimme. „Ich geh' nach Hause. Das Suchen in der Dusternis hat gar keinen Zweck."

„Das ist wahr. Und ne Waffe hab' ich auch nicht, und der Kruse ist ein rabiater Kerl; der läßt nicht mit sich spaßen."

„Dem Jörg Verbohm hat er eins versetzt, — der lag da wie tot."

„Ach wo, er rührte sich all wieder, als ich vorbei kam."

„Feiglinge seid ihr all zusammen," schimpfte Eggers, aber er wurde überschrien.

„Dir is das bloß um deinen Schatz, den kannst dir allein suchen. Wir gehen nach Hause."

„Ne," riet einer, „woll'n lieber noch mal nach Schwarzen und einen trinken."

„Ja, man los, zu Schwarzen."

„Na, Eggers, nu lat man sin, und komm."

„Donnerwetter, war das ne Hetz."

Die Stimmen verhallten ferner und ferner. Tiefes Schweigen

breitete sich um die beiden einsamen Menschenkinder, nur das eintönige Rauschen des Meeres klang durch die Nacht wie tiefer, starker Atem.

„Sie sind fort, Jochen," flüsterte das Mädchen.

Keine Antwort.

„Jochen! Ach, Jochen!"

Die Finger, die die ihren ergriffen hatten, lösten sich, schwer fiel der erhobene Arm zu Boden.

„Was ist das? Herr meines Lebens, was ist das? Ach, du, du — sag doch bloß ein Wort; — hörst mich denn nicht?" Sie beugte sich über ihn, strich die wirren Haare aus seiner Stirn, forschte bei dem matten Sternenlicht in seinen Zügen, die sie doch nicht zu unterscheiden vermochte. Flach warf sie sich nieder und lauschte, ihr Ohr dicht an seine Lippen legend. Ja, er atmete noch. Sie tastete wieder nach der niedergesunkenen Hand und fühlte den Puls; er klopfte leise und langsam. Jetzt — jetzt — stand er —; nein, er setzte wieder ein, stärker, schneller; ein Zucken ging durch den Körper, ein schweres Stöhnen kam von den Lippen, — langsam kehrte das Bewußtsein zurück.

Wieder begann Marik ihn zu fragen, anzuflehen, seinen Namen zu rufen. Sie überschüttete ihn mit leidenschaftlichen Liebesworten. Allmählich besann er sich und wollte sich aufrichten, aber ein furchtbarer Schmerz in Brust und Rücken ließ ihn zurücksinken.

„Mit mir ist's aus, Mariken."

„Sag das nicht, sag das nicht. Du darfst nicht sterben, denn tu ich mir 'n Leid an. Ach, mein Gott, mein Gott, ich will ja auch beten, ich will auch wieder gut werden, ich will —" ihr ganzer Körper zitterte, „nur geh nicht von mir, geh nicht von mir. Das kann ja doch gar nicht sein." Sie schluchzte in wilder, hülfloser Verzweiflung. „Wenn's bloß erst Tag wär'! Wenn bloß ein Mensch zu Hülfe käme! Was soll ich machen?"

„Du kannst nichts machen, Mariken. Wein doch nicht so, mein arme Deern, ich kann das nicht anhören."

Sie gab sich Mühe, das wilde Schluchzen zu unterdrücken. „Hast du viel Schmerzen?"

„Wenn ich ganz still lieg, denn nicht; bloß — das Sprechen — gib mir die Hand, so —".

Langsam rannen die Minuten, keins sprach. Der Sterbende war nur noch bei halber Besinnung, das Mädchen wie versteinert von dem furchtbaren Ende seines kaum erwachten Glücks. Kühl ging die Nachtluft durch die Dünen. Dichte, feuchte Nebel zogen sich vom Meer herauf, spannen sie ein in ihre Schleier, hingen sich in winzigen Tropfen an Haar und Gewand.

Langsam, langsam dämmerte der Morgen. Marik vermochte endlich die Züge des Geliebten zu unterscheiden. Jetzt sah sie auch unter ihm

den dunklen Fleck im weißen Sande; Blut, heißes, quellendes Blut. Tropfen für Tropfen war durch das Zeug gesickert, die Lebenskraft mit sich forttragend aus dem verwundeten Leib.

Wie unbeweglich er lag. Ihre Hand, die die seinige hielt, vermochte kaum noch das leise Klopfen des Pulses zu spüren. Tiefer und tiefer beugte sie sich über sein Gesicht, stand schon der Atem? Da, ein tiefer Atemzug. Die Augen öffneten sich, wirr ging der Blick umher, langsam gewann er Festigkeit. Das Bewußtsein kehrte noch einmal zurück. Sie fühlte einen schwachen Händedruck.

„Jochen, wie ist dir?"

„Gut, nur müde, keine Schmerzen mehr," die Worte waren kaum vernehmbar. Ein seltsam fremder, gespannter Zug zog sich von der Nase zu den Mundwinkeln; starr, fast gespenstisch blickte sie das geliebte Gesicht an in dem fahlen Morgenlicht. Alle Frische und Kraft, der ganze starke Lebensmut, alles, was ihr vor wenig Stunden so unbesiegbar erschienen, war ausgelöscht.

Seine Augen hingen unverwandt an ihren Zügen, etwas schien ihn zu quälen. „Marik, hörst mich noch?"

„Ja, mein Jochen."

„Versprichst mir was?"

„Alles, was du willst."

„Nicht zurück — zu dem — dem anderen."

„Jochen, Jochen, wie kannst du so was denken; gewiß und wahrhaftig nicht."

„Und — laß mich hier nicht liegen — daß sie mich finden."

„Nein, nein."

Noch einmal versuchte er zu sprechen, aber die Stimme versagte. Ein furchtbarer Schmerz erschien in seinem Gesicht, verzerrte die Züge, preßte ein Stöhnen auf die bläulichen Lippen. Der mächtige Körper wehrte sich mit letzter Kraft gegen den unsichtbaren Würger.

Eisige Schauer rüttelten das Mädchen. Mit Mühe schob sie einen Arm unter den Nacken des Sterbenden, hob sein Haupt an ihre Brust, strich sanft und vorsichtig über die kalten Wangen. Da ließ der Kampf nach. Ein letzter Seufzer, schwer fielen die Arme zu Boden, die verzerrten Züge glätteten sich; ein letztes Strecken, — sie hielt einen Toten am Herzen.

— — — — — — — — — —

Über dem Waldsaum stieg die Sonne empor. Ihre Strahlen scheuchten den schweren Seenebel zurück in sein blaues Reich. Steigend, fallend, sich ballend und wieder zerreißend, verging er widerwillig vor der goldenen Helle. Frischer tönte das Rauschen der See, gellend klang Möwengeschrei über die Wogen.

Marik sah empor. Sonne — Licht — Leben — ? Stand denn die Welt nicht still um ihren Jammer? Alles wie sonst, nur sie so elend, so verzweifelt, so gebrochen vom Schicksal. — Sie ließ den Kopf des Toten zu Boden gleiten, stand auf und schaute umher. Seine letzten Worte klangen noch in ihren Ohren: „Laß mich hier nicht liegen — daß sie mich finden.“ Nein, den Triumph sollten die nicht haben, die im Dorf. Er sollte ihn nicht haben, Karl Eggers! Eine schwere, schwarze Woge von Haß schwoll in ihr empor. Der sollte wenigstens nicht wissen, daß ihm sein Wunsch nach Rache gelungen sei. Mochte er sie glücklich wähnen mit dem anderen, dann würde die innere Wut ihn nicht los lassen, ihn peinigen Tag und Nacht, vielleicht jahrelang.

Sie blickte den Platz an, auf dem sie stand. Eine Kuhle war's an dem Fuß einer mächtigen, vom Wasser herschauenden Düne. Der Seewind, der den weißen Berg emporgehoben mit seinem Atem, trieb unaufhörlich neuen Sand hinauf an dem Hang, und von der Höhe rieselten Millionen feiner Körner wieder hinab nach der landwärts gelegenen Seite. Langsam, Zoll für Zoll wanderte die Düne vorwärts von der See, die sie geboren, hinein in das Land. Und die Tochter dieses Landes kannte die Geheimnisse der Elemente. Wasser, Wind und Sand waren im ewigen Kampf mit den Menschen, aber heute wollte sie den Kampf nutzen nach ihrem Willen.

Sie ging durch die Dünenschluchten hinab zum Strande, da lag von den letzten Stürmen her angetriebenes Holz. Eine Weile sammelte sie Brett für Brett, dann kehrte sie keuchend und beladen mit dem, was sie gefunden, zurück. In dem losen Sand, so dicht wie möglich am Fuß der Düne, hart neben dem Körper des Liebsten, wühlte sie eine Grube, mit eingestemmten Holzscheiten dem Nachsinken des Sandes wehrend. Die größten Holzstücke legte sie auf den Boden des Grabes; es war alles, was einen Sarg vortäuschen konnte. Auf das Holz streute sie einen Arm voll Strandhafer, den einzigen Schmuck, den Ort und Jahreszeit ihr gönnten.

Nun kniete sie neben dem Toten. In langem Kuß preßte sie ihren Mund auf seine stillen Lippen und flüsterte: „Sei man ruhig, sei man ruhig, sie finden dich nicht.“ Mit starkem Arm hob sie den Körper in die Grube, ein letzter Blick in das bleiche Gesicht, — da, hoch in den Lüften wieder ein gellender Möwenschrei. Sie fuhr empor; es mochten bald noch andere Stimmen hier klingen wie die der Vögel. Mit fester Hand zerrte sie das Holz heraus am Rande der Grube. Sausend schoß der lockere Sand nach, stäubende, wirbelnde Wolken füllten die Luft; die Gruft war geschlossen. Noch ein leises Rieseln, ein feines Zittern in den winzigen Körnchen, und kein fremdes Auge fand eine Spur mehr von dem Schläfer da unten.

In wenigen Monden vielleicht schon würde der fallende Sand

meterhoch über der Stelle liegen, nach zwei bis drei Jahren stand die ganze Düne als riesiger Hügel über dem Grabe, und wenn sie einst den Platz wieder freigab, lebte wohl keiner mehr, der von dem, was hier geschehen, etwas ahnte.

Mit gefalteten Händen stand Marit neben dem Grabe. Einen Pfarrer konnte sie nicht herbeischaffen, aber ohne Gebet sollte er nicht ruhen. Halblaut sprach sie die Worte des Vaterunsers.

Wieder hob sie das Haupt. Was nun? Unter dem Beten war etwas Seltsames in ihr wach geworden. Jahrelang, solange sie im Eggersschen Hause gelebt, hatte ihr Fuß keine Kirche betreten, ihr Herz kein Gebet gehabt. Eine wie sie, das sagte sie sich täglich mit selbstquälender Bitterkeit, hatte mit Gott nichts zu schaffen.

Aber jetzt — jetzt war sie frei. Der da unten hatte sie nicht zu schlecht gefunden für eine gute, ehrliche Liebe, der hatte mit seinem Leben für sie bezahlt, der hatte nicht gewollt, daß sie zugrunde gehen sollte, — jetzt mußte sie weiterleben, irgendwo, irgendwie, — aber so, daß ihr Gebet hier an seinem Grabe auch ein gutes Gebet gewesen war.

Nicht klar und deutlich waren ihre Gedanken, langsam erst erwachte das Licht in ihrer Seele. Noch kämpfte es mit den Nebeln, mit Haß, Bitterkeit, verzweifeltem Leid; aber sie spürte doch schon seine Kraft und Wärme. Fester spannten sich die Glieder, das Haupt richtete sich höher, die dunklen, trüben Augen schauten wie suchend vorwärts in die Zukunft. Eine Hand voll Sand hob sie vom Boden und schob ihn in das Gewand, dann ging sie hinab zum Strande und wandte sich südwärts, wo fern, fern hinter Dunst und Wolken die große Stadt lag, in der Arbeit war und Leben, neues, starkes Leben.

Kleiner und kleiner wurde die Gestalt; die blaue Ferne nahm sie auf, umschloß sie, verbarg sie. — Die Wellen sangen am Strande, der Wind tanzte mit fliegenden Schwingen auf ihren weißen Schaumkronen, die Möwen stoben mit jauchzendem Schrei durch die sonnige Luft, und leise von den Dünen rieselte der Sand.





Rudolf Eucken.

Von

Thomas Achelis.

— Bremen. —

Wer die geistige Lage der Zeit überblickt und erwägt, der wird vor allem eine große Verworrenheit, eine starke Unsicherheit über letzte und gemeinsame Ziele empfinden; überall ein Gespaltensein der Menschheit in Parteien, oft auch ein Gespaltensein des Menschen bei sich selbst. Diese verworrene und unsichere Lage mag zunächst als eine Wirkung der geschichtlichen Überlieferung erscheinen. Denn von der Vergangenheit her umfangen uns verschiedenartige, ja entgegengesetzte Strömungen als ein lastendes Erbteil von Jahrtausenden; nichts unterscheidet die moderne Kultur mehr von der einfachen und gleichartigen des Altertums als solches Durchtränktsein von Gegensätzen. Das Mittelalter überlieferte ein Lebensganzes, das die grundverschiedene antike und altchristliche, künstlerische und religiöse, weltfreudige und weltfremde Denkweise weniger gegenseitig ausglich als ineinander wob. Gegenüber diesem Gefüge entwickelte die Neuzeit einen neuen Lebensdrang, ein Verlangen nach unbegrenzter Entwicklung der Kraft und voller Beherrschung der Dinge; aber die nähere Ausführung trieb das Neue sofort bei sich selbst in harten Zwist: hier verlangte das Seelenleben und sein Denken, dort die Natur und ihr Mechanismus die Herrschaft über Welt und Leben (Intellektualismus und Naturalismus). Alle solche Gegensätze läßt das 19. Jahrhundert mit seiner historischen Bildung und seiner grüblerischen Reflexion in greller Deutlichkeit sehen und mit voller Stärke empfinden, es drängt zwingend zu einer schärferen Scheidung der verschlungenen Gedankenmassen, es verbietet immer strenger ihr friedliches Zusammengehen. Und wie viel hat das 19. Jahrhundert bei sich selbst erlebt, wie eingreifende Wandlungen hat es durchgemacht, deren einzelne Phasen bei aller äußeren Zurückdrängung uns innerlich weiter begleiten und nach widerstreitenden Richtungen ziehen: die künstlerische Geisteskultur unserer klassischen Literaturepoche, ein kraftvoller und selbstbewußter Realismus, ein Rückschlag gegen diesen

Realismus in einem Subjektivismus seelischen Fürsichseins, schwebender Stimmung! Wie viele Gegensätze tragen wir so aus altem und neuem Bestande in uns, wie viel haben wir zu tun, um ihrer innerlich Herr zu werden! Mit diesen charakteristischen Schlaglichtern hat unsere in der Tat sehr zwiespältige, von widersprechenden, chaotisch gärenden Strömungen beherrschte Gegenwart ein Denker beleuchtet, der, eben weil er mitten in diesem geistigen Ringen steht, wohl eine weitere Aufmerksamkeit verdient, nämlich Professor Rudolf Eucken, seit längerer Zeit ein gefeierter Universitätslehrer in Jena. Sollen wir gleich anfangs seine Aufgabe kurz kennzeichnen, so besteht sie darin, durch eine tiefgründige, bis zu den letzten ursprünglichen Quellen vordringende Kulturpsychologie der Zeit neue, bleibende Ideale zu erschließen, in der Erscheinungen Flucht das Bleibende, Ewige zu erfassen, um so die von allen Seiten bedrohte Selbständigkeit geistigen Lebens zu retten, — ein Problem von außerordentlicher Tragweite, wie ohne weiteres einleuchten dürfte.

Die knappen biographischen Daten, sofern sie überhaupt von Belang sind, können uns nicht lange aufhalten. Eucken stammt aus altem ostfriesischen Geschlecht, ist geboren am 5. Januar 1846 in Aurich, empfing schon auf dem Gymnasium tiefere philosophische Eindrücke von einem für Hegel und Krause begeisterten Lehrer, studierte in Göttingen altklassische Philologie und Geschichte, obwohl sein Herz bereits dort der Lieblingswissenschaft zugetan war; von Einfluß auf seine Entwicklung waren Teichmüller (der Platoniker) und der Arestoteliker Trendelenburg. Nach einer vierjährigen Tätigkeit als Gymnasiallehrer in Berlin wurde er 1871 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Basel berufen, von wo er 1874 in gleicher Eigenschaft nach der thüringischen Landesuniversität ging, wo er ein zahlreiches Auditorium, wie schon angedeutet, um sich versammelt. Von seinen zahlreichen Schriften und Werken seien hier nur die bedeutendsten und für ein weiteres Publikum berechneten Arbeiten namhaft gemacht: Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart, jetzt in dritter Auflage erschienen — unter dem Titel: Geistige Strömungen der Gegenwart, die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit, die Lebensanschauungen der großen Denker, der Wahrheitsgehalt der Religion. Als ein äußeres Zeichen für den wachsenden Erfolg seiner Wirksamkeit kann der Umstand angeführt werden, daß die meisten dieser Bücher verschiedentlich neu erschienen sind. Eine Reihe von Essays hat er in der Fassung veröffentlicht: Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung.

In all dem Streit der Meinungen, der uns heute umtost, gilt es wieder einen festen, unverrückbaren Standpunkt zu gewinnen, wollen wir nicht anders auf jede tiefere Überzeugung von vornherein Verzicht leisten. Dazu bedarf es nun in erster Linie durchaus keiner weltfremden

Metaphysik, wie man wohl behauptet, sondern lediglich einer unbefangenen Beurteilung unseres eigenen geistigen Besitzes und zugleich unserer Bestimmung. Denn das sei gleich vorab bemerkt, wer lediglich vegetativ in den Tag hineinlebt, ohne sich je über den Zweck seines Tuns Rechenschaft abzulegen, wem die Frage nach dem Sinn, der Bedeutung des Lebens eine törichte oder völlig belanglose zu sein scheint, dem fehlt es an dem erforderlichen philosophischen Organ. Das nächstliegende Problem nun, das sich jedem tiefer blickenden Betrachter aufdrängt, ist das der Kultur, nicht jener Oberflächenkultur, die heute vielfach in allen möglichen technischen und naturwissenschaftlichen Erfolgen verehrt wird, oder auch in künstlerischer Ekstase oder einem ethisch sehr zweifelhaften raffinierten Ästhetentum, sondern in derjenigen, welche gegenüber allem Wandel, ja Lug und Trug des Sinnlichen und Empirischen das Einzigartige und Ewige in der Substanz, das heißt dem unvergänglichen Gehalt geistigen Schaffens und Lebens sucht, wie derselbe besonders charakteristisch in der Religion zutage tritt. Die gerade bei uns so mächtige Emanzipationslust des Individuums hat gar keine Berechtigung, sofern dieselbe unter der recht bedenklichen Flagge des Übermenschentums zum schrankenlosen Individualismus führt, dagegen bildet sie eine gewisse Vorstufe zu ethischer Vervollkommnung, als sie zu einer Verinnerlichung, zu einer Vertiefung des Menschen die erste Veranlassung bieten kann. Es gilt einerseits freilich, sich über die Umgebung, über den eisernen Druck der Umwelt zur Freiheit und Selbständigkeit zu erheben, aber es gilt andererseits nicht weniger, in dem bloß Subjektiven das Allgemeine, das Ewige, das wahrhaft Normale zu entfalten, weil sonst von keiner eigentlichen Kultur, das heißt einer wirklichen sittlich-geistigen Humanisierung die Rede sein kann. Wir widersprechen (erklärt deshalb unser Gewährsmann) auf das entschiedenste aller bloßen Menschenkultur; wir tun das, weil wir im Menschen zwei Welten zusammentreffen sehen, und weil nur die Ergreifung des Höheren unserem Leben einen Sinn und Wert zu geben vermag. Jene Ergreifung aber verlangt eine energische Umwandlung nicht nur des ersten Weltanblicks, sondern mehr noch des eigenen Wesens des Menschen, große Aufrüttelungen, Erhöhungen, Erneuerungen; nur so läßt sich zu einer Geistes- und Wesenskultur durchdringen und dadurch dem Menschen von innen her eine Größe geben. Aus solcher Überzeugung widerstehen wir dem Demokratismus, weil er eine fälschliche Idealisierung des empirischen Menschen vollzieht und die Geisteswelt dem bloßen Menschentum unterzuordnen pflegt; widerstehen wir auch dem Ökonomismus, weil sein Bauen von außen nach innen eine Leugnung selbständiger Probleme des Innenlebens enthält, und weil er mit der Herstellung eines sorgenfreien, behäbigen Zustandes das volle Glück des Menschen gesichert glaubt; verwerfen wir endlich den Politismus, weil er die Selbständigkeit der Persönlichkeit unterdrückt und



damit die Ursprünglichkeit des geistigen Schaffens schädigt und den Selbstzweck der geistigen Güter bloßen Zweckmäßigkeiten aufzuopfern geneigt ist. (Geistige Strömungen S. 315.) Gerade die hinreißende Kraft, der berückende Zauber, der von Nietzsche, besonders auf die Jugend ausströmt, beruht auf diesem tiefen Mißbehagen an der ganzen Kultur, auf einem recht verhängnisvollen Pessimismus, der allen frohen Aufschwung lähmt und uns in greisenhafter Verbitterung, die Hand in Hand geht mit frivolem Skeptizismus, erstarren läßt. Andererseits bietet das gepriesene Mittel des schrankenlosen Subjektivismus, wie ihn dieser Prophet eines anscheinend neuen, in der Tat aber ziemlich alten Evangeliums vertritt, keine Aussicht auf Gesundung des erkrankten Organismus. Denn bei dieser Emanzipation des Einzelnen ist es zunächst und fast ausschließlich auf Zerstörung der bisherigen Schranken abgesehen (ähnlich wie bei Karl Marx), und es fehlt durchaus an der Herausbildung allgemein gültiger Normen und Gesetze und damit an einer gründlichen Vertiefung des Kulturniveaus überhaupt. Umgekehrt kann man nur sagen, daß sich durch diese geistigen Anarchisten die bedauerliche Kluft in der Gesellschaft nur noch mehr verschärft, so daß nun vollends gewaltsame Explosionen zu gewärtigen sind. Dazu tritt endlich, um das Chaos zu vollenden, die Unsicherheit, das Schwanken in den Grundüberzeugungen, da alle ethischen und religiösen Ideale individueller Laune und Willkür preisgegeben sind, so daß vielfach für diese starke neoromantische Strömung augenblickliche Stimmung und Meinung das entscheidende Leitmotiv bildet. Mit vollem Recht fragt deshalb Eucken, nicht ohne bitteren Sarkasmus: Gibt es etwas, das mehr ermüdet und tiefer niederdrückt, als der unablässige Umschlag der Meinungen und Stimmungen, das eifrige Verketzern dessen, was eben noch begeistert verehrt wurde, die Herabsetzung aller geistigen Bewegung zu einer Sache bloßer Launenmode? Und wo, fügen wir hinzu, eine wenigstens äußerlich imponierende Einheit der ganzen Lebens- und Weltanschauung alle Glieder der weit umfassenden Organisation zusammenschließt zu einem unerschütterlichen Bauwerk, wie in der katholischen Kirche, gerade da tut sich eine fast unüberbrückbare Kluft auf zwischen allen Forderungen und Errungenschaften der modernen, voraussetzungslosen, jedenfalls undogmatischen Wissenschaft, so daß auch hier die ersehnte Wiedergeburt und Gesundung der Gesellschaft nicht erhofft werden kann. Wie läßt sich diese verhängnisvolle Krisis, in der unsere teuersten Ideale und unsere wertvollsten, heißerstrittenen Vorrechte freier Wissenschaft in einem wüsten Taumel des brutalen Anarchismus oder des nicht minder herrschsüchtigen kirchlichen Despotismus zugrunde zu gehen drohen, noch im letzten Augenblicke überwinden, so daß sowohl die kostbare Kulturarbeit von Jahrhunderten als auch die sittliche Entwickelung des Einzelnen nicht aufs Spiel gesetzt wird?

Diese Rettung ist lediglich von einer Vertiefung des Menschen zu gewärtigen, von einer Besinnung auf seine eigentlichen Aufgaben und Ziele, von einer Verinnerlichung seines ganzen Wesens, wie es vor allem das religiöse Sehnen kennzeichnet. Wer in der Tat nie diesen unwiderstehlichen Zug und Drang nach den Höhen des Lebens in sich empfunden hat aus allen Verengungen und Jämmerlichkeiten der täglichen Misère, wer das Gefühl des Lasttieres, das unter dem altgewohnten Joch keuchend die Straße entlang zieht, niemals zu überwinden vermag, der ist freilich noch nicht für diese Erweckung und Erlösung reif, die deshalb stets von innen kommen muß, um wirksam zu sein. Es ist wahrlich kein Zufall, daß gerade das religiöse Problem sich von selbst in den Vordergrund drängt, da nur hier jene Umwandlung, jene Wiedergeburt des ganzen Menschen erfolgen kann, die schon die alten Propheten und Seher so anschaulich zu schildern wußten. Dieser Betrachtung haben wir uns jetzt zuzuwenden.

Eucken hat es versucht, unter völliger Ablehnung einer dogmatischen Fassung, den Ewigkeitsgehalt der Religion sowohl durch eine tiefere kritische Begründung, als durch eine daran geknüpfte geschichtliche Betrachtung zu erweisen, und gerade in dieser Beziehung verdient sein Streben alle Aufmerksamkeit. Weder eine bloße kirchliche Observanz, die sich nur äußerlich an die hergebrachten Anschauungen und Einrichtungen hält, noch eine weltfremde mystische Richtung kann diese Befreiung des Menschen anbahnen, diese Erweiterung des beschränkten, hinfälligen Individuums zu einem kosmischen Wesen, das, über Zeit und Raum erhaben, im Ewigen wurzelt. Diese Ablösung und Überwindung der platten Wirklichkeit, diese Erhebung in eine selbständige, überlegene Geisteswelt vollzieht sich nur, wenn wir uns des unmittelbaren Zusammenhanges mit dieser Macht innerlich bewußt werden durch die Einigung des Menschen mit dem Göttlichen, wie es das Christentum bestimmt hat. Den Kern aller Religion bildet, wie unser Gewährsmann erklärt, die Einigung von Menschlichem und Göttlichem, ihre nähere Gestaltung bestimmt am meisten die Eigentümlichkeit der einzelnen Religionen. Das Christentum hat dies Problem in die letzte Tiefe verfolgt, indem es nicht nur einzelne Beziehungen herstellt, sondern eine volle Einigung von Wesen zu Wesen vertritt und die Unzerstörbarkeit des Göttlichen durch alle Verkehrung des menschlichen Standes tapfer behauptet. Alle Verkümmerung dieser Idee durch unglückliche dogmatische Fassungen kann nicht verdunkeln, daß hier die religiöse Gestaltung einer Wahrheit vorliegt, welche die unerläßliche Voraussetzung alles und jedes Wahrheitsstrebens ist, ohne die unser Leben alle Möglichkeit eines Haltes verliert. Durch das Christentum geht eine warme Liebe zur Menschheit, es will jeden Einzelnen retten, es gibt dem Menschen einen Wert jenseits aller besonderen Leistung, auch jenseits aller geistigen Leistung, es hat

der reinen Innerlichkeit der Seele erst zur vollen Anerkennung verholfen. Aber es hat zugleich durch die Anknüpfung des Menschlichen an eine göttliche und ewige Ordnung über alles Bloßmenschliche mit seiner bürgerlichen Ordnung und seinen sozialen Interessen sicher und weit hinausgehoben. Wesentlich ist dem Christentum die Versetzung des Menschen in eine neue Welt gegenüber der nächst vorhandenen, es hat die Grundüberzeugung des Platonismus von dem Bestehen einer ewigen Ordnung gegenüber der zeitlichen Welt einem großen Teil der Menschheit eingepflanzt und dem Streben einen kräftigen Antrieb dahin gegeben. Aber es hat, indem es das Ewige von der Zeit schied, es wieder in sie eintreten lassen und durch seine Gegenwart allererst wie der ganzen Menschheit, so auch jeder einzelnen Seele eine gründliche innere Wandlung vorgehalten und ihnen damit eine wahrhaftige Geschichte eröffnet (Wahrheitsgehalt der Religion, S. 396). Wie der erforderliche Einklang unseres religiösen Gefühls mit den unabweisbaren Forderungen der Wissenschaft herzustellen ist, wie die Weiterbildung christlichen Glaubens, die Absonderung rein geschichtlicher Momente zu erfolgen hat, kann hier nicht genauer erörtert werden; nur ein verhängnisvoller Punkt, der Stein des Anstoßes, mag in aller Kürze beleuchtet werden, das ist das Wunder. Es wird und kann niemals gelingen, die Annahme von plötzlichen Eingriffen in den Naturlauf, der doch ebenfalls in höherer Auffassung als ein göttlicher Prozeß erscheint, als die Voraussetzung religiösen Glaubens hinzustellen oder gar zu erweisen, das ist und bleibt ein verfehltes Beginnen aller Apologetik. Umgekehrt der Mechanismus, besser gesagt: die strenge Gesetzmäßigkeit alles Geschehens gilt auch für die religiöse Welt, sonst wäre der Willkür und Laune Tor und Tür geöffnet und alle wissenschaftliche Erforschung der Wirklichkeit in Frage gestellt. Es handelt sich vielmehr darum, den Begriff des Wunders, wie er meist einseitig dogmatisch gefaßt wird, zu erweitern und zu vertiefen. Er beruht nicht auf der Anerkennung irgend eines angeblich in früheren Jahrhunderten geschehenen übernatürlichen Ereignisses, das den gesetzlichen Zusammenhang der Welt durchbrochen hätte, sondern auf der Überzeugung von dem Bestehen einer höheren, unser ganzes Leben und den ganzen Naturlauf tragenden Ordnung der Dinge, ohne die alles in ein wüstes Chaos zusammenbrechen und menschliches Tun und Streben jeden Sinn einbüßen würde. Die Religion, sagt Eucken, die schon so viel Kraft gezeigt hat, wird schließlich auch die Kraft finden, ohne sinnliche Wunder und Zeichen auszukommen. Sie erblickt das wahre Wunder im Geistesleben selbst, das mit seinem weltbildenden Schaffen und seiner Insichselbstvertiefung die unmittelbare Gegenwart des absoluten Lebens ebenso entschieden verlangt, wie sicher erweist. Aber auch die Natur wird mit der Preisgebung der sinnlichen Wunder keineswegs dem bloßen Mechanismus überantwortet, und die Verneinung

eines Durchbrechens ihrer Ordnung ist kein Abbrechen aller Beziehungen zum Geist. Der Mechanismus hat Voraussetzungen, die er nicht zu erklären vermag, und die über ihn hinausweisen: so die Gesetzlichkeit, die Wechselwirkung, das Aufsteigen der Formen und Lebewesen aus dem scheinbar zerstreuten und seelenlosen Getriebe; so gewiß es verkehrt ist, das alles ohne weiteres religiös zu deuten, eine Tiefe der Wirklichkeit wird unverkennbar; auch daß das Ganze der Natur schließlich dem Ganzen des Geistes dient, daran wird die Religion trotz aller Unmöglichkeit einer näheren Durchführung unerschütterlich festhalten. Die Hauptsache aber bleibt ihr das Wunder des Geistes und das Wunder im Geiste; aufs entschiedenste muß sie abweisen, was die Bedeutung dieses Wunders und seine befestigende wie erhöhende Kraft abzuschwächen droht (a. a. O. S. 403). Und so verhält es sich gleichfalls mit allen anderen Problemen, zum Beispiel dem Christusproblem; sie bedürfen sämtlich einer Umbildung von dem überlieferten dogmatischen Standpunkt in eine weitere, höhere, den Forderungen unserer Kultur entsprechende Fassung, soll nicht der ewige, stets wieder fruchtbare Kern und Gehalt verloren gehen. Je mehr das bloß Dogmatische in den Vordergrund tritt, je mehr sich der Blick von der Gegenwart und Zukunft ab in die Vergangenheit richtet, je rücksichtsloser alle modernen Gedanken von der Entwicklung, von dem gesetzmäßigen Zusammenhang aller Erscheinungen abgelehnt werden als angeblich religionsfeindlich, als Irrwege des Unglaubens, um so mehr erweitert sich die Kluft zwischen uns und jener Welt, um so mehr verarmt das Christentum, indem es seine hauptsächlichsten ethischen Kräfte unwiederbringlich einbüßt. Das betrachten wir deshalb gerade als ein großes Verdienst Euckens, daß er den inneren Zusammenhang höchster Geistesbildung mit den religiösen Idealen einer Erneuerung des Lebens auf Grund einer Erlösung von all dem nichtigen Tand, der uns umgibt und irre leitet, möglichst klar legt, einerlei wie auch immer das Ergebnis im einzelnen ausfallen möge. Diese Betrachtung der Dinge sub specie aeternitatis, wie der große Spinoza lehrt, ist die fundamentale Voraussetzung jeder einheitlichen Philosophie, die freilich in erster Linie, wie Eucken mit Recht betont, rückhaltlos die ganze Schwere der Aufgabe ins Auge fassen muß: Die Widersprüche des menschlichen Daseins müssen vor allem voll anerkannt sein, wenn ein rechtes Streben zu ihrer Überwindung in Fluß kommen soll, das Entweder-Oder, das durch das menschliche Leben geht, muß klar vor Augen stehen, damit eine entschiedene Stellungnahme möglich werde. Eine durchgreifende Klärung der verworrenen Lage, eine Scheidung der Geister ist die erste Bedingung einer Wendung zum Bessern; dann aber gilt es ein Bauen und Schaffen, ein Sammeln und Vordringen, ein Entwerfen und Entfalten einer neuen Wirklichkeit. Dies aber ist nicht möglich ohne eine Vertiefung des gesamten Lebensprozesses, ohne eine energische Selbstbesinnung des Geistes-

lebens, ohne eine Weiterbildung über den Stand der Neuzeit hinaus. Unsere ganze Untersuchung beruht auf der Überzeugung, daß das religiöse Problem nicht isoliert, sondern innerhalb des Ganzen des Lebens zu behandeln sei; es war vor allem eine eigentümliche Fassung des Geisteslebens, seine Verbindung zu einem Ganzen, die Anerkennung einer wesenhaften und selbständigen Wirklichkeit in ihm, was für die Religion zugleich einen festen Standort und eine große Aufgabe finden ließ (a. a. O. S. 435).

Wie gelegentlich schon erwähnt, ist es eine Torheit, die Religion aus dem Bestande der Kultur in der tieferen Bedeutung des Wortes streichen oder durch andere Surrogate ersetzen zu wollen. Sie gehört zum Wesen des Menschen, so gut wie die Kunst oder das Recht, aber sie bildet nicht nur einen individuellen Bestandteil, sie erschöpft sich nicht im Gefühl, in der Stimmung, in der Religiosität, — noch weniger freilich in ihrer sozialen Organisation als Dogma und Kultus —, sondern sie stellt letzten Endes das Ideal sittlicher Vollendung dar, wie es in dem bekannten, nur zu eudämonistisch gefärbten Ausdruck der Seligkeit hervortritt. Deshalb kann es auch nicht mit einer einmaligen Erneuerung, Erweckung und Wiedergeburt des Menschen sein Bewenden haben, vielmehr verlangt diese Umwandlung des ganzen bisherigen Weltbildes auch unabweislich eine fortdauernde Umgestaltung des gesamten Geisteslebens nach jenem Ziele hin. Diese Verjüngung des Einzelnen durch die Besinnung auf den Sinn und Wert unseres Lebens, diese wachsende Harmonie unserer persönlichen Wünsche und Ziele mit den großen Weltfragen, die alles Werden beherrschen, dies Erfassen des eigentlichen Kernes aller Religion, als der höchsten Macht der Weltgeschichte, und diese Erhebung des hinfälligen Individuums zu einer kosmischen, ewigen Existenz schildert uns, soweit das wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt zugängig ist, in allen Entwicklungsstufen und zwar in schöner, edler Darstellung, die sich ebensowohl von prunkender Rhetorik wie von schwerfälliger Gelehrtensprache frei zu halten weiß, das zuletzt erwähnte Werk Euckens, auf das wir deshalb zum Schluß noch einmal nachdrücklich hinweisen wollen. Das scheint uns nämlich noch ein besonderer Vorzug dieses Denkers zu sein, daß er es meisterhaft versteht, inmitten aller einander widerstreitenden Forderungen, wie sie die vielgestaltige Gegenwart an uns richtet, stets unseren Blick auf die letzten entscheidenden Probleme des Seins zu richten. Dadurch erhält die so oft gescholtene ‚abstrakte‘ Philosophie einen unmittelbaren Kulturwert in des Wortes bester Bedeutung, indem sich das Denken umsetzt in lebendiges Tun, die Weltanschauung in praktische Lebensanschauung, und sich so die schmerzlich vermißte Einheit des menschlichen Seelenlebens wiederherstellt, deren Geschlossenheit in der Antike die modernen zerrissenen Epigonen mit Recht bewundern.



Psychische Infektion.

Von

L. Fürst.

— Berlin. —

Die Übertragung eines Ansteckungsstoffes von einem Menschen auf den andern, das Erkranken einer ganzen Anzahl von Individuen durch die Wirkung eines sich verbreitenden Kontagiums sind so alltägliche Erscheinungen, daß es wohl niemanden geben dürfte, dem sie unbekannt blieben. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, den Schleier einigermaßen zu lüften, der unseren Blicken bisher das Wesen dieser Infektion verhüllte und uns nötigte, uns statt bestimmter Tatsachen mit Hypothesen zu begnügen. Jetzt kennen wir für viele Krankheiten den Erreger; wir wissen, daß es in den meisten Fällen Bakterien, Mikrokokken oder Plasmodien sind, welche von außen her in den Körper gelangen, innerhalb desselben Giftstoffe produzieren und das Zellenleben des Organismus schädigen. Wir wissen, daß diese mikroskopisch-kleinen Krankheitserreger meist eingeatmet, seltener geschluckt werden, daß also in der Regel Nase und Mund deren Eingangspforten bilden, bisweilen aber auch die Haut diese Rolle spielt, wie zum Beispiel die neuen Untersuchungen namhafter Forscher bezüglich der Übertragung der Malaria durch Moskitos dartaten. Auch ist es uns bekannt, daß das Eindringen pathogener Keime *nicht unbedingt* die spezifische Erkrankung hervorruft, sondern nur dann, wenn der Mensch für dieselbe *empfänglich* ist, wenn die Eindringlinge in ihm günstige Existenz- und Entwickelungsbedingungen finden. Bisweilen sehen wir, daß ein Mensch von Haus aus gegen gewisse Infektionen vollkommen unempfänglich ist, eine Art natürlicher Immunität besitzt. Die Ansteckungsstoffe können ihn umgeben, aber er bleibt dagegen gefeit. Wieder

andere haben nur eine geringe Disposition und erkranken deshalb nur in schwachem Grade, während manche stark disponiert sind.

Aber es gibt nicht bloß eine physische Ansteckung. Man darf auch von einer, in mancher Hinsicht sehr ähnlichen psychischen Infektion reden, einer Übertragung bestimmter seelischer Zustände oder Regungen von einem Menschen auf einen anderen, auf mehrere, auf viele. Das Kontagium, welches hier in Frage kommt, ist allerdings für das Auge nicht nachzuweisen. Es ist ein rein geistiges. Hier handelt es sich um Empfindungen oder Willensäußerungen, die von einem Individuum ausgehen und, unsichtbaren Strahlen gleich, die geheimnisvolle Kraft haben, die verborgensten Falten des Seelenlebens zu durchdringen und zu durchleuchten. Täglich können wir uns davon überzeugen, wie der Geist zum Geiste spricht, wie das Seelische in einer anderen Seele gleichgestimmte Töne weckt und deren Saiten mit erklingen läßt. Naturgemäß sind die Eintrittspforten für diese psychische Übertragung unsere Sinnesorgane. Wir sehen eine leidenschaftlich-mimische Bewegung eines aufs heftigste Entrüsteten, wir hören die begeisterten Worte eines Redners, wir empfangen einen uns lieben, sympathischen Geruchs-Eindruck — und dementsprechende Vorstellungen oder Empfindungen werden auf unser Gehirn übertragen, um hier analoge Gefühle, Gedanken, Regungen und Handlungen auszulösen. Wir geraten in leidenschaftliche Erregung, wir empfinden lebhafte Begeisterung oder das Erwachen einer uns besonders teuern Erinnerung. Aber wie die körperliche Infektion ist die geistige kein ausnahmsloses Gesetz. Sie vollzieht sich ebenfalls nur dann, wenn sie auf ein hierfür empfängliches, für sie disponiertes Individuum trifft, und selbst dann mit sehr verschiedener Stärke.

Auch die seelische Übertragung wirkt, obwohl ihre Stärke nicht wechselt, auf den einen absolut nicht — er ist dagegen immun —, auf den zweiten nur mäßig, auf den dritten mit äußerster Kraft. Auch hier hängt der Effekt von den verschiedenen Graden der Empfänglichkeit ab. Fast jeder reagiert auf solche Eindrücke anders, je nachdem er mehr oder weniger fein auf psychische oder ethische Regungen abgestimmt ist.

Mit Recht bezeichnet Sighele eine psychische Kontagion als ebenso zweifellos, wie eine physische. In der Tat hat dieses Gebiet seelischer Übertragung viele moderne Sozialphilosophen angeregt, wie Despine, Moreau de Tours, La Rochefoucault und andere. Die „Contagion morale“ ist ein Begriff, welcher in der modernen Sprache Bürgerrecht erlangt hat. An einer „psychischen Infektion“ ist nicht zu zweifeln. Wollten wir ihr auch skeptisch gegenüberstehen, jeder Tag, jede Stunde würde uns im Verkehr mit anderen Menschen eines Besseren belehren und uns zeigen, daß wir fortwährend unbewußt beeinflussen oder beeinflußt werden, bald der gebende, bald der empfangende Teil sind. Wenn der eine oder andere

sich angesichts dieser einfachen psychologischen Tatsache ungläubig verhält, so liegt dies daran, daß nur wenige Menschen gewohnt sind, psychologische Vorgänge zu beobachten, über ihr Zustandekommen nachzudenken und sich über sie Rechenschaft zu geben.

Wie vollzieht sich nun die psychische Infektion? Nachdem wir sahen, daß die Sinneseindrücke, welche wir von anderen empfangen, den ersten Anstoß zu gleichen Gedanken, Empfindungen oder Handlungen geben, können wir vor allem die unbewußte Nachahmung als eine der Haupttriebfedern geistiger Übertragung bezeichnen. „L'imitation est une véritable contagion," sagt mit Recht Jolly, und auch andere französische Forscher schreiben der „faculté d'imitation" eine wichtige Rolle zu. „C'est une loi universelle, que la représentation d'un état émotionel provoque le même chez le témoin," äußert sich Espinas. So wird der bloße Anblick eines erregten, zornigen, exaltierten, eines schwermütigen, traurigen, pessimistischen Menschen uns in ähnlichem Sinne beeinflussen. Es wird ein Possenspiel, ein übermütiges Couplet, ein drolliger Einfall von der Bühne aus einen Reflex in uns erregen; die feierlichen Verse einer Tragödie, das überzeugungsvolle Wort eines Kanzelredners werden uns erheben, während uns die Brandrede eines Agitators in starke Aufregung versetzen kann. Wie oft schon ist Knaben durch die Lektüre von Indianer- oder Seefahrergeschichten die Lust zu Abenteuern zu Wasser und zu Lande erweckt worden. Wenn man ein naives Auditorium beobachtet, so kann man diese Nachahmung leicht verfolgen; man sieht, wie sich Mienenspiel, Gesichtsausdruck, Bewegungen eines Vortragenden hier und dort bei den Zuschauern widerspiegeln, wie sie Grimassen mit gleichen Gesichtsverzerrungen begleiten, den Takt eines Marsches oder Tanzes durch den Fuß oder die Fingerspitzen markieren, wie sie bei ernsten Stellen eines Musikstückes den Kopf senken, rhythmisches Wiegen mit dem Körper begleiten, bei schwärmerischen Kompositionen beselig emporblicken, beim Scherzo lächeln und tändeln.

Es ist der Ausdruck der Gemütsbewegung eines Menschen, der besonders leicht bei anderen dieselbe Gemütsbewegung erregt, also zum Beispiel der Anblick eines finsteren oder eines jovialen Gesichts. Gewiß beruht darauf ein Teil der Wirkung, welche die „Maske" des Schauspielers ausübt. Durch sein bloßes Erscheinen, noch ohne daß er den Mund öffnet, kann ein tragischer Künstler die Herzen erbeben machen, ein Komiker sein Publikum zu Ausbrüchen der Heiterkeit hinreißen. Das, was der Künstler tut, machen sehr viele, wenn auch fast unbemerkt, mit, und auf dieser von ihm beabsichtigten Nachahmung beruht seine Wirkung. Andererseits erzeugt die Übertragung einer bestimmten Gemütsbewegung auch bei anderen die entsprechende Mimik; sie ist der sichtbare Ausdruck des „Sich-Fortpflanzens" einer Gemütsbewegung. Diese kann der

mimischen Andeutung einer solchen unmittelbar folgen, wie der Donner dem Blitz, und erscheint dann wie das Resultat des fortgepflanzten Sinneseindrucks, obwohl sie dessen Ursache war.

Gegenüber diesem einfachen Vorgange ist die Macht des Beispiels etwas komplizierter, weil ihr immer erst ein Denkprozeß vorausgeht. Ein genialer, ein origineller, ein außergewöhnlicher Mensch regt nicht bloß unsere Nachahmung an. Er packt uns tiefer. Er bewegt unser Inneres in gleichem Sinne, reißt uns mit sich fort und gibt uns sogar bisweilen die Kraft, es ihm gleichzutun oder doch ihm nachzustreben. Aber auch der Verrückte, der Tollhäusler kann, wenn jemand oft und anhaltend mit ihm zusammen sein muß, dessen Denken und Handeln auf gleich schiefe, verschrobene Weise verändern. Leicht erwacht durch ein dominierendes Beispiel in uns der Antrieb, Worte, die wir gehört, Sentenzen, die uns gepackt, Handlungen, die uns imponiert haben, zu wiederholen, sei es in ganz akuter Weise, wie zum Beispiel beim Ausbruche einer patriotischen Erhebung, sei es, indem allmählich eine uns ursprünglich fremde geistige Richtung, beispielsweise der Anblick frommer Beter und Büßer, von unserer Seele Besitz ergreift. Der korrumpierende Einfluß oft angehörter und angeschauter Frivolitäten kommt auf ähnliche Weise zustande.

Der Trieb des Nachfolgens eines Beispiels kann sich auch verallgemeinern und auf viele Menschen gleichzeitig übertragen. So entstehen Massenverbreitungen einer Idee in der Mode, in einer Geschmacksrichtung, einem Gebrauche. So bilden sich Zeitströmungen scheinbar von selbst. Der Ursprung ist oft vergessen. So kann — bisweilen auf den von einer Person ausgehenden Antrieb — die Börse zu einer Depression oder einem Rausche veranlaßt werden; so kann eine Kammerrede, ein Zeitungsartikel Völker in den Krieg treiben, indem sich der durch ein frivoles Beispiel hervorgerufene Eindruck lawinenartig vergrößert. So kann ein Buch, ein Bühnenwerk durch seinen Idealismus Tausende von Idealisten und Schwärmern schaffen oder durch Naturalismus und Realismus dem geistigen Leben der Zeit eine neue Richtung geben. Bisweilen ist es ein Parlamentarier, ein Professor, der durch seine packende Gewalt die jüngere Generation in gutem oder schlechtem Sinne beeinflußt, sie zum Kultus des Edlen, zu hoher Humanität begeistert oder Leidenschaften und Gesinnungen des unlautersten Glaubens- und Rassenhasses in ihnen weckt, die auf Jahrzehnte hinaus wie ein um sich fressendes Gift wirken.

Es gibt noch einen Weg der psychischen Infektion; es ist der der Suggestion. Der Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit kann so stark, so unwiderstehlich und zwingend sein, daß der mit ihr in Berührung Kommende, ja ihre ganze Umgebung gewissermaßen genötigt ist, mitzufühlen, mitzuempfinden, das eigene Wollen, das eigene Denken ganz dem Willen, dem Denken des suggestiv wirkenden Vorbildes unterzu-

ordnen. Das sind die wahren Impressionisten, die auf alle einigermaßen impressionablen Menschen mit Wort und Tat, mit ihren Handlungen, Kunstwerken ꝛc. so energisch einwirken, daß sich jeder mehr oder weniger dem Eindruck gefangen gibt. Man hat bisweilen Gelegenheit, einen genialen Fürsten, einen gewaltigen Denker, einen bedeutenden Arzt, einen fesselnden Künstler die weitesten Kreise beeinflussen zu sehen. Das eigene „Ich" wird — oft ohne jede Absicht — vervielfältigt. Die eigene Psyche des die Beeinflussung Ausstrahlenden erweckt Tausende von Spiegelbildern, die nicht etwa bloß äußerlich jeden Zug, jede Bewegung des Originals kopieren, sondern auch förmlich Geist von seinem Geist, Flamme von seinem Licht werden. Hier liegt eine Art von Wachsuggestion vor. Der mächtige Einfluß manches Menschen auf andere hat, zumal wenn ihm keine merkbare Absichtlichkeit anhaftet, oft etwas Geheimnisvolles, Rätselhaftes und Unerklärliches. Er kann unheimlich und schrecklich sein, aber auch begeisternd, beseligend, hinreißend. Jene Kraft ist undefinierbar in ihrer Art, magisch in ihrer Wirkung. Nicht immer ist es das völlig Durchsichtige, für den nüchternen Verstand Faßbare, offen zu Tage Liegende, was eine psychische Beeinflussung hervorruft, sondern gerade das Halbverhüllte, Unklare, nur Angedeutete. Denn eben dies regt die Seele an, macht die Phantasie lebendig und versetzt den Menschen in eine eigenartige Stimmung, deren Zustandekommen ihm zwar nicht immer zum Bewußtsein kommt, die ihn aber um so mehr beherrscht, weil er sich von ihr nicht Rechenschaft geben kann. Das Mysteriöse, Befremdende, das Nebelhafte, das von manchen Menschen oder Kunstwerken ausgeht, sie wie ein leuchtendes Fluidum umgibt, reizt oft viel mehr als das Schlichte, Durchsichtige, Klare zum Nachdenken, zum Grübeln, ja zum willenlosen Nachgeben. So läßt sich auch die bedeutende Kraft der psychischen Beeinflussung erklären, die man in einem mit geheimnisvollen Formeln und Gebräuchen ausgestatteten Bunde, einer geheimen Gesellschaft beobachten kann. Auch die mächtige Wirkung der Loge auf ihre Mitglieder beruht darauf, daß die edlen, sittlichen Wahrheiten und Grundsätze derselben in ein Gewand und eine Symbolik gekleidet sind, welche sich dem empfänglichen Gemüt tief einprägen. Symbole sind ja nicht das Wesen des Freimaurertums, sondern nur die äußere Hülle seines geistigen und sittlichen Gehalts, aber sie sind in ihrer ehrfurchtgebietenden Feierlichkeit ein mächtiger Faktor, der für das Geschaute und Gehörte empfänglicher macht. Dies gilt auch von vielen, zunächst auf die Sinne wirkenden Gebräuchen des kirchlichen Kultus, welche die Stimmung der Andächtigen festhalten, steigern oder erheben, jedenfalls aber mit einem unsichtbaren Zauber umspinnen. Wer hätte ferner nicht schon das Feierliche der Stimmung empfunden, welche eine Statue, ein Bild durch das Arrangement der Umgebung, durch Vorhänge, besondere

Beleuchtung und vor allem durch die Örtlichkeit selbst in dem Eintretenden erregt, ihn zum Genusse vorbereitend und sammelnd? Man denke an den Eindruck, den die Venus von Milo im Louvre, den die Raffaelsche Madonna oder der segnende Christus Thorwaldsens im Original hervorbringen, Eindrücke, die nur durch die intensive Wirkung großer Meisterwerke auf die Psyche zu verstehen sind.

Am einfachsten ist der Vorgang psychischer Infektion, wenn diese sich nur zwischen zweien, vom Menschen zum Menschen, abspielt. Hier ist eine direkte Beeinflussung leicht zu verfolgen, zumal wenn derjenige, auf den eine Übertragung stattfindet, durch seine Gemütsverfassung, Geistesrichtung und Charakteranlage für gewisse Einwirkungen besonders empfänglich ist. Die Macht eines Arztes über den Kranken, eines Seelsorgers über den Trostbedürftigen oder den Verbrecher, die Macht eines bedeutenden Kriminalrichters im Verhör, einer bestrickenden Dame bei einem tête-à-tête sind auf solch direkte psychische Übertragungen zurückzuführen.

Komplizierter wird der Vorgang, wenn die Übertragung gleichzeitig auf eine Anzahl von Individuen erfolgt. Wer hätte nicht schon die Wirkung eines beredten Verteidigers auf die Geschworenen kennen gelernt? Wer nicht von dem imponierenden Einflusse gehört, den ein einziger Mann auf die von ihm geleitete Verbrecherbande übte? Die Inquisition, die Maffia, die Geheimbünde Chinas bieten zahlreiche Beispiele von starker psychischer Beeinflussung ganzer Gruppen. Der Chef eines großen Hauses, der akademische Lehrer, der geistliche Redner am Grabe und viele andere Persönlichkeiten können auf eine Anzahl von Individuen gleichzeitig ganz bedeutend einwirken, sei es veredelnd oder anfeuernd, überzeugend oder beruhigend.

In höherem Grade steigert sich die Bedeutung der psychischen Infektion, wenn diese auf Massen erfolgt, so zum Beispiel bei einem Straßenauflauf, einer Zusammenrottung, einem Streik, einer Volksversammlung. In der Armee, im Theater und so weiter kommen derartige Massenwirkungen nicht so selten zustande. Bisweilen kommt in allen solchen Fällen auf rapide Weise die Macht eines einzigen Willens, die von einer Person ausgehende und sich rasch verbreitende Erregung, die Begeisterung oder der Applaus mit einer fast explosiblen Gewalt als Massenerscheinung zum Ausdruck. Jeder einzelne wird, obwohl selbst erst beeinflußt, doch sofort zum Verbreiter der hervorgerufenen Stimmung. Wie bei einer Infektionskrankheit die Zunahme der Einzelfälle Krankheitsherde erzeugt und aus diesen sich eine Epidemie entwickelt, so kommt auch auf psychischem Gebiete eine Art von epidemischer Verbreitung vor. Diese und eine gleichzeitige Verstärkung psychischer Erregungszustände finden sich eigentümlicherweise in schwersten, exzessivsten Formen gerade bei Frauen, die in vielen Fällen von öffent-

lichem Aufruhr die Männer durch ihre Wildheit und Grausamkeit überboten haben. Man wird nie die Megären der großen französischen Revolution, die Petroleusen, die blutgierigen, grausamen Weiber in süditalienischen oder transbalkanischen Aufständen vergessen.

Man könnte die Formen der psychischen Übertragung in zwei Gruppen sondern. In die erste würden diejenigen Fälle gehören, die man als gutartige bezeichnen könnte. Es sind dies Beeinflussungen in einem edlen, ethischen Sinne, die sich nur an die Lichtseiten der menschlichen Natur wenden, gewissermaßen auf dem Boden des Normalen bleiben, sich im Rahmen des Gesunden halten. Was die zweite Gruppe charakterisiert, ergibt sich hiernach von selbst. Es ist das Pathologische des Individuums oder der Gesellschaft. Sind auch die Grenzen zwischen Gesundheit und Krankheit nicht ganz scharf, gibt es, ebenso wie beim physischen Organismus, auch in psychischer Beziehung zahlreiche Übergangsformen, so läßt sich doch im ganzen und großen die angedeutete Scheidung festhalten. So gibt es — um mit der sozialen Seite zu beginnen — tonangebende Persönlichkeiten, welche auf die weitesten Kreise bestimmend wirken, wenn es sich um Fragen der Mode, der Sitte, des Geschmacks handelt. Was in der nächsten Zeit „schick" ist, was als „korrekt" oder als „schön" zu gelten hat, bestimmen nur wenige, aber ihre Anschauungen, ihr Beispiel findet bei zahlreichen, die kein eigenes Urteil, keinen eigenen Geschmack haben, sondern sich willig einer fremden Anordnung und Regel in solchen Dingen unterwerfen, bereitwillige Nachahmung. Ähnlich ergeht es mit Liebhabereien, zumal auf den Gebieten des Sammelns und des Sports. Gerade die enorme Verbreitung beider in ihren verschiedenartigen modernen Formen ist zweifellos auf psychische Einflüsse zurückzuführen. Anfangs widersteht noch der eine oder andere; er findet die Sache lächerlich oder abgeschmackt. Nach Jahr und Tag haben die steten psychischen Einwirkungen ihn bekehrt. Nicht minder sind die Antriebe zur Geselligkeit hierher zu rechnen, zumal das so außerordentlich um sich greifende Vereinswesen. Ist doch selbst die Wohltätigkeit ansteckend, wie die schnellen und bedeutenden Resultate mancher Sammlungen und das zum Spenden animierende Beispiel namhafter Persönlichkeiten im täglichen Leben dartun. Ein bekannter Repräsentant psychischer Übertragung ist der Redner, der durch seine Gabe zündender, überzeugender Beredsamkeit bald hinreißt, bald erregt und erschüttert. Je mehr er selbst von seinem Stoffe durchdrungen, von seiner Sache überzeugt ist, desto sicherer ist sein Erfolg. Und je größer sein Zuhörerkreis, je vorbereiteter der Boden ist, auf den seine Worte fallen, desto mehr vermag er, ganze Volksmassen durch das Feuer seines eigenen Geistes zur Begeisterung, ja selbst zum Aufruhr zu entflammen. Die Wirkung summiert sich in zunehmendem Grade, weil jeder Hörer wieder im Gesichtsausdruck,

in der Stimmung zur Kopie des Redners und damit zu einem neuen Verbreitungszentrum wird. Die „Macht des Wortes" ist dadurch zu verstehen; denn dasselbe bildet einen Teil des Persönlichen, des „Ich". So kommt es auch — und das weiß jeder, der als Bittender oder als Antragsteller in einer wichtigen Angelegenheit ein günstiges Resultat erzielen will — daß der persönliche, mündliche Vortrag oft von augenblicklichem Erfolge ist, während eine schriftliche Eingabe in derselben Sache hin- und hergezogen und erwogen, schließlich sogar bisweilen ad acta gelegt wird.

Auf keinem Gebiet hat die psychische Infektion ein dankbareres Feld gefunden, als auf dem der Religion. Die sittlichen Grundanschauungen und die hohen Wahrheiten der Meister und Stifter, der führenden Geister, der Sektenbildner gruben sich tief in das Gemüt der Jünger und Apostel ein, und diese wieder wurden lebhafte, energievolle Verbreiter der Lehren ihres einstigen Meisters. Belehrte und Bekehrte werden aufs Neue zu Lehrern und Bekehrern, und so wächst die Schar der Gläubigen ins Unendliche. Und alles dies vollzog sich einst und vollzieht sich noch heute lediglich durch die werbende Kraft geistiger Mittel, auf dem Wege geistiger Beeinflussung. So wurden Adepten die Verbreiter dessen, was ihnen einst gelehrt worden war; so entstanden Schulen von großer Machtstellung aus dem Genie eines einzelnen heraus.

Es ist nicht zu leugnen, daß leider das Gute und Edle viel schwerer auf psychischem Wege Verbreitung findet, als das Schlechte, Niedere und Verwerfliche. Haftet doch auch der Samen des Unkrautes überall, auch auf dem trockensten, felsigsten Boden, während edle Pflanzen eines wohl vorbereiteten, gut gepflegten Erdreiches bedürfen. Die Schwäche der menschlichen Natur, die man durch alle Epochen der Geschichte bis auf die neueste Zeit verfolgen kann, die Rückfälligkeit des homo sapiens in die Triebe der tierischen Natur, auf deren Überwindung er ganz unnötigerweise stolz ist, kann nicht weggeleugnet werden. Sie zeigt uns, daß trotz hochentwickelter äußerer Kultur die innere, das Ethische im Menschen noch arg vernachlässigt ist, und daß die Menschheit mit wenigen rühmlichen Ausnahmen nur einen dünnen Überzug über den Kern ihrer wohlkonservierten Bestialität besitzt. Bei manchem ist die Plattierung stärker, bei manchem schwächer; manche sind auch durch und durch von edlem Metall; bei den meisten aber ist der Kern geringwertig. Dennoch können auch Lehren der Moral, können edle Regungen wie Ehrlichkeit, Fleiß, Nächstenliebe, Selbstlosigkeit und so weiter unter günstigen Umständen weite Verbreitung finden, sei es durch Beispiel, oder durch Belehrung und Ermahnung. Es ist das unvergängliche Verdienst vornehmer, makelloser Naturen, die besseren Saiten des Menschenherzens auch bei anderen erklingen zu lassen, durch ihr Ansehen zur Verbreitung wahrer Tugenden beizutragen, obwohl solche Be-

mühungen unendlich schwierig sind und oft statt erfreulicher Resultate nur bittere Enttäuschungen bringen. Wie herrlich und fest schien vor einem Jahrhundert der Tempel der Humanität, der Duldung und Menschenliebe für ewige Zeiten begründet zu sein! Und wie haben es in wenigen Jahrzehnten der jüngsten Zeit Bubenhände verstanden, unter Erweckung und Begünstigung niederer Instinkte der Volksmassen das schöne Bauwerk in Trümmer zu reißen. Aufbauen und Zerstören war nur auf dem Wege psychischer Übertragung möglich gewesen, aber ersteres ging langsam vorwärts, letzteres vollzog sich mit einer erschreckenden Schnelligkeit.

Glänzende Triumphe feiert die geistige Beeinflussung in der Wirkung des Genies auf seine Zeit; denn es drückt ihr seinen Stempel auf und zieht um sich selbst immer weitere Kreise. Nicht immer ist es die Persönlichkeit allein, welche diesen Einfluß übt; es sind seine Worte, seine Taten, seine Errungenschaften, die, auch wenn der Mensch dahin ist, fast noch lebendiger fortwirken, als bei dessen Lebzeiten. Goethe und Schiller, Beethoven und Richard Wagner, Humboldt und Kant, Napoleon und Moltke, Helmholtz und Siemens sind Beispiele solcher Naturen, deren Psyche die Zeitgenossen stark beeinflußte. In Kriegskunst und Politik, in Wissenschaften und Künsten, im Handel und im Gewerbe, auf technischem und ästhetischem Gebiet hat es immer Naturen von starker Impressionskraft gegeben, deren Spuren noch lange nachleuchteten.

Es gibt wenige Gebiete, auf denen sich die psychische Beeinflussung so deutlich äußert und so sichtbar vollzieht, wie auf dem des Theaters. Schon im Zuschauerraum zeigt sich dies bei der ansteckenden Kraft des Beifalls. Wenn an passenden Stellen des Stücks nur einige kräftig klatschen, so folgen, vorausgesetzt, daß diese Stellen nicht gerade geeignet sind, Opposition und Mißfallen zu erregen, sehr bald mehrere, viele, ja schließlich fast alle Anwesenden. Der erste Beifall hat also hier der Stimmung einen festen Ausdruck gegeben und riß die Layen oder Schwankenden ebenso mit sich fort, wie den wenig Urteilsscharfen die Bestimmtheit eines Urteils, gleichviel ob dasselbe richtig ist oder nicht. Darauf, daß der Applaus gut organisiert, praktisch im Hause verteilt ist und nur an geeigneten Stellen, dann aber handfest erdröhnt, beruht der Erfolg der Claque. Will man einer Lustspielpremiere einen guten Erfolg sichern, so placiert man Leute, die kräftig und herzlich zu lachen verstehen, auf verschiedene Plätze, und — siehe da — ihre Heiterkeit steckt an, ihr Beispiel verführt die Umgebung mitzulachen. Immer weitere Kreise werden dadurch in eine empfängliche, dankbare, lustige Stimmung versetzt, und der „stürmische Lacherfolg“ ist gesichert. Freilich können sich auch Verstimmung, Langeweile, Spott und Mißfallen auf gleiche Weise verbreiten, und die Gegenclaque weiß diese Waffen

weidlich zu führen, wenn sie ein Stück verreißen, dessen Autor niederschlagen will. Aber viel seltener als das Beifallklatschen erweist sich das Zischen und Pfeifen ansteckend, wenigstens bei uns; die heißblütigen Italiener können, auf einen gegebenen Anstoß hin, die Fortführung eines Stückes oder einer ungenügenden Leistung unter Höllenlärm einfach unmöglich machen. Wie in einem Rührstück die Tränen naiver Zuschauer und Zuschauerinnen, ja schon das vermehrte Schneuzen weicher Menschen die allgemeine Stimmung sentimental werden läßt, ist bekannt. Übertragen sich Regungen heiterer oder trauriger Art schon im gewöhnlichen Leben leicht, lacht man mit den Fröhlichen und weint man mit den Betrübten, so ist dies noch viel mehr im Theaterpublikum der Fall. Freilich, die feineren Kreise desselben sind weniger leicht zu beeinflussen. Im Gegenteil „werden sie verstimmt", wenn sie „die Absicht merken". Diese durch Kultur ihrer Naivität beraubten Klassen werden durch forcierte Mittel psychischer Beeinflussung abgestoßen. Sie lehnen derbe Lazzi ab. Um so mehr sind sie aber geneigt, sich durch feineren Humor, durch Scherze in ernstem Gewande, durch Situationskomik amüsieren zu lassen. Gegen das Weinen im Theater schützt sie meist ihre anerzogene Selbstbeherrschung, die sich allerdings bis zur Kälte und Blasiertheit steigern kann. In den Wechselbeziehungen zwischen dem Schauspieler und dem Auditorium kommt es darauf an, daß ersterer wahr ist und tief empfindet. Spielt er in dieser Weise, lebt er sich völlig, unter Aufgeben seiner Persönlichkeit, in die Rolle ein, geht er in derselben auf, so vergißt das Publikum, daß es nur der Scheinwelt der Bühne gegenübersitzt. Es wird wirklich erschüttert, erhoben, angeregt, von furchtbarem Abscheu erfüllt, erheitert oder zu Tränen gerührt. Es zeigt sich dann, wie recht Horaz in seiner Ars poëtica hat. Das Publikum empfindet dann mit dem in der Rolle vorgeführten Charakter; es nimmt „freudvoll und leidvoll" an seinen Geschicken teil.

Wer hätte nicht schon die psychische Infektion durch Musik an sich selbst und an anderen beobachtet! Täglich bieten sich Beispiele dafür, daß die Macht der Töne, durch die einst der lesbische Zithermeister Arion selbst Delphine bezauberte, in mannigfachster Weise der Menschen Herz bewegt. Hier stehen wir vor einer direkten Beeinflussung der Psyche durch das Gehör; denn nur dieser Sinn ist der ausschließliche Vermittler musikalischer Eindrücke. Das Auge, das wir auf dem Virtuosen oder der Sängerin haften lassen, hat hierbei nur eine unterstützende, den Eindruck verstärkende Aufgabe. Das geht so weit, daß uns der Spieler eines Instrumentes oder der dramatische Sänger, falls wir uns die Ohren völlig verschließen, geradezu grotesk-komisch erscheint. Andererseits ist es freilich nicht minder komisch, wenn der naive Hörer, ohne es zu wissen und ohne sich einen konventionellen Zwang aufzuerlegen, auf jedes Genre der Musik mit seinen Mienen und Bewegungen entsprechend reagiert,

was bekanntlich Wilhelm Busch auf seinem amüsanten Blatte: „Der Klavierspieler und der Kunstenthusiast" so drastisch illustriert hat. Doch keiner — selbst nicht der Hochgebildete — kann sich der Wirkung der Musik entziehen. Das Elegische stimmt ihn ernst, das Heroische kampfesmutig, das Volkslied sinnig, die bukolische Weise versetzt ihn in ländliche Heiterkeit, das Furioso regt ihn auf, die Ekstase, wie zum Beispiel im Schlußchor von Beethovens Neunter Symphonie, bringt ihn in dithyrambischen Flügelschlägen der Gottheit näher. Wie ausgeprägt psychologisch ist die Wirkung der so charakteristischen Leitmotive Richard Wagners! Wie entspricht jedes derselben der Stimmung, die der große Denker unter den Musikern damit erzielen wollte. Und ist nicht die ganze Tonmalerei von Haydns „Schöpfung" bis zu Mendelssohns „Meeresstille und glückliche Fahrt", von Schuberts „Erlkönig" bis zu Loewens Balladen auf psychische Einwirkung berechnet und wohl erwogen? Wenn dies alles sich schon beim gebildeten Musikfreunde mit der Regelmäßigkeit eines Naturgesetzes äußert, um wie viel mehr beim Volke, das bei den Klängen eines Marsches in patriotischen Jubel ausbricht, bei Tanzmusik lebenslustig wird, beim Anhören eines Chorals religiös empfindet, kurz, sich willig den Eindrücken der Musik auf die Seele hingibt. Dieser Einfluß ist so bezaubernd, daß kluge Machthaber sich in Momenten eines drohenden Aufstandes an Papagenos Glockenspiel oder Hüons Wunderhorn erinnerten und durch Aufspielen fröhlicher, beliebter Weisen die aufgeregten Gemüter ablenkten, den Zornigen die Waffen aus der Hand sinken ließen und dem Aufruhr die Spitze abbrachen. Nicht bloß wilde Tiere, auch wilde Menschen bezähmt die Kunst der Töne.

Wie oft finden neue Richtungen in der Musik und der bildenden Kunst anfangs nur Widerstand und Abneigung, bis sich Auge oder Ohr an die ihnen zuerst unsympathischen Eindrücke gewöhnt haben und diese gewissermaßen neue, bis dahin noch nicht offen gewesene Wege zum Zentralorgan der Seele einschlagen! Es ist hundertfach konstatiert, daß auch hier „der Tropfen den Stein höhlt", daß der Geschmack sich nach und nach durch beharrliche, immer wiederkehrende Beeinflussung ändert, bisweilen gehoben, noch öfters aber auf ein tieferes Niveau herabgedrückt wird. Wie oft ist ferner eine Autorität der Wissenschaft, ein Meister ärztlicher Kunst durch den faszinierenden Zauber der Persönlichkeit imstande, die Geister zu zwingen! Es gibt Operateure, denen sich die Kranken mit freudigstem Vertrauen unterwerfen, weil ihnen der Betreffende trotz seiner schrecklichen Aufgabe sympathisch ist und sie mit dem Gefühle unbedingter Sicherheit erfüllt. Oft genug hat ein wahrhaft begeisterter Priester Seelen, die verloren schienen, lediglich durch seine tief ins Herz dringenden Worte neu gewonnen. Reiselust und Wandertrieb stecken, zumal wenn der Mai ins Land gekommen ist, ebenso an, wie beispielsweise die Art,

Häuser zu bauen und zu dekorieren, Innenräume auszuschmücken und dergleichen. Man kann es in mancher älteren Stadt förmlich verfolgen, wie es einer dem andern nachgetan hat.

Leider hat der Idealismus und eine seiner edelsten Blüten, das Bestreben der Friedensfreunde, weit weniger gewinnende, besiegende Kraft, als die kriegerische Stimmung, deren Wurzeln in Egoismus, allgemeinem Mißtrauen, Furcht oder Eroberungssucht ruhen. Daher die Schwierigkeiten, denen jeder Abrüstungsvorschlag begegnet, während das, was die Völker entzweit, ohne weiteres Zutun üppig wuchert. Und dennoch zeitigt auch das Toben der Schlacht die Früchte edelster Tugend: Mut, Korpsgeist, Disziplin, Selbstaufopferung und Begeisterung. Wer wüßte nicht, wie das Beispiel eines heroischen Offiziers die Truppe mit sich fortreißen und zum Siege führen kann, und wie andererseits einige feige, zaghafte Mannschaften ganze Reihen zum Weichen, ja zur Flucht treiben können? Angesichts der nahen Todesgefahr kommen beide Extreme im Kampfe zum kräftigen Ausdruck, je nachdem die psychische Einwirkung auf die eine oder andere Weise erfolgte.

Der menschlichen Natur entsprechend, die leider viel mehr zum Bösen als zum Guten inkliniert, ist die psychische Infektion des einzelnen im schlechten Sinne, ganz besonders aber die Beeinflussung der Massen eine sehr häufige Erscheinung. Die tierischen, atavistischen Instinkte schlummern nur und sind leicht erweckt. Schon im Gesellschafts- und Privatleben sind Langeweile, Gähnen, Ödigkeit und Flachheit der Konversation, Verirrungen der Mode, Kunstexzentrizitäten, gesuchte Schneidigkeit und beschränkter Chauvinismus in hohem Grade ansteckend. Weiche, schwankende, haltlose Menschen sind für diese Übertragung ein günstiger Nährboden. Es ist geradezu merkwürdig, wie die Saat moralischen Unkrauts und die Sprossen der Sumpfpflanzen überall haften, ohne weiteres gedeihen und sich vermehren, dadurch aber das Gute ersticken. Um nur ein Beispiel zu erwähnen — das Vorbild der Sitten- und Haltlosigkeit, der gehässigen, vorurteilsvollen Gesinnung. Wie rasch verbreitet es sich über zahlreiche Individuen! Wie drückt es deren moralischen Wert, dessen Hebung so unendliche Mühe gekostet hat, in kurzer Zeit herunter und vernichtet ihn fast unrettbar! Es füllen solche Beispiele die traurigsten Blätter der Kulturgeschichte. Durch eine Verschlechterung der künstlerischen Schöpfungen vermehren Moderne und Modernste nicht nur die Zahl der schlechten Kunstwerke, was ja allenfalls noch zu ertragen wäre. Aber Schillers Mahnruf an die Künstler:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie;
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!“

diese goldenen, ewig schönen Worte sind heute von vielen vergessen. Eine allmähliche Verderbnis des Geschmackes ist die traurige Folge, und diese ästhetische Korruption ist kaum wieder gut zu machen. Wer immer und immer wieder das Minderwertige und Verschrobene anschauen oder anhören, immer wieder die Tiraden halbverrückter, halbverzückter Kritiker und des wie eine gedankenlose Herde einem Leithammel folgenden Publikums mit anhören muß und sich nicht selbst mit Energie und Konsequenz dagegen sträubt, der verliert schließlich die Schärfe und Strenge seiner ästhetischen Anforderungen und die Klarheit seines Schönheitsgefühls. Er ist bald mit dem wenigsten zufrieden und findet auch das Häßliche schön. — Interessant ist die psychische Infektion, die ein von Krankheits- oder Todesfurcht Ergriffener auf seine ganze Umgebung ausübt. Mir ist eine solche, allerdings trotz ihres Reichtums äußerst ungebildete Familie erinnerlich, bei der schon der Name „Krankheit", die Diagnose eines Leidens durch den Arzt, die vorsichtige Prognose den Ausbruch einer halb kindischen, halb verrückten „Nervosität" hervorrief. Wie der Stier durch das rote Tuch, so wurden hier alle Familienmitglieder wild, wenn überhaupt von Symptomen nur die Rede war, und der Arzt wurde stets insgeheim gebeten, nichts von alledem zu äußern, um die andern nicht aufzuregen. Solche widerliche, charakterschwache Naturen übertragen natürlich leicht ihre Sonderbarkeit auf ähnlich veranlagte Menschen.

Im Gegensatze hierzu steckt auch in den Tagen des Kampfes oder Aufruhrs der Anblick des Blutes, der Geruch des Pulverdampfes an. Es wird dadurch selbst bei solchen, die bis dahin ganz unbeteiligt waren, der Trieb zum Töten, die Lust an dem männermordenden Kampfe geweckt. Auch der Harmlose wird von Blutgier, von Zerstörungswut erfüllt, und noch lange nach Ablauf des Krieges bleibt beim Sieger oft ein Hang zu rohem, gewalttätigem Auftreten zurück. Die Wirkung der Lektüre sensationeller Romane und kriminalistischer Geschichten auf sensitive Leser und Leserinnen ist viel bedeutender, als man dies gewöhnlich glaubt, ebenso wie man den demoralisierenden Einfluß der von einer gewissen Presse verbreiteten Schilderung von Verbrechen wesentlich unterschätzt. Bei vielen, zumal bei noch jugendlichen Individuen haftet solch ungesunder Lesestoff sehr fest, erfüllt ihre Vorstellung mit Begriffen, die ihnen eigentlich fremd bleiben sollten, und erregt ihre Phantasie in ungünstigem Sinne. Sehr viele sind schon dadurch von der geraden Bahn gesetzlicher Lebensführung abgedrängt und der Sucht zu Abenteuern, ja selbst dem Verbrechen zugetrieben worden.

Vereinzelte Verbrechen finden, wenn die Presse sie erst interessant und pikant macht, hierdurch und durch den die Psyche reizenden Nachahmungstrieb eine — man könnte sagen — epidemische Verbreitung, so daß sich zu gewissen Zeiten infolge einer von den Franzosen als

„Contagion homicide“ bezeichneten Passion Revolver- und Vitriolattentate, Angriffe und Morde ganz bestimmter Art und Selbstmord-Moden häufen.

Von jeher besaß der menschliche Geist eine gewisse Vorliebe für das Geheimnisvolle, das Mystische und Dunkle, aber auch für das Schwärmerisch-Transzendentale. So kommt es denn, daß ein besonders ergiebiges Feld der psychischen Infektion der Mystizismus und Okkultismus ist, Richtungen, die oft an religiöse Wahnideen angrenzen. So fern alles auf absichtlicher oder Selbsttäuschung beruhende Geheimwesen der Enträtselung der philosophisch oder naturwissenschaftlich noch unerforschten Dinge ist, ebenso fern ist die religiöse Schwärmerei von wahrer Religion. Dennoch aber greifen alle diese Richtungen so ineinander, daß es im Einzelfalle oft kaum möglich ist, die Spreu vom Weizen zu sondern. Aberglaube und dessen furchtbarste Äußerung, die Hexenverfolgungen besaßen stets eine intensive Ansteckungskraft, die so stark war, daß die Neuinfizierten durch das oft wiederholte Anhören aller Einzelheiten solcher Prozesse schließlich wirklich an das Hexenwesen glaubten und sogar in dem Wahne lebten, selbst vom Teufel verzaubert zu sein. Der Zug jener Zeit, die solche Dinge für möglich hielt, und die religiöse Ekstase bewirkten eine Autosuggestion und dadurch bei Angeklagten und Richtern eine der entsetzlichsten Epidemien von Justizverbrechen. Auf demselben Boden entstanden jene blutigen Glaubensverfolgungen, zufolge deren im Mittelalter die sogenannten Kulturnationen sich dadurch auszeichneten, daß sie Tausende Unschuldiger um ihres Bekenntnisses willen in grausamster Weise durch Feuer und Schwert umbrachten. Nie würden ferner gewisse Sekten, wie Derwische, Stundisten, Skopzen und so weiter Proselyten machen, wenn ihnen hierbei nicht die psychische Übertragung zu Hülfe käme. Auch in der Politik spielt diese eine Rolle; Demagogen, Chauvinisten, Heißsporne extremer Parteien stecken hier ebenso an, wie Verschwörer und Anarchisten. Ganz vereinzelte Personen können auf diese Weise zu Revolutionen und Kriegen den ersten Anstoß geben.

In geistreicher Weise hat Sighele das Zustandekommen von Massenaufläufen und Massenverbrechen geschildert, die von Verbrechen engbegrenzter Gruppen (Banden, Geheimbünde und dergleichen) scharf zu unterscheiden sind. Ein Signal, ein Ruf, ein Schrei genügt da bisweilen, wenn in der Bevölkerung der Zündstoff vorhanden, die elektrische Spannung der Gemüter groß, Leidenschaft oder Phantasie erregt ist, um einen Auflauf entstehen zu lassen. Mit elementarer Gewalt bricht derselbe hervor und verschmilzt in einem Nu Tausende von Seelen zu einer Kollektivseele der Masse. Wie sich dieser Vorgang vollzieht, das skizziert Guy de Maupassant treffend mit den

Worten: „Menschen, verschieden an Geist, Intelligenz, Erziehung, Leidenschaften, Glauben, Vorurteilen — zufällig vereinigt — sind ein besonderes Wesen mit neuer Empfindung, die Resultante vieler individueller Meinungen. Die impulsiven Eigenschaften der Menge rühren zwar aus denen der einzelnen Individuen her; aber bei aller Verschiedenheit derselben besteht ein gemeinsamer Wahnsinn und Fanatismus, eine Neigung zu Verbrechen, die der einzelne nicht riskieren würde. Ja, dieser fragt sich zu Hause, bei ruhiger Überlegung, wie er sich an etwas beteiligen konnte, was gegen seine Natur und seinen Charakter war." — Die „Menge" ist eine Art von Kollektivwesen. „Il avait cessé d'être un homme pour faire partie d'une foule," — so charakterisiert sich das Aufgehen eines Menschen in der Masse. „Sein individueller Wille vermischt sich mit dem allgemeinen Willen; seine Persönlichkeit ist verschwunden und nur noch ein kleiner Teil jener großen, fremdartigen Persönlichkeit der Menge." Und Tarde sagt: „Ein Funke der Leidenschaft, von einem einzigen ausgehend, entzündet dieses Menschengemisch. Diese Tausende bilden nur eine große Bestie, ein riesiges, wildes Tier. Die meisten waren nur aus reiner Neugier gekommen, aber das Fieber einiger genügte, um rasch alle zu ergreifen und sie in die Stimmung eines Deliriums zu versetzen."

Schon im täglichen Leben sehen wir bei harmlosen Gelegenheiten, im Theater, in Versammlungen, daß die Gemütsbewegung des einzelnen rapide wächst, sobald sie sich vielen Anwesenden gleichzeitig mitteilt. Sie multipliziert sich nicht einfach mit der Zahl der Personen, sondern nimmt auch an Energie, Kraft und Stärke zu. Ein vielköpfiges Ungeheuer ist plötzlich aus der Erde gewachsen. Der einzelne sprach, die Menge schreit; der einzelne zeigt mit dem Finger, die Menge gestikuliert so heftig, daß ein Tauber sie für eine Schar von Narren halten müßte. Was an Hefe der Leidenschaften ruhig auf dem Grunde der Seele jedes einzelnen lag, wird durch eine Art „psychischer Gärung" an die Oberfläche gerissen. Die Manifestation eines Einzelnen, eines Überspannten, Exaltierten, halb Unzurechnungsfähigen und Irren genügt, und alle folgen, angesteckt von Wildheit oder Tollheit, in willenlosem Taumel. Die Einheit des Ortes und der Zeit, die nahe Berührung war das Zaubermittel, welches zahlreiche, einander ungleiche und fremde Individuen mit einem Schlage zusammenschweißte. Damit aber erwachen selbst in dem Sanftmütigen, und nicht zum wenigsten in den Weibern des Volkes, jene vielleicht angeborenen Triebe zur Gewalttätigkeit, zu Grausamkeit, welche, neben dem Egoismus, leider ein wesentliches Fundament der Menschennatur sind.

Edle Eigenschaften, wie Idealismus, Güte, Tugend, sind die Gaben einzelner. In der Menge, im großen Volkshaufen treten sie bedauerlicherweise zurück; hier überwiegt die Neigung zum Bösen, zu Ausschreitungen schlimmster Art. Selten findet die Stimme des Sanften, des Besonnenen,

des mutig für Recht und Pflicht Eintretenden Gehör. Ein einziger Schlechter oder halb Unzurechnungsfähiger kann Hunderte und Tausende aus Rand und Band bringen, und diese sind dann imstande, Taten auszuführen, deren der einzelne nicht fähig wäre. Das Gute, Edle wird übertönt und überwältigt, während das Laster triumphiert und jede Übeltat rasche Verbreitung findet. Wenn auch vorzügliche Menschen in dem Volkshaufen sind, zur Geltung kommt nur die Stimme der mittleren und unteren Schichten. Es soll nicht geleugnet werden, daß auch die Menge schöne Proben von Enthusiasmus ablegen, große, würdige Taten vollbringen kann. Die allgemeine Erregung kann sogar aus einem ruhigen Bürger einmal einen Heros oder Märtyrer machen; in den meisten Fällen aber treibt sie ihn über das Ziel hinaus durch den neu erweckten Ehrgeiz, es allen zuvorzutun, und das Lamm verwandelt sich in einen Wolf. Das Schlechte hat aktivere Kraft, als das Gute; in der Menge wirkt es zunächst ohne feste, ausgesprochene Tendenz, um erst dann, dem gelegentlichen Anlasse entsprechend, eine bestimmte Richtung anzunehmen. Diese aber ist meist nach der schlechten Seite hin gerichtet. Mit Recht erinnert Sighele daran, daß die Beteiligung des einzelnen an den Demonstrationen der Menge oft durch Furcht oder durch die Scheu, für feige zu gelten, veranlaßt wird; seine Willensstärke ist zu gering, um zu widerstehen. Er schwimmt mit dem Strome; er schreit mit, und ohne es zu wissen, nimmt er, von den Worten, den Mienen, der Haltung der anderen angesteckt, schnell deren moralische Färbung an.

Charakteristisch ist es für die psychische Masseninfektion, daß die große Menschenzahl, in welcher das eigene Fühlen und Denken des einzelnen durch eine unbekannte Macht suspendiert wird, das Bewußtsein einer plötzlich erlangten Gewalt verleiht. Der einzelne hat in diesem außerordentlichen Machtbewußtsein der Allgemeinheit und eines ihn zwar terrorisierenden, aber auch schützenden Milieu das Gefühl, daß er unkontrolliert, unverantwortlich und mit Wahrscheinlichkeit unbestraft bleibt. Er beteiligt sich deshalb unbedenklich an Kollektivhandlungen, wie Plünderung, Mord, Brand, Lynchen, Foltern, die er, wenn er isoliert wäre, nicht nur unterlassen, sondern sogar verabscheuen würde. Die Menge hat das Gefühl, Böses tun zu können, und das ist, wie Alfieri mit Recht sagt, eine starke Versuchung, es zu tun. Die Menge spielt selbst den Richter und Henker. Sie kann in einen Zustand plötzlichen Verlustes aller Kultur, in einen Rausch, eine ungeahnte Wildheit und akute moralische Zersetzung geraten, Zustände, in denen es für sie nur schwer ein Erwachen, ein Besinnen auf sich selbst gibt. Ja, der einzelne befindet sich während solcher Auftritte nicht selten in einem Zustande vorübergehender Geistesstörung und verminderter Zurechnungsfähigkeit, wie schon gesagt, in einer Art Wachsuggestion. Die geistige Klarheit ist getrübt, die moralische Selbstkontrolle vermindert.

kommt dann der Moment der Ernüchterung, des wieder erwachenden Selbstbewußtseins, so erscheint ihm dann sein Tun um so unbegreiflicher, und er kann sich aufrichtiger Reue hingeben.

Gegenüber solchen psychischen Masseninfektionen, die immer etwas Verwirrendes an sich haben, verläuft die Einzelübertragung ungleich klarer und einfacher. Hier können wir es leichter verfolgen, wie das Beispiel des Verbrechers ähnliche Verbrechen erzeugt, und wie sich auf diesem Gebiete, durch teils willkürliche, teils unbewußte Nachahmung, eine Art Mode ausbildet. Auch auf einem anderen, nicht minder traurigen Gebiete bemerkt man die gleiche Erscheinung, nämlich, wie schon angedeutet, auf dem der Selbstmorde. Nicht nur daß bestimmte Formen des Selbstmordes einzelner Individuen — selbst wenn solche nur erzählt werden — zur Nachahmung reizen, auch gemeinsame Selbstmorde von Paaren der Liebe oder Freundschaft, sogar solche ganzer Familien hat man nach einem eklatanten Beispiele sich häufen sehen. Die Erregung der Gemüter zittert nicht nur bei vielen Gleichgesinnten nach, sondern äußert sich auch ähnlich. Werther-Jerusalem hat manchen anderen nach sich gezogen, und den beiden „Lebensmüden“ auf dem bekannten Bilde sind weitere Paare in die Fluten gefolgt. Nicht minder ist für das epidemische Auftreten von Geisteskrankheiten, zumal wenn Zeitströmungen religiösen oder politischen Charakters sie begünstigen, das Anhören und Anschauen psychisch Kranker nicht selten die erste Veranlassung zum Ausbruche ähnlicher Krankheitsformen bei bisher geistig Gesunden, aber nach und nach widerstandsunfähiger Gewordenen. So erklärt sich die Folie à deux, à trois, à quatre, die man bei Leuten, welche miteinander leben, wohnen, Freude und Leid teilen, beobachtet hat. Daß das stete Beisammensein mit Irren auch auf den geistig Normalen einen unheimlichen, unseligen Einfluß üben kann, ist wiederholt beobachtet worden.

In letzter Linie sind die zu allen Zeiten beobachteten psychischen Volkskrankheiten durch gleiche Einflüsse zu erklären. Die massenhaften Menschenopfer in majorem Dei gloriam, die sich vom dunkelsten Altertum bis in unsere Tage periodisch immer wiederholt haben, die Zeiten der Pest, der Büßer und Flagellanten, die zahllosen Hekatomben des Rassen- und Klassenhasses würden ohne die Annahme einer krankhaften Veränderung der Psyche fast unlösbare Rätsel sein. Ganze Nationen können auf diese Weise für lange Zeit ihres klaren Verstandes, ihres weisen Maßhaltens, ihres Rechtsgefühls und ihrer ritterlichen Gesinnung beraubt werden. Von einer Massenpsychose ergriffen und unter deren Einfluß entartet, unzugänglich für Vernunftgründe, ohne Verständnis für Ehrbegriffe, können sie nicht mehr zu den Kulturvölkern ersten Ranges gerechnet werden.



Der Abend von St. Privat.

Aus dem Kriegstagebuche des Generalleutnants

Kurt von Einsiedel.*)

Früh um fünf Uhr wurden am 18. August die Posten eingezogen. Das Bataillon rückte westlich der Straße nach Jarny in die Brigade, welche in zwei Treffen mit Kolonnen nach der Mitte Stellung nahm, um in dieser Formation den Vormarsch anzutreten. Die ganze Armee setzte sich in breiter Front in Bewegung, um das feindliche Heer aufzusuchen und anzugreifen.

Die Aufstellung wurde mit Points, abgeschrittenen Distanzen u. s. w. sehr peinlich genommen, ebenso beim Avancieren über die Sturzäcker und Wiesen, bei welchem Alignement, Abstände 2c. wie auf dem Exerzierplatz Beobachtung fanden. Dann und wann hielt die Brigade, um die Richtung zu korrigieren, oder durch einen Aufenthalt gezwungen, den die Avantgarde — Schützenregiment und Reiterei — im Terrain fand. Bei diesem Vorgehen trafen wir bald auf einzelne Tote, Preußen und Franzosen, dann folgten sie in größerer Zahl, so daß sich die Kolonnen oft teilen mußten, um diese Hindernisse zu umgehen. Wir gewannen selbstverständlich unter diesen Verhältnissen nur langsam Boden, namentlich da uns auch noch große, bis an die Straße herantretende Waldparzellen zwangen, in Sektionen abzubrechen und später wieder aufzumarschieren. Vor Jarny hielten wir, um den weiter rechts vorrückenden Abteilungen — wir bildeten den äußersten linken Flügel — Zeit zu gewähren in gleiche Höhe zu gelangen. Den zweiten Arm der Straße nach Verdun hatten wir hier in der Gewalt, ohne eine Spur des Feindes entdeckt zu haben. Dagegen verbreitete sich das Gerücht, daß die Kolonnen des rechten Flügels auf ihn gestoßen seien. Vor Giraumont angekommen, sahen wir, nachdem wir bereits seit der

*) Aus dem Werke: „Tagebuchblätter aus dem deutsch-französischen Kriege von dem Generalleutnant Kurt von Einsiedel (1870 Major u. Bat.-Komm. i. k. sächs. 3. Inf.-Reg. „Kronprinz“ Nr. 102)“, das demnächst im Verlage der Schlesischen Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau, erscheinen wird.

Mittagstunde Geschützfeuer gehört hatten, vor uns am Horizont kleine weiße Wölkchen erscheinen und verschwinden; es waren die in so hohen Bogen geworfenen französischen Schrapnells, welche die Einleitung der Schlacht verkündeten. Befehle erwartend machten wir Halt und konnten bald beobachten, wie das Geschützfeuer sowohl an Ausdehnung als an Intensität gewann. — Bei unserem Aufbruch verfolgten wir nicht mehr die ursprüngliche Richtung. Die Brigade lenkte scharf links ab nnd schlug allein einen selbständigen Weg ein. Wir richteten uns abwärts gegen die Orne und betraten bald ein für unsere Formation sehr unbequemes Gelände, in dem es mehrmals steile Gründe zu überschreiten und enge Defileen zu passieren gab. Das Vornehmen der Adjutanten und Points nach einem jeden solchen Hindernis konnte nicht ohne einen gewissen Aufwand an Zeit und Kräften erfolgen. Wir verloren den Anblick des Geschützkampfes, ein dumpfes Dröhnen sagte uns jedoch, daß sich derselbe nur immer großartiger entfaltete. In der Nähe von Moineville verblieben wir bis gegen 5 Uhr in einer Art Reservestellung.

Der Lärm der Schlacht entwickelte sich immer entschiedener. General-Major v. Montbé und einige Offiziere — unter denen auch ich — ritten daher nach einer ziemlich bedeutenden vorliegenden Höhe. Ein großartiges Bild entrollte sich vor uns! — Man übersah den Höhenzug von St. Privat bis Roncourt mit dem Walde östlich und nördlich desselben und den Abfall dieser Höhen gegen St. Marie-aux-chênes, dieses Dorf selbst und die große Straße, welche den Hang herab durch dasselbe führt. Die Stellung der Franzosen kennzeichnete sich durch eine lange Linie in voller Arbeit begriffener Batterien, hinter denen, auf dem östlichen Abfall gedeckt, die Infanterie vermutet werden mußte. Auch ließ sich erkennen, daß Roncourt und Marie-aux-chênes besetzt waren. Von der Stellung und dem Anmarsch der deutschen Heeressäulen vermochten wir weniger zu beobachten, da die Bodengestaltung sie verbarg. Nur der Rauch einer gewaltigen Geschützlinie verriet ihre Nähe, und das ununterbrochene dumpfe Rollen des Donners gab uns den Beweis der mächtigen Größe des Zusammenstoßes, welcher sich vor der Hand, da von Infanteriefeuer wenig zu hören war, noch in der Einleitung zu befinden schien. Mit Staunen bemerkten wir die Verwechslung der Fronten und die Notwendigkeit, in welcher sich die Franzosen befanden, die Schlacht mit dem Rücken gegen Deutschland anzunehmen und Metz als den einzigen Punkt zu betrachten, der ihnen zwischen Rhein und Maas noch einen Anhalt zu bieten vermochte. Der Ausgang des Ringens erschien uns nicht zweifelhaft.

Nachdem der Artilleriekampf noch einige Zeit fast ausschließlich gewährt und die eigentümlichen, lange in der Luft feststehenden, weißen Rauchballen der hochgeworfenen französischen Schrapnells uns gezeigt hatten, daß sich das Schlachtfeld nicht bloß auf den Teil beschränkte, den wir übersahen, sondern auch noch nach Süden ausdehne, begann vor uns gegen St.

Marie zu eine lebhaftere Entwicklung des Infanteriefeuers. In kurzer Zeit stieg es von Minute zu Minute bis zu einer so wilden Energie, daß dagegen das Artilleriefeuer gänzlich zu verstummen schien. Es liegt eine wahrhaft dämonische Leidenschaft, eine verzweifelte Wut in einem solchen Gewehrfeuer zwischen größeren Massen; die tiefer gehaltene Stimme der Geschütze macht dagegen den Eindruck besonnener Zurückhaltung.

Der Kampf tobte um St. Marie-aux-chênes. Er währte höchstens eine halbe Stunde.

Bei St. Privat zogen sich während dessen — wie wir deutlich sehen konnten — französische Infanteriemassen zusammen. Sie bewegten sich südlich der großen Straße vorwärts, um St. Marie zu unterstützen. Aber schon auf halbem Wege zwang sie die Wirkung unserer Artillerie zum Umkehren. Die Abnahme des Gewehrfeuers erfolgte eben so plötzlich wie sein Beginnen. Bald erdröhnten wieder ausschließlich die Baßstimmen der Geschütze.

Die Schlacht blieb längere Zeit auf diesem Punkt. Der Artillerie war jetzt entschieden die Aufgabe zugefallen, eine neue Unternehmung der Fußtruppen zu decken oder vorzubereiten.

Endlich drangen unsere Kolonnen von St. Marie vorwärts gegen St. Privat; das rasende Knattern des Infanteriefeuers entwickelte sich abermals in seiner ganzen großartigen Heftigkeit. Es behnte sich bis Roncourt aus, wo man französische Regimenter heranfluten sah. Ein neuer, entscheidender Akt war offenbar in Szene gesetzt worden. Bei seinem ihn begleitenden erschütternden Getöse erreichte uns endlich der so sehnlichst erwartete Befehl zum Vorrücken.

Sechs Uhr mochte vorüber sein, als wir die Gewehre aufnehmen ließen. An der großen Straße nach Verdun trafen wir einige Verwundete unseres Schützen-Regiments. Wir wanden uns mühsam durch einen ziemlich tief eingeschnittenen Grund. Vor uns nahm das Feuer an stürmischer Gewalt, an zäher Energie stetig zu, das Herannahen der letzten Entscheidung verkündend.

Wir ließen die Fahnen abkappen, begrüßten sie mit jubelndem „Hurra" und suchten, nachdem wir jenseits des Grundes Ordnung und Richtung von neuem hergestellt, mit der wie auf dem Exerzierplatz formierten Brigade so schnell als möglich Boden zu gewinnen. Die Richtung wurde auf Roncourt gehalten, dessen glacisartigen, zu seiner Höhe führenden Hang wir erstiegen. Der Abend begann niederzusinken. Um sofort in das Gefecht eingreifen zu können, nahmen die Bataillone die Flügelkompagnien vor. Da fingen Granaten an neben und über uns zu platzen. St. Privat leuchtete vor uns in Flammen auf. Wir machten eine Wendung gegen ein sich auszeichnendes massives Haus auf der Nordostseite des Dorfes, und, uns über niedere, halbverfallene Feldmauern Wege bahnend, hinter denen preußische und sächsische Grenadiere durcheinander im

Todesschlaf lagen, sahen wir mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, der uns nach unserem langen mühsamen Marsch an den Feind bringen werde.

Der Schlachtenlärm ließ indessen nach. Nur den wieder lauter werdenden Geschützen war allein das Wort gelassen. Der Befehl nötigte uns, hinter einer langen Linie unserer Batterien Halt zu machen, und wir mußten uns zu unserem Leidwesen begnügen, nur passive Teilnehmer an dem letzten großen Entscheidungskampfe gewesen zu sein.

Um so prachtvoller und grausiger war das Schauspiel, welches sich uns jetzt bot.

Hinter uns war die Sonnenscheibe blutrot und strahlenlos am reinen Himmel untergegangen, und, sahen wir den langen Hang nach Auboué hinab, so schwammen die Täler in dem duftigen aufsteigenden Abendnebel, und die kalten blauen Fernen, eine kühle Nacht verkündend, atmeten den tiefen, stillen Frieden der sich selbst überlassenen Natur; — vor uns aber und über uns wütete eine Hölle in tollstem, wirrem Lärm, in Flammen und Aufruhr. Die gleichgültige, lautlose Majestät, mit der das Tagesgestirn sich senkte und noch lange den ruhig heiteren Schimmer zurückließ, stand in merkwürdigstem Gegensatz zu dem wild tobenden Getümmel mit seinen zuckenden Lichtern und den schwarzen fliegenden Schatten! Die unnahbare Hoheit der Natur, die eisige Kälte des Schicksals gegenüber der wechselnden menschlichen Leidenschaft und ihrer Unfähigkeit, sich neben jenen erhabenen Mächten Geltung zu verschaffen!

St. Privat brannte in seiner ganzen Ausdehnung, der Kirchtum war eine einzige, in den Nachthimmel aufsteigende Fackel, Blitz auf Blitz zuckte aus den französischen Batterien und den unseren, der schwarze Qualm des brennenden Dorfes und der weiße Pulverdampf mischten sich, durch die Flammen grell beleuchtet, zu den wunderbarsten phantastischen Gebilden oder hüllten uns für Augenblicke in undurchdringliche Finsternis. Der Boden dröhnte unter den Füßen von dem ununterbrochenen Donner, während über unseren Köpfen mit schrillem Ton die französischen Granaten sprangen und ihre Stücke zwischen unsere Reihen schleuderten, daß oft das Erdreich um uns aufspritzte, wie wenn man Sand ins Wasser wirft. — Die Mannschaft lag am Boden und hielt nur die Gewehre hoch, dann und wann klirrten die Bajonetts von Granatstücken, die zwischen ihnen durchfuhren, Pferde schäumten und bäumten und warfen hier und da einen Reiter aus dem Sattel. Die Nacht sank vollkommen hernieder, der letzte Schein am Abendhimmel verschwand, nur die Flammen von St. Privat gaben ihr unsicheres Licht. Und noch immer nahm das Geschützfeuer seinen Fortgang.

Da wurde plötzlich auf unserer Seite das Signal „Stopfen“ geblasen, und wie am Schlusse eines Manövers schwiegen erst unsere Geschütze und

dann die feindlichen, welche die eintretende Stille sicher mit großer Freude begrüßten.

Es mochte ungefähr ½10 Uhr sein. Unsere Artillerie fuhr ab, sobald es sich herausstellte, daß der Feind jeden ferneren Widerstand aufgegeben hatte. Wir bezogen Biwaks zwischen den Dörfern Roncourt und St. Privat. Eigentliche Vorposten wurden nicht ausgestellt, doch sendete das Bataillon zwei Züge nach Westen gegen den Wald von Jaumont vor.

Nachdem sich der Pulverdampf verzogen hatte, sahen wir auf der ganzen großen Fläche, bis hinab nach St. Marie und weiter, ein Biwakfeuer nach dem anderen aufleuchten. Ein strahlender Sternenhimmel wölbte sich über die weite nächtliche Fläche und über die Hunderttausende müder, toter und sterbender Menschen, in denen die Leidenschaft erloschen war, wie die Flammen, die im Dorfe nur noch einzeln aufzuckten. Ein Choral erklang in der Ferne: „Nun danket alle Gott.“ Die feierlichen Töne fanden Widerhall, ertönten mit vollem Hörnerklang in der Nähe, verloren sich wieder abklingend in der Ferne und zogen endlich, von allen Chören wiederholt, wogend und wechselnd über das stille, blutige Feld und die aufleuchtenden Wachfeuer, ein wahrer, tief ergreifender Opfergesang! Da und dort beschloß ein Regiment die sanfte Melodie mit einem brausenden „Hurra“, und wunderbar mögen Dank- und Siegesfreude in den Ohren der Todwunden wiedergeklungen haben.

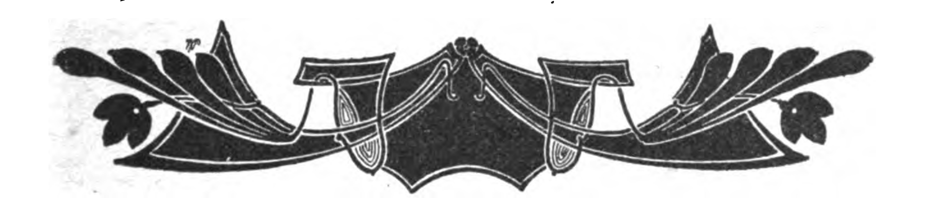
Es war, als müsse man die Seelen, welche sich von ihren verstümmelten Körpern trennten, unter diesen langgezogenen Tönen hinaufziehen sehen zu den stillen Sternen, die ihrer zu warten schienen. —

Unser Sanitätspersonal wurde in Tätigkeit gesetzt, um Verwundete aufzusuchen und zu pflegen. Die Ärzte sandten wir nach St. Privat, wo der Zusammenstoß am größten und die Not am höchsten war. Sobald ich die nächsten Geschäfte besorgt hatte, ging ich ebenfalls in das Dorf. Ich fand ein furchtbares Bild. Der Zugang war mit Toten — zumeist Zuaven — übersät; hinter den steinernen Umfassungsmauern lagen und kauerten sie dicht bei einander. Den Boden bedeckten ringsum Tornister, Zeltstücke, zerstreute Wäsche, Feldkessel und Gewehre in solcher Weise, daß man buchstäblich nur auf diese Gegenstände den Fuß setzte. Die Feuersbrunst begann zu erlöschen, die ergriffenen Häuser brannten in sich zusammen, Dächer und Decken stürzten ein, und die Kirche begrub ihren Turm in dem berstenden Gemäuer. Zwischen diesen glühenden, qualmenden Trümmern zogen sich, nach lothringer Art, zu beiden Seiten der breiten Dorfgasse die Düngerhaufen hin, und auf diesen wand und krümmte sich das Elend des Tages, Verwundete und Sterbende, in solcher Menge durcheinander gemischt, daß die Stätten nur Massen von Leibern und Gliedern zu sein schienen, deren Zusammengehörigkeit schwer zu unterscheiden war. Ein unsäglich schmerzlicher Anblick; man konnte versucht sein, sich über die Vernachlässigung

dieser Unglücklichen zu empören, — und doch schienen sie gut gebettet gegen die anderen! — St. Privat ist bereits mit verwundeten Franzosen überfüllt gewesen, als der Brand ausbrach. Die hier auf den Haufen liegenden waren diejenigen, welche vor dem Feuer gerettet wurden; die anderen hatten in der Glut ihren Tod gefunden! Als dann später auch unsere Verwundeten in großer Zahl in dem Dorfe Unterkunft finden sollten und die Ärzte ihre Arbeit begannen, standen nur noch wenige einzelne Häuser, und in diese nahmen sie vorzugsweise nur solche auf, welche einer Operation oder sonst umständlicheren Hilfe bedurften. — Das wüste Bild vollendeten die aus den Biwaks hereinkommenden, herumsuchenden Soldaten, welche Tornister aufrissen, Zeltstücke sammelten, Zäune abbrachen und Gerät aller Art fortschleppten, welches das Feuer verschont hatte.

Als ich nach dem Biwak zurückkehrte, fand ich dort heitere Geschäftigkeit um die ärmlichen Feuer. Bald streckten sich die müden Glieder. Der letzte Ton, das letzte Feuer erstarb auf der Fläche, und die klaren stillen Sterne werden die Toten und die Lebenden nicht zu unterscheiden vermocht haben.





Die vier sozialen Probleme.

Von

Jean Izoulet

Professor am Collège de France.*)

Deutsch von Gräfin L. von Schwerin.

Das Wort Sozialphilosophie umfaßt zwei Ausdrücke, die beide einer Erläuterung bedürfen.

Allzuhäufig wird in unseren Tagen das Wort sozial allein auf die wirtschaftlichen Fragen und im engsten Sinne sogar nur auf die Arbeiterfrage bezogen. Wir wollen diesem Worte seine natürliche und legitime Bedeutung wiedergeben und bewahren. Die religiösen, politischen, wirtschaftlichen und häuslichen Lebensäußerungen fallen alle unter den Begriff des sozialen Lebens. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet fügen sich die wirtschaftlichen Fragen, — so wichtig sie auch sonst sein mögen, — einer naturgemäßen Rangordnung ein.

So verstanden sollen die sozialen Probleme der Gegenstand unseres Studiums sein. Aber das Studium selbst, welchen Namen soll es tragen? Der Name Sozialphilosophie ist hier der Benennung Sozialwissenschaft oder Soziologie vorgezogen worden. Es ist nämlich die Frage noch sehr strittig, ob die Soziologie wirklich im strengsten Sinne eine Wissenschaft ist. In der Tat bedeutet das Wort „Wissenschaft" die Erforschung der Außenwelt. Viele hervorragende Geister fragen sich, ob es möglich ist, die sozialen Probleme gänzlich losgelöst von der Innenwelt zu untersuchen, mit einem Wort, ob es möglich ist, eine objektive Soziologie zu schaffen. Sicher bietet sie einen sehr fruchtbaren Ausgangspunkt, und

*) Verfasser dieses Aufsatzes nimmt seit 1898 am Collège de France den neugegründeten Lehrstuhl für Sozialphilosophie ein, über dessen Zweck und Ziele er sich hier ausläßt. (D. Red.)

die in dieser Richtung angestellten Versuche kann man nur mit Spannung und Sympathie verfolgen.

Und dennoch glaube ich mich sowohl mit meinen Lehrern*) als auch mit den besten antiken und modernen Philosophen im Einklang, wenn ich sage, daß alles, was die Menschheit angeht, — Sprache, Kult und Gesetze, — nur von innen heraus, im Lichte des Gewissens, verstanden werden kann. Dieses unvergängliche innere Licht eröffnet uns gleich der ewigen Lampe im dunklen Dom einen Einblick in das Halbdunkel der Welt. Ohne im geringsten die objektive Seite des sozialen Lebens zu leugnen, möchte ich doch seine subjektive Seite weder vergessen noch verkennen, da sie von gleicher, wenn nicht höherer Wichtigkeit ist.

Während das Wort Wissenschaft sich ausschließlich auf das objektive Studium bezieht, deckt sich das Wort Philosophie zugleich mit dem subjektiven und dem objektiven Studium. Man muß sich darüber klar sein, daß die Philosophie zwiefältiger Natur ist. Sie liegt sozusagen an der Grenzscheide zwischen objektivem und subjektivem Wissen, an der Grenze zwischen Wissen und Gewissen. Daher ihre Eigenart und ihre Überlegenheit. Ja, die wahre Philosophie, wie sie Descartes und Leibnitz gelehrt haben, die wahre und große Philosophie ist nichts anderes als das höchste Wissen, aus dem tiefsten Gewissen heraus verstanden. — Es folgt hieraus, daß Sozialphilosophie dem Ausdruck Sozialwissenschaft vorzuziehen ist, weil die soziale Wissenschaft ein objektives Studium bedeutet, während die soziale Philosophie sowohl auf objektiven wie subjektiven Studien beruht.

Ist die Gesellschaft ein Organismus oder nicht? Ich weiß es nicht. Ist die Soziologie eine Wissenschaft oder nicht? Ich weiß es nicht. Das sind Fragen technischer Art, die noch auf lange hinaus die berufensten Vertreter des Faches in zwei Lager spalten werden. Sollen wir darum auf das Studium sozialer Probleme verzichten?

Es gibt Gesellschaften. Es gibt eine Organisation der Gesellschaften, es scheint auch eine Entwickelung der Gesellschaften zu geben. Nun gut! Das kann uns genügen. Das sind Probleme, mit denen die Philosophie sich mit Fug und Recht befassen muß, — in aller Freiheit des Geistes und fern vom Lärm der Schule.

* * *

Nach Klarstellung des Ursprungs und des Namens unserer Wissenschaft nahen wir jetzt einer wesentlichen Frage: wes Geistes sollen die Vorlesungen sein?

Meiner Ansicht nach ist die französische Revolution nur der springende Punkt und eine sich überstürzende Episode in der Evolution des modernen

*) Den Herren Ravaisson, Fouillée, Lachelier und Paul Janet.

Europas. Diese Evolution, nach ihrer ganzen Breite und Tiefe betrachtet, läuft auf nichts Geringeres hinaus als auf eine völlige Umgestaltung der Gesellschaft und umfaßt nicht weniger als vier Einzelrevolutionen. In der allgemeinen Gesellschaft lassen sich in der Tat vier Einzelgesellschaften unterscheiden.

1. die religiöse Gesellschaft,
2. die politische Gesellschaft,
3. die wirtschaftliche Gesellschaft,
4. die häusliche Gesellschaft.

Die religiöse Gesellschaft drückt die Beziehungen zwischen der Menschheit und dem mystischen Weltprinzip aus, — den Zusammenhang zwischen Gott und Natur, zwischen Geschöpf und Schöpfer.

Die politische Gesellschaft ist der Ausdruck für die Beziehungen der Fürsten und Völker, des Staates und der Nation, der Regierenden und der Regierten.

Die wirtschaftliche Gesellschaft ist der Ausdruck der Beziehungen der Besitzenden zu den Besoldeten, der Reichen und Armen, des Brotherrn und des Arbeiters, des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers.

Die häusliche Gesellschaft endlich umfaßt die Beziehungen zwischen Mann und Weib, zwischen Gatte und Gattin, zwischen der Familie und ihrem Haupt.

So sind diese vier Gesellschaften vier verschiedene Ausdrucksformen für die Beziehungen zwischen je zwei Teilnehmern: zwischen Gott und Natur, Fürst und Volk, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Mann und Weib. Ich behaupte, daß die unbewußte Evolution des modernen Europas nichts anderes ist, als die langsame und unmerkliche Umgestaltung dieser vierfachen Beziehungen. Wer von uns hat sich nicht schon heimlich eingestanden, daß irgend etwas in der Stellung des Geschöpfes zu Gott verändert ist, in der Stellung der Völker zu ihren Regierungen, der Armen zu den Reichen, des Weibes zum Manne.

Man mag sich darüber freuen oder entrüsten; die Tatsache wird man zugeben müssen, daß ein unbekannter Hauch, oder wie die Deutschen sagen „der Zeitgeist", über diese vier grundlegenden Institutionen dahingeweht ist: über den häuslichen Herd, die Werkstätte, das Forum und die Kirche. Diese vier sozialen Welten sind in unseren Tagen das Spiel geheimnisvoll umgestaltender Gewalten geworden.

Diese Tatsache einmal zugestanden, erhebt sich jetzt die brennende Frage: in welchem Sinne arbeiten diese Kräfte? Wohin werden wir getrieben?

Werfen wir einen raschen Überblick über die vier genannten Probleme. Es kann sich heute wohlverstanden nicht darum handeln, einen Lehrsatz zu entwickeln, noch weniger ein System zu entwerfen. Wir wollen hier nur einige Punkte hervorheben.

I.

Beginnen wir mit der religiösen Gesellschaft und den Beziehungen zwischen Gott und Natur, so lehrt uns der erste Blick, daß sie von einer neuen und umwälzenden Erscheinung beherrscht werden. Die Naturwissenschaft ist ins Leben getreten, und mit einem Schlage hat die Geringschätzung, unter der die Naturbetrachtung zu leiden hatte, der Achtung Platz gemacht. Mit der Entdeckung von Tausenden von Welten jenseits unseres Sonnensystems leuchtete die erhabene Idee des Weltganzen vor uns auf. Die Entdeckung der Moleküle und der Zelle brachte uns neues Licht über den wunderbaren Aufbau der unorganischen und organischen Körper, welche so lange mit dem Namen „toter Stoff" gebrandmarkt wurden. Wir haben durch die neuesten Entdeckungen die uralten und großartigen Zivilisationen des Morgenlandes kennen gelernt. Hierdurch ist uns die unabsehbare Perspektive der Menschheitsgeschichte nahe gerückt. Auf einer endlosen Bühne erhebt sich im Vordergrunde unsere kleine europäische Welt als magere Kulisse. Dieser Überblick lehrt uns die Größe der menschlichen Entwickelung kennen, und die Betrachtung des langen Weges, den wir durchlaufen haben, erfüllt uns mit stolzer Selbstachtung. Durch diese Entdeckung ist's geschehen, daß sich die Schöpfung mit ihren Sternen, Blumen, mit Tier- und Menschenwelt langsam aus der Mißachtung emporgehoben hat, ja, die gesamte Kreatur hat den Schandfleck ausgewaschen; Fluch und Verwünschung sind zunichte geworden. Früher regierte Gott allein. Die Natur war nichts als ein flüchtiges, fernes Phantom ohne Körperlichkeit, außerdem verdächtigt und verhaßt. Jetzt feiert die zu ihrem Recht gekommene Natur ihre Erhebung vor Gottes Angesicht.

Und die Folge?

Der menschliche Geist verfällt leicht von einem Extrem ins andere. Dieselbe naive und gewalttätige Geistesrichtung, welche die einen dazu treibt, die Natur zu leugnen zugunsten Gottes, treibt die anderen dazu, Gott zu leugnen zugunsten der Natur.

Aber das menschliche Gewissen ist nicht Gott verleugnend, und das Wissen wird nie etwas anderes sein, als die Dienerin des Gewissens. Ich glaube an den wirklichen Wert der Gottesidee. Die Gottesidee kann wohl zeitweise mehr oder weniger verkannt werden, ihre Bestimmung aber ist es, wieder aufgenommen zu werden und umgeformt einen notwendigen Bestandteil aller zukünftigen Gedanken und Philosophieen zu bilden. Die Verdunkelung des Ideals ist niemals etwas anderes gewesen, als ein Wendepunkt seiner Umbildung.

Gott — dieses glänzende Wort für das Rätsel der Welt, um mit Madame de Staël zu reden, — Gott ist ohne Zweifel nichts anderes, als der mystische Name für die Weltgerechtigkeit. Und ist es wirklich möglich

zu glauben, daß es in der Welt keine Gerechtigkeit gibt? Es ist vielleicht der allerfundamentalste Widerspruch, dessen sich die Menschen der heutigen Zeit schuldig machen, wenn sie gleichzeitig die irdische Gerechtigkeit behaupten und die Weltgerechtigkeit leugnen. Das bedeutet nichts anderes, als einen sozialen Optimismus auf einen metaphysischen Pessimismus zu bauen. Als wenn die Erde nicht im Weltall wäre, und die Einheit der Substanz — das Schoßkind der Wissenschaft — nicht notwendig die Einheit der Gesetze fordere.

Aber andererseits die Existenz Gottes behaupten, heißt das die Natur leugnen? Auguste Comte hat uns auf die Tragweite jenes Mystikerwortes hingewiesen, das Gott zur Kreatur sprach: „Ich bin für dich notwendig, du aber nicht für mich.“ Nach dieser Auffassung besitzt die Kreatur kein wirkliches Dasein, keine Substanz, keinen Wert und keine Würde. Diese Auffassung ist lahm, und das Geschöpf muß gegenüber dem Schöpfer zu seinem Rechte kommen, da es seinerseits beginnt, sich ihm notwendig zu fühlen. In unseren Tagen hat die Menschheit das Wort eines englischen Philosophen aufgenommen: „Das kleinste Sandkorn wiegt sein Gewicht im Sonnensystem und erhält das Gleichgewicht der Welt.“ Sollte nicht der flüchtigste Gedanke seinen Widerhall finden im unendlichen Weltgedanken? Und in bescheidenem Stolze hat die Menschheit sich selbst erkannt als „Seelenfunken, der klar hervorspringt aus dem Schoße der Weltseele“.

In unseren Tagen hat ferner der Mensch über das Wort eines deutschen Philosophen nachgesonnen: „Die Ewigkeit beginnt schon diesseits des Grabes.“ Das heißt, daß es nicht zwei Leben gibt, eines in der Welt und ein anderes in der Seligkeit. Was soll das anderes besagen, als daß unser zeitliches Dasein, unser irdisches und tägliches Leben nicht weihelos ist, sondern entweiht worden war. Es soll und kann wiederum tief und heilig werden, je mehr es vom Ewigen durchdrungen ist. Ich habe das einmal so ausgedrückt: „Ein geheiligtes Sein ist nichts anderes als ein weltliches Sein, von innen heraus verstanden.“

So erheben sich die Erde und das Erdenleben in neuer Würde vor ihren eigenen Augen. So erhebt sich der Mensch und das menschliche Leben im Angesichte des Schöpfers. Diese geistige Umwälzung, die wir soeben in großen Zügen entworfen haben, und die sich in der Tiefe des modernen Gewissens vollzieht, hat bereits auf die religiösen Sitten Europas tief eingewirkt. Könnte sie nicht vielleicht ihren wohltätigen und friedebringenden Einfluß auch auf die kirchlichen Einrichtungen erstrecken? Ich überlasse die Antwort vor allem Männern, wie Albert Réville, deren Aufgabe es ist, die Geschichte der positiven Religionen und der Kirchen im strengen Sinne des Wortes zu studieren. Ich bin nur Philosoph. Meine Aufgabe liegt im Psychischen. Vor den in die Erscheinung getretenen Institutionen mache ich Halt.

II.

Wir wollen jetzt zur politischen Gesellschaft übergehen und das Verhältnis zwischen Fürst und Volk betrachten, wobei wir das Wort Fürst in seinem weitesten Sinne fassen.

Gewiß ist die Idee der Herrschaft sowohl auf Erden, wie im Weltall nicht im Verschwinden begriffen; im Gegenteil, sie gewinnt neue Kraft, indem sie sich verfeinert und den Verhältnissen mehr und mehr anpaßt. Besonders in den Zeiten der Schwäche und Haltlosigkeit glänzt die Idee der Herrschaft hell wie ein Edelstein im Straßenschmutz, und alle Welt fragt sich, wer ihn aufheben wird. Ohne Führer ist es in der Tat unmöglich, die Volkskräfte zu den großen Unternehmungen des Krieges und des Friedens zusammenzufassen. Ist es nicht die Person des Führers, die das Chaos der Menge ordnend bezwingt? „Jedes Chaos sucht seinen Schwerpunkt, um den es sich ordnet.“ Selbst die, welche ihm zu widerstreben glauben, werden unbewußt von ihm angezogen. Und ebenso wie der Atheismus im Grunde nichts anderes ist, als die Verneinung der falschen Götter, während zugleich das Unterbewußtsein nach dem wahren Gott ruft, so ist der Geist der Anarchie nichts anderes, als die Empörung gegen die falschen Führer, welche das Volk erdrücken und unterdrücken, während es sich nach der wahren Autorität sehnt, die es erhebt. Autorität kommt vom Worte Auktor, das heißt der Mehrer. Der großmütige Führer ist's, der das einmütige Volk macht.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus fragt man sich: Wer anders als ein mächtiger Fürst kann die Hindernisse und Mißbräuche, die der Menschheit den Weg sperren, wegfegen? Ist es nicht ein politischer Sophismus unserer Tage, zugleich nach einer schwachen Regierung und nach heroischen Reformen zu verlangen? Und ist es nicht merkwürdig, daß wir in dem Ausdruck „starke Macht“ den Pleonasmus nicht fühlen? „Was ist eine Macht, die machtlos ist?“ lautet ein Scherzwort des Mannes, den Augustin Filon den „größten Engländer seit Shakespeare“ nennt.

Man sieht, wie die Ideen Regierung, Autorität und Macht ihre innere legitime und kostbare Bedeutung beibehalten haben. Und doch nur unter einer Bedingung, die nur allzuoft verkannt wurde: unter der Bedingung, daß die Regierung fühlt und weiß, daß sie nur durch das Volk und für das Volk da ist.

Nun aber waren die Führer der Völker schließlich zu dem Irrglauben gelangt, daß sie nur durch sich selbst und für sich selbst lebten. Eine doppelte Illusion, ebenso verderblich für ihre Völker, wie für sie selbst! Wie die Energie des Gehirns im animalen Organismus vom physischen Körper stammt und zu ihm zurückkehrt, so stammt die Energie der Herrschaft im sozialen Organismus vom politischen Körper und kehrt zu ihm zurück. Die Kraft in beiden Fällen ist nicht eine äußere und transzen-

dente, sondern eine innere und immanente. Sie ist nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, eine spezielle Funktion, um die biologische und soziale Arbeit zu leisten, um das Leben und die Tätigkeit des Gesamtorganismus auf die bestmögliche Weise zu leiten.

Es war sehr notwendig, die Fürsten energisch auf diese elementaren Wahrheiten aufmerksam zu machen. So entstanden die konstitutionellen Regierungen.

Sehr zu unrecht sind die Anhänger des ancien régime untröstlich über die politische Revolution. Hat sich denn die Macht, indem sie sich einer Konstitution fügte, geschwächt? Keineswegs. Indem sie sich wiederum auf ihre wahre Natur und ihren wahren Beruf besann, hat sie im Gegenteil neue Kräfte gewonnen. Abgetrennt von der Nation starb sie ab. Indem sie sich der Willkür hingab, wurde sie schwach und unfruchtbar. Was bedeutet es denn für die Macht, daß sie sich der Konstitution fügt? Es ist die Befragung der Volksvernunft vor der Betätigung des Regierungswillens. Bedeutet das eine Schwächung? Es ist die Vernunftlosigkeit im Gegenteil, die schwach, schwankend und elend ist. Cavour, ein wahrer Kenner, schätzte einen konstitutionellen Minister viel höher ein, als den Minister eines absoluten Monarchen. Von ihm stammt das bekannte tiefe Scherzwort: „Die schlechteste Kammer (Chambre) ist immer noch besser als das glänzendste Vorzimmer (Antichambre)."

Absolute Macht braucht nicht gleichbedeutend mit Willkür zu sein; ebensowenig wie Gehorsam sich mit unbedingtem Gehorsam deckt. Ein willkürlicher Herr und ein Sklave sind zwei Blinde, die in ihr gemeinsames Verderben rennen. Im Gegensatz dazu schließen der bedachte Befehl und der freiwillige Gehorsam sich zu einer so innigen Gemeinschaft zusammen, daß ihr der Sieg gesichert ist. Oder richtiger, es gibt in diesem Falle weder Herr noch Knecht, weder Herrschaft noch Unterwerfung, kurz, es bleibt nur ein gemeinsames Zusammenwirken, zwar ungleich in seiner Einsicht, aber gleich inbrünstig demselben Vernunftgesetz ergeben. Fürsten und Völker vereinigen sich in derselben Wahrheit, in derselben Gerechtigkeit.

So kommt der Regierte gegenüber dem Regierenden in der modernen politischen Gesellschaft zu seinem Recht. Oder vielmehr kommen beide zu ihrem gemeinsamen Recht; es ist nur allzu wahr, daß die Sklaverei den Herrn nicht weniger entrechtet, als den Sklaven.

III.

Wir kommen jetzt zur wirtschaftlichen Gesellschaft, das heißt zu den Beziehungen zwischen reich und arm, Besitzern und Besoldeten, Brotherren und Arbeitern, Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Ohne auf die

Diskussion selbst einzugehen und ohne das Endresultat zu beeinflussen, fragen wir uns, in welchem Geiste sollen wir dies Problem behandeln?

Im heutigen Zustand der Zivilisation ist der Besitz die Schirmburg der Persönlichkeit. Ohne Besitz, durch den das tägliche Brot gesichert ist, bleibt die Freiheit allzuoft nichts als eine lächerliche Phrase.

Grund und Boden zu besitzen! Ein Feld wirklich sein eigen zu nennen! Einen Fetzen unseres Planeten sich anzueignen! Einen Brocken unseres Sternes an sich zu reißen! Welch eigenmächtiger Eingriff ins Recht! Welch kühne Anmaßung! Aber auch welche Sicherheit und welcher Stolz! Ja, der Besitz ist das wahre Wunder der sozialen Einrichtungen, das Meisterstück der Gesetze!

Was werden gerade darum die von diesem machtvollen Vorrecht, von dieser Sicherheit und dieser Würde Ausgeschlossenen, was werden die Enterbten, die Parias der sozialen Organisation sagen und tun, wenn sie jemals zu denken beginnen?

Und gerade dieses ist die neue Tatsache. Sie haben begonnen zu denken.

Was sagen sie denn? Sie stoßen Drohungen aus.

Welche Stellung wird die Gesellschaft dazu einnehmen müssen?

Meiner Ansicht nach wird es nicht ihre Aufgabe sein, den Besitz zu vernichten, sondern diese unendliche Wohltat Schritt für Schritt allen entgegen zu bringen. Es wird sich darum handeln, nicht die Besitzenden zu enteignen, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Besitzlosen zu Eignern zu machen. Was am Besitz schlecht ist, ist nicht seine Existenz, sondern seine Beschränkung. Ich bin der Meinung, man sollte ihn verallgemeinern.

Aber wie? In welcher Form?

Es handelt sich vor allem darum, das Ziel klar zu stellen. Darauf wird man sich über die Mittel einig werden müssen. Man schreie nicht, daß dies unmöglich sei. Das Mögliche ist nicht so eng, als die armselige Phantasie des Individuums uns glauben machen will. Unerschöpflich fruchtbar ist die allgemeine Phantasie des Menschengeistes. Als es noch keine andere Form des Besitzes gab, als den Grundbesitz, wer hätte damals das Auftreten und die riesenhafte Ausdehnung des beweglichen Besitzes ahnen können? Und neben dem mobilen und immobilen Besitz sehen wir heutzutage neue Formen des Besitzes auftreten, wie den Besitz des Ranges für den Offizier, des Katheders für den Professor, des Amtes für den Beamten. Und wie viel andere Formen der Sicherstellung verschiedener sozialer Berufsarten entstehen nicht in diesem Augenblick überall um uns her? England hat soeben seine Arbeitsgesetzgebung vollendet. Der deutsche Kaiser läßt die Arbeitslosen in seinem ganzen Reiche zählen. Der Zeitgeist verlangt es, daß die Gesellschaft sich um alle ihre Glieder kümmere. Und die Monarchien und Aristo-

kratien Europas betreten den gleichen Weg. Die französische Bourgeosie wird nicht weniger tun können, als die Feudalstaaten Europas.

Wenden wir uns nun mit heißem Bemühen dem Ziele zu. Die moderne Gesellschaft besteht aus Eingesessenen und Heimatlosen, aus Vaganten und Festsitzenden, aus Besitzern und Enterbten, aus Privilegierten und Parias. Ist es nicht das eigenste Interesse und zwar das direkte und unmittelbarste Interesse der Gesellschaft, alles zu versuchen, um die Entwurzelten an die Scholle zu fesseln, indem wir das Wort entwurzelt im noch viel weiteren Sinne fassen als Maurice Barrès*). Wie man am Strande des Atlantischen Ozeans den Triebsand zum Stehen bringt, indem man ihn mit Fichten bepflanzt, so sollte die Gesellschaft den besitzlos Umherirrenden durch Besitz festwurzeln lassen. Ist dies nicht das beste Mittel, um die Revolutionären in Konservative zu verwandeln? Welchen Wert hat die Gesellschaft, welchen Wert hat das Vaterland für einen Mann ohne Heim und Herd? Leere Worte, lächerliche Phrasen! Und um konservativ zu sein, muß man da nicht etwas zu konservieren haben?

Wie man sieht, betrachte ich die Frage nicht von dem Standpunkt, als hätten die Besitzlosen a priori ein Anrecht auf Besitz, sondern einfach vom Standpunkt des positiven Nutzens der Besitzer.

Die Rechtsfrage ist noch nicht klargestellt. Wir bedürfen einer Theorie des „Individual-Ichs“ in seinen Beziehungen zur Gesellschaft. Eine gute Definition dieses „Ichs“ ist der Schlüssel aller sozialen Wissenschaften. Nun ist aber das Problem des „Ichs“ in mehrfacher Hinsicht ein unlösbares, denn wie es eine Metaphysik gibt, so gibt es auch eine Metapsychik, wie Fouillée und Lachelier verschiedentlich angedeutet haben. Das verhindert aber nicht, daß man die Natur des „Individual-Ichs“ in genügendem Maße herausschälen kann. Denn um es noch einmal zu sagen, liegt hier der Schlüssel zur Rechtsphilosophie.

Aber nach Zurückstellung der Rechtsfrage erübrigt noch die Frage des Interesses, mit der wir uns hier begnügen.

Der wirtschaftliche Sophismus unserer Tage liegt darin, daß wir in dem Arbeiter nur die Arbeit sehen wollen, im Arbeitsvermittler nur die gelieferte Arbeit, in der Person nur die Sache.

Das Irrtümliche der Theorie, welche die Arbeit als Ware auffaßt, liegt in der künstlichen Trennung der wirtschaftlichen Beziehungen, in der Absonderung und Aussonderung der vielfach verwickelten sozialen Beziehungen. „Ich stelle dich an, ich entlasse dich, ich kenne dich nicht mehr!“ . . . Welch ein Irrtum! Du wirst mich noch kennen lernen. Der Arbeiter ist in der Tat nicht bloß Arbeiter, er ist auch Wähler und Soldat. Er hat eine Waffe im Felde und einen Stimmzettel. Wie kann

*) Anspielung auf den berühmten Roman „Les Déracinés“ (Die Heimatlosen).

man politische Einsicht am Wahltage verlangen und Heldenmut fürs Vaterland am Tage der Schlacht, wenn man ihn stündlich im Alltagsleben wie einen Fremden behandelt? Man wird zugeben müssen, daß die Arbeitgeber es allzu oft vergessen haben, daß derselbe Proletarier, der vorübergehend ihr Angestellter war, im Staatsleben dauernd ihr Genosse bleibt. Und wenn sie ihren Angestellten nach Belieben entlassen können, so bleiben sie doch wohl oder übel an den Genossen gebunden. Diese Wahrheit in ihrem vollen Umfange verstanden, würde genügen, um die Sitten der wirtschaftlichen Welt von Grund aus zu ändern.

Für einen Armen gibt es nur drei Lebensmöglichkeiten: Arbeit, Almosen oder Diebstahl. Wenn wir ihm nicht die Existenz in der unmittelbaren, normalen und gesunden Form der Arbeit ermöglichen, so fällt er uns unter einer der beiden anderen mittelbaren, abnormen und pathologischen Formen des Almosens oder des Diebstahls zur Last. Wäre es nicht vorzuziehen, die Werkstätte besser zu organisieren, um das doppelte endemische Übel des Bettelns und des Verbrechens rückgängig zu machen?

Und wie hoch sollen wir den ungeheuren Kräfteverlust anschlagen, der aus der allgemeinen Mißstimmung für die nationale Arbeit erwächst? Und sollen wir wirklich Worte verlieren über die dauernde Gefahr, die den Regierenden aus dem dumpfen Hasse der Regierten entsteht?

Ich werfe nochmals die Frage auf, und zwar lediglich vom Standpunkt des eigensten Interesses der Besitzenden: Wie ist es möglich, daß nicht jedermann einsieht, wie kurzsichtig es ist, daß man in der zeitgenössischen Gesellschaft ein Proletariat duldet, das heißt einen Untergrund von Elend, Krankheit, Laster, Verbrechen und Haß? Warum eilen wir nicht, Hand anzulegen, um diesen sozialen Sumpf auszutrocknen und diese traurigen und gefährlichen Niederungen der staatlichen Organisation zu entseuchen?

Es handelt sich nach meiner Überzeugung nicht darum, die Idee des Besitzes abzuschaffen, ebensowenig wie es sich darum handelt, die Idee der Herrschaft oder die Gottesidee zu vernichten. Aber es soll und wird eine tiefgreifende Veränderung in all diesen Verhältnissen eintreten. Und zwar in dem Sinne, daß die drei Vorrechte der Göttlichkeit, der Herrschaft und des Besitzes, anstatt eifersüchtig von einer privilegierten Minderheit gehütet zu werden, Schritt für Schritt und in richtiger Proportion allen zugute kommen müssen.

Dank der religiösen Entwickelung wird die Natur an der Göttlichkeit teilhaben; dank der politischen Entwickelung werden die Völker an der Herrschaft teilnehmen; dank der wirtschaftlichen Entwickelung werden die Enterbten ihren Anteil an Besitz erhalten.

Das sind die drei Aussichten, die uns die soziale Entwickelung des modernen Europas eröffnet.

IV.

Sprechen wir endlich von der häuslichen Gesellschaft. Sie enthält, wie Paul Bourget gesagt hat, „das tragische Problem der Liebe". Fügen wir hinzu, das Problem der Ehe, der Kinder, mit einem Worte das der Familie. Wenn im Laufe der sozialen Evolution, wie wir sahen, die Beziehungen zwischen Gott und Natur, zwischen Fürsten und Völkern, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eine Wandlung durchmachen, wie sollte man da erwarten, daß die Beziehungen zwischen Mann und Weib die gleichen bleiben?

Über die psychische Natur des Weibes sind zwei Hauptansichten im Umlauf. Die einen halten die Frau dem Manne für qualitativ gleichartig, ohne ihre quantitative Gleichwertigkeit anzuerkennen, so daß sie nur ein verkleinerter Mann wäre, um nicht den unhöflichen Ausdruck ein verunglückter Mann zu brauchen. Den anderen gilt die Frau sowohl quantitativ als qualitativ dem Manne gleich. Gleichwertig oder ungleichwertig, aber in jedem Falle gleichartig: ich könnte keiner dieser beiden Auffassungen zustimmen. Für mich ist die Frau von verschiedener, ja sogar entgegengesetzter Natur, aber von gleichem Werte. Entgegengesetzt und gleichwertig. Das ist meine Formel, und diese Theorie habe ich bereits im Jahre 1884 zu entwerfen versucht.*)

Ich bin, wie man sieht, weit davon entfernt, die Ansicht zu vertreten, daß die Unterschiede zwischen Mann und Weib sich bis zur Unkenntlichkeit verwischen können oder sollen. Ich bin weit davon entfernt anzunehmen, daß uns die Zukunft sozusagen geschlechtlose Männer und Frauen vorbehält. Ich glaube gerade das Gegenteil. Ich glaube, daß es ein Geschlecht der Seelen gibt, wie es ein Geschlecht des Körpers gibt, und ich bin der Überzeugung, daß die psychische Differenzierung sich in künftigen Zivilisationen mehr und mehr ausbilden wird. Denn wie die physische sexuelle Trennung eine höhere Form der Fortpflanzung ist, zu der die Lebensentwickelung erst langsam heranreifte, so ist auch die psychische Geschlechtstrennung eine späte und köstliche Frucht der sozialen Entwickelung.

Es gibt also zwei menschliche Seelen, eine Mannesseele und eine Weibesseele. Nicht allein besitzt die Frau eine Seele, was auch freche Weiberfeinde darüber gedacht haben mögen, sie besitzt auch eine der unseren dem Wesen nach verschiedene Seele, eine Seele, die der unseren entgegengesetzt ist und sie durch diesen Gegensatz ergänzt. Anders geartet an Geist und Herzen, anders in ihrer Phantasie und in ihrem Charakter, ihrem innersten Wesen nach von uns verschieden, trägt uns die Frau eine ganz neue Geisteswelt entgegen und ist nicht bloß eine mehr oder weniger abgeschwächte neue Ausgabe der männlichen Gedankenwelt. Ja

*) Sie ist auch im Jahre 1893 von Alfred Fouillée eingehend behandelt worden.

man kann sagen, daß die menschliche Geistessphäre in Zukunft ihre alte und ihre neue Welt haben wird, gleich wie die Erdkugel seit den Tagen des Kolumbus ihrem alten einen neuen Kontinent zugefügt hat.

Welch riesiges Arbeitsfeld eröffnet sich hier der vergleichenden Psychologie durch diese sich uns eben erschließende Psychologie des Weibes, die sich der Seelenkunde des Kindes, der Massen und der Rassen zur Seite stellt. Ich will nicht von der Psychologie der Arten reden, die bereits weitläufig skizziert worden ist, noch von der pathologischen Psychologie, die Herr Ribod mit so viel Glück erforscht hat.

Es gibt eine weibliche Seele, wie es einen weiblichen Körper gibt. Dies ist der Ort, sich der kühnen Bilder eines alten Poeten zu erinnern: „Die Formen der Seele sind weit schöner als die Formen des Körpers".

Der menschliche Genius und die menschliche Liebe werden zwiefache Vorteile daraus ziehen. Je freier die herrschenden Sitten der Frau die Ausbildung ihrer Eigenart gestatten, je reichere Bildungsmittel ihr eine hohe Kultur zur Entwickelung ihrer so lange ungeweckten Fähigkeiten bietet, desto mehr werden wir einsehen, wie anders geartet sie ist, und wie viele Überraschungen und Offenbarungen sie uns noch vorbehält. — Es blüht in ihr eine ganze Seelenflora, die fast unbekannt ist. Lange Jahrhunderte hindurch war es eine Schattenflora, noch fehlen ihr Kraft und Farben. Aber sobald ein Sonnenstrahl auf sie fällt, drängt sie empor zu voller Entfaltung im Licht. Und wir sind vom Geschick bestimmt, das Erwachen dieser zarten Keime zu beobachten; wir sind dazu berufen, die Wiederbelebung und die neue Blüte all dieser mystischen Blumen zu schauen, die der Seele der Frau, diesem wahren „heimlichen Garten", entsprießen.

Wer fühlte es nicht, welche neuen Mächte die Frau, die sich endlich vor sich selbst und vor uns offenbart, in die Liebe hineingetragen hat? In der Tat, bevor nicht die Frau zu wahrem inneren Leben geboren ist, kann es zwischen Mann und Frau kaum etwas anderes geben als den physischen Besitz ohne den Widerhall aus fernen Geistestiefen. Nehmen wir im Gegenteil an, daß beide eine zwar verschiedenartige, doch gleichwertige innere Entwickelung haben, dann schmilzt das beiderseitige Bewußtsein zusammen, dann führt das Spiel geheimer Seelenverwandtschaften zur unendlichen Vervielfältigung der unsichtbaren Begegnungen und der zarten Erwählungen, und erst dann befruchtet ein Menschenpaar wirklich den dürftigen Alltag und erhebt das kurze Erdendasein zur Ewigkeit, indem es das Unendliche hineinmischt.

Wie man sieht, gewinnt die Frau durch diese Auffassung mit einem Schlage eine unschätzbare Seelenhoheit, und dieses Wertes wird sie sich langsam und tief bewußt. Überwunden ist die erniedrigende Alternative: Wirtschafterin oder Hetäre. Die Seele der Frau hat ihre geistige und sittliche Würde errungen, und diese muß unfehlbar früher oder später

in einer Steigerung der äußeren Würde zum Ausdruck kommen, denn der Übergang von der inneren Berechtigung zum äußeren Recht ist unaufhaltsam.

Wann und wie? In welchem Maße und in welchem Sinn? Es ist nicht an mir, das zu entscheiden. Es genügt mir, den Grundsatz aufgestellt zu haben: Das innere Wachstum der Frau schließt mit Notwendigkeit das Anwachsen ihrer äußeren Rechte ein. Meine Aufgabe ist das Psychische, vor dem Juristischen mache ich Halt.

* * *

Fassen wir zusammen.

Seit einigen hundertundfünfzig Jahren ist in Europa eine ideelle Bewegung im Werke, die ihren Einfluß auf die Sitten und Einrichtungen haben muß. Es ist das, was ich die psychische Evolution nenne in ihren Beziehungen zur sozialen Evolution.

Diese psychische Krise ist in allen vier Hauptrichtungen des sozialen Lebens ausgebrochen, im religiösen, im politischen, wirtschaftlichen und häuslichen Leben. In jedem dieser vier Fälle stehen zwei Begriffe einander gegenüber:

Gott und Natur,
Regierung und Volk,
Arbeitgeber und Arbeitnehmer,
Mann und Weib.

In jedem dieser vier Paare scheinen sich die Beziehungen der beiden Begriffe zu ändern. Wie — habe ich soeben anzudeuten versucht.

Viele sind der Ansicht, daß die vier untergeordneten Begriffe, die so lange verkannt oder aufgeopfert wurden, nun ihre Rache nehmen und ihrerseits die vier anderen, die bisher herrschten, niederwerfen und verleugnen werden. Dies wäre die Auflehnung der Natur gegen Gott, des Volkes gegen den Fürsten, des Arbeitnehmers gegen den Arbeitgeber, der Frau gegen den Mann.

Wer solche Lösung erhofft oder fürchtet, erscheint mir ein wenig kindlich. Die Ideen von Gott, Führer, Brotherr und Gatte tragen einen Geist der Wahrheit und Legitimität in sich, der ohne Zweifel unzerstörbar ist. Aber andererseits sind die vier untergeordneten Begriffe (Natur, Volk, arbeitende Klassen und Familie) zum Selbstbewußtsein gelangt, haben ihren Wert und ihre Würde kennen gelernt und haben sich in ihren eigenen Augen wie in denen ihrer Herren Geltung verschafft. Nun habe ich schon gezeigt, daß eine psychische Erhebung mit Notwendigkeit eine rechtliche nach sich zieht. Diejenigen, die bisher nur Pflichten zu haben vermeinten, ahnen jetzt, daß sie auch Rechte besitzen. Das hat zur Folge, daß denen, die nur Rechte zu besitzen glaubten, eine Ahnung davon auf-

steigt, daß sie auch Pflichten haben werden. Es ist dieses Bewußtsein einer Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten, das meiner Ansicht nach das Wesen der sozialen Entwickelung Europas und Frankreichs in besonderem seit hundertundfünfzig Jahren ausmacht.

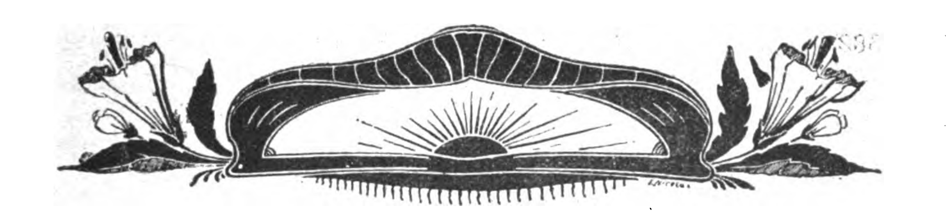
Um mit einem einzigen Wort alles zusammenzufassen, hat der vierfache Gesellschaftsvertrag die Tendenz, sich aus einem einseitigen in einen gegenseitigen zu verwandeln. So würde es denn zu einer endlichen Versöhnung der vier Welten (der religiösen, politischen, wirtschaftlichen und häuslichen Welt) kommen, zu einem Gleichgewicht zwischen den beiden Grundprinzipien, deren Kampf die Geschichte ausmacht; nämlich dem Element der Einheit (nach der Ausdrucksweise der alten Jonischen und Eleatischen Philosophen) oder dem organisierenden Element (Gott, Regierung, Brotherr, Gatte) einerseits und dem Element der Vielheit oder dem organisierten Element (Natur, Volk, arbeitende Klassen, Familie) andererseits.

* * *

Ich habe somit das Recht, meinen einleitenden Satz hier zu wiederholen: die französische Revolution ist nichts als der springende Punkt und eine sich überstürzende Episode in der Evolution des modernen Europas. Diese Evolution kommt zustande durch die Wirkung der Sitten auf die Einrichtungen und durch die Gegenwirkung der Einrichtungen auf die Sitten. Sitten und Einrichtungen wurzeln ihrerseits in den Gefühlen und Ideen.

Nun aber sind Gefühle und Ideen in einem beständigen Werden begriffen. Durch die nie aussetzende Arbeit der Gelehrten jeder Art wird unsere Weltanschauung unmerklich umgeformt. Ebenso unablässig wird unser Weltempfinden durch die Dichter aller Schattierungen umgebildet. So ist in den Geistern und Herzen eine fortschreitende unhörbare Arbeit der Umgestaltung am Werke. Und diese Arbeit ist nie intensiver gewesen als in den letzten hundertundfünfzig Jahren.





Der Gefangene des grünen Turmes.

Von

Karl Hans Strobl.

— Brünn. —

Richard Schaukal gewidmet.

I.

Der Königssohn.

Ist dies dieselbe Sonne, deren Glühen,
ein matter Schein, in unsre Enge brach?
Sind dies die jungen Bäume, deren Blühen

uns über Zinnen her von der Erlösung sprach?
Und ist es, dessen Klarheit ich nun schlürfe,
der unsern Kerkernächten sang, der Bach?

Der alte Hildebrand.

Daß ich noch einmal frei verlassen dürfe
die kleine Welt, die meine Kraft bezwang,
daß ich noch einmal meine Lanzenwürfe

erproben kann und meines Schwerts Gesang —
ich hofft' es nicht. Das Ende meiner Tage
erschien mir nahe ohne Waffengang.

Der Königssohn.

O du, die ich noch kaum zu küssen wage,
du Welt, nimm uns in deine Tiefen auf,
in deine Schönheit, die ich kaum ertrage.

Wie märchenhaft ist des Geschicks Verlauf:
Noch eben war die Freiheit eine Sage,
nun winkt sie strahlend uns zum Thron hinauf.

II.

Der alte Hildebrand.

Der düstre Tann vor uns, in den wir kommen,
verbirgt in seinen Schatten die Gefahr,
die Reisenden durchziehen ihn beklommen

und preisen sich und finden's wunderbar,
wenn unversehrt sie Gut und Leben retten
aus dem Bereiche seiner Räuberschar.

Der Königssohn.

So gibt es Menschen, die im Kampf verwetten
das Leben, das hier draußen köstlich gleißt,
und ihren Vorteil an Gefahren ketten?

O sag' mir doch, wie dieser Frevel heißt:
statt sich den Purpurschmuck des Glücks zu zeigen,
ein Ringen, das die Kämpfer niederreißt.

Der alte Hildebrand.

Gib acht, mein Prinz, schon seh' ich unter Zweigen
vom schlauen Feind belauert unsre Bahn.
Glückauf, mein Prinz, zum ersten Waffenreigen.

Nun zieh' des Schwertes blanken Raubtierzahn!
Tief auf den Hals des Pferdes niederneigen!
Die Sporen, Prinz, die Sporen! — Drauf und dran!

III.

Der Königssohn.

Hier oben, über Wäldern laß uns rasten,
bevor der Weg zur fernen Stadt sich neigt.
Noch zittert mir das Herz vom Kampf. Sie faßten

so wild uns an. Hier, wo der Nacht entsteigt
das Blütenwunder ihrer Macht, erzähle
von meiner Mutter, bis der Mond sich zeigt.

Der alte Hildebrand.

Was nützt es, Prinz, daß ich damit dich quäle.
Sie litt vom Feind, der den Gemahl bezwang,
doch nicht bezwang der Gattin starke Seele.

Und eine Nacht, die sie im Schmerz durchrang,
gebar dich in dem Turm: zu müder Schwäche,
so wollt's der Feind. — Ich fürchte, es gelang.

Der Königssohn.

Die Waffen führ' ich schlecht. Jedoch ich räche
der Mutter Angedenken — nicht mit heißem Erz,
das brausend taucht in rote Lebensbäche —

ich grüße still den mir verwandten Schmerz,
indem ich ihn in Tiefen heilig spreche,
und gebe dieser reichen Welt mein Herz.

IV.

Der alte Hildebrand.

An diesem Brunnen vor den grauen Mauern
hab' ich vor Jahren einen Trunk getan,
des muß ich immer noch in Nächten trauern,

wenn sich die alten trüben Bilder nahn.
Vor Städten hüte dich und schlanken Frauen:
mein Glück setzt' ich an diese Weisheit dran.

Der Königssohn.

Mein Freund, mein Meister — ach, was muß ich schauen,
sieh diese Magd, wie ihr im Abendwind
die Röcke flattern, wie die Augen blauen

im Schatten braunen Haars, wie sie geschwind
die schmalen Füße setzt. Ob ich es wage —
Ach, laß mich trinken, du mein schlankes Kind.

Der alte Hildebrand.

Mein Prinz! — Zu spät! — Wie doch die neuen Tage
stets wiederbringen, was nur je geschehn;
es ist, als hörte ich die eine Klage,

dies eine Jauchzen nur durch alle Zeiten gehn,
als hätte diese Welt nur eine Wundersage.
Du trankst, mein Prinz, was wirst du mir gestehn?

V.

Der Königssohn.

Da mir die Mutter starb, sei du mir Vater,
und nimm von meinem Jammer deinen Teil.
Wie wahr sprachst du, mein warnender Berater!

Mein Glück zerbarst und meiner Seele Heil
zerschnitt und warf sie um, so wie die Schollen
zerstückt und teilt des Pfluges Eisenkeil.

Der alte Hildebrand.

So geht's den Herzen, die vom übervollen
Gefühle ihres Reichtums heimgesucht
aus ihrem Überfluß verschenken wollen

an diese Welt, die lieber haßt und flucht
und, eh' sie einem holden Wunder lachte,
vor'm Zorne bebt und seiner Peitsche Wucht.

Der Königssohn.

Als ich die Nacht vor ihrem Fenster wachte,
da sah ich sie, die sich mir stets versagt,
wie ihr der andre, den ich tief verachte,

zum süßen Spiel der Liebesbrunst behagt.
O, daß die Nacht vom Himmel niederkrachte! —
Doch es blieb still und hat wie sonst getagt.

VI.

Der alte Hildebrand.

Mein Prinz, ich komme als ein froher Bote;
dies Land, so reich und schön und nun verwaist,
dem seine Ruh' ein Bürgerkrieg bedrohte,

hast du besiegt durch deinen edlen Geist.
Es wagt nun bittend deinen Freund zu senden,
daß seine Krone du nicht von dir weist.

Der Königssohn.

Kann ich mit vollem Herzen Segen spenden?
Bin ich so reich? Mein Freund, ich wag' es kaum
zu denken; wird nicht Mißgeschick beenden,

was Ungeschick beginnt? Und kann ein Traum
vom Paradiese jemals Wahrheit werden?
Blüht immer noch der alte Wunderbaum?

Der alte Hildebrand.

Tritt unter die Gewaltigen dieser Erden!
Du hast das Herz, das neue Werte schafft,
du hast die große Hoheit der Gebärden,

du rufst den Frühling aus der harten Haft,
und willig folgen deine Menschenherden. —
Nur eines, Prinz: nun suche noch die Kraft!

VII.

Der Königssohn.

Mit meinem Namen soll ich hier besiegeln
den Tod des Mörders; so verlangt's der Staat.
Wir, die so selbstgefällig uns bespiegeln

im scharfen Glas des Rechts, wir sind der Tat
so grimmig feind, sie ist uns zu entlegen.
Und doch: in jedem schläft dieselbe Saat.

Der alte Hildebrand.

Und doch ist jener schuldig, der verwegen
sie weckt, daß sie in blutige Halme schießt.
Wir richten nicht das erste leise Regen,

nur den Erfolg, die Tat. Nur wer genießt,
den nennt man wahrhaft glücklich und beneidet
den nicht, den das Errungene verdrießt.

Der Königssohn.

Ich steh' am Wege, der die Zeiten scheidet.
Er stach den Nebenbuhler nieder. Ei,
bei Gott, ich war nicht weit davon! Doch meidet

das Messer meine Hand. Und also sei
das Recht gebrochen, eh' er Recht erleidet:
Ich weigre meinen Namen, er ist frei.

VIII.

Der alte Hildebrand.

Der König liebt den stillen, alten Garten,
der einzig noch sein Antlitz lächeln lehrt.
Hier sollst du, Feldherr, seinen Spruch erwarten.

Er kommt und sinnt. Nun zieh dein tapfres Schwert!
Mein König! — Sieh den treuen Feldherrn bitten
im Namen deines Volks, das Krieg begehrt.

Der Königssohn.

Verbirg dein Schwert. Es ward genug gestritten,
daß das vergoss'ne Blut, wenn es in eins
geränn', ein Meer erfüllte. Schwer gelitten

hast du, mein Volk. Nun wollt' ich heitern Scheins
mit Rosen einen Friedensbecher kränzen,
doch du verlangst noch immer Blut statt Weins.

Der alte Hildebrand.

Das hohe Leben wird in Waffentänzen
erfühlt. Dein Volk will nicht die Ruh' allein,
du mußt sie durch den bittern Kampf ergänzen

zur Fülle, willst du wahrhaft König sein!
Du wendest dich? — ich seh' die Träne glänzen!
Geh, Feldherr, melde deines Königs Nein.

IX.

Der Königssohn.

Der Dämon, der mir dieses große Sterben,
der Hungersnot und Wassersnot gesandt,
will er mein ganzes, schönes Reich verderben?

Schwer unter Wettern ächzt das arme Land.
Bist du gestorben, Weltgeist, kannst nicht hören,
kannst nicht erheben die gelähmte Hand.

Der alte Hildebrand.

Laß deine faulen Priester Gott beschwören,
erneure den vergess'nen Tempelbrauch.
Ich seh' dein Volk sich gegen dich empören,

sie wollen den Betrug; laß Opferrauch
zum Himmel steigen, laß Gebete stöhnen,
sonst sehn sie als den Schuldigen dich auch.

Der Königssohn.

So konnt' ich sie dem Unfug nicht entwöhnen,
daß sie, erhoben, auf sich selbst gestellt,
sich finden und begreifen nur im Schönen?

Wie laut der Haß, die wilde Bestie bellt.
Sie ziehn dem Schloß vorbei. Wie sie mich höhnen,
mein Herz trifft jeder Stein, der niederfällt.

X.

Der alte Hildebrand.

Du blutest, armer König, laß dich stützen.
Besorge nichts. Sie folgen uns nicht mehr,
und kämen sie, so soll mein Schwert uns nützen,

noch einmal deinem Heil und meiner Ehr'.
Mich überfällt die Bürde meiner Jahre,
und meine Zukunft ist von Zielen leer.

Der Königssohn.

Sag, hab' ich noch die Fülle brauner Haare,
hat mich nicht diese Nacht zum Greis gemacht,
die ich, damit ich alle Schmach erfahre,

verfolgt von Mördern fliehend zugebracht?
Ich sehne mich aus dieser Welt zu kommen,
die dem Entkerkerten einst zugelacht.

Der alte Hildebrand.

So ist dein wunderbares Licht verglommen,
wie es dein Kerkermeister einst verhieß,
als er den Neugebornen aufgenommen:

„Dem Turmgebornen, den der Turm verstieß,
wird doch die starke Freiheit wenig frommen —"
du schriest, als er dich sachte niederließ.

XI.

Der Königssohn.

Nichts hat die Zeit am alten Turm geändert,
die Sonne gleißt im grünglasierten Stein,
die Kirschenbäume stehen weiß bebändert

und müssen toll vor neuen Kräften sein,
den Bach seh' ich an weichen Ufern nagen
und rauschend gibt er seine Weisheit drein.

Der alte Hildebrand.

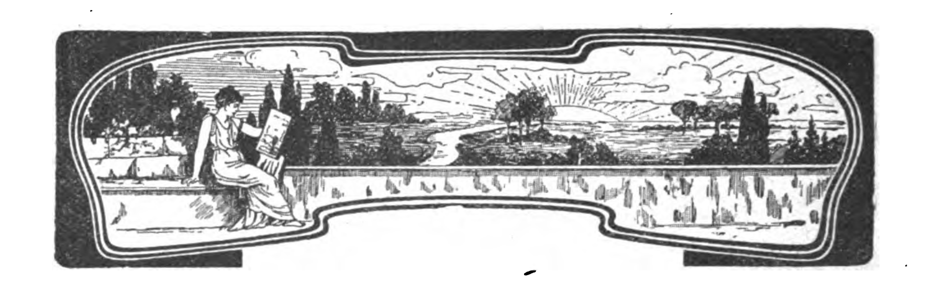
Bis hierher, Prinz, hat mich der Wunsch getragen,
im Hafen dich zu sehn, und nun entlasse mich;
du wirst den treuen Meister nicht beklagen,

der ich in Nacht und Not nicht von dir wich,
denn alles Glück ist mir darin enthalten,
daß ich . . . an deinem . . . Ziele . . . erst . . . erblich.

Der Königssohn.

Lebwohl, du starker Toter! Schädelspalten
erlernt' ich nicht von dir, der ich hinauf
zu Gipfeln strebte. Götterwalten

bestimmte einen anderen Verlauf.
So fass' ich nun den Ring, den eisigkalten: —
Hier bin ich wieder! — Pförtner, tu mir auf!



Zur jungserbischen Lyrik.

Von

Otto Hauser.

— Wien. —

Die übermächtige Bedeutung zuerst der polnischen, dann der russischen Literatur hat das südslawische Schrifttum, das sich anfänglich weit größeren Interesses erfreute, nach und nach ganz in den Hintergrund gedrängt. Man scheint ganz vergessen zu haben, wie intensiv sich einst Goethe in jungen Jahren, da er den „Klagegesang der edlen Frauen Asan-Agas" verdeutschte, und dann wieder im Alter mit dem serbischen Volksgesange beschäftigte, es sei denn, daß diese Tätigkeit in rein wissenschaftlichen Arbeiten Beachtung finde; ebenso Jacob Grimm, der sogar selbst Serbisch gelernt hatte, um tiefer in das Wesen jener Lieder einzudringen. Während sich dann noch Jahrzehnte hindurch immer wieder ein neuer Nachdichter an die alten Gesänge von dem Helden Marko Kraljević oder der Kossover Schlacht oder an die zahllosen Liebeslieder machte, ist neuerdings auch in dieser Hinsicht eine schier völlige Stagnation eingetreten. Von der eigentlichen serbischen Literatur hatte man überhaupt in Deutschland nur äußerst spärliche Kunde. Die nicht eben leicht zu erlernende Sprache, deren Schrift allein schon — es ist die auch im Russischen und Bulgarischen gebräuchliche, sog. „cyrillische" — manche Schwierigkeiten bot, verschloß sie den sonst so geschäftigen Vermittlern. Kaum daß hie und da eine kleine Erzählung verdeutscht wurde oder — noch seltener — ein Lied, von einem Südslawen selbst mit vielem Fleiß und doch nur ausnahmsweisem Gelingen übersetzt, in deutsche Zeitschriften drang.

Wenn nun auch freilich die serbische Literatur, die seltsamerweise nicht mit einem großen Dichter, sondern einem großen Gelehrten, dem bekannten Vuk Stefanović-Karadžić, einsetzte, an und für sich schon auf ein kleines Gebiet und einen kleineren Leserkreis beschränkt, kaum jemals die

Bedeutung der russischen oder polnischen Literatur wird erreichen, ja selbst nur ihre eigenen alten Heldenlieder wird übertreffen können, so ist sie doch in mancher Beziehung höchst beachtenswert. Es ist eine junge Literatur, wenn man sie von Vuk an rechnet, und doch hinwieder die älteste slawische Literatur, wenn man die dalmatinischen Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu ihrem Gebiete zählt. Aber zwischen damals und dem neuen Aufschwung liegt eine unfruchtbare Zeit, und Vuk mußte tatsächlich erst das moderne serbische Schrifttum begründen. Er gab ihm auch durch seine Aufzeichnung einer großen Fülle von Volksgesängen und Liedern und sein hochbedeutendes Wörterbuch eigentlich erst die neue Schriftsprache, die nun den Vorzug hat, der Sprache des Volkes weit näher zu stehen als irgend eine andere in Europa. Frei von jeglichem historischen Ballast führt das Serbische konsequent die phonetische Schreibung durch und ist seinem Klange nach eine der reinsten und schönsten Sprachen der Welt. In der Klarheit seiner Laute, seinen hellen Endungen, der reichen Differenzierung der Palatalen und Spiranten — der tich- und sch-Laute — und der Beibehaltung des halbvokalischen Zungen-R erinnert es am meisten an das Sanskrit, mit dem es außerdem noch manche Einzelheiten gemeinsam hat. In seinen Volksliedern, die seinen bleibenden Ruhm bilden und die von manchen Kennern direkt den Gesängen Homers an die Seite gestellt wurden, bewahrt es am getreuesten das altindogermanische Versmaß der Zend-Avesta auf, die Spentamanjuzeile, die man in gleicher Treue nur noch in einzelnen persischen Volksliedern erhalten findet, wo allerdings das ursprüngliche Gebiet ganz nahe liegt; es ist der bekannte Zehnsilber, dessen Schema man aus den ersten Zeilen des „Klagegesanges" leicht ersieht:

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?

Charakteristisch ist hier die Cäsur, der starke Einschnitt nach der vierten Silbe, die Goethe hier richtig bewahrt hat, während sonst freilich das Versmaß im Serbischen keine Silbenmessung, sondern nur eine Silbenzählung kennt, wodurch der abwechslungsreichste Rhythmus möglich ist. Eben diese Cäsur hat auch die Spentamanju-Zeile an derselben Stelle bei gleicher rhythmischer Freiheit, indessen — dem daktylischen Tonfall des Altêranischen gemäß — in der zweiten Hälfte des Verses eine Silbe mehr.

Man kennt aus Goethes mehrfachen Besprechungen die Themen und die Art der serbischen Volkslieder und ist nun versucht, in der Kunstliteratur, die doch ganz auf dem Boden der Volksliteratur entstand, eine Fortsetzung dieser Epik und Lyrik der alten Zeit, deren Quell im Volke selbst nie zu strömen aufhört, finden zu wollen. Allein schon die alten dalmatinischen Dichter, von denen manche Interesse für den Volksgesang bezeugten, dichteten nicht in seinem Sinne, sondern aus ihrem modernen Bewußtsein heraus als Kulturmenschen der Spätrenaissance, deren Bildung die ihre war. Sie hatten meist in Italien studiert und beherrschten auch wohl das

Italienische und Lateinische ebensogut wie ihre Muttersprache, ja ihre Namen sind uns meist in beiden Formen, der slawischen und der italienischen, überliefert. Dieselbe Erscheinung bietet sich im neunzehnten Jahrhundert, und man wird den Dichtern daraus keinen zu großen Vorwurf machen dürfen, wie sehr auch gerade der Ausländer vor allem auf besondere nationale Töne horchen wird. Die serbische Literatur fügt sich als einer ihrer vielen Teile in die gesamteuropäische Literatur ein und trägt das Gepräge der jeweiligen Epochen.

Die Zeit, da sich die großen nationalen Erhebungen vorbereiteten, da die „illyrische Bewegung" von einem Reiche träumte, das nach und nach alle Provinzen des ehemaligen großserbischen Kaisertums umfassen und Kroaten, Serben und Slowenen alle brüderlich vereinen sollte, brachte auch in Serbien zahllose patriotische Lieder; es war in den vierziger Jahren. Zwei Jahrzehnte später tritt die erste eigentliche lyrische Hochflut ein: auf den wenig fruchtbaren, aber sehr wertvollen Branko Radićević als ihren Vorläufer folgen die unermüdlichen Versschmiede Jovan Sundečić und Jovan Jovanović-Zmaj, der erst jüngst verstorbene Nestor der serbischen Literatur. Es ist die Zeit, da alles bedichtet wird und „da jedermann dichtet, der nur die Feder führen kann", wie sich ein serbischer Kritiker ausdrückt. Es fällt nicht schwer, für beide Perioden die diesbezüglichen Namen in den anderen europäischen Literaturen ausfindig zu machen, vor allem in der deutschen und französischen, die in gewissem Sinne stets für die serbischen Dichter vorbildlich waren.

Dann tritt allenthalben in der lyrischen Produktion eine Ebbe ein. Der Naturalismus beherrscht in Westeuropa die Moderne und ringt sich zu fast absoluter Geltung durch, bis auch auf ihn in seiner nur mehr rein technischen Ausbildung die Reaktion folgt und die Moderne sein gerades Gegenteil, den Ästhetizismus mit dem Wahlspruche l'art pour l'art, auf den Schild erhebt und nun schon über ein Jahrzehnt siegreich durch alle Lande trägt. Ich konnte in meiner „Niederländischen Lyrik" und meiner „Belgischen Lyrik" mehrfach die Entwicklung, die er in jenen seinen beiden festländischen Ursprungslanden nahm, darlegen und auf Dante Gabriel Rossetti, den englischen painter-poet italienischer Abkunft, als seinen Ausgangspunkt zurückweisen. Auch bei den Jungserben fällt uns die Beschäftigung mit Rossetti auf. Als ältester und zugleich hervorragendster Vertreter der serbischen Moderne um die Jahrhundertwende ist Jovan Dučić zu nennen, der aus einem Epigonen der älteren Schule, als der er immerhin auch schon von Bedeutung war, ein moderner Lyriker geworden ist, dem man vielleicht nur das eine zum Vorwurf machen kann, daß er seine Gedichte ebensogut französisch niederschreiben könnte als serbisch. Aber er hat der serbischen Sprache Melodien gegeben, die ihr keiner bisher zu geben vermochte, dunkle, traumhafte und träumerische Melodien, wie sie Verlaine wollte:

Plus vague et plus soluble dans l'air,
Sans rien qui pèse ou qui pose.

Und außerdem hat er sie um viele Worte, Gedanken und Vorstellungen westeuropäischer Färbung bereichert, bei denen es nur darauf ankam, sie richtig in den Gesamtton einzufügen. Einige Gedichte, die ins Französische übersetzt sind, lesen sich wie Originale in dieser Sprache, ohne den Urtext zu vergewaltigen. Die Ausarbeitung der Verse bis ins Kleinste und Feinste erinnert ganz an die Sorgfalt der Franzosen, ebenso seine Vorliebe für den Zwölfsilber, der von allem Anfang an im Serbischen die Stelle des französischen Alexandriners vertritt und mit ihm die leichte Beweglichkeit gemein hat. Schon die altragusanischen Lyriker bedienten sich seiner, hier aber wird er zur vollen Künstlerschaft erhoben. Es sind im Grunde genommen nur immer dieselben Worte aus einem engen Kreise, die Jovan Dučić zu immer neuen Gedichten zusammensetzt. Er liebt die Worte „stille“ und „dunkel“ und ihre zahlreichen Synonyme. Über allen seinen Versen liegt eine heimliche Traurigkeit, was immer ihr Inhalt sein mag, aber dabei nicht der eigentliche Weltschmerz, sondern mehr die tristitia rerum, von der die Antike spricht. In einem seiner neuesten Gedichte sagt er selbst von seiner Poesie:

Stumm wie der Marmor, wie der Schatten still,
Bist du ein bleich traurig Mägdlein, das nur träumen will,
Wenn auch ein andrer sein Lied als Dirne dingt,
Die an den unreinen Märkten steht und singt.

Ich schmücke dich nicht mit einer Glasperlenschnur,
Flechte ins lange Haar dir gelbe Rosen nur:
Sei zu schön, daß du jedem zu gefallen strebest,
Sei zu stolz, als daß du für andre lebest.

Und, auf der bleichen Stirne des Schmerzes Mal,
Sei zu traurig, andre zu trösten in ihrer Qual,
Zu still und scheu, um unter die Menge zu gehn.

Und gleichmütig steh. indeß um die Glieder dir
Statt eines Prunkgewandes reiche Zier
Nur Schleier geheimnisvoller Nebel wehn.

Für Serbien war diese Art zu dichten eine völlige Neuheit und gab den Kritikern der alten Schule genug Anlaß zu heftiger Abwehr. Allein die hervorragendste serbische Zeitschrift, der 1901 gegründete Srpski književni glasnik („Serbischer Literaturanzeiger“), von Professoren der Belgrader Universität redigiert und auch zum großen Teile geschrieben, steht für die Moderne ein, und eben hier erscheinen fast Heft für Heft Gedichte von Dučić.

Neben diesem Hauptvertreter machen sich noch einige jüngere Talente bemerkbar. Milan Rakić schreibt formvollendete Gedichte mehr gedanklicher Richtung, in denen man vielleicht Viktor Hugo als Vorbild erkennen

kann; auch Schopenhauer, den eben der Književni glasnik in Übersetzungen bekannt machte, mag den Dichter beeinflußt haben. Erwähnt darf werden, daß sich über eines seiner Gedichte jüngst ein auch für die übrige literarische Welt lehrreicher Streit erhoben hat: es wurde ihm vorgeworfen, er habe Shakespeare plagiiert. Sein Gedicht beginnt:

Die blühnden Fliederbüsche rauschen sacht;
Nach Liebe, heiß, wie Gott der Welt gegeben,
Sehnt zitternd sich die sternenreiche Nacht
Und läßt ihr Mondenlächeln niederschweben.
Die blühnden Fliederbüsche rauschen sacht.

In solcher Nacht voll Sehnsucht und Verlangen
Auf Tristan hat Isolde wohl gelauscht.
Ein dumpfer Ton erklang: die Gräber sprangen,
Der Tage denkend, die dahingerauscht.
In solcher Nacht voll Sehnsucht und Verlangen

Kam wohl, die seidne Leiter in der Hand
Voll froher Zuversicht der alte Ritter
Und warf die Schnur ihr zu, die oben stand,
Und sang ihr Serenaden zu der Zither,
In froher Zuversicht der alte Ritter . . .

Man vergleiche hiermit: „Der Kaufmann von Venedig", fünfter Aufzug, erste Szene:

Lorenzo: Der Mond scheint hell: in solcher Nacht wie diese,
Da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte
Und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht
Erstieg wohl Troilus die Mauern Trojas
Und seufzte seine Seele zu den Zelten
Der Griechen hin, wo seine Cressida
Die Nacht im Schlummer lag.

Jessica: In solcher Nacht
Schlüpft' überm Taue Thisbe furchtsam hin
Und sah des Löwen Schatten eh' als ihn,
Und lief erschrocken weg.

Lorenzo: In solcher Nacht
Stand Dido, eine Weid' in ihrer Hand,
Am wilden Strand und winkte ihrem Liebsten
Zur Rückkehr nach Karthago . . .

Wie bei Shakespeare zuletzt die beiden Liebenden auf sich selbst kommen, die sich „in solcher Nacht" fanden, so auch der serbische Dichter, und dennoch behauptet er, jene Szene nicht gekannt zu haben, so enge, ja mehrfach wörtlich sie sich mit seinem Gedichte berührt. Es ist eine der vielen zufälligen Übereinstimmungen, wie solche weit häufiger sind, als eine strenge Kritik gewöhnlich zugeben will.

Rakić gehört im wesentlichen derselben Richtung an wie Dučić, wenn er auch dem Leben weit näher steht als dieser und, wo Dučić träumt und

sinnt, philosophiert und deutet; aber beide schulten sich an den Meistern in fremden Sprachen, ehe sie Meister in ihrer eigenen wurden.

Im Gegensatz zu ihnen schlägt Milorad Petrović den volkstümlichen Ton an, nicht ganz echt, sondern in der Art, wie der ritterliche Neidhard von Reuental seine „Dörper“ besingt. Ein Walther von der Vogelweide mochte ihn darob frow unfuoge nennen, aber viele Tausende haben sich doch an seinen munteren Liedern erfreut. Ebenso ergeht es dem Sänger der „Seljaci“. Es sind Dorfweisen, von denen man weder einen besonderen Aufschwung, noch einen großen geistigen Horizont verlangen darf, hübsch gereimte Sachen, Gedichte auf volkstümliche Motive, „gesund und solid“, wie eine Kritik besagt.

Zu den Allerjüngsten gehören Svetislav Stefanović und Milan Ćurčin. Stefanović war in seinem ersten Gedichtbändchen noch ziemlich ungleichmäßig, vorzüglich jedoch waren auch hier schon seine Übersetzungen, darunter „Der Rabe“ von Poe und mehrere Sonette von Rossetti, der hier bis nach Serbien seine Wirkung ausübt. In seiner zweiten Sammlung zeigte sich sein Talent in reicher Entfaltung. Wie Dučić den französischen Einfluß durchschimmern läßt, so Stefanović den englischen. Dučić ist melodischer, Stefanović gedanklich gehaltvoller, dabei herber in der Form. (Vgl. meinen Sonderessay über ihn in „Aus fremden Zungen“, Jahrg. 1905, und die dort gegebenen Proben.) Wie Svetislav Stefanović liebt auch Milan Ćurčin noch mancherlei metrische Schrullen, und ihm verdankt die Literatur jene Sonette, die sich wohl am meisten von der üblichen Form entfernen: Gedichte in Prosa, die aus zwei längeren und zwei kürzeren Abschnitten bestehen. Er ist das viel umstrittene enfant terrible der jüngsten serbischen Literatur. Verdienstvoll ist sein deutsch geschriebenes Buch „Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur“ (Leipzig, Gustav Fock, 1905), das zur Goethe- und Grimmforschung manches Neue bringt. Seine Gedichte zeigen ihn den Deutschen nahe und machten durch ihre Nonchalance und Mondänität jenes erwähnte Aufsehen. Was Dučić und Stefanović bereits boten, ist von ihm noch zu erwarten.

Gedichte von Jovan Dučić*).

Aus dem Serbischen übersetzt von Otto Hauser.

1. Die Weide am Meer.

Einsam steht die Weide am Felsenstrand
Und läßt wehen die langen, grünen Haare,
Einer Dryas gleicht sie, hieher verbannt,
Daß sie als Baum nun rausche ihre Klage;

*) Es sei mir gestattet, auf meine „Serbische Lyrik von 1860 bis 1905“ aufmerksam zu machen, die, eine weitere Folge meiner Lyriksammlungen, von denen die niederländische, belgische und dänische bereits vorliegen, im gleichen Verlage Baumert u. Ronge, Leipzig und Großenhain, im Laufe des Jahres erscheinen wird. O. H.

Hört im Morgenrot, wie die Berge tönen,
Im Abendschweigen der Wasser Todesstöhnen;
Unbeweglich steht sie, wo alle andern,
Wolken und Winde, Wellen und Stunden wandern.

Und sie rauscht mit ihnen und spendet linde
Einen Zweig dem Meere, ein Blatt dem Winde:
Und wie ein Herz, das selbst sich zerreißt im Leide,
Träumt sie vom Leben . . . Einsam steht die Weide.

2. Jugend.

In der nackten Schönheit ihres jungen Leibes
Stellte sich meine Seele einst dir dar,
Da ihre Glut wie eines verliebten Weibes
Zitterndes, langes Sehnsuchtsfieber war.

Sie wußte nicht, daß je die Jugend schwinde,
Und sie einst Tage der Versuchung finde,
Nur, wie schlaflose Nächte endlos scheinen,
Und wer liebt, wie er schluchzen muß und weinen.

Sie wußte nicht, daß erst, wenn uns Schmerz betroffen,
Die Freude dämmert wie ein ferner Tag,
Und das Glück nur schön ist, solange wir's erhoffen,
Und froh das Herz, solang es wähnen mag.

3. Die Seele.

Warum doch, Liebste, weinst du Tag und Nacht?
Verlornes Glück ist immer noch ein Glück!
Das Leid, das seiner dich gedenken macht,
Es blieb dir als ein Teil von ihm zurück.

Wehr' deinem Aug' den trüben Tränenflor:
Das Glück ist niemals tot, auch wenn es schied!
Das Echo, das dir manchmal klingt im Ohr,
Es blieb als Nachhall dir von seinem Lied.

Nachts, wenn der Wald voll Schatten schweigend steht
Und selbst der Strom, voll Sternen, nicht mehr rauscht:
Ob auch das Lied am Ohr vorüberweht,
Die Seele ahnt es wohl, versteht und lauscht.

4. In der Dämmerung.

Stumm war der Himmel und zerrissen. Schauernd
Durchschritten wir das leere kalte Zimmer.
Wir zwei nur. Aus dem öden Garten trauernd
Kam die Musik des Regens — immer, immer.

Schwermüt'ge Elegieen um die Villen
Seufzte der Wind. Und mit dem letzten Lichte
Starb leis der Abend hin auf ihrem stillen,
Auf ihrem seidenblassen Angesichte.

Wir schwiegen, doch mir war, daß unsre Herzen
In dieser kühlen Stille langem Schweigen,
Einsam und traurig, alle bangen Schmerzen
Sich sagten, die aus ihrer Tiefe steigen,

Und alle Zweifel miteinander tauschten,
Die Ängste ohne jeden Trostessegens —
Wie wir in diesen stummen Abend lauschten,
Dem Windessang und der Musik des Regens.

5. Träume.

Ach, wie schmerzt es, einem Lebwohl zu sagen,
Wie viele Wunden brechen im geheimen,
Wenn je wir einen toten Traum beklagen
Und ihm die letzte Abschiedsträne weinen!

Weiter! Aber wohin und wozu denn, sprich!
Da all und jedes sich zum gleichen wendet?
Und dennoch wieder unheilbar schmerzt es dich,
Wann immer je ein lieber Traum dir endet.

Und der Glaube verstummt, in Ohnmacht sinkst du zurück,
Doch dunkle Sehnsucht ersteht aus deiner Leere,
Und du erkennst: nicht minder oft als ein Glück
Ist wert eine schöne glühende Chimäre.

6. Antike Motive.

I. Mondaufgang am Meer.

Am Horizont der schwarzen Wasser zeigt
In dunkler Ferne sich ein gelber Schimmer,
Schon übers Meer hin spielt ein Lichtgeflimmer
Und wie die Seele, die sich ahnend neigt,

Harrt alles, bebend. Fern, ganz ferne steigt
Der Mond empor, und durch die Stille, immer
So tot und starr noch, fließt von Glanz und Glimmer
Ein Regen auf die Flut. Und alles schweigt.

Einsam in seiner Schwermut saß Homer
Der Stille lauschend an dem Meergestade;
Der Mond zog durch die grüne Tiefe her.

Da war's wie eine Flut, die in ihm schwoll,
Plötzlich, ein Rauschen von geheimem Pfade;
Sein Herz ward bang, sein Geist der Götter voll.

In dieser Nacht entstand die Iliade.

II. Naxis.

Im breiten Schattenkühl der Fächerpalmen
Ruht Naxis. Mittag brütet überm Nile.
Fern durch die Lüfte schwirrt ein Zug von Schwalben,
Und Seide weht im warmen Windesspiele.

Der uralt grüne Strom zieht schlafestrunken
Vorüber; auf der alten Stadt Gemäuer
Sprüht Mittagsruhe ihre Flammenfunken,
Und alles steht in jungem, brünst'gem Feuer.

Sie träumt von Isos, nackt bis zu den Lenden,
In des antiken Sommers Mittagsbränden.
Da — rührt sie ans Gezweig, und plötzlich glühte
Der ganze Wald rings auf in roter Blüte!

III. Mitternacht.

Im Antikensaal mitternächtiges Schweigen.
Beim granitnen Mars tanzt ihren tollen Reigen
Die nackte Bacchantin. In endlosem Weh
Kalte marmorne Tränen weint Niobe.

Laokoon windet sich im Schlangenknäuel,
Ödipus, wahnwitzig über seine Greuel,
Sitzt auf dem Stein . . . Und Stille, so ungestörte,
Daß wohl ein Ohr den Gang der Minuten hörte.

Doch da vom schwarzen Turm durch die dunklen Hallen
Die zwölf dumpfen, gespenstigen Schläge schallen,
Kommt in der eisigen Stille lang und schwer
Ein Seufzer durch das schweigende Dunkel her.

Da fahren die Säle all aus ihren Träumen, —
Denn dies ist's: eben hier in den öden Räumen
Ist, jung, zweitausend Jahre vom Schwert durchstochen,
Heut nacht eines Gladiators Herz gebrochen.





Die englischen Parteien und die Wahlen.

Von

Dr. Hans Plehn.

— London. —

Der überwältigende Wahlsieg der Liberalen ist überraschend gekommen. Eine Niederlage der Unionisten hatte man erwartet, aber nicht den Zusammenbruch ihrer Partei. Das sprichwörtliche Pendel ist diesmal weiter nach links geschwungen, als 1895 und 1900 nach rechts. Bis auf die Wahlen von 1833, die das erste Reformparlament ins Leben riefen, muß man zurückgehen, um ein Seitenstück zu dem jetzigen Wahlergebnis zu finden. Wie tief standen die Aussichten der Liberalen noch vor zehn Jahren. In den Wahlen von 1895 gab die Nation ihre Antwort auf den zweiten Versuch Gladstones, den Iren Homerule zu geben; die Liberalen wurden in den Schatten der Opposition gedrängt; und eine kraftlose Opposition war es, schwach nach außen und im Innern gespalten. Gladstones Persönlichkeit war es gelungen, die vorhandenen Gegensätze für den Augenblick auszugleichen; aber als er von der politischen Bühne abtrat, brach der Kampf der Diadochen aus. Und als ob sich dieser Bürgerkrieg in der Partei an ihren Urhebern rächen sollte — keiner der Diadochen ist jetzt der Nachfolger des Grand Old Man geworden. Die genialste Persönlichkeit unter ihnen, Lord Rosebery, der nach Gladstones Rücktritt fünfzehn Monate lang Premierminister gewesen war, erneute noch im letzten Augenblick den Streit mit den Parteigenossen, der nun endlich beigelegt schien; und schied dadurch von selbst aus der Reihe der möglichen Kandidaten aus. Sir William Harcourt, der 1898 die Führerschaft der „durch faktiöse Gegensätze und persönliche Interessen zerrissenen Partei" niederlegte, war gestorben; Lord Spencer erkrankte, und so rückte Sir H. Campbell-Bannerman, zwar nicht unangefochten, aber durch eine Reihe von Umständen begünstigt,

zu der ersten Stelle auf. Kein Zweifel, daß das neue Kabinett aus einer Koalition der verschiedenen liberalen Gruppen besteht. Aber diese Koalition ist doch zustande gekommen, während sie vor zehn, ja noch vor fünf Jahren unmöglich gewesen wäre. Und es ist eher eine Bürgschaft für den Bestand der liberalen Regierung, daß alle Richtungen der Partei: Imperialisten, Kleinengländer und Homeruler, Whigs und Radikale, in dem Kabinett vertreten sind, und daß gewisse Grundlinien des Kompromisses von Anfang an klar gestellt worden sind. Die lebendige Erinnerung an den Streit, der die Partei so lange zerriß und regierungsunfähig machte, wird die Koalition zusammenhalten. Aus den neuen Biographien Gladstones, Lord Granvilles und Lord Randolph Churchills geht nur zu deutlich hervor, daß alle englischen Kabinette der letzten Jahrzehnte Koalitionsregierungen gewesen sind. Und nicht immer sind die Gegensätze innerhalb der regierenden Partei so offen zutage getreten, wie eben jetzt unter den Unionisten.

Seit vollen zwei Jahren hatte man die Wahlen erwartet; seit der Ministerkrisis vom Herbst 1903 wollten die Gerüchte von einer baldigen Auflösung des Parlaments nicht mehr verstummen. Das Chamberlainsche Programm hatte einen Keil in die unionistische Partei getrieben. Das Programm verfolgte zwei durchaus verschiedene Ziele. Das eine war eine engere politische Verbindung der Kolonien mit dem Mutterlande, das andere war Zollschutz für die englische Industrie. Dazu kam ein drittes, das als Verbindungsglied der beiden ersten diente, nämlich der Plan, nicht nur die ausländischen Industrieprodukte, sondern auch Lebensmittel mit Zöllen zu belegen, um den Kolonien ein Entgelt für ihre Vorzugstarife zu gewähren. So verschieden diese Ziele an sich waren, so verschieden waren die politischen Kräfte, die sie unterstützten und die sie bekämpften. Der Gedanke einer engeren Verbindung mit den Kolonien war an sich keineswegs unpopulär. Die Frage war nur, wie ihn verwirklichen. Das Mittel, das Mr. Chamberlain gewählt hatte, die Zölle auf Lebensmittel, stieß auf die entschiedenste Gegnerschaft. Und damit mußte sich die Nation auch gegen die industriellen Schutzzölle und das kolonialpolitische Programm entscheiden, die damit verkoppelt waren. Das Chamberlainsche Programm von 1903 ist tot; in dieser Form, sagte die Times, wird es nie wieder auftauchen. Aber Gladstones Homerulebill von 1893 war nicht dasselbe wie die von 1885; und nachdem beide beseitigt waren, haben die Konservativen eine Politik der Verwaltungsreformen und der Landgesetzgebung eingeleitet, die die grüne Insel vielleicht mehr gefördert haben, als die eine oder die andere Gladstonesche Bill es vermocht hätte. Die Lebensmittelzölle sind gefallen; ob nicht aber die beiden anderen ursprünglichen Ziele in einer neuen Gestalt wieder ans Tageslicht kommen werden, steht dahin. Die schutzzöllnerische Strömung hatte seit dem Fall des alten protektionistischen Systems nie völlig auf-

gehört. Es ist fraglich, ob die Mehrzahl von Mr. Chamberlains Anhängern frisch zum Schutzzoll bekehrt worden, oder ob sie nicht nur jetzt, wo sich zum ersten Male seit 1850 ein „starker Mann" an die Spitze der Bewegung gestellt hat, sich öffentlich zu dem alten Glauben bekannt haben. Den schutzzöllnerischen Elementen mit ihren rein wirtschaftlichen Interessen verband sich das imperialistische, das durch den steigenden Einfluß des neuen Hofes und des aristokratischen Prestiges, beide im Bunde mit der jüngsten Plutokratie, verstärkt wurde; und das zumal im Anfange der Bewegung aus der erfolgreich geschürten Animosität gegen Deutschland nicht wenig Kapital schlug..

Aber wenn Mr. Chamberlain sehr verschiedene Elemente unter seiner Fahne zusammenbrachte, so drohte sein Programm doch die eigene Partei zu zersprengen, und es bedurfte der ganzen taktischen Kunst Mr. Balfours, äußerlich wenigstens ihre Einheit zu wahren und sie durch zwei weitere schwierige parlamentarische Sessionen hindurchzusteuern. In einem der ersten Stadien der „Fiscal Question" tat Mr. Chamberlain folgende Äußerung über den konservativen Premierminister: „Mr. Balfour besitzt jetzt schon eine persönliche Macht im Parlament, die ganz unübertroffen ist. Er ist noch jung, und er wird schließlich einen Einfluß im Unterhause erreichen, wie niemand vorher gehabt hat." Es ist ein eigenartiges Verhältnis, das zwischen den beiden unionistischen Führern. Mr. Chamberlain ist bei weitem der größere Wahlmacher, Agitator und Volksmann; sein Einfluß „draußen" ist größer als der Mr. Balfours. Der aber überragt den früheren Kolonialsekretär als Führer der parlamentarischen Partei und als Leiter des Hauses. Beide ergänzen einander in Charakter und Temperament, in politischen Fähigkeiten und Methoden, und auf ihrem Duumvirat hat die Stärke der Partei lange beruht.

Seit zwanzig Jahren sind Mr. Balfour und Mr. Chamberlain durch politische Bundesgenossenschaft und persönliche Freundschaft verbunden. Anfang der achtziger Jahre war Mr. Balfour ein Hospitant der berühmten „Vierten Partei" gewesen, einer kleinen Gruppe von ehrgeizigen jungen Konservativen, die die Schwäche der offiziellen konservativen Opposition gegen Gladstones Regierung benutzten, um durch ein rücksichtsloses Freischärlertum parlamentarische Karriere zu machen. Geleitet wurde die Vierte Partei durch das demagogische Genie Lord Randolph Churchills, und die politischen Methoden der Demagogie sah Lord Randolph von niemand anders ab, als von Mr. Chamberlain, der damals als radikales Mitglied des liberalen Koalitionsministeriums Gladstone und seinen whiggistischen Kollegen nicht wenig Sorgen bereitete. Es war die Zeit, wo die öffentliche Meinung von „draußen" das politische Monopol des Parlaments einzuschränken begann, wo Volksversammlungen und Massendemonstrationen zu einer politischen Macht

wurden. Lord Randolphs Ziel war, die Tories zu einer Volkspartei zu machen; er zog die Konsequenzen aus dem erweiterten Wahlrecht und schuf sich in der Primrose-League eine wirksame Organisation für seine Torydemokratie.

Der politische Salon, der unter den Whigs des 18. Jahrhunderts seine Blütezeit gehabt hatte, spielt in dem modernen England keine große Rolle. Aber die Politik war noch immer das Geschäft der regierenden Klassen, und Gesellschaft und Politik gehörten eng zusammen. Mr. Balfour war zu jener Zeit, zusammen mit politischen Freunden und Gegnern, häufig der Gast Mr. Chamberlains. Und als über Gladstones Homerulebill die liberale Partei auseinanderbrach, und nicht nur Whigs wie der jetzige Herzog von Devonshire, sondern auch Radikale wie Mr. Chamberlain zur Opposition übergingen, bahnte sich auf den Gesellschaften bei Ferdinand Rothschild und Henry Oppenheim zwischen Mr. Balfour und Mr. Chamberlain jene persönliche und politische Intimität an, die für die englische Parteigeschichte so bedeutsam geworden ist. Mit Unbehagen sah Lord Salisbury, welchen Einfluß Mr. Chamberlain über seinen Neffen gewann. „Seht euch einmal diese Tories an," sagte damals Mr. Chamberlain in einer Versammlung. „Sie stehlen mir alle meine Gedanken . . . Neulich wurde mir im Parlament gesagt: Sehen Sie sich vor, was Sie sagen; wenn Sie schlecht von den zehn Geboten sprechen, so werden Balfour und seine Freunde sofort eine Bill einbringen, um sie abzuschaffen . . . Diese Leute treiben in der Torylivree die Geschäfte der Radikalen." Die liberalen Unionisten gingen nicht in der konservativen Partei auf, sondern haben bis heute ihre eigene Parteiorganisation beibehalten. Im Jahre 1886 verstand sich keiner der ehemaligen Freunde Gladstones dazu, ein Portefeuille unter Lord Salisbury anzunehmen. Aber Mr. Chamberlain nahm den Antrag des konservativen Premierministers an und ging als englischer Bevollmächtigter nach Washington, um eine der endlosen Fischereistreitigkeiten zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten zu schlichten. Als Gladstone 1892 wieder ans Ruder kam, wurde die Verbindung zwischen den beiden unionistischen Parteien immer enger; zeitweise ruhte, während Mr. Balfour bis zur völligen Teilnahmslosigkeit erschöpft schien, die Führung der Opposition ganz auf den Schultern Mr. Chamberlains; und als die Liberalen gestürzt wurden, traten die Führer der liberalen Unionisten in Lord Salisburys Kabinett ein.

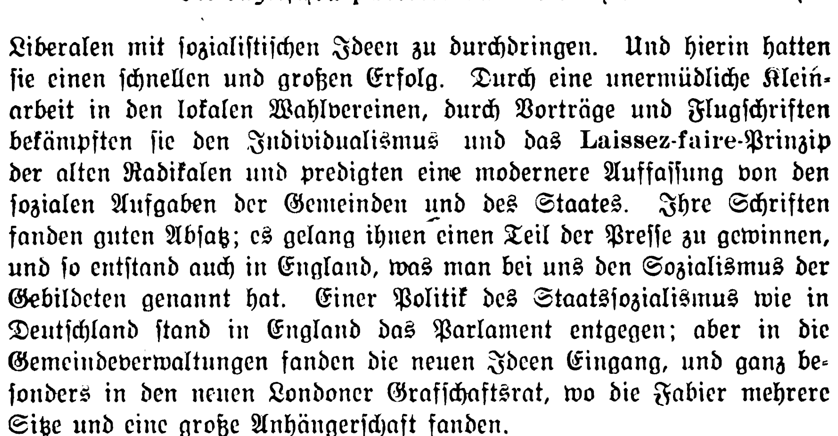
Die Wahlorganisation der Torydemokraten hatte sich 1895 und 1900 glänzend bewährt. Aber während der elfjährigen Regierung der Unionisten stand die auswärtige Politik durchaus im Vordergrunde. Das umfangreiche sozialpolitische Programm von 1895, und zumal Mr. Chamberlains Alterspensionen für die Arbeiter, blieben ebenso Wahlversprechungen, wie seiner Zeit das berühmte Programm von Mr. Jesse Collings,

Mr. Chamberlains getreuestem Schildknappen, der den Landarbeitern „drei acres Land und eine Kuh" versprochen hatte. Nach den Wahlen dachte niemand mehr daran, jene Versprechungen einzulösen. Das englische Parlament ist keine populäre, auch keine bürgerliche Versammlung. Vor den Parlamentsreformen war es von den Grundherren beherrscht worden, jetzt dominierten die kapitalistischen Interessen. Wie stark die industriellen und kommerziellen Interessen in Westminster vertreten sind, lehrt ein Blick in das Handbuch der Aufsichtsräte. In dem letzten Parlament waren nicht weniger als 250 Mitglieder des Unterhauses und 200 Peers Direktoren (das heißt Aufsichtsräte) von Aktiengesellschaften. Die neu aufgestiegene plutokratische Schicht hatte ihren Weg in die „Gesellschaft" gefunden und hatte sich mit der Aristokratie vielfach vermischt. Seitdem die englische Landwirtschaft nichts mehr einbringt, ist gerade die Landaristokratie sehr stark an der Leitung industrieller Unternehmungen, zumal Eisenbahngesellschaften, beteiligt, die ihrerseits einen Vorteil darin sehen, ihre Interessen im Parlament Lords und Gentlemen von altem Namen anzuvertrauen. Es ist schon ganz zur Regel geworden, daß wenn ein Abgeordneter in ein höheres oder niederes ministerielles Amt aufrückt, von der Opposition die Frage gestellt wird, ob der Betreffende seine Aufsichtsratposten niedergelegt hätte.

Diese Verhältnisse bilden einen natürlichen Hemmschuh für die Sozialpolitiker. Es gibt wenig sozialpolitische Maßnahmen, denen nicht die Interessen einer oder der anderen Unternehmergruppe im Wege stünden. Die Unternehmerinteressen sind aber auf beiden Seiten des Hauses vertreten, und sooft ein sozialpolitischer Akt geplant wird, so stößt er auf ein stillschweigendes Bündnis jener Gruppen, ohne Unterschied der Partei; und ihr Widerstand ist um so schwerer zu überwinden, als sie in den parlamentarischen Kommissionen die einzigen Sachverständigen zu sein pflegen, denen keine unparteiische, gut unterrichtete Bureaukratie gegenübersteht. Außerdem muß die Regierung, die von der Unterstützung ihrer Partei abhängig ist, vorsichtig verfahren, um sich nicht in ihren eigenen Reihen Feinde zu machen. Die größten sozialpolitischen Fortschritte des 19. Jahrhunderts wurden erreicht, als beide Parteien nahezu gleich stark waren, so daß eine sozialpolitische Maßregel mit Erfolg zur Parteisache gemacht werden konnte, um den Gegnern an Popularität den Rang abzulaufen. Aber jetzt erfreuten sich die Konservativen einer so großen parlamentarischen Mehrheit, daß dies Motiv völlig wegfiel; und durch den Übertritt Mr. Chamberlains zur Regierungspartei war auch für die ehemaligen Torydemokraten kein Grund mehr vorhanden, seiner radikalen Agitation ein Paroli von konservativer Seite zu bieten. Mr. Chamberlain hatte sein ganzes Interesse der Kolonialpolitik zugewandt, und so war von den Wahlversprechungen von 1895 nichts mehr zu hören. Endlich wurde auch von außen kein fühl-

barer Druck ausgeübt, jene Versprechungen einzulösen. Mitte der neunziger Jahre war ein großer wirtschaftlicher Aufschwung erfolgt. Handel und Wandel blühte, die Arbeiter hatten Beschäftigung und guten Verdienst; und wenn zur selben Zeit die Landwirtschaft von einer der schwersten Depressionen der letzten Jahrzehnte heimgesucht wurde, so war man in England schon zu sehr daran gewöhnt, über sie zur Tagesordnung überzugehen.

Die sozialistische Bewegung, die seit den achtziger Jahren bestand, wurde von Konservativen wie Liberalen als quantité négligeable angesehen. Es war ja ein stehender Lehrsatz geworden, daß nur in dem spekulativen Deutschland die Arbeiter eine Partei auf eine ökonomische Theorie gründen könnten, während sie sich in dem Lande des praktischen Commonsense darauf beschränkten, durch gewerkschaftlichen Zusammenschluß kürzere Arbeitsdauer, günstigere Arbeitsbedingungen und vor allem höhere Löhne zu erkämpfen. Die Geschichte von drei oder vier Jahrzehnten schien diese Auffassung zu bestätigen. Seitdem Mitte des 19. Jahrhunderts der Chartismus erloschen war, hatten die Tradesunions die Politik aus ihrem Tätigkeitskreise verbannt und nur danach gestrebt, die materielle Lage ihrer Mitglieder zu verbessern. Jene Jahrzehnte aber waren die Blütezeit der englischen Industrie gewesen, die von keiner ausländischen Konkurrenz bedroht, eine Monopolstellung auf allen Märkten der Welt besaß. Hätten damals die englischen Arbeiter klüger handeln können, als Politik und Nationalökonomie beiseite zu lassen und statt dessen sich selbst einen möglichst großen Anteil an dem steigenden Unternehmergewinn zu erkämpfen? Aber die Lage änderte sich. In den achtziger Jahren erstarkte, unter dem Schutz der neuen Zölle, die Industrie des Auslandes mit ungeahnter Schnelligkeit, und in England folgten auf die langen fetten Jahre Perioden wirtschaftlicher Depression und anhaltender Arbeitslosigkeit. Unter diesen Umständen begannen die sozialistischen Ideen auch in England Wurzel zu schlagen. In demselben Jahre, 1883, wurde die Fabier-Gesellschaft und der sozialdemokratische Verband gegründet. Bernard Shaw hat in seiner launigen Weise erzählt, wie unklar und verworren es in den Debatten der Fabier in den ersten Jahren herging, wie sie die Fieberanfälle der anarchistischen Influenza zu überwinden hatten, und wie sie nur allmählich durch ernsthafte Studien der wirtschaftlichen und sozialen Tatsachen über die erste Periode der Phrasen und der Gemeinplätze hinaus kamen. Bei den Wahlen von 1885 hatten sie, „mit dem Golde der Tories“, zwei Kandidaten in London aufgestellt, mit dem niederschmetternden Ergebnis, daß der eine 27 und der andere 32 Stimmen erhielt. Sie erkannten, daß es ihnen vorderhand an parteibildender Kraft durchaus fehlte, und daß sie ihre Taktik ändern müßten. Sie beschränkten sich nun lediglich auf die Propaganda und bemühten sich namentlich, den radikalen Flügel der



Liberalen mit sozialistischen Ideen zu durchdringen. Und hierin hatten sie einen schnellen und großen Erfolg. Durch eine unermüdliche Kleinarbeit in den lokalen Wahlvereinen, durch Vorträge und Flugschriften bekämpften sie den Individualismus und das Laissez-faire-Prinzip der alten Radikalen und predigten eine modernere Auffassung von den sozialen Aufgaben der Gemeinden und des Staates. Ihre Schriften fanden guten Absatz; es gelang ihnen einen Teil der Presse zu gewinnen, und so entstand auch in England, was man bei uns den Sozialismus der Gebildeten genannt hat. Einer Politik des Staatssozialismus wie in Deutschland stand in England das Parlament entgegen; aber in die Gemeindeverwaltungen fanden die neuen Ideen Eingang, und ganz besonders in den neuen Londoner Grafschaftsrat, wo die Fabier mehrere Sitze und eine große Anhängerschaft fanden.

Die Sozialdemokraten hatten geringere Erfolge zu verzeichnen. In den Perioden der Arbeitslosigkeit, die in den achtziger Jahren wohl schlimmer war als in der jüngsten Zeit, hatten sie Arbeiterprozessionen und -Demonstrationen veranstaltet, die nicht immer ganz friedlich ausgingen; der jetzige Kabinettsminister Mr. Burns wurde damals wegen aufreizender Reden mit Gefängnis bestraft; aber sobald die Zeiten sich besserten, ging ihr Einfluß wieder zurück. Vor allem war ihre doktrinäre Art und ihre absolute Ablehnug aller Kompromisse dem englischen Sinn zuwider. Aber eine gewisse Gärung blieb zurück, und sie wurde durch die großen Streiks, namentlich den Streik der Londoner Hafenarbeiter im Jahre 1889, und durch die Gründung von Unternehmerverbänden weiter genährt. Neben den alten Gewerkschaften, die sich von der Politik fern hielten, entstanden neue, die den politischen Kampf suchten. Schließlich wurde im Jahre 1893 die „Unabhängige Arbeiterpartei" gegründet, die eine Klassenvertretung im Parlament anstrebte. Aber wenn es auch gelang, ihrem Führer Mr. Keir Hardie einen Sitz in Westminster zu erobern, so blieb ihre Mitgliederzahl doch sehr gering; und die beiden alten Parteien blieben des Glaubens, daß der englische Arbeiter, solange er gute Löhne hatte, mit seinem Lose zufrieden wäre, daß Fußball und Bier sein Interesse mehr in Anspruch nähmen als die Politik, und daß er bei den Wahlen lieber für einen Vertreter der höheren Stände stimmte, als für einen seiner eigenen Standesgenossen.

Die 900 Fabier, die 8000 Sozialdemokraten und die 13 000 Mitglieder der Unabhängigen Arbeiterpartei waren keine Macht, die die alten Parteien zu fürchten hatten. Die einzige Arbeiterorganisation, die eine wirkliche Bedeutung besaß, waren die Tradesunions, die Aristokratie der englischen Arbeiterschaft, die gegen 2 Millionen Wähler repräsentieren und über reiche Geldmittel verfügen. Seit mehreren Jahren hatte der größte Gewerkschaftsverband, der der Bergarbeiter, der 330 000 Mitglieder zählt, einige Abgeordnete ins Parlament geschickt; aber sie beschränkten

sich darauf, die speziellen Interessen ihrer Gewerkschaften zu verfechten, sie waren nicht von sozialistischen Ideen erfüllt und saßen auf dem radikalen Flügel der liberalen Partei. Die Unabhängige Arbeiterpartei aber hatte zum obersten Grundsatze, daß ihre Parlamentarier keiner der alten Parteien beitreten und grundsätzlich auf den Bänken der Opposition sitzen sollten. Wie die Fabier die sozialistischen Ideen in die Bourgeoisie hineintrugen, so die Unabhängigen in die Gewerkschaften. Fast alle ihre Mitglieder gehörten einer oder der anderen Tradesunion an. Sie drangen allmählich in die untern und obern Ämter der Gewerkschaften ein, machten eifrig Propaganda für ihre Ideen und ließen sich zu den jährlichen Kongressen der Tradesunions delegieren. Mitte der neunziger Jahre wurden zum ersten Male auf dem Tradesunionkongreß Resolutionen theoretisch sozialistischen Inhalts gefaßt. Vergeblich suchten die Männer der alten Schule die Bewegung zurückzudämmen, die junge Generation war sozialistisch geworden. Die Unabhängigen wirkten als Sauerteig. Die Partei selbst hielt sich zurück, operierte aber so geschickt, daß die Tradesunions die Initiative zu einem neuen Plane ergriffen, den sie selbst geschmiedet hatten. Auf dem Kongreß von 1899 beantragte die Gewerkschaft der Eisenbahnbeamten, eine Konferenz einzuberufen, die über Mittel und Wege beraten sollte, eine parlamentarische Arbeitervertretung zu schaffen. Das Charakteristische an diesem Beschluß war, daß auch die sozialistischen Körperschaften zu der Konferenz geladen wurden. Im folgenden Jahre fand die Konferenz statt; sie wurde beschickt von den Tradesunions, den Fabiern, den Sozialdemokraten und der Unabhängigen Arbeiterpartei; und sie endete mit einem vollständigen Siege dieser letzteren. Es wurde ein Komitee zur Arbeitervertretung (Committee of Labour Representation) gegründet, dessen geistige Leitung dauernd bei der Unabhängigen Arbeiterpartei geblieben ist. Mehrere Male versuchten die liberalen Arbeitervertreter der alten Schule, die sozialistischen Gruppen auszuschließen und der Bewegung einen reinen Gewerkschaftscharakter zu geben. Aber jedesmal fand sich eine größere Mehrheit für die Erhaltung des Bündnisses.

Dem Labour Representation Committee sind gegenwärtig 157 Gewerkschaften mit etwa 900 000 Mitgliedern angeschlossen. Der erwähnte Bergarbeiterverein mit seinen 330 000 Mitgliedern hat sich noch abseits gehalten, aber in absehbarer Zeit wird auch dort die jüngere, sozialistisch denkende Generation ans Ruder kommen. Immerhin repräsentiert das Kommittee nahezu eine Million Wähler, und sein parlamentarischer Fonds ist groß genug, um die Wahlkosten und Diäten für mehr als hundert Abgeordnete zu bestreiten.

Bei den jetzigen Wahlen haben sich die Sozialisten und Gewerkschaftler zum ersten Male mit voller Kraft beteiligt. Nicht weniger als 54 ihrer Vertreter sind gewählt worden. Davon gehören 29 zu dem

Labour Representation Committee, 14 zu den Bergarbeitern, und ein Dutzend rechnet sich zur offiziellen liberalen Partei — darunter Mr. Burns, der neue Kabinettsminister. In einem Hause von 670 Abgeordneten ist das vorläufig nur eine kleine Gruppe. Aber es ist wohl kein Zweifel, daß die Bewegung, nun sie einmal im Fluß ist, keine geringeren Fortschritte machen wird als in Deutschland und Frankreich. Die Mitglieder des Labor Representation Comittee werden den natürlichen Mittelpunkt der Arbeitergruppen bilden, da sie am besten organisiert sind; und nach dem Erfolge, den sie errungen haben, steht ihr Entschluß fester denn je, eine selbständige unabhängige Partei zu bilden wie die Iren und sich nicht auf den Bänken der Ministeriellen, sondern grundsätzlich auf der Linken niederzulassen.

Wie auf dem Kontinent, stehen auch in England die Sozialisten den Liberalen nicht minder feindlich gegenüber als den Konservativen. Sie sind nicht so doktrinär wie die deutschen Sozialdemokraten; die meisten ihrer jetzigen Parlamentarier haben im Dienst der Gemeindeverwaltung oder als Sekretäre ihrer Gewerkschaften ein größeres Maß von praktischen Geschäftskenntnissen erworben, als bei uns der durchschnittliche sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete besitzt; und es liegt den Engländern im Blute, nach erreichbaren Zielen zu streben und Kompromisse, die dazu führen könnten, nicht zu scheuen. Ihr letztes Ideal freilich ist doch auch die Umwandlung der herrschenden Gesellschaftsordnung, die Verstaatlichung des Grund und Bodens, der Verkehrs- und Produktionsmittel. Bei diesen Wahlen sind sie mit den Liberalen zusammen gegangen, obwohl sie auch in einzelnen Wahlkreisen die Liberalen durch eigene Kandidaten bekämpft haben; die meisten ihrer Wahlkreise haben sie den Konservativen abgenommen. Das nächste Mal werden sie mit derselben Unbefangenheit die Hilfe der Konservativen benutzen, um liberale Wahlkreise zu erobern.

Der Eintritt der Arbeiterpartei ist zweifelsohne eins der wichtigsten Ergebnisse der Wahlen von 1906. Das alte Zweiparteiensystem hatte schon durch die Gründung der irischen Partei ein Loch bekommen. Diese beiden neuen Parteien sind die natürlichen Bundesgenossen der jeweiligen offiziellen Opposition, ganz ebenso wie die Arbeiterpartei in den australischen Parlamenten. Es sind große Regierungsmehrheiten notwendig, so wie die jetzige der Liberalen, um darüber hinwegzukommen; und sie müssen um so größer werden, je mehr Plätze die Sozialisten gewinnen.

Das zweite bedeutende Ergebnis ist die Niederlage der konservativen Partei und des Chamberlainschen Programms. Inwieweit die Niederlage der Konservativen auf das Chamberlainsche Programm zurückzuführen ist, ist nicht leicht zu bestimmen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß jede Regierung unter jedem politischen System ein gewisses Maß von Unzufriedenheit, Verstimmung und Opposition erregt. Es gibt in

England wohl kaum weniger Politiker als in Deutschland, die durch ihr kritisches Temperament „grundsätzlich“ gegen die Regierung sind; aber während sie bei uns in den Oppositionsparteien organisiert sind, schwanken sie in England zwischen den beiden Parteien hin und her, und bei den Neuwahlen stimmen sie gewöhnlich gegen die bisherigen Ministeriellen. Diese große Zahl von Wählern, die nicht eingeschworene Parteimänner sind, führen zum guten Teil jene Pendelschwingungen herbei, die für das englische Parteiwesen so charakteristisch sind. Unter dem parlamentarischen Regime scheinen die Regierungen aber besonders schnell abzuwirtschaften, zum Teil vielleicht deshalb, weil sie nicht aus Fachmännern, sondern aus Dilettanten bestehen — was nirgends deutlicher zum Ausdruck kommt als im Kriegsministerium. Auch die konservative Presse war diesmal dieser Ansicht, daß ihre Partei einige Ferienjahre in der Opposition nötig hätte, um wieder geschäftsfähig zu werden.

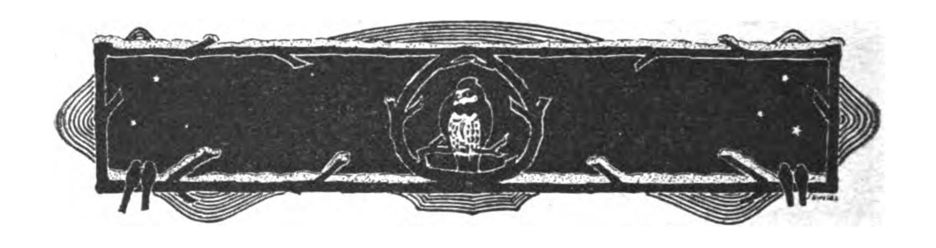
Daß dieser Überdruß an der konservativen Regierung den Ausfall der Wahlen beeinflußt hat, ebenso wie die Chinesenfrage in Transvaal, die Schulfrage und vieles andere mehr, ist nicht zu bezweifeln. Aber ebenso klar ist, daß wenn die Massen der Wähler sich von dem Chamberlainschen Programm irgendwie lebhafter hätten anziehen lassen, sie alle sonstigen Klagen und Bedenken darüber vergessen und mindestens die konservative Partei nicht so dezimiert hätten, wie es geschehen ist. Daran ist nicht viel zu drehen und zu deuten: die Niederlage gilt dem Chamberlainschen Programm ebenso wie der konservativen Partei.

Allein das gilt doch nur von dem Chamberlainschen Programm, wie es jetzt vorlag; von dem Programm, das die Lebensmittel besteuern wollte; aber gilt es ebenso auch von einem künftigen modifizierten Chamberlainschen Programm? Ist die große Mehrheit, die den Konservativen gegenübersteht, rein freihändlerisch? Was die Iren betrifft, so sagen sie, daß ihr Land unter dem Freihandel ebenso gelitten habe, wie unter dem alten protektionistischen System; sie haben für die eine Handelspolitik ebenso viel oder wenig übrig, wie für die andere; und gegen nationale Zugeständnisse wären sie zu jedem Kuhhandel bereit. Was ferner die Sozialisten anlangt, so hat Mr. Keir Hardie unmittelbar nach den Wahlen erklärt, daß er und seine Freunde die ganze Schutzzollfrage auf ihren inneren Wert noch nicht geprüft hätten; sie wollten sicher keine Lebensmittelzölle, und ebenso sicher wollten sie die konservative Regierung stürzen helfen; aber ob sie nicht unter Umständen für industrielle Schutzzölle zu haben wären, läßt sich heute noch nicht vorher sagen.

Was für eine Politik die Konservativen zu verfolgen gedenken, ist in dem Augenblick, wo wir schreiben, noch nicht bekannt. Radikale Stimmen fordern, daß Mr. Balfour von seinem Führerposten abgesetzt werden und Mr. Chamberlain an seine Stelle treten sollte; daß die Partei von der Tory-Oligarchie zur Tory-Demokratie zurückkehren, daß man allen

konservativen und unionistischen Prinzipien zum Trotz ein Bündnis mit den Iren und Sozialisten eingehen — und das heißt, daß man dies Bündnis mit schweren Opfern erkaufen sollte. So sprechen und schreiben die radikalen Tarifreformer, in denen — was man nicht übersehen darf — selbst ein Stück Sozialistentum steckt. Aber die Frage ist, ob nicht Mr. Chamberlain und Mr. Balfour selbst ihr bisheriges Duumvirat und ihre selbständigen Parteiorganisationen nebeneinander aufrecht erhalten wollen. Und ferner ist es nicht sicher, daß die konservative Partei unter Mr. Balfour sich ein zweites Mal den Gefahren eines Schutzzollprogramms aussetzen wird, so wie Gladstone zum zweiten Male das Urteil der Nation herausforderte und damit seine Partei auf ein Jahrzehnt regierungsunfähig machte. **Vestigia terrent.** Da die Konservativen und die liberalen Unionisten gegenwärtig in der Opposition sind, so wird das Chamberlainsche Programm für einige Zeit wohl aus dem Vordergrunde der politischen Bühne verschwinden. Ob es wiederkommen wird? Man darf eins nicht außer acht lassen. Die Konservativen haben, nachdem sie Gladstones Homerulebill zweimal besiegt hatten, ihrerseits Reformen in Irland begonnen. Werden nicht vielleicht die Liberalen, die jetzt Mr. Chamberlain geschlagen haben, über Jahr und Tag seine Politik in anderer Form wieder aufnehmen? Gewiß, jetzt haben sie den Freihandel gepredigt — aber nicht zum wenigsten deshalb, weil die Konservativen Schutzzöllner waren. In der englischen Parteipolitik gilt das politische Prinzip fast nichts und die Taktik fast alles. Bleiben die Konservativen Schutzzöllner, so halten die Liberalen natürlich am Freihandel fest. Lassen die Konservativen ihre schutzzöllnerischen Pläne fallen, so muß man hinter die künftige Handelspolitik der Liberalen ein Fragezeichen machen. Sehr viel wird davon abhängen, welche Rolle die Arbeiterpartei spielen wird.





Vom Sterben.

Skizze aus Preußisch-Litauen.

Von

Cl. Rast.

— Tilsit. —



Der Winterwind sang und der Schnee fiel so fein und dicht herab, daß er einem blütenweißen Gazeschleier glich, der vom Himmel bis zur Erde reichte.

Felder und Wiesen, Wege und Stege bildeten eine einzige weiße Fläche, aus der nur hier und da ein paar dickköpfige alte Weidenbäume aufragten, die Mützen aus Schnee von fabelhafter Form trugen.

Schnee deckte auch die Zweige der Kiefern, die schlank und hoch den Hügel zierten, auf dem sich Grab an Grab reihte, und die im Winde erbebten und traurig seufzten.

Und ebenso türmte sich auf dem Dach der Kate, die diesem Friedhof gegenüberlag, Schnee auf, hoch und immer höher, so daß die winzige Hütte, die sich nur wenig über dem Erdboden erhob, von ferne einem vom Winde zusammengefegten Haufen Schnee ähnlich sah.

Selbst an dem kleinen Fenster der Kate, das ein wenig schief in der aus Lehm aufgeführten Wand saß, haftete Schnee; auch war es über und über mit Eisblumen bedeckt.

Ganz früh am Morgen, als aus dem Dorfe der Geistliche gekommen war, um der alten Bergsze Kosgallwies das Abendmahl zu reichen, hatten diese Blumen ordentlich geleuchtet, geflimmert und geglüht beim Schein der aufgehenden Sonne, jetzt aber schien alles Leben in ihnen erstorben zu sein. Sie standen starr und farblos da.

Doch die alte Bergsze Kosgallwies merkte nichts von dieser Veränderung. Still vor sich hinblickend, lag sie in ihrer rotbraungestrichenen Bettstelle in den buntwürfeligen Kissen und lächelte glückselig.

Sie war am Ende ihres Lebens angelangt und freute sich, nun endlich von schwerer Arbeit ausruhen zu können und all ihre Lieben wiederzusehen, Mann und Kinder, die ihr schon lange dorthin vorausgegangen waren, wohin sie noch heute kommen sollte — in den Himmel.

Obwohl Bergsze allezeit treu ihre Pflicht erfüllt und all die schweren Schläge, die das Schicksal ihr versetzt, stets voller Demut hingenommen hatte, immer daran denkend, daß es Gottes Wille sei, daß sie einsam und arm durchs Leben gehe, so war sie doch trotz alledem keineswegs fest davon überzeugt gewesen, einst ein Plätzchen im Himmel zu erhalten. Sie hatte vielmehr nicht selten daran gezweifelt, dieses Glücks teilhaftig zu werden. Erst seit heute früh, seit der Dorfgeistliche bei ihr gewesen war, wußte sie ganz bestimmt, daß der liebe Gott sie willkommen heißen werde. Der Pfarrer hatte es ihr gesagt, und deshalb war ihr nun so froh und leicht zumute, wie nie vordem, und ihr ehemals wehmütig freundliches Lächeln hatte sich in ein glückseliges verwandelt.

Wenn doch nur der Tod bald kommen wollte!

Sie war gewiß und wahrhaftig bereit ihn zu empfangen.

Dort drüben in der mit bunten Blumen bemalten Truhe lag schon lange ihr Totenhemd, das sie selbst gesponnen, gewebt und genäht hatte, und daneben, in ein sauberes Taschentuch eingeknotet, das zum Sarge bestimmte Geld, das sie sich Groschen für Groschen vom Munde abgespart hatte, viele Jahre hindurch. Und dann hatte ihr der Herr Pfarrer ja heute früh auch das heilige Abendmahl gereicht.

So waren Leib und Seele würdig vorbereitet zum Empfange des letzten Gastes, der nur einmal — aber ganz gewiß — bei jedem anklopft, gleichviel ob der, dem sein Besuch gilt, in einem Palaste wohnt oder in einer Hütte.

Aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß ein freundlicher, lichtumflossener Himmelsbote den engen Raum betreten hätte, in dem Bergsze Kosgallwies auf dem Sterbelager ruhte, um mit sanfter Stimme zu rufen:

„Folge mir!"

Der Winterwind sang und der Schnee fiel. Es wurde dunkler und dunkler.

Bergsze Kosgallwies' Brust entrang sich ein schwerer Seufzer.

„Noch immer nicht! Noch immer nicht!"

Da klopfte es, die Tür sprang auf und eine dunkle Gestalt betrat das armselige Gemach, das einzige im ganzen Hause.

„Guten Abend!" sagte eine fremde Stimme.

„Guten Abend!" antwortete die alte Bergsze von freudigem Schreck durchbebt; denn nun schien endlich ihr Wunsch, von dieser Welt zu scheiden, um in eine bessere einzuziehen, sich erfüllen zu wollen.

„Hu-u-u! Ist das ein Wetter! Garstig, garstig!" sagte wieder

die fremde Stimme. „Ich bin knapp anderthalb Meilen zu Fuß marſchiert und brauchte mehr als vier Stunden dazu. Und wie durchfroren ich bin! Hu-u-u! Brrr! Mir klappern wahrhaftig die Zähne im Munde vor Froſt.“

Und nun ſchüttelte ſich die Fremde, hauchte lebhaft in die Hände und trampelte mit den Füßen.

Bergſze Kosgallwies lauſchte all dieſen Geräuſchen, betrübt und ſchwer enttäuſcht.

„Ich erwartete einen anderen als dich bei mir eintreten zu ſehen, als es klopfte,“ ſagte ſie. „Aber gleichviel, auch du ſollſt mir willkommen ſein, wer du auch immer ſeiſt.“

„Ich heiße Magyla Meſchkat,“ ſtellte ſich der ungeladene Gaſt vor und trat näher an das Bett heran, „bin in Berlin bedienſtet und auf der Reiſe nach meinem Heimatsdorfe begriffen. Dort macht die Schweſter morgen Hochzeit, und zu dieſem Feſt habe ich von meiner Herrſchaft Urlaub erhalten. Sonſt habe ich den Weg von der Station bis nach Hauſe in längſtens drei Stunden zurückgelegt, heute brauchte ich vier, um bis hierher zu gelangen. Der Wind war mir beſtändig entgegen, und dann fällt der Schnee ſo dicht, daß man kaum einen Schritt weit ſehen kann. Wenn du erlaubſt, warte ich unter deinem Dache den Morgen ab, bevor ich weiter wandere.“

„Tue das!“ ſagte Bergſze Kosgallwies, obwohl ſie lieber allein geblieben wäre.

„Wie dunkel es hier iſt!“ meldete ſich Magylà, nachdem ſie ſich ihres Mantels entledigt hatte.

„Auf dem Tiſche ſteht eine Lampe, zünde ſie an, wenn du es heller haben willſt!“ erwiderte die Greiſin.

Die Fremde tat, wie ihr geheißen.

Das matte Licht des altersſchwachen Lämpchens erfüllte mit ſeinem röllichen ungewiſſen Schein nur den kleinſten Teil des niedrigen rauchgeſchwärzten Raumes, aber Magyla meinte doch, daß es jetzt weit gemütlicher wäre.

„Ich bin freilich an Gas und elektriſches Licht gewöhnt,“ ſagte ſie, „aber da ich hier weder das eine noch das andere haben kann, ſo nehme ich auch mit dieſer Beleuchtung vorlieb. Wenn es nur ein wenig wärmer wäre!“

Und ſie begann wieder in die Hände zu hauchen und kräftig mit den Füßen zu ſtampfen.

„Vor dem Herd liegen ein paar Scheite Holz. Mache Feuer an und koche dir eine Suppe!“ ließ Bergſze Kosgallwies ſich vernehmen. „Mehl und Speck dazu findeſt du im Schranke. Dort iſt auch wohl noch etwas Brot zum Zubeißen.“

Als auf dem kunſtlos aus Lehm aufgeführten Herd mit geſchäftigem

Knistern hochauf züngelnde Flammen das ihnen von Magyla vorgeworfene Holz verzehrten, während sacht in dem auf eisernem Dreifuß stehenden Topfe die Suppe brodelte, meinte das Mädchen, zu der Greisin gewandt:

„Du scheinst krank zu sein."

„Krank zum Sterben," erwiderte die Greisin. „Heute früh habe ich bereits das heilige Abendmahl empfangen."

„Hm!" machte Magyla, und schob die Unterlippe vor, und dann fragte sie, ob die Kranke denn niemand habe, der um sie sei und sie pflege.

„Gestern waren zwei Frauen aus dem Dorf für ein Stündchen zu mir gekommen," berichtete die alte Bergsze. „Heute hat sich keine Seele, außer dem Herrn Pfarrer, hier blicken lassen; denn bald nachdem der fortgegangen war, setzte der Schneesturm ein, der jeden fern hielt."

„Und Kinder hast du nicht?" forschte Magyla und hockte vor dem Herd auf dem niedrigen Schemel nieder, die runden Ellbogen auf die Knie gestemmt, das feste Kinn in die Hände gelegt.

„Sie sind im Himmel," sagte die Greisin, „alle drei, und dort ist auch mein Mann."

Magyla lächelte überlegen.

„Im Himmel? — Hm-m-m! Bist du dessen ganz gewiß?"

„Es waren gute Menschen. Sie können nur dort und nirgends anders sonst hingekommen sein," erklärte die alte Bergsze voller Vertrauen. „Und nun werde ich bald bei ihnen sein."

„Ja so," sagte Magyla stärker lächelnd. „Hm! Also du meinst wirklich, wenn es hier aus ist, spaziert man schnurstracks in den Himmel hinein."

„Wer danach gelebt hat, kommt ganz gewiß dorthin," versicherte die Greisin.

„Und das ist bei dir der Fall."

Bergsze Kosgallwies faltete die welken Hände.

„Wer ist frei von Sünde!" seufzte sie. „Ich war zwar allezeit redlich bemüht, so zu leben, wie es Gott dem Herrn gefällt, allein trotzdem tauchten nicht selten Zweifel in mir auf, ob ich würdig sei, dereinst in den Himmel einzugehen. Seit heute früh sind diese Zweifel jedoch geschwunden; denn als ich dem Herrn Pfarrer davon sprach, legte er mir die Hand auf das Haupt und sagte: ‚So wahr du jetzt lebst, Bergsze Kosgallwies, du wirst Gott schauen.‘"

Sie schwieg und lächelte wieder glückselig.

„Das sagte er?" meldete sich Magyla nach kurzer Pause und fügte dann hinzu: „Dieser Pfarrer ist wohl nie aus seinem Kirchdörfchen hinausgekommen?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte die Kranke.

„Hätte er nur ein, zwei Jahre dort gelebt, wo ich nun schon seit

fünf Jahren lebe, dann möchte er wohl anders sprechen," fuhr Magyla fort.

„Wie denn?"

„Pah!" machte Magyla und hob die kräftigen Schultern, als lohne es nicht, die Greisin darüber aufzuklären, aber dann tat sie es doch. „Es gibt jetzt eine ganze Anzahl Geistlicher, die das Weiterleben der Seele nach dem Tode für ein Märchen halten. Das sind die Aufgeklärten, die weit draußen im Reich, in den Städten sitzen."

„Na, das wäre!" fuhr Bergsze erschrocken auf. „Ein Märchen! Und Geistliche sprechen so?"

„Ja, Geistliche," sagte Magyla, erhob sich und nahm den Topf vom Dreifuß; denn die Suppe war fertig. „Und sie sprechen die Wahrheit, diese Aufgeklärten," fuhr sie fort. „Stirbt man, so ist's aus und vorbei für alle Zeit."

„Das ist ein Irrtum, muß ein Irrtum sein," flüsterte die Greisin mit angstdurchbebter Stimme. „Ja, ganz gewiß, sie irren, diese Aufgeklärten. Wozu brauchten wir denn einen Himmel, wenn es kein ewiges Leben gäbe?!"

„Einen Himmel! Ah pah!" machte Magyla geringschätzig. „Es gibt keinen Himmel, sage ich dir."

Dann bot sie Bergsze einen Teller Suppe an, aber die mochte nichts genießen.

„Woher weißt du, daß es keinen Himmel gibt," stammelte die Greisin entsetzt. „Weißt du das auch von diesen Aufgeklärten?"

„Ja, von ihnen," antwortete Magyla, verzehrte rasch die Suppe und stellte den geleerten Teller beiseite.

Dann begann sie das modern frisierte Haar für die Nacht zu ordnen.

„Und woher wissen diese Geistlichen, daß es weder einen Himmel noch ein ewiges Leben gibt?" forschte Bergsze mit ängstlicher Hast.

„Woher?" Magyla stutzte einen Augenblick, dann lachte sie kurz auf. „Na, aus Büchern natürlich," behauptete sie kühn. „Aus hagelneuen Büchern, und nicht etwa aus der Bibel, wie du dir wohl wirst denken können. Was in der Bibel steht, ist lange veraltet, ist überhaupt nie wahr gewesen. Märchen, nichts als Märchen!"

„Aber das ist ja schrecklich!" ächzte die Greisin kläglich. „Sollte es wirklich so sein? Wirklich und wahrhaftig? Mein Leben war überreich an Arbeit, Entbehrungen und Kümmernissen aller Art, war so arm an Freuden, so grenzenlos arm, und nun sollte ich es nicht einmal nach meinem Tode besser haben?"

„Nein, Altchen, die Hoffnung auf einen weichen Sitz im Himmel am warmen Ofen laß nur fahren!" meinte Magyla. „Damit ist's nun einmal ganz und gar nichts."

Sie hüllte sich in ein Tuch, warf einen mit Laub gefüllten Sack, den sie in einer Ecke entdeckt hatte, vor den Herd hin und streckte sich darauf nieder, ihren zusammengerollten Mantel unter den Kopf schiebend.

„Ich bin wahrhaftig todmüde," sagte sie und gähnte. „Gute Nacht. Solltest du etwas brauchen, so wecke mich, damit ich dir beispringen kann!"

Die alte Bergsze hätte das Gespräch gar zu gern noch weiter fortgesetzt, allein Magyla hatte sich kaum niedergelegt, als sie auch schon in tiefen Schlaf versank, aus dem der Greisin mattklingender Ruf sie nicht zu erwecken vermochte.

Ja, Magyla schlief, aber Bergsze lag mit wachen Augen da und starrte, nach dem Herde hinüberblickend, in die rasch verglimmende Glut. Und dabei dachte sie an alles, was Magyla ihr gesagt hatte.

„Schrecklich, schrecklich!" flüsterte sie erbebend. „Wenn das wahr wäre, wenn es wirklich wahr wäre?!"

Ihre bleiche Stirn deckte kalter Schweiß, und unstät griffen ihre arbeitsmüden, runzeligen Hände auf der Decke umher.

Ihr Atem ging rascher und ihr Herz begann in schnelleren, lauteren Schlägen zu pochen.

Draußen sang der Winterwind. Ruhelos strich er um die Kate, aber der Himmel war jetzt klar, und aus dem tiefen Blau leuchtete und flimmerte ein Heer von Sternen heraus.

„Meine Lieben, ach, meine Lieben, wo seid ihr?" ging es Bergsze durch den Sinn, und von unsäglicher Angst ergriffen, richtete sie sich halb im Bette empor. „Gibt es für uns kein Wiedersehen? Kein — Wiedersehen?"

Da fühlte sie sich von sanfter Hand sacht in die Kissen zurückgedrückt, und wie aus weiter, weiter Ferne drang eine wohlbekannte Stimme an ihr Ohr:

„So wahr du jetzt lebst, Bergsze Kosgallwies, du wirst Gott schauen."

„Also doch!" murmelte die Greisin mit einem tiefen, befreienden Atemzug, und sie lächelte glückselig.

Und dieses Lächeln lag auch noch auf ihrem bleichen, stillen Gesicht, als Magyla am Morgen erwachte.

Der Wind war verstummt, und die Eisblumen an dem kleinen Fenster erglühten beim Scheine der aufgehenden Sonne in schönster Pracht.

„Es ist aus mit ihr, aus und vorbei für alle Zeit," sagte Magyla mit einem Blick auf die Tote.

Dann machte sie sich hastig reisefertig und verließ die Kate.



Marie Stona.

Von

Karl Bienenstein.

— Marburg a. d. Drau. —

Das Los eines Schriftstellers, besondere Glücksvögel ausgenommen, ist wohl nirgends ein besonders glänzendes, gewiß aber nirgends schwerer als im lieben Österreich. Wer nicht in Wien selbst sitzt, der muß schon ausnehmend Tüchtiges schaffen, um in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Wenn dies der Frau, der diese Zeilen gelten, gelungen ist, so ist also damit auch gesagt, daß wir sie nicht unter die Dutzende von schreibenden Frauen zu rechnen haben, deren Namen unter dem Titel von Romanen und Übersetzungen in den Spalten unsrer Tagesblätter und Familienzeitschriften prangen, sondern zu den wenigen, zu denen in Österreich eine Baronin Ebner-Eschenbach, Marie Eugenie delle Grazie oder Angelika von Hörmann zählen, die auf dem deutschen Parnaß vollberechtigt Sitz und Stimme haben.

Wie nun von den drei genannten Dichterinnen jede eine ausgeprägte Individualität besitzt, so ist auch Marie Stona eine eigene. Ihr hervorstechendstes Merkmal ist ein ganz unmodernes, nämlich: Gesundheit. Schlägt man irgend eines ihrer Bücher auf, so freut man sich über das frische, ungebrochene Leben, das einem daraus entgegenströmt. Marie Stona gehört nicht zu jenen in der Literatur der Gegenwart leider so häufigen Naturen, die eigentlich nur sich selbst kennen und in der Darstellung ihres Ichs mit all seinen Süchten und nervösen Sensationen, seinen halben Träumen und Stimmungen aufgehen; sie weiß, daß außer ihr auch noch Leben und Schönheit ist, und wenn sie auch, wie jeder Dichter, viel von sich selbst spricht, so hat sie doch den Zusammenhang mit der Welt nie verloren und hat in ihr vielmehr teils eine Folie, teils ein Spiegelbild, manchmal sogar ein Korrektiv ihres Empfindens gefunden. Diese Öffentlichkeit — man möchte es am liebsten so nennen — ihrer Poesie hat die Dichterin vor den Irrwegen bewahrt, in denen sich einige dichtende Frauen der Gegenwart verloren haben, welche die Brunst des Blutes für Leidenschaft und das Stammeln des durch die Sinne verirrten Herzens für Poesie halten.

Gleich die ersten Bücher zeigen, wie Marie Stona durch das Leben zur Dichterin ward. „Erzählt und gesungen" (Wien, Karl Konegen) heißt das erste nennenswerte Bändchen, das Novellen, Reisebeschreibungen und Gedichte enthält. Mit offenen Sinnen, vor allem mit einem gut beobachtenden Auge begabt, sah die junge Frau manche Personen und Verhältnisse, die ihr der Aufzeichnung wert erschienen, und sie tat dies ohne jegliche Nebenabsicht. So sind ihre Novellen, wie auch die meist humoristischen Reiseberichte Ausschnitte aus dem Leben geworden, in denen wohl weniger von künstlerischer Anordnung und Durchbildung des Stoffes, dagegen viel Ehrlichkeit und Frische der Darstellung zu finden ist.

Auch die beigegebenen Gedichte zeigen mehr Wärme und Aufrichtigkeit des Gefühls als künstlerische Rundung. Immerhin aber konnte man aus dem Bändchen eines erkennen: daß hinter seinem Inhalt eine Persönlichkeit stand, die den Mut und die Fähigkeit besaß, mit eigenen Augen zu sehen, und die von dem Drange beseelt war, das Geschaute in eigener Weise auszudrücken.

Bedeutend höher stand der folgende Band: „Menschen und Paragraphe")ebenda 1896). Die Menschen, die Marie Stona schilderte, waren Frauen. Mit einem durch die ständige Beobachtung geschulten Blick sah die Dichterin nun in die Seelen ihrer Geschlechtsgenossinnen, und was sie uns von ihnen erzählte, das waren die schönen Geheimnisse der Frauennatur, ihre unergründliche Sehnsucht nach und ihr Reichtum an Liebe, die angeborene Keuschheit und der hohe Opfermut. So tief sie aber auch in die Psyche des Weibes eindringt, von einem Zerfasern und Zerpflücken nach Art des vielmehr der Wissenschaft als der Dichtung angehörigen psychologischen Naturalismus kann jedoch nicht gesprochen werden. Die Dichterin läßt ihren Gestalten den ganzen Duft und Reif ihrer ursprünglichen Schönheit, sie weist sozusagen nur aus dem Abstande auf all die Schönheiten, die ihr besonders bemerkenswert erscheinen, so wie man etwa auf die bunte Flügelpracht eines Falters weist, ohne dieselbe zu berühren.

Das Meisterstück des Bandes ist das Lebensbild, das die Dichterin von ihrer Mutter entwirft. Es ist ein Frauencharakter, der uns unwillkürlich an eine der schönsten deutschen Frauengestalten erinnert, an Goethes Mutter. Lebensklug, frohsinnig, tüchtig in allen praktischen Angelegenheiten, voll Liebe und Güte, hat diese Frau einen ungeheuren Einfluß auf ihre Tochter ausgeübt, und wenn wir eingangs sagen durften, daß Gesundheit das Merkmal der letzteren sei, so ist das nur das Erbteil der Mutter, deren Erziehung „keine Institutsvorsteherin, sondern das Leben selbst geleitet hat." Daß nur diese Erziehung den prächtigen Charakter der Mutter entwickeln konnte, das ist neben dem vielen Wertvollen, das die Dichterin aus dem Leben der Mutter lernen konnte, vielleicht das Wertvollste, die beste und fruchtbringendste Erkenntnis.

Aber auch noch eine andere Geschichte enthält der Band, die für die Eigenart Marie Stonas sehr bezeichnend ist; das ist die Erzählung: „§ 335". Dieser Paragraph des österreichischen Strafgesetzbuches behandelt die Sühne der Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens. Die alte Zeit kannte ihn in der Anwendung auf die Haftbarkeit der Gewerbeinhaber für das Leben ihrer Arbeiter nicht, und der Dichterin wird er daher zum Symbol der neuen Zeit, die dasteht, „stolz und machtvoll, mit ausgestreckten Armen den geringsten ihrer Diener schützend, seine Rechte wahrend, sein Leben verteidigend". Hier schlägt die Dichterin zum ersten Male den Ton sozialen Mitleids und sozialer Gerechtigkeitsliebe an, der später häufig in ihren Gedichten wiederkehrt und zeigt, wie die Schloßherrin von Strzebowitz eine von modernem Geiste erfüllte Frau ist, die sich, wo es die großen Kulturfragen verlangen, frisch über Standesvorteile und Vorurteile hinwegzusetzen vermag.

Und wie sie hier die Zeit in ihren treibenden Ideen richtig erfaßt hat, so erfaßt Marie Stona auch das Volk in seinem tiefsten und geheimsten Empfinden. Den Beweis dafür erbringt die feinsinnige chinesische Provinzgeschichte: „Die beglückte Stadt" in dem Bändchen Federzeichnungen: „Die Provinz unterhält sich". (Ebenda 1890.) Warum die guten Landleute den Prinzen, der zu ihnen kommt, den sie nie gekannt haben, der ihnen nur Mühe und Auslagen verursacht, so mit Liebe und Verehrung umgeben, es ist nichts anderes als das Sehnen der Menschen, das Übermaß ihrer Empfindung an die Träger des Glanzes und der Macht hinzugeben. In scheinbar harmloser Plauderei kommt hier die Dichterin einem großen Problem auf die Spur: der psychologischen Ursache der Götter- und Heldenverehrung. Daß diese Erkenntnis aus der Betrachtung des Landvolkes, von dem mit köstlichem Humor und wohlwollender Satire die übrigen Geschichten des Bandes erzählen, hervorgegangen ist, zeigt, wie fein und tief Marie Stonas Beobachtung ist und wie scharf ihr Geist die grundlegenden Ideen der Erscheinungen erfaßt.

Ein vollendetes Kunstwerk hat dann die Dichterin aus der Vereinigung scharfer Be-

obachtung und innigen Mitfühlens in dem Novellenband: „Im Spiel der Sinne" (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, 1902) geschaffen. Wer, durch den Titel verleitet, von diesem Buche pikante Geständnisse aus Tiefen der Frauennatur erwarten wollte, der würde sich sehr täuschen. Allerdings ist die Liebe in jeder der vier Novellen das treibende Element, aber es ist nicht die Liebe der Sinne, sondern jenes zarte und scheue Verlangen der Frauenseele nach einer anderen, der sie sich ganz hingeben kann, in der sie alles findet, wonach sie sich so unsäglich sehnt, in deren Wärme sie alle ihre wunderbaren Blüten entfalten kann. Und wie diese Liebe von dem brutaleren Empfinden des Mannes immer wieder zurückgestoßen und zurückgedrängt wird, wie auch hier das Körperliche das Geistige so oft unterjocht oder es in seinem Aufblühen verhindert, das hat Marie Stona dargestellt, und wir müssen sagen: mit einer Zartheit und künstlerischen Feinheit, die gleichermaßen für die Dichterin wie für die Frau einnehmen.

Und wie aus diesem Buche neben aller Kunst der Charakter der Dichterin hervorleuchtet, so auch in dem Erinnerungsbuche: „Ludwig Jacobowski im Lichte des Lebens" (ebenda), in dem sie im Vereine mit anderen Dichtern und Schriftstellern dem so früh heimgegangenen Dichter ein Denkmal der Freundschaft setzt, das ebenso den Toten wie seine lebende Verehrerin ehrt und uns einen ungemein anheimelnden Blick in das häusliche Leben der letzteren tun läßt.

Das Schönste aber, was Marie Stona geschrieben hat und worin sich ihr ganzes Wesen am deutlichsten ausprägt, sind ihre Gedichte, welche in den beiden Bänden: „Lieder einer jungen Frau" (Wien, Konegen, 1899) und „Klingende Tiefen" (Berlin, H. Costenoble, 1900) gesammelt erschienen sind. Ein großer Teil dieser Lieder singt von der Liebe. Diese war das größte und entscheidendste Erlebnis, welches der Dichterin geworden ist; es hat ihre Seele im Grunde aufgewühlt und all ihr tiefstes Empfinden, ihre geheimsten Gedanken ans Licht gebracht. Und es ist die Liebe des gesunden, lebensstarken Weibes. Sie ist von ätherischer Schwärmerei ebenso weit entfernt wie von der schwülen, krankhaften Sinnlichkeit der modernen Sensitiven, es ist keine Liebe, die entnervt, sondern stark und freudig macht und hinanzieht und in Wonnen und Weh ihren Heimatsgrund, das Menschenherz, nicht verläßt. Traumorgien und erhitzte Phantasien kennt diese Liebe nicht, sie ziehen wohl gelegentlich, wie in den „Liedern aus Assur", schemenhaft an dem Herzen vorüber, aber sie finden darinnen keine Heimat. Die Dichterin lebt und webt mit allen Kräften ihres Geistes und Gemütes im Menschenland. Davon legen auch jene Gedichte Zeugnis ab, in denen sie von den Menschen, die ihr auf ihrem Lebenswege begegnet sind, erzählt. Der Reichtum ihrer Liebe hat sie hauptsächlich zu den Enterbten des Schicksals getrieben, diesen schenkt sie ihr ganzes Mitleid, und es ist ihre Liebe, die auch in das dunkelste und schmutzigste Leben noch einen Sonnenstrahl sendet, der verborgene Goldkörner menschlicher Edelnatur aufleuchten läßt. „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!" Dieses herrlichste aller Dichterworte, Marie Stona darf es als Charakteristikum ihrer Lyrik beanspruchen. Die Natürlichkeit und Gefühlsechtheit dieser Lyrik braucht nach diesen Darlegungen nicht erst hervorgehoben zu werden. In Marie Stonas Frauengemüt springen so frische Quellen der Poesie, daß sie gewollter Kunst gar nicht bedarf. Ihre einzige Kunst ist die schöne Form, und auch die ist natürlich, weil sie mit dem Inhalt zugleich empfangen wurde.

Marie Stonas Kunst hat sich von Buch zu Buch reicher und schöner entwickelt. Wie ihr das Leben ein ununterbrochener Läuterungs- und Vertiefungsprozeß war, so ist es auch ihre Kunst als Ausdruck desselben geworden. Von der Höhe, die diese Entwicklung heute erreicht hat, winken deshalb auch noch schöne Zukunftsblüten.



Politischer Monatsbericht.

Inneres.

Von

Dr. Hugo Böttger,

Mitglied des Reichstags.

— Steglitz. —

Die Silberhochzeit des Kaiserpaares, die eigentlich nur ein Familien- und Volksfest und kein politisches Ereignis präsentiert, ist dennoch ein zeitgeschichtlich interessanter und bedeutungsvoller Tag. Er bringt uns mit besonderer Deutlichkeit zum Bewußtsein, daß die kaiserliche Familie der Gegenstand des lebhaften Interesses aller Volksschichten in Deutschland ist, und daß dieses Interesse in seiner Allgemeinheit gar nichts mit byzantinischen Regungen und Strebungen zu tun hat. Dazu ist es viel zu sehr mit kritischen Bestandteilen versehen und von uniformer Wesensäußerung viel zu weit entfernt. Vielmehr ist es Tatsache, daß der Kaiser und sein Haus von Jahr zu Jahr volkstümlicher werden, weil Kaiser Wilhelm II. durch höfische, traditionelle und fraktionelle Rücksichten seine persönliche Bedeutung nicht niederzwingen und sich schlechterdings von seiner Eigenart nichts abhandeln läßt, und weil es ihm gelingt, nach einer Epoche der größten Erfolge Deutschlands das Fortschrittstempo in der europäischen und Weltpolitik beizubehalten, einen Niedergang und eine Erschlaffung des Volksgeistes zu verhindern, dem unproduktiven politischen Nihilismus eine kluge und gewandte Realpolitik entgegenzusetzen und so der ihm nachfolgenden Generation eine Fülle von Vaterlandsfreude und nationaler Tatkraft zu übermitteln. Diese Empfindung geht, meist nur instinktiv geteilt, hier und da auch durch etwas Reichsverdruß verdunkelt, immer doch fühlbar und stark genug, durch das

Volk, so daß sie bewirkt, daß die Familientage der Hohenzollern in den breiten Volksschichten ungezwungen und herzlich mitgefeiert werden. Der Kaiser hat sich üppige Geschenke verbeten und aufgefordert, die Gebefreudigkeit der Privaten, Korporationen und Gemeinden in Stiftungen für Hilfsbedürftige sich betätigen zu lassen. Ganz gewiß werden auf diesem Wege am Silberhochzeitstage viele Millionen zusammenfließen, und es werden sich hier Denkmäler erheben, die gar keinen ästhetischen Zweifel, dafür um so freudigeres sozialpolitisches Mitempfinden in den Seelen der Mit- und Nachwelt wecken müssen. Wer mit Bedenken an den patriarchalischen Zug solcher Wohlfahrtspolitik herantreten sollte, mag sich die Milliarden vorrechnen, die wir von Staats wegen dem sozialen Problem zuwenden. Da sind Stiftungen mit mehr persönlichem und menschlichem Ursprung und Charakter doch nur wohltuende Ergänzungen der Staatsfürsorge, und wir dürfen froh sein, daß nicht alles soziale Pflichtgefühl und nicht alles praktische Christentum an den Herrn Staat überwiesen und verpachtet wird. Der Kaiser will offenbar nicht die selbständige Initiative des Bürgertums ausgeschaltet sehen, er will sie durch seine Anregung fördern, und wer die Wirksamkeit der andern Staaten, namentlich der Union, auf dem Felde der Charitas betrachtet, wird zugeben, daß wir solche Anregung gebrauchen können.

Der Februar enthält nach Landesgebrauch die landwirtschaftliche Woche. Die agrarische Wissenschaft und Praxis, das Genossenschaftswesen und die Politik der Grundbesitzer kommen um diese Zeit in Berlin zusammen. Das geht schon durch mehr als zehn Jahre und ist sozusagen ein unentbehrlicher Bestandteil des hauptstädtischen Versammlungsbetriebes geworden. Deutscher Landwirtschaftsrat und Bund der Landwirte sind die beiden großpolitischen Organisationen, deren Lebensäußerungen in jedem Jahre wieder mit nahezu gleichem Interesse von der öffentlichen Meinung aufgenommen werden, die erstere, weil bei ihrer Veranstaltung der Reichskanzler eine agrarfreundliche Rede zu halten pflegt; die Zirkus-Busch-Versammlung, weil dort das agrarisch-konservative Wetter für das nächste Jahr der inneren Politik gemacht wird. Heute sieht das Wetter freundlich aus; man ist mit Kanzler und Landwirtschaftsminister recht zufrieden, wozu man auch alle Veranlassung hat, wenn man es auch jahrelang zu bestreiten für profitlich hielt, und wenn man auch dem Fürsten Bülow bei dem Abschluß der Handelsverträge das nicht gerade erstklassige Zeugnis ausstellte: als Vorletzter versetzt! Die viel geschmähten Handelsverträge, derentwegen der Bund dem damals schon zustimmenden Landwirtschaftsrate zurief: er gehöre als fünfter Mann bei der Whistpartie unter den Tisch, und derentwegen die Mittelparteien als kernloses Backobst gescholten wurden, — wie dankbar ist jetzt die Landwirtschaft für diese Verträge, und gäbe es nicht noch etwas Kummer und Sorge wegen Erbschaftssteuer, Börse und Mittelstandspolitik,

so könnte sich der Bund vom politischen Schauplatz zurückziehen. Indessen, er denkt nicht daran, und über welchen mächtigen Einfluß er wegen seiner tüchtigen Organisation und großen agitatorischen Regsamkeit verfügt, das wissen alle politischen Parteien — das Zentrum eingeschlossen — und das haben wir an der Verstümmelung des Mittellandkanals nicht ohne schmerzliches Empfinden gemerkt. Er wird ja sein Ziel: Ersetzung der politischen Parteien durch Wirtschaftsgruppen erfreulicherweise nie erreichen, aber Durchdringung der politischen Parteien mit offenen und klaren wirtschaftlichen Tendenzen, die vordem unter allerhand nationaler Maskerade verfolgt wurden, das hat der Bund bereits erreicht. Wer ihm hier seine relativen politischen Verdienste streitig macht, rennt offene Türen ein und betrügt sich selbst. Der andere Träger der agrarischen Politik, der deutsche Landwirtschaftsrat, nahm diesmal eine ebenso umfangreiche, wie freundschaftliche Ansprache des Reichskanzlers entgegen, der seine und des Landwirtschaftsministers Haltung in der Viehseuchenfrage verteidigte und den Bauernstand als eines der festesten Fundamente des monarchischen Staatswesens pries. Beides wurde natürlich gern gehört und klang angenehm durch die ganze agrarische Woche hindurch.

Am 1. März tritt nun die von so manchen Seiten vielgeschmähte neue Handelsvertragsära in Wirksamkeit, und es muß sich eigentlich schon bald entscheiden, ob die Unglückspropheten, die mit dem neuen Zolltarif den Begriff der wirtschaftlichen Reaktion und des industriellen Rückgangs verbunden hatten, auf ihre Spesen kommen werden. In der sozialdemokratischen Presse traut man dem Frieden offenbar nicht so recht; man weiß, daß die riesigen Übertreibungen, die man sich während des Wahlkampfes gestattet hat, jetzt wie das bekannte Kinderspielzeug auf dem Jahrmarkt zusammenklappen werden, nachdem ihnen die Luft ausgegangen ist, und so redet man von Übergangsstadien, in denen die schweren Verluste unseres Marktes noch nicht bemerkt werden könnten. Kommt dann im Laufe der neuen Ära eine Krisis, eine Baissebewegung — und sie ist bei unseren Produktionsmethoden ziemlich regelmäßig und sicher zu erwarten — dann kann das Spielzeug neue Luft bekommen und unsere Nerven kitzeln oder verletzen, je nach des Hörers Talent und Neigung. Zunächst hat die Industrie, das läßt sich nun nicht gut aus der Welt disputieren, so viel Aufträge, daß die Arbeiter keine schlechten Zeiten vermutlich auch in den nächsten Jahren haben werden. Namentlich Stahl und Eisen stehen in guten Konjunkturen; Rohmaterial und Halbzeug werden auf dem Weltmarkt so stark gefordert, daß die kombinierten Werke kaum nachkommen können. Auch der innere Markt festigt sich, und gelingt es dann noch unserer Wirtschaftsdiplomatie, durch ein relativ günstiges Abkommen mit den Vereinigten Staaten einen sicheren Schlußstein in den Bau der neuen Handelsverträge einzufügen, so kann man wohl den Pessimismus bis zu der Stunde verschieben, wo

in den tatsächlichen Verhältnissen wenigstens eine Spur von Berechtigung dazu gegeben sein wird. Das ist jetzt nicht der Fall, und Handel und Wandel lassen sich darum auch nicht einen Augenblick aus ihrer Arbeitsintensität und guten Laune herausbringen.

Das dringende Verlangen nach einem Reichsberggesetz wurde im Parlament laut bei Besprechung der furchtbaren Katastrophe auf der Zeche Borussia, wobei 39 Bergleute umgekommen waren, und wo noch jetzt 25 wackere Bergleute im verschütteten Schacht ruhen. Nach dem, was im preußischen Abgeordnetenhause und im Reichstage von den Rednern des Zentrums und der Sozialdemokratie glaubhaft vorgebracht und vom Ministertische aus teilweise bestätigt wurde, muß es auf der Borussia an vielem gefehlt und muß die preußische Berginspektion keineswegs zufriedenstellend funktioniert haben; sonst hätte das Brandunglück solche erschütternde Folgen nicht nach sich ziehen können. Mit Recht tadelt man auch die unglaubliche Verzögerung in der amtlichen Aufklärung über die Ursachen des Unglücks, und es ist darum begreiflich, daß die Bergarbeiter nicht nur Verschärfung der Sicherheitsbestimmungen, sondern auch, damit das notwendige Vertrauen zurückkehre, Beteiligung der Arbeiter an der Grubenkontrolle verlangen. Beides ist gerechtfertigt, und wenn sich das preußische Abgeordnetenhaus der Erfüllung dieser dringenden Aufgaben entzieht, so muß eben die Reichsgesetzgebung die erforderliche Initiative ergreifen.

Auch bei dieser Angelegenheit trat die Notwendigkeit einer Reform des preußischen Parlaments scharf genug hervor. Zwar war das Abgeordnetenhaus mit einer Zentrumsinterpellation schnell eingesprungen, als im Reichstage die schwänzende Sozialdemokratie die fünfzig Mann für die Borussia-Interpellation nicht aufbringen konnte, die für diese parlamentarische Aktion nötig waren. Aber diese Fixigkeit diente doch nur zum höheren Ruhme der ultramontanen Partei und trug den nationalen Fraktionen des Abgeordnetenhauses den öffentlichen Tadel ein, daß sie für berechtigte Interessen der Arbeiter nicht immer auf dem Posten sind. Es gehören eben mehr Arbeiter in das preußische Parlament; es wäre vortrefflich, wenn sie, wie in England, unter den nationalen Parteien ihren Platz finden würden, aber wenn das zur Zeit ein unerreichbares Ideal zu sein scheint, dann muß darum die Bahn nicht für eine breitere Interessenvertretung der Arbeiter in dieser Körperschaft überhaupt versperrt werden. Die preußische Regierung hat zur Zeit ihre sogenannte Parlamentsreform, die in der Tat wegen ihrer absoluten Unzulänglichkeit nur verbitternd und verhetzend hätte wirken können, zurückgezogen. Man muß ihr dafür danken und ihre staatsmännische Einsicht loben; wir haben auch Vertrauen zum preußischen Minister des Innern, wenn er erklärte, es würde zunächst eine liberalere Reform ausgearbeitet werden, denn mit dem bisher Gebotenen konnte man in der

Tat keinen Hund vom Ofen locken. Die Reform mag nicht im Augenblick erscheinen, denn der wäre jetzt schlecht gewählt und würde als ein Moment der Schwäche gegenüber den blamabel verlaufenen Straßendemonstrationen der Sozialdemokraten ausgelegt werden. Jedoch man schiebe die Frage nicht zu weit hinaus, weil inzwischen immer neuer Erregungsstoff aufgehäuft wird und weil inzwischen durchweg die andern Bundesstaaten, namentlich des Südens, ihre Wahlrechte zeitgemäß reformieren und damit, falls Preußen nicht mitmarschiert, die Bundesstaaten in einer auch für den Reichsgedanken gefährlichen Weise voneinander abrücken. Man hat wohl erwidert: was will der Arbeiter im preußischen Landtag? Die eigentliche Sozialpolitik wird durch die Reichsgewerbeordnung entschieden; das Koalitionsrecht, die Ausgestaltung der Arbeiterberufsvereine, Arbeiterkammern, Versicherungsgesetzgebung, sanitäre Vorschriften werden von Reichs wegen geregelt. Dagegen sind den Landtagen die speziellen Kulturfragen, Schule, Kirche, Landeswohlfahrt, Kunst, Verkehrswesen überlassen, und ebenso ist diesen die Besteuerung von Besitz und Einkommen vorbehalten. Sicherlich spricht diese Scheidung nach meiner Ansicht dafür, daß man nicht für Reichstag und Landtag dieselben Wahlsysteme schafft, aber sie begründet keineswegs den Ausschluß der arbeitenden Klassen aus den einzelstaatlichen Volksvertretungen. Es sei denn, daß man die Arbeiterschaft rein auf ihre Interessenfragen festnageln, ihr nur egoistische, materiell-einseitige politische Betätigung zugestehen und sie von allen Kulturfragen absperren und die Kulturfragen von dem größten Teil der Nation absperren will. Solchen Gedanken aussprechen, heißt seine Absurdität offenlegen, und doch ist der absurde Gedanke praktisch der Beherrscher des geltenden Landtagswahlrechts. Eine Änderung ist also schlechthin eine Lebens- und Kulturfrage für Preußen, eine Änderung, das hat Bassermann im Reichstage sehr richtig betont, die freilich nicht durch sozialdemokratische Aktionen herbeigeführt werden kann, weil diese mit den Utopien eines radikalisierten Reichstagswahlrechts, mit Stimmrecht für Frauen und Zwanzigjährige auf preußische Traditionen einstürmen, wie ein bekanntes Haustier in den Porzellanladen. Von außen läßt sich dem überhaupt nicht beikommen, und im wesentlichen heißt es beim preußischen Abgeordnetenhause auch: Moors Geliebte kann nur durch Karl Moor selbst sterben.





Politischer Monatsbericht.

Auswärtiges.

Von

W. v. Massow.

— Berlin. —

Bei einem Rückblick auf die Ereignisse im Januar darf man wohl die englischen Wahlen besonders in den Vordergrund stellen. Daß sie den Sieg der Liberalen bringen würden, stand freilich fest, schon ehe die Wähler zur Urne schritten, aber das Ergebnis ist doch eine große Überraschung gewesen. Denn eine so vollständige Niederlage der Konservativen und Unionisten haben gerade diejenigen, die die Verhältnisse aus größerer Nähe beobachten konnten, niemals vermutet. Das vollständige, amtliche Ergebnis liegt in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht vor. Aber was für die Beurteilung der Lage notwendig ist, läßt sich bereits vollständig übersehen. Die Notiz, die ich hier der Betrachtung zugrunde lege, ist zu einer Zeit aufgenommen, in der von den 670 Mandaten nur noch 39 unentschieden waren. Diese 631 Wahlergebnisse wiesen 362 Liberale, 147 Konservative und Unionisten, 81 Nationalisten (irische Partei) und 38 Mitglieder der Arbeiterpartei auf. Das Bedeutsame daran ist, daß die Liberalen eine so ungeheure Mehrheit erlangt haben, daß sie allein jeder anderen Koalition der Parteien überlegen sind, während für die Konservativen die Gefahr nicht ausgeschlossen ist, daß sie durch eine Spaltung zwischen ihnen und den Unionisten noch mehr geschwächt werden, als sie es ohnehin schon sind. In England war man vor den Wahlen fast allgemein der Ansicht, daß die Stimmung, die sich bereits in der allmählichen Abbröckelung der alten Parlamentsmehrheit deutlich angekündigt hatte, bei den allgemeinen Wahlen eine liberale Mehrheit ergeben müsse, die aber nicht so bedeutend sein werde, daß sie der ener-

gischen Arbeit einer geschickten Opposition lange standhalten könne. Nun ist es ganz anders gekommen. Es ist, als ob ein Sturmwind über die Konservativen und Unionisten hinweggefahren wäre. Mr. Balfours parlamentarische Erfahrung und Geschicklichkeit, Mr. Joe Chamberlains rücksichtslose und weitschauende Tatkraft sind gescheitert, als sie glaubten, die politische Autorität ihrer Persönlichkeit gegen festgewurzelte Lieblingsideen der Nation einsetzen zu können. Was das Experiment so vollständig und beinahe kläglich mißglücken ließ, war der selbstbewußte Eigenwille einer sich politisch reif fühlenden Nation, die unter allen Umständen selbst bestimmen will, wohin die Reise gehen soll.

Die Größe des Wahlerfolgs der Liberalen hat vor allem die Wirkung, daß nicht so leicht und nicht so bald ein Umschlag der Lage herbeigeführt werden kann. Mit einer kommenden liberalen Regierung hatte auch Mr. Chamberlain gerechnet, aber nicht mit einer liberalen Regierung von längerer Dauer. Das fällt für einen Politiker schwer ins Gewicht, und überdies — Joe Chamberlain ist auch kein Jüngling mehr. Bei aller Lebensfrische und rüstigen Beweglichkeit, in der er es noch mit manchem jungen Mann aufnimmt, ist er doch in die Jahre gekommen, die man nun einmal nach dem Lauf der Natur als ein besonderes Geschenk des Himmels hinnehmen muß. Dazu kommt allem Anschein nach, daß Chamberlain auch wohl bei der neuen konservativen Minderheit nicht mehr das Vertrauen genießt, auf das er glaubte rechnen zu können, als er sich auf die Rolle eines künftigen Führers der Opposition vorbereitete. Einstweilen droht ein Konflikt mit Mr. Balfour, der in Gefahr stand, nicht wieder gewählt zu werden. Indessen hier wird es wohl nicht zum Äußersten kommen. Man wird sich besinnen, und eine Verständigung der Führer wird die Gefahr eines Risses in der arg mitgenommenen Minderheit verhüten.

Sir Henry Campbell-Bannerman darf unterdessen darauf rechnen, daß die stattliche Phalanx, die er unter seinem Kommando vereinigt, noch durch die Iren und die Arbeiterpartei verstärkt wird. Zum ersten Male spricht man in England offiziell von einer A r b e i t e r p a r t e i, die sich zunächst in das altgewohnte Parteischema noch nicht recht einfügen läßt. Viele meinen daher auch, der Ausdruck „Arbeiterpartei" sei unrichtig gewählt. Jedenfalls soll damit bezeichnet werden, daß es jetzt im Unterhause Mitglieder gibt, die sich um das politische Glaubensbekenntnis der bisherigen Liberalen und Radikalen herzlich wenig kümmern, sondern sich nur zu dem Zwecke gewählt betrachten, um Arbeiterinteressen zu vertreten. Diese Mitglieder haben bei den jüngsten Wahlen eine so stattliche Zahl erreicht, daß sie sich äußerlich von der liberalen Partei, in deren Hütten sie bis dahin gewohnt haben, völlig losgelöst haben. Überhaupt — wenn vorhin von einer liberalen Phalanx gesprochen wurde, so ist das nicht ganz wörtlich zu verstehen. So einheitlich und

geschlossen ist die liberale Mehrheit nicht, da sie in sich den nur etwas zurückgetretenen Unterschied zwischen Liberalen und Radikalen und noch mancherlei Schattierungen birgt. Aber für die Praxis kommt das zunächst nicht in Betracht.

Wie weit die neue Lage der inneren Politik Großbritanniens nach außen bemerkbar werden wird, läßt sich noch nicht übersehen. Vorläufig ist an keine wesentliche Änderung zu denken, da die auswärtige Politik Englands gegenwärtig in ihren Hauptrichtungen zu sehr festgelegt ist und unzweifelhaft auch die Billigung der Mehrheit der Nation besitzt. In diesem Sinne hat sich auch Sir Edward Grey, der neue Staatssekretär des Foreign Office, ausgesprochen.

Selbstverständlich bezieht sich diese Richtschnur vor allem auch auf das Verhältnis zu Frankreich, und das tritt besonders auf der Marokkokonferenz hervor, die am 16. Januar in Algeciras zusammengetreten ist. Es kann hier nur über den ersten Teil der Konferenz bis zu den ersten Tagen des Februar berichtet werden. Bis dahin hat sich alles im wesentlichen zur Zufriedenheit entwickelt. Die Absicht loyaler Verständigung wurde gleich im Anfang dadurch kundgetan, daß die Grundlagen der Konferenz, auf die sich Deutschland und Frankreich bei den Vorverhandlungen im letzten Sommer bereits geeinigt hatten, öffentlich auch als Ausgangspunkt der gesamten Verhandlungen bezeichnet wurden. Es waren die drei Grundsätze der Unabhängigkeit des Sultans von Marokko, der Unantastbarkeit des marokkanischen Gebiets und endlich der „offenen Tür“ in bezug auf die Handelsinteressen aller Nationen. Wenn diese Grundsätze ohne Vorbehalt zur Ausführung kamen, so sicherten sie das, was Deutschland allein fordern und wünschen konnte, sie schlossen aber auch das aus, was Frankreich vorher angestrebt hatte und was diplomatisch veranlagte Franzosen „la pénétration pacifique“, wir dagegen die „Tunisierung“, die Verwandlung Marokkos in ein zweites Tunis, genannt hatten. Da man überdies in den ersten Wochen nur über die Fragen verhandelte, die keine besonderen Schwierigkeiten erwarten ließen, so ging bis jetzt in Algeciras alles ausgezeichnet. Es wäre aber vorschnell, zu glauben, daß damit alle Klippen umschifft seien. Es bleiben noch die eigentlich kritischen Fragen, die Handhabung der Polizei in Marokko und die Finanzkontrolle, bei denen Frankreich eine Lösung anstrebt, die ohne formelle Verletzung der verkündeten Verhandlungsgrundlagen dennoch Frankreich eine Sonderstellung in Marokko einräumt, die in ihrer sachlichen Wirkung über das mit unseren Interessen vereinbare Maß hinausgeht. Die Taktik der Franzosen ging dahin, — unterstützt von England — die deutschen Vertreter zu veranlassen, sich mit Gegenvorschlägen weiter hinauszuwagen, als dem besonderen deutschen Interesse entspricht, um dann an die Sympathien der andern Mächte für Frankreich gegenüber den deutschen Schwierigkeitsmachern zu

appellieren. Indessen, nachdem Deutschland einmal die ihm allein wertvollen Grundbedingungen festgelegt hatte, die ja doch nur auf eine Erhaltung des bereits 1880 in Madrid international vereinbarten status quo hinauslaufen, hatte es gar keinen Anlaß, sich aus seiner Zurückhaltung herauslocken zu lassen. Vorschläge mögen diejenigen machen, die eine Änderung des bestehenden Zustandes wünschen, und das ist Frankreich. Deutschland hat dabei in seiner Stellung zu der Frage den Vorteil, daß es an die anderen Mächte gar keinen Anspruch auf guten Willen zu erheben braucht. Wenn jede Macht nur ihre eigenen Interessen wahrnimmt, so liegt darin schon eine Unterstützung unseres Standpunktes. Die Gefahr liegt nur darin, daß politische Nebenrücksichten, die mit der Marokkofrage nichts zu tun haben, andere Mächte bewegen könnten, ihre eigenen Rechte und Interessen Frankreich zu opfern. Das ist nicht ganz ausgeschlossen, die Gefahr ist aber wesentlich verringert durch das den Franzosen wohl etwas unerwartete Auftreten Amerikas auf der Konferenz, das recht energisch und unbekümmert um europäische Konstellationen eben nur amerikanische Interessen wahrnimmt. Die Hoffnung Frankreichs, außer England auch noch die anderen Mächte so weit zu sich herüberzuziehen, daß Deutschland isoliert, Frankreich aber dennoch wiederum als Mandatar Europas in Marokko erscheint, ist dadurch etwas herabgestimmt worden. Ob das die Verständigung erleichtern wird, oder ob man mit dem ergebnislosen Auseinandergehen der Konferenz rechnen muß, läßt sich in dem Augenblick, wo der vorliegende Aufsatz geschrieben wird, nicht beurteilen. Aber das darf man wohl nach den verschiedenen Anzeichen annehmen, daß auch das Scheitern der Verhandlungen den Frieden nicht gefährden wird.

Für die überwiegend friedfertige Stimmung Frankreichs spricht auch das Ergebnis der Präsidentenwahl, die am 17. Januar stattgefunden hat. In den letzten Wochen vor der Wahl sprach man mit mehr oder weniger Sicherheit allgemein von Doumer, dem Kammerpräsidenten, als dem kommenden Mann. Nebenbei war auch wohl von andern die Rede, wobei auch der Name des Ministerpräsidenten Rouvier genannt wurde. Als aber der Tag der Wahl näher herangekommen war, fing man an, von dem Senatspräsidenten Armand Fallières zu sprechen. Und wirklich wurde dieser, nicht Doumer, durch den Willen einer großen Mehrheit der französischen Volksvertretung zum Nachfolger Loubets in der Präsidentschaft der Republik ausersehen. Es lag etwas Demonstratives in der Art, wie man Doumer, sozusagen, im letzten Augenblick hinter Fallières, der als politische Persönlichkeit Loubet ähnlich ist, zurücktreten ließ. Der Grund lag in der Abhängigkeit Doumers von den Nationalisten. Durch die Wahl Fallières' demonstrierte das französische Volk für den Frieden; es lehnte die nationalistischen Einflüsse auf das höchste Amt der Republik ab und entschied sich für die Weiterentwick-

lung einer friedfertigen Demokratie. Weitere Schlüsse auf die innere Entwicklung lassen sich freilich hieraus nicht ziehen.

Wie in Frankreich, so haben sich auch in den anderen romanischen Staaten die Verhältnisse ziemlich verworren gestaltet. In Italien hat es wieder eine Ministerkrisis gegeben. Das Ministerium Fortis ist, nachdem es in seiner jetzigen Zusammensetzung nur wenig mehr als einen Monat bestanden hat, dem Ansturm einer gegnerischen Koalition von rechts und links erlegen. Die Lage war verwickelter Natur, die gewöhnliche parlamentarische Regel, dem Führer der Opposition die Kabinettsbildung anzuvertrauen, nicht anwendbar. Trotzdem ist sehr bald Klarheit geschaffen worden. Die Blicke der Gegner des Ministeriums Fortis richteten sich allgemein auf Sonnino, unter den italienischen Politikern der Rechten denjenigen, der sich auch außerhalb seiner Partei des größten persönlichen Vertrauens erfreut. Und nur ein solcher Mann konnte in Frage kommen, da es sich um Bildung eines Koalitionsministeriums aus ziemlich verschiedenartigen Elementen handelte. Das Ministerium des Auswärtigen sollte anfangs in der Hand des Marchese di San Giuliano bleiben; man hat aber davon Abstand genommen. Gegenwärtig wird dafür der Name Guicciardini genannt. Sonnino ist übrigens ein warmer und entschiedener Freund des Dreibundes.

Das führt uns zu unserm andern Verbündeten und nächsten Nachbarn Österreich-Ungarn. Alles deutet darauf hin, daß die Krisis in Ungarn nun doch einen Höhepunkt erreicht hat. Die sogenannte „Koalition", die Vereinigung der Parteien, die der Regierung gegenüber ihre mit den Ausgleichsbestimmungen nicht vereinbaren nationalen Forderungen durchsetzen wollen, ist auf dem Punkt, den Bogen zu überspannen. Die nationalen Heißsporne haben geglaubt, durch Pochen auf ihre verfassungsmäßigen Rechte die Krone mit der Zeit einschüchtern und mürbe machen zu können. Sie haben aber dabei nicht bedacht, daß das verfassungsmäßige Verhältnis zwischen Krone und Volksvertretung in Ungarn in engstem Zusammenhang steht mit der Basis des Ausgleichs von 1867, und daß dieser für die Krone vermöge des Dualismus der beiden Reichshälften ein genau so verbindliches Grundgesetz ist, wie die ungarische Verfassung selbst. Wenn daher auch in Ungarn kein „Notparagraph" besteht, wie in Österreich, so ist doch klar, daß, wenn die ungarische Volksvertretung von dem König die Abänderung des Ausgleichsstatuts fordert, sie damit ihre eigene Verfassung gefährdet. Kaiser Franz Josef hat gewissenhaft bis zur äußersten Grenze gezögert, wo die Anerkennung, daß die Krone verpflichtet sei, die Einheit der österreichisch-ungarischen Armee in Organisation und Kommandosprache aufrecht zu erhalten, von dem Parlament noch zu erwarten war. Immer wieder aber mußte er die Erfahrung machen, daß diese Rücksicht mißverstanden wurde. Zuletzt hat Graf Julius Andrássy noch einmal in Wien unter-

handelt, um ein Zugeständnis in der Armeesprachenfrage zu erhalten und dann als Minister der rettenden Tat aufzutreten. Es war selbstverständlich vergebens. Und so wird man sich vielleicht auf eine absolutistische Episode in Ungarn in der Form gefaßt machen müssen, daß das Parlament aufgelöst wird, aber auch die Neuwahlen suspendiert werden.

Inzwischen ist Österreich-Ungarn in einen Zollkrieg mit Serbien geraten. Serbien hatte eine Zollunion mit Bulgarien abgeschlossen, die die Interessen Österreich-Ungarns zu schädigen geeignet war und vor allem Serbien gerade in solchen Zollbestimmungen festlegte, über die es mit Österreich in Verhandlung stand. Das Selbstgefühl der habsburgischen Monarchie über die Dreistigkeit des kleinen Nachbars wallte heftig auf, nicht minder aber auch die Empfindlichkeit der Serben über das schroffe Auftreten der Wiener Regierung. So ist es von österreichisch-ungarischer Seite zur Grenzsperre und zum Zollkrieg gekommen; freilich wird wohl die Verständigung nicht lange ausbleiben, wenn sich die heißen Köpfe in Belgrad etwas abgekühlt haben.

Nur zweier dynastischer Ereignisse wollen wir am Schluß dieser Rundschau, die diesmal auf die russischen Verhältnisse, als noch gänzlich auf demselben Fleck stehend, nicht eingeht, noch gedenken. In Kopenhagen starb am 29. Januar nach 42jähriger Regierung König Christian IX. von Dänemark, der nahezu 88jährige Nestor der europäischen Fürsten. In einer schweren Krisis seines Landes auf den Thron berufen, hat er am Anfang seiner Regierung das Bitterste durchmachen müssen, um dann durch die gewissenhafte Erfüllung seines Königsberufs und die schlichte Menschlichkeit seiner Persönlichkeit immer mehr die Liebe und den Dank seines Volkes und die Achtung und Verehrung seiner Zeitgenossen zu erwerben. Sein Sohn Friedrich VIII. — auch bereits ein Mann von 63 Jahren — ist ihm nachgefolgt.

Das andere Ereignis, das wir erwähnen wollen, ist die Verlobung des jungen Königs von Spanien mit der Prinzessin Ena von Battenberg, einer Nichte des Königs von England. Die Braut unterzieht sich einem Konfessionswechsel, um Königin von Spanien werden zu können, — die unerfreuliche Seite dieses Ereignisses, das man sonst mit Sympathie begleiten kann! Dem spanischen Volke wäre es wohl zu gönnen, daß die Entwicklung seiner Dynastie dazu beiträgt, daß es im Zustande innerer Beruhigung einem neuen Aufschwung entgegen gehen kann.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Novellen und Skizzen.

P. K. Rosegger: Wildlinge. — Ernst Zahn: Helden des Alltags. — Carl Hauptmann: Aus Hütten am Hange. Miniaturen. — Dora Hohlfeld: Aus dem Krautwinkel. — Timm Kröger: Der Einzige und seine Liebe. Um den Wegzoll. — Heinrich Sohnrey: Die hinter den Bergen. — Victor Fleischer: Das Steinmetzendorf. — Ludwig Ganghofer: Die Jäger. — Hermine Villinger: Mutter und Tochter. — Richard Huldschiner: Arme Schlucker. — August Sperl: Kinder ihrer Zeit. — Charlotte Niese: Revenstorfs Tochter. — Emanuel von Bodman: Erwachen. — Bernard Wiemann: Er zog mit seiner Muse. — Karl Storch: Stille Wege — Georg v. d. Gabelentz: Verflogene Vögel. — Gabriele Reuter: Wunderliche Liebe. — Von d. Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten": Der Tag Anderer. — Karl Goldmann: Das Rätsel des Angelus. — Konr. v. Hoesslin: Umsonst. — Adolf Stern: Maria vom Schiffchen. — Emmi Lewald: Die Heiratsfrage. — Freiherr von Schlicht: Ein Adjutantenritt.

Man hat gesagt: unsere rastlose, schnelllebige Zeit, die sich in der Jagd nach äußerlichen Dingen kaum noch ein Stündlein Muße und inneres Erleben gönnt, brauche die Novelle und lese keine Romane mehr. Und man ist von dem umfangreichen „Jörn Uhl", von dem recht dickleibigen „Jena und Sedan", und ist von den „Buddenbrooks" mit ihren 1100 Seiten auf den Mund geschlagen worden. Und doch ist etwas Wahres daran, und die 25 Novellenbände, die heute vor mir liegen, beweisen es aufs neue, daß Novellen noch immer, vielleicht in der modernen Zeit mehr noch als sonst, ihre Liebhaber finden. Eine im Fluge erhaschte feine Stimmung, ein Charakterkopf, ein Schicksal, die auf wenigen Blättern in scharfen Wesenszügen vor uns lebendig wurden, wirken in manchem länger nach als ein Roman, den er nur in Bruchstücken lesen kann. Bei unserer alltäglichsten Arbeit steigen sie manchmal vor uns auf, und man muß im stillsten Grund der Seele dieses Schicksal weiter träumen, diesen Charakter weiter formen, die Stimmung bis zum letzten auskosten, während um uns das Leben braust und die Alltäglichkeit ihre Wogen schlägt.

So ergeht es mir, wenn ich Rosegger gelesen habe. Das ist, als ginge ich den Tag über in einer Wolke von Walddust, ich höre Quellenrauschen und den ewigen Sang der Kronen, der wie ein wiegendes Klingen des urewigen Lebensliedes ist. Da kommt mir eine Frische und eine Fröhlichkeit, die mir über manches hinweghelfen und anderes mich nicht empfinden lassen. Aber wenn du gleiches erleben willst, dann greif zu seinen kleinen Erzählungen, die wie ein Husch vorüberfliehen, kaum ein Erinnern an Menschen und Handlung zurücklassen und doch so köstliche Wirkung haben; nimm sein neuestes Buch: „Wildlinge" (Verlag von L. Staackmann, Leipzig). Das ist eines von denen und weiß mancherlei zu erzählen von Gegenden, „wo die Almen und die Wälder, die Felsen und die Gletscher, die wilden Wetter, die wilden Tiere und die Menschen-Wildlinge sind". Das ist der alte Rosegger wieder, der da plaudert und scherzt und rührt. Den muß man hören, und das Herz wird einem warm.

Man hat Ernst Zahn, den Schweizer Dichter, mit Rosegger verglichen. Es ist immer etwas Mißliches um das Vergleichen zweier Individualitäten; hier nun gar wird man keinem von beiden gerecht. Aus beiden dichtet die Natur ihres Landes heraus, ja, aber was der eine plaudert, bleibt Natur, wie sie ist: wild und lieblich zugleich, manchmal neckisch, manchmal trotzig und meist zuchtlos und ungebändigt — wer wollte Rosegger auch anders haben? Zahn dichtet! Bei ihm wandelt sich Natur in Kunst; bei ihm sehen wir, was wir bei Rosegger noch niemals sahen: das Ringen um die Vollendung der Form. Was sollen da alle Gleichstellungen helfen und alle Redensarten vom „schweizerischen Rosegger" und dergl.? Noch im „Albin Indergand" zeigte Zahn das Streben, Menschen und Dinge und Schicksale, die seine Heimat ihm boten, ein wenig zu verklären und über sich selbst hinaus zu heben. Es kam dadurch etwas Künstliches und Künstelndes in seine Kunst. Aber Zahn ist ein ernster Sucher, und er fand: bisher waren seine Menschen Kunst und seine Form Natur — nun sind seine Menschen Natur, und seine Form wird Kunst. Die Menschen seiner letzten Bücher haben das Eckige, Rauhe, Unschöne, das die Natur ihnen gegeben hat, behalten; nur wenig äußerer Liebreiz ist an der „Clari-Marie" zu finden. Dagegen ist die Form gebändigter, reiner, edler geworden. Diese Entwicklung des Göschenener Bahnhofswirtes zeigt sein neuester Novellenband: „Helden des Alltags" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) am klarsten und besten. Novellen wie „Verena Stadler" und „Vinzenz Püntiner" hat Zahn noch nicht geschrieben. Man fühlt das ruhige und sichere Schreiten des Dichters, das volle Sichbewußtsein des Zieles. Da ist eine Knappheit und Kargheit in Worten und in Gefühlsäußerungen, und doch sehen wir das Äußere und Innere der Menschen klar und plastisch vor uns und erleben Schicksale.

Es liegt nicht bloß an der Berühmtheit des Bruders, daß Carl Hauptmann neben Gerhart nicht recht hat bestehen können, obgleich er diesem nicht nur blut- sondern auch wesensverwandt ist. Mir will scheinen, als wäre Carl Hauptmann zwar der größere Künstler, Gerhart aber der größere Dichter. Dem älteren Bruder fehlt, was den jüngeren berühmt gemacht und mit dem Erfolge gekrönt hat: die Form. Aber er hat tiefere Augen und sieht feinere Nuancen der Dinge und des Weltgeschehens und sieht der Natur ins Herz. Er hat ein feineres und sichereres Gefühl für das Wesentliche und für die innersten Beziehungen. Carl Hauptmann sieht nicht bloß diesen Menschen und jenen Baum und den Berg — er sieht alles in einem und als die Offenbarung eines Wesens. Und alles ist Natur. In ihm ist die Natur bewußt geworden und gestaltet in ihm, daß ihr innerster Sinn in seinen Schöpfungen lebendig wird. Ich kenne keinen Dichter, in dessen Werken die Menschen so aus ihrer Scholle herauswachsen und der uns so die Wurzeln zeigte, mit denen sie in der Scholle stehen. Hier liegt die Kraft und Größe seiner Kunst. Aber merkwürdig: er, der die Natur forschend (Carl Hauptmann begann als Naturwissenschaftler) und gefühlsmäßig zu erfassen und sich eigen zu machen versuchte, hat nicht Sinn für das Werden und Wandeln, und nur Sinn für das Sein, er dichtet nicht in Handlungen, er dichtet in Bildern, ist mehr Maler als Dichter. Wir mögen uns von seinen erzählenden Schriften ansehen, welche wir wollen, seinen Roman: „Mathilde", den er selbst „Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau" nennt, oder seine kleineren Erzählungen: „Aus Hütten am Hange" (Georg D. W. Callwey, München) oder gar sein letztes Buch: „Miniaturen" (ebenda), überall tritt die Handlung hinter dem Bildhaften, tritt die Darstellung des Werdenden hinter der Darstellung des Seienden zurück. Wenn er in seiner Erzählung: „Die Bradlerkinder" schildert, wie der alte Arbeiter durch den Schnee nach seiner Hütte stapft, so gewinnt seine Darstellung so viel Körperlichkeit, daß wir meinen, den Mann zu sehen, ihn greifen zu können. Noch viel stärker ins Bildhafte geraten seine „Miniaturen", und man fragt sich unwillkürlich: ist das noch Dichtung oder ist's die Darstellung eines Gemäldes mit Worten. Wer nur ein weniges in der Kunstgeschichte bewandert ist, muß in Versuchung kommen, den Meister zu nennen, der es gemalt haben könnte. Pinselstrich setzt er neben Pinselstrich, und wenn er fertig ist, steht ein Bild vor uns, das seltsame Tiefe hat, und wir fühlen, daß es aus dem Urgrund des Seins ihm erwachsen ist. Aber es ist eine Gefahr: daß diese Darstellungsart ihm zur Manier wird, wie sein wunderbar konzentrierter Stil manchmal schon als Manier wirkt. Dieser Stil! Hauptmann weiß in allem Sein die Wesenslinie aufzuzeigen und darzustellen und findet für dieses Wesentliche Worte, die mit ihm geboren scheinen, so treffsicher und bildstark sind sie. Aber manchmal ist es, als ob ihm zu viel Worte zuflögen, daß der Atem ihm ausgeht, sein Stil wird schwankend, tastend, und der Dichter weiß kein Ende zu finden; die Darstellung leidet unter der Überfülle und dem Sichnichtgenugtunkönnen.

Ein merkwürdiges kleines Büchelchen ist Dora Hohlfelds Novellenband: „Aus dem Krautwinkel". (Schuster und Loeffler, Berlin.) Merkwürdig nicht der Stoffe wegen, die diese miteinander in leichten Beziehungen stehenden Novellen behandeln — es sind einfache kleine Geschichten, die man leicht wieder vergißt. Merkwürdig erscheint mir dieses Büchlein vor allem seines Stils wegen. Auf 150 Seiten kleinen Formats erzählt Dora Hohlfeld sieben Geschichten; sieben Lebensschicksale, mit einer verblüffenden Knappheit. Wozu manch anderer eine Seite braucht, sagt sie in einem Satz und weiß dennoch ihrer Darstellung eine solche Plastik und Lebendigkeit zu geben, daß man staunen muß. Ihr Auge sieht in allen Dingen und Menschen und in allem Geschehen das Wesenhafte der Erscheinung, und sie findet für dies Wesenhafte mit einer schier blinden Sicherheit das treffendste, das alles sagende Wort. Da ist nichts zu viel, nichts zu wenig, jeder Ausdruck sitzt. Ob freilich Dora Hohlfelds Gestaltungskraft ausreichen wird, müssen wir abwarten.

Von dem holsteinischen Erzähler Timm Kröger gibt der Verlag Alfred Janssen in Hamburg billige Volksausgaben heraus. Mir liegen vor: „Der Einzige und seine Liebe" und „Um den Wegzoll", zwei kürzere Novellen, die nicht ganz glücklich die Eigenart dieses Poeten widerspiegeln. In der ersten dieser beiden Geschichten sind drei Kapitel von ergreifend inniger und schlichter Schönheit. Wie der Schneidergesell Reimer Stieper ein so ganz andrer wird, nur, „weil ein Mädchen mit gelben Haaren, blauem Trillichspenzer und weißer Latzschürze zugesagt hatte, seine Frau zu werden," wie eben dieser Wunderliche, der sich wie ein Märchenprinz vorkommt, vor lauter Sehnsucht sich nicht zu lassen weiß und der Geliebten mitten in hellster Mondscheinnacht ans Fenster klopft, nur um sie zu fragen, warum sie ihn eigentlich lieb habe, und wie die beiden, als er auf Wanderschaft in die weite Welt muß, Abschied voneinander nehmen, das ist so herzlich und einfach erzählt, daß man seine Freude daran haben muß. Aber der weitere Verlauf der Geschichte läßt wünschen, daß hier die Erzählung zu Ende wäre. Was dann folgt: Intrigen, Wechselfälschung, Gift ꝛc. ist so unerfreulich, daß man den schönen Beginn fast darüber vergessen kann. Der schlichte, nüchterne Holsteiner kann keinen brutalen, über alle Bedenken sich hinwegsetzenden „Einzigen" zeichnen, ohne arg daneben zu treffen.

Zu den besten Volkserzählern rechnen manche Heinrich Sohnrey, dessen Novellensammlung: „Die hinter den Bergen" (Martin Warneck. Berlin) schon in vierter, stark vermehrter Auflage vorliegt. Sohnrey ist kein bedeutender Eigenschöpfer, nur ein tüchtiger Beobachter und ein guter Nachempfinder. Dazu kommt, daß etwas Herzliches, Treues, Inniges aus seinen Werken zu uns spricht, so daß man, wie bei dem im Januarheft besprochenen Diedrich Speckmann, leicht um dieser Eigenschaft willen über die geringeren künstlerischen Qualitäten hinwegsieht.

Größere Ansprüche erhebt Viktor Fleischer, der seinen Erstling, die Novelle: „Das Steinmetzendorf" bei der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart) hat erscheinen lassen. Auch Fleischer ist ein tüchtiger Beobachter, doch scheint er mit stärkerem Darstellungsvermögen ausgestattet zu sein. Seine Menschen springen scharfkantig und herb aus dem Stein und zeigen manche interessante Eigenlinie. Noch merkt man freilich an der Unsicherheit in der Komposition, an dem Schwankenden der Handlung, die sich besonders in der zweiten Hälfte um keinen bedeutenden Mittelpunkt gruppiert, den Erstling; aber das Können, das Fleischer in diesem Büchlein bekundet, läßt gute Hoffnungen für die Zukunft zu.

Freude hat mir Ludwig Ganghofer mit seinen kleinen, zu dem Bande: „Die Jäger" vereinigten Geschichten bereitet. (Adolf Bonz u. Co., Stuttgart.) Nicht daß „Die Jäger" ein bedeutendes Buch wären, eines von denen, die man nie wieder vergißt. Um solche starke Wirkungen auszulösen, ist Ganghofer ein zu glatter Erzähler, dem alles viel zu leicht aus der Feder fließt. Aber diesmal hat er sich so sehr an erlebte Wirklichkeit gehalten, daß man ihm wirklich gern zuhört wie einem, der aus dem reichen Schatz seines Erlebens manches zum besten gibt, ungeschminkt, derb und wahr. Die bekannte Ganghofersche Sentimentalität möchte sich manchmal gern ein wenig vordrängen, aber bald besinnt er sich wieder auf sein Erlebnis und bleibt in seinen Grenzen. Er erzählt einfach und kunstlos und oft drollig, ohne großen Aufwand an Psychologie, daß man gerne manchen seiner Romane für diesen Geschichtenband gibt.

Einen Roman nennt Hermine Villinger ihre Erzählung: „Mutter und Tochter" (Adolf Bonz u. Comp., Stuttgart), aber es ist, wenn durchaus etikettiert werden muß, wirklich nur eine Novelle. Schließlich ist es auch ganz egal, wie das Buch genannt wird, durch hochtönende Bezeichnungen wird es nicht besser. Man mag es auffassen, wo

man will, überall tritt uns Konstruiertes, Unwahres, Gartenlaubenhaftes entgegen. Wir lernen nichts von dem glauben, was uns Hermine Villinger auftischt, weil sie uns nicht zum Glauben zu zwingen weiß.

Ein ungleiches Buch ist Richard Huldschiners Novellenband: „Arme Schlucker“ (Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Durch seine Erzählungen „Einsamkeit“ und „Fegefeuer“ hatte er sich vortrefflich eingeführt und besonders in dem letztgenannten Buche ein starkes dichterisches Können bewiesen. Und dieses Können verleugnet Huldschiner auch in dem vorliegenden Buche nicht. Da ist eine Erzählung: „Das jüngste Gericht“, die beste von allen, die vergißt man nicht gleich. Wie Huldschiner hier darzustellen weiß, mit scharfen, knappen Linien, großzügig und wild, das verrät starkes Talent. Die größte Novelle des Buches wäre besser geworden, wenn die heilige Kummernus darin nicht umherspukte. Das Schicksal der armen Nähkatl, der das Leben nur eine Viertelstunde stillen Glückes schenkt und dann wieder Eintönigkeit und trostlos graue Langeweile über ihr zusammenschlagen läßt, ist fein dargestellt. Schade, daß allzu Skizzenhaftes wie: „Das Ende vom Liede“ und Nichtigkeiten wie: „Napoleon“ den Wert des Bandes beeinträchtigen.

„Kinder ihrer Zeit“ nennt August Sperl (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) seinen neuen Novellenband, der drei Erzählungen aus deutscher Vergangenheit bringt. Die historische Erzählung ist in den letzten Jahrzehnten recht in Mißkredit gekommen, weil das Historische meist nur aufgepappt erschien. Sperl aber weiß aus dem Zeitmilieu heraus darzustellen. Seine Menschen sind wirklich Kinder ihrer Zeit. Dazu kommt, daß er knapp und plastisch zu schildern weiß und man mit ihm die wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges und der Bauernunruhen erlebt.

In Charlotte Niese, die einen neuen Band Erzählungen: „Revenstorfs Tochter“ bei Fr. W. Grunow in Leipzig hat erscheinen lassen, ist eine eigentümliche Mischung von Humor und Tragik, die ihren Erzählungen für manchen besonderen Reiz gibt. Nicht immer weiß sie freilich das rechte Verhältnis in dieser Mischung festzuhalten, so daß ein unangenehm wirkendes Zuviel entsteht, wie in der größten, der Titelerzählung. Aber wenn sie aus ihrer Kindheit erzählt und mit Kinderaugen Welt und Menschen sieht, denen sich Tragik noch nicht als Tragik entschleiert, so hat diese Mischung besondere Wirkungen. Dann bringt sie eine glückselige Naivität in die Darstellung, daß man gerne lauscht und selber ganz froh wird dabei, obgleich nicht immer gerade Frohes erzählt wird.

Nachdrücklich möchte ich auch auf eine Novelle des feinsinnigen Lyrikers Emanuel von Bodmann aufmerksam machen; „Erwachen“ heißt sie und ist in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen. Bodmann läßt uns in diesem schlichten Buche das Erwachen einer Jünglingsseele mit erleben, die, heimlich in Leid und Liebe reifend, ihre erkennenden Augen aufschlägt mit verwundert fragendem, seltsam beglücktem Leuchten. Da wird so manches stille Erinnern an eigene Jugendschmerzen und selbsterlebte Jugendlust in uns wach, und wir freuen uns dieser starken Jugend und ihres tiefsten Erlebens, weil wir wissen, daß sie des Lebens schönster Teil sind mit ihrer süßen Schmerzlichkeit. Bodmanns Buch ist keins von denen, die man aus der Hand legt und vergißt; nach Jahren noch wird man den schlicht in weiße Leinwand gebundenen, mit grünem Schneeglöckchenkranz gezierten Band wieder zur Hand nehmen können, und wenn man auch Einzelnes vergaß, die süße Wehmut, die darin eingefangen ist, wird uns wieder umwehen und stille und sinnend machen.

Zu diesen Büchern gehört auch Bernard Wiemanns: „Er zog mit seiner Muse“. (Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten.) Ich kann nicht viel sagen über dieses Buch, weil es mir noch zu lebendig ist und mit seiner deutschen Innigkeit und weichen Lyrik noch stark in mir nachwirkt. Es ist eines, das man lieb gewinnt, weil es stillt und läutert und reich macht. Man fühlt des Lebens schwere Süße in sich aufsteigen, wenn man es liest, und wird rein und glückselig dabei wie ein Kind, weil es aus innigstem Kinderglauben und Kinderschauen heraus geschrieben ist. Wer sich lieb hat und sich nach stiller Stunde sehnt, nehme es oft zur Hand, es ist ein Buch, das man nie ausliest.

Das kann man auch von Karl Storchs „Stillen Wegen“ sagen (Creutzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg.) Es sind keine Novellen, die Storch bietet, nur Stimmungsskizzen und kurze Betrachtungen, denen eine leicht moralisierende Absichtlichkeit nicht abzusprechen ist. Man braucht nicht immer der gleichen Ansicht zu sein wie der Verfasser und wird ihm doch gerne folgen, weil er schlicht und mit einer gewissen Väterlichkeit zu reden weiß.

Die Novellen: „Verflogene Vögel“ sind bereits das zweite Buch, das Georg

von der Gabelentz veröffentlicht. (Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Es sind nun schon Jahre her, da bekam ich von ihm eine kleine Erzählung im Manuskript in die Hand. Ich habe Titel, Handlung und alles Drum und Dran der kleinen Novelle vergessen, nur der Eindruck ist mir in der Erinnerung geblieben, den der Stoff und seine Behandlung auf mich gemacht haben: mit nicht geringer Virtuosität erzählte Gabelentz irgend eine Gespenstergeschichte, bizarr absonderlich, spannend, aufregend, auf die Nerven gehend. Ich habe mir erzählen lassen, sein erster Novellenband bringe solcher Geschichten mehr, und auch dieser neue enthält eine dieser Gattung. Was mir aber im allgemeinen damals schon auffiel, bestätigte mir die Lektüre des neuen Buches wieder: Gabelentz besitzt ein virtuoses Erzählertalent, das noch nicht ganz ausgeglichen ist, aber mit der Zeit sich schon entwickeln wird, aber — die Vorzüge seiner Darstellung sind alle durchaus äußerlich: er weiß den Stoff bis zum letzten auszunützen, ohne ihn zu vertiefen, zu läutern, zu verklären — alles Psychologische ist bei ihm nur äußerlich. Darum verfällt er leicht ins Brutale und Rohe. Als Dichter gebe ich Gabelentz verloren, aber ich bin überzeugt, er wird ein glänzender Unterhaltungsschriftsteller werden, der sich den Erfolg zu erzwingen weiß.

Von Gabriele Reuter ist wieder ein neues Buch erschienen: „Wunderliche Liebe". (S. Fischer, Berlin.) Es zeigt die feine, vornehme, allen äußerlichen und blendenden Wirkungen abholde Dichterin von keiner neuen Seite, aber die alten Vorzüge, die ich in dieser Zeitschrift schon einmal in einem längeren Artikel rühmen durfte, finden sich alle wieder, und darum wird auch dieses Buch, dessen bin ich gewiß, zu den vielen alten Freunden der Dichterin neue hinzugewinnen. Sie verdient es.

Auch die Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten," ist mit einem neuen Buche hervorgetreten: „Der Tag Anderer" (Gebrüder Paetel, Berlin) und wird manchem eine Enttäuschung bereitet haben. Nicht weil ihr erstes Buch mehr versprochen hätte, als die Baronin Heyking halten konnte, denn es hat nichts versprochen. Es war das Buch einer vornehmen, fein empfindenden Dame, der es gegeben war, ihre Eindrücke in gefälliger Form wiederzugeben. Wer mehr in den „Briefen" sah, wer eine neue Dichterin in der Verfasserin begrüßte, bewies wenig Blick. Das erste Buch war das Buch einer Dilettantin (im besten und ehrenden Sinne genommen). Ein solches Buch wird nur einmal geschrieben. Es brachte Selbsterlebtes, aber nicht Eigengeschaffenes; nur echte Künstler tragen mehr als ein Werk in ihrer schöpferischen Seele. Darum mußte das neue Buch alle enttäuschen, die in dem ersten mehr sahen, als es war und sein wollte.

Karl Goldmann will in seinem vornehm ausgestatteten Büchlein: „Das Rätsel des Angelus und andere Novellen" (Egon Fleischel u. Co., Berlin) weitschauende, tiefwurzelnde Weltanschauungsdichtung geben. Nicht der Stoff und nicht das Angeschaute interessiert ihn, nur die Idee, die sich in die Formen der Wirklichkeit kleidet. Zu diesen Dichtern gehört auch Konst. von Hoeßlin, der seine Erzählung: „Umsonst" Schöpfungen eines Ringenden nennt. (Müller-Mannsche Verlagsbuchhandl., Leipzig.) Beiden fehlt, was erst den Dichter macht, die innige Verbindung von Idee und Wirklichkeit. Ihnen ist alles Wirkliche nur Kleid und beiden nur ein recht dürftiges Kleid einer Idee, und trotz aller Wärme, aller Begeisterung, trotz des echt dichterischen Pathos ihres Vortrages werden wir nicht so ergriffen, wie wir es wünschen, weil ihre Dichtungen etwas Abstraktes, etwas Unverkörpertes haben, das alles Vermittelnden entbehrt. Dennoch sind beide Bücher Schöpfungen Ringender, die Beachtung verdienen.

Zum Schluß möchte ich noch kurz auf drei Bücher hinweisen, auf die ich nicht mehr näher eingehen kann. Die römische Novelle: „Maria vom Schiffchen" von Adolf Stern (Guttenberg-Verlag Dr. E. Schultze, Hamburg) ist dem Novellenband „Venezianische Novellen" desselben Verfassers entnommen und gilt als eine seiner besten Erzählungen. In ihrem Buche: „Die Heiratsfrage" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) zeichnet Emmi Lewald mit virtuoser Kunst trefflich gesehene, scharf beobachtete, mit charakteristischen Strichen festgehaltene Typen der modernen Gesellschaft, die aber niemals als Karikatur wirken und gerade darum einen so verblüffend lebensechten Eindruck machen. — Freiherr von Schlicht erzählt in seinem Buche „Ein Adjutantenritt" (Verlag Albert Langen, München) wieder ein Dutzend seiner bekannten Militär-Humoresken, die, gut pointiert und amüsant vorgetragen, durchaus keine Ansprüche machen, für mehr genommen zu werden, als sie sind: Verkürzer einer langweiligen Stunde Eisenbahnfahrt.



Illustrierte Bibliographie.

Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Vollständig in 40 Lieferungen à 1 M. — Band IV. Geschichte der Neuesten Zeit von Dr. S. Widmann. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Wie in dem Prospekt zu vorliegendem Werke hervorgehoben ist, soll das letztere durch seine wissenschaftliche und doch allgemein verständliche, volkstümliche Darstellung, sowie durch seine ganze Ausgestaltung ein Werk bilden, dessen Besitz jedem Hause und jeder Bibliothek zur Zierde gereicht. Diese Verheißung ist mit Freude zu begrüßen, denn gerade in der heutigen Zeit ist das Studium der Geschichte mehr denn je zur Notwendigkeit geworden und nicht genug zu empfehlen. Um die Gegenwart recht zu verstehen, muß man die Vergangenheit richtig erfaßt haben; namentlich gilt dies auf sozialem Gebiet, das gegenwärtig in den Vordergrund gerückt ist. Hierfür gerade ist die Kenntnis der Geschichte, dieser besten Lehrmeisterin, ein unerläßliches Erfordernis. In dieser Erkenntnis und in anerkennenswertem Streben hat der Verlag den IV. Band, „die Neueste Zeit“ (das Zeitalter der Kämpfe um bürgerliche Freiheit, nationale Selbständigkeit und soziale Forderungen — 1789 bis zur Jetztzeit —), bearbeitet vom Gymnasialdirektor Dr. S. Widmann, zuerst und zwar in 11 Lieferungen erscheinen lassen. — Wie ferner geplant, wird der I. Band, bearbeitet vom Progymnasialdirektor Dr. P. Fischer „das Altertum“, der II. Band, von Oberlehrer Dr. W. Felten, „die Zeit von Christi Geburt bis zur Umgestaltung der alten Welt“ und der III. Band, ebenfalls von Dr. S. Widmann, „die neue Zeit“ enthalten. — Um die ganze Darstellung noch mehr zu beleben und anziehender zu gestalten, ist das Werk überreichlich, mit gegen 1200 Textabbildungen,



Johann Gottlieb Fichte als Berliner Landsturmmann 1813.
Aus: „Illustrierte Weltgeschichte. IV. Band.“
Von Dr. S. Widmann.
München, Allgem. Verlags-Gesellschaft m. b. H.

sowie mit etwa 64 ein-, 16 zwei- und 40 mehrfarbigen Bildern und mit Faksimiles versehen worden.

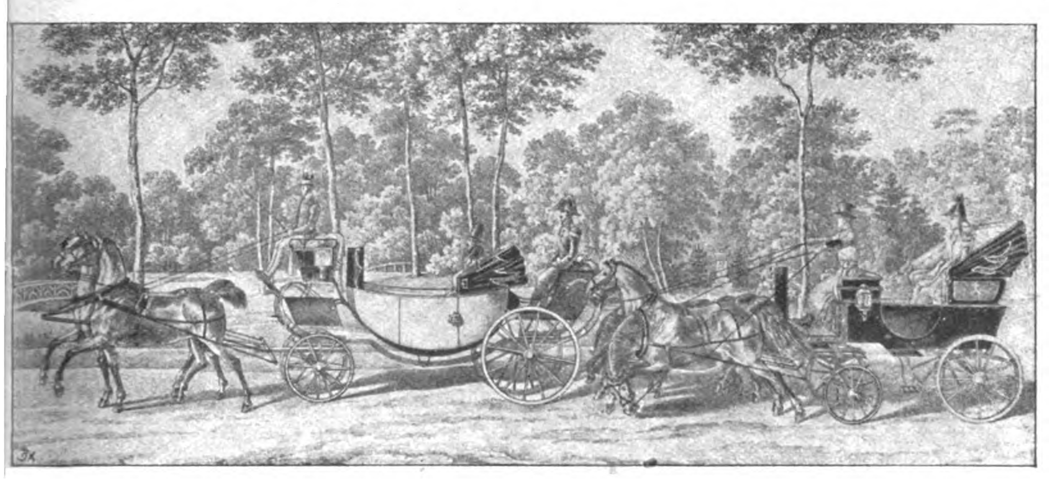
Was nun den bisher erschienenen IV. Band, „Geschichte der Neuesten Zeit", anbetrifft, so sei zunächst zur Charakterisierung des Werkes hervorgehoben, daß der Verfasser auf streng nationalem und in religiöser Beziehung auf katholischem Standpunkte steht. Es ist ja zweifellos, daß der Historiker seinen Darstellungen durch subjektive Auffassung immer ein besonderes Kolorit verleihen wird, das darf ihn aber nicht hindern, das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit in den Vordergrund zu stellen. In dem vorliegenden IV. Band findet sich dies gewahrt. Auch wenn man in diesem und jenem Punkte die Ansicht des Verfassers nicht immer teilt, so muß jedenfalls anerkannt werden, daß der katholische Standpunkt des Verfassers im allgemeinen für den Andersdenkenden



Typen der Spanischen Armee 1810—11. Grenadiere.
Aus: „Illustrierte Weltgeschichte. IV. Band." Von Dr. S. Widmann.
München, Allgem. Verlags-Gesellschaft m. b. H.

in keinerlei Weise unangenehm oder gar gehässig hervortritt. Die ganze Darstellung ist anziehend, gewandt und vornehm gehalten, nebensächliche Dinge beiseite lassend und die Hauptsachen in den Vordergrund schiebend. Bei dem umfangreichen Stoff kann hier nur in Kürze der vom Verfasser für seine Darstellung eingeschlagene Weg skizziert werden. Der Band gliedert sich in die beiden Hauptabschnitte: „Zeitalter der französischen Revolution (1789—1815)" und „Zeitalter des Ringens um Verfassung, Nationalstaaten und soziale Unordnung (1815 bis zur Gegenwart)". Der erste Abschnitt zerfällt wiederum in die drei Kapitel: „die französische Revolution (1789—1799)", „Zeitalter des Militär-Despotismus Napoleons I. (1799—1812)" und „Zeitalter der Freiheitskriege (1813—1815)." — Der Verfasser beginnt mit einer Schilderung des Zustandes Frankreichs vor der Revolution. In außerordentlich klarer Weise erörtert er hier die damalige Aufklärungsliteratur,

die neuen volkswirtschaftlichen und sozialen, sowie die sittlichen und religiösen Zustände. „Während im 16. und 17. Jahrhundert die Bewegungen und Erhebungen sozialer oder politischer Natur stets auch religiöse Färbung hatten, zeigt sich im 18. Jahrhundert ein neuer Geist, der eher religionsfeindlich als kirchlich ist." An die Stelle der religiösen Polemik tritt, in Voltaire verkörpert, der Kampf der Aufklärung. In den neuen volkswirtschaftlichen Lehren entwickelt sich der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit als eine Scheidewand zwischen den einzelnen Ständen. Die Reformversuche, die Tätigkeit der Nationalversammlung, der Sturz des Königtums und der Beginn der Revolutionskriege bilden die weiteren Kapitel, denen sich die Schilderung der Tätigkeit des Nationalkonvents, der Schreckensherrschaft und der Revolutionskriege 1792—1799 anschließt. Hierauf folgt die Schilderung der Napoleonischen Zeit, sich gliedernd in die Zeit der Koalitionskriege, der Errichtung des Napoleonischen Kaiserreichs, der Erhebung Spaniens, der Niederwerfung Österreichs, des Niederganges der Napoleonischen Macht durch den Feldzug gegen Rußland 1812 und die Wiedergeburt Preußens (1808—1813). Weiterhin folgt die



Spazierfahrt im Berliner Tiergarten um 1850.
Im Wagen rechts: Prinz Albrecht (Vater) v. Preußen; links: Der spanische Gesandte
Aus: „Illustrierte Weltgeschichte. IV. Band." Von Dr. S. Widmann.
München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Schilderung der Freiheitskriege, der Neugestaltung Europas durch den Wiener Kongreß und eine recht interessante Darlegung der Folgen der großen französischen Revolution.

Im zweiten Hauptabschnitt wird zunächst die Zeit vom Wiener Kongreß bis zur Juli-Revolution 1815 bis 1830 geschildert. Hier entwirft der Verfasser ein treffendes Bild von der Umgestaltung auf materiellem und geistigem Gebiet. In ersterer Beziehung erörtert er die neuen Erfindungen in ihrer Einwirkung auf das wirtschaftliche Leben, auf Handel und Verkehr; in letzterer Beziehung beleuchtet er das Geistesleben jener Zeit. Ausgehend von Kant werden zunächst die Philosophen damaliger Zeit in den Kreis der Besprechung gezogen, worauf näher einzugehen hier jedoch zu weit führen würde. Besprochen werden ferner die Freiheitskämpfe in den einzelnen Staaten (Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, Türkei, Rußland, England, Frankreich und Deutschland). Weitere Kapitel umfassen die Zeit von der Juli- bis zur Februar-Revolution (1830—1848), das Bürgerkönigtum in Frankreich, die Einwirkung der Juli-Revolution auf die einzelnen Staaten und die Zustände in Deutschland von 1830—1848. — Der nächste geschilderte Zeitraum reicht von der Februar-Revolution bis zur Errichtung des neuen Deutschen

Reichs (1848—1871) und betrifft im speziellen die Februar-Revolution in Frankreich, die Revolution und Reaktion in Italien, die Revolution in Deutschland, das 2. französische Kaisertum, Rußland und die Türkei, England und Indien, die Einigung Italiens, Amerika und schließlich Preußens Machterfolg und Deutschlands Einigung. — Das letzte Kapitel enthält die Schilderung der Zeit von der Errichtung des neuen Deutschen Reiches bis zur Gegenwart (1871—1905). Am Schluß sind ein Verzeichnis der Tafelbilder und Beilagen, sowie ein Namen- und Sachregister beigefügt. — Es macht Vergnügen, an der Hand der anregenden Darstellung des Verfassers, auch wenn man hier und da, wie z. B. in der kirchenpolitischen Frage, abweichender Ansicht ist, das hochinteressante Kapitel: „Geschichte der neuesten Zeit" zu rekapitulieren. — Das vortrefflich ausgestattete Werk, dessen Anschaffung durch lieferungsweisen Bezug sehr erleichtert ist, sei hiermit empfohlen.

K.

Königin Viktoria v. England besucht verwundete Soldaten aus dem Krimkriege.
Aus: „Illustrierte Weltgeschichte. IV. Band." Von Dr. S. Widmann.
München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Geschichte der Philosophie seit Kant. Leben und Lehre der neueren Denker in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen. Von Dr. Otto Gramzow. Mit Bildnissen und Faksimiles. Charlottenburg, Georg Bürkner.

In der Absicht, ein Werk zu schaffen, das dem in der philosophischen Literatur noch unbewanderten Leser schnell zu einem selbstständigen Überblick über das Wichtigste im deutschen Gedankenleben seit Kant verhelfen könnte, unternahm Dr. Otto Gramzow die Darstellung des Lebens und der Lehre einiger hervorragender Geister in einer Sammlung von knapp und sachlich aufgesetzten Einzelbildern. Der Verfasser scheint seiner Aufgabe völlig gewachsen. Er besitzt die Gabe klaren, sicheren Vortrags, weiß aus der verwirrenden Fülle des Stoffes mit geübter Hand das Hauptsächliche herauszugreifen, und indem er immer erst am Schlusse jeder Abhandlung die bedenklichsten Blößen der betreffenden Gedankenentwicklung dem kritischen Sinne des Lesers zur eigenen Prüfung unterbreitet, verrät er einen nicht gewöhnlichen Grad feiner Selbstzucht wie erzieherischer Begabung. Dadurch, daß Gramzow die Lebensbeschreibung immer als wesentliches Gerippe mitgibt, vermeidet er glücklich einen

oft beklagten Übelstand, nämlich die eigenwillige Umformung und wirklichkeitsfremde Systematik in der Wiedergabe geschichtlicher Zusammenhänge. Er setzt sich nicht der Versuchung aus, mit dem Gegebenen willkürlich geistreich behufs künstlerischer Abrundung des Ganzen umzuspringen, sondern wird schon durch die von ihm gewählte Form zur fortwährenden Berücksichtigung der einzelnen Besonderheiten, zur Belauschung des Menschlich-Persönlichen bei jeder der ins Auge gefaßten Gestalten aufgefordert. Jeder neue Philosoph taucht hier auf als wirklich neues Gesicht, in das ein eigenartiges Leben seine Fältchen und Furchen grub. Die Wirklichkeit des Erdendaseins kommt zu ihrem guten Rechte, und das ist wohl immer für größere Kreise und auf fernere Zeit hinaus fesselnd als das, was uns ein noch so scharfsinniger Kopf in spielerischer Verwischung der störenden Einzelzüge zu blendender Überraschung, mit Redner-Überrumpelung bieten kann. Die bescheidenere Gesinnung zeitigt eine gediegenere Sachlichkeit.

Einigermaßen zufällig ist freilich die Auswahl der Denker. Es sind ausschließlich Deutsche, und man kann darüber zweifelhaft sein, ob da wirklich die bedeutendsten Denker vollzählig beisammen sind. Vielleicht wird einer ferneren Nachwelt rückschauendes Urteil anders ausfallen. Das letzte (16.) Heftchen soll „Die Hauptströmungen im philosophischen Denken der Gegenwart" enthalten. Bereits erschienen sind Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, David Fr. Strauß, Feuerbach, Herbart und Beneke. Es folgen noch Schopenhauer, Fechner, E. von Hartmann, Häckel und, als Doppelheftchen, Nietzsche. Jedes Heft ist für 0.75 Mk. einzeln käuflich. Bildnisse und Faksimiles schmücken die Aufsätze. — Solange es in dieser unvollkommenen Menschenwelt Unfehlbarkeit in Geistesdingen nicht gibt, wird man gern mit Arbeiten dieser Art fürlieb nehmen, die mit bemerkenswerter pädagogischer Umsicht der allgemeinen Bildung wichtige oder doch erfreuliche Provinzen zu erobern suchen. H. L.

Bibliographische Notizen.

Verkehrs-, Beobachtungs- und Nachrichten-Mittel in militärischer Beziehung. Für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine. Von W. Stavenhagen, Königl. Hauptmann a. D. 2. gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Göttingen und Leipzig, Hermann Peters.

Nach einem Zeitraum von 10 Jahren erscheint jetzt das bedeutsame Werk des Verfassers, gänzlich umgearbeitet und vermehrt, in 2. Auflage. Er hat mit dieser auf Grund gründlicher Studien, worauf das außerordentlich umfangreiche am Schluß beigefügte Literatur-Verzeichnis (325 Werke, sowie zahlreiche Zeitschriften und Fachblätter) hinweist, eine hervorragende Arbeit geliefert. Nach einer Einleitung, in welcher er im allgemeinen auf die Entwickelung der im 19. Jahrhundert entstandenen heutigen Verkehrs- und Nachrichteneinrichtungen und auf ihren Einfluß auf die Art der Kriegführung, auf Strategie und Taktik hinweist, beginnt er mit der Betrachtung der Verkehrsmittel: „Eisenbahnen (einschließlich Feldbahnen), Wasserstraßen (natürliche und künstliche), Meer, Landstraßen und Wege jeder Art." Hieran anschließend folgt ein umfangreiches Kapitel über die Beobachtungs- und Nachrichtenmittel. In dieser Hinsicht zieht der Verfasser in nähere Erörterung: „Luftschifffahrt (einschließlich Flugtechnik). Meldereiter und Relais, Radfahrer, Schneeschuhläufer, Unterhändler und Parlamentäre, Kundschaftwesen und Spionage, Feld- und Taubenpost, Kriegshunde, Telegraphie (elektrische, optische, Funken- und unterseeische), Scheinwerfer, Automobilwesen, Kurz- und Geheimschrift." Aus dieser Übersicht ist zu ersehen, in welchem Umfange der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat. Sehr wertvoll ist dabei die sachgemäße Heranziehung der Kriegsgeschichte und der Hinblick auf die anderen Staaten, sowie die geschichtliche Entwickelung überhaupt, wodurch die ganze interessante Darstellung wesentlich anregend gestaltet wird. — Auf das Buch sei hiermit besonders aufmerksam gemacht und dasselbe bestens empfohlen. K.

Entfernungsmesser und Fernrohre in militärischer Hinsicht. Von W. Stavenhagen, Berlin. Enthalten in der von Dr. Otto Witt herausgegebenen illustrierten Wochenschrift „Prometheus" Nr. 844/4 , 1905. — Berlin, Mückenberger.

Es ist ein für die Schießausbildung sehr wichtiges Kapitel, das der Verfasser hier bearbeitet hat. Indem er von dem

einfachen Entfernungsschätzen ausgeht, entwickelt er in chronologischer Weise die Fortschritte auf diesem Gebiet in der Gestalt besonderer Entfernungsmesser, sowie der Fernrohre, die er beiderseits hinsichtlich ihrer Konstruktion näherer Betrachtung unterzieht. Er tut dies in sehr sorgfältiger Weise, auch durch Abbildungen erläuternd, so daß man ein klares Bild von der Entwickelung der genannten Instrumente für militärische Zwecke, von den ersten Anfängen an bis in die Gegenwart hinein, erhält. K.

Die Katastrophe in Goethes Faust. Von Carl Enders. Dortmund 1905, Verlag von Ruhfus.

Der Verf. beginnt mit der Interpretation der drei Szenen der Katastrophe, wie sie sich im Urfaust darstellt, betrachtet dann diese Szenen für sich und ihre Stellung in der ältesten Gestalt des Dramas, sowie die endgültige Fassung der Katastrophe. Den Schluß bildet eine Untersuchung über die Datierung, die beinahe die Hälfte des Buches beansprucht. Alle solche Untersuchungen bergen eine gewisse Gefahr in sich, die darin besteht, daß der Verf., durch irgend eine Stelle auf einen an sich vielleicht ganz richtigen Gedanken gebracht, in dessen weiterer Verfolgung allmählich seine Objektivität verliert; er sucht und — findet in allem Möglichen Stützpunkte für diesen Gedanken. Dieser Gefahr ist auch der Verf. der vorliegenden Schrift nicht entgangen. Es würde eine besondere Abhandlung beanspruchen, auf alle Einzelheiten dabei einzugehen, es mag daher genügen, einen besonders krassen Fall zu erwähnen. Was der Verf. (zu Anfang des Abschnittes über die Datierung) von Bürgers „Leonore" und Wagners „Kindesmörderin" sagt, gibt seiner Ansicht, daß die Abfassung der Szenen ins Jahr 1774 falle, schon hinreichende Stützen, aber er sucht weiter, zieht einzelne Wendungen aus Clavigo, Geschichte Gottfr. von Berlichingen u. a. herbei und darunter (S. 64) auch einen Brief Goethes vom März 1774, nur weil darin die Worte „jener Mühlstein" vorkommen und dies auf Gretchens Lied: „Meine Mutter, die Hur'" u. s. w. hinweisen soll. Doch dies ausführliche Kapitel über die Datierung ist das einzige, worin Ref. dem Verf. nicht überall beipflichten kann, auch darin nicht, daß das Büchlein für ein weiteres Publikum bestimmt ist; denn in diesem Falle mußte der Verfasser mit weniger Anmerkungen und Hinweisen auf die einschlägige Literatur arbeiten. Andererseits unterschätzt der Verf. seine Arbeit, wenn er sie nicht als Beitrag zur Faustphilologie angesehen haben will. Im Gegenteil; sie bietet in den ersten vier Kapiteln soviel an wirklich Gutem und Neuem, daß niemand, der sich eingehend mit Faust beschäftigt, sie unberücksichtigt lassen darf. Vielleicht hat der Verf. auch nur bei diesen ersten Abschnitten an ein weiteres Publikum gedacht; darin könnte Ref. ihm durchaus zustimmen. Freilich — wird einem weiteren Publikum der Urfaust bekannt sein, wie der Verf. vorauszusetzen scheint? Wünschenswert wäre es ja! Vielleicht gibt die Lektüre dieses Buches dazu eine Anregung, und schon deshalb ist, abgesehen von ihrem wirklichen Wert, der Kauf der Schrift zu empfehlen.

H. Sch.

Wie denkt das Volk über die Sprache? Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes von Professor Dr. Friedrich Polle. Dritte verbess. Auflage v. Prof. Dr. Oskar Weise. Leipzig, B. G. Teubner.

Das vortreffliche und reichhaltige Büchlein Polles ist von dem bekannten Sprachforscher Dr. Weise in dritter, verbesserter Auflage herausgegeben und verdient ebenso beachtet und gelesen zu werden, wie manche tiefgründige Abhandlung, denn es weiß in schlichter Art uns des Volkes Ausdrucks- und Anschauungsweise nahe zu bringen.

A. F. K.

Vivat Fridericus! Psychologische Schlachtdichtungen. II. Band. Von Zorndorf bis Torgau. Von Karl Bleibtreu. Berlin, Alfred Schall. Verein der Bücherfreunde.

Auch der zweite Band dieser eigentümlich gefärbten und gestimmten Schlachtdichtungen stellt der Kunst und dem Wissen K. B.'s ein glänzendes Zeugnis aus. Solche Historienmalerei belehrt, belebt und erhebt. Die Helden von Zorndorf, Hochkirch, Kunersdorf, Liegnitz und Torgau stehen auf und scharen sich mit dem stolzen Siegesruf: Vivat Fridericus! um den Großen, der mit edler Bescheidenheit bekennt: Unsre Unsterblichkeit ist, der Menschheit Wohltaten zu erweisen. N.

Aspira, der Roman einer Wolke. Von Kurd Laßwitz. Leipzig, H. Elischers Nachfolger.

Der liebenswürdige, feinsinnige Verfasser ist als Denker und Dichter gleich berühmt; sowohl auf dem Gebiet der Philosophie (es sei nur an die „Wirklichkeiten" erinnert) als auf dem des Märchens hat er sich be-

währt, — die „Seifenblasen“, „Nie und Immer“ sind dafür beredte Zeugnisse. Ihm gelingt gerade das, woran sich die meisten Romantiker und nicht minder ihre gegenwärtigen Nachbildner vergeblich abmühten, das Wunderbare uns psychologisch begreiflich zu machen, ohne daß anderseits der eigentliche Duft und Zauber der Poesie dabei verloren ginge. Nie stört ein bloßer Theatereffekt, eine phantastische Durchbrechung der Naturgesetze unsere Stimmung, aber wohl versteht es der Dichter, in ergreifender Weise die feinen Fäden, die unser empirisches Ich, unsere grobe Alltagswelt mit der geheimen und doch so wirksamen Sphäre des Kosmischen verknüpfen, weiter zu spinnen und uns damit als einen unverbrüchlichen Teil, als ein organisches Glied der schöpferischen Weltkraft erscheinen zu lassen. Daß diese Projektion in die Überwelt hinein, die uns unsichtbar auf Schritt und Tritt umgibt, eine spezifisch menschliche und subjektive ist, bedarf keiner weiteren Begründung, das ist im besonderen ein Recht des Dichters. Wir erleben gleichsam die Entstehung, die Wiedergeburt der angeblich längst verblaßten und verschwundenen antiken Mythologie, die Geister der Natur halten wieder Zwiesprache mit uns, es geht ein unwiderstehliches Sehnen durch diese Schar körperloser Wesen nach menschlichem Empfinden und Genießen, nach der beseligenden und doch so manche schönen Träume erbarmungslos zerstörenden Erkenntnis, nach all dem rastlosen Wechsel, der unser Leben füllt und ausmacht. Und nun geschieht vor unseren Augen das Wunder, der luftige, aller Substanz ledige Schemen einer Wolke wird zu einem leibhaftigen menschlichen Wesen mit fühlendem Herzen und ringender Erkenntnis. Aber nicht die höchsten und tiefsinnigsten Probleme der Spekulation (obwohl auch diese gestreift werden) vermitteln die Lösung, sondern das Zarteste und Edelste menschlichen Sinnens, die Liebe: So kommt auf diesem rätselhaften Untergrund die Entwicklung einer tief angelegten Mädchenseele zustande, die trotz aller überirdischen Beziehungen eine innere geschlossene Einheit darstellt. Die schönsten Perlen aber in diesem Märchenkranze sind die eingeflochtenen Lieder, sowohl formvollendet als auch von feinstem Gehalt. Wem es um bloße Unterhaltung zu tun ist, der wird hier nicht auf seine Rechnung kommen, — dazu ist das Buch zu ernst und symbolisch —, wer aber Natur und Menschenleben von einer höheren Warte aus betrachten und die verborgene, häufig mißdeutete Einheit beider in sich empfinden möchte, dem empfehlen wir diese Dichtung auf das angelegentlichste.

Th. Achelis.

Die Clari-Marie. Roman von Ernst Zahn. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

„Es liegt Gold im Erdgrund, wo nie ein Gräber es findet, und es sind Menschen stark und hart und verschlossen, deren Inneres sein Gold nicht geben kann, weil die Seele in einer Schale liegt, hart wie der Erde herber, unfruchtbarer Schoß!“ Ein solcher Mensch ist die Clari-Marie, deren Geschichte Ernst Zahn uns erzählt: hart, fest, steifnackig, eine Eigene und Starke. Sie hängt am Alten, Hergebrachten, an Tradition und Kirchenfrömmigkeit mit jenem starren Eigensinn, den innerlich Einsame haben. Sie ist voll heißen Verlangens nach Liebe: „Du, lieb bist mir! Alle sind mir lieb gewesen, nur sagen kann ich's nicht. Es ist nicht in mir, daß ich es sage! Aber lieb bist mir, du — du — und bei mir mußt bleiben, du — weil — weil — es ist ja sonst keiner mehr da!“ So fleht, so schreit sie im Innersten, die Clari-Marie, aber ihre Lippen bleiben reglos und stumm — es ist nicht in ihr, daß sie es sagen kann. Darum verliert sie eines nach dem andern: die einen durch den Tod, das kann sie nicht ändern, und die andern durch ihre Schuld, durch ihre Starrsinnigkeit, und auch das kann sie nicht ändern. Es wirkt beides mit der Macht eines Verhängnisses. Es ist ein Lob für den Dichter, daß es ihm gelungen ist, ihren Starrsinn so darzustellen, daß er nie und nie wie läppischer Eigensinn erscheint. Der Kampf der Clari-Marie wütet nur gegen sich — wenig schlägt er den anderen Wunden. Ihr aber nimmt er Selbstvertrauen und Lebensmut und Lebenskraft — Stück um Stück — bis sie entkräftet und schwach dasteht, mit hängenden Armen. — Wie die Gestalt dieses Weibes, wie alle Gestalten dieses Buches ist auch der Stil knapp, sicher, plastisch, voll persönlichen Lebens. So ist diese Dichtung ein Ganzes in Form und Inhalt und entbehrt nicht einer gewissen menschlichen Größe. A. F. K.

Die Erben. Roman aus Neu-Deutschland von Carry Brachvogel. Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

An der Hand einer Familiengeschichte, welche sich in einer deutschen Industriestadt abspielt, nicht dort, wo die Kohlen- und Eisenbarone leben, sondern wo die Räder und Spulen im Kleingewerbe der Textilindustrie Goldströme herbeischaffen, entwirft

die Verfasserin ein Kulturbild aus Neu-Deutschland, dreißig Jahre nachdem in blutigen Kämpfen das Vaterland geeinigt wurde und ein Aufschwung ohne Gleichen auf allen Gebieten alle Lebensbedingungen verändert hat. Mit gewandter Feder zeichnet sie das Bild von dem Begründer eines jener Werke, die heut einen hohen Kurs an der Börse haben, der aus dem Nichts hervorgegangen, ein Prolet, welcher mit Bienenfleiß und eiserner Faust das Schicksal gezwungen; schildert sie seine Söhne, die Erben, von denen der älteste ein frühzeitig in allen Lastern vermorschtes Bürschchen ist, der zweite eine Gelehrtennatur, im Charakter dem willensstarken Vater gleichend, nur verfeinert durch Erziehung und Kultur, der schwere, niederschmetternde Erfahrungen machen muß, ehe er sich loslöst aus der scheinheiligen Umgebung des Vaterhauses. Die Verfasserin hebt die Schleier von den dunkelsten Vorgängen, nennt ohne falsche Prüderie die heikelsten Dinge beim Namen und zeigt, wie Vieles anders geworden, nicht in gutem Sinne. bei den Söhnen jener Väter, die einst die großen Taten verrichtet, deren Früchte wir jetzt genießen.

Mit großer Geschicklichkeit und Beobachtungsgabe sind ihre Schilderungen entworfen, mit weitem Blick und Großzügigkeit in der Darstellung, nur können wir ihr den Vorwurf nicht ersparen, den sie selbst jenem Emporkömmling, dem zu Reichtum und Ansehen gelangten Industriellen macht: er berauscht sich an seinen eigenen Worten. Auch sie leidet an einem Zuviel an Schönrednerei; eine knappere Form würde dem Gedankeninhalt zum Vorteil gereichen und das lesenswerte Buch dadurch wertvoller machen.

mz.

Zu spät. Von Wilhelm Degré. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Schlägst du einen Roman auf und findest du im ersten Kapitel das hilflose Entschuldigungsgestammel, mit dem ungeschickte Verfasser den Leser vorzubereiten suchen, so kannst du ihn auch getrost wieder zuklappen. Wer die 192 S. von W. Degré wirklich redlich durchgelesen haben sollte, würde am Ende bedauern, diesem Rate nicht gefolgt zu sein. Die Unwahrscheinlichkeit der Fabel — Vater und legitimer Sohn stehen sich unwissentlich im Duell gegenüber — wird noch von der Ungeschicklichkeit der Darstellung übertroffen. M. Kr.

Ferien in Gossensaß. Von Ludwig Hirschfeld. Verlag von Arthur Cavael, Leipzig.

Ein Band, in dem der Mangel wahrer Erzählerkunst umsonst durch den falschen Schein, als würde einem größeren Bedürfnis eine neue Form entsprechen, zu decken gesucht wird. Von innerem Reichtum ist aber nichts zu merken, und die neue Form ist Formlosigkeit. Der Autor sucht den Leser durch Originalitätshascherei zu täuschen und bei einem Teile des österreichischen Publikums durch einen nicht unwillkommenen Preußenhaß Stimmung für sich zu machen. M. Kr.

Professor Unrat. Roman von Heinrich Mann. München, A. Langen.

Wunibald Teinert. Eine Musiker- und Kritikergeschichte von G. Münzer. Leipzig, B. Senff & Co.

Zwei seltsame Menschenschicksale in tragikomischer Beleuchtung. Zwei Gestalten, um die sich das Leben, Welt und Menschen und Ereignisse gruppieren und sie toll machen, ins Verderben treiben. Menschen, die fallen auf der offenen Straße des Lebens und bei deren Fall der Zuschauer ein Lachen nicht verbeißen kann.

Das ist ein grausamer Instinkt der menschlichen Natur, dieses Lachen: meinen viele. Aber ein Ton von Mitleid und Mitgefühl klingt mit hinein, wenn wirklich Künstler uns diesen Fall zeigen. Heinrich Manns Professor Unrat hat eine grimme Ironie in sich, die das ethische Fühlen manchmal zurückdämmt. Aber die Gestalt dieses Schulprofessors wächst sich aus — zum gigantischen Schicksal.

Münzers „Wunibald Teinert“ ist ein komischer Held in einer tragischen Welt. Mit viel Geist und Stimmungskraft gezeichnet. A. H.

Schweigt und geht! Drei Novellen von Hildegard v. Hippel. Berlin, W., Hermann Krüger.

H. v. H. stammt nicht nur von edlem Blute, sondern auch von edlem Geist. Ihr Ahn war der Philosoph und Dichter Theodor Gottlieb v. Hippel, ihr Urgroßvater der Verfasser des bekannten, von Friedrich Wilhelm III. erlassenen, patriotischen „Aufrufes an mein Volk“. Von dem unsterblichen Erbe ihrer Vorfahren ist ein gut Teil auf sie übergegangen. Frei von Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit übersieht und beurteilt sie die Verhältnisse des Lebens mit reifem Verständnis. In ihrem Vorworte sagt sie: „Jeder schafft sich sein Weltbild anders. Der eine sieht die Welt mit den Augen des Künstlers und beurteilt sie danach, der andere mit denen des Krämers, des Heiligen, des Narren — dieser vom Standpunkte des

Philosophen, jener von dem des Geheimrats aus, und es ist das Schwerste, über sich selbst hinaus, das heißt über jenen kleinen, zufälligen Teil seines Erlebten und seiner Lebensstellung hinaus zu sehen. Ich sehe zuerst das Leiden, seine Notwendigkeit und seine göttliche Mission. Ich sehe es hinter allem, auch hinter dem Glänzendsten, still wartend stehen. Und damit sehe ich das Widerspruchsvolle, Unechte, Gekünstelte menschlicher Beziehungen und Satzungen. Und daraus entstanden wohl meine ersten künstlerischen Versuche." Bescheiden nennt sie dieses Buch, dem die erste und beste der drei Novellen den Namen gab, noch ein erstes Tasten, eine Abschlagszahlung, ein Versprechen für die Zukunft. Es ist und gibt aber mehr. Ihre Novellen zeugen von tiefer Menschenkenntnis und feinem Natursinn, von Wahrheit und Schönheit; dem rechten Wissen von Leid und Liebe entsprungen, wecken sie die rechte Teilnahme, lösen sie echte Gefühle aus. N.

Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ich denke mir, daß die Verfasserin oder der Verlag diese Erzählungen für die Jugend ausgewählt hat, wahrscheinlich in der Meinung: was von der Jugend handle, müsse auch für die Jugend geeignet sein. Ich muß gestehen, daß ich nicht glauben kann: Kinder werden diesen Kindergeschichten Interesse abgewinnen, denn nichts ist dem Kinde langweiliger als das Kind, und Erzählungen, die sein Tun und Treiben zum Gegenstand haben, sind ihm zuwider, weil es noch nicht Objektivität genug besitzt, sich wiederzuerkennen, und in dem Bilde, das sein Wesen wiedergeben soll, nur Karikatur sieht. — Was aber der Jugend nicht behagt, wird dem Erwachsenen um so lieber sein. Es ist ihm, als wenn ein wunderbares Land sich vor ihm auftäte, das er selbst einmal besessen, nach dem seine Sehnsucht oft zurückzieht in wehmütigem Glück, zu dem aber seine Füße nie mehr zurückfinden können. Darum haben Ilse Frapans prächtige, plastisch herausgearbeitete, in feinster Erkenntnis aller psychologischen Vorgänge der Kindesseele geschriebene Kindergeschichten einen besonderen Reiz, und jeder wird gern danach greifen, der wieder lernen möchte, wie es ist, wenn man jung ist.

A. F. K.

Gustave Flaubert. Die Schule der Empfindsamkeit. Übersetzt von Luise Wolff. J. C. C. Bruns, Minden.

Dieses Buch ist der Typ des realistischen Romans von heute. Hermann Bang, die Buddenbrooks fußen auf ihm. Zola ist ganz und gar ohne ihn denkbar, Maupassant empfing nur die Leichtigkeit der Gebärde, die eigentliche Schule blieb in Frankreich aus. Dieses Buch ist größer als irgend ein Stück, dem es als Muster galt; es ist größer als der starke Kaufherrenroman Thomas Manns. Es ist aus Klugheit sachlich und aus einer übergroßen Kunst trivial; Trockenheit und karge Nüchternheit wirken hier das Wunder, zu spannen, tiefer und süßer zu spannen als irgend ein Traum eines trunkenen Phantasten. Das Buch gibt Lebensschritte; es erzählt nicht, es schildert mitunter (dann ist es schwach) — man steht und sieht Schritt vor Schritt das Leben sich vorbeibewegen, das ganz sekundäre, gänzlich bedeutungslose Leben eines jungen Mannes aus der Provinz, der in Paris sein Geld und seine Tage verbringt. Er liebt eine reine Frau. Das ist sein großes Schicksal — ein Schicksal ohne Bitterkeit und Härte, das süß ausgeht und sommerlich ruhig, tiefster, reinster Stillung inne — dazwischen und daneben, niemals darüber rollt sich jenes Vielerlei ab, das Zeit und Lage, Stand und andere Zufälligkeiten im bunten Spiel der Jahre um jede Existenz weben. Die Illusion wird vollkommen, und wiewohl man immer Zuschauer bleibt, Sympathien und Antipathien in gehöriger Distanz gefühlt werden, ist es doch wie ein Abschiednehmen aus einem Kreise warmer Menschen, wenn man das Buch zuklappt. Es ist ein ganz zartes, ganz köstliches Wunder.

A. K. M.

Die Sandinger Gemeinde. Von Henrik Pontoppidan. Übersetzt von Mathilde Mann. Berlin, Hüpeden und Merzyn.

Der dänische Dichter Pontoppidan schildert, wie er selbst sagt, in dieser kleinen Erzählung „eine religiös-volkstümliche Bewegung, zu der man in Deutschland wohl kaum ein Gegenstück besitzt". „Das Bestreben, das darauf ausgeht, den Himmel auf die Erde herabzuziehen, ist allgemein menschlich; aber die Form, die der Traum von einem evangelischen Volksreich hier angenommen hat, ist typisch dänisch." Die von Grundvig veranlaßte ethisch-religiöse Bewegung in Dänemark ist trefflich dargestellt — manche Figuren erscheinen etwas karikiert — aber wer, der die Bewegung nur aus Büchern und Berichten kennt, vermag zu entscheiden, ob sie es wirklich sind? Der etwas nüchterne, manchmal auch klein-

liche Realismus Pontoppidans ist durchaus gesund, sein Stil klar und plastisch und lebendig, seine Menschen scharf umrissen, typisch und individuell zugleich. Dieser kleinen Erzählung, die warm zu empfehlen ist, soll sein umfangreichster Roman: „Glücks-peter", der dieselbe Bewegung schildert, in allernächster Zeit in deutscher Ausgabe folgen; man darf auf ihn gespannt sein.

A. F. K.

Von Liebes Gnaden. Von Otto M. Möller. Übertragen aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

Mathilde Mann ist neben Marie Herzfeld wohl die begabteste und geistvollste Übersetzerin nordischer Literatur. Man hat sich daran gewöhnt, von vornherein eine Empfehlung für ein Buch darin zu sehen, wenn Mathilde Mann es ins Deutsche übertragen hat. Um so weniger versteht man, wie ihr feiner Sinn Gefallen daran finden kann, ein Buch wie Otto M. Möllers „Von Liebes Gnaden" nach Deutschland zu bringen.

Der Vorwurf, daß ein verheirateter Mann sowohl seine Frau, als auch ein junges Mädchen mit einer großen Empfindung liebt, fordert doch in erster Linie eine psychologische Vertiefung. Aber davon ist in diesem Buche nichts zu spüren. Der Verfasser schwimmt an der Oberfläche, er gefällt sich im Wirbelschaum schwülstiger Liebesergüsse, die trotz aller Anstrengung und scheinbar bewußter Anlehnung an das Hohelied Salomonis, farblos sind, weil sie nun einmal zum nordischen Wesen nicht gehören; er hat eine redselige, naive Weise, die alltäglichsten Dinge aufzutischen, als seien sie wunderfeine Kostbarkeiten; er ist bis ins Letzte ohne Originalität, — denn solches dürfte wohl bekannt sein, daß Liebhaber vor Aufregung zu zittern pflegen, wenn sie auf der Straße von ferne ein Kleid sehen, das der Geliebten holden Körper umhüllen könnte.

O. G.

Italienisches Reiterleben. Satirischer Roman von Luciano Zuccoli. Deutsch von Joachim Graf von Oriola. Illustriert von Karl Becker. — Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Ob der liebwerte Leutnant Bilse auch diesen italienischen Militärroman auf dem Gewissen hat, weiß ich nicht — jedenfalls würde er an dieser literarischen Sünde seiner Nachtreter nicht so schwer zu tragen haben, als an der eigenen: denn dieser gehört immerhin zu den lesbaren und nicht uninteressanten. Wir lernen in ihm italienisches Reiterleben in Reitbahn und Kaserne, in der Kantine, im Arrest, im Manöver und beim Einhauen gelegentlich eines Straßenkrawalles — wir lernen Offiziere und Gemeine im Dienst und außer dem Dienst kennen, bei waghalsigem Sport, bei schönen Damen dieser und jener Sorte u. s. w. Die Satire tritt nicht aufdringlich hervor, sie hat nicht die Charakterisierung der einzelnen Typen bestimmt, aber die Auswahl der dargestellten. Ein unterhaltsames Buch, das hübsche Bilder bringt, dem aber eine straff durchgeführte, sich steigernde Handlung fehlt.

A. F. K.

Aus den Bergen des Sernftales. Alpine Erlebnisse und Erinnerungen von Karl Frey. Zürich, Orell Füßli.

Das Büchlein bringt hübsche Schilderungen von Fahrten und Erlebnissen im lieblichen Schweizer Sernftale, die nicht bloß jeden Bergsteiger, sondern auch jeden Naturfreund erfreuen werden. Sie sind in frischer, schlichter Art ohne Renommisterei oder Prätention vorgetragen und machen einen wohltuenden Eindruck. Die guten Abbildungen, die nach trefflich gelungenen Aufnahmen ausgeführt sind, erhöhen den Wert des Büchleins noch.

A. F. K.

Die Tragödie des Gedankens. Drama in fünf Aufzügen von Alfred Rossig. Zweite Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Giordano Bruno, der kühne Finder und Künder des Gedankens von der Unendlichkeit des Alls, ist in jüngster Zeit wiederholt als dramatischer Held verwertet worden. So haben u. a. Otto Borngräber, Erwin Guido Kolbenheyer und Karl Hilm sein tragisches Schicksal behandelt. Auch der Pole A. R., der rühmlich bekannte Verfasser verschiedener deutscher Dichtungen, stellt in seiner „Tragödie des Gedankens" jenen genialen Mönch und Märtyrer als einen mutigen Vorkämpfer der nach Wahrheit ringenden Menschheit dar. Jeder Leser dieses ergreifenden Dramas wird gern bestätigen, was im Vorwort Herr Professor Dr. A. Brückner in Berlin sagt: „Es ist eine Tragödie, deren Konflikte und Kämpfe ins Innere, in die Seele verlegt sind, und die darum nicht weniger erschütternd wirkt. Sie zeigt dramatische Bewegung und Belebtheit, verliert sich nicht in bloße Rhetorik und Deklamation, bekundet den Sinn fürs Gegenständliche, Historische und schwingt sich dennoch zu höherem Flug ins Allegorische und Ideale auf.

N.

Inbrunst des Sturms. Ein Reigen Verse von Ludwig von Ficker. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Der Dichter eröffnet den Reigen seiner Verse mit der „Sturmbeichte": „Ich bin eine Blüte, vom Sturm verweht märzfrüh in die wirbelnden Weiten. Ich bin eine Harfe — in wildem Gebet zerschrillt die letzte der Saiten." Wie wunderbar, daß er auf einem so übel zugerichteten Instrument noch spielen kann! Er entlockt aber den zerschrillten Saiten sogar leidenschaftliche, tiefergreifende Töne, z. B. Klärung. Finale. Ich weiß es doch. Frühlingswende. In letzten Zügen. Drama in der Dachstube. Spätherbst. N.

Aus Leben und Einsamkeit. Ein Heft Gedichte von E. L. Schellenberg. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Ein Poet, der nicht viele Worte macht. Seine Gedichte enthalten nur wenige Strophen, geben aber Gedanken oder Gefühle schön und klar wieder. Besonders gelingt es ihm, die Natur zu belauschen und Bild mit Stimmung glücklich zu verknüpfen. Z. B. „Mittag. Zwischen Mohn und Rittersporn hab' ich träumend heut gelegen. Wogend strich das reife Korn, Mittagsglut auf allen Wegen. Nur ein weißes Wölkchen zog durch die glanzdurchflirrten Räume, — und mein weites Sehnen flog leuchtend durch das Blau der Träume." N.

Wovon mein Herz sich freigesungen. Von Thekla Skorra. Berlin, M. Lilienthal.

„Nicht, was wir erleben: nur, wie wir es leben! Nicht, was wir erreicht: nur, was wir erstreben! Ob auf den Höhen, in Sonne geboren, ob niedrig im Staub nur, zum Schatten erkoren, ob hart von der Arbeit die rastlose Hand, die Zunge nur mühsam zum Worte sich fand: hielt Liebe, trotz Leben, die Seele dir weich, so bist du ein Ganzer, den Würdigsten gleich." Dieser Spruch der Dichterin läßt sich auch auf ihr Buch anwenden. Die Gedichte zeugen weniger von Kunst als von Liebe. Nicht Gedankenreichtum und Formschönheit, sondern Gefühlswärme und edles Streben geben ihnen Wert. N.

Gedichte von Erich Würfel. Kiel, Robert Cordes.

E. W. gehört noch zu den Suchenden, Werdenden. Er hält noch zuweilen Klappern für Klingen, z. B. S. 42. „Erdenmächtig — erdenkühn". Doch zeigt sich seine poetische Fähigkeit und Empfänglichkeit daran, daß er Eigenes und mehr Erlebtes als Erdachtes gibt. Gedichte wie: Sturmnacht. Jugendwetter. Der Brief. Du droben — ich drunten. Ein blauer Stern. — bedürfen zwar mehr oder minder der Feile, verraten aber echte Empfindung und Kraft. N.

Gemälde-Solo oder Gemälde-Konzert. Von Walter Stengel. Straßburg, Heitz und Mündel.

Einen „Vorschlag zur Sanierung der Kunstausstellungen" macht der Verfasser auf zwanzig kleinen Seiten. Sein Schriftchen hat vielleicht schon einmal als Aufsatz in einer Tageszeitung oder Kunstzeitschrift gestanden. Solche Bagatellen und Feuilletons in Buchform zu veröffentlichen, ist sonst nicht üblich, aber Stengels Thema ist aktuell und von wesentlicher, allgemeiner, ästhetischer und ethischer Bedeutung. Zur Erklärung des Titels diene der folgende Satz: „Anstatt jedes Bild sein Lied für sich allein singen zu lassen — lauter Soli wirr durcheinander in den schrillsten Dissonanzen — sollte man die, welche, in verschiedenen Tonarten, dasselbe Lied singen (etwa das Lied des Frühlings) in einem Saale versammeln, daß sie organisiert zusammenwirken in vielstimmigem Chor: wie würde die Weise dann so ganz anders voll tönen, nicht mehr gestört, gekreuzt durch fremde Melodien!" Stengel eifert für „energisches Zusammenfassen sonst verzettelter Kräfte zu einem Gemäldekonzert". Der Verfasser sagt im Anschluß daran: „Der Gedanke ist nicht neu," das bestätigt er selbst durch gelegentliche Zitate Muthers und Lichtwarks, die ja beide, im Bunde mit manchen andern berufenen Männern, für die ästhetische Kultur tätig sind und einen wichtigen Faktor dieses edlen Produktes in einer erzieherisch planvollen, von logischen und künstlerischen Prinzipien geleiteten Ausstellungs- und Museumspraxis sehen. Mögen uns Stengels beherzigenswerte Ausführungen ein Stück näher bringen zur künstlerischen Kultur! P. Ri—.

Die moderne Musik. Von Dr. Leop. Schmidt. Berlin, Leonhard Simion Nachfolger.

Unsere Musik befindet sich zur Zeit in einer Krisis; ob und wie sie diese überstehen wird, darüber lassen sich vorläufig kaum Vermutungen aufstellen. Des Verfassers Ansicht, daß „der freie, aller Rücksicht auf die musikalische Form entbundene künstlerische Ausdruck", den die modernen Komponisten als das zu erstrebende Ideal betrachten, der

Kunst nicht zum Segen gereichen kann, wird in Musiker- wie in Laienkreisen vielfach geteilt. Unsere öffentliche Musikpflege ist gegenwärtig in einem so verfahrenen Zustande, daß in absehbarer Zeit an eine Regeneration nicht zu denken ist; besser steht's mit der Musikwissenschaft und der Musikgeschichte. In diesen Disziplinen ist ein erfreulicher Fortschritt gegen früher nicht zu verkennen. Dem Schmidtschen Buche ist nachzurühmen, daß es die vorhandenen Schäden in objektiver Weise aufdeckt und klarlegt; von gehässiger und unerquicklicher Polemik hält es sich frei.

E. B.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Belgischer Malerei, Fünfundsiebzig Jahre. Von Walther Gensel. Die Kunst. VII, 4 (Januar 1906).

(Bennigsen.) — Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. Mitgeteilt von Hermann Oncken. (Fortsetzung.) Deutsche Revue 31, Januar 1906.

Biblische Paradiesesmythos, Der, i. Lichte der babylonischen Altertümer. Von Max Henning. Das freie Wort V, 19 (Januar 1906).

(Bismarck.) — Über einen mütterlichen Ahnen Bismarcks. Von Stephan Kekulé von Stradonitz. Die Grenzboten. 65, 3 (18. Januar 1906).

Chamberlain, Houston Stewart, als Dramatiker. Von Egon Friedell. Österreichische Rundschau V, 62 (Januar 1906).

Chinesische Lyrik, Moderne. Von Prof. Wilhelm Grube. Deutsche Revue 31, Januar 1906.

Eeden, Frederik van. Von Otto Hauser. Aus fremden Zungen. XV, 24 (Dezember 1905).

(Fogazzaro.) — Ein Dichter des christlichen Ideals (Antonio Fogazzaro). Von Karl Muth. Hochland III, 4 (Januar 1906).

Heiberg, Gunnar. Von Carl Naerup. Übersetzung aus dem Norwegischen von Luise Wolf. Nord u. Süd. Heft 347, Febr. 1906.

Heine, Anselm. Von Kurt Martens. Das literarische Echo. VIII. 9 (Februar 1906).

(Heine, Heinrich.) — Die „flammenäugige Elise". Ein Bild aus Heinrich Heines Eheleben. Von Gustav Karpeles. Nord und Süd. Heft 347, Februar 1906.

Heine, Thomas Theodor, und Münchens Künstlerleben am Ende des vorigen Jahrhunderts. Von Lovis Corinth. Kunst und Künstler. IV, 4, (Januar 1906).

Hygiene des Ich. Von Prof. Max Gruber. Deutsche Revue 31, Januar 1906.

Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung. Von Theodor Kappstein. Bühne u. Welt VIII, 6 u. 7 (Dezbr. 1905 u. Jan. 1906).

König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von Erich Brandenburg. (Fortsetzung.) Deutsche Rundschau 32, 4 (Januar 1906).

(Kunst.) — Von der Richtigkeit in der Kunst. Von F. Avenarius. Kunstwart 19, 7 (Januar 1906).

(Leipzig.) — Das geistliche Leben in Leipzig bis zum Beginn der Reformation. Von J. R. H. Die Grenzboten 64, 50 (14. Dezember 1905).

Lenbach. Die Grenzboten 65, 1 (4. Januar 1906).

Liszt und die Gräfin d'Agoult. Von Hugo Conrat. Bühne und Welt VIII, 7 und 8 (Januar 1906).

Menzel, Adolf. Erinnerungen von Paul Meyerheim. (Schluss.) Deutsche Rundschau 32. 4 (Januar 1906).

Mozart. Von Richard Batka. Kunstwart 19, 8 (Januar 1906).

Neue Gesellschaft und neuer Geschmack. (Zur Charakteristik der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts). Von Prof. Dr. Karl Lamprecht. Die Umschau X, 3 (13. Januar 1906).

(Presse.) — Die Bedeutung der Presse für die Kultur. Von Hugo Jacobi. (Schluss.) Die Grenzboten. 64, 52 (28. Dezember 1905).

Prosalyrik. Von Arthur Bonus. Kunstwart 19, 8 (Januar 1906).

Roumanille, Joseph. Von M. J. Minckwitz. Die Grenzboten. 65, 3 (18. Januar 1906).

Singapore. Von Rogalla von Bieberstein. Die Umschau IX. 51 (16. Dezember 1905).

Sixtinische Kapelle, Die. Von J. Sauer. Deutsche Rundschau 32, 4 (Januar 1906).

Spannende, Das. Von Alexander v. Gleichen-Russwurm. Das literarische Echo. VIII, 9 (Februar 1906).

Stein, Charlotte von. 1742—1827. Von Amanda Sonnenfels. Monatsblätter für deutsche Literatur. X. 4 (Januar 1906).

Stoizismus und Christentum. Von Dr. M. Kronenberg. Das Freie Wort. V, 20 (Januar 1906).

Vaudevillisten, Französische, von heute. Von Wagh. Bühne und Welt. VIII, 5 (Dezember 1905).

(Venedig.) — Der Staat von Venedig in seiner älteren Zeit. Von Emil Daniels. Preussische Jahrbücher. 123, 1 (Januar 1906).

Volkswitz der Römer, Der. Von Karl Hosius. Die Grenzboten 65, 1 u. 2 (4. u. 11. Januar 1906).

Vorbyzantinische Kulturzentren des christlichen Morgenlandes. Von Anton Baumstark. Hochland III, 4 (Januar 1906).

Vor hundert Jahren. Ein Rückblick von C. Freiherrn von der Goltz. Deutsche Revue 31, Januar 1906.

Weihnachten und die zwölf Nächte. Von A. Lingke. Die Grenzboten 64, 52 (28. Dezember 1905).

Widmann, Josef Viktor, und seine jüngste Dichtung. Von Anton Bettelheim. Heimgarten. 30, 4 (Januar 1906).

Wirkung der Kultur auf die Entwicklung des Menschengeschlechts, Die. Von Dr. R. du Bois-Reymond. Die Umschau. X, 1 (1. Januar 1906).

Wirtschaftliche Fragen, Das Interesse für. Von Eugen Schwiedland. Österreichische Rundschau. V, 60, 61 (Dezember 1905).

Wissmann. Gedächtnisrede, gehalten am 18. November 1905 im Saale des alten Rathauses zu München von Eugen Wolf. Die Grenzboten 65, 2 u. 3. (11. u 18. Januar 1906).

Zahn, Ernst. Von August Friedrich Krause. Das literarische Echo. VIII, 8 (Januar 1906).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. 21. Band, Heft 3 und 4, und 22. Band, Heft 1. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Arius, M., Volksveredler! Holzpapieren Faunenspiel in einem Aufzuge. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Ask-Embla, Frühlings-Märchen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Auwasser, Hans, Das Armband oder ein Faustschlag dem Kastengeist. Lustspiel in 5 Aufzügen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

— Die Freitreppe. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Modernes Verlagsbureau. Curt Wigand.

Blanc, Ferdinand, Christus. Episches Gedicht in dreissig Gesängen. Zweites Tausend. Neugestaltung. Meiningen, Kreyssnersche Hofbuchdruckerei.

Bol, Krulle, Und waren einst Sonnenkinder — Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Brandé, Fred, Stimmungen. Berlin. Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Büttner, Gerhard, Prinzessin Elfblauchen. Eine Märe in 12 Gesängen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Doblhoff, J. v., Europäisches Verkehrsleben (vom Altertum bis zum Westfälischen Frieden.) Eine Studie. Separatabdruck aus Mitt. d. k. k. Geogr. Gesellschaft in Wien, 1905. Heft 10—12.

Erich, Fritz, Udo vom Unkenstein. Ein Zyklus humoristisch-satyrischer Balladen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Eusebius, Ernst, Des Ignatius von Loyola Bekehrung. Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Felix, Karl Heinrich, Das Recht auf Glück. Lebensbilder in lyrisch-dramatischer Form. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

France, Charles A., Lieder eines Lothringers. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Frundsberg, Georg, Changeant! Novellen und Skizzen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Fuhrmann, Paul, L., „Wollen — Werden — Vollenden." „Wollen". Verse. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Göll, Prof. Dr. Hermann, Illustrierte Mythologie der Hellenen, Römer, Germanen, Iranier und Inder. Nebst einem Anhange über die Mythen und den Kult der Babylonier und Ägypter. 8. neubearb. Auflage mit 181 Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. X. Band. Götz v. Berlichingen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.

Gräntz, Fritz, Lieder und Bilder. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen mit der Aussprachebezeichnung der Association Phonétique Internationale. Englisch, herausgegeben von Prof. Dr. Thiergen und A. Clay. Brief 11—15. Leipzig-R., E. Haberland.

Haberlands Unterrichstsbriefe für das Selbststudium der französischen Sprache. Von Rektor H. Michaelis und Prof. Dr. P. Passy. Brief 11—15. Leipzig-R., E. Haberland.

Hartwig, Otto, Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars. Erinnerungen und biographische Aufsätze. Mit dem Bildnis des Verfassers. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Hesses, Max, Volksbücherei. No. 287 bis 290 und No. 291—300. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Hofmann, Max, Ich liebe meine Einsamkeit. Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Hoeft, Bernhard, Befreite Seelen. Novellen. Zahna, Albert Stützner.

Homann, Walter (Moritz v. Birkenburg), Zu spät! Braunschweiger Roman. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Horsten, Hans, Das Meer ist das Leben. Novellen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Hossfeld, Karl, Jugend und Liebe. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Hoesslin, Julius Konst. von, Umsonst. Schöpfungen eines Ringenden. (Ecksteins Miniaturbibliothek No. 93.) Leipzig, G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandl.

Ilgen, Pedro, Blütenwehen. Gedichte. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden. Herausg. von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer u. Dr. W. Felten. Lieferung 12—13. München, Allgemeine Verlags-Gesellsch. m. b. H.

Kaiser, Emil, Karneval. Ein Sittenroman aus dem Köln des 20. Jahrhunderts. Köln, Paul Neubner.

H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. Band 4 und 5. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Klings, Carl, Aus 'em Rutkatelgebirge. Schlesische Gedichte. Schumburg-Tannwald, Verlag „Rübezahl".

Der Krieg zwischen Russland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski. Mit Karten und Skizzen. Heft 6. (Schlussheft.) Berlin, Liebelsche Buchhandl.

Kürschners Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch). Auf Grund amtlicher Mitteilungen bearbeitet von Gerhard Reuter. 1906. 21. Ausgabe. Mit Porträts-, Wappen- und Ordenstafeln. München, Elise Ertel, Verlag.

Lombard, Louis, Lebenskunst eines Ehelosen. Einzig berechtigte Übersetzung des amerikanischen Originals. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Monatsschrift für christliche Sozialreform. Begründet von weiland Freiherr Carl von Vogelsang. Probeheft. Zürich, Baessler & Drexler.

Mörikes, Eduard, gesammelte Schriften in vier Bänden. Mit einer biographischen Skizze u. Einleitungen herausgegeben von Rudolf Krauss. Mit Mörikes Bildnis und Faksimile. In einem Leinenband. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Niedner, Heinrich, Stille Einkehr. Dichtungen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Palten, Robert, Vom „Dr. Hons" und andere Wiener Gschichteln und Gedichteln für alle Freunde echten Wiener Humors. I. und II. Band. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Polenske, Karl, Gedichte. Eine Auswahl. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Rankow, Ralph, Aus Stille und Sturm. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Reimérdes, Ernst Edgar, Die Nacht des Todes. Berliner Geschichten. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Respa, Dr. med. Ernst, Wie werde ich Hypnotiseur? Praktische Anleitung zur Anwendung der Hypnose. Berlin, H. Rau.

Rothschilds Schatzkästlein für junge Kaufleute. Praktisches Hand- und Nachschlagebuch enthaltend mehr als 300 Fragen und Antworten über wichtige Gegenstände der Handels- und Kontorwissenschaft: Warenhandel, Bank- und Börsenwesen, Wechselkunde, Transport-, Zoll- und Versicherungswesen, Steuern und Abgaben, Umlaufmittel, Buchhaltung, Kontorarbeiten, kaufmännische Fachwörterkunde usw. Nebst einem Anhang. Neubearbeitet von Professor Theodor Huber. 31. bis 40. Tausend. In elegantem Halbleinenband. Stuttgart. Schwabacher Verlag.

Sagel, J. H. A., Hass und Liebe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Schaubühne, Die. Herausgeber Siegfried Jacobsohn. II. Jahrg. Nr. 1. Berlin, Verlag der „Schaubühne".

Schelper, Clara, Zwanzig Jahre und rotes Blut. Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Schilling, Hermann, Schwertschlag und Fiedelstrich. Dichtungen. Mit Bildschmuck von Franz Stassen. Band II. Potsdam, A. Steins Verlagsbuchhandlung.

Schindelwick, Karl, Was ich von Reisen mitgebracht. Scherzgedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Seger, Fritz, Poeten. Drama in einem Aufzug und einem Zwischenakt. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Sittlicher Verfall des deutschen Studententums. Mittel und Wege ihn zu beseitigen. Von einem deutschen Studenten O. B. T. Strassburg im Elsass. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Staggemeyer, Friedrich, Über Berg und Tal. Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Stein, Erwin, Heroldsrufe an das deutsche Volk. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

— Nibelungen-Enkel oder Die Zukunft eines Volkes. Zeitroman. I. Teil. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift f. Haus u. Familie. 19. Jahrgang. (1906.) Heft 1, 2 u. 3. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Steiner, Margarete, Junge Lieder. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Tage der Kindheit. Erinnerungen einer alten Frau von Caroline M. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Tolstoj-Buch. Ausgewählte Stücke aus den Werken Leo Tolstojs. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Mit Tolstojs Bildnis. Berlin, Franz Wunder.

Unsere Haustiere. Herausgegeben von Professor Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof. Lieferung 16—20. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Volger, Bruno, Lexikon der gesamten Handelswissenschaften. Ein Nachschlagebuch für alle Fragen aus dem Gebiete des kaufmännischen Lebens. Lieferung 1. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Waldschmidt, Wolfram, Dante Gabriel Rosetti, der Maler und der Dichter. Jena, Eugen Diederichs.

Weiland, Ina, Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Werkkunst, Die. Zeitschrift des Vereins für deutsches Kunstgewebe in Berlin. Schriftleiter Georg Lehnert. I. Jahrgang. Heft 4 und 5. Berlin, Otto Salle.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

„Nord und Süd"

können entweder in komplett broschierten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (—2 Hefte) bro» schiert 6 Mark, gebunden in feinstem Original»<Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Linzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Hriginak - Ginbanöòecken

im 5til des jetzigen Heft > Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer keinwand, und stehen solche zu Band (DXVI (Januar bis März IHOS), wie auch zu den früheren Bänden I—(^XV stets zur Verfügung. — Ver preis ist nur l, Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expedieren. Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst« und Verlags>Anstalt v. S. öchsttlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Inhalt des ^6. Bandes.
Isnusr — Februar — März.

Mit den Portrait? von:
Isolde Kurz. Gunnar Helberg, Rudolf Lucken,
radiert von Johann kindner in München.

neuen deutschen deiche, dem „Nord und Süd" von Anbeginn bis jetzt durch fast dreißig Zahrc sich geweiht hat, beginnt gegenwärtig

die zweite Generation

die Kräfte zu regen und neue Kämpfe, neue Wünsche, mit einem Worte: neues Leben strebt zur Sonne empor, hiervon hat „Word und L>üd" den Lesern getreuliche Kunde gegeben, und unsere Monatsschrift hat sich veränderten geistigen Ansprüchen nicht verschlossen. Mit den gesteigerten Bedürfnissen soll aber noch mehr geschehen. Wohl ohne Ausnahme haben unsere Revuen ihren vormals mächtigen Einfluß auf das Leben der Nation an die Tagespresse abgetreten; der Leitartikel mit seiner frischeren, temperamentvolleren und aktuelleren ssarbe hat das Essay verdrängt und damit zum Schaden für unsere geistige Entwickelung eine Vertiefung des politischen und sozialen Lebens zu seinem Teile hintangehalten. Da ist nun keine Äilfe möglich, wenn das Essay immer noch mehr weltabgewandt, noch erhabener wird, sondern nur dann, wenn die Zeitschriften sich wieder mitten hinein in den brausenden Strom des Lebens und Kämpfens begeben. Unser Vrogramm soll also sein, den Gedanuen und ^Streuungen der zweiten Generation ohne iZücKsichten auf Parteien und .Schulen eine abgeklärte und gefällige Form zu gewähren und damit neuen Ideen den Weg zum Herzen und Kopf der Nation zu eröffnen. Auch die Zeitungen — kaum ohne parteipolitische Ausnahme — haben sich einen dogmatischen Konservatismus zugelegt und sich mit Schlagbäumen umgeben, welche Gedanken aus einem anderen Staate nicht ungehindert einlassen. Schaffen wir zunächst von Nord bis Süd einen neuen deutschen Zollverein ohne Schlagbäume des Fanatis» lnus und der Engherzigkeit für unser heranwachsendes Geschlecht.

Auf dieser Grundlage will „Kord und Füd" den Fragen der hohen Politik, unseren auswärtigen Beziehungen, den nationalen und wirtschaftlichen Kämpfen eine gesteigerte Auf° mcrkssinkeit zuwenden, ohne dem bisherigen reichen dichterischen und künstlerischen Inhalt der Zeitschrift Abbruch zu tun. Die Mitwirkung führender Publizisten jst gesichert, ein neuer Stab don Mitarbeitern ist zu den alten gewonnen,

sollen in frischer Sprache und unabhängigem Geiste die Zeitschrift begleite,?. Ansere Politik dient frei von Parteischranken modernen Ideen der geistigen und sittlichen Freiheit; sie sucht die inneren Zusammenhänge der wirtschaftlichen und politischen Vorgänge zu erfassen und damit eine Staatskunst über den Interessenkämpfen zu fördern und die deutschen Ansprüche daheim und in Ubersee mit Entschiedenheit zu vertreten. Den gediegenen Überlieferungen getreu und freie Bahn für das Wertvolle in den neuen Bestrebungen unseres Volkes, das ist unser Ziel!

politische Monatsberichte

Die politische Sage.

von

ßrnft Wassermann,

Mitglied des Reichstags.
— Mannheim. —

ewaltige Umwälzungen im Osten, ein Krieg, welcher in greller Beleuchtung ein verfallenes Staatswesen und eine aufsteigende kriegerische Nation den erstaunten Blicken zeigt, revolutionäre Brandfackeln, welche einer verknöcherten Bureaukratie eine Leuchte aufstecken, wie verfehlt ihre bisherige Politik des Niederhaltens jeder frei» heitlichen Regung war, so geht das Jahr 1905 zur Rüste.

Wirre Gärung in der auswärtigen Politik, aber ein treibender Faktor in diesen? Wirrsal, Englands Hafz gegen das emporstrebende Deutschland, sie drängen zeitweise in Deutschland die Betrachtungen über die verworrene innere Lage in den Hintergrund.

Dieser Haß, der vor allen? in der Presse der englischen Hauptstadt zutage tritt, erzeugt durch Neid und Furcht, Neid über die wachsende Ausdehnung Teutschlands auf kommerziellem und industriellem Gebiet, Furcht, daß Englands industrielle Weltherrschaft durch diese Ausdehnung bedroht werden könnte, gebiert das Bestreben, Bündnisse abzuschließendas einst so stolze Albion bewirbt sich um die Freundschaft aller Nationen, welche es im Kampf gegen Deutschland zu mißbrauchen gedenkt, und findet Gegenliebe,

Japan sichert Englands Interessen im Osten, gibt gute Gewähr,

daß man dem englischen Kaufmann in China nicht zu nahe tritt, soll wohl auch Sicherung geben gegen Bedrohung der indischen Grenzen durch Rußland. Freilich die Frage wirft sich auf, welchen Vorteil Japan von dieser Allianz hat, die Frage ist in japanischen Blättern vielfach ventiliert und der Nutzen in Zweifel gezogen worden. Auch der täppische Delcass6, den seine Revanchelnst blind macht, sinkt in die Arme Albions, ohne zu bedenken, daß das alternde Frankreich, welches kaum mehr einen Geburtenüberschuß aufweist, es teuer bezahlen wird, wenn es sich in einem Krieg mit Teutschland anschickte, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. — Tas hat Herr Rouvier noch rechtzeitig erkannt und den Krieg vermieden.

Das wäre freilich vorteilhaft fiir England, wenn Deutschlands Flotte durch Englands Seemacht vernichtet, Frankreich von Deutschland zu Boden geworfen, damit auch ausscheiden würde als eine Macht, die in fernen Meeren mitspricht, ein Staat dritten oder vierten Ranges geworden, territorial verkleinert in seiner Bevölkerung zurückgehend, auf englische Gnade und englisches Wohlwollen in seiner Kolonialpolitik angewiesen sein wird.

Nimmt man binzn, daß Rußland auf ein Jahrzehnt aktionsnnfähig ist, dann müßte Englands Weizen in allen Weltteilen blühen.

Mancher in Deutschland hätte solchen Krieg nicht ungern gesehen. Er hätte gezeigt, daß wir Deutsche immer noch ein kriegerisches Volk sind, das sich durch das sozialdemokratische Geplärre um Frieden um jeden Preis nicht verderben läßt und hätte die stockige Luft, welche über Teutschland lagert, in einem Luftzug hinweggeblasen.

Nun sind die Aspekten wieder teilweise friedliche geworden: aber vi<Z«aur cnusnle«, Tie vornehmste Aufgabe unserer deutschen Politik muß mehr denn je sein: ein starkes Heer, eine mächtige Flotte und das nötige Geld für beides.

Wenn es freilich nach dem „Vorwärts" ginge, dann würden wir jeden Ausbau der Flotte einstellen, um den englischen Leu nicht zu reizen. Eine erbärmlichere und jämmerlichere Politik der Feigheit ist niemals in einem deutschen Organ gepredigt worden, als in dem Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie, und das war zu der Zeit, als die Ethisch-Ästhetischen noch am Ruder waren. Wie es ist, nachdem Herr Stadthagen und Rosa Luremburg die Feder führen, beweist der Flottenartikel des Vorwärts „Eine maßlose Provokation".

Freilich gibt es anch weiße Raben. Herr Calwer sieht es klar ein, daß Deutschland einer stärkeren Flotte bedarf, er liefert dem Bürgertum die Argumente, falls sie etwa gefehlt hätten, er hat dafür zu den vielen alten einen neuen Verweis erhalten. Herr Calwer legt ihn zu den übrigen, bleibt Sozialdemokrat und schreibt bürgerlich. Warum auch nicht? Ob es in dein sozialdemokratischen Hexenkessel etwas mehr oder weniger brodelt, das ficht Herrn Bebel nicht an, si« v«I«, sie ^ube«, die Tintenkulis, welche seiner Macht unterstehen, fliegen; wer außerhalb seiner Sphäre steht, schreibt weiter, ob es zum sozialdemokratischen Programm pnfzt oder nicht.

Die Flottenvorlage wird als erstes Gesetz den Reichstag beschäftigen i dasz sie nicht zu groß ausfiel, dafür hat die Rücksichtnahme auf das Zentrum schon gesorgt, Sie wird auch bewilligt werden, das wird man schon machen. Es ist süß, herrschende Partei zu sein, und die Stellung als Regierungspartei gibt man so leicht nicht auf. Irgendwo wird das Zentrum einen Abstrich machen, damit die unbequemen Bayern nicht zu sehr schelten, aber im übrigen wird man sich vertragen, und vielleicht zeigt das preußische Schulgesetz die Spuren dieses Vertragens.

Ich sollte meinen, daß, wenn ein Flottengcsetz und eine Finanzrcform vom Zentrum gemacht werden soll, Besorgnis für das Gesicht des Schulgesetzes im letzten Akt nicht unangebracht ist.

Freilich im Lager der um die Zukunft Deutschlands besorgten Patrioten ist nicht eitel Freude über das Werk des Herrn von Tirpitz. Etwas mehr hätte der Flottenverein schon die Feder führen dürfen, wäre es auch nur der Ersatz der alten Schiffe der Sachscnklasse und der KüstenPanzer durch vollwertige Panzer gewesen.

Es mag wenig erfreulich sein, heute in Deutschland zu regieren, das hat nicht nur Herr Möller erfahren. Wir sind ein politisch unreifes Volk, dem die großen Gesichtspunkte immer mehr abhanden kommen, das in dem Kampf der wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Interessen vergißt, daß an dem Feuer, über dem die Herenkessel der Par^ teien aufgehängt sind, sich die Sozialdemokratie und das Ausland die Hände wärmen.

Es ist ein bißchen viel für ein Volk und ein Land, eine mächtige Sozialdemokratie und ein starkes Zentrum gleichzeitig ertragen zu müssen, während noch zudem die Polen extrg, et inrin mnio« an der rcichszerstörendcn Arbeit sind.

Schwierig ist die Stellung gegenüber der höchsten Spitze; am schwersten ist es für den Minister, welcher berufen ist, in Preußen Sozialpolitik zu treiben. Im Reiche geht es schon besser, aber wehe dem, der sich den Groll der Mächtigen der schweren Industrie Preußens zuzieht, er entrinnt nicht dem Verhängnis, ihn stützt nickt in, Reichstag die Reformfreundlichkeit der unter dem allgemeinen Stimmrecht gewählten Abgeordneten,

In allen Fragen liegt die Entscheidung beim Zentrum, so ist es seit Jahren, so wird es auch bleiben, und so werden die inneren politischen Verhältnisse in Deutschland von Jahr zu Jahr unerquicklicher! eingekeilt zwischen Ultramontanen und Sozialdemokraten verliert der Liberalismus von Jahr zu Jahr an Bedeutung, und den ausschlaggebenden Einfluß im Reiche hat die ultramontane Partei, Bayern ist der Herrschaft des Ultramontanismus vollständig anheimgefallen, in Baden ist durch das vielumstrittene Bündnis zwischen den Blockparteien und der Sozialdemokratie der endgültige Sieg des Zentrums verhindert worden, aber der katholische Schwarzwald ist dem Liberalismus verloren, und wenn nicht die Zeitströmung sich ändert, so werden die wenigen Mandate, die in den katholischen Landesteilen dem Liberalismus noch verblieben find, den bereits verlorenen folgen. Wohl ist dem Zentrum in dem Jungliberalismus ein energischer Feind entstanden, aber mit der schärferen Tonart verstärkt sich auch die Widerstandsfähigkeit und die Geschlossenheit der Zentrumspartei. Es ist geringe Aussicht vorhanden, das; es dem Liberalismus gelingen wird, das Zentrum niederzuringen. Aus den Zcntrumskreisen heraus muß die Renaissance kommen, und sie wird kommen. Es ist undenkbar, daß in einer Zeit der fortschreitenden Volksbildung eine reaktionäre Partei sich in der Stärke erhält, wie sie beute das Zentrum aufweist.

Auch im Zentrum wird es einst hell werden, und die Zeiten werden und müssen wiederkommen, in denen wir, wie einst, katholische Geistliche in den Reihen der liberalen Streiter sehen werden. Die Erde ist rund, was heute oben, kann morgen unten sein, und bei aller Klugheit, mit der das Zentrum heute geleitet ist, werden auch dort die Geister erwachen.

Die Lage des Liberalismus ist nicht erfreulich, er wird von dem Radikalismus von rechts und links bedroht. Diesem Schicksal unterliegen alle Schattierungen des Liberalismus, einerlei, ob derselbe, der in der nationalliberalen Partei verkörpert ist, sich von Beginn an in allen nationalen Fragen als zuverlässig erwiesen hat, oder ob er, wie in der freisinnigen Volkspartei das Beispiel Eickhoff zeigt, sich langsam zur Erkenntnis durchringen muß.

Die Schwäche des Liberalismus erzwingt das Aneinanderrücken, um nicht vollständig zermalmt zu werden. Tie Wahl in Encnack, hat jüngst gezeigt, wie machtlos der uneinige Liberalismus gegenüber dem Radikalismus des Herrn Schack und des Herrn Leber ist.

Freilich auch der geeinte Liberalismus vermag nicht mehr über» mächtig viel, das beweisen die Wahlen in Bayern und Baden, dort ist er machtlos gegenüber den Arm in Arm marschierenden Herren Schädler und Wollmar, und in Baden vermag er trotz Bündnisses mit der Sozialdemokratie seinen bisherigen Besitzbestand nicht aufrecht zu erhalten. Die Not hat dies Bündnis geboren. Ich fürchte, wenn der Rausch vorüber, wenn man sich den Schaden bei Lichte besieht, den dies Bündnis mit den Roten anrichtet, werden manchem badischen Häuptling, der nicht geführt hat, sondern sich von einer kräftigen öffentlichen Meinung treiben ließ, die Augen aufgehen: die Geister, die man rief, wird man nicht beschwören können.

Es sind recht viel konservativ angelegte Naturen innerhalb der nationalliberalen Partei, die wenig erfreut sind ob dieser Wendung, und wie stark der Widerstand des Bürgertums, vor allem des Mittelstands, gegen die Sozialdemokratie ist. hat die Wahl des Herrn Schack in Eisenach bewiesen. Das wird die unweigerliche Entwicklung sein, die wachsende Sozialdemokratie wird die bürgerlichen Elemente aneinanderschweifzen, ob sie wollen oder nicht. Das ist eine der wenigen Wahrheiten, welche im Vorwärts zu lesen sind.

Freilich: Sozialdemokratie und Zentrum sind es nicht allein, die dein ehrwürdigen Liberalismus das Leben sauer machen. Es ist viel Unzufriedenheit im Lande, nicht zu verwundern in der Zeit der privaten Riesenbetriebe und der Warenhäuser. Nicht zu erstaunen ist das Unbe> Hagen in einer Entwickelnng, die manchem Handwerkszweig den Hals bricht und tüchtige Mittelstandsexistenzen auslöscht, einer Kulturperiode, in der mit wachsenden Genüssen und Ausgaben die Einnahmen nicht überall entsprechend wachsen, Beamte und Privatbeamte unzureichend bezahlt sind, und die Misere des Alltagslebens in grellem Widerspruch steht mit Riesenverdiensten syndizierter Industrien. Da ist der Boden bereitet für eine Mittelstandspartei, die alles zu sammeln sucht, was von der kapitalistischen Industrie erdrückt oder eingeengt zu werden droht, und jedem seine Wunde zu heilen verspricht, eine Partei des Allheil, mittels, und da sie vom Bunde der Landwirte unterstützt wird, nicht ungefährlich. Eisenach ist ihr anheimgefallen, andere Bezirke werden folgen. Dabei läßt die Agitation an Radikalismus nichts zu wünschen übrig, auch so wird der radikaleren Sozialdemokratie der Boden bereitet.

So sind es nicht Tage der Rosen, welche Deutschland beschert sind, und im Reichstag wird manches sich abspielen, was den besorgten Patrioten nicht gefällt, ganz abgesehen davon, dasz Arthnr Stadthagen noch ruppiger sein will, als er zuvor schon war,

Fünfunddreiszig Jahre besteht das Reich, in fiins Jahren hat es das Schwabenalter erreicht. Möchte dann den Reichsbürgern auch der dringend notwendige politische Verstand kommen. Es dürfte doch nicht zu schwer sein, nationales Gefühl, liberales Tenken und soziales Empfinden zu bereinen, und wenn sich die Mehrheit der deutschen Staatsbürger zu solcher Höhe hindurchgedacht hat. dann wird dem deutschen Reiche mit dem Schwabenalter eine neue Morgenröte aufgehen.

Der Helfer.

Schauspiel in vier Aufzügen,
von

Jett- SYttippi.

— Berlin. —

Personen:

Senator Johannes Oddendahl
Marie, seine Frau
Frau Agnes von Äeidepriem i ..
Gerhard Oddendahl >
Beate Oddendahl)
Konsul Petersen

Brockmann, Prokurist bei Oddendahl
Eduard Steinharter, Bankdirektor
Bruno Tauniy

BaVett? ! ^' ^dendahl bedienstet
Wilhelm, Kammerdiener bei Steinharter
Zimmermann, Friseur
Franz Mitling
Ort: Eine große Äandelsstadt. Zeit: Die Gegenwart.

Erster Aufzug.

Bei Senator Johannes Oddendahl.

Sehr elegant eingerichteter Salon. Mitteltüre; «cht» und link« Türen, Vorne link« ein Fenster mir reichem Blumenschmuck. Mittag eine» schönen Tage».

Erste Szene.

Senator Johannes Oddendahl (Ende der so-, vornehme Erscheimmg. bedeutender energischer Kops, geht mit den Händen aus dem Rucken, die Augen auf den Boden gehesie».

Konsul Petersen (gleichaltrig, sitzt in einem Fauteuil, das Kinn sinnend aus den Spalierstock gestützt,.

Oddendahl (bleibt »ach kuwr Pause vor ihm stehen). So, Petersen, jetzt weiht du alles! ... Ich habe wahrhaftig nicht wie ein waghalsiger Spieler alles auf eine Karte gesetzt, ich habe mich in keine tollen Spekulationen eingelassen... das liegt meinem Charakter, meiner kaufmännischen Erziehung, meinen Prinzipien so fern ... die politische Unsicherheit drüben in Westindien und Japan, wo mir seit fünfzig Jahren unsere stärksten Verbindungen hatten ... die bringt mich zu Fall ... vor vier Wochen die Zahlungsschwierigkeiten von Matterson Brothers und gestern der Zusammenbruch von Goldermann und Sons . . . dagegen kann ich nicht mehr an! Das bedeutet meinen Ruin! . . . (Pause., Hilf mir! Wir sind eine so lange Strecke miteinander gegangen <« ergreift Petersens Hand,, verlaß mich jetzt nicht ... wir haben in der Jugend so viele Freuden miteinander geteilt . . . ich bitte dich . . . teile auch jetzt meine Sorgen mit mir . . . das ist Freundespflicht!

Petersen («an»,. Du brauchst mich an ineine Freundespflicht nicht zu erinnern!

Oddendahl (flehend,. Hilf mir, Alter, sonst steht das Haus I. W. Oddendahl und Sohn, das sich seit 85 Jahren ehrenvoll behauptet hat, übermorgen auf dein schwarzen Brett! (Pause.,

Petersen. Der Name hat einen guten Klang. Man nennt hier und überall auswärts euer Haus mit Achtung und mit Stolz.

Oddendahl (bebend,. Soll es von jetzt an mit Verachtung genannt werden? . . . soll es mit Schande beladen werden?

Petersen. Schande? <sr ,-»hi ih» »rmend «»., Oddendahl, verzeih mir eine, Frage . . . aber ich muß klar sehen ... ist dein Gemissen rein?

Oddendahl. Ja!

Petersen (erleichtert,. Ich wußte es! . . . Schande? . . . Das verstehe ich nicht! . . . Daß du dein Vermögen verlierst ... das ist ein Unglück, ein großes Unglück . . . aber keine Schande!

Oddendahl. Aber ich reiße so und so viele Existenzen mit, unschuldige vertrauensvolle Menschen . . . das überlebe ich nicht . . . das nicht! Lieber mache ich ein schnelles Ende!

Petersen (steht «» scharf an>. Hm! . . . Nun, lieber Freund, das wäre, abgesehen von allem anderen,, wohl die ungeeignetste Art, den Leuten wieder zu ihrem Gelde zu verhelfen!

Oddendahl. Hilf mir! sonst, weiß es Gott, tue ich's!

Petersen. Lieber Oddendahl, das heißt: Einem die Pistole auf die Brust setzen!

Oddendahl (vor ihm. «ebemd,. Willst du?

Petersen (nach lur^r Pause,. Ich kann nicht!

Oddendahl l»«,.

Petersen. Glaubst du, daß ich von der Katastrophe ganz unberührt geblieben bin? Der Sturm fegt nicht allein um dein Haus. In einer so furchtbar ernsten Zeit muß jeder für sich einstehen, muß jeder . . .

Oddendahl. Denke an meine Frau und Kinder!

Petersen. Oddendahl, ich habe auch Frau und Kinder!

Oddendahl (stürzt in einen Sessel).

Petersen (steh, auf und leg, Ihm die Hand ans die Schulter). So habe ich

dich noch nie gesehen, und daß ich dich so sehen muß, das tut mir weh! (Er geht umher.) Ein Glück, daß nur ich dich so sehe! . . . Aber jetzt nicht den Kopf verloren! Jetzt alle Kräfte angespannt ... alle Willenskraft zusammengenommen, und von der hast du ja eine hübsche Portion! . . . Wenn du fallen mußt, dann darfst du nicht feige und verzagt fallen! . . . (Pause., Aber es darf nicht sein! Der Sturz des ältesten und geachtetsten Hauses würde hier die furchtbarste Verwirrung anrichten . . . alles Vertrauen wäre verloren . . . schon um der Allgemeinheit willen muß I. W. Oddendahl gehalten werden, wenn es nur irgend möglich ist! («r bleib, stehen.) Ist dein altes Faktotum im Kontor? ... Laß ihn rufen! Oddendahl caingelu.

Zweite Szene.

Vorige. Ariedrich durch die Mitte.

Oddendahl. Ich lasse Herrn Brockmann sofort zu mir bitten.
Friedrich (»«, ab).

Dritte Szene.

Borige ohne Friedrich.

Petersen. Ich will dir keine Hofsnungen machen. Helfen kann ich persönlich im günstigsten Falle nur in ganz geringem Maße. Aber Klarheit kann ich schaffen, und das ist in diesem Augenblick die Hauptsache . . . Weiß es schon deine Frau?

Oddendahl. Nein!

Petersen. Warum nicht? Das würde dein Herz erleichtem.

Oddendahl (wendet sich ab).

Petersen. Warum sagst du es ihr nicht?
Oddendahl (leise). Sie würde es doch nicht verstehen!

Petersen. Hm! (Sr macht einen Gang durch» Zimmer.)

vierte Szene.

Borige, Prokurist Brockmann iiber SO Johre>,

Brockmann. Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr Senator?

Oddendahl (ras«. Ich habe Herrn Konsul Petersen eingeweiht . . .

Petersen. Guten Tag, lieber Herr Brockmann (gib, ihm die Hand): wir haben uns lange nicht gesehen. Na, ivir gehen ja ganz gebückt? so alt sind Sie doch noch nicht?

Brockmann. Das Wer drückt mich nicht, Herr Konsul, aber die Sorgen!

Oddendahl. Sind Sie mit der Aufstellung fertig?

Brockinann. Bis auf die Reinschrift ... in höchstens einer Viertelstunde ist alles bereit.

Petersen . . . mit einer Aufstellung, die mir einen klaren Überblick über die Situation bietet?

Brockmann. Jawohl!

Oddendahl. Gehen Sie nur voraus, ich komme mit dem Herrn Konsul dann sofort nach.

Petersen. Wir wollen rechnen!

Brockmnnn («ef und s<s«i). Ach, Herr Konsul, diese Angst . . . diese furchtbare Angst . . .

Petersen cge,nmnge» heu«). Ja, seid ihr denn hier alle verhext? Gehen Sie nur, Sie alter Angsthase, mir wollen dafür sorgen, daß Sie Ihre schönen fetten Nullen bald wieder auf die Kreditseite malen können.

Brockmann «,».

Fünfte Tzene.

Borige ohne Brockmann, »on lin» «g»eS von Heidevriem und Beate Vodenoatil.

Agnes (ungefähr so Jahr, niolui und frisch,. 'Tag, Papachen! Ah! Der Herr Konsul Petersen! Na, wie geht's?

Petersen. Ja, traue ich denn meinen Augen? Ist das die Agnes?
Agnes. Ja, das ist die Agnes! (sie r» ihn» ««er auf die srim,,
Petersen cichmun^n«. Potz Tausend! Aus Kindern werden Frauen!
Agnes . . . und Mütter!

Petersen (K«. Hübsch in die Breite sind mir gegangen!

Agnes. Da es zur Länge nicht weiter reichte, muhte es wohl in die Breite gehen. Ja, Herr Konsul, bei fünf Kindern geht die Taille flöten.

Petersen ii««,). Fünf! Wissen Sie denn das ganz genau?

Agnes. Fünf stramme Jungens. Der Älteste mutiert bald.

Petersen. Alle Achtung! Da kann sich das Vaterland gratulieren. Nun, da müßte das halbe Dutzend doch eigentlich komplettiert werden?

Agnes. Auf den guten Gedanken sind wir auch schon gekommen.

Petersen. Und Ihr Mann?

Agnes. Gesund, fleißig und grob! Der kutschiert den ganzen Tag auf den Feldern umher, und wenn er dann so durchgefroren nach Hause kommt, dann sollen Sie »ml sehen, wie der mit seinen fünf Bengels einhnut! Donnerwetter! Essen kann man nur bei uns auf dem Lande: ihr hier in der Großstadt ... ihr ... ihr nippt ja nur ... ihr habt ja alle den Magenkatarrh!

Petersen. Aber wer ist denn da hinten noch? Wer steht denn da so ganz inuckestill?

Oddendahl. Beate, begrüße doch den Herrn Konsul!

Beate (2« Jahr, mit raffinierter Eleganz «ach der neueste» Mode gekleidet und frisiert).

Herr Konsul!

Petersen (sie mit Wohlgefallen betrachtend). Sie, mein liebes Fräulein, habe ich oft genug auf den Knien geschaukelt. Na, warum sind mir denn so schüchtern? Sehe ich denn aus, wie ein Baubau?

Agnes. Ach, Herr Konsul, die tut nur so! Stille Wasser sind tief!

Petersen. Aber die sind nicht unergründlich! Da genügt ja ein Blick in die Augen!

Agnes. Papa, du frühstückst jetzt! Beate, hole 'mal schnell was zum Schnabulieren!

Beate «ini« ab).

Sechste Szene.

Borig« ohne Beate.

Oddendahl. Ich habe jetzt keine Zeit, mein Kind . . . Komm, Petersen!

Agnes. Keine Zeit? Zum Essen keine Zeit? Vor lauter Geschäften? Deine Geschäfte, mein lieber Papa, soll der Kuckuck holen! Hast du immer noch nicht genug? Mußt du immer noch mehr zusammenscharren?

Petersen. Liebe Frau Agnes, es handelt sich um wichtige Geschäfte.

Agnes. Ach was, wichtige Geschäfte! Das wichtigste Geschäft für dich wäre, wenn du zu inir aufs Land kämst und dir mal paar Monate die Lungen mit frischem Sauerstoff vollpumptest! Siehst nämlich ein bißchen grau aus, mein gutes Väterchen. Abgerackert, abgetrieben, verbraucht siehst du aus! Die dunklen Ringe uin die Augen kannte ich bei dir sonst nicht! . . . Komm mit mir 'raus nach Gröbensdorf ... laß den ganzen duminen Krempel hier stehen und liegen ... ich und mein Alter, wir wollen schon dafür sorgen, daß du wieder rote Backen bekommst!

Oddendahl. Im Frühjahr vielleicht . . . jetzt geht es nicht! Komm, Petersen!

Petersen «Mer). Auf Wiedersehen, Frau Rittergutsbesitzer von Heidepriem auf Gröbensdorf!

Agnes (ebenso). Auf Wiedersehen, Herr Kommerzienrat Petersen, Konsul von Uruguay, Paraguay und weiß der Teufel, wie die anderen Raubstaaten noch heißen!

Petersen (geht lachend recht» voraus).

Oddendahl <in der Wire). Später, mein Kind, komme ich zu dir!

Später! (Rech» ab,)

Siebente Szene.

AgneS, dann Beate und Kriedrlch.

Agnes (starrt der rechten Türe nach). Später . . . MöNN es d«NN NM Nicht

zu spät ist!

Beate (von rill« mit Wein unk kaltem Jmbih). Ach, die Herren schon fort? (S,e klingelt,) Dann kann ja Friedrich dein Papa das Frühstück hinuntertragen.

Agnes. Es würde ihm vielleicht besser schmecken, wenn du es ihm bringen würdest!

Beate. Ich mag nicht!

Agnes. Was heißt das: Du „magst nicht"? Hast duetmaAngst vorPapa?

Beate c°chsel,u<kni». Ach, den wickle ich um den Finger. Ich mag nicht hinuntergehen. Die Herren in den Bureaus sehen mich iminer alle so an. Man läuft ja dort förmlich Spießruten!

Agnes. Wird dir auch keine Perle aus der Krone fallen! Dir schadet's nichts, und den jungen Leuten macht's Vergnügen!

Friedrich cdurch d» Mitte).

Agnes. Friedrich, bringen Sie das, bitte, dem Herrn Senator.
Friedrich. Zu Befehl, gnädige Frau!

Agnes. Sagen Sie mal, Friedrich, wie lange hat denn der Herr heute nacht gearbeitet?

Friedrich. Es mar nach zwei Uhr.
Agnes. Und gestern und überhaupt?

Beate (ist ans Fenster getreten).

Friedrich. In der letzten Zeit ist der Herr nie vor eins, halb zwei zu Bett gegangen.

Agnes. Hm! . . . Hat er allein gearbeitet?

Friedrich. Nein, immer mit Herrn Brockmann.

Agnes. Dann sorgen Sie doch wenigstens dafür, Friedrich, dasz, wenn der Herr so spät zur Ruhe geht, die Dienstboten nicht in aller Herrgottsfrühe so laut auf der Treppe sind. Ich habe heute morgen — es war etwas nach fünf — ganz deutlich Tritte und ganz überflüssigen Lärm auf dem großen Flur gehört.

Friedrich. Entschuldigen gnädige Frau, das war niemand vom Personal. Das würde ich nicht dulden.

Agnes clacht,. Geht hier vielleicht ein Gespenst im Hause um?

Friedrich. Das ist . . . c«r stockt.,

Agnes. Na also ... ich fresse Sie nicht!

Friedrich. Da ist der junge Herr nach Hause gekommen.

Agnes. So, so! . . . Ich danke Ihnen!

Friedrich (mit Th«bn,l ml«, ab).

Achte ^>zene.

«««««. Beate.

Beate lhat sich während de? Borigen mehrere Male nach «gnes umgedreht >,nd wirft mit lebhaftem Kvpfnicken eine Kughand hinunter!.

Agnes. Na, mein Herzchen, genieren tust du dich wahrhaftig nicht. Das geht ja ganz flott. Wird dir schon brav Fensterpromenade gemacht? Beate (vom Fenster piriick). Pah! Was du dir denkst!

Agnes kg«««!«). Na, ich denke mir, daß du weder 'nem Schutzmann noch 'nem Droschkenkutscher Kußhändchen zuwirsst!

Beate (lacht). Nein, weiß Gott, solchen vulgären Geschmack habe ich nicht! Ellen Taunitz flirtet zwar mit ihrem Reitknecht, allerdings ein bildhübscher Bengel. Aber mein Genre wäre das nicht! ?i clon«! Schon dieser ewige Stallgeruch! >Sie wirft sich w einen Wiegesruhr,,

Agnes (htikr,. Verkehrst du denn viel mit dieser, wie es scheint, recht freisinnigen jungen Dame?

Beate. O ja! Sie ist mir eigentlich herzlich gleichgültig, aber sie erzählt immer so entzückende kleine Heimlichkeiten. Ich bin überzeugt, daß sie aufschneidet. Aber wenn nur die Hälfte davon wahr ist, bleibt gerade noch genug übrig.

Agnes. Das scheint mir ja ein recht passender Umgang zu sein. Da würde ich mir an deiner Stelle doch 'ne andere heraussuchen.

Beate. ?oujours I» rasins «Koss! Ob die oder 'ne andere, so sind sie in unseren Kreisen alle!

Agnes. Ach, dummes Zeug!

Beate. Gar nicht „dummes Zeug"! Verdorben werden mir ja alle schon in den Pensionen, und was etwa an Unschuld und Reinheit und Illusionen noch übrig bleibt ... du lieber Gott, das wird einem im ersten Winter, wo man tanzt, gründlich genommen!

Agnes. Ach, du weißt nicht, was du sprichst!

Beate. Aber wenn du es denn durchaus wissen willst, wem ich pantomimisch meine Liebe erklärte: ... ich sehe ja, du brennst vor Neugierde . . . Lilly Valentin war's. Mit der stehe ich heute abend in demselben Bilde auf dem Maskenball bei Senator Klemm.

Agnes. Was stellst du denn vor?

Beate, 'nen Teufel! Ein Kostüm ... himmlisch! . . . rote Gazeschleier und auf dem Kopf brennend roten Mohn. Agnes. Das ist alles? Beate. Alles!

Agnes. Das scheint mir mehr eine Skizze zu einem Kostüm zu sein. Zu meiner Zeit gingen die jungen Mädchen anders!

Beate. Zu deiner Zeit! Ions »F«, long ig »cz»! Ich tanze

auch heute abend! Den Schleiertanz! Da werden sie die Hälse recken! Die Herren vor Vergnügen und die Damen vor Ärger! (Sie st«« sich eine

Zigarette an.) Gefällig? (lSnche Ringe blasend, Ich kann sie dir empfehlen! Ich

Hab' 'ne gute Quelle. (Sie schaukelt sich.)

Agnes lnach Kir^r Paus« einfach). Hör' mal, Beate, ich beobachte dich jetzt, solange ich hier bin . . . seit drei Tagen . . .

Beate «»ffend). Ist das die Introduktion zu 'ner Moralpredigt? . . . Spare sie dir, liebe Agnes, du kommst dabei nicht auf die Kosten!

Agnes. Vielleicht doch!

Beate (gelangweilt). Also in Gottes Namen! ... Ich habe im Augenblick nichts Besseres zu tun, ‚SK M«,,

Agnes. Ich beobachte dich und habe manches gesehen, was mir nicht gefällt..

Beate (sie einen Moment »riisend ansteht, dann ruhig). ZUM Beispiel?

Agnes. Nichts Bestimmtes!
Beate. Na also!

Agnes (heiter). Ja, würde ich etwas Bestimmtes gesehen haben, so würde ich bald reinen Tisch machen. Darauf kannst du dich verlassen.

Beate (lacht,. Ach so, man muß sich also vor dir in acht nehmen!

Agnes. Ich werde dir mal etwas sagen. Über sie Backfisch- und Tanzstundentorheiten bist du längst hinaus. Ich will mich gar nicht besser machen, als ich war. Ich habe auch geschwärmt: ganz, wie sich's für 'nen fünfzehnjährigen Balg gehört. Erst für den Literaturlehrer, dann für 'ne? Tenoristen mit einer prachtvollen Stimme und einem unglaublich dämlichen Gesicht und schließlich natürlich für einen Husarenleutnant. Den bestellte ich — es sind nun sechzehn Jahre her — zu 'nein Rendezvous auf die Eisbahn, und ich Scheusal ging nicht hin. Vielleicht steht er noch da . . . Das ist ganz in der Ordnung. Das gehört zur Entwicklung einer deutschen Jungfrau. Aber ... du bist zwanzig Jahre! Da bekommt die Sache schon ein anderes Gesicht. Ein Mädchen in deinen Jahren stellt sich nicht ans Fenster und wirft Kußhände hinunter.

Beate (ruhig,. Aber, wenn ich dir doch sage, daß es Lilly Valentin war ...

Agnes. ... Dann glaube ich es dir nicht!
Beate (ebenso). Du bist nicht sehr höflich.

Agnes. Das mar nie meine Spezialität. Höflichkeit braucht zwischen Schwestern viel weniger zu herrschen als Offenheit und Wahrheit!

Beate. Aha, nun wird's pathetisch! Also was gefällt dir denn nicht an mir?

Agnes. Alles!

Beate Wenigstens ein summarisches Verfahren!

Agnes. Wenn ich dich so ansehe . . deine extravaganten Toiletten . . . deine verrückte Frisur . . . Beate... das Allermodernste!

Agnes ... so .. . so herausfordernd, wie ... wie .. . na, ich Hütte bald 'was gesagt!

Beate. Sag's nur ruhig: wie eine Kokotte! Die haben ja doch den meisten Schick. Diese Hüte! Und diese Jupons! Wie das raschelt und knistert! Ten Teufel auch! Die verstehen's!

Agnes. Wundere dich nicht, wenn man dich nächstens auf der Straße für so eine hält!

Beate. Hat man schon! Es war übrigens sehr lustig! (Sie »chelt sich

‚»it dem Taschentuch.!

Agnes <abweh»nd>. Du parfümierst dich mit einem Zeugs . . . Beate (geringschätzig). Auf deinem Gröbensdorf riecht's wahrscheinlich anders!

Agnes. Ja, mein Kind, da weht gesunde und natürliche Luft! Beate. Ich danke für die Natürlichkeit der . . . Misthaufen. Agnes. Mir fiel gestern ein Buch in die Hände, du hattest es auf dem Nachttisch liegen lassen. Ich habe nur eine Seite gelesen . . . Beate. Prickelnd! He? Agnes. Schauderhaft! Beate. Hahaha! Lies nur weiter! Agnes. Ich danke.

Beate (eine helle Lache anschlagend). Dieser Schluß! dieser Schluß! Zum Totlachen!

Agnes. Und machen dir solche Schamlosigkeiten nun Vergnügen?

Beate (geringschätzig,. Mein Gott, in meinen Jahren liest man doch nicht mehr . . . Schiller! (Sie steht aus und wirft die Zigarette fort.) übrigens bist du jetzt fertig mit deinem Verhör?

Agnes. Nein!

Beate. Dann beeile dich gefälligst! Du langweilst mich! (Pause, sie geht umher,,

Agnes. Beate, ich bin zehn Jahre älter, als du!

Beate. Machst du mit dieser Mitteilung besonderen Anspruch auf Originalität?

Agnes. Nein! Aber doch auf etwas Achtung?

Beate. Liebe Agnes, ich bin davon felsenfest überzeugt, daß du eine ganz ausgezeichnete Gattin, Mutter und Hausfrau bist, ich möchte einen Eid darauf leisten, daß dein Wäscheschrank in musterhafter Ordnung ist. Daß dir das Ausgabebuch deiner Köchin mehr Reize bietet, als ein etwas gesalzener französischer Roman . . . über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Du lebst eben in einer anderen Welt. . . Meine Toiletten duften nach Lsu cke I^valstts, und deine riechen, wie ich mich leider persönlich überzeugen mußte, na^ Benzin! O'sst 1a äiWren««! Weißt du, was aus dir geworden ist da draußen auf deiner Klitsche? Die richtige Landpomeranze! Du 'paßt eben nicht mehr hierher!

Agnes. Ich passe nicht mehr in mein Elternhaus?

Beate. Ob die Welt, in der du lebst, ob meine Welt die richtige ist . . . wozu darüber streiten! Die Hauptsache ist, daß sich jeder in seiner Welt wohl fühlt! Und ich fühle mich wohl! Voilä! Ich mische mich nicht in deine Angelegenheiten, bitte, kümm're dich auch nicht um mich! Und wenn du vielleicht hierher gekommen bist, um Unfrieden zu stiften . . .

Agnes. Aber Beate . . .

Beate ... du würdest an Mama und Gerhard und mir recht energische

Gegner finden! (Sie vir« sich ärgerlich In den Schaukelstuhl.,

Agnes (tritt ‚u ihr. Mg). Hör' mal, Kind, du großes, ungezogenes, verzogenes Kind, mir flunkerst du ja doch nichts vor! Du gefällst dir in Ausdrücken von haarsträubender Gemagtheit, du spielst eine Rolle, zu der dich dein frivoler Umgang verlockt hat und in der du dir jedenfalls sehr interessant vorkommst. Aber es ist, wie ich hoffe, eben auch nur eine Rolle, von der dein Herz doch nichts weih . . .

Beate (lässig,. Bist du dessen so gewiß?

Agnes . . . Deine verrückten Toiletten und deine saloppen Redensarten ... die beunruhigen mich nicht ... das sind Ungezogenheiten, die mit dem Kern deines Wesens wohl doch nichts zn tun habe» ... die kannst du dir ebenso schnell abgewöhnen, wie du sie dir angewöhnt hast! (Langsam und ruhig.) Was mich ängstigt: daß du mitten in all' deinen Kapriolen plötzlich so starr vor dich hinsiehst . . . gerade so wie in diesem Augenblick, so verloren ... so wie in süßer Erinnerung und doch wieder so

verängstigt! . . . (voll tief« Innigkeit, sich aber sie beugend) Beate, liebst du?

Beate (ge,w„ngen lachend). Ach, bist du drollig!

Agnes. Hat's dich erschreckt? Hab' ich dich etwa überrumpelt? Sieh, Beate, ich habe dich, solange ich zu Hause mar, immer bemuttert, denn Mama ... (sie bricht ab, du warst immer mein Nesthäkchen . . . ich habe schon ein Recht, dich nach dem Geheimsten zu fragen! Kannst schon Vertrauen zu mir haben ... (leise und imng) liebst du?

Beate (im Stuhl mit geschlossene» Augen). Hm! . . . 'nen Prinzen ... mit goldnen Locken ... der fährt mit mir in einem goldnen Wagen mit acht Jsabellen ... und ich speise von goldnen Schüsseln, und er liegt mir zu

FÜßeN, denn ich . . . (»urx Pause,,

Agnes. Denn du? . . .

Beate. Denn ich bin seine Geliebte.

Agnes. Narrensvossen! . . . (Pause,) Hast du denn noch nie ans Heiraten gedacht?

Beate (helllachend). Heiraten? Ich? O ja, gedacht habe ich schon daran, wie man an Klavierstunden oder an das Wartezimmer beiin Zahnarzt denkt . . . Ich? Heiraten? Immer mit demselben Manne zusammen leben müssen? Das lange, lange Leben? Ihm gehorchen müssen! Und alle Jahre: „Die glückliche Entbindung meiner lieben Frau Beate" . . . Diese Sklaverei! Weißt du, was die Ehe ist? Neugierde! Und meistens bestrafte Neugierde!

Agnes. Man ist sehr glücklich, wenn man für andere sorgen muß!

Beate (aufspringend,. Sorgen will! Nur kein Zwang, keine Fessel! Der Zwang tötet jedes Gefühl!

Agnes. Der Zwang vielleicht, aber nicht die Liebe!

Beate («r»««««. A bah! „Liebe!" Da spannt ihr nun zwei Menschen an einm Wagen ... und zuerst glauben sie, daß es ein Phaston ist, und das geht immer so hübsch hopp hopp hopp! Aber bald merken sie, daß der Wagen immer schmerer wird. Sie glauben, schwerer von Reichtümern, und es ist ja doch nur erbärmlicher Ballast! Und dann schleppen und keuchen sie, und eins will nach rechts, und das andere will nach links, und sie beißen um sich und schlagen um sich, und sie sind doch zusammengeschirrt und können nicht auseinander! (Lebhast) Ich aber will kein Lasttier werden!

Agnes. Ach, du weißt nicht, was du sprichst!

Beate cd« »°„f erhebend). Oh! ich weiß es sehr gut! In Freiheit will ich leben! Meine Jugend, mein Leben will ich genießen . . .

Agnes . . .Und dann?

Beate («rschnich hinwerfend), ^.prös W«i 1s MUAS.

Agnes (In tiefem «rnst). Beate, spiele nicht zu leichtsinnig mit dem Leben! Der Einsatz ist zu hoch! Du könntest das Spiel verlieren!

Beate. Pah, man spielt nicht nur, um zu gewinnen, man spielt auch aus Freude am Spiel!

Neunte Hzene.

Vorige. Gerhard <durch die Mitte,, Gerhard Oddendahl (24 Jahr, bartlos, etwa« gelichtete« Haar, in HYPerelegantem Reitanzug, gähnend), 'Morgen!

Agnes (lachend). Um 2/43 nachmitttags sagst du „guten Morgen"? Merkwürdige Zeitrechnung!

Gerhard ^erstaunt). Was willste?

Agnes. Weißt du eigentlich, wie ein Sonnenaufgang aussieht?

Gerhard <Mon«le einklemmend). Ob ich das weiß? (««hn,> Die Chose sehe ich doch jeden Morgen!

Agnes (lacht). Ja, wenn du nach Hause kommst!

Gerhard. Beate, kommst« mit? Reiten? So'n Ritt vor'm ersten Frühstück ... (er rSKlt sich) Donnerwetter, der bringt einen Mieder auf'n Damm!

Beate. Wer ist denn dabei?

Gerhard. Kleine Helmbrecht, die beiden Laudiens, Bruno Taunitz. ..

Beate. Lauter Strohköpfe! Interessieren mich nicht!

Gerhard (wirft sich i„ einen Sessel). . . und der unvermeidliche Herr Bankdirektor Steinharter . . eigentlich scheußlich, daß man so n'en Börsenmenschen in unserer Gesellschaft duldet. Na, in den Klub kommt er nicht 'rein. Der Mensch ist ja nicht einmal Reserveleutnant. Pfui Spinne!

Agnes (setzt sich mit einer Stickerei). Na, warum duldet ihr ihn denn?

Gerhard. Der Kerl hat ekelhaft viel Geld!

Agnes. Das ist in deinen Augen ein Fehler?

Gerhard. Natürlich!

Agnes. Ah?

Gerhard. Daß er's hat!
Agnes. Ach so! Und nicht du!

Gerhard. Übrigens, Beate: in dem Hamburger Tatterfall ist gestern ein kleines Malheur passiert. Der Jockei Voß ist mit der Satanella gestürzt.

Beate <°t«nl°«. Das Pferd ist tot?
Gerhard. Nee! Der Jockei!
Beate cberuhig«. Ach so!

Agnes. Warum hast du dir denn deinen hübschen Schnurrbart abschneiden lassen? Du siehst ja aus, wie ein Schauspieler oder ein Prediger?

Gerhard. Bärte tragen nur noch Oberlehrer und Professoren und solche Leute: so die minderwertige Menschheit!

Agnes. Und was wirst du nach dem Spazierritt tun?

Gerhard. Klub!

Agnes. Und dann?

Gerhard. Tennis! Und abends Wmmerhüpfen bei Klemms. Na ii°ch,,. Lämmer kann man eigentlich nicht sagen. Könnte übrigens ganz nett werden, wenn nur nicht die Wirte an der fixen Idee litten, immer dabei sein zu wollen.

Agnes. Und so geht's nun Tag für Tag!

Gerhard igsw). Na, manchmal gehe ich auch zuerst in den Klub und reite dann aus!

Agnes. Und so geht's nun Jahr für Jahr!

Gerhard. Wie soll ich denn sonst meine Zeit totschlagen? Willst du vielleicht die Güte haben, mir einen Rat zu geben!

Agnes. Einen? Drei, mein Junge, drei!

Gerhard. Ah!

Agnes. Arbeite, arbeite, arbeite!

Gerhard ««cht laut auf). Haste gehört, Beate? Frau von Heidepriem leisten sich Witze!

Agnes. Findest du denn das so furchtbar komisch?

Gerhard. Ich habe schon manche Dummheit gemacht, aber . . .

Agnes ctrockm). Dummheit ist eine Gabe Gottes!

Gerhard . . . Aber . . . arbeiten? . . . Nee . . . Dafür ist ja der Alte da! Der schuftet für uns alle! Arbeiten!!

Agnes. Wenn da unten auf den Docks von Papa das zum Beispiel ein Kohlenarbeiter hörte ... der verdient, so viel ich weiß, sechzehn Mark wöchentlich . . . würdest du nicht begreifen, das; der ein bißchen rabbiat wird?

Gerhard. Liebe Agnes, solange ich nach Monte Carlo und Ostende gehen kann und er Kohlen schaufeln muß, kann er meinetwegen rabbiat werden, solange es ihm Spaß macht!

Agnes. Nun denke dir mal — Beate, gib mir doch die Seide her (geschieht) — Papa würde plötzlich sein Vermögen verlieren!

Gerhard <verbl,M,. He! . . . Na, solchen Knallblödsinn wird er doch nicht machen!

Agnes. Was würdest du so eigentlich anfangen?

Gerhard. Ich? ich würde sehr böse auf den alten Herrn sein! Aber kolossal böse!

Agnes. Mit vollem Recht! Aber davon allein könntest du wohl kaum leben. Da müßtest du dir schon noch 'ne kleine Nebenbeschäftigung suchen. Also, womit würdest du deinen wahrscheinlich recht kostspieligen Lebensunterhalt verdienen?

Gerhard (aufstellend,. Ich muß dich bitten, liebe Agnes, mich nicht mit so überflüssigen Fragen zu ennuyieren. Und noch dazu bei Tagesanbruch!

Agnes. Du hast also noch nie daran gedacht, auf eigenen Füßen zu stehen?

Gerhard (gähnt,. Nee! Wozu bin ich denn der Sohn vom Senator Oddendahl?

Agnes. Vielleicht: um dich des Namens würdig zu machen!

Gerhard. Pah! Meine Jugend will ich genießen!

Agnes. Damit bist du wohl bald fertig!

Gerhard. Mein Leben will ich genießen!

Agnes. Hm, hm! Ihr singt beide dasselbe Lied!

Gerhard. Na Schockschmerenot, das ist doch das Vorrecht reicher junger Leute, daß sie . . .

Agnes ... das Geld durchbringen, das die Väter mühsam verdienen!

Gerhard. Sag' mal, weißt du eigentlich was heißt: sich ausleben?

Agnes. Ja! Das ist ein Passepartout für allerhand Unanständigkeiten! ... Na Beate, und du? Wenn Papa plötzlich nicht mehr deine Toiletten und deine Reitpferde und deine Launen bezahlen könnte, die dir zum Leben so unentbehrlich scheinen?

Beate «m Wegestuhl,. Ich? Ach, um mich ist's mir nicht bange! ^ch kann ja im Cirkus die hohe Schule reiten oder, da ich keinen Ton in der Kehle habe, kann ich ja auch in 'nein Cabaret auftreten und Chansons mit gepfefferten Refrains singen . . >

Gerhard. Ja, Bechen, du bist so das richtige übermütige Ubermädchen! Oder du führst 'nein alten reichen Junggesellen die Wirtschaft .. . Das ist immer das Einträglichste!

Agnes (schroff,. Weißt du, mein lieber Gerhard, ivie du mit deiner Schwester sprichst: wie ein Hausknecht!

Gerhard (scharf,. Tusch!

Ag^nes. Solche rüden Scherze macht man nicht init einem jungen Mädchen, am allerwenigsten mit seiner Schwester!

Beate. Rege dich doch deswegen nicht so auf! So reden alle Herren mit mir!

Agnes. Um so schlimmer! Dann sprechen sie alle wie die Hausknechte!

Gerhard. Tusch!

Agnes (ruh,«,. I«, das hast du jetzt schon zweimal gesagt!
Gerhard (nemmt da, M°n«K ein).

Agnes. Legst du dich mit dem Glasscherben auch zu Bett? Gerhard. Ich . . ich . . . (wegwerfend, Aber du bist ja nicht einmal satisfaktionsfähig.

Zehnte özene.

Vorige, von link» Arau Vddendahl.
Fr. Oddenda hl (In «tMntester Matinee, sehr phlegmatisch,. Was ist denn los?

Was gibt es denn? Tut mir den einzigen Gefallen und zankt euch nicht!
Meine Ruhe will ich haben, nur meine Ruhe! (sie sich i» ei» game»«.)
Beate, mein Herzchen, bringe mir doch mal die Decke 'rüber! («eschie«..
Siehst heute wieder bildhübsch aus; du wirst heute abend in dem roten
Kostüm wieder allen die Köpfe verdrehen! . . Lieber Gerhard, laufe nicht
so viel 'rum, ich kann das nun einmal nicht vertragen!

Gerhard (umher). Ach was, das ist doch, weiß Gott, zu stark! Wir leben hier kreuzfidel und seelensvergnügt und freuen uns unseres Daseins, und da kommst du hier 'reingeschneit und willst uns unsere Freude nm Leben verekeln! Malst einem schwarze Männerchen an die Wand und phantasierst von Papas möglichem Bankrott . . .

Fr. Oddendahl. Um Himmels willen!

Gerhard. Na, vorläufig sind mir ja noch nicht so weit! Und ich möchte dir dringend raten, mit derartigen Überspanntheiten dem alten Herrn voni Leibe zu bleiben. Denn im Punkte seiner kaufmännischen Ehre ist er verflucht kitzlich. Für deine schulmeisterlichen Neigungen bieten dir ja deine fünf Rangen ein reiches Feld der Tätigkeit, uns verschone gefälligst damit! . . . Womit ich die Ehre habe, mich allerseits bestens zu empfehlen!

. . . Schon vier Uhr? . . . Morgen! (Er geht pfeifend durch die Mite ab,,

Elfte Hzene.

Vorige ohne Gerhard.

Fr. Oddendahl (an einem Flacon riechend). Beate! Fühle mal meinen Puls! Mir ist der Schreck in alle Glieder gefahren! Beate. Ganz normal! Siebzig!

Fr. Oddendahl (entsetzt). Das nennst du normal? Heute morgen hatte ich nur neunundsechzig! . . . Wenn ich nur nicht wieder schwer krank werde!

Agnes. Wieder? Liebe Maina, soweit ich mich entsinnen kann, bist du glücklicherweise überhaupt noch nie krank gewesen!

Fr. Oddendahl. Ich nicht krank? Ich verbringe seit zwanzig Jahren mein Leben fast ausschließlich auf dem Sofa . . . Agnes. Ja, das tust du allerdings. . .

Fr. Oddendahl. Ich schleppe mich seit zwanzig Jahren von einem Badeort zum anderen.

Agnes n°cht). Nanana! „Schleppen!" Sagen wir richtiger: du fährst im Schlafmagen des Luxuszuges nach Marienbad . . .

Fr. Oddendahl. Ich habe sogar das Opfer gebracht, den letzten Winter in der Verbannung zu leben . . .

Agnes. Schrecklich! In Nizza!

Fr. Oddendahl (fassungslos). Und... ich ... bin nicht krank? lSie mit ««n Pu».) 1...2...3...4... Beate, habe ich denn geträumt? War denn da nicht die Rede von Papas Bankrott?

Beate. Agnes gefiel sich als Wahrsagerin. <ü°erm»,ig) Ja, Muschi, jetzt ist's mit dem guten Leben bald vorbei! Papa wird Zeitungskolporteur oder eröffnet einen schwunghaften Handel mit Federmessern und Bartpomade, du richtest 'ne Pension ein und vermietest die Vorderzimmer an alleinstehende Damen, Gerhard wird Kellner in 'ner Bar in San Francisco, und ich ... ich gehe nach Paris und lasse mich von den Wellen treiben!

Fr. Oddendahl. Hör' auf! Um Gottes willen höre auf! (<s°,n, entictzt) Ich vermiete! . . . Agnes, ich bitte dich, wie kommst du nur auf diese verrückte Idee?

Agnes. Beate übertreibt. Ich habe die beiden jungen Tagediebe nur gefragt, was sie wohl in solchem Falle tun würden.

Fr. Oddendahl. Es war also nur solche . . . solche dumme Frage von dir?

Agnes. So dumm war die Frage nicht...

Zwölfte Szene.

Borige. »«bette von link«,

Babette. Gnädiges Fräulein, der Friseur!
Beate. Soll warten!

Babette. Herr Zimmermann war aber schon zweimal hier?
Beate <srgerlich>. Dann soll er eben das dritte Mal kommen. Ich reite jetzt aus!
Babette (ab).

Dreizehnte Szene.

Borige ohne Babettk.

Beate (nach der linken Tür gehend,. Beruhige dich, Muschi, vorläufig wohnen mir in den Vorderzimmern und (bestimm» wir werden da bleiben!

(Sie wirst erregt die Türe >u.i

vierzehnte özene.

Kr. Lddendahl. Agnes.

Fr. Oddendahl. Gott sei Dank! ... So einen Greuel auszudenken! Ich und vermieten! Die Frau Senator Oddendahl vermietet!.. . Die Majestäten haben während ihrer letzten Anwesenheit hier gegessen, Seine Majestät haben mich Allergnädigst selbst zu Tisch geführt ... zu führen geruht ... in diesem Salon haben die höchsten Herrschaften den Kaffee eingenommen . . .

Agnes. . . . einzunehmen geruht ... ich meifz das! . . . Und wem verdankst du diese Ehre? ... Ich finde, meine liebe Mama, du denkst ein bißchen zu viel an dich und viel zu wenig an den, der dir diese Ehren, dieses Wohlleben, diesen Luxus verschafft!

Fr. Oddendahl (erstaunt). Was willst du denn damit sagen?

Agnes. . . Daß du dich nicht um Papa kümmerst ... sei mir nicht böse ... daß du nicht teilnimmst an seinen Sorgen. Du weißt nicht einmal, daß er die Nächte durcharbeitet, du siehst es nicht, wie krank und elend er ausschaut; ich habe einen Todesschreck bekommen, als ich heute diese traurigen fiebernden Augen gesehen habe.

Fr. Oddendahl. Ach, ich bin ja'auch so krank!

Agnes. Ja, das behauptest du nun seit zwanzig Jahren in strotzender Gesundheit! (Lebhaft«, Und ich muß es dir sagen, Mama, du bist deinen Kindern mit schlechtem Beispiel vorangegangen. Sie wie du: ihr seht in Papa nur die Quelle, aus der ihr schöpft, um eure Vergnügungen zu bezahlen. Euch ist es selbstverständlich, daß er sich abschindet, um eure Launen, eure Torheiten, eure Verschwendung zu erschwingen . . . Ihr . . .

Fr. Oddendahl. Du hast dir da draußen im Verkehr mit deinen Mägden und Knechten einen Ton angewöhnt, mit dem du vielleicht auf einem Kasernenhof reüssieren könntest ... mir sind das hier nicht gewöhnt . . . man spricht hier nicht so laut! Und . . . wozu das alles?

Agnes c°»K«,llen>>,. Um euch aufzurütteln! Um euch an eure Pflicht zu erinnern! . Papa opfert in seiner grenzenlosen Gutmütigkeit seine Gesundheit für euch, ihr müßtet ihm sein Haus warm und heimlich machen, ihr müßtet ihn mit Zärtlichkeit und Dankbarkeit überschütten! Eure Pflicht wäre es . . . a bah! Was versteht ihr denn von Pflichten?! (Sie geht erregt umber.z Ihr habt dafür gesorgt, daß sein Heim verödet ist, daß er hier nicht ausruhen kann, ich wünsche euch, daß ihr es nie zu bereuen habt!. . . csie bleib, stehen.) Und ebenso, wie du dich nicht um Papa gekümmert hast, ebenso hast du die Kinder verwahrlosen lassen! Jawohl, verwahrlosen! Gerhard ist mit seinen vierundzwanzig Jahren ein hochnäsiger abgelebter Bursche, ein Nichtstuer, dessen Leben flch zwischen dem Pferdestall, dem Klub und den Koulissen der kleinen Theater abspielt, und Beate . . .

Fr. Oddendahl. Kommt die also auch 'ran! Nun bin ich wirklich gespannt, was du an der auszusetzen hast. Ich kann dir sagen, sie wird in den Kreisen, in denen sie verkehrt, vergöttert!

Agnes. Ja, in den Kreisen! Aber, daß sie da verkehrt, das ist deine Schuld! Du bist zu bequem, um nicht zu sehen, daß sie da verdorben werden muß bis auf die Knochen! Sie spricht Dinge und spricht über Tinge mit einer Nonchalance, mit einer Selbstverständlichkeit... ich bin eine verheiratete Frau und bin Mutter von fünf Kindern . . . mir fiele es wahrhaftig nicht ein, solche Dinge zu denken oder gar darüber zu sprechen!

Fr. Oddendahl. Sie ist eben ein durch und durch modernes Mädchen!

Agnes. Ach. komm mir doch nicht mit diesem Schwindel! Ein modernes Mädchen braucht mit achtzehn Jahren nicht mehr an den Storch zu glauben, ein modernes Mädchen soll streben und arbeiten und sich auf eigene Füße stellen, ein modernes Mädchen soll mit offenem Blick in die Welt sehen, sie soll sich an dem Schonen freuen, sie soll auch das Häßliche kennen lernen und soll sich von ihm abwenden. Das lasse ich von Herzen gelten. Aber wenn das „modern" bedeuten soll, daß die jungen Mädchen sich von jedem dummen Laffen Unverschämtheiten in die Ohren tuscheln lassen und mit gleicher Münze heimzahlen dürfen, daß sie Bücher lesen und über Bücher sprechen, die jeder anständigen Frau die Schamröte ins Gesicht treiben ... wenn das „modern" sein soll, daß sie schließlich jedes Schamgefühl, jedes Gefühl für weibliche Würde, jedes sittliche Bewußtsein verlieren und mit achtzehn Jahren schon so übersättigt sind, daß sie . . . ja, nennen wir das Kind nur beim rechten Namen . . . daß sie nur noch Freude nm Ekelhaften und Genuß am Schamlosen haben, dann, liebe Mama, geht mir mit euren „Modernen" gefälligst zum Teufel! cs,e geht err«, umher, Pa»se,> Sieh dir doch deine Beate nn! Jedes Wort, das sie spricht, jeder Gedanke, den sie denkt, ist zweideutig und schlüpfrig, jeder Blick ist eine Herausforderung, jeder Wunsch ist unweiblich, jede Hoffnung ist unkeusch! Ihre Phantasie ist schon hübsch zerfressen! Für die gibt es nur noch eine Rettung: heiraten! Einen Mann, der sie fest am Zügel hält, der sie lehrt, was sittlicher Ernst und was echte Weiblichkeit bedeutet! Und wenn sie einen solchen Mann nicht bald findet, dann . . . dann geht sie verloren, und die Hauptschuld daran trägst dann du!

Fünfzehnte ^>zene.

Borige; von rechts Lddendalil »,,d Peters««.

Oddendahl (langsam voran?.

Petersen «»der Mn). Ja, mein lieber Odden . . .
Oddendahl (leise). Jetzt kein Wort . . .

Petersen. Ah guten Tag, liebe Frau Senator! Man braucht sich eigentlich gar nicht nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Sie blühen ja wie eine Rose!

Agnes. Eine größere Unannehmlichkeit hätten Sie, Herr Konsul, Mama gar nicht sagen können!

Fr. Oddendahl (steht°«f, sehr kW,. Sie werden verzeihen, daß ich mich zurückziehe . . .

Petersen. Wohl eine Konferenz mit Pariser Schneidern?

Fr. Oddendahl (scharf,. Nein, aber mit Berliner Ärzten! (Segeh, nach lin»,, Es ist empörend, ich blühe wie eine Nose! (Link« ab.)

sechzehnte ^>zene.

Vorige ohne Fr, Oddendahl.

Agnes (heiter). Ja, Herr Konsul, mit Mama haben Sie es gründlich verdorben.

Petersen. Und wie läßt sich dieses Verbrechen wieder gut machen?

Agnes. Wenn Sie überhaupt noch einmal zum Handkuß zugelassen werden, müssen Sie sie mit einer dahinwelkenden Orchidee vergleichen. Das sind doch die teuersten Blumen!

Petersen (Kile ,u Oddendahl, der umherging). Schicke sie fort, wir haben jetzt keine Zeit zum Plaudern!

Oddendahl. Agnes! laß uns jetzt, bitte, allein!

Agnes (innig). Papa, darf ich nicht gerade jetzt bei dir bleiben?

Oddendahl (sieht sie erstaunt an, dann). Geh, mein Kind, geh!

Agnes (geht nach links und dreht sich in der Türe nochmals um>.

siebzehnte ^zene.

Oddendahl. Petersen.

Petersen (hat sich ge,e>,).

Oddendahl (geht umher. Pause).

Petersen (folgt ihm mit den «ugen,. Ja, mein lieber Freund, wie gesagt: die Sache steht doch noch schlimmer, als ich dachte. . .

Oddendahl (zittern«. Du glaubst also ....

Petersen. Da ist nichts zu machen. Man kann das Ding drehen und wenden, wie man will ... es fehlen ja momentan positiv über 400000 Mark!

Oddendahl (leise). Und die müssen übermorgen früh bezahlt werden! Petersen. Weißt du vielleicht schon, von welcher Bank die Wechsel präsentiert werden?

Oddendahl. Nein! (Pause,)

Petersen. Da du, wie du selbst sagst, keine Hilfsquelle hast, bleibt nur noch eins übrig: Farbe bekennen! Oddendahl (bebend). Ich sollte . . .

Petersen. Du rufst für morgen vormittag eine Versammlung ein und beantragst zunächst ein Moratorium . . .

Oodendahl <»it v°rhw). Das heißt also: vor aller Welt morgen die Verlegenheit eingestehen?

Petersen. Immer noch besser, als übermorgen vor aller Welt die Unfähigkeit!

Oddendahl (Kbh°ft). Nein, Petersen, dazu kann ich mich nicht entschließen! Diese Demütigungen kann ich nicht ertragen. Weißt du denn, was das für mich heißt?

Petersen. O ja, ich weiß!

Oddendahl. Das heißt: meine Würde als Senator niederlegen, alle Ehrenämter niederlegen, das heißt: nicht mehr Ältester der Kaufmannschaft, das heißt niit einem Worte: nicht mehr der erste Mann der Stadt zu sein!

Petersen. Leidet darunter dein Stolz oder nur deine Eitelkeit?

Oddendahl. Eitel bin ich nie gewesen! Ich habe nie nach Ehren gegeizt... sie sind mir in den Schoß gefallen. Aber ich habe mich im Laufe der Jahre so an diese Ehren gewöhnt, sie sind mir so zum Bedürfnis geworden .. . müßte ich sie aufgeben oder würden sie mir gar genominen .. . das hieße meinen Lebensnerv durchschneiden! Petersen, wer den Kopf so hoch getragen hat, wie ich, und ich glaube, mit Recht so hoch getragen

Oddendahl. ... der kann nicht noch mit beinahe sechzig Jahren ein höfliches Achselzucken ertragen, einen mitleidigen Händedruck oder einen kühl erwiderten Gruß!

Petersen (nach kurzer Pause,. Also?

Oddendahl. Es muß sich noch ein Ausweg finden lassen . . .

Petersen. Lieber Oddendahl, du bist doch wohl über die Jahre hinaus, in denen man glaubt, daß Wunder geschehen und daß das Glück plötzlich vom Himmel fällt!

Oddendahl (ergrimmt). Es muß sich ein Ausweg finden lassen.

Petersen (bitter lächelnd). Hm! hm! Du kommst mir vor, wie ein Mensch, der auf das große Los rechnet und der gar nicht in der Lotterie spielt.

Oddendahl (auf ihn ,u und seine Hand stürmisch ergreifend). Und weißt du

denn, Petersen, was meiner hier wartet? (In tiefer Erschütterung.) Ich bin allein, ganz allein! (Pause.)

Petersen (steht auf und geht in Gedanken langsam ,um Fenster, Ivo er stehen bleibt.)

Es ist doch ein schönes Bild, unsere Stadt bei Sonnenuntergang! . . . Alle diese blinkenden Kirchtürme, alle diese reichen Kaufmannspaläste und im Hafen dieser Wald von Masten! . . Und drüben im Westen diese stolzen Villen und Schlösser! Unten in der Stadt die Arbeit und oben der Ge

hat . . .

Petersen. Gewiß!

nuß! . . . Potztausend, wie stolz die Villa vonl Direktor Steinharter herüberglänzt! . . Ein Prachtbau! . . (Pause, langsam und bkdeuwngivoll.) Johannes, das märe der einzige Mann, der dir helfen könnte!

Oddendahl (sich umdrehend,. Steinharter? Niemals!

Petersen. Man sagt in deiner Lage nicht „niemals!" Und überdies, was hast du gegen den Mann?

Oddendahl. Er ist mir in der Seele zuwider!

Petersen. Auf Symvathieen und Antipathieen kommt es wohl in diesem Augenblick nicht an! Hier heißt es nur, wer dir helfen kann. Er könnte es jedenfalls, und er würde es wahrscheinlich!

Oddendahl. Ein tollkühner, gewissenloser Spieler!

Petersen. Ein Finanzgenie! Ich gebe dir zu, daß seine Geschäftsprinzipien ganz, ganz andere sind, als die, die du und ich mit der Muttermilch eingesogen haben. Er ist eben ein ganz und gar inoderner Mensch! Und das läßt sich doch nicht leugnen: der Erfolg hat ihm recht gegeben. Er ist mit seinen wohl kaum dreißig Jahren der leitende Direktor der Handelsbank, er hat sie in wenigen Jahren zur höchsten Blüte gebracht, in seiner Hand laufen die Fäden großartiger Weltunternehmungen zusammen. Was geniert dich? Was willst du? Daß er ein lockerer Vogel ist, daß sein Privatleben nicht ganz einwandfrei ist, daß er, wenn ich recht unterrichtet bin, ein Schürzenjäger ist und sich jede reife und vielleicht auch unreife Frucht vom Baum des Lebens schüttelt?

Oddendahl (mehrt lebhaft ab).

Petersen. Eine Schwäche hat jeder Mensch! Und bei diesem Manne, dessen Nerven so stark wie deine dicksten Schiffstaue zu sein scheinen, heißt die Schwäche: das Weib!

Oddendahl. Richtiger: die Weiber!

Petersen. Meinetwegen: auch die Weiber! Damen gegenüber ist er machtlos. Der Mann, der übrigens bei aller Kulanz iin Geschäft mit Luchsaugen den kleinsten Vorteil erspäht, ist in den Händen der Frauen Wachs. Über die läßt er freigebig einen wahren Goldstrom herniederrieseln!

Oddendahl. Mein alter Brockmann wohnt seit kurzem in seiner Nähe ... in seiner Villa da droben soll es zugehen ... a bah!

Petersen. Ja, das habe ich auch gehört: in dem christlichen Gesellenverein geht es jedenfalls viel sittlicher zu, aber auch jedenfalls viel langweiliger! Du lieber Himmel, du brauchst ihn ja nicht als Busenfreund ans Herz zu drücken oder ihm deine Beate zur Frau zu geben!

Oddendahl (streng,. Petersen!

Petersen. Immer hübsch gerecht sein, immer hübsch die Dinge von zwei Seiten betrachten! Daß er ein bißchen vorn und hinten ausschlägt, daß er das Leben an allen Zipfeln packt ... ich verdenke es ihm nicht! Ein Mensch, der durch eigene Kraft und Intelligenz so schnell uns alle überholt hat, der so schnell den Gipfel erreicht hat . . ja, ja, mein guter Oddendahl . . . wozu das leugnen wollen? . . . sein Haus da ganz oben beherrscht die ganze Stadt und er selbst uns alle . . . ja, ein solcher Mensch, den: vielleicht auch die breite Basis der Bildung fehlt ... der genießt schneller, gieriger, als Leute, die in einer guten Kinderstube aufgewachsen sind!

Oddendahl. Ich habe mich geschäftlich selbstverständlich, aber auch persönlich stets von solchen Elementen fern gehalten. Und ich habe Gelegenheit gehabt, dem Herrn das mehrere Male sehr klar zu machen.

Petersen. Wie das?

Oddendahl. Ein Besuch, den er kurz vor meinem großen Balle bei uns machte, ist meinerseits unerwidert geblieben. Alle seine Versuche, in Komitees einzutreten, deren Präsident ich bin, sind mißglückt. Er weiß es durch eine Indiskretion, daß ich die Ursache war. Er hat unvorsichtigerweise um Aufnahme in den kaufmännischen Klub nachgesucht ... sie ist ihm nicht gewährt morden ... ich selbst habe in geheimer Sitzung dafür plädiert . . . sein Verkehr mit unseren Töchtern würde auf den Bällen unvermeidlich fein . . und dazu ist mir meine Tochter denn doch zu schade. Ich habe ihm erst gestern, als Vorstand des Klubs, davon schriftlich Mitteilung gemacht, daß die Ballotage zu seinen Ungunsten entschieden hat. Du wirst nur also wohl selbst zugeben, daß ich bei diesem Mann nicht anpochen kann.

Petersen. Das verleiht der Sache nur noch einen besonders pikanten Reiz! (Wchelnd., Ja, sieh mich nur so erstaunt an: um so mehr würde es ihm schmeicheln, wenn du ihn um seine Intervention bätest!

Oddendahl. Petersen, das ist dein Ernst nicht, das kann dein Ernst nicht sein!

Petersen. Mein emsthaftester Ernst! Es wird seine Eitelkeit kitzeln, Vorsehung für den Senator Oddendahl spielen zu können. Die Höhe der Summe, du lieber Gott, die erschreckt ihn nicht. Der ist an andere Zahlen gewöhnt.

Oddendahl. Es ist da etwas . . ich möchte sagen . . Instinktives in mir, was mich gegen den Mann mit Widerwillen erfüllt. Und ich fühle ebenso: der Mann haßt mich, er muß mich hassen!

Petersen. So mag er dir aus Haß helfen und nicht aus Liebe! Wenn er nur Hilst! (Pause.)

Oddendahl (fd» in einen Sessel, in tiefem Sinnen). I. W. Oddendahl und

Sohn und Eduard Steinharter . . . dazwischen liegt eine Welt! . . . (Sich aufbäumend) Nein, nein, nein!

Petersen (tritt hinter seinen Stuhl und legt ihm die HZnde auf die Schulter, bedeutungsvoll

und »arm). Oddendahl, es ist die einzige Rettung! . . . Geh' zu ihm!

Oddendahl (aufspringend, mit voller Snergie). Ich kann nicht, ich kann nicht!

Petersen. Das sagst du heute! Und übermorgen früh?
Oddendahl. Mach' mich nicht rasend!

Petersen (kalt). Und übermorgen früh bleiben die Schalter von Oddendahl und Sohn geschlossen.

Oddendahl (pikmmenschauemd). Ich? (schwer keuchend) Ich . . . soll zu

ihm gehen? ... Ich ... zu ihm?

Petersen. Und übermorgen früh bleiben dir hier die Herzen

verschlossen! (Pause.)

Oddendahl (starrt in, s««,.
Petersen. Also?

Oddendahl «eise). Wenn es sein muß . . . erweise du mir den Dienst . . . gehe zu ihm . . . bahne an . . . vermittle . . .

Petersen. Dos märe wohl das Falscheste, was wir tun könnten! Den kleinen Triumph mußt du ihm schon gönnen! Mir kann er es möglicherweise abschlagen, und wir haben unser Pulver verschossen. Dir wird er es nicht abschlagen! Und glaubst du etwa, daß er es nur deiner schönen Augen willen tun würde? Er wird es betrachten, wie jedes andere Geschäft, er wird die Sache ganz klar und nüchtern behandeln und dir ganz anständige Zinsen berechnen.

Oddendahl geise>. Und wenn er. . . darüber spricht?

Petersen. Er ist zu klug, um indiskret zu fein! Geh' zu ihm und zwar noch heute abend! ... Ich möchte meinen alten Kopf zum Pfände geben, daß du heute nacht 'mal endlich wieder ruhig schlafen kannst!

Oddendahl (vor in hin,. Ruhig schlafen! . . . (schwer ie»fMi» ruhig

schlafen! . . . <»ur^ Pause, er heb, den Kopf.) Petersen! (er ergreift dessen Hand) ich

sehe ein, es bleibt mir keine Wahl, ich werde zu ihm gehen!
Petersen. Noch heute?
Oddendahl. Noch heute!

Petersen cihm die Hand schüttelnd). Viel Glück auf den Weg!

,V orhang.)

Aweiter Aufzug.

Bei Direktor Eduard Steinharter.

Ein mit geschmackvollem Luxus ausgestattete» Zimmer. In der Mittelwand recht» eine Türe. Donebm in einer sehr breiten, durch eiucn kostbaren orientalischen Teppich verdeckten Nische 1»» Schlafzimmer, Linke Wand eine Tür, welche zum Badezimmer führt. Neben der Tür ein breite» Fenster mit schweren, herunterfallenden Vorhängen. An der Wand rechts ein ungewöhnlich breiter Spiegel ,wie in den FriseurISdei», auf dessen Konsole eine Menge elegantester Bürsten, Kämme. Flacons, Necessaire« und Schwämme liegen. Recht» und link» vom Spiegel verstellbare Reflektoren. Vor dkm Spiegel ein amerikanischer Fiisterstuhl, Etablissements verschiedenster Stile. lZdaiselongue, Wemälde, Büsten, Bronzen. Von den vielen elektrischen Birnen sind nur einzelne angezündet. Abend desselben Tages,

Erste 5zene.

Kammerdiener Wilhelm. — Diener Richard Witting.

Wilhelm (Mitte dreißig. Frack, weiße Binde, sehr distinguiert in Äußerem und Benehmen, nimmt vom Spiegel einen Refraichisseur und stäubt durch da» Zimmer). Darf ich Ihr?

Zeugnisse sehen?

Witting glnfang 2«. elegant. Sandschuh. Hut,. Bitte! <Er gib, Ihm die Zeugnisse.,
Wilhelm (setzt den Flacon hin und öffnet da, Such,. Sie sind mir durch den

Kammerdiener des Grafen Prachs empfohlen morden . . . <« liest, Baron von Pressensdorf bis 1. Juli 1903 . . . Durchlaucht Prinz Dölsach bis 1. August 1904 . . . Seine Durchlaucht kenne 'ich von dem Rennen . . . sehr schick . . . durchaus Kavalier . . . gute Stelle . . . warum sind Sie da so schnell fortgegangen?

Witting. Durchlaucht traten eine Reise um die Welt an und haben hier ihren Hausstand aufgelöst.

Wilhelm. Ganz recht. Ich entsinne mich . . . Baron Landsberg auf Ohlstatt . . . Ohlstatt? . . . Ohlstatt? ... das ist die unbemitteltere Linie, nicht wahr?

Witting. Jawohl!

Wilhelm. Da waren Sie ja nur sechs Wochen!
Witting (»erlegen,. Da hatte ich . .. da . ..
Wilhelm. Nun?
Witting. Die gnädige Frau . . .
Wilhelm ... hat Ihnen gekündigt?

Witting. Im Gegenteil! Die gnädige Frau hatten sich in mich verliebt . . .

Wilhelm .. . und das wollten der Herr nicht dulden ... ich verstehe. . . Nun, wenn man Sie so betrachtet ... es läßt sich nicht leugnen, daß die gnädige Frau gewissermaßen von ihrem Standpunkt aus recht hatten.

Witting (verbeugt sich geschmeichelt,.

Wilhelm. Und was tat der Herr, als er die Sache entdeckte? Witting. Was mit der gnädigen Frau geschah, weiß ich nicht. Mir gab der Herr . . .

Wilhelm ... die Entlassung!

Witting. Ja, aber vorher gab er mir paar kolossale Ohrfeigen.

Wilhelm (gib, «m da, Buch ,uri>ck,. Sie haben also bisher ausschließlich bei dem Geburtsadel serviert und wollen nun bei Herrn Direktor Steinharter in die Finanzaristokratie eintreten. Sie werden hier manches vermissen und zum Ersatz wieder anderes finden, was Ihnen noch neu ist. Zwischen dem Hochadel und der Kauts-tilikmos existieren noch manche Unterschiede. Die werden sich erst ganz ausgleichen, wenn die Ksutsöriäucs dem Hochadel das Geld abgenommen haben wird bis auf den letzten Groschen . . . Dnrs ich Ihre Hände sehen?

Witting (,Ieht sich den rechten Handschuh an,,,

Wilhelm. Hm! Gut gepflegt! Serviert wird mit weißen Handschuhen, die Ihnen geliefert werden ... mir sind also im Prinzip einig ... Sie werden hier so gestellt sein, daß Sie sich für die Zigarren des Herrn nicht zu interessieren brauchen . . . Den persönlichen Dienst beim Herrn habe ich, und auch der Weinkeller steht unter meiner Leitung . . . Sie haben das Service, Sie begleiten den Herrn bei seinen Ausfahrten . ..

Witting. Hat der Herr ein Automobil?

Wilhelm. Drei. Warum fragen Sie danach?

Witting cverschmch). Ich würde nie eine Stelle in einem Hause annehmen, in dein man noch mit Pferden fährt!

Wilhelm . . . Sie haben die Besuche anzumelden . . . Sie werden sich bald die Nomine angeeignet haben, willkommene Besuche von lästigen zu unterscheiden, allerdings behalte ich mir bei schmierigen und diskreten Visiten die Entscheidung vor. Sie Heißens

Witting. Richard.

Wilhelm. Das geht nicht. Wir haben schon einen Richard, das ist der zweite Chauffeur. Richard der Erste . . . Richard der Zweite. . . das . . . das schmeckt zu sehr nach dem Theater. Sie heißen von heute an . . . haben Sie vielleicht besondere Wünsche?

Witting. Dann bitte ich, mich Eduard zu rufen.

Wilhelm. Unmöglich! So heißt der Herr. Sie heißen von heute an also Oskar.

Witting. Sehr wohl!

Wilhelm. Sprecheil Sie fremde Sprachen?

Witting. Französisch und Englisch.

Wilhelm. Das ist nicht günstig. Der Herr liebt es nicht, von der Dienerschaft bei Tisch verstanden zu werden. Ich allein darf eine Ausnahme «lachen. Sie werden also die Güte haben, diese beiden Sprachen zu vergessen. Und nun die Hauptsache: wollen Sie in diesem Hause Fuß fassen und vorwärts kommen, so seien Sie diskret! Sie sehen und hören nichts, was hier vorgeht. . . Sie sind blind und taub und stumm . . . Sie mundern sich über nichts, nicht wahr!

Witting. Zu Befehl!

Wilhelm. Geben Sie mir die Hand, junger Freund, ich glaube in Ihnen die richtige Kraft gefunden zu haben. <«r begKil« ihn ,«r Mi««tn«,> Gehen Sie über die große Vordertreppe, der Portier öffnet Ihnen die Tür. Sie können morgen antreten. <Die Minelmr »on «»Ken geöffnet.)

Zweite özene.

Borige. Ariseur Zimmermann durch die Milte,

Wilhelm. Darf ich die Herren vorstellen? Herr Oskar Witting, der sich hier als mein Adjutant die Sporen verdienen will . . . Herr Hoffriseur Zimmermann.

Zimmermann) . ^ «... ^ , ,,^,. ,^

^ !verbeugen sich mit der vornehmen Kreisen obgelausäiten Formlichkit!.

Witting i

Wilhelm. Stellen Sie sich mit Herrn Zimmermann gut, er repräsentiert hier eine Macht.

Witting <jds dttbnigmdi. Meine Herren!
Zimmermann (ebenso). Mein Herr!

WittiNg (Mite ob).

Dritte Szene.

Vorige ohne »ittlng.

Zimmermann (tritt an dm Spiegel und trifft «uiwahl unter Kämm« und »iirstenl.

Für wann erwarten Sie den Herrn?

Wilhelm. Es ist sechs. Er muß jeden Augenblick kommen.

Zimmermann. Diniert der Herr zu Hause?

Wilhelm. Vielleicht. Wir haben seit gestern einen neuen Koch . . .

Zimmermann (einige gracon, öffnend,. Nicht möglich! Sie haben Monsieur Henri, diese Perle, entlassen?

Wilhelm. Ja. Seine Rechnungen wurden schließlich pikanter als seine Küche. Sie werden mir zugeben, daß der Herr nicht in einem Monat sür elfhundert Mark Fleisch aufgegessen haben kann.

Zimmermann auch,,. Unter Ihrer Mithilfe?!

Wilhelm. Auch dann nicht! . . . Und dann hatte die Perle die fixe Idee, alle Woche einmal Hummer n, 1'»m6rio»in zu geben . . .

Zimmermann . . . und die lieben Sie nicht?

Wilhelm. Ich verehre den Hummer. Aber mein Magen teilt diese Verehrung nur in bescheidenem Maße.

vierte özene.

Borige. Brun« Tamiih idurch die Mittel.

Taunitz ceKgant. den Kops durch die Tun steckend). Darf mnn ins Allerheiligstö?

Wilhelm. Herr Taunitz, ich bitte ergebenst, einzutreten.

Taunitz (eintretend. Ach, guten Tag, mein lieber Zimmermann! Na, wieviel Leuten haben Sie heut wieder die Köpfe zurechtgesetzt? <«r klopft ihm vertraulich aus die Backen.) Manchmal beneide ich ^Sie UIN Ihre Tätigkeit . . .

Zimmermann. Aber gnädiger Herr . . .

Taunitz. Sie kleiner Schwerenöter treiben sich in allen Boudoirs herum und erlauschen die intimsten Toilettengeheimnisse unserer Damenwelt. Sie sind ein Mann von Geschmack, nun seien Sie mal indiskret und verraten sie, welche Schöne den ersten Preis verdient?

Zimmermann. Mir sind alle Kundinnen gleich lieb und wert!

Tannitz a»cht>. Haha! Ein Diplomat! Er will's mit keiner verderben! (Töff-TSff des Automobil«,)

Wilbelm (am Fenster). Der Herr! «5r geht schnell zur Mitteltiir, dk er beim «b. gehen offen lägi. Kurze Paule,,

Fünfte Szene.

Vorige. Direktor Eduard VteinKartn, gefolgt »on »ilhelm.
Steinharter (tritt schnell ein, ungefähr dreißig Iah«, Kornehm englisch gekleidet!,
Wilhelm (nimmt ihm Ehllnder und Handschuhe ab).

Steinharter. Tag, Bruno! Na wie geht's?

Taunitz. Miserabel!

Steinharter. Haben Sie gespielt?

Taunitz. Nein! Aber den Magen habe ich mir verdorben.

Steinharter. Ja, Menfchenskind, in welchen Kneipen treiben Sie sich denn eigentlich herum?

Taunitz. Ach was, Kneipen! Ich mußte gestern Familie simpel«.

Steinharter ««cht,. Hahaha! Bruno Taunitz bekommt moralische Anwandlungen!

Wilhelm (der «e Mittelbelcuchwng aufgeschraubt hat). Befehlen der Herr ein kaltes Bad?

Steinharter. Jetzt nicht! Vielleicht später!

Wilhelm (Ist ihm beim «»„leben d« Rocke» behillflich, den)

Steinharter (mit einem Jackett vertauscht). Besuche? Ich meine: von Wichtigkeit?

Wilhelm. Madame Cöcile wollten den Herrn durchaus sprechen.
Steinharter. Sie haben sie abgewiesen?
Wilhelm Zu Befehl!

Steinharter. Gleich für Sie, lieber Zimmermann! . . . Hat sie Schwierigkeiten gemacht?

Wilhelm. Die alten Redensarten!
Steinharter. Erledigt?
Wilhelm. Vollständig!

Steinharter (sich „n de» Spiegel setMd,. Also, Zimmermännchen, jetzt ganz der Ihre!

Zimmermann (legt Ihm Frisiermantel um und beginnt ihn ,u frisieren).

Steinharter, Bruno, Ihr verdorbener Magen wird Ihnen doch gestatten, eine Zigarette zu rauchen? Dort auf dem Tisch! Wilhelm, ein Glas ältesten Cognac für Herrn Taunitz!

Wilhelm (serviert, währenddessen)

Taunitz (sich eine Zigarette ansteckt,. Wie hat die Börse heute geschlossen?
Steinharter. Erregt!

Taunitz. Die letzten Depeschen meldeten doch festere Stimmung von auswärts?

Steinharter. Ja! Aber es liegt etwas in der Luft, was ich noch nicht recht beurteilen kann . . .

Taunitz. Etwas Ernstes hier bei uns?

Steinharter. Ich sage Ihnen ja: ich bin noch nicht auf der richtigen Fährte. Aber bis heute nacht werde ich orientiert sein.

Taunitz. Und Sie werden morgen einen großen Coup ausführen?

Steinharter. Kann sein! . . . Lieber Zimmermann, ziehen Sie mir um Gottes willen den Scheitel nicht so durch! Ich beabsichtige wirklich keine Konkurrenz mit den Korpsstudenten. Na, nichts Neues im Städtchen? Kein Skandälchen?

Zimmermann. Leider nein!

Steinharter. Zimmermann, Sie werden alt! Früher erfanden Sie immer so hübsche Geschichten! . . . Wilhelm, was liegt für heute abend vor?

Wilhelm. Der Herr haben eine Loge in der Oper.
Steinharter. Wagner?
Wilhelm. Die Kameliendame.
Steinharter. Wann stirbt sie?

Wilhelm. Um neun Uhr 58 Minuten beginnt der Todeskampf.
Steinharter. Und dann?

Wilhelm. . . . Ist Herrensouper bei Herrn von Helmbrecht! <»r

bleibt beschäftig.,

Steinharter. Kommen Sie mit?

Tau nitz. Ich bin leider für heute eingefangen. Ich muß bei Senator Klemm hopsen.

Steinharter. Bruno, ich gebe Sie definitiv auf!

Zimmermann. Der Ball verspricht, großartig zu werden. Der letzte große Maskenball in dieser Saison!

Steinharter. Wir sind doch schon im April?

Ziin in ermann. Der Herr Senator feiert heute seine silberne Hochzeit. Es werden auch lebende Bilder gestellt. Ich habe schon sieben junge Damen frisiert und muß von hier noch zu vier Familien.

Steinharter. Bitte, hier etwas lockerer! Noch ein wenig! So! . . . Na, und welche ist die Schönste?

Taunitz. Das sagt er nicht, der Schlauberger!

Steinharter. Na also vorwärts! Diskretion ist bei Ihrem Handmerk Nebensache!

Zimmermann. Unbedingt Fräulein Oddendahl.

Steinharter. Ist das eine Tochter von dem Senator?

Zimmermann. Jawohl. Fräulein Beate Oodendahl. Sie hat ein Kostüm gewählt .... <«rhimmeln« ein Kostüm! . . .

Steinharter «acht). Sehen Sie nur, Taunitz, dem alten Gourmand läuft schon das Wasser im Munde zusammen.

Zimmermann. Fräulein Oddendahl geht als Teufel, ganz rot, mit rotem Mohn auf dem Kopf!

Steinharter. Hübsch?

Zimmermann. Entzückend! (Er nimm ihm >>«, Wamel ab,,
Taunitz. Sie kennen die kleine Oddendahl nicht?

Steinharter (steht auf und prüft die Frisur im Spiegel). Blond? Brünett? Taunitz. Zwischen beiden! Zimmermann. Empfehle mich ergebenst! Steinharter. Empfehlen Sie mich lieber ergebenst dem roten Teufel!

Zimmermann

Sechste Szene.

vorig« ohne Zimmermann. Steinharter (bürstet sich den Schnurrbart vor dem Spiegel). Ist sie schlank?

Taunitz. Wie eine Tanne! Daß Sie die mit Ihrem Jägerblick übersehen konnten! Sie sitzt Ihnen in der Oper ja beinahe gegenüber. Steinharter c,« Wilhelm). Ich ziehe mich erst später um! . . . Wilhelm «ine« ab>.

Siebente Szene.

Borige ohne Wilhelm.

Steinharter. Kann sein, daß sie mir mal gezeigt wurde. In der Unterhaltung wohl so höhere Tochter? Nietzsche, d'Annunzio, Ellen Key?

Taunitz (1««. Mehr Maupassant mit einem kleinen Stich ins Frank Wedekindsche.

Steinharter. Hollah! Hollah! Sie machen mich neugierig!

Taunitz. Ein mundervoller kleiner Nacker! Sie spricht mit der größten Seelenruhe so halsbrecherische Dinge, daß man sich fragt: ist das nun größte Naivität oder größtes Raffinement? Man wird nicht recht klug aus ihr. Ich glaube, sie führt alle am Narrenseil.

Steinharter. Kokett?

Taunitz. Sie kann einen um den Verstand bringen. Wer es gibt auch nicht einen, der sich der geringsten Bevorzugung rühmen könnte.

Steinharter. Die Oddendahls sind 'ne alte Patrizierfamilie?

Taunitz. Mit die älteste!

Steinharter. Reich?

Taunitz. Das müssen Sie besser missen!

Steinharter. Ich habe keine Berührungspunkte zum Senator Oddendahl. Wohl etwas altmodischer Herr?

Taunitz. Er ist die verkörperte Ehrenhaftigkeit . . . ehrenhaft . . . ich glaube ... bis zum Fanatismus!

Steinharter. Mein lieber Taunitz, in Glück und Ansehen und Reichtum ehrenhaft zu bleiben ist ja ganz verdienstlich, aber ein übertriebenes Kunststück ist es nicht! Krisen, Sorgen, der brutale Kampf ums Dasein ... das sind die Prüfsteine für kaufmännische Ehrenhaftigkeit! . . . Gleich sieben? . . . So, mein Herzensjunge, und nun machen Sie gefälligst, daß Sie 'rauskommen!

Taunitz. Sie erwarten? Steinharter. Ich bewundere Ihren Scharfsinn! Taunitz. Sie sind, glaubeich, Qualitätsnascher? Steinharter. Sehr richtig! Über die Jahre der Quantitätsliebhabereien bin ich glücklich hinaus! Taunitz. Kenne ich?

Steinharter cia«. Ach, lieber Freund, das wollen wir doch lieber nicht einführen, daß wir uns gegenseitig Namen nennen! Also, hier haben Sie Ihren tadellosen Zylinder, hier haben Sie Ihre psrls-Zris, und ich sehe Sie schon nicht mehr!

Taunitz. Wissen Sie, Steinharter, ich bewundere Sie!

Steinharter (lach«. Bewundern Sie mich gefälligst morgen! <Zr i«le„et ih» ,ur MittelMr.z Dann erlaube ich Ihnen sogar, mich anzubeten!

Taunitz. In Ihnen steckt so etwas wie eine Siegernatur! Sie können alles, was Sie wollen.

Steinharter. Weil ich nur will, was ich kann! Ich überschätze nie meine Kräfte! Das ist das ganze Geheimnis meiner Erfolge. Und mit diesen: tiefsinnigen Ausspruch entlasse ich Sie und versichere Sie meiner Huld und Gnade!

Taunitz (Mitte ab).

t

Achte Szene.

Steinharter, dann WilKelm.

Steinharter
Wilhelm »von link«.

Steinharter cleiie). Sie erwarten die Dame, wie immer, unten an der Droschke. Sie sorgen dafür, dasz die Treppe nur ganz schwach erleuchtet ist und daß sie niemandem, ausnahmlos niemandem vom - Personal begegnet!

Wilhelm. Sehr wohl!

Steinharter. Achten Sie darauf, daß auch nicht der ^Portier oder dessen Frau aus der Loge kommen! Wilhelm. Es ist alles vorgesehen!

Steinharter. Ich verlasse mich auf Sie! . . . Sagen Sie mal, haben Sie die leiseste Ahnung, wer die Dame ist? Wilhelm. Nein!

Steinharter. Es heißt zwar, daß man vor seinem Kammerdiener kein Geheimnis habe, aber in diesem Falle wünsche ich, daß es auch ein Geheimnis für Sie bleibt! . . . Verstanden? .... So! Und nun gelien Sie! Die Dame kann jeden Augenblick kommen.

Wilhelm cmlttk

Neunte Hzene.

«teintiart« (allein).

Er erbricht einige auf einem Tisch liegende Briefe; plötzlich horcht er und eilt an» Fenster; er hebt de» Vorhang und lauscht, dann kehrt er enttäuscht zurück und beginnt auf» neue zu lesen; aus einem ferne» Kirchturm schlagt e« sieben; nervS» sieht er sich im Zimmer um. löscht die große Mittelbeleuchtung, daun hier und da eine Birne, so daß dli Zimmer »on angenehmem, nicht zu grellem Licht erfüllt ist; plötzlich bleibt er wie elektrisiert stehen, er lächelt triumphierend und gebt einige Schritte ,ur MItteltKr, wo er, dm Blick auf die Tür gerichtet, >vie gebaun, stehen bleibt; die Tür wird rasch geöffnet und nach Beaten« Eintritt von aui>en behutsam geschlossen.

Zehnte Hzene.

Steinharter. Beate.

Bellte (mit schwarzseidener Halbmaske und schwarzseidenem langen Domino stürzt ihm in die Arme).

Steinharter «eise, jubelnd). Beate! Beate «eise). Da hast du mich! (Umarmung. Pause., Steinharter «ei«. Warum zitterst du denn so? Beate «eis«. Angst! . . . Angst! («»? «< nure r»r.) Ist die Türe verschlossen?

Steinharter. Alles verrammelt!

Beate (löst sich au» seiner Umarmung). Schließe auch die Mitteltür!

Steinharter (verschließt die Tür,.

Beate (sich noch ängstlich umsehend). Niemand da . . . hinter dem Vorhang? (auf da« Fenster, oder (nach der Nische) dort?

Steinharter «««>. Überzeuge dich selbst!

Beate (em »ach der Nische und kehrt zurück). Man kann gar nicht vorsichtig genug sein! ... Du freilich riskierst nichts dabei . . . für dich ist's nur ein Schäferstündchen mehr . . . aber ich ... ich wage alles! . . . Wenn du müßtest, swieviel Vorsicht und List und Verschlagenheit dazu gehört, hierherzukommen! Ein ganzer Rattenkönig von Lügen! Aber zum Glück: Mama ist leichtgläubig, ich kann ihr alles vorreden! Ich muß gleich wieder fort! . . .

Steinharter. Maske ab!

Beate (anmutig abwehrend,. Nein!

Steinharter (stehend,. Maske ab!

Beate. Versuch's!

Steinharter (löst ihr die Maske, hi»«eriffen). Diese Augen! . . . diese Augen!

Beate (anmutig,. Nimm dich vor ihnen in acht! Steinharter. Ich habe mich schon ergeben! . . . Und dieser Mund! dieser süße Mund!

Beate (ebenso,. Er wird dich verraten!

Steinharter. Pah! gleichviel! Wenn er -nur küssen kann! (», küßt sie stürmisch, Pause,) Jetzt halte ich meinen kleinen Teufel in den Armen! (Pause). Diavoletto! . . . Angelina! (Pause, er will Ihr den Domino lösen.)

Beate. Laß!

Steinharter. Warum so geizig?

Beate (voll «nmut). Weil ich nicht will, daß du den Verstand verlierst!
Steinharter. Auf die Gefahr hin mag' ich's! csr löst ihr d«, D°mlm>.>

Beate (steht in dem im ersten AN beschriebenen Softjim: feuerroter Mohn. Gazeschleier, vor ihm; hinter dem rechten Ohr eine blutrote Rose).

Steinharter (prallt,uritck).' Beate. Du sprichst ja nicht? Steinharter. Ich kann nicht sprechen! Beate ckoK«,. Gefalle ich dir? Steinharter «eise,. Du lehrst, an Wunder glauben! Beate (verführerisch). Nicht wahr, ich sehe so aus, wie eine lodernde Flamme?

Steinharter. So ... als ob .. . als ob du ganz in Blut getaucht wärst!

Beate. Pfui, wie grausig! ... Gib mir lieber eine Zigarette!

Geschieht.)

Steinharter. Schluck Sekts

Bellte (wirft sich in einen Fouteuil, in dem sie sich zusammenkauert). Gib hei! (Sie stvfjen an, sie trinkt gierig au», dann starrt sie vor sich hin.)

Steinharter (setzt sich auf die breite Armlehne de, Fauleuil« und umschlingt ihre«

«a»; leise,. Schatz! . . . (Pause) Hörst du mich nicht?

Beate (verharrt in derselben Stellung,)

Steinharter (noch leiser). Schätzchen! . . . (Schmeichlerisch in, Ohr.) Mein Kätzchen!

Beate (wie «be»,. Was gibt's?
Steinharter. Träumst du?
Beate cnu» langsam).
Steinharter. Schön?

Beate. Mir träumte, daß mir plötzlich nicht mehr allein mären . .. Steinharter (leise). Wir sind ja nicht allein . . . Amor kichert in allen Ecken . . .

Beate . . . daß plötzlich mein Vater vor uns stünde!
Steinharter «««). Welche Idee!

Beate (immer noch in derselben Stellung). Was er wohl tun würde, wenn

er mich hier so sähe!

Steinharter (heiter,. Fluch und Verbannung!

Beate. Damit begnügte er sich wohl kaum!

Steinharter. Ich dächte, damit ist doch das väterliche Repertoire in solchen Fällen erschöpft? (Pause, heiter.) Er würde dich töten?

Beate cM ansehend). Oder dich!

Steinharter. Hahaha!

Beate. Du lachst?

Steinharter «acht,. Mein Liebling, der Chef eines Jmporthauses für Kaffee und Zucker tötet nicht! (Pauk.)

Beate. Wenn ich mir's so recht überlege ... warum bin ich eigentlich hier?

Steinharter «mm« Kl« und heitn). Vermutlich, weil du mich liebst?
Beate (ebenso). Nur keine Einbildung!
Steinharter. Weil ich dir gefalle?

Beate. Imponiert hat mir vor allem deine Frechheit, mit der du mir nachliefst! Eine solche bezaubernde Unverschämtheit war mir neu!...

Steinharter. Also, Teufelchen, wenn du mich nicht liebst, warum bist du denn hier?

Beate (ausspringend). Weil es verboten ist! weil ich der guten Sitte ein Schnippchen schlage, weil ich nicht mehr nur ahnen, weil ich wissen

wollte! (Sie geht ,um Spiegel. Kl den sie fleht. Immer voll hinreikender «Munt.) Dürfte

ich mit dir zusammen sein ... so vor aller Welt ... so ohne alles Heimliche und Verschwiegene und ohne alles Herzklopfen und ohne alle Vorwürfe ... so beglaubigt und gestempelt ... so als deine Frau . . . weiß Gott, es würde jeden Reiz für mich verlieren!

Steinharter (ist ihr gef°lg:). Auftichtigkeit kann man dir nicht absprechen. Also heiraten würdest du mich nicht?

Beate (füllt ihm lachend in die Arme). Ich denke ja gar nicht daran! (Pause, dann) Wenn du wüßtest, von wie vielen Männern du beneidet würdest!

Steinharter. Ich weiß es!

Beate. Dafür bist du nicht dankbar genug!

Steinharter. Was soll ich tun?

Beate. Knie nieder!

Steinharter (a»f dm Knien). Da bin ich zu deinen Füßen! ^

Beate. Küsseste! (Sie hebt den rechten Fuß.)

Steinharter (KM den F»b>.

Beate (auf ihn herabichauend). Da liegt er nun, .der große Herr, der mit Millionen spielt, wie Kinder init Glaskugeln, der an der 1, Börse gutes und schlechtes Wetter macht, vor dessen Stirnrunzeln die ältesten Kaufherren der Stadt zittern! . . . Wenn sie ihn so sehen könnten, wie er hier vor einein kleinen dummen Mädchen liegt, ganz willenlos, und ihr die Füße küßt . . . mein schöner Ritter, um deinen Nimbus wäre es geschehen!

Steinharter. Bin ich in Gnaden wieder aufgenommen? Beate (steht »chelndihn). Es kleidet dich ganz gut, so zu knien! Steinharter (springt lachend °»s,. Aber, mein süßer kleiner Teufel, es ist furchtbar unbequem! (Er »mannt

Beate (nimmt von der Konsole eine» goldenen Handspiegel). Hübsch!

Steinharter. Soll ich dir's schenken?
Beate. So was fragt man nicht!

Steinharter. Ich verstehe!

Beate, Nein, du mißverstehst mich! Du darfst mir außer Zigaretten nie etwas schenken . . . nichts . . . nichts! . . . Das würde die Sache doch profanieren! Ich bin doch nicht . . . ,We stock!.,

Steinharter. Na was denn? Was bist du denn nicht?

Beate. Ich bin doch nicht dein Verhältnis!

Steinharter aa« laut auf). Ja, mein Kätzchen . . . was . . . cmnntn loch»« was verstehst du denn unter einem Verhältnis?

Beate cgeringschstzig). Eine Kokotte! Man erzählt sich hübsche Dinge

von dir! (Sie ,npft vor dem Spiegel an ihrer Frisur,)

Steinharter. Glaube sie nicht!

Beate. Ah! Dir traue ich in der Beziehung alles zu! Du solltest nur 'mal hören, mit welchem Entsetzen dein Name so in unseren Kreisen genannt wird!

Steinharter. Ich habe niemals den Ehrgeiz besessen, zum Ehrenmitglieds des Vereins „zur Hebung der Sittlichkeit" ernannt zu werden!

Beate. Die Mütter halten dich alle für ein grimmiges grausames Ungeheuer . . .

Steinharter . . . das kleine Kinder frißt?

Beate lgibt ihm lachend einen leichten Schlag auf die Sacke) . . . oder richtiger die

großen Kinder!

Steinharter. Also man fürchtet mich? Das höre ich gern! Beate. Ja, sie fürchten dich und möchten dich heimlich doch alle für ihre Töchter kapern. <s>e wirft sich auf die «haiseionzue,.

Steinharter cse« sich an da« Fichende der Chaiselongue; leise). Sirene!

Beate. Bin ich so kühl?
Steinharter. Schlange!
Beate. Bin ich so falsch? (Pause,)

Steinharter. Und von hier aus willst du wirklich noch zuin Masken-
ball? Ich denke mir das schaudervoll langweilig!
Beate. Der Fuchs!
Steinharter. Wie?

Beate. Der Fuchs mit den sauren Trauben!
Steinharter. Wie meinst du?

Beate. Ich kenne einen gemissen Herrn, der sehr glücklich sein würde, wenn er sich in diesen Kreisen langweilen dürfte!

Steinharter. Hahaha! Wenn ich nur wollte!

Beate. Versuch's dock)! Du wirst nicht hinein kommen, und alle deine Millionen öffnen die Türe nicht, die zu diesem Kreise führt! Da halten Vorurteile und Stolz und Kastengeist und auch eine hübsche Portion Borniertheit Wache und wehren dir den Einlaß!

Steinharter tgan, im Gegensag IN seinem bisherigen Wesen ruhig und kal>>. Glaubst du? Und ich sage dir, wenn ich will lsteht auf und steht sie scharf an), liegen alle die stolzen Herren so zu 'meinen Füßen, wie ich eben vor dir gekniet habe!

Beate. Alle?

Steinharter. Alle!

Beate. Bis auf einen! Meinen Vater! Steinharter (leichthin, verbind««. Selbstverständlich! . . . Aber sonst . . . alle!

Beate (»«>. Prahlhans!

Steinharter (in derselben Stellung auf sie schauend). Wenn ich will!

Beate. Weißt du, wie deine Augen da eben funkelten? . . . wie die eines Raubtieres?

Steinharter (wieder heiter,. Ja, so'n bißchen Bestie steckt wohl in jedem Menschen!

« Beate. Das ist ja auch das, was mich so an dir reizt ... das

schaurig-süße Gefühl der immer drohenden Gefahr! . . . Komm her! Du darfst mich küssen!

Ste inharter (beugt sich aber sie; in langem Kusse schlingt)
Beate (beide «rme um seinen Hol«?.

Steinharter «eis«. Singe etwas! Etwas Süßes . . . Liebes. .. Träumerisches!

Beate. Wird das Raubtier sentimental?
Steinharter (eindringlich,. Bitte!
Beate. Gib mir deine Laute! . . . Dort drüben! (Da>
Steinharter «»«,).

Beate. Nein .... nicht dort .... auf dem kleinen goldenen Tisch ... auf dem alten Platz . . .

Steinharter (bringt ihr die Laute, altfranzösische«, kostbares Instrument!,

Beate (stimmt). Ach, ich will nicht singen. Aber eine Überraschung sollst du haben! . . . (Sie spring, aus.) Ich will dir etwas tanzen . . . Denselben Tanz, mit dem ich heute abend alle bezaubern werde! . . . Willst du mich begleiten? Nur ein paar Griffe? Fange nur an, ich reiße dich schon mit fort!

Beate (beginnt sich langsam z« wiegen; Wlene» und Gesten drücken Hoffnung und Sehnsucht au«; sie scheint in bonger Srwarluug zu lauschen; sie klagt, mit dem Schleier ihr Gestcdi verdeckend, plötzlich horcht sie auf, ihre Zöge verklären sich, sie beginnt roscder zu tanzen, ob und zu unterbrochen von Au5» rufen der Freude, sie winkt mit dem Schleier erst longsam, dann immer siiiiinischer. ste tanzt immer wilder und leidenschaftlicher, ihre Rufe werden immer jubelnder, bis sie endlich in höchster Ekstase ihm jaucdzend in die Arme siiirjt; lange Umarmung, in dieser nimmt sie die rote Rose und gibt sie

ihm). Da!

Steinharter (leise und bebend). Bleib' hier!
Beate (ebenso). Du bist von Sinnen!
Steinharter (gehender,. Bleibe hier!
Beate. Ich will nicht!
Steinharter <no<5 heiK«,. Beate!

Beate (verwirrt,. Ich kann . .. nicht . . . ich . . . muß fort .... das nächste Mal länger! . . .

Steinharter <ga,,, leise,. Komm! («r wm sie fortziehen,,

Beate (macht sich von ihm los und eilt auf den Domino zu. den sie schnell überwirft.»

Steinharter. Wie grausam! . . .
Beate <»« dem Spiegel). Gib mir die Maske!

'Bis zum Schluß der Szene leise und schnell,.

Steinharter. Da! . . . wann sehe ich dich wieder?
Beate. Bald!
Steinharter. Wann?
Beate. Übermorgen!
Steinharter. Eine Ewigkeit!
Beate. Du wirst zu anspruchsvoll!
Steinharter. Komm' morgen! Willst du?
Beate. Ja! . . . Ist die Luft rein?

Steinharter. Warte! c»r sffn« «e Mweit»«, svsht hin«,,, und schließt ,«

wieder; dann klingelt er; die Tur wird longsam von außen geöffnet.)

Steinharter. Leb' wohl!

Beate. Leb' wohl!

Steinharter. Bleibst du mir treu?

Beate. ?«r evsr! (Sie fliegt hin«««, er folgt ihr ein paar Schritte, ihr Kliffe nachsendend,)

Elfte Szene.

Steinharter (allein).

<Sr schließt die Türe, er eilt an» Fenster, hebt den Vorhang und steht einen Moment hinab, dann schließt er den Vorhang und bleibt lächelnd und in süße Erinnerung versunken stehe»; er nimmt die Rose, die st« ihm geschenkt hat. und berauscht sich einen Moment an ihrem Duft; er steht nach der Uhr, dann klingelt er.'

Zwölfte Szene.

Steinhart«. Wilhelm durch die Mittel.

Steinharter. Fort? Ohne Störung?
Wilhelm. Alles nach Wunsch!
Steinharter. Niemand auf der Straße?
Wilhelm. Niemand!
Steinharter. Ich ziehe mich um!
Wilhelm. Zu Befehl!

Steinharter (geht nach hinten in die Nische; dn Vorhang fallt hinter ihm. wie lmabstchtllet,!

hinter dem Vorhang), Was ist heute in der Oper?

Wilhelm (vor dem Vorhang). Die Kameliendame.5

Steinharters (Stimme). Ach ja, Sie sagten es schon! Und dann?

Wilhelm. Herrensouper . . .

Steinharter. . . . Bei Helmbrecht. . . (lacht, Ich bin im Augenblick noch ein bißchen zerstreut . .. Geben Sie niir das Eau de Lavalette her!

Wilhelm (holt da» Verlangte und öffnet den Vorhang).

Steinharter (kommt in schwarzen Hose» und Hemdsärmeln vor: er geht zum Spiegel und bindet sich dort, weitersprechend, die veibe Krawatte, die ihm Wilhelm reicht). Wie weit sind die

Tapezierer unten?

Wilhelm. Ich denke, in drei bis vier Tagen wird alles fertig sein.

Steinharter. Das dauert zu lange!

Wilhelm. Es waren noch verschiedene Reparaturen notwendig.

Steinharter (während thm Wilhelm weiße Weste und Frack anziehe» hilf«. Ich

habe es satt, hier oben in diesen paar Zimmern zu Hausen. Ich kann ja keinen Menschen bei mir empfangen. (Da, Taschen,«« parfümierend.) Sind Sie mit dem Koch zufrieden? (»r st«» sich die «ose ws Knopfloch.) Hat er Phantasie? Hat er Inspiration?

Wilhelm («oll Wirde,. Ich halte ihn für ein Genie!

Steinharter. Lassen Sie das Automobil vorfahren!

Wilhelm (geh, °», Fenster). Es steht fchon vor dem Portal. Gnädiger Herr, da fährt soeben noch ein Wagen vor.

Steinharter «eise und voll Freude). Sie kommt zurück! . . . eine Droschke?

Wilhelm. Nein, es ist ein herrschaftliches Coupö! Steinharter. A bah! ... Ich bin nicht zu Hause! . . . Sehen Sie jedenfalls nach, wer es ist.

Wilhelm (Mitte ab).

Dreizehnte Tzene.

Steinharter lallein.

<Sr fill, sein Zigarettenetui, dann öffnet >r den Zigarrenschrank uns wähl, dor, aus verschiedenen Kisten

Zigarren.)

vierzehnte ^>zene.

Steinharter. Wilhelm.

Wilhelm (mu einer »arte>. Dieser Herr wünscht . . . Steinharter (ärgerlich). Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nicht zu sprechen bin.

Wilhelm. Der Herr machte es aber so außerordentlich dringlich, daß ich glaubte, es wäre im Interesse des gnädigen Herrn selbst, wenn .. . Steinharter. Wer ist es denn?

Wilhelm (überreicht ihm die Karte),

Steinharter (lesend, leise, ganz f°ssu„g«os>. Wer? (»r reibt sich die klugen,)

Ich traue wohl meinen Augen nicht? . . .

Wilhelm (schraubt die Mittelbeleuchtung auf).

Steinharter (geht schnell an einen kleinen Tisch und hält die Karte direkt unter eine kleine

Stehlampe! leise) „Senator Johannes W. Oddendahl" . . . (Sich schnell »ach Wilhelm

umdrehend.) Er selbst?

Wilhelm. Ich glaube!

Steinharter (leise und schnell). Weisen Sie ihn ab! (Ärgern« mit dem Fuße oufstompfend.) Schade! . . .

Wilhelm lgeh, zur Milteltüre, währenddtsse»)

Steinharter d», Weite blicken«. Oder vielleicht besser, der Gefahr sofort zu begegnen! («r richt« auf.) Ich lasse bitten! ... Und Sie halten sich in der Nähe!

Wilhelm (Mitte ab>.

Fünfzehnte Szene.

Steinharter (allein).

(Srgrimmt). Nur der Zufall, dieser plumpe Geselle, kann sie verraten haben! (Mit der Faust auf de» Tisch schlagend.) Äh! Der schöne Traum so schnell

zu Ende! (Er seht umher,)

Sechzehnte Szene.

Steinliartkr» Oddcnoaiil idurch die von Wilhelm geöffnete Tiir).

Oddendahl. Mein Name ist Oddendahl. . .

Steinharter. Es bedarf keiner Vorstellung, Herr Senator. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Sie hier empfange, aber ein Heer von Arbeitern in den Parterreräumen . . . (Sehr »»sicher.) Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen? <sie setz« s» in Fau,euu» «ege»»««.) Was verschafft mir die ganz ungewöhnliche und — ich darf hinzufügen — ganz unerwartete

Ehre? (Kurze Pause.)

Oddendahl. Eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit führt

mich zu Ihnen! («kurze Pause, er riugt nach Worte».) Ich hätte nie geglaubt,

daß eine solche Stunde in meinem Leben möglich wäre, aber . . . Steinharter (unruhig). He?

Oddendahl . . . aber es gab keine Wahl für mich, es mußte sein!

(Pause,)

Steinharter oaste»«. Herr Senator, Sie scheinen sehr erregt und ...

Oddendahl. Das bin ich allerdings, und ich muß mir alle Mühe geben, um meine Fassung zu bewahren! (»»r,e Pause,)

Steinharter (m«s,). Da Sie den Weg zu mir gefunden haben, nehme ich wohl nicht mit Unrecht an, daß Sie von inir Beruhigung erwarten?

Oddendahl (sieht Steinharter,est an>. Ja! ... Sie sind der einzige Menfch, der mich beruhigen kann!

Steinharter (unsicher). Sie dürfen überzeugt sein, daß es geschehen wird, wenn es in meinen Kräften steht . . .

Oddendahl. Es steht in Ihren Kräften!

Steinharter. Dann wird es auch geschehen!

Oddendahl. Sie versprechen damit viel!

Steinharter. Ich werde es halten! (Pause,)

Oddendahl. Ich komme zu Ihnen, um ... Ihren Rat zu bitten . ..

Steinharter c^ht ihn «staun, °«. sehr «rbiMich,. Der Meister kommt zum Schüler! ... Es macht mich stolz, Herr Senator, wenn ein Mann wie Sie. . .

Oddendahl («,« Wo«» ringen« um . . . Ihre Hilfe zu bitten . . . Steinharter («riert ihn scharf,. Ah! ... So handelt es sich um eine geschäftliche Angelegenheit?

Oddendahl («u gesenkten »ugu». Ja!

Steinharter (atmet erleichtert aus). Hm! (Kurze Pause, In der er sich sammelt', er ^reicht sich den Schnurrbart, bann Mieder mit gewohnter Sicherheit.) Herr Senator, ich bin

ganz Ohr.

Oddendahl. Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen, mir kommen so am schnellsten zur Klarheit. Die persönlichen Beziehungen, welche bisher zwischen uns bestanden . . .

Steinharter (überlege»). So? Bestanden welche?

Oddendahl. Ich war mehrere Male gezwungen . . . erst gestern wieder . . . Ihnen private Ungelegenheiten zu bereiten . . .

Steinharter. Ich kann mich nicht entsinnen!

Oddendahl. Erlassen Sie mir, bitte, die Details, die Ihnen ja bekannt sind!'

Steinharter. Ah! Jetzt verstehe ich! Sie spielen auf die Komiteeund Klubplänkeleien an. Halten Sie mich nicht für kleinlich, Herr Senator, . . . solche kleinen Nadelstiche empfinde ich nicht . . . über die lächle ich! ^

Oddendahl. Umso mehr aber muß es Sie wundern, mich hier zu sehen! cP°use,, Die Firma I. W. Oddendahl und Sohn ist Ihnen bekannt!

Steinharter. ?ar rsnommös! Leider nur par renoiuiQös! Ich hätte es gern gesehen, mit wohl einer der ältesten und geachtetsten Finnen in Verbindung treten zu können, aber die stolze Zurückhaltung dieses Hauses..

Oddendahl (leise). Das Haus befindet sich in großen Schwierigkeiten . . .

Steinharter. Ah?

Oddendahl (ebenso). Und . . . deswegen bin ich hier!
Steinharter (gedehnt,. So, so!

Oddendahl. Die Nachricht kommt auch Ihnen, wie ich sehe, überraschend . . .

Steinharter. Herr Senator, einem tan «ccompU gegenüber wund're ich mich nie! . . . Nicht nur die Ärzte und die Anwälte, auch wir Geldleute sehen so oft in Verhältnisse, in bittere Kämpfe und glänzendes Elend, daß wir uns mit der Zeit das „sich wundern" abgewöhnen. Manchmal bemitleiden wir solche Schicksale, denn es ist viel verschämtes und viel unverdientes Leid dabei. Aber meistens verachten wir sie. Und mit Recht! Wir verachten diesen Stolz, der sich nicht aus Überzeugung beugt, fondern den nur die Not bezwingt! c«uqe Pause,, Entschuldigen Sie, Herr Senator, diese kleine Exkursion auf das Gebiet der Menschenbetrachtung und Menschenverachtung, und beschäftigen wir uns mit Ihrer Angelegenheit ... Das allerdings hatte ich nicht erwartet. Ich wußte zwar, daß durch verschiedene überseeische Zahlungseinstellungen und Stockungen größere Ansprüche an Ihr Haus herantraten, aber . . > Oddendahl. Woher wußten Sie das?

Steinharter (»che»). Mein Gott, Herr Senator, das transatlantische Kabel ist eine jedem zugängliche und äußerst wohltätige Einrichtung! Es gibt keine geschäftlichen Geheimnisse mehr! Wir sitzen alle in einem Glashause! . . . Ihre Finna befindet sich also in Schmierigkeiten, und Sie verlangen von mir, daß ich diese Schmierigkeiten Hebel

Oddendahl. Ich verlange es nicht ... ich frage Sie . . . ich bitte Sie darum!

Steinharter. Und diese Schmierigkeiten ... ich meine die momentanen . . . beziffern sich wahrscheinlich auf ... auf .. . 400 000 Mark?

Oddendahl (Ihn erstaunt ansehen«. Das ist die Summe! Auch die ist Ihnen bekannt?

Steinharter (l°cht>. Halten Sie mich für keinen Hexenmeister! Es sind Tratten gezogen von der Hongkong- und Shangaibank auf I. W. Oddendahl. Nicht wahr? Diese Accepte befinden sich in meinem Portefeuille und werden Ihnen, wenn ich nicht irre, übermorgen durch meine Bank präsentiert werden. <«,««.) Sie sehen also, es geht alles mit rechten Dingen zu, ohne jeden Apparat und ohne doppelten Boden!

Oddendahl. So bin ich also in Ihren Händen?

Steinharter (bei»«). Aber, Herr Senator, in „meinen Händen!" «Lachend.) Das klingt ja ganz blutfaugerisch, ganz, als ob ich ein Vampir wäre! ... Ich präsentiere die Wechsel . . . Sie bezahlen sie oder bezahlen sie nicht, und ich gebe sie unter Anrechnung meiner kleinen Provision an meinen sicheren Vormann zurück!

Oddendahl (langsam,. Das eben darf nicht geschehen! (Paust.)

Steinharter. Sie haben hier in der Stadt doch große Beziehungen? Sie haben doch viele Freunde? Haben Sie bei denen schon angeklopft?

Oddendahl. Nein!

Steinharter. Warum nicht?

Oddendahl. Die Zeiten sind zu ernst. Ein jeder hat mit sich zu tun. Und umsonst will ich mich nicht bloßstellen.

Steinharter. Das begreife ich. Aber verzeihen Sie mir die Frage, warum schenken Sie gerade mir dieses Vertrauen? Oddendahl. Weil .. . weil . . .

Steinharter. Herr Senator, die Handelsbank genoß bisher nicht den Vorzug, sich Ihrer Sympathien zu erfreuen. Warum kommen Sie jetzt gerade zu mir, dem verantwortlichen Leiter dieser Bank?

Oddendahl (ihn fest ansehend,. Weil ich glaube, daß Sie der einzige Mann sind, der mir helfen wird! <sr steh, auf und «ehe du«« i», Ammer.,

Steinhar ter (steht auch auf und folg, Ihm Mi, dm «uge»; er lächelt). Hin! hm! Die Situation wird ja recht pikant! (Pause., Rauchen Sie?

Oddendahl. Ich danke!

Steinharter. Wer gestatten Sie mir eine Zigarette ... ich folge dann aufmerksamer und konzentrierter. (Geschieht.) Herr Senator, ich bin kein Freund langwieriger und pedantischer Verhandlungen . . . Konferenzen mit bockbeinigen zopfigen Behörden zum Beispiel machen mich ganz kribbelig ... ich übersehe jede Situation blitzschnell ... und gewöhnlich treffe ich das Richtige! Ich sage schnell ja oder nein!

Oddendahl (angstvoll, als ob er von seinen Lippen lesen molltc). I« oder ....

nein?

Steinharter. . . Und in diesem Falle sage ich, salls nicht Hindernisse vorliegen, die ich noch nicht übersehen kann, ja! Oddendahl (Kuchmd,. Sie wollten?

Steinharter. Ich will Ihnen beweisen, daß Sie sich in mir geirrt haben. Ich will mit offenen Karten spielen, und das erwarte ich auch von Ihnen! Ich mache gar kein Hehl daraus: es schmeichelt mir, Ihnen dienen zu können! Aber — ich will Ihnen auch helfen aus kaufmännischem Corpsgeist! Ich halte es für die vornehmste Pflicht der großen Banken, in kritischen Zeiten Häufer von der Bedeutung des Ihrigen zu stützen!

Oddendahl (einfach,. Ich danke Ihnen!

Steinharter. Dessen bedarf es nicht! . .. Wenn Sie mich in Ihre Lage eingeweiht haben werden, wenn ich die Situation überblicken kann, so werde ich Ihnen die Bedingungen nennen, unter denen ich eingreifen will. Sie können annehmen oder ablehnen! Und wenn nichts daraus wird, so bleiben wir die . . . alten guten Freunde . . . (fein lächelnd, hätte ich beinahe gesagt! Ich werde es nicht umsonst tun, dazu bin ich denn doch zu sehr Kaufmann, aber ick) werde mich mit einem bescheidenen Nutzen begnügen!

Oddendahl. Ich . . . danke Ihnen!

Steinharter. Noch einmal, Herr Senator, ich rechne nicht auf Dank! Wenigstens im allgemeinen nicht! Das habe ich mir auch schon längst abgewöhnt. (Lei«., Ich denke mir, das Leben ist so bunt lind mannigfaltig ... die Verkettungen sind manchmal so eigenartig . . . wer weiß, ob ich nicht einmal in die Lage komme, Sie an den Dienst zu erinnern, den ich Ihnen jetzt vielleicht leisten werde!

Oddendahl. Einen solchen Dienst vergißt man nicht!

Steinharter <,»hl ihn scharfDas sagen Sie jetzt!

Oddendahl. Das werde ich immer sagen!

Steinharter. Um so besser! ... Und jetzt, wenn es Ihnen recht ist, zur Sache! . . . Kann ich noch heute einen Einblick in Ihre Bücher nehmen?

Oddendahl. Die stehen Ihnen zur Verfügung! . . . Aber der leichteren Übersicht halber und um die Sache zu beschleunigen, habe ich eine Aufstellung mitgebracht, welche Sie vollständig orientiert, («r ab««,« Ihm eine «n^hl grober Bogen.) Sie ist von mir geprüft und richtig befunden worden. Mein alter Prokurist Brockmann hat sie angefertigt.

Steinharter. Der Name ist mir wohlbekannt. Diese Perle hätte ich Ihnen gern schon lange weggefischt. Der sieht ja ans wie das verkörperte Pflichtgefühl. Ich sehe ihn hier manchmal an der elektrischen Haltestelle. Wohnt er hier in der Gegend?

Oddendahl. Nicht weit von hier. In Ohlsdorf.

S teinharter (setzt sich mit der Aufstellung »orne hin).
Oddendahl (geht mit den Händen auf dem Rücken her).

Steinharter (murmelt lesend einige Zahle», dann blickt er Uber die Blätter lSchelnd hin,

«eg>. Hahaha! Seltsam! . . . Seltsam!

Oddendahl lumhe«. Die schwimmenden Ladungen, die Sie unter 5'. finden, sind in drei und einer halben Woche fällig und können sofort gelöscht werden!

Steinharter (lew). Das wäre also Ende des Monats-, ich verstehe! (Er lächelt wieder iiber die Blätter hinweg-, er Pafft große Wolken.)

Oddendahl (umher). Die großen Lagerhäuser sind nur zum ursprünglichen Grundbuch««« angegeben, obgleich gerade der Wert der Terrains unten in der Nähe der Quais sehr gestiegen ist.

Steinharter. Ich weiß, ich weiß! (Lach,.) Ich habe unter der Hand schon aufkaufen lassen, was zu haben war! (über da« Bia«. sinnend und «051»»,) Eine merkwürdige Situation!

Oddendahl. Wie meinten Sie?

Steinharter. Nichts . . . nichts ... ich bin gleich fertig! . . . Nur noch einen Augenblick! . . . (über d°, Bio« Kise.) Hahaha! «a«« Hm I Sehr klar, sehr übersichtlich!

Oddendahl. Wie Sie selbst sehen, kann diese Bilanz auch vor dem strengsten Richterauge bestehen. Ich wollte mir nicht selbst etwas vorlügen! Nur eine momentane Stockung! Würde ich in aller Ruhe liquidieren können, so würde ich meinen Verpflichtungen in einundeinhalb bis zwei Jahren auf Heller und Pfennig nachkommen können. Aber dazu kann ich mich nicht entschließen. Das werden Sie begreisen! Ich habe dieses Geschäft vom Vater ererbt, ich arbeite und lebe für dieses Geschäft seit vierzig Jahren ... es hat mir viele Freuden und viele Ehren gebracht ... das alles gibt man nicht so leichten Herzens auf!

Steinharter. Das kann Ihnen niemand verdenken!.. . Wenn diesem etwas geschwächten Körper frisches Blut zugeführt wird, kann er wieder atmen und leben! «» da« »lau.) Pardon, Herr Senator, dieser Posten bedarf

noch einer kleinen Erklärung! (Er ladet Oddendahl mit einer Bewegung ein. Plag zu nehmen.»

Oddendahl (setzt sich und schaut mit einer Lorgnette hinein).
Steinharter (beug, sich, gleichfalls hineinblickend).

Oddendahl. Sie meinen die Immobilien?

Steinharter. Nein, das überseeische Dampferkonto . . .

Oddendahl. Dars ich fragen, was Ihnen daran auffällt?

Steinharter. Ich wundere mich über den so geringen Wert, mit dem Sie die ganze Linie, auch die „Beate Oddendahl" eingeschätzt haben?

Oddendahl. Es ist wiederum genau nur der Versicherungswert. . .

Steinharter. Das ist wohl Ihr schönstes Schiff?

Oddendahl. Die „Beate Oddendahl" ist mein Liebling!

Steinharter. Sonst hätten Sie ihm wohl auch nicht den Namen eines Mitgliedes Ihrer Familie gegeben? Trägt das Schiff den Namen Ihrer Frau Gemahlin?

Oddendahl. Es ist nach meiner Tochter von mir getauft! ... «n

diesem Augenblick fällt die rote Rose aus Steinharte« Knopfloch auf die Blätter, die Oddendahl in Händen hat; kurze Pause.)

Oddendahl. Lachen Sie mich nicht aus . .. ich möchte diese Rose als gutes Omen für die „Beate Oddendahl" behalten . . . wollen Sie sie mir lassen?

Steinharter. Bitte sehr, Herr Senator!

Oddendahl. Ich danke Ihnen! («»rx Pause.,

Steinharter (geht im Zimmer umher). Herr Senator, im Prinzip wären mir also einig!

Oddendahl. Und welche Garantie verlangen Sie?

Steinharter. Keine! Die ruht in Ihnen selbst!

Oddendahl (atmet tief aus und erhebt sich).

Steinharter. Ich denke, Bedingungen und Verträge lassen mir bis morgen! (Heiter) Ich habe heute noch einige gesellschaftliche Verpflichtungen zu erfüllen, aber nach ein paar Glas Sekt in lustiger Gesellschaft arbeite ich immer am besten. Ich werde mich heute nacht mit Ihrer Angelegenheit eingehend beschäftigen und werde bis morgen früh fertig sein! Sie lassen mir wohl Ihren Auszug hier? . . . Morgen im Laufe des Vormittags kann alles erledigt werden!

Oddendahl. Darauf kann ich mich verlassen? Unbedingt?

Steinharter. Unbedingt! . . . Wäre Ihnen elf Uhr recht? . . . Ach pardon, das geht nicht ... da habe ich eine Aufsichtsratssitzung.. . also nach der Börse ... um drei . . . Wollen Sie zu mir in die Bank kommen oder ziehen Sie es vor, hier bei mir . . .

Oddendahl. Das wäre mir lieber!

Steinharter. Wie Sie wünschen! Ob ich die ganze Transaktion als ein Geschäft der Bank auffasse ... ob ich es privatim auf mein Konto übernehme, das weiß ich im Augenblick noch nicht, und das ist Ihnen wohl auch gleichgültig?

Oddendahl. Es märe mir erwünschter, wenn ich nur Ihr Schuldner

wäre!

Steinharter. Nun, wir werden ja sehen! . . . Übrigens, daß die Akzepte zufälligerweise gerade in meinem Besitz sind, vereinfacht ja die Sache wesentlich, und das wird Ihnen ja auch besonders lieb sein. So braucht außer meinem Schreiber, der die Verträge kopiert und für dessen Verschwiegenheit ich persönlich einstehe, so braucht kein dritter etwas davon zu erfahren. (Lächelnd.) Es bleibt also so gewissermaßen, wie man zu sagen pflegt, alles in der Familie! Und Sie scheinen mir ein Mann zu fein, der wahrhaftig kaltblütig eher dem Tode ins Gesicht sieht, als einem öffentlichen Eklat!

Oddendahl (gm, einfach,. Ich bin kein Mann von vielen Worten . . . ich werde diese Stunde nicht vergessen, in der ich einen Ehrenmann kennen gelernt habe!

Steinharter (fei»). Und ich werde diese Stunde nicht vergessen, in der ich einem Ehrenmann habe dienen können! Oddendahl (sich verbeugend). Auf morgen! Steinharter (ebenso). Auf morgen, Herr Senator!

Oddendahl (geht durch die Mitteltä«. die von Wilhelm von außen geschloffen mird>.

siebzehnte ^>zene. Steinharter lallein, blickt vor sich hin, lächelnd). . . 's ist eine tolle Welt!.. .

(Dann einige Schritte vor. lachend,) Hahaha! Eine toll« Welt!

Isolde Kurz.

von

Ma? Krieg.

— Freiburg i. Br. —

n Isolde Kurz' dichterischer Persönlichkeit verbinden sich deutscher Ernst, deutsche Gemütstiefe und Phantasiefülle mit der Klar, heit, dem feinen Formsinn und der Schönheitsbegeisterung

des Südens zu einer harmonischen, durchaus eigenartigen Gesamt» erscheinung. Mit der ganzen Heiheu Liebe einer echten Künstlerseele hängt die Tochter des sangesfrohen Schwabenlandes an ihrer neuen Heimat, dem sonnigen Lande der Schönheit. In einem ergreifenden Gedicht (Auf San Miniato) verheißt sie, daß ihre dankbare Liebe zu Italiens Boden in Blumengestalt noch aus ihrem Grabe sprossen solle. Ihre Schriften liefern auf Schritt und Tritt Beweise feinsten Ver> ständnisses für Natur, Kunst, Volkstum Italiens. Von seiner großen Vergangenheit ist ihre Seele ganz erfüllt! speziell die großen Gestalten der florentinischen Renaissance, die sie in einem eigenen Buche („Die Stadt des Lebens, Schilderungen aus der florentinischen Renaissance") so eindrucksvoll geschildert hat, find ihr aufs innigste vertraut. Aber die hochgebildete Dichterin hat schon in zarter Jugend unmittelbar aus der Quelle getrunken, der Italiens künstlerische Kultur entströmte; ist es ja doch sein schönster Ruhmestitel, „die nachgeborene Schwester Griechenlands" zu sein. Die Welt Homers beherrschte ihre Kinderspiele, im Garten ihres Vaterhauses wandelten Götter und wurde Troja erstürmt.

„Mein Hellas, Jugendland! «ein Kölker Wahn,
Wie dich im Sehiisuchrsrrmnne Dichter sah'n,
Nein mir verwachsen mit lebendigen Banden,
Auf uns'reS Kartens Nasen neu erstanden.

In deinem Boden wurzelt all mein Wesen. .

In der Tat verraten die Virtuosität der Form, die Meisterschaft rhythmischer Gestaltung, das Feingefühl für die organischen Beziehungen zwischen Form und Inhalt bei unserer Dichterin deutlich genug den an den ewigen Mustern der Antike gebildeten Geist, Der hochgesteigerte Kultus der Form ist freilich auch schuld daran, daß wir bei Isolde Kurz manchmal die Ursprünglichkeit und natürliche Schlichtheit des Empfindens, die Intensität des inneren Erlebens, die Frische der Anschauung ver> missen. Dieser Nachteil tritt besonders deutlich in einem der früheren Werke unserer Dichterin, den „Florentiner Novellen" hervor, wo Isolde Kurz noch am wenigsten sie selbst, noch sichtlich von fremden Mustern abhängig ist. Der Einfluß Heyses, der ein Freund ihres Vaters »war, und der Münchener Schule überhaupt ist in diesen historischen Novellen unverkennbar. Das rein erzählende Element spielt hier eine Rolle, wie in den späteren Arbeiten kaum jemals mehr, die Erfindung und Durch» führung einer spannenden Fabel bildet offenbar das Hauptinteresse der Dichterin. Gewiß ist die Erfindung in Novellen wie „Die Vermählung der Toten" und „Der heilige Sebastian" kühn und bedeutend. Auch muß zugegeben werden, daß die letztere Erzählung an psychologischer Vertiefung, Wahrheit der Empfindung und glänzender Wiedergabe des Zeitkolorits die übrigen Stücke der Sammlung nicht unbeträchtlich überragt. Im allgemeinen jedoch ist die Behandlung der Einzelheiten in diesen Novellen vielfach farblos, konventionell und weitläufig, die Sprache zeigt eine monotone Glätte und Fülle und schwillt hie und da zu einer etwas naiven, altmodischen Rhetorik an. Mir will fast scheinen, als sei der Dichterin der Einfluß des Boccaccio einigermaßen verhängnisvoll geworden, an dessen uns Modernen auf die Dauer doch schwer erträgliche Manier der Stil immerhin zeitweise anklingt.

Die „Florentiner Novellen" sind mit den „Phantasieen und Märchen" Isolde Kurz' einziges Werk von vorwiegend epischem Charakter. Von den Märchen kann nur das letzte („Vom Leuchtkäfer, der kein Mensch werden wollte") als in seiner Art vollendet gelten: es ist wirklich eine kleine Perle, eigenartig und hochpoetisch. Die übrigen leiden ähnlich wie die „Florentiner Novellen" sämtlich an dem ilbelstnnd, daß glückliche, ja zum Teil ganz wundervolle Ideen eine Ausführung gefunden haben, die sie nicht zur Geltung zu bringen weiß. Wie prächtig beginnt zum Beispiel der Geschichte vom „geborgten Heiligenschein", aber im späteren Verlauf entartet die feine Ironie ins Burleske, der Witz wird banal und billig. Vor allem aber sind die Sachen alle viel zu gedehnt.

Seinem eigentlichen Wesen nach ist das Talent unserer Dichterin entschieden ein lyrisches, wie ihre „Gedichte" aufs glänzendste beweisen. Sie sichern ihr einen Ehrenplatz unter den bahnbrechenden Vertretern moderner Lyrik. Wohl enthält die Sammlung einzelne durchaus unbedeutende oder spielerische Stücke, wie „Beichte", „Ruhelos", „Haienfuß", und das einleitende Gedicht des kleinen Zyklus „Mädchenliebe", der übrigens sonst vortrefflich ist. Andere wieder erheben sich nicht hoch über das Durchschnittsniveau lyrischen Mittelguts, wie etwa „Nacht° gebet", „Jägers Omen", „Die gute Wäscherin", „Fahr' wohl", „Tie Steppenrose", „Panacee", „Amors Schmiede" ?c. Die Mehrzahl jedoch, vor allem der herrliche Zyklus „Asphodill", gehört zu den individuellsten und stärksten lyrischen Offenbarungen der Gegenwart, Es ist sehr charakteristisch für Isolde Kurz, daß sich in dem ziemlich starken Bändchen (ich rede von der 1891 erschienenen 2, Auslage) auszer der „Legende", den „Büßern" und etwa noch „Ans der Kindheit" kaum irgendwelche Gedichte von vorwiegend erzählendem Charakter finden. Auch diejenigen, die sich der Ballade nähern, wie „Wegwarte", „Robins Brautschiff", „Tie Schwestern", „Treue", „Tie Hochzeit in der Mühle", deuten eine Handlung nur leise an und beschränken sich im übrigen auf den Ausdruck von Stimmungen, Tenn gerade auf möglichste Verinnerlichung, auf möglichste Beschränkung des nie ganz zu überwindenden episch-tatsächlichen Elements in der Lyrik ist ihr Streben offenbar gerichtet. Die Stimmung, die Empfindung soll möglichst rein und unvermischt, dabei treu nnd wahr im Gedicht festgehalten werden, damit sie unmittelbar auf den Leser übergehen, sich in ihm ohne weiteres nacherzeugen kann. Ter Zyklus „Asphodill" besonders ist ein Beweis, mit welch zwingender realistischer Kunst Isolde Kurz ihre eigene Stimmung in unsere Seele überzuleiten versteht. Die Tiefen ihrer Seele sind uns gleichsam geöffnet, und wir erleben deren wechselnde Zustände, wie sie der Verlust des geliebten Freundes hervorruft, aufs intensivste mit: alle leisesten Zuckungen des Schmerzes, die zum Teil widersprechenden Vorstellungen, Empfindungen, Stimmungen, die sich im Lauf der Tage durch ihr wundes Bewußtsein drängen. Erinnerungen an gemeinsam durchfochten? Kämpfe, an das Ringen mit dem Schicksal um die Verdiistertc Seele des Geliebten, an süße Liebkosungen, das Bild des nächtlichen Grabes, in dein er so schlecht gebettet ist, jetzt starre Verzweiflung iiber die eigene furchtbare Verlassenheit, dann wieder milde Resignation im Gedanken, daß er, der Ruhelose, nun doch Friede hat, ja Freude über sein wonniges Schlummern, das die Liebe bewacht — all das zieht an uns vorüber, bis wir in der Stimmung, die die Tichterin beherrscht, völlig untertauchen.

Die kürzlich erschienenen „Neuen Gedichte" stehen ganz auf der Höhe der ersten Sammlung. Ja, man kann von dem ziemlich starken Bändchen sogar sagen, daß es kaum irgend etwas völlig Unbedeutendes enthält. Eine ganze Reihe der edelsten lyrischen Perlen glänzt uns daraus entgegen. In Gedichten wie „Das Maienfest", „Ich saß so lang vom Glück entfernt", „Südliche Nacht", „Vision", „Letzte Fahrt", „Jetzt heißt es still und heimlich sich entfernen", „Entrückung", „Winternacht", „I^e terups que je rozzrette", kommt manchmal die Empfindung, die Stimmung mieder so wunderbar rein zum Ausdruck, daß wir gleichsam die Worte, die sie getragen haben, völlig vergessen und die unmittelbare Berührung der Seele der Dichterin zu fühlen glauben. Durch die schönsten dieser Lieder geht ein tief schwermütiger Grundton, der aus Herz greift. Tie Dichterin beklagt ihre verlorene ungenossene Jugend, deren weißes Gewanö eben hiner den Bönnien entflattert, als das späte Glück sie besuchen kommt. Oder sie breitet sehnsüchtig die Arme nach den unbekannten Seelenfreunden aus, für die allein sie gedacht und gedichtet, die ihr nie im Leben begegnen wollen und von denen sie doch weiß, daß sie sind. Das eigene ungeborene Kind, das ihre Sehnsucht nicht ruhen läßt im Dunkel des Nichtseins, besucht sie als „holder Mittagsspuk", und seine Hand stiehlt sich mit „ungefühltem Druck" in die ihre. Besonders schön und charakteristisch für die Dichterin, die das Kind so innig liebt und seine Seele so von Grund ans versteht, sind mich die vier Kindergedichte, Das erzählende Element nimmt einen etwas breiteren Raum ein als in der ersten Sammlung, und Isolde Kurz beschenkt uns mit einigen echten, höchst wirkungsvollen Balladen.

Die Form dieser Gedichte ist von kristallener Klarheit und bezauberndem Wohllaut. Das musikalische Element spielt, wie bei aller echten Lyrik, eine große Rolle. Jenes feine Ohr für den Rhythmus, dessen Seltenheit in unseren Tagen Isolde Kurz mit Recht beklagt, besitzt sie selbst im allerhöchsten Grade. Dabei verfügt sie über eine erstaunliche Sprachgewalt, Das vielfach so barbarisch mißhandelte Instrument, die deutsche Sprache, das so herrliche Töne hergibt unter den Fingern des Meisters, spielt Isolde Kurz mit souveräner Leichtigkeit, Dies beweisen auch ihre meisterhaften Übersetzungen, von denen das berühmte „Bacchuslied des Lorenzo Magnifico" hervorgehoben sei.

Es gibt unter Isolde Kurz' Novellen eine Gruppe, die für die lyrische Grundrichtung ihres Talents wohl eben so beweiskräftig ist wie die Gedichte, jene nämlich, die es entweder fast ausschließlich oder doch vorwiegend mit Stimmungen zu tun hat: hierher gehören bezeichnenderweise der Dichterin beste Arbeiten, vor allen „Mittagsgespenst" und „Genesung". In der Einleitung zur erster«, Novelle spricht es die Dichterin geradezu aus, daß sie eigentlich gar nicht erzählen, sondern nur einen merkwürdigen inneren Znstand schildern, also rein lyrisch verfahren wolle, „Da ist eigentlich nichts zu erzählen, es ist nur ein Zirstcmd und keine Geschichte," Mit leiser, aber unwiderstehlicher Gewalt werden wir in die Stimmung hineingezogen, die das Erscheinen des Mittagsgespenstes vorbereitet, des weißen Phantoms, das den „grauen oder schwarzen huschenden Tckmtten des Nordens" so unähnlich ist. Wir wandern durch den Sonnenbrand der toskanischen Hügellandschaft in der lautlosen Stille eines Sonntagmorgens der toten Stadt San Gimignano entgegen, jenem „Stück versteinerter Vergangenheit". Ein seltsames Grauen bcschleicht uns in ihren leeren hallenden Straßen, beini Anblick ihrer himmelhohen trotzigen Türme, und wir wundern uns nicht- mehr, daß mit dem Schlag der Mittagsstunde in der „sinnverwirrenden, überirdischen Helle, die alle Gegenstände zu Visionen macht," jene furchtbare Vergangenheit, deren unsichtbare Gegenwart uns bisher ängstigte, uns nun auch sichtbar vor die Augen tritt. Tie stimmung erzeugende, suggestive Kunst der Dichterin hat hier wohl ihren Höhepunkt erreicht, Ter Bericht des seltsamen Menschen, der das Mittagsgespenst erblickt hat, versetzt uns allmählich in eine förmliche Hypnose, und wir glauben ihm am Schlüsse gern, daß es auch „Gespenster von geschehenen Dingen" gibt, und daß seiner organisierte Seelen von ihnen heimgesucht werden.

Noch reicher an spezifisch poetischer Schönheit dürfte die Novelle „Genesung" fein, deren ungemein zarte Atmosphäre an den beseligenden Zauber eines lieblichen Traums gemahnt. Ja, ein seliger Traum ist es, den wir mit dem schönen kranken Jüngling durchträumen, der, seiner südlichen Heimat in zu zartein Alter entrissen, Jahre schweren Siechtums im rauhen, nebligen Norden durchlitten hat. Jetzt ist seine glühende Sehnsucht gestillt, das geliebte Venedig steigt wieder vor seinen entzückten Blicken empor, die verfallende Wnnderstadt über den Wassern, die entthronte Meereskönigin, herrlicher, phantastischer noch, als die verblaßte Erinnerung sie ihm gezeigt. Heimlich stiehlt er sich von der Seite seiner Mutter, um allein die Straßen und Plätze zu dnrchschlendern, und ihn, den man bisher so sorgsam gehütet, „selbst vor der Freude", durchströmt ein berauschendes Lebens und Freiheitsgefühl. Märchenherrlichkeit umgibt ihn, nnd ein Märchen ist es, was er erlebt. Blumen regnen auf die Gondel herab, die ihn über das grüne Walser der Kanäle trägt, und anf den Stnfen seines ehemaligen Vaterhauses tritt ihm das Glück in zarter Mädchengestalt entgegen, um an seiner Seite hineinzufahren in die venetianische Wundcrnacht. „Es war, als schwämme mit dem schönen Hungen Menschcnpaar der Frühling selbst über die dunklen Fluten." Selig schlummert er an diesem Abend ein, denn es sind so Wunder für ilm geschehen, das Glück ist zn ihm gekommen. Am andern Morgen findet man ihn tot, ein Lächeln auf den Lippen; „er hatte anf venetianischem Boden die Genesung gefunden." Ein lyrisches Gedicht in Prosa ist diese Novelle, von feinster Harmonie der Form, zart, wie aus Tust gewoben, farbcnschimmernd, von unbeschreiblichem, traumhaftem Ttimmungszauber erfüllt.

Auf einen lyrischen Grnndton ist auch „Werthers Grab" gestimmt! mit wehmütiger Liebe und einem leisen Lächeln rettet die Dichterin die Poesie des Jlgenaucr Idylls, das durch die nüchterne Betriebsamkeit unserer Zeit vom Erdboden vertilgt wurde, in ihr Reich. Längst entschwundcne Tage mit ihrer naiven Harmlosigkeit, ihrem Frieden nnd ihrem gefühlsseligen Idealismus scheinen in dem altmodischen Park nnd dem Schweizerhänschen des alten Fräuleins von Plessen wie durch einen Zauber zum Stillstehen gezwungen. Wie eine Verkörperung jener Tage geht sie im weißen Kleid und Florentiner Strohhut zwischen ihren Rabatten und Taruswänden umher, eine rührende Gestalt, die ihr mystischer Verkehr mit geliebten Toten mit einem geheimnisvollen Nimbus umgibt, Ihr seltsames kleines Reich erscheint uns in um so höherer Verklärung, als wir es in einer Kinderphantasic gespiegelt sehen. Isolde Kurz blickt mit wehmütiger Sehnsucht auf das „Kinderparadies" zurück. Tie Kindheit ist nach ihrer Ansicht „im Grunde unser wahres Dasein". „Denn was später kommt, ist nur eine vergrößerte und vergröberte Wiederholung," Kein Wunder, daß die Dichterin das Kind beneidet, denn das Kind erlebt ja eigentlich lauter Poesie, seine Einbildungskraft umwebt die gewöhnlichsten Tinge mit einem Feenzauber. „Das Kind übertrifft an Phantasie den größten Dichter, nur daß keine Kunde aus seiner Welt in die nnsrige dringt." So hat uns denn Isolde Kurz einzelne Kindcrgeschichten von zartem lyrischem Reiz geschenkt. „Der Aktiengarten" gehört noch ganz zu den Stimmungsnovellen, während „Nachbars Werner" vielleicht schon zum Teil der Gruppe zuzuweisen ist, die ich die psychologische nennen möchte. Denn die Dichterin dringt hier mit feinstem Verständnis tief in das seltsame Leben und Weben einer eigenartigen, hochbegabten Kinderseele ein, deren tragisches Geschick in ergreifender Weise mit dem bunten selbstgeschaffenen Wunderland kontrastiert, in dem „Nachbars Werner" mit feiner kleinen Freundin schwelgt.

Es ist klar, daß gerade der Lyriker wohlbegründete psychologische Interessen hat. Wer gewöhnt ist, in die Tiefe der eigenen Seele hinab» zusteigen, um ihre geheimsten Regungen zu belauschen, der wird sich auch von jedem fremden merkwürdigen Seelenleben unwiderstehlich angezogen fühlen. Dabei löst die divinatorischc Kraft des Tichterblicks, die wundersame Fähigkeit des echten Dichters, sich in fremde Individualitäten einzuleben, Rätsel, vor denen der „erakte" Psychologe rat- und verständnislos steht. Zwei Arten von Problemen find es, mit denen sich Isolde Kurz in ihren psychologischen Experimentalnovellcn beschäftigt: auf der einen Seite eigenartige, komplizierte, ja direkt pathologische Naturen, die manchmal noch durch besondere Erlebnisse oder Umstände zu einer abnormen Entwickelnng gedrängt werden, auf der anderen Seite naive Individuen aus dem Volk unter dem Einfluß bestimmter Schicksale. Die „Italienischen Erzählungen" enthalten zwei Erzählungen von der ersteren Art. „Erreichtes Ziel" zeichnet einen aristokratischen Sonderling, einen feingcbildetcn Dilettanten, geborenen Junggesellen und bedächtigen Zauderer, der in einem seltsamen platonischen Verhältnis zu seiner schönen Consine steht. Schon zum zweiten Male Kartet sie vergebens Jahr um Jahr auf seine Werbung, denn er fühlt instinktiv, das; er sich als Ehemann schwerlich so wohl suhlen würde, wie als ritten licher Verehrer nach guter alter Fasson, Schließlich läßt er gar für sie und sich ei» fürstliches Grabmal errichten und „bietet ihr statt des Platzes in seinem Haus — ein Grab an seiner Seite!" Tas Ende vom Liedc ist, daß die schöne Melanie mit dem Bildhauer, der die Gruft geschaffen hat, sich heimlich vermählt und ihm nach Amerika folgt. Aber der wunderliche Liebhaber weiß die Königin seines Herzens zu zwingen, daß sie wenigstens im Tode zu ihm zurückkehrt: er vermacht der armen Cousine sein großes Permögen unter der Bedingung, daß sie einst sein Grab mit ihm teilt. Während sie seinen Hügel mit Blumen schmückt, „wartet er mit der Geduld, die ihm im Leben eigen war, aber in voller Zuversicht, daß die Frau seiner Liebe komme, nm sich an seiner Seite zu betten". Es ist eine ungemein feine und eigenartige psychologische Studie: die Tichtcrin hat ihren seltsamen Helden mit großer Kunst so gehalten, daß er niemals lächerlich wird, sondern daß wir trotz alles Kopfschüttelns mit Teilnahme seinem Treiben folgen. Glänzend bewährt sich ihre Kunst, außerordentliche Seelenzustände nachzuempfinden nnd mit überzeugender Energie zur Tarstellung zu bringen, in der kleinen Skizze „Ein Rätsel", Ter Wahnsinnige, der sein Ich verloren hat, schwelgt, nach verzweifelten Versuchen, es wiederzufinden, in der triumphierenden Vorstellung, daß er „durchgebrochen sei durch den Boden des Ichs, durchs Gesetz der Jndividnation, hindurch, hinab, ins reine Sein, auf den Urgrund der Tinge". Tie Mischung von Tiefsinn und Narrheit ist mit überraschendem Realismus getroffen. Ein Gegenstück dazu bildet die Phantasie „Haschisch" in den „Phantasieen und Märchen", die fast mit derselben Wahrheit die Traumzustände des narkotischen Rausches mit ihren sich steigernden Wirrnissen schildert. Tas Problem der Novelle „Gedankenschnld" erinnert an „Rosmersholm": auch hier „das ungeheure Raffinement eines langsamen Mordes mit reinen Händen", hegangen von einem mit dämonischer Willensmacht ausgerüsteten Weibe, das nm jeden Preis den

Geliebten besitzen will: auch hier die völlige Abwesenheit des moralischen Sinnes während der furchtbaren Tat und dann die Umwandlung unter dem Einfluß des Geliebten. Marina, das Weib mit den Sphinrnugen nnd dem wie mit Blumen verhüllten Abgrund in der Seele, deren Gedanken töten können, ist eine der stärksten und tiefsten Schöpfungen der Tichtcrin. Mit Grauen ahnen wir das Geheimnis der von einer elementaren Leidenschaft erfüllten Wcibesseelc, die „dunkel und unbegreiflich ist, wie die schöpferische und mörderische Ncirur selbst".

„Sein Todfeind" sncht Hie schwierige Aufgabe zu lösen, nns begreiflich zu machen, wie ein Mensch mit trefflichen Anlagen, aber reizbar nnd nicht sehr willensstark, an einem lächerlichen Namen, den ihm die schrnllen^ hafte Pädagogik seines Vaters angeheftet hat, zugrunde geht.

Es hatte für die feine Seelenkennerin offenbar einen eigenen Reiz, ganz iin Gegensatz zu solchen verwickelten Fällen, wie eine hochgesteigerte Kultur sie hervorruft, anch das naive Bewußtfein auf primitiver Entwickelungsftufe zum Gegenstand ihrer Analyse zu machen. Bietet sich ja doch hier dem Beobachter der Vorteil, daß die Instinkte und Leidenschaften der menschlichen Psyche sich ihm in ihrer typischen Reinheit darstellen. Gerade ihre zweite Heimat, Italien, schien für solche Beobachtungen das geeignete Feld zu sein; denn es ist nach der Dichterin Auffassung „das Land der großen Menschheitstypen, wo die ewigen Urbilder immer wieder nachwachsen". Die beiden Erzählungen „Pcnsa" und „Unsere Carlottn" führen uns zwei italienische Dienstmädchen vor. Tie arme, kleine Pensa, die ihren Namen so wenig verdient, ist eine schwache Seele, eines jener „dumpfen Kinder der Natur", die „kein Ich haben und nnr ein Stück des immer treibenden Lebens sind". Gedanken- und willenlos läßt sie sich von ihrer abenteuerlichen Leidenschaft für den schönen jungen Militärarzt ins Verderben reißen, freilich nicht in dem Sinn, als ob sie sein Opfer würde, denn davor bewahrt sie ihr unschuldiges Herz und die Erinnerung an die Mahnung des sterbenden Vaters. Die ganze EntWickelung des Verhängnisses ist mit ergreifender Wahrheit zur Anschauung gebracht. „Unsere Carlotta" dagegen, schon ihrer äußeren Erscheinung nach eine „schöne Riesin", ein „Bronzewcib", das an antike Kolossalstatnen erinnert, ist eine „mächtige, einfache, wie aus den Blättern des Alten Testaments herausgestiegcnc Gestalt". Dieser „menschgewordene Urtrieb" mit seiner elementaren Rachsucht erinnert lebhaft an Richard Voß' „Sabinerin". Anch die Novelle „Tie Glücksnummern", welche die mit einem seltsamen Aberglauben verbundene Leidenschaft des italienischen Volkes für das Lotteriespiel zum Gegenstand hat, wäre hierher zu stellen.

In ihren Dichtungen ist es Isolde Kurz nur um Gestaltung zu tun. Sie tritt darin nicht wie manche ihrer Schwestern in Apollo auch als Prophetin auf, als Verkündcrin irgend einer ethischen, religiösen, sozialen Richtung. Sic nimmt darin keinerlei Stellung zu Zeitfrcigcn. Bezeichnenderweise macht sie der deutschen Kritik einen schweren Vorwurf daraus, daß sie bei einem Dichter vor allem nach solchen Dingen suche, daß ihr nicht das Talent, sondern die Gesinnung die Hauptsache sei.

Wer die Welt- und Lebensanschaunng der Dichterin im einzelnen kennen lernen will, der mnß nach einem ihrer neuesten Werke greifen. „Im Zeichen des Steinbocks" hat sie diese Aphorismensammlnng betitelt.

„Ja, ich betrat die Welt beim Sonnensiege,
Und unterm Steinbock stand auch ineine Wiege,
Zum Sinnbild nahm ich ihn, zum Wappentier . . .
. . . wer in seinem Zeichen
Geboren ist, der wag' es ihm zn gleichen.

Ihn muß die weglos muhe Höhe locken,
Nicht vor dem Sturze bangend darf er stocken,
Auf Gipfeln ist sein Reich und seine Ruh',
Er muß den ewigen Einsamkeiten zu."

Höhenluft weht in der Tat in diesem Buch. Die es geschrieben hat, gehört zu den Auserwählten, die auf den Gipfeln des Lebens und der Erkenntnis wandeln. Es trägt das Gepräge eines hohen, stolzen, starken und freien Geistes.

Einer der wichtigsten Züge im Bilde der Dichterin, wie es uns aus diesen Blättern entgegenspringt, ist ihre ungemeine Wertschätzung der Form, nicht bloß der äußeren natürlich. Die Form bedeutet überall den Sieg des Geistes über die Materie. Das Entscheidende beim Künstler, beim Dichter ist die Form, „unter der sein Wesen jeweils in die Erscheinung tritt", ihr Verständnis und ihre Beurteilung die einzige wahre Aufgabe einer berufenen Kritik. Der Deutsche leidet von Natur an einer gewissen Formlosigkeit: aus der Empfindung dieses Mangels entspringt „der Zug nach dem Süden, dem Lande der Form", der ein nationaler Zug und durchaus nicht zu schelten ist. „Das hellenisch-römische Form» gefühl gewinnen, es mit dem tiefen, prophetischen Geiste des Germanen» tums durchdringen, das ist und bleibt die Kulturaufgabe der Deutschen". Ter Naturalismus mit seiner Verachtung jeder Form ist „eine Revolution der Materie gegen Geist und Form." Tiefsinnig zeigt Isolde Kurz die kosmische Bedeutung der Form, des Rhythmus, der als die Offenbarung einer ewigen Ordnung das Weltganze durchflutet, und den innigen Zusammenhang zwischen Rhythmus und Ethik. „Alles Gute ist nur Har» monie, Rhythmus, Einstimmen und Takthalten mit der Musik des Welt» ganzen . . , Nicht in gute und schlechte, fondern in musikalische und unmusikalische müßte man die Menschen einteilen" — echt griechische Gedanken!

Isolde Kurz erweist sich in diesem Punkt so recht als eine Schülerin der Griechen, deren begeistertes Lob sie denn auch fortwährend im Munde führt. „Immer die Griechen! Kannst du denn von nichts anderem reden? Es treibt mich, allen meinen Wohltätern zu danken. Ten Griechen danke ich, wie billig, am öftesten." Man begreift diese grenzenlose Verehrung des genialen Volkes bei einer Natur, die dein hellenischen Altertum in so hohem Grade geistesver» wandt ist. Man freut sich gerade in unserer Zeit herzlich über das mutige und beredte Zeugnis, das eine hochbedeutende Frau für den schwer bedrohten Humanismus' ablegt, der eine der Grundfesten unserer geistigen Kultur bildet. Aber gerade im Interesse der um die Existenz ringenden humanistischen Bestrebungen mutz man es bedauern, daß Isolde Kurz' Griechenbegeisterung doch gar zu überschwenglich erscheint, denn dies kann ihr Zeugnis in den Augen vieler leicht entwerten. Die Griechen, „das einzige Kulturvolk, das jemals gelebt hat," zu nennen, im Agamemnon des Aschylos den Gipfel aller tragischen Kunst zu sehen, der niemals wieder erstiegen worden sei, zu behaupten, daß die großen Griechen allein frei geblieben seien von allen Malen der Sterblichkeit, während man es für möglich hält, daß selbst Shakespeare und der Faust einmal sterben, das geht doch zu weit,

Isolde Kurz hält es für möglich, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo die Frau zur Hüterin der Schätze klassisch-humanistischer Bildung bestellt wird, um den Mann zu entlasten, den die ins Unendliche wachsenden Aufgaben moderner Wissenschaft immer stärker in Anspruch nehmen. Dieser interessante Gedanke schon zeigt, wie hoch sie das Ziel der Frauenbewegung stecken muß. Bloß auf „die Förderung und ökonomische Sicherung einzelstehender weiblicher Wesen" auszugehen, wäre viel zu wenig, „Wir brauchen eine stärkere, adligere Mutter für die künftigen Geschlechter, als die Durchschnittsfrau von heute."

Daß unsere Dichterin und Denkerin mit dem hochentwickelten Sinn für hellenische und romanische Feinheit und Klarheit germanische Tiefe verbindet, zeigt ihr kühnes Niedersteigen in metaphysische und mystische Abgründe. Was sie über das Mysterium des Ich sagt, über den geheim» nisvollen Widerstreit der „Zentralität" jedes einzelnen Ich mit der aller andern, über die dunkle Ahnung der wesentlichen Einheit alles Bewußtseins, erinnert an ihre Skizze „Ein Rätsel".

Die Herzenskündigerin, die tiefe Kennerin der Menschenseele, wie sie uns in manchen Novellen entgegentrat, finden wir wieder in dem Abschnitt über „Moral und Psychologie", wo sie lebhaften Protest erhebt gegen das starre Geltendmachen der „idealen Forderungen" ohne Rücksicht auf das „so unendlich komplizierte Gewebe" menschlicher Anlagen und Verhältnisse. Tic grobe Verständnislosigkeit des Alltagsmenschen, sein selbstgerechtes Aburteilen über die Handlungen des Nächsten, von deren geheimen Ursprüngen er keine Ahnung hat, erregt Isolde Kurz den äußersten Widerwillen. „Psychologie ist es, was dem verworrenen Weltgetriebe vor allem not tut, sie müßte die Begleiterin des abstrakten Rechtssinns werden, sie müßte mit ihrer Fackel in alles Erziehungswesen leuchten, sie müßte überall, wo Menschen zusammenwirken, der strengen Sachlichkeit die Aufsicht führen helfen."

Isolde Kurz ist eine durchaus vornehme Erscheinung, eine Aristokratin des Geistes, ein Fremdling in unserer plebejischen Zeit. Sie erinnert lebhaft an die edlen Gestalten unserer klassischen Literaturperiode, an jene adeligen Charaktere, deren beständiges Streben es war, „den ganzen Menschen zur künstlerischen Vollendung zu bringen". Höchst bezeichnend ist ihre Bewunderung dieser „Charokterkünstler und Selbstcrschaffer", ihre Klage, daß heutzutage „die geistige Kultur mit Seelenadel nichts mehr zu tun" habe, bezeichnend auch ihre Überzeugung von der engen Verwandt» schaft zwischen Ethik und Ästhetik. „Ethische und ästhetische Werte sind in ihrem allerinnersten Wesen eins." „Moral ist angewandte Ästhetik." Eine abstrakte, philiströse Moral, der das künstlerische Empfinden mangelt, ist ihr zuwider. Aber ebensowenig versteht sie das Gebaren jener „ästhetischen Schroelgcr, die überall das Schöne suchen und genießen," aber „in ihren eigenen Handlungen und Unterlassungen so gar nicht schön" sind. Was Wunder, wenn sie, mit diesem hohen und echten Idealismus im Herzen, sich abwendet von dem rohen Hasten und Jogcn unserer materiellen Gegenwart, um einsam in einer Zukunft zu leben, von der sie die Wiederkehr einer verjüngten, veredelten Menschheit mit freudiger Zuversicht erwartet?

„Doch weil das Heil noch fern der kranken Welt,
Und weil mein Licht mir meinen Pfad erliellt,
Will ich von ibren Festen fern und I<hden
Mich mit der Zukunft einsam unterreden.
In ätherieichte Luft, zum Alvenfir»"
Trögt mich der Geist, ich fiihl' um meine Stirn
Das Wehen schon der uiWvornm Tags . . ."

Wer sich inmitten der schweren Kämpfe unserer verworrenen Übergangszeit nach einer Ruhepause sehnt, wer seinen schwankenden Glauben an das Ideal, an den erhabenen Beruf des eigenen Volkes und der Menschheit stärken möchte, wer seinen Geist gesund baden möchte in den kristallenen Wassern einer hohen, reinen, freudigen Welt- und Lebens» anschauung, der nehme Isolde Kurz' Schriften zur Hand, er wird sich nicht betrogen finden.

Italien und Deutschland.

von

Mredo Wagini.

— Mailand. —

Italien und Teutschland haben sich gegenseitig bisher immer von oben herunter angesehen, aber, wie mir scheint, niemals gerade ins Gesicht, Wir waren stets den Deutschen gegenüber, was sie für uns gewesen, Eroberer oder Eroberte, Als die Teutonen zum ersten Male auf der Bühne der alten Welt erschienen, wütete unter ihnen das Schwert der Römer, aber auch die Romer lernten die Schärfe des teutonischen Schwertes kennen. Dann ward in einem vielhundcrtjährigeu Kampfe das römische Reich — das heiszt die militärische und Politische Oberherrschaft der Italiener über alle Völker — von den Teutonen vernichtet. Es war für die alten Römer eine weit härtere und schwierigere Aufgabe, nach Teutschland hinaufzusteigen, als für die alten Germanen, über die Alpen nach der norditalienischen Tiefebene herunterzukommen. Das war natürlich, nicht nur weil man leichter herab- als hinaufsteigt, sondern auch Ivcil der Deutsche, der nach Italien kommt, einen Himmel findet, der ihn anlächelt, während der Italiener, an das strahlende Licht seiner Heimat gewöhnt, ungern sich von demselben entfernt nnd schwer dem rauheren Klima des Auslandes zu trotzen vermag. Ohne indessen die vielen Ursachen aufzählen zu wollen, die das römische Reich geschwächt und für jeden Eroberer leicht besiegbar gemacht haben, glaube ich, daß es zu jeder Zeit Deutschland leichter werden würde, Italien zu erobern, als umgekehrt, aus dein einfachen Grunde, weil der Deutsche mit weniger Schwierigkeit in Italien reist, als der Italiener in Teutschland.

Ich sage das keineswegs, um irgend einem Deutschen mit gesundem Menschenverstände zuzumuten, an eine künftige Eroberung Italiens auch

nur zu denken, sondern einfach, um die Hauptursache zu bezeichnen, weswegen der Deutsche den Italiener besser kennt, als der Italiener den Deutschen. Dazu kommt noch für uns die größere Schwierigkeit der deutschen Sprache, während die Deutschen die italienische viel leichter erlernen. Da die Deutschen gründlich Latein studieren und gleichzeitig auch Französisch regelmäßg lernen, können sie mit Hilfe dieser beiden Sprachen vieles in der italienischen erraten, ohne sich ihr gerade zu widmen. Wir treiben zwar auch genügend Latein und bringen es nicht selten so weit, dasselbe mit einer gewissen Eleganz zu schreiben, und Französisch lernen wir, fast ohne es zu merken' allein keine der beiden Sprachen erleichtert uns auch nur im geringsten das Verständnis des Deutschen. Dies ist ein bedeutendes Hindernis, und obwohl das erneute Italien durch den vermehrten Unterricht der deutschen Sprache in den Schulen dasselbe zu übersteigen trachtet, wird es ihm trotzdem nicht gelingen, es gänzlich hinwegzuräumen, wenn es nicht zu einem Radikalmittel greift und das Beispiel Rußlands nachahmt, wo in jeder bürgerlichen Familie den Kindern von vornherein durch fremde Hauslehrer und Erzieherinnen das Französische und das Deutsche gleichzeitig mit ihrer eigenen Sprache beigebracht werden. Indessen ist es zweifelhaft, ob dies Erziehungssystem, welches für Rußland paßt, auf Italien wohltätig wirke,? würde. Rußlcmd beabsichtigt, sich zu zivilisieren, indeni es sich die Kultur des Westens aneignet; und selbst, wenn es einen Teil seiner nationalen Besonderheit opfert, ist der Gewinn noch groß. Aber die Sache liegt anders für ein altes Kulturland, wie Italien: hier wird der Nutzen gering sein im Vergleich mit dem Verlust. Jedes Volk muß sich seine natürliche Physiognomie und seine nationalen Sitten bewahren. Wenn, um uns zu lieben, wir uns auch gleichen müßten, würde die Welt monoton und langweilig werden. Um die Deutschen zu lieben, brauchen wir nicht Deutsche zu werden, so wenig die Deutschen den Italienern nachzuäffen brauchen, um sich mit diesen zu befreunden. Die Hauptsache ist, daß unsere Gefühle übereinstimmen, und Aufgabe der Schriftsteller in Deutschland und Italien ist es, dieselben in Übereinstimmung zu bringen. Was die Sprache betrifft, so werden alle diejenigen sie lernen, die das Bedürfnis dazu fühlen, fei es zum Studium, sei es zum Reisen, in Geschäften oder zum Vergnügen, Ich will mich jedoch auf diesem minder wichtigen Punkt nicht länger aufhalten. Was liegt an der Sprache, die wir reden, wenn wir uns nicht erst mit dem Herzen verstehen? Kam imd Abel redeten wahrscheinlich dieselbe Sprache, und dennoch haßten sie sich. Die Savoyarden und die Piemontesen redeten eine verschiedene Sprache, und dennoch, solange sie beide dem Hause Savoyen Untertan waren, stimmten sie vollkommen überein! im Venetianischen wurde vor dem Jahre 1859 das Deutsche mehr gelernt, als in irgend einer anderen italienischen Provinz, und doch trug das durchaus nicht dazu bei, die Sympathie der Venetianer für die österreichischen Herrscher zu fördern. Tie gemeinsame Sprache ist freilich eine mächtige Förderung der Zuneigung, sie kann aber auch zur Förderung des Hasses werden. Diesen vor allem muß man unmöglich machen, und dann wird es jedem Volk leicht fein, mit einem anderen zu harmonieren, welche Zunge sie untereinander anch reden mögen. Es gibt eine stumme Sprache, die Taten im Gefolge hat, und die beredter ist, als alle Worte, und diese stumme, ideale Sprache ist es, die ich zwischen Volk und Volk verlange.

Mit Ausnahme der Spanier, von denen Italien nur ein eitles, lästiges Zeremoniell angenommen hat, das heute noch unserer Rede und unseren Gebräuchen hinderlich ist, gab es kein fremdes Volk, das nach Italien gekommen wäre, ohne fruchtbare und wohltätige Spuren seines Aufenthalts zurückgelassen zu haben. Unter all den Berührungen aber, die Italien je mit den Fremden gehabt, ist diejenige mit den Deutschen die wirksamste gewesen. Denn sie modifizierte gründlich den italienischen Charakter und ließ ihm dennoch seine ursprüngliche und mächtige Originalität. Ich zweifle beinahe, ob ans den rein italienischen Elementen, ohne die Grundlagen des durch germanischen Geist beherrschten Mittelalters, das uritalienische Gedicht eines Dante hätte entstehen können. Ich möchte das weder durch die tiefe und ernste Schwermut, die es durchweht, begründen, noch durch die Leidenschaft, die es bewegt, auch wenn Professor Mommsen in einer etwas übertriebenen und exklusiven Kritik meinte, daß die Italiener einer solchen nicht fähig seien. Mit dieser schwermütigen Empfindung waren im Altertum schon die Verse des Lucrez, des Virgil, des Catull erfüllt; und ihre Empfindung war keineswegs Rhetorik, wie Mommsen behaupten möchte. Tie Leidenschaft, die das Tantesche Gedicht atmet, könnte ebenfo gut deutsch als italienisch sein, denn sie ist human. Das ist ja das Vorrecht der großen Dichter, eminent human zu fühlen, um über ihre Zeit, über ihre Heimat hinaus Weltbürger zu sein. Doch das Mystische und Gläubige im Tanteschen Gedicht sind ein Prädikat jener merkwürdigen neuen Kultur, welche, durch die Verschmelzung der nordischen nnd südlichen Elemente hervorgebracht, zuerst auf lateinischem Boden Fuß faßte, um von dort aus später auf den germanischen zurückzuwirken. So wurde denn die italienische Renaissance, an der die Germanen geheimnisvoll und unbewußt mitgewirkt hatten, mit Recht als ein erster Vorbote der germanische» religiösen Reformation betrachtet.

Tas Jahrhundert der Renaissance ist in der Tat eine von den wenigen, und neben der Zeit Karls des Großen nnd der Gegenwart die wichtigste von den Perioden, in denen Teutschland und Italien nach vielhundertjährigen Kämpfen znr friedlichen Lösung einer großen geschichtlichen Aufgabe sich die Hand reichten. Waren erst die Römer, dann die Deutschen als Eroberer über die Alpen gedrungen, so ergoß sich jetzt der Strom

der humanistischen Bildung von Italien aus über die nordischen Länder; und keines ist von ihm tiefer und nachhaltiger befruchtet worden als Deutschland. Hier sind durch das Studium des Altertums die Keime der grofzeu religiösen Bewegung, der Reformation, groszgenährt worden. Überaus merkwürdig finde ich nun das Verhältnis, in welches Teutschland zu Italiens geistiger Entwickelung trat. Es nahm an ihr teil, aber auf eine durchaus abweichende Weise. Wenn es in Italien Poeten, wie Boccaccio und Petrarca waren, die zu ihrer Zeit das Studium der Alten beförderten und den nationalen Antrieb dazu gaben, so ging es in Teutsch land von einer geistigen Bruderschaft, den Hieronymiten des gemeinsamen Lebens, ans, einer Bruderschaft, welche Arbeitsamkeit und Zurück gezogenhcit verband. Es war eines ihrer Mitglieder, Thomas von Kempen, in dessen Schule alle die würdigen Männer gebildet wurden, die von dem in Italien aufgegangenen Licht der alten Literatur zuerst dahin gezogen, dann zurückkehrten, um es auch in Teutschland auszubreiten.

Wie der Anfang, so unterschied sich auch der Fortgang. In Italien studierte man die Werke der Alten, nm die Wissenschaften aus ihnen zu erlernen: in Teutschland hielt man Schule, Tort versuchte man die Lösung der höchsten Probleme des menschlichen Geistes, wenn nicht auf selbständige Weise, doch an der Hand der Alten: hier sind die besten Bücher der Unterweisung der Jugend gewidmet. In Italien war man von der Schönheit der Forin ergriffen und fing an die Alten nachzu° ahmen; man brachte es zu einer nationalen Literatur. In Teutschland nahmen diese Studien eine geistliche Tendenz an. Indem nun in Italien die heidnische Richtung, die man einschlug, sich von der Kirche trennte, sich ihr entgegensetzte, so geschah etwas Ähnliches auch in Teutschland. Zwar trat anch in Teutschland die Freigcisterei, welche niemals ganz unterdrückt werden kann, in die literarischen Kreise ein und bildete sich hier und da zu einem entschiedenen Unglauben aus; doch daneben entwickelte sich dort eine tiefere, aus unbekannten Quellen entsprungene Theologie. Und so führte die Entwickelnng des Jahrhunderts jenseits und diesseits der Alpen zu einer Opposition wider die Kirche. Tiesseiis, in Italien, King sie mit Wissenschaft nnd Literatur zusammen, jenseits entsprang sie ans geistlichen Studien und tieferer Theologie. Hier war sie negativ und ungläubig; dort war sie positiv und gläubig. Hier hob sie den Grund der Kirche aus: dort stellte sie ihn wieder her. Hier war sie spöttisch, satirisch und unterwarf sich der Gewalt: dort war sie voll Ernst und Ingrimm nnd erhob sich zu dem kühnsten Angriff, der je auf die römische Kirche ausgeübt worden.

Auch nach dem Mittelalter hat sich bis auf diesen Tag das weltgeschichtliche Mit- nnd Ineinander deutscher nnd italienischer Geschichte ollen denkenden Köpfen aufgedrängt. Von den Zeiten der römischen Kaiser deutscher Nation, die Italien als den rechtmäßigsten und begehrenswertesten Schmuck ihrer Krone betrachteten, bis zu dem Tag, da es beiden Völkern gelang, sich als selbständige nationale Staaten aufzurichten, — welche Fülle von wechselnden, doch ununterbrochenen Beziehungen! Zu derselben Zeit, da in Deutschland die Reichsgewalt zerbröckelte, begannen für Italien die Tage der Fremdherrschaft, die langen Tage, die vom Zuge Karls Vlll. bis in die Gegenwart währten. Dieselben Feinde: Spanien, Österreich, Frankreich zertraten den einen wie den andern Boden, gleichzeitig drang hier wie dort hispanisch-fränkische Unsitte ein, gleichzeitig zeigten beide Völker den tiefsten Verfall in Staat, Gesellschaft und Literatur, Und mitten in diesem Verfall erhob sich hier wie dort ein nordischer Grcnzstaat in eigentümlicher Kraft, halb fremd den eigenen Volksgenossen-, hier wie dort hat ein hochstrebendes Fürstengeichlecht, eingepreßt zwischen übermächtigen begehrlichen Reichen, Jahrhunderte hindurch das Grenzland verteidigt, bald im offenen Kampfe, bald durch die Künste einer verschlagenen Diplomatie ^ wie jener Eisenkopf Emnnuel Philibert, der, ein Friedensstifter und ein Held, auf dem Karlsplatze zu Turin gepanzert hoch zu Rosse sitzt und sein siegreiches Schwert in die Scheide steckt. Unberechenbar treulos gegen die bösen Nachbarn, standen die Grafen von Savoyen wie die Markgrafen von Brandenburg fest zu ihrem Volke als sorgsame Herren, Sparsame Wirte, streng gegen sich und ihr Hans, nüchterne Geschäftsleute, die der Zauber der Kunst kaum je berührte, bewahrten sie, während das Schicksal in wunderlicher Laune den kleinen Staat nnf und nieder schleuderte, unentwegt ihren dynastischen Stolz, ihr monarchisches Pflichtgefühl, Es gibt Staaten, die das Gesetz ihres Lebens nicht durch eine geographische Notwendigkeit, sondern durch den freien Entschluß ihrer Leiter empfangen. Wir sehen sie oft gleich einem Menschen zögernd lind wählend am Scheidewege stehen, und was sie erringen, ist ihr eigenstes Werk. Hierin, in der bewußten Arbeit des Menschenwillens, liegt der tiefe Grnnd der oft geschilderten Verwandtschaft zwischen Preußen und Piemont. Wie jenes in das Deutsche Reich, so wuchs dieses nach Italien hinein, Ter blaue Rock und die harte Mannszucht der Preußen — im Potal wohl bekannt, seit die Grenadiere des alten DessnncrS die blutige Schlacht vor den Wällen Turins eröffnet hatten — wurden seit den Tagen des großen Friedrich in dem Heere der Piemontefen heimisch, und bald stachelte die Dynastie der verlockende Gedanke, ob nicht das Kreuz von Savoyen den Herrscherbahnen des preußischen Adlers folgen solle. Als Friedrich zum ersten Male versuchte, die beiden natürlichen Gegner des alten Österreich durch ein Bündnis gegen Wien zu vereinigen, da fehlte in Turin nur die Macht, nicht der Wille- mit Freuden begrüßten die Staatsmänner Piemonts den deutschen Fiirstenbnnd des großen Königs als einen „Schntzgott für die italienischen Staaten",

Bald konnte Piemont auf Preußen, bald Preußen auf Piemont neidende Blicke werfen, wenn der eine oder der andere Staat dem Ziel feines Ehrgeizes um einen Schritt näher gekommen schien. Doch lange Zeit blieben beide schwankend, mißtrauisch, ja abgeneigt gegen den „Beruf". Tie deutsche Nation antwortete noch mit Hohn und mit Kälte, als Karl Albert vor dem Feldzuge von Novara die Hoffnung ausspracb, Deutschland werde in Österreich den Feind seiner Einheit erkennen: sie beugte sich ermüdet unter Österreichs Joch, beflissene Poeten brachten den „jugendlichen Heldenkaiser" und die „ewig grünen Lorbcerreiser" in jammervolle Reime. Freiherr von Manteuffel riet, man solle in Turin wie in Berlin auf die Träumereien der nationalen Staatskunst vcrzichten. Deutschland ließ sich nichts träumen von der gewaltigen Ver> fchicbung aller Machtverhältnisse, die in der Stille sich vollzog. Man lachte des vielgeschäftigen kleinen Cavour: was sei er denn anders als ein Staatsmann der Ultimoabrechnung, gleich den Schwindlern des zweiten Kaiserreichs? Selbst einer der kundigsten, deutschen Publizisten, C. F. Wurm, erklärte spöttisch, Piemont sei betrogen um den Lohn seiner Ki-iegstaten. Die hochbegabte italienische Nation galt eben in der Welt als ein Volk von Knechten, reich an Witz und Arglist, unfähig zu freiem Bürgcrlcben: die deutschen Blätter vornehmlich versündigten sich schwer an dem Nachbarlande, beteten gläubig alle Lügen der österreichischen Presse nach. Tausende von Deutschen durchstreiften alljährlich die Halb» insel, bildeten sich ihr Urteil nach dem geschäftigen Völkchen der Facchini und Ciceroni, das sie feilschend umdrängte. Sie kamen in das Land der Myrten und Orangen, um auszuruhen von ihren schweren nordischen Gedanken, um die Pracht der Natur und der alten Kunst zu bewundern. Für die fürchterliche Prosa der italienischen Gegenwart hatte niemand ein Auge: höchstens die Bettler in ihren malerischen Lumpen ließ man gelten als willkommene Staffage für die grauen Ruinen. Wenn dann und wann ein Byron oder Platen ein Lied der Klage sang um die Niobe der Nationen, so hörte der Italiener aus diesen Klängen ein herablassendes Mitleid heraus, das ihn noch tiefer verletzte als jene kalte Verachtung.

Immer eifriger und drängender warben die italienischen Patrioten um die starke Hand, welche die geeinigt« Nation aus dieser jahrhundertelangen Ohnmacht und Schmach erlösen sollte, und in schnelleren Schritten ging es nach dem unreifen Versuch von 18^18 der Katastrophe von 1859 zu. Welch ein Gegensatz der Zeiten und des Volkstums, sobald wir diese terö.i i'i«c<<,s«!l der Wälschen mit der deutschen Bewegung von 181:i vergleichen! Dort eine Nation von Dichtern und Denkern, die allzn lange mit ihren Träumen in den Wolken schweifte und nun, da sie den Mut findet, ihren Fuß fest auf die Erde zu stemmen, alle die vertrauten Mächte des Himmels anruft, ihr beizustehen: die Tröstungen des Glaubens, den sittlichen Ernst einer weltverachtenden Philosophie, die Heldengestalten ihres neuentdeckten Altertums, die glänzenden Bilder einer gottbegeistertcn Kunst. Hier eine rein politische Bewegung; alle gefunden Kräfte des Volkes so ganz versenkt in die Händel des Staates, öaß noch auf Jahre hinaus allein Parteischriften die Geister zu entzünden vermögen. Kein Fichte, kein Schleiermacher, die das Pathos und das Ethos des Krieges vertreten; keine Hochschule, welche, der Berliner gleich, den Mut des Wissens in der Jugend stählt, um ihr den Mut des Handelns zu erwecken. Und wie leer, wie erkünstelt, wie arm erscheint das Lied vom roten Hemde, das va kuari 6'lrali», neben der brausenden Jünglingsdichtung der Deutschen: Laßt wehen, was nur wehen kann, Standarten weh'» und Fahnen! Dort ein Volk ohne Presse, ohne öffentliches Leben. In tiefer Stille schreitet der Gedanke der Befreiung durch die Hütten und Paläste, grollend schaut der Bauer auf die ausgeplünderte Hofstatt, auch an der Wand des Kleinbürgers hängt, ein beredter Mahner, das Bild des großen Königs; fest wie ein Mann erheben sich die Hunderttausende, treu nnd schlicht, als wüßten sie's nicht anders, opfern und wagen sie das Ungeheure. Jede Tat des wundervollen Kampfes erzählt von der bescheidenen Größe, die in alle Wege des deutschen Geistes köstliches Kleinod bleiben wird. Hier ein hoch entwickeltes parlamentarisches Leben, eine laute Presse, die mit überschwenglichen Reden die Wunder italienischer Tapferkeit voraus verkündet; die planvolle Arbeit der Parteien gewinnt den Adel, die gebildete Jngend, zuletzt auch die städtische Masse, nur das Landvolk bleibt dem Kampfe fern. Aber wenn die Erhebung der Italiener mit der edlen Leidenschaft, der schönen Schwärmerei des deutschen Krieges sich nimmermehr messen kann, so ward sie doch geleitet von einer scharfen politischen Berechnung, die jenem Unschnldsalter des deutschen Volkes versagt blieb: sie wollte und erreichte mit der Vertreibung der Fremden zugleich den nationalen Staat,

Ter Vergleich mit der deutschen Bewegung von 1866 ist nicht minder lehrreich. Das Zusammentreffen der deutschen nnd der italienischen Revolution wird dereinst eine der fruchtbarsten Parallelen der Geschichtsphilosophic bilden, und vornehmlich dieser Gegensatz wird den Nachlebenden zu denken geben: wie überlegen die Italiener auftraten in der Massenbewegung, wie überlegen die Deutschen in der geordneten Aktion. Hier eine Nation von Verschwörern, dort ein Volk, welches der Ordnung, der Leitung von oben bedarf, um feine schwere >!raft zu bewähren. Sehr klein erscheint die untätige Haltung der Hannoveraner, der Sachsen, der Schleswig-Holsteiner während des deutschen Krieges gegenüber dem patriotischen Mute, Her nach dem Frieden von Villafranca die Toskancr befccllc. Aber wie schrumpfen die immerhin ehrenwerten Taten des italienischen Heeres zusammen neben dem Kriegsruhm der Preußen! Und wieder nach dem Siege trat die ganze Überlegenheit nordischer Bildung und Arbeitskraft hervor: so tief die Sachsen von 1866 unter den Toskanern von 1859 standen, so hoch stand der erste norddeutsche Reichstag über dem ersten italienischen Parlamente, Und wahrlich, die Aufgabe dieses Parlaments war fast unlösbar schwer. Hier galt es nicht, wie in Deutschland, kleine Nebenlande einem mächtigen, festgefügten Staate anzugliedern, sie zu erfüllen mit dem Geiste des Kernlandes; hier galt es, aus losen: Geröll einen neuen Staat zn schaffen.

Wie dem auch sei: es ist, als ob die gleichzeitige Erhebung Italiens und Deutschlands gegenseitig sich als ein Spiegel aufgerichtet wäre. Nicht ohne Gewinn wird das eine Volk in die verwandte Geschickte des andern sich versenken. Tie eigene Geschichte wird verständlich zugleich und werter, wenn zum Vergleich herbeigezogen wird, wie das andere Volk aus tiefem Verfall zu politischer Macht sich heraufgearbeitet hat. Und wenn die Deutschen nie verkennen werden, welche moralische Anregung ihnen das Risorgimcnto der Italiener gegeben, so dürfen sie andererseits sich des durchaus eigenwiichsigcn Gangs ihrer Geschickte freuen, die denn auch heute zn einem ganz anderen Resultat geführt hat, als die Einheits» bewegung diesseits der Alpen.

Frei von Mißgunst sahen die Deutschen im September 187V den Herrscher des italienischen Einheitsstaats das letzte Blatt der Artischocke abpflücken. In in doppeltem Sinne nahmen sie Anteil an diesem Schlußstein der Annerionen, dem letzten und schwersten Problem, wie es schien, das jetzt so mühelos sich löste, aber freilich seitdem erst seine eigentlichen Schwierigkeiten heransgestellt hat. Zunächst war damit wieder ein Stück französischen Einflusses beseitigt, der in Rom von den Republikanern von 1818 gepflanzt, von Napoleon hartnäckig festgehalten wnrde, und der zugleich den Stützpunkt der semitischen Verschwörung bildete, die Deutschland nicht minder bedroht als Italien, Daß 1879 in der Kriegspartci der Tnilerien zugleich schwarze Elemente tätig waren, für welche der Rheinfeldzng und das ökumenische Konzil nur die beiden znsammengeplanten Teile eines und desselben Fcldznges waren, ist für niemand ein Zweifel. Und so gehört auch dies zum Werk der Nemesis, daß dem französischen Kaiser der Papstkönig im Sturze nachfolgte. Ter Sturz des weltlichen Papsttums vollendete die weltgeschichtliche Sühne, deren Werkzeug der deutsche Arm war, wie vor vier Jahrhunderten der deutsche Geist zuerst die Allmacht Roms erschütterte. Erst von der Höhe des eroberten Kapitals überschauen wir die tiefsten Bezüge deutscher und italienischer Geschichte, die seit Jahrhunderten bis znm heutigen Tage ineinander spielen. War es nicht im Jahre 1879, als sollte eine altve» jährte Schuld gerächt werden? Wer dachte damals nicht an den Unter» gang der deutschen Kaiser, an Konradins Ende, den päpstliche und frän> kische Tücke vereint zu Fall gebracht? Ans den Siegen über Frankreich isl das

neue Kaisertum erstanden, indessen das nationale Königtum der Italiener Besitz von der Petrnsstadt ergriffen hat.

Niemand denkt daran, daß der alte Streit zwischen Kaiser und Papst sich wieder erneuern werde. Dazu ist die Welt zu alt und verständig geworden, Toch endgültig ist jener Ringkampf auch heute nicht entschieden, und wenn wir sehen, wie ein Teil der Römlinge gerade auf das neue deutsche Kaisertum seine Hoffnung seht und ihm verdächtige Freundschaft entgegenbringt, so mag das den Teutschen noch so viel zu schaffen machen, als den Italienern die offene Feindschaft des Papstes, Wunderbar, wie doch der uralte Streit in immer neuen Metamorphosen sich wiederholt. Im Mittelalter hatte es das Kaisertum mit einer doppelten Macht in Italien zu tun, neben Rom mit dem italienischen Bürgertum. Aber was damals die Anfänge der italienischen Nationalität waren, die munizipalen Regungen in der Tibcrstadt und die lombardischen Städtebündnissc, ist heute zu einer selbständigen Nationalmncht erstarkt, deren Jntcrenc zusammenfällt mit dem des nationalen Kaiserstaats, welcher nördlich der Alpen aufgerichtet steht. Wer zweifelt, das; beide Mächte, Teutschland und Italien, ihre volle Unabhängigkeit gegenüber den römischen Ansprüchen durchführen werden; aber wer sieht nicht, das; sie fortan wider denselben Gegner gernstet sein müssen?

Oftmals ist bezweifelt worden, ob es ein Gewinn für das moderne Italien sei, den Silz der Regierung in die Stadt zu verlegen, die zweimal die Hauptstadt der Welt gewesen ist. Wenn freilich unter solchen WarHungen auch diejenige vernommen wurde, daß die glorreichen Überlieferungen der Stadt für die Herrscher Italiens ein ewig verlockender Anreiz zu ehrgeizigen Träumen, zu Weltherrschaftsgelüsten sein möchten, die den Staat zu seinem Unheil ans der ihm durch die eigenen Interessen vorgeschriebenen Bahn Kinausreißcn würde», so waren das müßige Phantasiecn, ebenso müßig, als wenn in Teutschland übervorsichtige Geister vor der Erneuerung der Kaiferwiirde verwarnten, die durch den Zauber des bloßen Namens zur Wiederaufnahme jener übergreifenden Entwürfe verführen loerde, an denen das alte Kaisertum deutscher Nation sich ver blutete. Nie wieder werden die Ronwlischcn Felder, wie zu Rotbart? Zeiten, die Herrlichkeit eines deutsch-italienischen Reichstags erblicken. Allein wer mag verkennen, daß ein Abglanz jener alten Kniserkrone auch auf der neuen ruht? Ist nicht durch die neueren Ereignisse in gewissem Sinne jene Führerrolle dem deutschen Bolk zurückerobert, die es im Mittelalter inne hatte und die es damals nicht behaupten konnte? Nicht umsonst heißt Teutschland das Herz Europas. Indem die stärkste Nation in der Mitte Europas ihre natürliche Stellung, die volle Freiheit ihrer Bewegung erhält, übt sie durch sich selbst, durch ihre bloße Schwerkraft, einen moderierenden Einfluß auf den Weltteil aus: dem Fahrzeuge gleich, das, wenn es eines geordneten gleichmäßigen Ganges sicher sein will. die schwersten Lasten nach der Mitte zu verteilen muß. Erst in Zukunft wird sich die volle Wirkung davon äußern. Doch war das steigende und wohltätige Gewicht des deutschen Namens schon in den letztvergangenen Jahren deutlich zu spüren. Und ist nicht die italienische Erhebung, so selbständig sie in ihren Motiven und in ihrer EntWickelung, so wohl vorbereitet sie in der Geschichte dieses Volkes gewesen ist, doch in entscheidenden Krisen selbst nur zu einer Episode der deutschen Erhebung geworden? War es nicht so im Jahre 1866, da die Befreiung Vcnetiens auf den Schlachtfeldern Böhmens erstritten wurde? Tie Deutschen blicken mit frohem Stolze auf dies Schauspiel zurück. Das schwere Unrecht, das auf welschem Boden durch den Mißbrauch ihres Namens aufgehäuft ward, ist endlich getilgt, seit die Adler Friedrichs des Großen wieder den wohlbekannten Weg nach Böhmen fanden und dort Venedig fiir Italien eroberten, seit die Sieger von Metz und Scdan den Italienern die Schlüssel der ewigen Stadt überreichten. Die Deutschen freuen sich des jungen Lebens, das in dem Einheitsstaat« Cavours unter schweren Kümmernissen aufsprießt und das hoffentlich selbst in Rom die Kräfte einer groß angelegten Volksnatur wieder erwecken wird, und kehren dann voll guter Zuversicht zurück zu der Arbeit ihres Staates — froh der Erinnerung, daß ihnen vergönnt war, zweimal zur selben Zeit die Freiheit des neuen Teutschlands wider ausländischen Übermut zu behaupten und einem fremden Volke die Sühne alter Schuld, die Erfüllung gerechter Wünsche zu bringen,

Ihrerseits haben die Italiener seit dem Bündnis von 1866 nach und nach das Bewußtsein gewonnen, daß ihre Zukunft keine stärkere Garantie hat, als die Existenz des Deutschen Reiches, Und heute sind wir so weit, daß die durch so viele Jahrhunderte genährten Gefühle des Deutschenhasses nicht nur völlig geschwunden sind, sondern sich sogar in ihr Gegenteil verwandelt haben. Es ist eine überaus merkwürdige, aber nichts weniger als unerklärliche Erscheinung, daß die Deutschen in der Sympathie der Italiener genau das gewonnen haben, was die Franzosen verloren. Immerhin ist die Frage gewagt, ob dieses Freundschaftsgefühl zwischen Italienern und Deutschen — das Erzeugnis ganz neuer, vielleicht zufällig erscheinender Tatsachen, dem doch ein ganz entgegengesetztes Gefühl vorherging ^ ob diese Smnvathic wohl Dauer haben wird? Ich glaube: ja. Man darf nämlich nicht außer acht lassen, daß auch in kultureller Beziehung Teutschland allmählich gewinnt, was Frankreich verliert, Ten» eben von Teutschland her scheint den erlesensten Geistern Italiens eine wärmere, erhabenere, tiefere Erleuchtung zu kommen, als von Frankreich: und so wendet sich der beste Teil des Landes auch im Geiste Teutschland zu. Wenn erst Literatur und Wissenschast in Italien wieder den Anfschwung nehmen werden, der ihnen heute noch versagt ist, und den ihnen politische Freiheit und Unabhängigkeit noch nicht zurückgegeben hat — dann wird dies mich sicher Deutschland zugute kommen, und der geistige Verkehr beider Völker wird noch inniger werden, als er es bisher war,

Tie Übersetzungen aus dem Deutschen ins Italienische mehren sich auffallend in den letzten Jahren und liefern neue Beweise, dafz nach und uach der Einfluß deutscher Kultur die einst allmächtige Herrschaft der französischen Bildung in der Halbinsel zu erschüttern anfängt. Anfängt! müssen wir wiederholen. Noch ist das Geschlecht derer, die Italien wiederhergestellt haben, in französischen Anschauungen befangen, politisch, philosophisch, literarisch, am wenigsten freilich in letzter Beziehung, wo die Emanzipation von der französischen Lehrmeistern! schon ziemlich weit vorgeschritten ist. Natürlich hatte und hat die deutsche Literatur und folglich auch der deutsche Geist eine Schwierigkeit zu überwinden, welche dem Eindringen der französischen Bildung nicht im Wege stand, dasjenige der spanischen und englischen nur in geringem Grade aufhielt: die Sprache. Und zwar ist dieses Hemmnis von viel größerer Bedeutung seit dem 18. Jahrhundert, als je zuvor. Die Philosophie und Wissenschaft bediente sich in Spanien und England noch der mittelalterlichen Universalsprähe, des Lateinischen, als die spanische und englische Dichtung in der Vnlgnrsprache schon ihren Höhepunkt erreicht, ja hinter sich hatte. Nicht so in Frankreich; und wenn die Ideen eines Montesquieu, eines Rousseau ebenso schnell in Europa durchdrangen, als die der Lateinschreibenden Baron und Hobbes, so ist es allein der Sprache zuzuschreiben, welche als eine nenlateiuische ihrem Wortschatze nach, als eine analytischlogische ihrer Syntar nach gar leicht in den Besitz der gesamten gebildeten Menschheit übergehen konnte.

So war es denn ganz natürlich, das; Italien nicht nur im 18. Jahrhundert französisch dachte, dafz selbst Franzosenhasser wie Alfieri und Monti in gallischen Formen dichteten, sondern das; noch bis auf unsere Tage die philosophische, wissenschaftliche, ja selbst die literarische Bildung überwiegend französisch war. Noch heute liest jeder gebildete Italiener über Vierzig die neueste „Ncvne des deur Mondes", ehe er seine eigene „Aniologia", geschweige denn eine englische oder deutsche Zeitschrift zur Hand nimmt. Ter ungeheure Anstoß, den die französische Revolution und das erste Kaiserreich dem politischen Leben des Kontinents gaben, trug nicht wenig dazu bei, diesen Einfluß französischer Bildung in Italien zu bestärken. Ein anderes noch stand dem Eindringen der deutschen Ideen in Italien entgegeni die österreichische Herrschaft, Man wollte sich nicht mit einer Literatur befreunden, welche die Sprache des verhaßten Fremdhcrrschcrs sprach. Endlich drangen, beinahe zugleich mit den deutschen Ideen, die neuenglischen durch, und da sie an sich leichter zn fassen sind, als jene, nnch in einer leichter saßbaren Sprache sich darboten, so machten sie den deutschen eine gefährliche Konkurrenz, und Italien war in Gefahr, ein Glied, und zwar da? wichtigste, in der Kette europäischer Bildung zu überspringen, das deutsche.

Fassen wir nämlich den Bildungsgang Europas richtig ans, so haben die einzelnen Nationen, welche im Mittelalter gleichzeitig an der ttulturaufgabe arbeiteten, seit der Renaissance aufeinanderfolgend ihren Beitrag zur Lösung derselben beigebracht: zuerst Italien (1.470 bis 15M), dann, »ach siegreichem Kampfe gegen Teutschland und Protestantismus, Spanien (1550 bis IM), Ihm folgte England <1(iW bis 1700), an dessen Stelle Frankreich während des achtzehnten Jahrhunderts trat, bis Teutschland auch dieses ablöste und, nachdem es sich in sechzig Jahren harter Arbeit und genialen Schasfcns (1770 bis 18M) eine eigene Bildung begründet, die geistige Hegemonie auszuüben begann. Auch letzteres scheint seitdem wieder die Führung an England abgetreten zu haben. Italienischer Skeptizismus hatte also spanischen Togmatismns hervorgerufen, und der englische Empirismus war im Grunde nur eine Reaktion gegen diesen. An ihn schloß sich der französische Nationalismus fortführend, erweiternd an und gab seinerseits wieder dem deutschen Historismus den entscheidenden Anstoß: es ist aber nicht zu verkennen, das; die Grundidee der deutschen Kultur die Idee der Evolution, des organischen Werdens, die Mutter der neuenglischen Idee — der Idee vom Kampf ums Dasein — gewesen ist. Diese letztere nun, wie sie schon vor Tarwin durch die große» englischen Ökonomisten auogesührt worden, ist in Italien zugleich mit der deutschen Idee eingedrungen und hat diese kaum anfkommen lassen- eine gar empfindliche Lücke in der italienischen Bildung, deren schlimme Folgen nicht ausbleibe» koimten. Beinahe die ganze herrschende Partei leidet an diesem Gebrechen, es sehlt die idec>° listische Grundlage, nnd die ntilitnrische Rücksicht ist die bestinimende Richtung ihres Handelns und Denkens. Bislang nun freilich haben die gescheiten Leute von nnsschliefzlich anglo-französischer Bildung, im Ge> fühle der erzielten Erfolge, ein wenig auch in dem Stolze der Ignoranz, die so gerne verachtet, was sie nicht kennt, etwas hochmütig ans diese ganze deutsche Bildung, als ans eine unpraktische, theoretische, schwerfällige Masse, herabgesehen.

Zeit aber, in den letzte» dreiszig Jahre», die Nesiiltate dieser so belächelten Kultnr mich politisch »nd t'ommcrziell hervorgetreten sind, beginne» sich die Herren doch zu besinnen, nnd wären sie jung genug, sie würden sich gewiß an die Arbeit machen, das Versäumte »achznlwlcn. Glücklicherweise für Italien haben sich tüchtige Gelehrte, sei es durch die Umstände mit Teutschland in Berührung gebracht, sei es durch die eigene Natur zur deutschen Bildung hingezogen, dieser genähert, sie zu erfassen gesucht, sie ihren Landsleuten zu vermitteln unternommen. Ihnen Haupt, sächlich ist es zu danken, wenn die jüngere italienisch Generation, die Männer von zwanzig bis vierzig Jahren, sich durchweg auf die Aneignung deutscher Bildung geworfen hat. Eine kleine Gemeinde auserwählter Geister hatte schon seit der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts dieser Wandlung vorgearbeitet. Unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, kam für Italien der erste Anstoß des Einflusses der deutschen Literatur auf dem indirekten Wege durch Frankreich, Bekehrte sich doch Mcmzoni in Paris nicht nur zum Glauben, fondern auch znr Nomantik, deren ästhetische Ansichten er mit größtem Erfolge in sein Vaterland verpflanzte. Toch noch ehe seine Dichtungen in weitere Kreise drangen und ans die Schlegel und Genossen, ja auf Goethe selbst hinweifen konnten, hatte bereits Madame de Stadls I'.VIIemazznv" auch die Italiener mit Teutschland in ausgedehnter Weise, wenn auch von zu idealem Standpunkte aus, bekannt gemacht. Dieses „unfranzösischc" Buch veranlasse gleich den französischen auch italienische Gelehrte, Dichter und Denker, sich mit deutscher Wissenschaft, Literatur und Philosophie bekannt zu machen. Ohne auf bereits früher veröffentlichte Übersetzungen einzelner Werte Zimmermanns, Winckclmanns, Wielands hinzuweisen, erschienen unter anderen mir wenige Jahre nach ihrer Originalveröffcntlichung A. W. von Schlegels „Vorlesungen über dramatische Kunst nnd Literatur" in italienischem Gewände, und zwar gerade als Manzoni mit seinem „Carmngnola" auch in Italien die drei berühmten Einheiten der klassischen Tragödie beseitigte.

Es würde den Rahmen unserer engeren Darstellung überschreiten, wollten wir näher auf die Anziehungskraft der deutschen Kultur im allgemeinen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingehen. Tiefelbe zeigt sich in verschiedenen Zweigen des Denkens und Empfindens, aber immer mehr für einzelne, als für die Gesamtheit, nnf welche sie im ganzen ohne fühlbaren Einfluß bleibt. Die Romantik selbst hatte nicht sowohl das Wesen der Werke der deutschen Geistesheroen als die äußere Schale gekostet, so daß sie schon deshalb nicht in eine blinde Nachahmung verfiel. Und was in Rosmini und Gioberti die Philosophie namentlich Kant verdankte, wurde schnell durch die einseitig katholische und nationale Entwickelnng verdeckt. Erst kurz vor 1848, inmitten des Taumels vom „Primat der Italiener", gewann die deutsche Spekulation in der Hegelschen Schule von Neapel einen Halt, der sich nach der Vertreibung der Bonrbonen erneuerte und noch heute fortbesteht. Außerdem blickten die Italiener mit Tank auf Nicbuhr und Bunsen, die voll Begeisterung für Italiens ruhmvolle Vergangenheit die dunkelsten Winkel feiner alten Inschriften durchsuchten und mit Licht erfüllten.

Im übrigen war die Zeit der Verschwörungen allerdings nicht dazu angetan, sich ernsteren Studien hinzugeben. Dennoch können wir von den dreißiger Jahren ab eine steigende Zunahme in den Übersetzungen aus der deutschen Literatur, und zugleich eine besondere Richtung derselben beobachten. Statt der Geßnerichcn Idyllen des letzten Viertels des 1«, und des ersten des w. Jahrhunderts, statt Schillers Kabale und Liebe, Lessings Fabeln, finden wir die Geisler mit Schillers freiheitatmenden Dramen und seinem Abfall der Niederlande, Uhlands patriotischen Gesängen, Goethes für die Unabhängigkeit des niederländischen Volkes sterbenden, Egmont, ja mit dem znr Tat sich aufraffenden Faust beschäftigt. Damit ist nun allerdings nicht gesagt, das; man systematisch darauf ausgegangen Nxire, selbst durch Übersetzungen nur den Freiheitsgedanken zu nähren oder das Volk zn sittlichem Ernst und rastloser Arbeit zu erziehen. Fehlte es doch im Lande, außer den politisch diametral entgegengesetzten Ansichten, nicht an resigniertem Ouietismus und kaltlächelnder Skepsis, die natürlich auch ihren Ausdruck suchten. Wenn wir nicht nur einer ErPosition des deutschen mittelalterlichen Nationalepos (von Anselms Guerrieri 1947), sondern sogar einer Übersetzung (von Carlo Cernczzi 1947) desselben begegnen, die natürlich bei der Eigenartigkeit der Nibelnngenstrophc nnd der Schwierigkeit, den Wortlaut derselben in periodcnmäßig sich wiederholender Gleichförmigkeit ohne Trivialität wiederzugeben, vieles zu wünschen übrig lassen mußte, so dürfen wir darin wohl mit Recht schon eine regere Teilnahme für die deutsche Literatur im allgemeinen vermuten, Ist uns das gleiche erlaubt, wenn wir neben Mendelssohns „Phädon" (Mailand 1827) und Winckelmanns „Gesammelten Werken" (Prato, 18M bis 34) die Übersetzungen von Wielands „Aristipp", „Menandcr und Glycerion" und „Tic Grazien" (1835)) antreffen? Oder endlich, wählte Gozzi nicht zn individuell mit der Wiedergabe von „Ter Tod Adams" (Mailand 1527), während nur Klopstocks vaterländische Oden einen Widerklang fanden?

Als sich nach den Ereignissen von 1948 die Reaktion auch in der Lombardei nnd Veneticn fühlbar machte, steigerte sich selbstverständlich der Haß gegen das österreichische Regiment, indes vermochte er die Aristokratie des Geistes der Nation doch nicht ganz blind gegen die Bildungsstufe zn machen, welche im allgemeinen den germanischen Namen auszeichnete. So finden wir in der 1834 in Turin gegründeten „Rivista Eontemporanea", wie schon zuvor in der Mailänder „Ruüsta Enropea" die deutsche Literatur als Gegenstand eingehender Betrachtung. Tort war es auch zuerst, wo der nach Hcgelscher Methode gebildete Francesco de Scmctis, der spätere ünterrichtsminister, seinen Landslenten einen kritischen Esiay über Schillers Dramen bot und einen Vergleich zwischen Schopenhauer und Leopardi zog, dessen feine Ironie dem deutschen Pessimisten durchaus entgangen ist. Tort auch stellte Fabio Naunnrclli Goethes und Lenans Faust prüfend gegenüber, während Guido Einclli auf Lennns „Savonarola" aufmerksam machte nnd G. Strafforcllo regelmäßig auf die literarischen Neuigkeiten des deutschen Büchermarktes einging.

Ein höheres Interesse für die Kultur Teutschlands ward indes erst nach der Bildung des Königreichs möglich, welche sowohl die materiellen Verbindungen erleichterte, wie die geistige Hebung begünstigte. Tie Ereignisse von 1866 und die Erfolge von 1870/71 verfehlten dann endlich auch nicht auf die Volksmasse ihre Wirkung, indem sie einmal alles politische Mißtrauen gegen „I^a ?i-u8»üi," — worunter man stets Deutschland mit Ausschluß Österreichs verstand — beseitigten, sodann dem deutschen Namen jene Bewunderung und Sympathie erzeugten, ohne welche man nicht die Lust verspüren kann, uns allgemein näher zu treten.

Von jenem Augenblick an beginnt ein regeres Streben, sich mit deutscher Gedanken- und Gefühlsbewegung bekannt zu machen. Wir deuteten schon oben kurz auf den Einfluß Kants und Hegels auf dem Gebiete der Philosophie hin. Wenngleich dann später die Skepsis und der Positivismus mehr oder minder bedeutende Vertreter fanden, machten doch Augusto Vera und Bcrtrando Spaventa Neapel nochmals zu einein wirksamen Brennpunkt Hegelscher Lehre.

Am ausgedehntesten jedoch, weil am allgemeinsten, mußte sich natürlich das steigende Interesse Italiens für die deutsche Kultur wieder auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur zeigen. Behalten wir neben der objektiven Bedeutung der beiden Tichtergcnien den Nationalcharakter des Italieners im Auge, so werden wir leicht die Vorliebe verstehen, mit welcher sich Übersetzer und Lesepublikum Goethe und Heine zuwandten. Beide haben in Leben und Dichtung etwas mit der realen Auffassung des Südländers gemein! ja, was dem Deutschen zuweilen widerwärtig erscheint, findet bei jenem noch Entschuldigung, selbst Anklang, so die sinnliche Natur beider und der Sarkasmus Heines selbst auf dem Marterbett.

Von Goethe sind nicht nur die Lieder, Balladen und Elegien, sondern auch einzelne Prosawerke und die Dramen, namentlich der Faust mehrfach übersetzt worden. An diesen letzteren dachte zuerst Giovita Scalvini, ohne jedoch den Vorteil der Prosa, deren er sich bediente, ganz auszunützen. Erst mit dem Marquis Anselms Guerrieri Gonzaga erhielten sowohl „Hermann und Dorothea" wie der „Faust" (1862) ihren bedeutendsten italienischen Interpreten. Seine Übertragungen sind wahre Meisterwerke und halten wunderbar die Mitte zwischen dem Aufgeben und dem ängstlichen Festhalten des Originals, welche die Scylla und die Charybdis der Übersetzer zu sein pflegen. Sie sind weder Nachahmungen wie die Maffeis, noch Photographien wie die Carduccis. In seiner trefflichen und reichen Auswahl deutscher Lyriker hat auch Pcruzzini gezeigt, wie beide

Klippen poetischer Übersetzung wohl zu vermeiden sind! doch kommt Guerrieri hierin die Palme zu. Er gibt geistreiche, verständnisinnige, tiefpoetische Nachschöpfungen. Man denkt unwillkürlich an die herrlichen Kupferstiche vergangener Zeiten, die uns in ihrer Frei heit und durch so ganz verschiedene Mittel eine so viel treuere und ini lwchsten Sinne künstlerischere Idee des farbenvollen Originals gaben. als unsere Lichtbilder, welche jede Schattierung fälschen, jeder Linie eine übertriebene Bedeutung geben. Wenn Guerrieri durchweg dem deutschen Idyll den prächtigen, stolzen Oktavreim angepaßt hat, so können wir ihn darum nur loben; denn seine Methode besteht darin, stets in seiner Sprache das Versmaß auszuwählen, welches demjenigen entspricht, in welchem die fremde Nation Gegenstände wie den gerade vorliegenden zu behandeln pflegt. In der freien Auswahl der Versmaße ist Guerrieri verfahren wie ein geistreicher und empfindender Künstler, der, sich der Verschiedenheit seines Materials ganz bewußt, nur mit den diesem Material eigentümlichen Mitteln den Sinn des Urbildes wiederzugeben unternimmt. So übersetzte einst Wieland, anstatt im steif-holperigen, undentschcn Herameter Klopstocks, die Episteln und Satiren des Horaz im bequemen Verse des „Nathan"; so übertrug Schiller den Trimcter des Euripidcischen Dialogs und die kunstvollen lyrischen Versmaße seiner Monodien in einfache echt deutsche (sogenannte) fünffüßige Jamben und in volltönende Reime, ähnlich denen seiner Chöre in der „Braut von Messina".

Einen noch umfassenderen und liebevolleren >!ult als Goethe fand Heine in Italien seit den Tagen, wo Tullo Massarani eine noch hente lesenswerte Charakteristik von ihm entwarf, Tic Manie der Heineübersetzung geht heute so weit, daß man selbst ans dem sranzösischen Prosatcrt in ..ver»i »<!i»Iti" übersetzt und dennoch meint. Vortreffliches geleistet zu haben. Niemand wird um den Grund dieser außerordentlichen Beliebtheit verlegen sein. Ich möchte den deutschen Leser wohl daran erinnern, daß Heine zu den besten Beobachtern der mächtigen geistigen Bewegung gehörte, welche unsere dritte Wiedergeburt vorbereitet nnd hervorgebracht hat, Der Verfasser der „Rcisebilder", eines Buches, das an Feinheit psychologischer Analyse nur in der „Sentimentalen Reise" Lawrence Sternes seinesgleichen hat, war in den Jahren IWtt und 18W in Italien, Wer weiß nicht in Teutschland, wie Heine seine Beschreibung der Tinge nie von derjenigen der Menschen trennte, wie er, durch die ärmlichsten Viertel unserer Städte wandelnd, mit den Gemüse- und Obstfrauen, mit Droschkenkutschern nnd seinen zufälligen Reisegefährten sich in Gespräche einließ, wie nie ein Wort, ein Blick, ein Achselzucken, das die Gesinnung der Italiener offenbaren konnte, von ihm unbeachtet blieb? Man möchte sagen, es sei die Dankbarkeit, welche Heine in Italien literarische Denkmale errichtet. Er hat den Herzschlag Italiens belauscht, als es noch fiir eine Leiche galt.

Der italienische Dichter, der zuerst seine Landslcnte mit Heines Liedern bekannt machte, und dessen Übersetzung auch beute, da so viele seinem Beispiel gefolgt sind, weitaus den größten Einfluß ausübt, war der ferraresische Patrizier Bernardino Zendrini, Die erste Probe seiner Übertragung lenkte ans Zendrini die Aufmerksamkeit auch der Deutschen, gewann ihm die Freundschaft Paul Heyses und eine Professur für deutsche Literatur an der Universität Padua, Paul Heyses „GiustiPoesien" sind den Ubersetzern Gildemeister und Zendrini gewidmet, und in Heyses „Italicnischen Reisebriefen" stehen die Worte i

„Und während du den Hauch sizilischer Lüste trinkst,
Im Buch der Lieder blätternd, das so meisterlich
Nachdichtend deinem Volke du zu eigen gabst ..."

Tie Aufgabe des Kritikers ganz zu lösen, inüszte an Beispielen nachgewiesen werden, wie sehr die rastlose Feile des italienischen Übersetzers das eigene Werk im Laufe dreier Auflagen gefördert hat. Allein ich schreibe keine Abhandlung, und es dürfte genügen, die Urteile Heyses und Longfellows hierher zu setzen, die ich durch die Resultate eigener Prüfung vollkommen bestätigt finde, „Ich staune", schreibt ihm Paul Hcyse nach Empfang der dritten Auflage, „über diese unerhörte Lieb' und Treue, mit der Du fast alles wieder in den Schmelztiegel geworfen und von den letzten Schlacken des Konventionalismus gereinigt hast. Soviel ich urteilen kann, hat das Werk gewaltig an Naturlaut und populärer Frische gewonnen, und man wird schwerlich einen echteren Heine ini Italienischen erlangen können. Ich gratuliere von Herzen zn der glänzenden Bestätigung des Schillcrschen Wortes- Das Genie ist der Fleifz." Und der Patriarch Longfellow läszt sich so vernehmen i „Ihre Übersetzungen sind äußerst getreu und glücklich. Es war eine sehr schwierige Aufgabe, der Sic sich unterzogen. Heine ist so zart nnd elastisch, daß, wenn eine schwere Hand auf seine Verse sich niederließe, deren Leben unter ihrer Wucht verschwände. Sie aber haben sie so zart angefaßt, wie der Meister selbst."

Wie oft geschieht es, daß ein Übersetzer des Glaubens lebt, das vage, sogenannte poetische Verständnis des Ganzen könne das mangelnde Ver ständnis dunkel gebliebener Einzelheiten ersetzen, wie etwa, um ein horazisches Bild zu gebrauchen, der angeschwollene Bergstrom das Geschiebsel fortreiht und mitschleppt, das ihm den Weg verlegen will. Aber das Resultat ist eben dasselbe wie in der Natur. Jener Wildbach „kluir lutnl, »tu«" und geradeso der Redefluß des der Sprache unkundigen Übersetzers. Keine Spur von cincr derartigen Naturerscheinung in Zcndrinis „Canzoniere". Durch die durchsichtige Klarheit seiner Übersetzung schimmert überall ein sicheres Verständnis der Sprache, des Gedankens, der Empfindung seines Dichters. Tazu kommt noch ein zweites, die poetische Begabung des Übersetzers, der deni lyrischen Schwünge des Originales nachznschweben stark genug ist.

Unter den Dichtern ist Heine ganz besonders schwer zu übersetzen. Einen Homer übertragen ist ein Kinderspiel verglichen mit einer HeineÜbersetzung, Und weshalb das? Ich denke, weil Homer naiv nnd ernsthaft, Heine sentimental nnd ironisch, weil dort im Inhalt, hier in der Form so vieles liegt, weil dort die Natur, hier das ganze Raffinement modernster Kultur mitzudichten scheint: weshalb denn Homer auch in einer schlechten Prosaübersetzung noch packend wirkt, während selbst eine gelungene metrische Übersetzung Heines Tuftgebilde oft genug zerstören muß. Hat uns doch Heine selbst das Geheimnis ausgeplaudert, wenn er in der „Heimkehr" dichtet:

„lind als ich ciuch meine schmerzen geklagt,
Ta habt ihr gegähnt und nichts gesagt:
Toch als ich sie zierlich in Verse gebracht,
Tn habt ihr mir große Elogen gemacht."

Auch mit dem besten Willen und dem höchsten Talente vermag nun ein Übersetzer ab und zu nicht mehr zn leisten, als jene Tuftgebilde der Prosa zurückzugeben, und dann droht natürlich auch das Gähnen wieder loszugehen. Man mache nur die Probe selbst, man reisze einem jener reizenden Geschöpfchen den Rosenkranz aus den Locken und das Roscnklcid vom Leibe und tauche das arme Ding in kühle Prosa, und — erstaune über des Dichters Kunst, der wie der liebe Gott eine Welt aus nichts zu schassen weiß. Wenn irgendwo, so gilt von Heine das Wort des Themistokles im Plutarch, daß eine Übersetzung nur die Kehrseite des Teppichs vorstelle, und jenes ebenso bezeichnende Wort Shelleys: „Ihr lverft ein Veilchen in euren Zchmelzticgel und vermeint, seine Farbe und seinen Tust ans dem Zersetzungsprozesse zu retten!"

Doch wir haben über diesen allgemeinen Dingen den italienischen Heineübcrsetzer aus den Augen verloren. Zcincr Schwärmerei für den „göttlichen Heinrich" gibt ein Gedicht an 7>r. Bnchholz Ausdruck, das sich im Original in meinem Besitz befindet. Letzterer hatte Zendrini eine Locke Heines geschenkt, die der Leiche im Zarge entnommen war, und dieser spricht seinen glühenden Tank aus:

Gesegnet sei die Hand, die dich mir sandte,
Tu Locke, die ich aus der Brust nun trage,
Gesegnet jene Hand, die sie entwandte.
Verklärter Dichter, deinem Sarkophage!

Aus meinem Herzen hast nun du die stelle.
Wo eine and're einst belauscht sein Pochen:
Süß ist die Liebe, doch sie flicht so schnelle.
Der Genius nur hat nie sein Wort gebrochen!

Beweint, geliebter Heinrich, und gepriesen
Zn Hellas' Göttern bist du heinigegangen,
Tie ihren Freund auf Asphodelos' Wiesen
Verjüngt in JugeudherrlichKit empfange».

Sanft lächelt Aphrodite dir entgegen,
Und Komus scherzt — es überströmt der holde,
Ter Sonnengott dein Herz mit seinem Segen
lind jedes weihe Haar mit seinem Golde!

Zendrini hat zehn Jahre seines Lebens in Padua verbracht, jener stillen, in den meisten Gassen öden Stadt, deren gewaltiger „Salone" von der einstigen Macht und Größe zeugt. Die Stadt ist das italienische Graz — eine Menge alter Pensionisten schleicht in der Sonne umher. Solche Orte sind wie gemacht für beschauliche Dichternaturen, zumal wenn so stolze Erinnerungen die Umgebung beleben. Von Argun trägt jeder Windhauch ein Sonett Petrarcas herüber, und nur zwei Stunden Eisenbahnfahrt sind nötig, um nach Ferrara zu gelangen, wo Ariost im eigenen Hause gesessen und Tasso durch die Straßen gewandelt. Padua ist also ein gutes Plätzchen für Poeten, und der blasse schlanke Mann, der den deutschen Heine in sein Herz geschlossen, konnte nicht leicht ein besseres finden.

Kaum gibt es zwischen zwei italienischen Städten einen größeren Gegensatz, als zwischen Padua und Bologna. Dort Stille, hier lautes Leben! dort entschwundene Größe, Versenken in alte Erinnerungen, hier frisches Fortblühen; am Ufer des Bacchiglione verfallende Häuser und Armut, am Strande des Reno ganze Straßen mit neuen Palästen, die sich den alten würdig zur Seite stellen, behäbiger Wohlstand und Eleganz. Tie schiefen Türme kennzeichnen den Übermut eines reichen Gemeinwesens, das heute noch üppig gedeiht und seinen Namen „Bologna la grassä" wie in alten Zeiten verdient. Hier lebt der zweite Heineübersetzer Italiens, Giosuö Carducci, vielfach in der literarischen Welt noch Enotrio Romano geheißen, weil unter diesem Pseudonym seine ersten Dichtungen erschienen.

Carduccis Übertragungen sind nicht zahlreich. Er hat im ganzen schwerlich mehr als ein Dutzend Heinescher Gedichte übersetzt, aber jede dieser Übersetzungen ist ein Meisterstück. Mit Absicht wählte Carducci die bissigsten, schneidendsten Poesien, z. B. den „Kaiser von China", die „Weber", „Karl I," Sie waren ihm sympathisch, denn er selbst strotzt von jenem grimmigen Hohne, von jener ätzenden Ironie, die uns an Heine halb hinreißen, halb verwunden. Aber Carducci hat bei großer Ähnlichkeit mit Heine eine Eigenschaft, die letzterer nie besessen: tiefen sittlichen Ernst. Während Heine den Spott um des Spottes willen trieb, schwingt Carducci die Geißel im Sinne Juvenals. Die Leser mögen manchmal laut auflachen, wenn seine feingeschmiedeten Verspfeile treffen, er selbst lächelt kaum. Glühender Patriotismus und starre republikanifche Überzeugung — zwei Dinge, für welche Heine trotz des schönen Gedichtes „Deutschland, du meine ferne Lrebe," und trotz der klassischen Satiren auf König Ludwig I, von Bayern kcmm ein Verständnis besaß — charakterisieren Carduccis ganze poetische Tätigkeit. Er ist nicht graziös und frivol, sondern herb und schroff. Ein Sohn der toskcmischen Ma° remmen, erinnert er a» jene alten Bologneser,, die Berge von Gold ans schlugen, um Enzio in Haft behalten und ihre Rache an dem verhaßten

Stmifengeschlecht kühlen zu tonnen: an jenen Filippo Ttrozzi, der bei Montemerlo Wider Cosimo Medici focht nnd sich iin Gefängnis felbst den Tod gab, nachdem er Virgils Vers an die Mauer geschrieben: „Lxoriars aliciuis rwstris ex «8sibv.s ultor."

Wenn man also Cardncci den Heine Italiens nennt, so gilt das nur mit einer starken Einschränkung. Die Wut, mit der Cardncci über seine literarischen Feinde herfällt, ist etwas schwer verdaulich nnd seine Grob^ heit ebenso außerordentlich wie sein Talent. Selbst Heine, wenn er Platen der griechischen Liebe bezichtigte, die schwäbischen Dichter ailf „Kackstühlchen" sehte oder den armen, hochverdienten Maßmann Purzel' bäume schlagen lieh, war höflicher als unser grimmiger Italiener. Wie Heine hat auch Cardncci seine Lieblingsfeinde, die er mit besonderem Behagen ans die glühende Nadel seines Spottes spießt, und das am meisten mißhandelte Opfer ist niemand anderer als Bernardino Zendrini. Wenn Verse töten könnten, der Paduaner Professor müßte zehnmal an den Gedichten seines Bologneser Kollegen gestorben sein. Carducci wird in seinem Hasse sehr ungerecht, aber zum Unglück für seine Gegner hat er mit Heine die Eigenschaft gemein, daß sich seine Ungerechtigkeit in kolossalen Wibcn Luft macht und unwiderstehlich auf das Zwerchfell der Lefer wirkt.

Zendrini hat seinerseits in dem Buche: „Lnrico Heine e i »u«i iuieirneti" sein Verhältnis zu den anderen Heine Übersetzungen seines Landes behandelt. Er spaltet darin Haare, seiht Mücken und zählt Linsen, mit einem Aufwände von Scharfsinn und Belescnheit, der nns alle Achtung einflößt. Er wird furchtbar böse, wenn es jemand in Italien wagt, „seinen" Heine zu übersetzen, Tas faßt er wie eine persönliche Beleidigung auf, denn er will dies Geschäft ganz allein besorgen nnd keine Nebenbuhler dulden. Er hat sich daher der Aufgabe unterzogen, sowohl Carducci als Chiarini zn beweisen, daß sie Heine schlecht übertrngen haben. Er legt beinahe Vers für Vers auf die Goldwage; die kleinste Ungenanigkeit, die leiseste Schwäche findet an ihm einen une» bittlicheu Richter, Ta er die zartesten Geheimnisse der deutschen Sprache wie kein anderer Italiener kennt, sind seine Rügen selten unbegründet: aber er nergclt etwas zu viel, und selbst da, wo er ganz im Rechte ist, schlägt die Grundfarbe subjektiver Gereiztheit durch die Lasur der ästhetischen und sprachlichen Auseinandersetzung,

Nächst Zendrini wagte sich auch Chiarini ans Bologna (ein Freund Carduccis) an Heine, übertrifft ihn Zendrini an elegischer Weichheit, so scheint der neue Übersetzer ganz geeignet, Heines Tatire, seine unbarm. herzige Tpottsncht, seinen flammenden Wib zur Geltung zu bringen. Mit seinen Übertragungen von „Atta Trott" und „Teutschland" hat Chiarini nichts mehr und nichts weniger als ein Meisterstück geliefert. Wenn man diese graziös dahintanzenden Atrophen liest, so meint man. sie seien in ihr ursprüngliches Element zurückgekehrt, und der Ton der spanischen Romanze, den Heine anschlug, klingt uns ans der Schwesterspräche wie ein altbekannter entgegen.

Auch sonst hat man sich noch mannigfach versucht, die eine oder andere Note Heines italienisch wiedererklingen zu lassen, doch stets mit geringerem Erfolg als von feiten der Obengenannten. Es geht den Übersetzern

eben wie den Nachahmern des Dichters: sie lassen sich von der plastischen Form verführen, aber nachbildend schauen sie nur auf die einzelnen Bestandteile, welche dann zusammengesetzt sowohl der Harmonie wie des Geistes entbehren.

Wie Goethe und Heine beschäftigte anch nicht annähernd ein anderer deutscher Dichter den Italiener. Das ideale, schwärmerische Wesen Schillers steht dem nüchternen praktischen Sinne des Südländers zu fern. An jenes konnte sich nur eine ebenso begeisterte Natur, nämlich jene Maffeis wenden, welcher am Ende seines langen Lebens die letzte Feile an die Übersetzungen des Dichters legte, mit dein er vor einein Kalben Jahrhundert seine Laufbahn begonnen hatte. Ihm gesellte sich später Carlo Rusconi (Padua 18Hj) zu, und obschon von ihnen und einigen anderen mehrfache Ausgaben von Übersetzungen Schillerscher Werke, namentlich der Dramen erschienen sind, so ist doch der Sänger der deutschen Frauen und der deutschen Jugend hier nicht Populär, und eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte ist nur von Gandini (Modena 1869) mit Geschmack, obschon nicht ohne Freiheit, gegeben worden.

Sonst ist das lyrische Gebiet noch das am meisten von den Übersetzern gepflegte. Auch die italienischen Kritiker und Essayisten schenken der deutscben Dichtung große Aufmerksamkeit, In einem neueren Buche von Eugenia Camerini („Xunvi iirnkili lott^inri") finden wir neben einer etwas ungenügenden Abhandlung über Humboldt eingehende, großenteils gelungene Charakteristiken Huttens, Arndts, Novalis', Lenaus und Freiligraths, Es ist überraschend zu bemerken, daß in die Lyrik der heutigen Italiener das germanische Element einzudringen strebt. Während die Neapolitaner sich eifrig an die deutsche Philosophie machen und Kant, Hegel und Schölling studieren, hat das Studium der deutschen Dichtung in Nord- und Mittelitalicn einen starken Anfschwnng genommen. Mehrere der gegenwärtigen italienischen Poeten sprechen oder verstehen die deutsche Sprache und lesen die deutschen Dichter im Original. Was sie zu ihnen hinzieht, ist der lebhafte Gegensatz zu der kalten und gekünstelten Sonettenpoesie und den geistreichen Concetti; es ist das musikalische Leben des Gefühls, das warme lyrische Herzblut, das Scntiment, der glücklich empfundene Augenblick: es ist der psychologische Reichtum innerer Seelenzustände, die der Deutsche bis in die kleinsten Fasern erfaßt und in ihren Erscheinungen entfaltet, nnd es ist endlich der pantheistische Kultus der Natur, Dieses elementarische Wesen übt einen Reiz auf die Italiener aus, deren Gefühlsweise in so ganz andern natürlichen Bedingungen ruht. Die Form der italienischen Poesie, schön, klar, straff und Plastisch wie ihre Sprache, ordnet den Inhalt unter, während bei den Deutschen die Seele des Gefühls über die Schranken der Form sich zu ergießen strebt, Harmonie ist das Wesen jener, Melodie das Wesen der deutschen Poesie, welche die am meisten liederreicl-e unter den Völkern ist. „Die Sehnsucht," so sagte mir ein römischer Poet, „das ist es, was die Deutschen in ihrer Lyrik auszeichnet und was unsere Poesie erfrischen würde, wenn wir diese Weise des Empfindens in sie aufnehmen könnten,"

Wir finden vielfach in der heutigen italienischen Poesie die Blumen der deutschen Romantik wieder. Es scheint, als hätte die Tramontana ihren Samenstaub von den grünen Bergen Schwabens auf die finstern Trümmer des Kapitals und der Kaiserpaläste hinübergetragen. Dieses Verhältnis Italiens zur deutschen Lyrik, unschuldiger als jenes von Rom zum deutschen Kaisertum, ist interessant genug. Indem es Giovanni Torlonia offen ausgesprochen hat, ist er sich bewußt, daß Keime des deutschen Gesanges seiner heimischen Lyrik zur Belebimg dienen können. Ein Oleanderbaum trägt freilich nur Oleanderblüten, und ein Lindenbaum nur Lindenblüten; es wäre vergebens, einen auf den andern pfropfen zu wollen. Ter Genius der Italiener wird von dem der Deutschen immer grundverschieden sein, und weil die Lyrik am reinsten das innere Seelenleben eines Volkes ausspricht, kann sie ursprüngliche Elemente nicht ungestraft vermischen. Don Giovanni ist weit entfernt davon, dies zu wollen, nnd sein Verdienst, auf die deutsche Weise aufmerksam zu machen, ist ein Verdienst literarischer Kultur, Da sich die Nationalgeister beute an tausend Punkten berühren, sind solche Annäherungen sehr erklärlich, die Einflüne möglich, wenn sie auch nicht tiefer gehen, als bis zur leichtern Färbung,

Fabio Nannarelli, mit der deutschen Literatur vertraut, ein Verehrer Schillers und Lenaus, über welchen er eine Abhandlung ge» schrieben hat, hat deutsche Elemente am tiefsten in sich aufgenommen, und seine Muse trägt in sich selber einen dem germanischen Wesen verwandten Zug, -eine Grundstimmung ist melancholisch, ernst und sehnsüchtig. Es ist ein Todcsbanch in seiner Poesie, der von der Pyramide des Cestius ihn angeweht zu haben scheint, in deren Schatten Jung nnd Shelley schlafen, große Genien poetischer Neilerion, der römischen Erde so innerst fremde Fremdlinge, Die Ungenüge eines mißgestalteten Lebens, die völlig zu empfinden ein Römer von heute mehr Gelegenheit hat, als ein Engländer und Deutscher, treibt Nannarelli in die Einsamkeit des Grübelns, und sie zwingt ihm einen Kultus des Schmerzes auf, der von Sentimentalität nicht frei ist. Über den Widersprüchen zwischen der Sehnsucht nnd dem Leben, welches des idealen Vörstettens spottet. sich zu erhalten, erfaßt er mit Liebesglut die heilende Natur, wie ein Deutscher, und sucht er sich zu der Anschauung der ewigen Harmonie des Universums als Philosoph zu erheben. Das Motto aus Tiedge:

Suche Hoffnung, Trost und Ruh', und falle
Weinend in die Arme der Natur,

welches er einem seiner Gedichte vorgesetzt hat (wie er andere Sprüche aus Schiller und aus Shakespeares „Hamlet" nahm), bezeichnet durch» aus die innere Richtung seines poetischen Naturells, aber auch die Verirrnng in ein träumerisches Wesen, das dem Schmerz die schöne Körperlichkeit raubt und Gedicht und Dichter bisweilen in das nebelhafte Reich der Schatten hinunterzieht,

Tie Lebensansicht eines Byron und eines Lonau ist die schlechteste Schule für die jungen italienischen Poeten, weil in ihrem südlichen Naturell nicht das Gegengewicht jener Ironie oder jenes Humors liegt, welcher den Nordländer am Ende doch iiber den Schmerz erhebt. Denn die Natur des Südens hat äußerst scharfe Konturen, und die Ertreme lassen hier schwer die Vermittelung zu, die das Wesen der nordischen Sentimentalität im besten Sinn des Wortes ausmacht. Ter romantische Kultus des Schmerzes scheint wie eine Cholera durch die Literaturen zu wandern: unter den Italienern aber nimmt er sich seltsam aus. Mögen sich unsere Poeten vor der Ansteckung bewahren, sonst erleben wir es noch, daß der Geist Werthers im Mondscheindämmer des Kolosseums mit Försters Reisehandbuch unter dem Arm spazieren geht. Zwischen dem Schmerz und dem Mysterium des Grabes steht immer, selbst für einen unglücklichen Römer von heute, das Wissen und die Arbeit. „Iravailler «»Iis rsisonusr/ sagt der Philosoph Martin zum großen Philosophen Pangloß, „«'est lg ssul movsn äs renärs I» vis suppoitabls", und wenn die römischen Poeten sich zn einer ihnen nicht nationalen Sentimentalität verfuhren lassen, so mag man ihnen mit Recht zurufen: „Os1» sst bisn äit. Romains, msis il taut «ultivsr votrs jargin!"

Im übrigen wird jeder, selbst nach dem flüchtigsten Blick in die hiesigen literarischen Verhältnisse, zugeben, daß Italiens Geistespotenz gestählt und geläutert aus den politischen Übergangs- und Umsturzepochen hervorgegangen ist. Freilich ist es nicht möglich, daß Italien wieder zur Alleinherrschaft der schönen Künste gelange: nicht wegen der vielfach ausposaunten „Unfähigkeit der modernen Generation", nickt wegen Mangel an hervorragenden Talenten, sondern weil die „barbarischen Völker" sich durch Jahrhunderte hindurch nach langem Umhertasten zn Kulturvölkern ersten Ranges herangebildet haben. Norden und Süden sind sich nunmehr geistig ebenbürtig und können sich auf das beste ergänzen, indem sie, brüderlich vereint, ohne Vorurteil und Eifersucht, für das Schöne, den Fortschritt und die Rechte der Menschheit wirken.

jDalmira.

Novelle,
von

Elisabeth Dautyendey.

— Iviirzburg. —

^^»ch gab ihr den schönen Nmne,, Valm,>i, ^.,1 ne n,,ch

jene hochwachsenden Palmen <ri»,,erie, ;,, deren piroxen die glühenden Z,,dl>i,,i)vro'en ,in>'^

Ihr eigener Nanic war haßlich und hart, und mit seinem nnmelodischen Klange schien er ihre Persönlichkeitswirkung völlig zn verwischen.

Aber wenn ich sie in meinen Gedanken Palmira nannte, dann wuchs alles an ihr aus der Alltäglichkeit heraus, die Linien ihres Wesens wurden stark und rein, und ich sah gleichsam in den strahlenden Kern ihres tiefsten Wesensgrundes, Da loderten die Flammen einer unlösch« baren Zehnsucht, der heiligen Sehnsucht nach Vollendung ihrer Eigennrt, Sie wollte ganz sein.

Und da in dieser Welt des Wrderspiels alles sein alter e^o braucht, um aus Gegensätzen Harmonie zu werden — suchte sie ihre Harmonie — ihr alter ego mit der Unruhe und Pein, die einen starken, auf Fülle und Schönheit gerichteten Willen quälen, wenn er sich nicht im Gleich» gewicht mit sich selbst weisz. Jung und so unwissend, wie nur ein reines Weib es sein kann, hatte sie in diesem Dränge nach Vollendung fehlgegriffen.

In kurzer Zeit aber machte ihre Ehe sie so reif uud wissend, wie es nur ein im Gluck enttäuschtes Weib sein kann.

Die Ehe brachte ihr die furchtbare Erkenntnis, daß zwischen ihr und dem Wesen, das sie zn lieben glaubte, eine Klnft lag, über die kein Gott sie zueinander bringen konnte. —

Als ich die beiden kennen lernte, waren sie mehrere Jahre verheiratet. An der Unsicherheit ihrer Blicke, wenn sie sich trafen, dein kurzen Beriihren der Hände, wenn sie sich grüßten, und den leeren Worten zwischen ihnen, wußte ich bald um das Geheimnis ihres Schmerzes.

Ihre Seele litt doppelt, weil sie groß genug war, zu bekennen, daß auch sie die andere leiden machte.

Er war einer jener merkwürdigen Männer, die in den Zeiten intensiven sinnlichen Begehrens imstande sind, seelisch in allen jenen Farben zu schillern, die das Wesen, das ihre Sinne reizt, von ihnen erwartet; und mit dieser Begabung der psychischen Mimikry täuschen sie sich selbst und noch mehr die suchende Weibesseele, Mit dem Rausche des Genusses ist aber auch der unechte Glanz ihrer Seele verslogen, und die Anpassungsfähigkeit wird ihnen eine Last, die sie einfach roh fallen lassen; und mit einem erst verlegenen und dann gemeinen Lachen und dem zynischen Geständnis ihrer ganzen inneren Leere und Lde stehen sie vor dem ent° setzten Weibe, das nichts begreifen kann von solcher Lüge, Der Kampf, der nach dieser Erkenntnis zwischen diesen armen Sklaven der Ehe in der schweren Stille des Schweigens gekämpft wird, ist furchtbar.

Denn nicht das, was laut wird von unserem Schmerze, ist die große Qual. Sondern das, was zu schwer ist, um an die Oberfläche des Wortes zn gelangen, nnd in die Tiefe fällt und die feinsten Gewebe unserer Jchwelt zerstört.

So in der Tiefe hatte Palmira gelitten.

Das Leid gab ihren Augen jene beseelte Traurigkeit, die aus dem Blicke mit einer so starken eindringlichen Sprache spricht, daß es keines Wortes mehr bedarf, um sie zu verstehen.

Dieser mit dem großen unheilbaren Schmerze eins gewordene Blick, der mein Auge mit zwingender Gewalt tras, - dieser Blick, der mich fesselte und zugleich völlig freigab mit seinem weit von der Wirklichkeit abgewendeten Schaue» — dieser leidticfe Blick zwang mich zu Palmira.

Wir begegneten uns in der stillsten Stadt der Welt.

Da, wo das große stolze Schweigen seine weichen Fittiche zwischen Himmel und Wasser breitet, ans dem alle goldenen Traume der Erde schaukeln und ans Tag und Nacht ganz neue Zeiten schassen mit heimlichen Wundern nnd kostbaren Königsfchätzcn, zu denen jahraus, jahrein Tansende von fremden Seelen wandern, getrieben von der schmerzhaften Sehnsucht nach verlorenen Paradiesen und vergessenen Seligkeiten, und sie finden sie wieder in dieser seligen Stille und mit ihnen den Rausch und die Glut und die Wonne des Lebens, die aus Menschen Götter machen. —

In einem der engen Tcitenkanäle Venedigs war es. Ich nahm gerade meine Augen von der häßlichen Front der San Mo'ise weg, da siel mein Blick auf sie.

Tie lag ausgestreckt in den roten Sammetkissen einer vornehmen Hotclgondcl. Wir Hütten uns die Hände reichen können, so nahe glitten wir aneinander vorüber.

Groß nnd lange sahen mich ihre schmerzbeladencn Augen an.

In der Lautlosigkeit umher war es, als hörte ich ihre Gedanken,

„Ich leide," sagten sie,

„Und du leidest auch —"

Kein Funke jener Neugier, mit der Mann und Weib sich zuerst ansehen, war in unseren Augen, Ernst und feierlich, als haben unsere Seelen sich berührt, nahmen wir langsam und behutsam unsere Blicke voneinander zurück. So begegneten wir uns mehrere Tage nacheinander.

Der Zauber dieser schweigenden Stadt schien es auch ihr angetan zu haben. Diese wundervolle Losgebundenheit von jeder Bewegung, die träumerische Stimmung des stummen, weichen, tragenden Wassers, das sich unter den Rhythmen der Ruder in einer lautlosen Barkarolenmelodie bewegte, die man ohne Töne als Musik empfindet — darüber die weite wolkenlose Stille des Himmels und dazwischen eine altcrsmüde schatte» hafte Schvnheitsfülle, die wie versteinerte Träume einer versunkenen Zeit uns gleichsam das Bewußtsein der Gegenwart nehmen und die Seele in eine freie schwebende Zcitlosigkeit einspinnen, in der ihr eigenes Leben seine Schicksalsschwere verliert, daß sie wieder jung und neu wird und sich zn ihrer verloren geglaubten Schönheit zurückfindet.

Ich sah sie an dem großen Hotel am s'unaw ^rninZt^ landen und verließ anderen Tages meine geliebte Piazza San Marco und zog ihr nach.

Ich tat es wie im Traum nnter dem Einfluß der wunderbaren Unwirklichkeitsstimmnng, die diese merkwürdige Stadt erfüllt, uns die Hemmungen des Alltagslebens vergessen und für einen Augenblick an die glückliche Illusion von der Freiheit unseres Willens glauben läßt.

Und dann sah ich sie täglich.

Ihre Augen zogen mich an wie ein Magnet, obgleich eine eisige Abwehr hinter dem flammenden Blau der wie im Schmerz versteinerten Augen lag.

Sie kam morgens schon früh in den kleinen Garten des Hotels und setzte sich in den Winkel der Mauerbrüstnng, an welchem einer der vielen Seitenkanälc mit dem Ounalo «rüiicle zusammenstieß.

Im Hintergründe des Gartens hatte ich meinen Platz in einer Laube, die, dicht von Rosen umwachsen, mich völlig verbarg, mir aber die Freiheit der Beobachtung gab.

Tie hatte eine Arbeit und ein Buch neben sich liegen. Aber die Hände blieben meist müßig, und die Augen blickten immer wieder über die unwirkliche Welt des Buches hinweg in den Glanz der vor ihr aus» gebreiteten Wirklichkeit, die in ihrer greifbaren Herrlichkeit selbst dem Künstler ein ewig nncrschöpftes Gefilde seliger Schönheit bleibt, vor lvelchem der Tiefgang der Sprache und die Höhenkunst des Pinsels versagt und die Seele des Schaffenden unwiderstehlich sich an die heilige Wonne des Schauens verliert.

Die ersten Tage blieb Palmira allein,

Änch meine Hände und Gedanken ließen von der Arbeit ab, die ich hier zu fördern dachte, und mein dem Rausche der Schönheit hingegebener Geist empfand es als eine fast schmerzhafte Beglückung, in der nachtwandlerischen Traunistillc dieser wie in das feierliche Schweigen eines großen Geheimnisses gebannten Stadt — Plötzlich das Weib zu finden, dessen Anblick mich mit jener quälenden Unruhe und Sehnsucht erfüllte, welche die Vorboten einer starken Leidenschaft sind, die, ob siegend oder unterliegend - immer das heilige Feuer in uns auflohen läßt, au dem unseres Wesens Höchstes sich entzündet.

Aber mein Wille stand auf Sieg.

Tiese in Schmerz erstarrten Augen in Wonne aufglühen zu sehen, die formvollendeten Linien des strcnggeschlossencn Mundes in der Hingabe des Glückes mild und weich werden zu lassen — und die bleichen reglosen Hände in heiszer Lust nach der seligen Wonne des Lebens greifen zu lehren — dazu drängte es mich mit dem sudelnden Mute meiner starken unverbrauchten Lebensfüllc,

In der ersten Zeit sah ich Palmira immer allein, aber aus dem Frcmdcnbuche erfuhr ich, daß sie die Frau eines hohen Beamten war,

Ich battc also eigentlich kein Recht, sie mit meiner Sehnsucht zu umwerben. Aber ihre jungen, schmerzbeladcnen Augen spannen feine Fäden der Hoffnung zu mir herüber in jenen köstlichen Morgenstunden, da ich in meinem duftenden Rosenwinkel dem Augenblick entgegen wartete, da sie cm? dem Hause treten und die Stufen zum Garten herabsteigen würde. Ihre Gestalt war hoch und schmal. Tic Gewandung von raffinierter Einfachheit, die lose, gleichsam welke Faltung des hellen, schmiegsamen Stoffes lies; dem Spiele der Linien volle Freiheit und gab ihr so jene in Harmonie aufgelöste Sinnlichkeit, wie sie uns an den Gestalten eines Burne Jones entzückt.

Die Morgensonne Venedigs umleuchtctc ihre lässige Anmut mit strahlendem Glänze und weckte die roten Tiziantöne in dem warmen Goldblond ihrer üppigen Haare, die lose wie ein güldncr Märchcnschleier den schweren Ernst ihrer blassen jungen Stirn umspielten,

Und wenn sie dann in: Stuhle sah und mit langsamen, gleichsam von einem ermüdeten Wille» gehemmten Bewegungen im Bnche blätterte oder sich über eine bunte Arbeit neigte, genoß ich sie wie ein Bild, und meine glücklichen Augen wurden nicht müde davon. Wenn es lauter wurde im Hause und andere Gäste in den Garten kamen, erhob sie sich und verschwand. Ich wnßtc, daß sie nun eine Barke nahm und stundenlang in den stillen Wasserstraßen den geheimnisvoll lockenden Reizen dieser einzigen Stadt nachspürte, deren Anblick unter der wechselnden Beleuchtung des starken Südlichtes jenen feinen zarten Stimmungswechsel anslöst, der den Rausch des Schauens zu einem ewig neuen, täglich stark ersehnten Genüsse macht.

Mir selbst war es dann ein doppelter Reiz, mich aus denselben Weg zu machen, in der schwarzen Gondel ans dem dunkeln Wasser mit weitwacher Seele mich den schwermütigen Tremmen hinzugeben, — wie man sie nur in diesem seltsamen Winkel der Erde träumt, wo um die erstarrte Herrlichkeit einer verwehten Zeit die purpurnen Schatten der Vergangenheit glühen, in die nnser Bewußtsein von Gegenwart und Tein sich restlos auslöst.

Ich vergas; dann oft iiber diesem Schönheitstraum den Traum meines Blutes und kehrte zu meiner Klause zurück, bis in die letzte Fiber trnnken von einem unsagbar köstlichen Glückscmpfindeu, auch wenn ich jener andern Gondel nicht begegnet war, die zu sehen eigentlich die Absicht meiner Fahrt gewesen.

Oftmals aber begegneten wir uns. Tie Gondeln und die Blicke kreuzten sich, lautlos schwebten wir aneinander vorüber wie Schattenspiele unseres Taseins, in denen wir uns selbst zu sehen schienen.

So gingen manche Tage,

Ich hatte mich Palmira noch nicht genähert. Wir waren uns im Hotel noch nicht begegnet. Bei der Tafel erschien sie nicht. Eines Morgens kam sie nicht mehr allein, Ihr Gatte war bei ihr.

Seine Art des Bewcgens und die merkwürdig lange Linie seines flachen Schädels kamen mir greifbar bekannt vor, während sein Gesicht mir völlig fremd schien.

Aber als er sich niedersetzte und mit der Hand den Ztnhl zwischen den Knien vorzog, ging es mir wie ein Blitz der Erinnerung durchs Gehirn.

Ja, ich kannte ihn.

Ter Name im Fremdenbuch? hatte mir nichts gesagt, die Physik gnomie hätte mich noch lange fremd berührt—diefe eine ihm eigentümliche Bewegung aber löste sein Bild, wie ich es vor Jahren gekannt, spontan in mir aus. Er war ein Stndiengcnosse, und wir hatten in der Eramcnszeit zusammen gearbeitet, nns später aber ganz aus den Augen verloren, da uns nichts Persönlich Wertvolles verband, sondern nur die Nützlichkeit gemeinsamen Arbeitens uns eine Zeitlang zusammenführte.

Ein wirres Gemisch von einzelnen Wcsenszügen drängte sich in meiner Erinnerung hervor, die ich auf eine kurze Formel für diese Persönlichkeit zu bringen suchte.

All die kleinen Tinge der täglichen Erfahrungen — diese scheinbar leisesten und doch lautesten Verräter des Zlllzumensmlichen in unserem Wesen standen plötzlich vor nur wie strenge unerbittliche Buchstaben, die ich nur zusammenzufügen brauchte, um die gesuchte Formel zu lesen. Und das Wort Utilitarier kam mir ins Bewußtsein, Starke Intelligenz, keine Phantasie, scharfes Rechnen, armes Fühlen. — das war kurz gefaßt der Inhalt seiner Persönlichkeit.

Arme Palmira — wie konntest du dich so blenden lassen,

Toch ich erinnerte mich auch seiner großartigen Fähigkeit, jeder Situation des Lebens sich anzupassen und sein Empfinden, das durch keine seelische Konzentration gefesselt war, dem Zwecke einzufügen der das jeweilige Leitmotiv seines immer ans den größtmöglichsten Nutzen gerichteten Willens war.

Mich erfaßte tiefe Empörung, wenn ich an die klug berechnete Komödie dachte, die dieser kalte Egoist dem starken Liebesglauben dieses jungen lebensunkundigen Weibes vorgespielt haben mochte — allerdings Wohl auch sich selbst, denn seine unpersönliche Empfindungswelt nahm jede Wirkung einer starken Gefühlsindividualität in sich auf und mischte sich mit ihr bis zum höchsten Grade der Selbsttäuschung, wenn dadurch seiner kalten Intelligenz ein Sieg errungen werden sollte.

Vielleicht wäre es mir nie so schnell gelungen, dieses Mannes Allerletztes so klar zusammenzufassen, wenn nicht die starke Leidenschaft für Palmira in mir eine so gewaltige Konzentration aller Kräfte bewirkt hätte, die mir fast wie ein zweites Gesicht die Wesenheit dieses Mannes plastisch machte.

Ich sand bald eine Gelegenheit, mich ihm in Erinnerung zu bringen.

Er stellte mich seiner Iran vor.

Palmira sah mich mit denselben abwesenden, nichts erfassenden Blicken an. die mich bisher so aufreizend berührt hatten, und die Unrnhc meiner Leidenschaft drang nur noch tiefer in mein Blut,

Mit dem Manne war auch das Kind gekommen. Tie Dienerin brachte es nun des Morgens zn Palmira in den Garten.

Tas kleine Mädchen mochte wohl vier Jahre alt sein. Es hatte des Vaters robuste Körperlichkeit und sah aus unkindlich kalten Augen in die Welt. Nicht einen Schatten ihrer reizvollen Anmut hatte es von der Mutter ausgenommen.

Mit ungestümen Bewegungen eilte es zur Bcgriißnng auf die Mutter zu niit der ungeschickten Art eines über ihre Jahre kräftig entwickelten Kindes.

Ich beobachtete Palmira scharf. Liebte sie das Kind?

Sie neigte sich sanft zu demselben und öffnete ihre Arme, in die es plump, fast roh hineinstürzte.

Palmiras Lippen schlössen sich sester, und eine leise Röte stieg ihr in die Wangen,

Wie von peinlicher Erinnerung zusammengezogen, furchte sich die Stirn. Sie zwang sich sichtlich zu der Liebkosung, die sie dem Kinde gab. Sie hob es zu sich auf, es war eine Anstrengung für ihre zarten Glieder — ihr Kind hätte die fragile Grazie Botticellischer Amoretten haben müssen.

Sie sprach mit der Kleinen. Was — konnte und wollte ich nickt hören; nur meinen Augen gestattete ich es, aus meinem Verstecke das Bild ihrer Heiligen zu schauen. Daß sie beinahe sahen, was sie sprach — wollte ich mir nicht zum Bewußtsein bringen.

Sie sah dem Kinde lange in die Augen, nnd noch düsterer und kälter wurde es in den ihren, - dann lieh sie es leicht von den Knien gleiten und gab der Tienerin einen Wink, es fortzuführen. Sie wendete ihre Augen zu der ewig neuen Schönheit vor ihr, hinüber zu der lichtgcdadcten Front der San Giorgio Maggiore, und die Wunder des Palladio glätteten ihr die finster zusammengezogene junge Stirn, wenn sie auch den Augen weder Leben noch Wärme zu geben vermochten; zu fest schien alles in ihr erstarrt, so als habe ihre Seele in den Schrecken der Meduse geschont. —

Wir kamen nun öfters zusammen.

Ich hatte jetzt ein Reckst, sie zu begrüßen.

Und die Stunden, die ich mit den beiden war, zeigte mir die tiefe Kluft, die diese Menschen endgültiger nnd unwiederbringlicher trennte, als wenn Ozeane und Welten zwischen ihnen lägen.

Warum trennten sie sich nicht ganz?

Seine Gründe dafür waren nicht weit zu suchen. Ich erinnerte mich einer gelegentlichen frivolen Parodierung des Goetheschen Wortes von ihm - „Das reiche Weibliche zieht uns hinan —">

Aber sie. War es das Kind, das sie hielt? Liebte sie es vielleicht mit jener übersinnlichen Mütterlichkeit, die in dem ungeliebten Körper noch ihr eigenes seelisches Erbe zn finden und zu sich hinüber zu retten hofft?

Dieses und manches noch hätte ich Palmira fragen mögen.

Aber zu einem Näherkommen war keine Möglichkeit.

Bei der Tafel, zu der sie nun auch kam, wurde natürlich nur das üblich konventionelle zwischen uns gesprochen. Und zn andern Zeiten war sie nie mehr allein, Dienerin und Kind oder ihr Mann waren um sie, und niemals wollte sich die goldene Brücke zeigen, die unsere Seelen zueinander trüge.

Den» daß sie an der Kälte ihrer Einsamkeit litt, hier doppelt litt, wo die Wärme und der Glanz des Südens den Kontrast von Sehnen und Entbehren noch lanter zum Bewußtsein brückte — das fühlte ick ihr ab an mancken kleinen Nervositäten, unscheinbare Zeichen für den Gleichgültigen, eine schmerzlich deutliche Offenbarung für die gesteigerte Fühlung der Leidenschaft, die es so dringend darnach verlangte, die Darbende in ihre Wärme auszunehmen, der Gebundenen Freiheit zu geben.

Ich weiß nicht, ob ich noch lange diesen Zustand ungelöster Spannung und Erregung ertragen hätte, ob ich nicht einmal von ihr überwältigt, im ungeeignetsten Augenblick etwas getan oder gesagt hätte, das eine unlösbare Verwirrung über uns beide gebracht hätte, oder vielleicht hätte ich meinen letzten Rest von Besonnenheit zusammengerafft und wäre plötzlich abgereist - - nm es selbstverständlich auf der ersten Wegmeile bitter zu bereuen.

To hörte ich es wie eine Erlösung, als eines Tages bei Tische von seiner Abreise die Rede war.

Palmira wollte noch bleiben. Ich dachte nicht lveiter darüber nach, wie auffallend dieser Entschlusz war — ich hörte nur, das; es für mein Hoffen eine Zukunft gab, für meine werbende Erwartung Raum ge schassen war.

Erst später klang nur die Schärfe des Tones im Ohr nach, die bei dieser Besprechung zwischen ihnen hin und her gegangen war, während ihre Unterhaltung sich sonst nie über das kühlste Gleichgültigkeitstempo erhob.

Merklich erregt kamen sie andern Tages zusammen in den Garten.

Sie saßen eine Weile stumm nebeneinander, es war wie ein hartes Ringen in ihren Mienen. Tann sprachen sie lauter als sonst, und mir wurde mein Versteck zur Qual — konnte es aber nicht verlassen, ohne es ihnen peinlich zum Bewußtsein zu bringe», daß sie einen Zeugen ihres Zwistes hatten.

Es kamen nur wenige Worte zu mir, die im Affekt aus dem lange eingedämmten Groll wie ein Stahl aus der Scheide geschleudert wurde», dein verdammter Eigensinn —"

„ fühlst dich doch wohler allein."

„— das Kind geht mit —"

„ ich will es hier haben —"

„— daß ich ein Narr wäre ^"

Sie war tief erblaßt. Stand jäh vom Stuhl auf und trat an die Brüstung, mit ihren zitternden Händen stützte sie sich auf die Mauer, und ich sah, wie ein Schauer ihren Körper erbeben machte.

„ — mein letztes Wort —"

Endlich kamen fremde Menschen aus dem Hause. Mich hatte eS eine Ewigkeit gedünkt, hier der ungewollte Lauscher zu sein.

Er trat von ihr zurück und ging ins Haus.

Tic derben Züge seines Gesichtes waren zum Erschrecken hart, und in seinen Augen glühte ein unheimlicher Ausdruck von Zorn und Hohn,

„Ich habe dich in meiner Hand nnd trete dich nieder" ohne Wm-te hörte man seine Gedanken,

Es wurde mir schwer, meiner Erregung so weit Herr zu werden, um bei der Begegnung an der Tafel meiner Stimme die nötige Ruhe und Gleichgültigkeit zu geben,

Palmira hatte ihre Haltung vollständig wiedergefunden, und nur ich sah die feine Falte des Schmerzes zwischen den lveiten schönlinigen Brauen. Als ich nach Tisch zu ihnen trat, traf mich ein durchbohrender Blick aus seinen Augen, die dann mit schonungsloser Brutalität im Ausdruck sich zu Palmira wendeten.

Aber ihre Seele war weit weg von nns beiden, Tas muhten selbst feine mißtrauischen Augen erkennen.

Am nächsten Tage war Palmira wieder allein im Garten,

Ich ging ihr aus dem Wege, da ich fühlte, dafz ich weder die K^raft hatte, sie aus der Ferne wie ein Bild zu genießen, noch in gleichgültiger Weise ihr zu nahen. Auch die früher so reizvolle Begegnung in der Gondel war mir jetzt nicht mehr genug.

Es zog mich zu stiller Sammlung in mir selbst. Meine fiebernden Wünsche und Hoffnungen brauchten die Ruhe einer großen übersinnlichen Schönheit, die für Augenblicke mich von mir selbst befreien und mich meiner Harmonie wiedergeben konnte.

Für diese Sehnsucht ivußte ich ein herrliches Refugium.

Der Tom von San Marco,

Wie ein Wunder aus Tausendnndeincr Nacht wirkt er von außen.

Aber innen umfängt nns jene erdentrückte Halblichtstimmung, wie sie uns aus den seelentrunkenen Büchern der alten Mystiker entgegenströmt. Wie oft schon hatte ich meine Seele rückhaltlos an diese ruhende Schöuheitsfülle hingegeben. Und immer wieder neu ergriff mich der gewaltige Rhythmus dieser feierlichen Linienführung und die wunderbaren Lichtwirkungen auf dem satten Altgold der Wände und der geheimnisvolle Zander der kostbaren Schätze von Bnznnz, die vom Pala d'oro in glühender Pracht aufleuchten.

Tiefe Stille liegt über dem heiligen Räume. Tie Menschen sitzen versonnen und wcltentfremdet in dem müden Tämmerungslicht seiner verschatteten Winkel, und ihre Seelen beten zu dem namenlosen Gotte, dessen Nähe wir in jeder Schönheit fühlen, die uns mit einer unbestimmten Selmsucht nach ungrcifbaren Fernen erfüllt.

Wie Schatten wandelt man hier aneinander vorüber. Losgelöst von aller Gegenwart fühlt hier Mensch zu Mensch nichts anderes als die starke tragende Andachtsfülle der übersinnlichen Welt, zu welcher die schmcrzbeladene Menschheit aus den engen Grenzen des Seins immer wieder ihre Zuflucht nimmt und an deren Grenzenlosigkeit sie sich aus der Enge Äer Wirklichkeit zu den letzten Gründen ihres eigenen rätselvollen Wesens erlöst.

In dieser ekstatischen Losgebundenheit von mir selbst — und so am stärksten meinem Selbst hingegeben — wandelte ich langsam in den schmalen labyrinthischen Gängen der Liuppelgalerien, deren Wände warm und reich sind von den matten Gold- und den satten Farbentönen der Mosaiken, In dem naiven Stile der altchristlichen Zeit hat hier die sromme Geduld ferner Geschlechter die Legenden ihres Glaubens ein» geschrieben und diese Unendlichkeit von kleiner Arbeit gibt die gewaltige Summe eines überwältigenden Eindrucks,

Ich war in jener seltsamen Stimmung, in der einem nichts mehr unmöglich erscheint nnd das Unerwartete zur Selbstverständlichkeit wird.

So war ich gar nicht erstaunt, als ich Plötzlich aus einer der unzähligen Biegungen der Galerie Palmira heraustreten sah.

T« die Gänge so schmal sind, daß man sie nur einzeln begehen kann, muszte ich am Ende des einen stehen bleiben, um sie an mir vorüber gehen zn lassen.

Auch sie erkannte mich.

Und es war wie im Traum, als sie langsam mit ihrem Blick in dein meinen auf mich zuschritt,

Raum und Zeit verschwand zwischen uns. Nur wir beide schwebten noch im All und warteten aufeinander wie auf unser Schicksal,

Endlich war sie mir ganz nahe,

Sie nahm ihre Augen nicht von mir.

In diesem Augenblick griff meine Hand spontan nach der blühenden Orchidee, die ich bei mir trug, Ticsc srmibolische Blume, die das Wirre und Rätselhafte des Seins in ihrer eigensinnigen phantastischen Form verkörpert, reichte ich ihr,

Sie nahm dieselbe.

Und wie die Schatten der Unterwelt lautlos und schier bewegungslos glitten wir aneinander vorüber.

Aber an der Erregung, die mich dann befiel, konnte ich die gewaltige Spannung bemessen, welche die wenigen Sekunden dieser Begegnung in mir erzeugt hatten.

Es schien nun so natürlich, das; wir uns zusammenfanden.

Wie eine Fortsetzung jener somnambulen Begegnung im Dome war es.

So leise und traumhaft blieb es noch zwischen uns. Es war, als ob wir uns ohne Worte verstünden, unser Wesen errieten.

Wir fuhren nun oft in einer Gondel zusammen durch die stummen Straßen Venedigs.

Auf dem Hintergrunde dieser großen Stille wurde jeder Blick, jede Bewegung, jedes Wort zwischen uns bedeutungsvoll, und die heimlichen Gedanken, die die letzten Geheimnisse unseres Innenlebens behüten, wurden laut in diesem Schweigen umher.

In einer Mondnacht war es.

Einer Mondnacht, wie sie in solch unirdischer Herrlichkeit nur in diesem Wunderwinkel der Erde möglich ist.

Eine sommerlaue Nacht, Das weihglühende Dämmerlicht auf den nachtdunklen Wassern und zwischen diesem Weiß und Schwarz die ernsten Silhouetten und ragenden Türme der Paläste und Kirchen schemerchaft eingebettet — ein Unsagbares ist's, und unvergessen bleibt es dem, der es geschaut, —

Mir war es mehr als Schauen, mir war's Erleben, dieses fast grauenvoll Schöne.

Tie Spiegelung meines Empfindens schien es mir. So zwischen Halblicht von Wirklichkeit nnd Traum hoben sich aus dein dunklen Grunde der Leidenschaft die ragenden Linien meiner Wünsche — unserer Wünsche, hoffte ich.

Zurückgelehnt in den Polstern der Gondel lagen wir Arm in Arm, und die lauschende Zeit nahm unser Geheimnis zu den tausend andern, die sie in ungezählten Nächten mit diesem heiligen Schweigen behütet.

„Palmira —"

Ein leises Lächeln ging über ihr Gesicht,
„So heiße ich nicht,"

„Ich weiß, aber so nannte ich dich, seit ich dich liebe,"

„Es ist gut so. So bin ich eine andere für dich und mich in dieser seltsamen Zeit."

„Und deine Wünsche kommen zn den ineiiun, Palmira?"

„Alle unverbrauchte Schönheit meines Wesens kommt zu dir — du gibst mir mich selbst zurück, so wie ich war, da mich noch keine Erkenntnis vergiftet hatte ^ dein Wesen dünkt mich bekannt, als hätte meine junge Sehnsucht dich einst gesucht —"

„Und wirst du dich mir ganz zuwenden - einst — setzt —?"

„Sprich nicht von Gegenwart und Zukunft hier in dieser erlösenden Vergessenheit. — Laß uns tun, wie Erde und Himmel hier tun, lafz nns träumen, nicht ans Erwachen denken."

Still und vertrauensvoll lagen plötzlich ihre Hände in den meinen — ich begehrte nichts weiter für diese Nacht,

Doch in dem starken Licht des Tages verlangte es mich nach sicheren Zielen für unser Leben, Ihre gleichmäßige ?tuhe indes zwang mich zum Warten.

Mit nachtwandlerischer Sicherheit ging sie neben meiner brandenden Leidenschaft einher, nnd feine leise Worte fand sie, die wie schmale Stege über gefährlichen Abgründen schwebten,

Sie entschloß sich auf mein Bitten, das nnrnhige Hotel zu Erlassen und eine kleine Villa mitten im Grün eines stillen Parkes ans dein Lido zu mieten.

Als sie dieselbe bezogen, war ich täglicher Gast bei ihr,

Von ihrem Balkon sahen wir auf die schwere wogende weitdehnende Fläche der Adria.

Und in dein Schatten des weiten Parkes wandelten wir unter den fremden Düften des Südens,

So endlich ganz auf uns allein gestellt, taten wir uns einander ganz auf, und meine gespannte Erwartung hoffte auf nahe Erfüllung,

Palmira veränderte sich wunderbar. Tas Starre im Blick und die harten Linien des Mundes wurden weich, Tie Hände hatten plötzlich die freien Bewegungen glücklicher Zufriedenheit — sie konnte lachen und sich freuen wie ein Kind,

Wie ein lange Hungernder griff sie mit beiden Händen nach dem Neuen und Starken, das ich ihr aus dem Leben mitteilen konnte. Sie hatte viel und tief gedacht und gelesen, aber die letzte geistige Vollendung, die nur in der gegenseitigen Mitteilung und Anregung zweier gleichwertiger Geister zu erreichen ist, hatte ihr gefehlt.

Wie sie es genoß, daß es endlich kam.

Wie wir beide einander genossen in diesem Nehmen und Geben.

Mir brachte dieser Einblick in den kostbaren Reichrum ihres Wesens den höchsten Rausch der Entzückung, und die Klammen meiner Leidenschaft waren nahe daran, meinen Willen zu überwältigen. Sie aber merkte die leiseste Bewegung, die aus meinem heißen Verlangen kam, und dann wurde plötzlich alles kühl und verschlossen an ihr! abweisend und verwundert sahen mich ihre Augen an, die endlich die strahlende Wärme gesunden hatten, die ich so ersehnt. Wenn ich sie so in ihre frühere Starrlscit verfallen sah — blieb mir nichts anderes übrig, als mit Aufbietung aller Kraft den Schritt zurückzunehmen, mit dem ich ihr näher gitominen zu sein glaubte.

Köstliche Tage verlebten wir so.

Aber plötzlich wurde mir die Last zu schwer. Es kam der Augenblick, da das Mannesbcgehren in nur sei,? Recht nehmen oder sich gewaltsam von dem Weibe trennen mußte, das mein ganzes Wesen an sich gefesselt und von sich erfüllt hatte.

Und fest entschlossen, sie zu einem ganzen Ja oder Nein zu zwingen, kam ich am Abend zu Palmira.

Die goldleuchtcnde Dämmerung lag auf den schwer hingleitenden Wellen des Meeres.

Wir saßen auf dem Balkon.

Palmira hatte einen Brief in Händen.

Wie sie ihn so zwischen ihren Fingern hart zusammendrückte, wußte ich, von wem er war.

Sie hatte mich nur kurz begrüßt und starrte in die endlose Ferne, die über dem Meere lag.

Ich fühlte sie mir ganz entgleiten,

Da löste sich etwas wie Hak in mir aus.
Nicht gegen sie. Nicht gegen ihn.

Aber gegen das Feindliche, das da eine Welt — meine Welt zerstört hatte.

Endlich kehrte ihr Blick zu mir zurück.

Sie schien ganz vergessen, daß sie mich schon bcgrüszt hatte. Sie erhob sich, warf den Brief wie etwas Ekles bon sich und trat auf mich zu.

Sie so nahe zu fühlen und kein Recht auf sie zu haben — ich ertrug e5 nicht mehr.

Und in meiner Erregung stich ich unvermittelt und hart die letzte Frage hervor, die zwischen uns zn beantworten war, „Warum scheidest du dich nicht von ihm?" „Um des Kindes willen," „Liebst dn es?"

„Tu ftagst, also zweifelst du — woher kam dir der Zweifel?"

„Ich sah dich im Garten, wie du dich ihm zuneigtest und es küssen wolltest und nicht konntest."

„Ja — das ist das Bitterste von allem, dieser Zwiespalt in mir, meine Sehnsucht in dem Kinde mein Teil zu finden, an dem ich weiter bauen könnte an ihm — und immer wieder nur ihn zu finden; alle unfrohen Stunden und bösen Dinge zwischen ihm und mir kommen mir aus diesem Angesicht zurück, und es ist immer wieder ein neuer Kampf, über alles dieses hinweg es in meine Mntterarnie zn nehmen."

„Und doch —"

„Und doch kann ich es nicht von mir lassen, dies Wesen ist der Sinn meiner Ehe und der Zweck meines leeren Daseins."

„Aber du bist noch jung, — willst du deine ganze Jugend aufgeben?"

„Ich bin nicht mehr jung — in meinem Empfinden nicht mehr —. es ist etwas zerbrochen in mir, das nie wieder ganz wird —"

„Ich liebe dich, Palmira — ich liebe dich, glaube wieder nn das Leben —"

Sie löste sich erschüttert aus meinen Armen.

„Nicht so — nicht dies, ich will dich nicht betrügen — ich habe nichts mehr zu geben, ich habe den Glanben an mich selbst verloren —"

Sie sprach leise nnd langsam wie in tiefster Müdigkeit — ihre Lippen waren bleich, ihre Hände lagen schwer auf der Brüstung — die Augen sahen starr über die weite Fläche des Meeres, wie in eine grau> sige Leere.

Eine schmerzhafte Trostlosigkeit strömte von ihr aus — und ich wußte, daß ich gegen alles Hoffen gehofft hatte. — „Leb' wohl, Palmira —" „O — dn gehst?

Ich danke dir für die glückliche Vergessenheit, die du mir für eine kleine Weile gegeben —"

„Vergessenheit — nichts weiter —"

Meine Stimme mutzte Wohl die tiefe Bitterkeit, die mich erfüllte, ihr offenbart haben — sie wendete sich zu mir und sah endlich, daß ich litt.

Tie kam zu mir, legte ihre Arme mit einer unendlich zärtlichen Bewegung auf meine Schultern, und ein Kutz linde und kühl wie ein fallendes Nosenblatt berührte meine Lippen

„— — datz du es doch gewesen wärest, dem ich die Blüte meiner Seele gegeben — nun ist sie welk und tot —"

„Kann es nicht wiederkommen —?"

„Wiederkommen — wie meinst du — wenn es doch welk und tot ist — kannst du den Sommer wecken, wenn er starb —?" „Leb' wohl, Palmira —" „Mein Freund —"

„Sprich's nicht noch einmal, dies furchtbare Wort, das wie ein Stein auf nieine blühende Hoffnung fällt — leb' wohl,"

Ich sah nicht mehr zurück zu ihr, als ich den Garten verlietz.

Schwer beladen war meine Seele, denn sie trug unser beider Trau» rigkeit und Hoffnungslosigkeit aus dem Lande der Stille und der goldenen Träume.

Und das Bild jener seltsamen Blume, die nur einmal ihre ganze Daseinsfülle für eine kurze bliihende Nacht auszugeben vermag — blieb mir als ein Snmbol dieses seltsamen Weibes in meiner traurigen Seele,

Die Flottenforderungen der Regierung und ihre Unzulänglichkeit.

von

Sraf E. Weventkow.

— ^tprlottenburg. —

ic nunmehr nach Zustimmung des Bundesrates veröffentlichten Forderungen der Regierung für die Flotte sind in allen Einzelheiten durch die Tagespresse bekannt gegeben worden. Ich will sie daher hier nur ihren Hauptpunkten nach noch ein Mal zusammenfassen und dann daraufhin prüfen, ob ihre Höhe das unbedingt nötige Maß überschreitet oder aber ob sie im Hinblick auf die Anforderungen, welche ein Krieg an unsere Wehrkraft zur See stellen wird, sich unter dem zulässigen Maße halten,

Tie Marinevorlage für 1906 gliedert sich in zwei Teile, nämlich die Novelle zum Flottcngesetz und die Denkschrift zum Marineetat.

Die Novelle zum Flottengesetz von 1900 enthält die Forderung, den 1900 festgelegten Schiffsbestand um sechs große Panzerkreuzer zu dermehren.

Als im Winter 1899 die Novelle zum Flottengcsetz von 1898 ein° gebracht wurde, forderte diese außer der Verdoppelung der Schlacht» flotte und einem Bestände von vier großen und elf kleinen Kreuzern für den Auslandsdienst, welche gleichfalls 1898 bewilligt waren, noch sechs große und sieben kleine Kreuzer, welche ebenfalls in außerheimifchen Gewässern Verwendung finden sollten. Diese dreizehn Kreuzer wurden 1899/1900 auf Betrieb des Zentrum gestrichen, während im übrigen die Forderungen der Regierung als „Gefetz betreffend die deutsche Flotte vom 14. Juni 1900" bekanntlich bewilligt wnrden.

Hinsichtlich der abgelehnten Kreuzer gab der Staatssekretär des Reichsmarineamtes sofort die folgende Erklärung ab: Er könne nicht endgültig auf sie verzichten, weil sie schon damals ein dringendes Bedürfnis darstellten, wohl aber sei es ihm möglich, ohne Schaden fiir die Cntwickelung der Flotte die Forderung bis zum Etatsjahr 1906 zurück zustellen. Diese Erklärung entsprach den Verhältnissen. Unsere heiniische Schlachtflotte existierte damals eigentlich nur dem Namen nach, und weil sie immer den weitaus wichtigsten Teil der deutschen Seestreitkräfte bilden muß, so war es zunächst nötig, die gesamte Bautätigkeit auf sie zu ton zentrieren. Bekanntlich und unglücklicherweise wurde damals auf dem Bestand der Flotte eine lange Reihe von Schiffen angerechnet, welche den Schiffsklassen, denen sie zugeteilt wurden, keineswegs entsprachen. Ich komme darauf nachher noch zurück. 38 Linienschiffe sollte die neue Flotte stark sein, 27 wurden als vorhanden angenommen, also waren noch 11 zu bauen, und dann trat die gesetzlich festgelegte Ersatzpflicht für 17 jener bis zum Jahre 1917 ein. Der Staatssekretär verteilte nun die Bauten derart, daß zehn der elf Neubauten sofort in Angriff zu nehmen seien, und zwar während der Jahre 1991 bis 1995. Während dieser Periode find jedes Jahr zwei Linienschiffe auf Stapel gelegt worden, im ganzen also zehn, welche wir unter dem Namen der Braunschweig- nnd Deutsch' land-Klasse kennen. Danach stehen also jetzt noch die 17 Ersatzbauten und ein Vcrmehrungsbau aus. Nominell bclänft sich also einschließlich der noch im Bm, befindlichen Schiffe der Teutschland-Klasse die deutsche Flotte auf 37 Linienschiffe, während nur ein einziger Vermehrnngsbau aussteht, um die vorgeschriebene Zahl von 38 Linienschiffen zu erreichen. Wir ersehen aus diesem Verfahren das Prinzip, mit größtmöglichster Geschwindigkeit, ganz abgesehen von ihrem wirklichen Werte, die Flotte der Zahl nach zusammenzubringen. Mit dem Etntsjahrc 1906, also jetzt, sollen die Ersatzleuten für 17 der 1999 auf dem Bestand in Anrechnung gebrachten Linienschiffe in Angriff genommen werden.

An Panzerkreuzern sind in der Periode 1901/1903 fünf Schiffe in Angriff genominen bezw. fertig gestellt, alle für die heimische Schlacht flotte, und zwar drei als Ersnbbautcn, zwei als Verniebrungsbauten. Die erwähnten, für den Anslandsdienst bestimmten sechs Panzerkreuzer und sieben kleinen Kreuzer sollten nach dem Entwürfe von 1899 in den Jahren von 199li bis 1999 auf Stapel gelegt werden, während die letzte Bau Periode von 1919 bis 1917 an Panzerkrenzern nur mehr Ersatzbanten vorsah. Hieraus geht hervor, weswegen der Staatssekretär einen A u fsch u b der Auslandskrcuzer bis zum Etatsjahr 1!»«! als belanglos für die allgemeine Bauentwickelimg bezeichnen konnte. Ob es dagegen politisch richtig war, sich auf einen Aufschub einzulassen, der von der ausschlug gebenden Partei im Reichstage nicht ausdrücklich als solcher anerkannt wurde, und damit die immerhin unsichere Chance einer neuen Vorlage in Kauf zu nehmen, soll hier nicht mehr erörtert werden. Wir wollen nur mit den augenblicklich bestehenden, wenn auch schon 19M geschaffenen Verhältnissen rechnen.

Der Staatssekretär des Reichsmarineamtes erklärte im Jahre IWl) ferner: Selbstverständlich sei es ihm unmöglich, vorauszusagen, ob die Bedürfnisse der Flotte hinsichtlich des Anslandsdienstes 190« noch dieselben sein würden - nur das könne er versichern, daß ein Abnehmen derselben nicht stattfinden werde. Im vergangenen Frühjahr über seine Forderungen für das Jahr 19lXZ im Reichstage interpelliert, erklärte er, die Vorlage werde sich durchaus in dem schon 19M vorgesehenen Ralnnen halten mit der Abnvichung, daß an Stelle der sieben kleinen Kreuzer eben, soviele Torpedobootdivisionen träten. Diese damals mit allgemeinem Unglauben entgegengenommene Antwort hat durch die vorliegende Novelle ihre Bestätigung erhalten. Sie enthält, wie gesagt, nur sechs Panzerkreuzer. Werden sie, wie man nicht bezweifeln kann, bewilligt, so würde sich die Zahl der für das Ausland vorgesehenen Panzerkreuzer im ganzen, nämlich einschließlich der schon 1899 bewilligten auf zehn Schiffe belaufen.

Tie Begründung der Novelle gliedert dieses Kontingent folgender» maßen: 4 als Stationäre, 4 als Kreuzergeschwader, zur Verwendung da, wo es erforderlich wird, und 2 als Materialreserve. Im übrigen werden als Gründe für die Mchrforderungi Vertretung »nd Förderung der über« seeischen Interessen des Reiches angeführt, außerdem die Notwendigkeit, für den Kriegsfall außerhalb des Rabmens der heimischen Schlachtslotte wenigstens noch ein Geschwader leistnngofähigcr Panzerkreuzer zur Verfügung zu haben.

Über den sogenannten Auslandsdienst sind die Ansichten bei uns, das heiszt in der Öffentlichkeit, noch sehr wenig geklärt, und deswegen möchte ich kurz darauf eingehen. Man hat im wesentlichen zwei Kategorien von Zchiffen zu unterscheiden, welche entspreck«md ihrer verschiedenen Verwendung auch verschiedene Eigenschaften ausweisen müssen. Das stationäre Auslandsschiff bildet eher eine diplomatische Vertretung des Deutscheu Reiches in anßcrheimischcn Interessengebieten als eine militärische; letztere kommt nur dann in Betracht, wenn es sich darum handelt, an den Küsten unzivilisicrtcr oder halb zivilisierter Staaten und Landstriche, Dörfer oder Städte zu zerschießen, eine Blockade auszuführen oder endlich ein Lcmdnngskorps auszuschisfen. Solche Schiffe bedürfen der Eigenschaft, welche man mit Gesechtskraft bezeichnet, nnr im geringen Maße, denn ihre militärische Verwendung bezieht sich nicht auf den Kampf von Schiff gegen Schiff, fondern ganz allgemein ausgedrückt auf den Begriff der Ztraferpedition, Das gefcchtskräftige Schiff kommt für den Anslandsdienst in Betracht, seitdem die Zahl der Kolonialreiche und die der Teemnchte überhaupt gewachsen ist, nnd diese zu mehreren in ein und demselben Interessengebiet Schiffe unterhalten. Tarin liegt einmal die Möglichkeit eines Konfliktes untereinander, und dann die Notwendigkeit für jede einzelne beteiligte Macht mit ihrer Vertretung in dem betreffenden Gebiet nicht zurückzustehen. ES ist eine bekannte Tatsache, daß die betreffenden Völkerschaften wirtschaftlich und politisch demjenigen am meisten entgegenkommen, der ihnen die größte Macht vor Augen bringt. Ein sehr anschauliches Beispiel für diefe EntWickelung der Tinge gab und gibt die ostasiatische Station. Als hier noch der freie Wettbewerb sämtlicher groszen seesahrenden Staaten herrschte, sahen wir eine mächtige internationale Flotte versammelt. Jetzt, nachdem das Übergewicht Japans ein absolutes geworden ist, sind nur noch wenige Schiffe vorhanden und speziell die kampfkräftigen von beinahe allen Nationen zurückgezogen, Son>eit man übersehen kann, wird eine ähnliche Situation, wie früher in den ostasiatischen Gewässern, ans längere Taner nirgends mehr eintreten können, beiläufig kein günstiges Symp» tom. Weil es zeigt, daß von freier Konkurrenz beinahe nirgends mehr die Rede, sondern überall eine prävalierende Seemacht vorhanden ist, welche den freien Wettbewerb ausschliefst. Abgesehen davon bleibt aber, und das gilt auch für Teutschland, immer die Möglichkeit vorhanden, daß vorübergehende Verhältnisse entstehen, welche plötzlich die Anwesenheit einer starken Macht irgendwo auf dem Erdball notwendig oder wünschenswert machen. Für solche Zwecke ist der Panzerkreuzer der gegebene Typ; natürlich verstehe ich darunter den Panzerkreuzer in seiner Vollendung, und nicht die in jeder Hinsicht mißglückten Typen, wie sie unsere Bestände leider ausschließlich aufweisen. Ter Panzerkreuzer, wie er sein soll und wie wir ihn in Zukunft bauen werden, ist ein Schiff von höchster Geschwindigkeit und mächtigem Kohlenvorrat. Er verfügt also über das höchste Maß von Beweglichkeit, und diese ist für die großen, bei plötzlichem Eintritt von Ereignissen schnell zu durchmessenden, Strecken die Bedingung für seine Eristenzberechtigung, Ter Panzerkeuzer ist, wie sein Name sagt, gut geschützt und trägt eine so starke Armierung, wie sein Deplacement nach Erfüllung der an die Geschwindigkeit zu stellenden Anforderungen tragen kann. Was nun speziell die deutschen Verhältnisse betrifft, so sind wir auf Sparsamkeit angewiesen. Es ist uns also unmöglich, eine große Anzahl von Panzerkreuzern auf die verschiedene» außerheimischen Interessengebiete zu verteilen. Da er ferner für solche Gelegenheiten in Betracht kommen soll, welche seine Kampfkraft erfordern, fo würde seine einzelne Verwendung Zersplitterung der Kräfte bedeuten, und daraus folgt wieder, daß unsere im Ausland zu verwendenden Panzerkreuzer in Geschwadern vereinigt bleiben müssen. Wenn die Begründung der Novelle vier große Kreuzer als „Stationäre" anführt, so wird man darunter Fehlschiffe, wie den „Fürst Bismarck", verstehen müssen, oder aber alte große Kreuzer, wie die Hertha-Klasse, welche weder über Panzerschutz noch Geschwindigkeit, noch annähernd ausreichenden Kohlenvorrat verfügen; die Engländer verspotten diesen Typ übrigens treffend durch die Bezeichnung „Küstenpauzerschiffc ohne Panzer". Persönlich stehe ich überhaupt auf dem Standpunkte, das; wir brauchbare Panzerkreuzer, ob stationär oder nicht, dauernd im Auslände unter keinen Umständen lassen dürfen. Ihr militärischer Wert ist so groß und unsere Lage in Nord- und Ostsee eine so gefährdete, daß wir jedes kämpf kräftige Schiff dort dringend brauchen. Das führt nns zu dem zweiten Teil der Begründung für die Kreuzcrmchrforderung, nämlich die Not wendigkeit, im Kriegsfall — es ist bezeichnend, daß der Kriegsfall aus° drücklich erwähnt wird, was nie zuvor geschah — mindestens noch ei» Geschwader leistungsfähiger Panzerkreuzer zur Verfügung zu haben. Schon während des japanischen Krieges zeigte die vielbesprochene Neuorganisation der englischen Flotte das Prinzip, den gewaltigen Bestand an Panzerkreuzern in Geschwader zu gliedern und schon in Friedens zeiten derart zu verteilen, das; sie sofort mit Beginn der Feindseligkeiten alle großen Tcehandelsstraßen beherrschen und so den eigenen Handel beschützen, den feindlichen unterbinden und zerstören können. Ter englische Panzerkreuzer hat sich hauptsächlich im Laufe der lebten Jahre zu einem so kampfkräftigen Typ entwickelt, daß er selbst unseren Linienschiffen zum großen Teil als überlegener Gegner entgegentreten kann. Es sind augenblicklich vier solcher großer Kreuzcrgeschwader vorhanden, und schon seit längerer Zeit zeigen die Fricdensübnngcn der englischen Flotte, daß man ihnen mich im Gcschwaderkampfe um die Seeherrschast eine sehr wichtige Rolle zuteilt, Sie sollen ein engagiertes feindliches Linicnschiffsgeschmader von der andern Seite fassen und sind vermöge ihrer überlegenen Geschwindigkeit imstande, sich günstige artilleristische Positionen auszuwählen, vermöge ihrer kräftigen nnd weittragenden Artillerie, auch Linicnschisfc schwer zn schädigen. Mehrere andere Staaten sind bereits dem Beispiele Englands gefolgt, und so ist es auch sür nns eine dringende Notwendigkeit, einmal einen bedeutend mächtigeren Panzerkreuzertyp als bisher zn schaffen, ferner die Zahl soweit zu vermehren, daß wir verschiedene Geschwader bilden können. Einschließlich der für die heimische Schlnchtflotte früher bewilligten zehn Panzerkreuzer, würden wir also nach Bewilligung der Novelle deren M znr Verfügung haben. In der angedeuteten Weise zweckmäßig verwendet nnd gegliedert, hätten wir damit eine ganz gewaltige Macht, welche allerdings nicht zer° splittert werden darf. Erweist es sich einmal nötig, ein solches Geschwader von vier oder sechs Schiffen ins Ausland zn schicken, so müßte es bei Ausbruch eines Krieges trachten, so schnell wie irgend möglich auf den heimischen Kriegsschauplatz zu gelangen und, wenn ihm dies nicht gelingt, geschlossen entweder auswärtige Interessengebiete des Feindes anzugreifen, oder aber abseits gelegene Teile von dessen Küsten, wie z. B. in einem Krieg mit England die Westküsten der großbritannischen Inseln, So werden die Kreuzer den Feind zur Teilung seiner Streitkräfte zwingen und unsere heimische Flotte entlasten.

Immerhin scheint gerade im Hinblick ans Geschwadergliederung die Zabl von Ä) Kreuzern zu gering, weil die Materialrcserve darin ein» bcgrisfen liegt, nnd es hätte mehr den tatsächlichen Bedürfnissen entsprochen, wenn man anstatt sechs, jetzt zehn neue Panzerkreuzer verlangte,

Die Baukosten dieser sechs Kreuzer belaufen sich auf 163 Millionen Mark, und die durch diese Vermehrung des Schiffsbestandes herbeigeführte Steigerung der fortdauernden Ausgaben schlägt man auf 2l> Millionen Mark an, Daß ein entsprechender Mehrbedarf an Personal durch diesen Zuwachs an Schiffsmatcrial bedingt wird, ist selbstverständlich.

Das wäre der Inhalt der Novelle und was sich im Rahmen einer kurzen Betrachtung dazu sagen läßt. Wir kommen nun zu der „Denkschrift zum Mnrinectat", welche wieder zwei Kategorien von Forderungen enthält, nämlich solche, die durch das Flottengcsctz von tö(X1 überhaupt nicht geregelt sind, und solche, von denen man dies zwar prinzipiell bejahen kann, die aber trotzdem ihre nähere Gestalt erst durch die Bewilligung der jährlichen Etat« gewinnen können.

Ganz unberücksichtigt läßt das Flottengesctz von lAX> Torpedoboote und Unterseeboote, Letztere standen damals für nns überhaupt noch nicht auf der Tagesordnung, da die Mnrineverwnltimg sich ihnen gegenüber ablehnend verhielt. Hinsichtlich der Torpedobootswaffc hatte sich der Staatssekretär von Anfang an ans den Standpunkt gestellt, dieselben seien zwar, soweit man übersehen könne, nötig, jedoch bildeten sie nicht in demselben Mns;e wie Linienschiffe und Kreuzer prinzipiell unentbehrliche organische Bestandteile der Flotte, Es sei immer möglich, daß Veränderungen auf diesem Gebiete stattfinden: deswegen hat man von der Eingliederung des Torpedobootes in das Flottcugesetz abgesehen. Ob dieser Standpunkt ei» richtiger war nnd ist, könnte man speziell aus innerpolitischcn Erwägungen bezweifeln. Andererseits ist das Torpedoboot ja billig und außerdem eine populäre Waffe, Etntpolitisch ist der Punkt Torpedoboot noch nicht ganz klar. Zwar steht nichts von der Torpedobootswaffe im Flottcnaese'tz von 19lX>, wohl aber haben Erör° tcruugcn damals stattgefunden, nnd der Reichstag erklärte fich cinver standen, daß jedes Jahr eine Division in Angriff genommen würde. Selbstverständlich unterlag die Bewilligung dieser Division völlig dem Budgetrccht des Parlaments: die Posten sind aber immer anstandslos bewilligt worden. Tie vorliegende Denkschrift znm Etat sieht nun eine wesentliche Verstärkung unserer Torpedobootsflotte vor, indem sie von 16 Divisionen gleich-9«! Booten ans 24 Divisionen gleich N I Booten vermehrt werden soll, also nm M Prozent. Für den späteren Ausbau und die Instandhaltung der Torpedobootsflotte kommt noch ein Faktor hinzu, der früher nicht vorhanden war, nämlich die Festlegung einer Altersgrenze, über welche hinaus das Boot ersatzpflichtig fein soll.

Tic Erfahrungen der lebten sechs Jahre haben bewiesen, das; unser neuer, seit Ende der neunzigcr Jahre eingeführter Hochseetorpedobootstyp nach einer Dienstzeit von l2 Jabrcn nicht mehr für den Hochseedienst geeignet ist. Es erklärt sich das einmal aus dem leichten Material des Torpedoboots, das sich verhältnismäßig schnell abnutzt, und dann aus der unbedingten Notwendigkeit, auch in Friedenszeiten die Boote dauernd anzustrengen! mir so läßt sich eine wirklich kriegsmäßige Ausbildung des Personals erreiche», wie sie Russen und Japaner während des Krieges schmerzlich vermisse» muhte», Tic Tenlschrift spricht sich nicht darüber aus, ob diese Ersatzpflicht des Torpedoboots nach 12 Jabren gesetzlich festgelegt werden soll oder nicht. Ich möchte es für etwas bedenklich halten, wollte man jetzt dies und die erhöhten Forderungen für später an Torpedobooten ganz der Opfersrendigkeit des Reichstages überlassen. Anstatt wie bisher einer Torpedobootdivision ergibt sich aus den beiden Faktoren der absoluten Vermelinmg u»d des Ersatzes »ach Veralte» die Notwendigkeit, jährlich zwei Torpedobootsdivisionen auf Stapel zu legen. Mir scheint, das; man damit dem Reichstage geradezu ein Streichobjekt an die Hand gibt, Solange nur eine Division gefordert wnrde, war einmal das Objekt klein, und dann nahm man auch Anstand, durch Streichung des Postens überhaupt den Torpedobootsbau für ein oder mehrere Jahre zu sistieren. In Zukunft aber, wenn zwei nickt „gesetzlich geschützte" Divisionen im jährlichen Etat figurieren werden, glaube ich kanm, das; die „sparsame" Richtung im Reichstage daran vorbeigehen wird. — Für die Jahre von 19<A! bis 1l>17, dem Schlußjahr des Flottcnprogramms von 19W, wären also im ganzen 24 Torpedoboots» divisione» zn bauen. Ter deutsche Tpp hat sich, wie gesagt, sehr gut bewährt, es ist aber gleichwohl nötig geworden, sein Deplacement nicht unerheblich zn steigern. Die erste» Hochseeboote wiesen nur eine Wasserverdrängung von lM Tonnen auf, jetzt sind schon über 500 notwendig. Es begründet sich das darin, daß die wachsende Fahrtgeschwindigkeit der Linienschiffe und Kreuzer auch

die Geschwindigkeit des Torpedobootes hinaufschraubt. Ties muß den Linienschiffen gegenüber einen sehr bedeutenden Geschwindigkeitsüberschnß ausweise», wenn es Aussicht auf Erfolg bei Augriffen haben will. Ebenso darf es nicht langsamer laufen als Kreuzer, denen es sonst eine sichere Beute wäre. . . . Steigerung der Geschwindigkeit vermehrt aber das Maschinen- und Kesselgewicht sehr bedeutend, verlangt einen größeren Kohlenvorrat, und sonnt wächst das Deplacement. Außerdem werden sich einige Änderungen in der ar> tilleristischc» Armierung des Torpedobootes als notux.'ndig erweisen. Für Unterseeboote sieht die Denkschrift vom Etat eine jährliche Summe von fünf Millionen Mark vor. Es ist das sehr wenig, und wird begründet durch die Zwecke weiterer eingehenden Erprobung und späterer Beschaffung von Unterseebooten. Auf die Unterseebootsfrage kann ich hier nicht eingehen und möchte nur der Ansicht Ausdruck geben, daß das Vorgehen der Marineverwaltung in der Unterseebootsfrage zu langsam erscheint. Man würde erheblich schneller zu einem Resultat kommen, welches die Einstellung von Booten in die Front ermöglicht, wenn man für diese Erprobungen einige Millionen mehr aussetzte.

Der wichtigste Punkt in der Denkschrift znm Etat ist die Größen» steigerung der Linienschiffe und Panzerkreuzer. Ties ist eine Forderung, welche zu denen gehört, die zwar im Prinzip durch das Flottengesetz geregelt sind, insofern die Zahl der Linienschiffe und Kreuzer gesetzlich festgelegt wurde, während ihre Grösze selbstverständlich von den Fortschritten der Kriegstechnik abhängig sein muß. Über die Notwendigkeit einer erheblichen Teplacemcntsvermehrung gegenüber der Größe unserer bisher gebauten Linienschiffe nndPanzerkrenzer ist außerordentlich viel geschrieben worden; ich selbst bin seit Jahren dafür eingetreten. Tatsächlich liegen die Verhältnisse so, daß alles, was wir bisher an Linienschiffen und Panzerkreuzern gebaut haben, nicht vollwertig ist, das heißt, die Schiffe würden einzeln oder im Geschwader einer gleichen Anzahl fremder Schlachtschiffe, die aus derselben Periode stammen, im Kampfe unter» legen sein. Vor einigen Jahren konnte man noch der Ansicht sein, daß diesem Übelstand durch eine Vermehrung der Schiffszahl abgeholfen werden könne, ohne daß es jedoch nötig sei, das Deplacement zu erhöhen. Dieser Weg erscheint sedoch jetzt nicht mehr gangbar, nachdem die Artillerie» -kaliber so enorm gesteigert worden sind nnd in Zukunft noch mehr wachsen müssen. Der russisch-japanische Krieg hat diese sogenannte Oualitätsfrage absolut bejaht, nnd wir müssen unbedingt unsere Neubauten so stark machen, daß sie allen fremden Tvpen mindestens gewachsen sind. Die Größe des Sprunges von 13 00« Tonnen bis 18 000 nnd mehr begründet sich in der bisherigen und zn allen Zeiten unrichtig gewesenen Methode unserer Marinevernxiltnng, ans Sparsamkcitsrücksichtcn die Linienschiffe so klein zu bauen, daß sie stets unter der zulässigen Größcngrenze blieben. Daß sie sich setzt endlich zum Entschluß aufgerafft hat, vollwertige Schiffe zu baue», ist sicher lobenswert, kann aber die schweren Sünden der Vergangenheit nicht zndecken, denn diese haben uns eine Menge moderner, aber ganz minderwertiger Schiffe verschafft, die wir noch lange in unseren Beständen führen müssen. Ans die Folgerungen, die sich hieraus ergeben, soll znm Schluß eingegangen werden.

Die Teplacemcntsstcigerungeu bilden den bei weitem kostspieligsten Punkt der gesamten Forderungen der Marinevcrwnltnng, Bisher kostete ein Linienschiff 24,28 Millionen Mark, jetzt 36,5 Millionen, also eine Steigerung um 30 Prozent. Ter große Kreuzer kostete bisher reichlich 19 Millionen Mark, in Zukunft 27.5 Millionen, Hund in Hand damit geht natürlich eine nicht unerhebliche Vermehrung des Personals, ein größeres Schiff mutz stärker bemannt werden, und einen weiteren Zuwachs an Personal macht die Steigerung der Artillerie auf den Schiffen notwendig. Tiefer enorm wichtige Tienstzweig kann gar nicht genügend gefördert werden.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die Deplaeementsvermehrung bei der Majorität des Reichstages nicht auf Schwierigkeiten stotzen. Man hatte offenbar überall bedeutend höhere Forderungen erwartet, und so macht sich auf der einen Seite eine angenehme, auf der andern eine unangenehme Enttäuschung deutlich bemerkbar, während andere das Bedürfnis fühle», Gründe zu finden — und zwar solche sachlicher Natur, — durch welche man die Bescheidenheit der Regierung rechtfertigen könnte. Da ist zunächst der Kostenpunkt: so klein die Vorlage aussieht, gestaltet sie sich doch zu einer bedeutenden Mehrbelastung pro Jahr. Die Ausgaben^für die Marine, welche 1905 noch MM Mill, betrugen, steigen während der Bauperiodc MX', bis 1917 bis 328 Mill. Mark. Dies ist allerdings der Gipfel, aber die 300 Millionen werden von 1909 ab dauernd überschritten. Bedenkt man ans der anderen Seite aber, datz der allergrößte Teil dieses Geldes dazu dienen soll, unsere Flotte qualitativ auf die unbedingt notwendige Höhe zu bringen, so gewinnt die Sache doch ein anderes Aussehen, Wir haben uns einmal entschlossen, eine Flotte zu bauen, und ihre Stärke gesetzlich festgelegt. Es gehört keine fachmännische Bildung dazu, um zu begreifen, datz Hunderte von Linienschiffen weggeworfenes Geld bedeuteten, wenn sie nichts tangcn. Wenn man eine Kompagnie mit modernen Gewehren mehreren Regimentern mit schlechten nnd alten Waffen gegenüberstellt, so kann der Ausgang nicht fraglich sein. Wenn die Marineverwaltung hier ihre Verantwortlichkeit begreift, so wird sie keinen Zoll zurückweichen können, obgleich die Vermutung nicht so ganz fern liegt, daß man hier nnd da versuchen wird, einige tausend Tonnen vom Deplacement abzuhandeln.

Fragen wir nun, ob die Stärke unserer Seestreitkräfte nach unverkürzter Bewilligung der setzt verlangten Forderungen den militärischpolitischen Bedürfnissen entspricht. Eine Flotte von 38 Linienschiffen verheißt das Flottcngesctz von 1900, Nach dem jetzigen Stande der Bauten besitzen wir 37 Linienschiffe auf dem Papier, ein, schon anfangs genannter, Vermehrnngsbau wäre also nur noch auszuführen. Von diesen 37 Zchiffen sind bei Festlegung des Flottengcsctzes die folgenden angerechnet worden, welche den „Charakter" als Linienschiffe erhalten haben, ohne es zu sein: vier Schiffe der Sachsen Klasse, die „Oldenburg" nnd acht kleine Küstenpanzer der Siegfried-Klasse. Diese 13 Fahrzeuge sind völlig wertlos für den Krieg, Sie würden dasselbe Schicksal erleiden, wie die russischen Schiffe „Uschakoff" und wie sie sonst noch hießen, welche von feindlichen Panzerkrenzern zum Sinken gebracht wurden, ohne diesen auch nur den mindesten Schaden tun zu können. Allerdings besteht noch der Unterschied, daß unsere Krüppclgarde nicht nnr nicht gefechtsfähig, sondern nicht einmal seefähig ist; es wäre ihr gar nicht gelungen, eine Reise unter schwierigen Verhältnissen wie die der Roschdjestwenskyschen Flotte zurückzulegen. Man hat sie vor einiger Zeit in der deutschen Presse schwimmende Särge genannt, und eine inspirierte Korrespondenz hat an diesem Ausdruck Anstoß genommen und ihn als übertrieben bezeichnet. Mit Unrecht, denn sie sind tatsächlich schwimmende Särge. Tie Schiffe sind nichts wert, die Mannschaften und Offiziere, die sie bemannen, würden im Kriege einem nutzlosen Untergang entgegengehen. Jeder Nichtfachmann, der sich darüber unterrichten will, wird an der Hand der zahlenmäßigen Angaben und der Pläne, wie sie der Wenersche Flottenalmcmach enthält, zum selben Ergebnis gelangen müssen. Ferner sind da die vier Schiffe der Brandenburg-Klasse, deren Pläne aus dem Ende der achtziger Jahre stammen. Es waren dies die ersten Schiffe, welche seit der Stoschschcn Periode der siebziger Jahre mit einiger Berechtigung Anspruch auf die Bezeichnung von Hochseeschlachtschiffen machen konnten. Jetzt sind ihre Armierung und ihr Panzcrschutz völlig veraltet und nur wenig leistungsfähig; ihre Geschwindigkeit ist nicht ausreichend, und ihren Altersgenossen in fremden Marinen sind sie deswegen immer unterlegen gewesen, weil eine mittlere Artillerie ihnen vollkommen fehlt.

Wir kommen zu den „modernen" Schlachtschiffen. Ihre Reihe beginnt mit fünf Schiffen der Kaiser-Klasse, deren Pläne um die Mitte der neunziger Jahre entstanden sind. Während die Brandenburg-Klasse als Typ im allgemeinen gesunde Gesichtspunkte erkennen ließ, und dessen weitere Entwickelnng gnte Ergebnisse gezeitigt haben würde, war die Kaiser-Klasse in ihrer ganzen Anlage vollkommen verfehlt. Man hat ihr überhaupt keine schweren Geschütze gegeben, und der Panzerschutz ist derartig unvollkommen, daß es heute beinahe ein Rätsel erscheint, wie man solche Monstren bauen konnte! es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Es folgten fünf Schiffe der Wittelsbach-Klasse nach Bewilligung des ersten Flottengesetzes. Man hat mit ihnen versucht, bei minimaler Vermehrung des Deplacements die Fehler der KaiserKlasse etwas wieder gut zu machen: ihr Panzerschntz ist ein klein nenig besser, die Armierung aber dieselbe geblieben. Alle diese zehn Schiffe können keinen Anspruch auf die Bezeichnung von Linienschiffen machen und sind sogar den neueren englischen Panzerkrenzern durchaus »ntcrlegen. Nach Bewilligung des Flottengesetzes von 19M sind, wie bereits erwähnt, zehn weitere Schlachtschiffe in Angriff genommen und zur Hälfte fertig gestellt worden, nämlich die Brnunschweig- und die Deutschlund-Klassc. Sic übertreffen die Wittelsbach-Klasse um ungefähr IM Tonnen und stellen einen wesentlichen Fortschritt dar. Vergleichen wir s,e aber mit gleichaltrigen Schiffen fremder Nationen, speziell der Engländer und Amerikaner, so ist kein Zweifel möglich, dafz sie diesen durch ans unterlegen sind, Ter Grund für diese Unterlegenheit ist nicht allein ihr bedeutend geringeres Teplacement, sondern auch ihre Artillerie, welche schon damals den Anforderungen nicht entsprach. Als ein schwerer und unbegreiflicher Fehler mufz außerdem bezeichnet werden, daß man sogar die Teutschland-Klnsse, von welcher noch drei Schiffe auf Stapel liegen, nicht größer gemacht und genau ebenso armiert hat wie die Braunschweig' Klasse. Den offiziös angegebenen Grund hierfür: Durchführen des Prinzips der Homogenität, kann man nicht anerkennen, und ick möchte ihn auch für einen Vorwand halten; die eigentliche Ursache lag jedenfalls in der Scheu, mit Mehrfordernngen hinsichtlich der Baukosten der einzelnen Schiffe an den Reichstag heranzutreten. Ein schwerer Fehler, der noch verhängnisvoll werden kann. Das Resultat dieses Überblicks über unser bis jetzt vorhandenes bezw. im Bau befindliches Flottenmaterial isl also ein überaus trauriges, aber in nichts übertrieben. Wer in der Lage ist, gewissenhaft zu prüfen, und es tut, wird zu keinem anderen Ergebnis gelangen können. Nun stehen während der folgenden Banperiode von 1996 bis 1917 zum Ersatz die Sachsen-Klasse, die „Oldenburg", die Siegfried-Klasse und die Brandenburg-Klasse, außerdem fehlt noch der schon mehrfach erwähnte Vermehrnngsbau. Begangene Fehler lassen sich nicht mehr beseitigen, die Kaiser-Klasse, Wittelsbach-Klasic, Braunschweig- und Dentschland-Klasse sind einmal da und müssen verbraucht werden. Erwägt man dazu, daß nach Bewilligung der jetzigen Forderungen wir endlich in den Besitz vollwertiger Schiffe gelangen werden, so liegt es auf der Hand, daß man die ausstehenden und gesetzlich bewilligten Ersatzbauten, einschließlich des Vermehrnngsbaues, 18 an der Zahl, so schnell wie irgend möglich ausführt, damit wir endlich einmal in den Besitz eines Kontingents wirklich leistungsfähiger Schiffe gelangen, Tie politische Lage ist doch wahrhastig nicht so rosig, daß man in dem alten Schlendrian weitergehen dürfte. Es wäre etwas anderes, wenn unsere bisher gebauten Schiffe wirklich auf der Höhe ständen, aber sie sind eben alle minderwertig, und in einem Kriege würde ein Tesastre die Folge sein, wie es leider in Teutschland bis jetzt nur sehr wenige glauben wollen. Wird in dem bisherigen Tempo weiter gebaut, daß also jedes Jahr nur zwei Linienschiffe auf Stapel gelegt werden und bis zur Indienststellung volle drei Jahre und mehr verstreichen, so würden wir erst nach drei Jahren zwei leistungsfähige Linicnschffe besitzen, nach vieren vier usw. Tie Zeichen der Zeit treiben aber mehr denn je zur allergrößten Eile an, und deswegen muß tief bedauert werden, daß die Regierung nicht erhebliche Banbcschlennigung in ihren Forderungen aufgenommen hat. Unsere Werften wären mit Leichtigkeit imstande, vier bis fünf Linienschiffe und außerdem noch einen bis zwei Panzerkreuzer jährlich auf Stapel zu legen und diese in zwei Dritteln der bisherigen Bauzeit fertig zu stellen, dann könnten wir in zwei Jahren schon über vier, in dreien iiber acht voll wertige Schlachtschiffe verfügen. Halb offiziös ist hiergegen angeführt worden, es ginge das nicht wegen der Bemannungsfrage, es sei unmöglich, daß die Ausbildung des Personals mit einem derartigen Bautempo Schritt hielte. Daß hier eine Schwierigkeit liegt, soll nicht be^ stritten werden, es ist aber eine solche, die hinsichtlich der Verhältnisse in einem Kriege gar nicht ins Gewicht fällt, Bräche jetzt ein solcher aus, so würden wir alle jene unbrauchbaren Schiffe bemannen, aus Gewissenhaftigkeit, um alles ins Feld zu führen, was dn ist, wenn es auch nur eine nutzlose Aufopferung bedentcte. Ich denke, es wäre deswegen kein Schade, sondern ein unschätzbarer Vorteil, wenn wir anstatt der schwimmenden Särge vollwertige Schiffe bemannen können, mögen erster« dann auch während des Krieges ruhig in den Werften bleiben. Eine geringere Anzahl guter Schiffe wird unendlich viel mehr leisten, als eine große Menge schlechter: das Bedenken ist eben ein rein bureankratisches, und die Leute, von denen es ausgeht, vergessen den GesichtsPunkt, auf den alles ankommt, nämlich den kriegerischen. Parlament und Öffentlichkeit würden sich ein eminentes nationales Verdienst erwerben, wenn sie ihrerseits die Regierung treiben wollten, diesen Schritt zu tun. Wird er nicht getan, so werden wir niemals in tatsächlichen Besitz einer Flotte von 38 wirklich brauchbaren Linienschiffen gelangen. Es wird vielmehr immer mindestens die Hälfte ans unbrauchbaren bestehen. Das aber hat 1000 weder das deutsche Parlament noch Volt gewollt. Tie Regierung mag noch ein parlamentarisches Bedenken haben, daß nämlich durch die Beschleunigung einmal eine Lücke in der Bautätigkeit entsteht, und dann, das vielleicht am schwersten wiegende, daß einige Parteien des Reichstages eine Durchbrechung des Gesetzes von 19<X> in einer erheblichen Baubeschleunigung erblicken würden »nd ihrerseits dann bei gegebener Gelegenheit das Gesetz als nicht mehr gültig erklären. Selbstverständlich müßte man sich sofort gegen derartige Möglichkeiten sichern, und daß dies bei der genügenden Festigkeit möglich wäre, kann kaum bestritten werden. Was nun die Lücke in der Bautätigkeit betrifft, so wird zum Zeitpunkt ihreo Eintretens die Kaiser- und Wittelsbach Klasse so vollkommen wertlos sein, daß eine Herabsetzung ihrer Altersgrenze und dementsprechend sofortige Inangriffnahme von Ersatzbautcn für sie brennend nötig wäre.

Es sind dies tatsächlich die einzigsten Wege, die uns eine durchweg brauchbare Flotte verschaffen können. Daß dem so ist, daran ist frühere unangebrachte Sparsamkeit schuld, oder mit anderen Worten nnogedrückt, Unverständnis und Widerstand im Parlament, Schwäche auf Seiten der Regierung, Letzterer kann man außerdem den Vorwurf nicht ersparen, daß sie durch direkt oder indirekt veranlagte und Agitationszwecken dienende Darstellungen über deu Wert unserer Schiffsbestände auch in der Öffentlichkeit falsche Vorstellungen hervorgerufen hat. Dadurch hat sie sich jetzt Hindernisse geschaffen, welche durch die in der Baupolitik gemachten tatsächlichen Fehler noch größer werden. Es soll nicht bestritten werden, daß ihre Lage schwierig war und ist, aber schließlich ist Wohl jetzt der letzte Moment da, wo der Gesichtspunkt, der allein stets hätte maßgebend sein müssen, nämlich der nationale, rücksichtslos zur Geltung gebracht werden kann. Ob es zu spät ist, vermag niemand zu sagen, jeder muß aber wissen, daß weder Regierung noch Parlament den Verlust weiterer Jahre für den Flottenbau oder ihre ungenügende Ausnutzung verantworten können.

^til und ^tilbewegung.

von

^oyannes SaukKe.

— Berlin, —

I. Das ii n kü n st l er i sch e Milieu.

nn macht unserer Zeit den Vorwurf des unkünstlcrischen Milieus. Nicht mit Unrecht. Denn bis vor wenigen Jahren wurde der dekorativen Kunst und dem Kunsthandwerk kaum eine wesentliche Beachtung gesenkt. Unter gänzlicher Bcrkcnnnng ihrer wirtschaftlichen und ästhetischen Bedeutung wurden die angewandten Künste als künstlerische Betätigungsformen zweiten Ranges angesehen. Man machte einen feinen Unterschied zwischen der sogenannten „groszen Kunst" und dem Knnsthandwerk. Die Trennung der beiden eng zueinander gehörigen und sich gegenseitig ergänzenden Kunstzweige sollte sich in der Folge bitter rächen.

Das Kiinsthandwcrk, das in früheren Zeiten seine Motive der Natnr entlehnte, versank immer tiefer in die staubige Atmosphäre der Museen. In allen größeren Städten entstanden kunstgewerbliche Sammlungen und Bibliotheken, die dem Knnslbandwerker das beste Material aller Stilarten lieferten und ihn damit der Erfindung einer neuen Formensprache enthoben. Das Kunstgewerbe machte eine Rundreise durch alle Länder und-Zeiten. Die hoheitsvollen Formen der Antike und der Renaissance, die grotesken Gebilde des Barock und die leichtsinnigen Schnörkel des Rokoko bis zur ausdruckslosen Linie des Empire; in der kirchlichen Kunst die massigen Formen des romanische» Stils und die hochstrebenden Glieder der Gotik; dazu die phantastischen Gebilde der Orientalen und die bizari'en Formen der Chinesen und Japaner: alle diese räumlich und zeitlich getrennten Stilarten und Formen sehen wir ini modernen Kunstgewerbe sich stetig wiederholen. Einzelne durch eine Nord „nk SM, cxvi. si«. 8

moderne Technik bedingten Modifizierungen mag die eine oder die andere dieser ehrwürdige» Forme» erfahre» habe», der Kern blieb aber derselbe, sooft sich auch das neckische Spiel wiederholte. Trotz der intimen Keinitnis der alten Vorbilder war es den Neuen nicht einmal gelungen, die charaktervollen Formen derselben sich anzueignen, geschweige denn zu erweitern- das geheiligte Ideal der alten Meister ward zum Idol. An reine Äußerlichkeiten hatte man sich geklammert, die Form wurde kraftlos und matt, das von den Griechen zu einer wunderbar nbgernn deten stilistischen Form entwickelte Atantlmsblatt, welches auch in der Renaissance wieder zu hohen Ehren gelangte, artete zu einer geistlosen Arabeske aus; nichts erinnerte an der kunstgewerblichen Ornamentik mehr an die lebendige Natursorm,

Tie Gründe dieser Erscheinung sind zum anderen Teil in der Spezialisierung der Arbeit — einem Charakteristikum der modernen industriellen Warenproduktion — zu suchen. Zur Zeit der Renaissance kannte man das

einseitige Spezialistentum nicht, der Künstler war znglcicb Kunsthandwerker und umgekehrt der Kunsthandwerker Künstler, der Maler war häufig auch Bildhauer und der Bildhauer Architekt', und was für eine ersprießliche Kunstpflegc vou noch größerer Wichtigkeit ist: der Künstler beherrschte vor allen Tingen auch die technische Seite seiner Kunst. Tie praktische Ausbildung ging friiher mit der theoretischen Hand in Hand, ein Umstand, dem wir die außerordentliche Blüte des mittelalterlichen Kunsthandwerks verdanken. Während heute zum Bei spiel in der Bildlianerknnst der Künstler sich meistens nur auf die Anlage des Tonmodells beschränkt nnd die weitere Ausführung des Werkes in Marmor oder Bronze besonders für diesen Zweck geschulte» Arbeiter» überläßt, beherrschte der mittelalterliche Meister alle diese verschiedenen Techniken. Michelangelo fertigte nicht nur die Hilfsmodelle für seine Arbeiten an, sondern führte das Werk selbst in Marmor aus. Benvcnuto Cellini war ein ebenso großer Bildhauer und Goldschmied wie Erz gießer; desgleichen waren mich die hervorragendsten Bildhauer der deutschen Renaissance, Peter Bischer und Adam Krafft, Künstler nnd Kunsthandwerker zugleich. Jede dieser Zeit angehörende Arbeit erscheint daher nie aus einem Guß: im Kunstwerk wie im kunstgewerblichen Gegenstand änßert sich ein individnceller Geschmack, der Meister selbst hat ein Stück seiner Persönlichkeit in die Arbeit versenkt. Daher übt noch nach Jahrhunderten trotz des vielfachen Wechsels der Knnstanschanung das mittelalterliche Werk einen viel intimeren Nciz nnf uns aus, als eiu unserer Zeit angehörendes kunstgewerbliches Fabrikat.

Mit der Idylle mittelalterlicher >!nnst war es mit einem Schlage aus, als ein neuer wirtschaftlicher Faktor, die Massenfabrikation, einsetzte. Die Grundbedingung des Großbetriebes, die Teilung der Arbeit, trat, sobald das Kunstgewerbe industrialisiert wurde, in der Spezialisierung der künstlerischen Produktion in die Erscheinung. Das war dcr Anfang des Niederganges des Kunstgewerbes. Ter mittelalterliche manuelle Betrieb, der an das künstlerische nnd technische Vermögen des Arbeiters die höchsten Anforderungen stellte, hatte sich fiir die moderne Industrie als wenig nutzbringend erwiesen und mußte daher dem neuen Wirtschafte faktor weichen, Tenn erstens einmal war die manuelle Arbeit zu zeitraubend, was im modernen Wirtschaftsleben gleichbcdsntend mit kost spiclig ist, zweitens konnten die zugleich künstlerisch nnd handwerklich geschulten Gräfte numöglich in dcr Anzahl herbeigeschafft werden, wie die moderne Industrie sie verlangte. Aus diesem Grnnde griff man zu dem einseitig geschulten Arbeiter, dem Spezialisten, dessen Ausbildung weniger Mühe verursachte nnd bedeutend schneller vor sich ging, als die eines das gesamte Gebiet beherrschenden Künstlers. Tann kam weiter hinzu, daß auch die Maschine sich Eingang in das Knnstgewcrbc verschafste, n odnrch wiederum eine Reihe individueller Tätigkeiten aufgehoben wurde. Maschine und Spezialarbeit sind demnach die beiden Hauptfaktoren des kunstgewerblichen Betriebes geworden im Gegensatz zu dem Mittelalter licheir, der einen ganzen Künstler zu seiner Voraussetzung hatte.

Was nutzen uns unter diesen Umstünden die neuen stilistische» Formen, die hier und da hervorsprießcn- die Großindustrie sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht iu den Himmel wachsen! William Morris, einer der interessantesten nnd vielseitigsten Männer seiner Zeit, hatte während seines bewegten Lebens einen beständigen Kampf gegen die Großindustrie gekämpft, weil er zn der Erkenntnis gelangt war, daß diese der Einseitigkeit und der Geschmncksverwildcrnng den denkbar größten Vorschub leiste. Er war einer dcr hcstigsten Gegner des Spezialistentums- sein Ideal war das universelle Wissen und Können, nnd er selbst entsaltetc in den verschiedensten Tisziplinen eine erstaunliche schöpferische Tätigkeit. Wie die großen Meister der Renaissance war er zugleich Künstler, Handwerker und Industrieller, dazu war er auch als Tichtcr und Schriftsteller höchst produktiv. Seine literarischen Arbeiten vervielfältigte er auf einer von ihm selbst hergestellten Handpresse, auch die Buchbinderarbcit verrichtete er selbst und stellte Einbanddecken her, die durch einen eigenartigen künstlerischen Entwurf und die Solidität der Ausführung das alltäglich Gebotene weit überragten. Ein Mann von so universellem Können ist allerdings eine Ansnahmeerscheinung, er ragt in unsere Zeit hinein wie ein Monolith ans längst vergangenen Tagen. Seine ganze Lebensart war ein Protest gcgcn die nivcllicrndc Großindnstric. Er verabscheute diese allerdings nicht an sich, sondern nur die Art ihres Betriebes und richtete daher seineu Kampf gegen das moderne beutegierige Unternehmertum, das keine idealen Zwecke mehr mit der Arbeit verbindet, Tie Ziele, die William Morris sich gesetzt hatte, waren zweierlei Art: Erstens wollte er die individuelle Arbeit von dem

Druck der Maschine befreien: die Arbeit sollte des Menschen würdig werden, sie sollte keine moralischen und physischen Schäden zur Folge haben, die mit der Maschinenarbeit unmittelbar verknüpft sind. Das zweite Ziel galt der Produktion gediegener Waren, zu denen er selbst die verschiedensten Vorbilder schuf; er wollte das Gute allein in Fülle auf den Markt bringen und dem allgemeinen Gebrauchsartikel ein künstlerisches Gepräge geben. Ob diese Ziele nach Lage der Tinge überhaupt erreichbar sind, muß sehr in Frage gestellt werden, da der Konkurrenz» kämpf der Unternehmer gegeneinander eine fortwährende Verbilligung und damit eine Verschlechterung der Waren zur Folge hat.

Auf die individuelle EntWickelung des Kunstgewerbes übt ferner die internationale Tendenz der Industrie ein« schädigende Wirkung aus. Ein geschickter Unternehmer wird stets darauf bedacht sein, den Charakter seiner Ware so abzustimmen, das; sie auf jedem Markte absatzfähig ist. Es müssen zu dem Zweck an dem Modell alle charakteristischen Eigenarten nach Möglichkeit vermieden werden' kein aus» gesprochen deutscher, franzosischer oder italienischer Zug darf dem Gegenstande anhaften, der Schwerpunkt ist ans feine Äußerlichkeiten zu verlegen, eine lächelnde Miene, eine tändelnde Bewegung, aber nur keine Tiefe der Auffassung. Jene sogenannten Jdealtopfc mit dein stereotypen Lächeln nnd der koketten Haltung, die von Paris in Masse nach Deutschland und anderen Ländern importiert werden, bilden den Universaltypus, der überall gekauft und verkauft wird.

Man preist das nationale Moment in der Kunst. Wie kann dieses aber zur Geltung gelangen, wenn der für den Weltmarkt produzierende Künstler respektive Kunsthandwerker sich fortwährend den jeweiligen modische» Strömungen anzupassen nnd die Wünsche eines internationalen Publikums zu berücksichtigen hat? Tie größten Kunstepochen eines Volkes sind immer die gewesen, die ihre Zeit nin treuesten widergespiegelt haben. National und zeitgemäß war der hervorragende Zng der mittelalterlichen Kunst und der Renaissance. Die alten Meister hatten auf künstlerischem und kunstgewerblichem Gebiet so Außerordentliches geleistet, weil sie ganz in ihrer Arbeit aufgingen; sie gaben sich, wie sie waren, unbeeinflußt durch ein internationales kaufendes Publikum,

Der Stil ist der Mensch! Ties trifft nicht nur in bezug auf die sprachlichen, fondern erst recht auch in bezug auf die künstlerischen Ausdrucksmittel zu. In deu Verkehrsformen, in der Kleidung, vor allem aber in dem Charakter seiner Umgebung spiegelt sich die Individualität des Mensche» Wider, andererseits ist der Mensch auch nur zu leicht geneigt, sich dem Charakter seiner Umgebung anzupassen. Man kann oft genng die Beobachtung mache», daß in einer trostlosen Umgebung ^ man. denke nur an den dcpravierendcn Einfluß der Mietskaserne! — selbst der geistig hochstehende Mensch allmählich zugrunde geht. Ei» gewisser Komfort ist für den Kulturmenschen ein ebenso notwendiges Bedürfnis wie die tägliche Nahrung, Aus diesem Grunde ist jeder von uns in viel höhcrem Grade an dem Werdegang der angewandten Kunst und an der Stilentwickelung interessiert, als gemeinhin angenommen wird,

II. Die neue Stilbewegung.

Fassen wir die.im vorstehenden angeführten Momente zusammen, so tonnen wir uns kaum noch der Erkenntnis verschließen, daß dem verflossenen Jahrhundert so gut wie alle Vorbedingungen zu einem einheitlichen Stil in der Architektur und den angewandten Künsten gefehlt haben. Die malerischen Straßenzüge mit ihren stolzen Patrizier- und Handelshäusern, mit dem ernsten Rathaus und dem gotischen Dom, die Verkörperung des asketischen Christentums, die wir in einzelnen deutschen Städten »och antreffen, gehören einer längst vergangenen Periode an. Der Typus des modernen Großstadthanses ist die Mietskaserne und das Geschäftshaus, denen keine Eigenart und Schönheit an° haftet, da in ihnen fast ausschließlich die praktischen Bedürfnisse eine Berücksichtigung erfahren haben. Und selbst die prunkhafte Ausstattung einzelner öffentlichen Gebäude kann uns nicht iiber den Mangel eines eigenen Stils hinwegsetzen, Tic schönsten architektonischen Leistungen der Neuzeit sind nichts weiter als Reminiszenzen ans vergangenen Tagen.

Um einem neuen, unsere Anschauungswelt reflektierenden Stil den Weg zu bahnen, muß zuvor die alte überlieferte Formcnwelt gesprengt werden. Das heißt mit anderen Worten: es muß das vorhandene stilistische Motiv negiert und die Nnturform wieder zum Ausgangspunkt einer neuen künstlerischen Form erhoben werden. Tcnn stets waren es die Gebilde der heimischen Fauna und Flora, die dem schaffenden Künstler zu allen Zeiten das Material lieferten. Neben dieser Möglichkeit (Anlehnung au die Naturform), einen neuen Stil zu entWickel», gibt es aber noch eine andere: Anschluß an die alte Formenwelt. Dieser Methode bedienten sich die mittelalterlichen Meister, sie ahmten die alten Formen nach uud schufen dabei unbewußt uene. Ihr Material und Werkzeug war allein das stilbildcnde Moment, Daher die große Einheit und die innerliche Harmonie der Renaissance, weil sie, an eine vorhandene abgeklärte Schönheitswelt anknüpfte. Im Barock- und Rokokostil wird die Geschlossenheit des Stils gesprengt, dadurch, daß einige naturalistische Motive in fast unmotivierter Anordnung dcni alten Gerüste angeheftet werden.

In einen ähnlichen Fehler verfallen diejenigen unserer „Nenstilisten", die nichts von der Traditio» wissen wolle»! sie lehnen sich eng an die Naturform an, verstehen aber nicht, diese stilistisch Weiler zu entwickeln. Die Flnchdekoration ist das beliebteste Probierfcld der Nenstilisten, denn hier können sie ihrer Phantasie frei die Zügel schießen lassen. In verhältnismäßig kurzer Zeit ist eine außerordentlich reiche Literatur über neue Flachmustermotive und ein nicht minder umfangreiches Lehrmaterial entstanden. In den vielen vornehm ausgestatteten Werken über die Pflanze sehen wir alle erdenklichen Naturblätter und- Blüten, Wein- und AHornblätter, Schilfgräser und Schwertlilien, Rosen und Nelken u. s. f. in ein ornamentales Schema gebracht; mich die erotische Tierwelt, der Flamingo, der Pelikan, die Giraffe und selbst verschiedene Dickhäuter, darunter — Iiurribile ckietu — das Rhinozeros und das Nilpferd, haben ihre ästhetischen Lobredner gefunden.

Was die allgemeinen Leistungen der Flachdckoration anlangt, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dieselben manches Originelle auszuweisen haben, aber noch mehr unverständliches Brimborium. Hatte man bisher den Schwerpunkt des Ornaments aus die Form und Zeichnung gelegt, so ist setzt das freie Zpiel der Linien proklamiert worden. Man vermeidet, wie namentlich an den Werken der Plakatknnst ersichtlich, um jeden Preis das körperliche, Die Wirkung soll allein durch möglichst scharfe Kontraste in Linie und Farbe erzielt werden. In dieser Hinsicht sind die Neustilisten in einen prinzipiellen Gegensatz zu den Impressionisten geraten, welche die Farben leicht ineinander fließen lassen und alle scharfen Konturen auflösen. Hierzu mögen nicht unwesentlich die Ergebnisse der Momentphotograpbie beigetragen haben, insofern als man das Momentbild als Leitmotiv benutzt hat. Wir sehen aber die Natur trotz der Gleichartigkeit unseres Gesichtsapparates mit der photographischen Kamera anders, als sie die Momentphotographie unS gibt. Hier ist e i n Moment festgehalten, während nnser Auge m ehrere unmittelbar aufeinander folgende als einen einzigen wahrnimmt. Will der Künstler im Bilde denselben Eindruck auf den Beschauer hervorrufen, den dieser von der Natur empfängt, so muß er sich schon dazu entschließen, die Natur so darzustellen, wie sie uns erscheint, nicht wie sie ist. Ans dieser wissensiiiaftlich-pedantischen Methode resultieren meines Erachtens die vielen stilistischen Ungeheuerlichkeiten der modernen Kunst. Mit wissenschastlichcn Argumenten nnd Tüfteleien ist auf ästhetischem Gebiet nun einmal nicht viel zu erreichen. Viele der neustilistischen Formen nnd Motive, die man mit allem Raffinement der Natur mit Hülfe der Momentphotographie abgelauscht hat, erscheinen nachgerade konventioneller, als die Knnstgcbildc der Alten' ich verweise nur ans das ewig wiederkehrende Schwanen- und Schilfgräsermotiv in der Flachdekoration, hinter dem sich nur zn oft die Phantasielosigkeit verbirgt.

Zu derartigen Ungereimtheiten konnte man nur gelangen, weil man den historischen EntwickclnngVprozeß negierte, Tie Geschichte macht nun einmal keine Sprünge, es befindet sich alles in stetem Fluß, eine neue Erkenntnis bant sich ans einer älteren auf, und desgleichen hat auch die künstlerische Form immer wieder eine vorhergehende zu ihrer Voraussetzung. Wie die Gravitationsgefetze, so sind auch die architektonischen feinen Schwankungen unterworfen — vorausgesetzt natürlich, das; die Tragfähigkeit des Baumaterials dieselbe bleibt, Tie Säule der Griechen ist keine willkürliche Erfindung, sondern das Produkt der Notwendigkeit, und ebenso ist auch der Bogen und das Gewölbe der Römer einem praktischen Bedürfnisse entsprossen. Diese Hanptelemcnte der Antike kehren entsprechend modifiziert in allen'späteren Baustilen wieder. Es gibt feststehende architektonische Gesetze, von denen wiederum die Grundgedanken der Ornamentik iiber die Massenverteilnng, den Linienfluß und die Einzelformen abgeleitet sind. Man braucht noch lange kein ästhetischer Eiferer zu sein, wenn man das historisch Gewordene als Ausgangspunkt neuer Bestrebungen empfiehlt.

Daß die Neueren bisher keine faßbaren Resultate erzielt haben, liegt daran, das; sie nm jeden Preis etwas Originelles, wenn nicht Sensationelles erhaschen wollten. Die englischen Neustilisten, die es schon zu abgeklärteren Leistungen gebracht haben, haben keinen Augenblick die Bedeutung der Tradition verkannt, William Morris knüpfte an die Gotik an, nicht allein weil sie seinem Empfinden am nächsten stand, sondern weil sie sich einst im Norden unbedingte Geltung verschafft hatte> Auch ein anderer Führer der Stilbewegung, der Belgier van de Velde, der sich im übrigen aber unabhängig von Morris entwickelt bat, läßt die gotischen Formen leicht dnrchklingen. Es hat auch keinen zweiten Stil gegeben, der in allen seinen Äußerungen, von der größten architektonischen Schöpfung bis zum unscheinbarsten Gebranchsgegenstand von demselben künstlerischen Geist durchweht wäre wie die Gotik. Eine >innst im modernen Sinne, eine Staffeleiknnst, gab es damals nicht. Das Tafelbild stellte nur ein Untcrglied im gotischen Kunstgebäude dar, iveshcllb es sich eng an die herrschende Formenwelt anschließen mußte. Wir habe» eine „freie" Kunst! der enge Zusammenhang aller Künste ist zerrissen. Tie alten Wechselbeziehungen wieder herzustellen, ist eine der wichtigsten Aufgaben, die sich die moderne Stilbewegung gestellt hat. Was aber bisher nach dieser Richtung geleistet ist. kann bestenfalls nur als Erperimcnt in Betracht kommen.

Wenn wir indessen von den Auswüchsen, die jede neue Bewegung im Gefolge hat, absehen, so ist jedenfalls nicht zn verkennen, daß der neiien Stilbewegung ein gesunder Kern innewohnt. Ick, habe am Anfang bereits ausgeführt, daß im maschinell betriebenen Kunstgewerbe die Stilgesetzc aufgelöst werden, oder mit anderen Worten, die harmonische Wechselbeziehung zwischen Form und Material aufgehoben wird. „Stofferkenntnis ist Stilerkenntnis", dieser Satz muß wieder zn Ehren gclangen, will man bleibende Resultate erzielen.

Der Jndustrialismns hat alle feit Jahrtausenden anerkannten ästhetischen Werte ins Wanken gebracht, ohne dafür neue hervorgebracht zu haben, Tie modernen Großstädte mit ihren gleichartigen Produktionsstätten, Warenhäusern und Mietskasernen sind das ästhetische Produkt des Jndnstrialisinns, Solange sich die Menschheit noch den Lurus einer betrachtenden Lebensweise gestatten konnte, hatte ausschließlich das Kultusgebäude das Schicksal deo architektonischen Stils bestimmt. Dies ist mit der intensiveren Kraftentfaltung anders geworden, die Kultnssrätte ist aus dein Brennpunkt des öffentlichen Lebens gerückt worden, an ihre Stelle ist das Geschäftshaus und die Fabrik getreten. Wir betrachten die Säule, den Stolz der Antike, oder den himmelhochstrebenden Turin der Gotik als den symbolischen Ausdruck zweier hinter uns liegenden Kulturweltcn — warn»? sollten wir da nicht den Fabrikschlot, der weit in die Lande ragt, als das Symbol der Arbeit und des NützlichkeitsPrinzips betrachten!

Tie Pagoden der Jndier, die Tempel der Ägypter und Griechen, die Dome der Christenheit sind der künstlerische Niederschlag eines religiösen, wenn anch in seinen Glaubenssätzen jeweilig verschiedenen Zeitalters. Tic Erbauer der K^ultüsstätten werden in ihren künstlerischen Neigungen nicht oder nur im geringen Grade durch die Berücksichtigung praktischer Bedürfnisse eingeschränkt; die architektonische Form konnte sich frei aus' leben, da sie lediglich einen repräsentativen Zweck zu erfüllen hatte. Heute hat das Kultusgebände seine stilbildcndc Kraft eingebüßt. Seit dem ausgehenden Mittelalter ist ein spezifisch kirchlicher Stil nicht mehr entstanden, und mag auch die Hirchenbaucrei noch so intensiv betrieben werden, einen neuen Stil wird sie nicht mehr hervorbringen, denn der Geist des Christentums ist erschöpft.

Neue Faktoren beherrschen das Leben der Völker. Unsere Zeit steht im Zeichen des Jndustrialismus und des Verkehrs: die wirtschaftlichen Momente geben den Ausschlag. Tie Wissenschaft hat sich vorwiegend praktische Ziele gesetzt, ihre Errungenschaften kommen in letzter Linie wieder der Warenproduktion zugute. Ganze Kunstzweigc sind in den Dienst der Industrie getreten, die Architektur hat praktische Aufgaben zu lösen; rein repräsentative Gebäude werden außer den Kirchen, die für uns nur noch als die Nachklänge einer überlebten >>nlturepoche in Betracht kommen, selten errichtet,

Tie unsere Zeit beherrschende praktische Geistesrichtnug wird dem kommenden Stil das charakteristische Gepräge geben. Das bisher auf architektonischem Gebiet Geleistete hat allerdings den provisorischen Charakter noch nickt soweit abgestreift, daß Schlußfolgerungen über die endgültige Gestaltung des neuen Stils berechtigt wären. Wir wissen nur, daß der Stil in der Hauptsache durch das konstruktive Material bedingt wird. Der gewachsene Stein erfordert eine andere Anordnung als der gebrannte Stein oder das Holz, da die Tragfähigkeit dieser Materialien eine durchaus verschiedene ist. In den letzten Jahren ist noch ein anderes. das Eisen, zu den vorgenannten Baumaterialien hinzugekommen, das diesen an Tragfähigkeit bei weitem überlegen ist. Wo es als konstruktives Material zur Verwendung kommt, hat es die bisherigen statischen Gesetze gänzlich verschoben, wodurch das System der Säule und des Vogens vollsländig iiberslüssig gemacht ist, Tas Eisen gestattet eine Bewegungsfreiheit, wie sie sich die kühnsten gotischen Bogenerbauer nicht haben träumen lassen. Anfänglich nur bei provisorischen Bauwerken, wie Ausstellungshallen, Speichern und dergleichen zur Verwendung gelangend, ist es jetzt auf dem besten Wege, in der profanen Architektur die Vorherrschaft z» erringen, Tie Bahnhofshallen, die eisernen Brücken und die modernen Geschäftshäuser, welche die Eiscnkonstrnktion deutlich durchklingen lassen, haben das Archite l'turbild der Stadt schon teilweise umgestaltet. Es wird allerdings noch eine geraume Zeit vergehen, ehe wir uns vollkommen in die durch die Eisenkonstrnttion hervorgerufene Formenwclt eingelebt haben, dn wir noch zu stark in der überkommenen Schöuheitswelt wurzeln. Es werden sogar Stimmen laut, die jede von den bisherigen Gesetzen abweichende Konstruktion als eine ästhetische Barbarei bezeichnen: andere dagegen, die alles noch nicht Tagcwesene kritiklos als einen wirklichen Fortschritt hinnehmen, orakeln schon von einem Eisenstil, Jede Anschauung hat ihre Berechtigung, nur darf sie nicht auf eine absolute Geltung Anspruch erheben. Unsere ästhetischen Ideen beruhen, wie die sittlichen oder religiösen, auf Beobachtungen und Erfahrungen. Wir verbinden mit der antiken Säule den Begriff der Schönheit nicht wegen ihrer fform an sich, sondern weil sie nach unserer Beobachtung ein zu dem Gesamtorganismus des griechischen Tempels harmonisch abgestimmtes Glied bildet. Die wuchtige antike Säule einem gotisck>en Ziegelbau eingefügt, würde in dieser Verwendung unser ästhetisches Unbehagen erregen. Tic Ursache für diese Erscheinung ist nicht anders zu erklären, als daß unsere ästhetischen Vorstellungen, ohne daß wir uns dieses Umstandes recht bewnßt werden, an die Tragfähigkeit des Materials anknüpfen. Tie räumliche Ausdehnung, das Höhen- und BrcUenverhältnis eines Baugliedes ist abhängig von seinem Material. Aus diesem Grnnde sind unsere ästhetischen Ideen nicht an ein bestimmtes Schema gebunden, wir empfinden die kühne hochstrebende Gotik, an sich betrachtet, als etwas nicht minder Schönes als die vornehm abgestimmte griechische Architektur, obgleich doch beide Bansysteme hinsichtlich ihrer >!o»strnttion und ornamentalen Gliederung im schärfsten Gegensatz zueinander stehen. Hieraus erhellt, daß wir schließlich auch anderen, aus einem neuen Baumaterial sich ergebenden Bildungen eine künstlerische Seite abgewinnen werden.

Anfänglich verkannte man den Charakter des Eisens vollkommen. An dem einfachen Eisengcrippe des Glaspalastcs fanden die Architekten keinen rechten Gefallen, und sie sahen sich daher gemüßigt, es nach ihrer Alt zu verschönern. Tie dünnen Eiscickräger wurden uiit einem Stuck inantel, der die Form einer Säule hatte, ninkleidet, »nd in ähnlicher Weise wurden auch die großen freien Flächen mit einer Scheinarchitcktur ausstaffiert. Daß auf diesem Wege kein wirtlicher Baustil hervorgebracht werden kann, liegt auf der Hand, dn jede? Material gewissermaßen schon die Form in sich trägt, So drängt das Eilen als konstruktives Material auf eine einfache große Linienführung hin. Eine futbile Tetailliernng und geschraubte Ornamentik paßt nicht in das Zysten, der Eisenkon sliuktion, wie an den modernen Verkehrsmitteln, den Eisenbahn- und Ztraßenbahnwagen, den Tampfern und Fahrrädern n, a, m., ersichtlich. Hier versagen die hergebrachten ästhetischen Werte „Schön" und „Häßlich" vollkommen. Tasselbe ist mich bei vielen anderen neuzeitlichen Gebilden der Fall. Ich weise nur auf die elektrischen Beleuchtungskörper hin welche Fülle von Neubildungen kann man hier beobachten! Der alte Bcleiichtnngskörpcr, der Kandelaber oder der Leuchter, welcher der flackernden Flamme als Basis dient, kommt für das frei im Raum schwebende elektrische Licht nicht mehr in Betracht, woraus sich die Notwendigkeit ergeben hat, eine neue Einfasi'nngsform, welche der hängenden Tendenz des Glühlichtes Ausdruck verleiht, zn erfinden.

Auf allen Gebieten bahnen sich derartige Neubildungen an, die einerseits bedingt sind durch die neueren wirtschaftlichen Faktoren, andererseits durch neue Materialien »nd die maschinelle Produktionsweise, Ob nun aber diese Momente eine für alle Künste gemeinsame Formenspräche, einen einheitlichen Stil, etwa im Sinne der Gotik, hervorbringen werden, bleibt einstweilen noch eine offene Frage. Ich neige eher zu der Anschauung,

daß in Hinblick auf die Vcrschiedenartigkeit der modernen Bedürfnisse sich.jeder einzelne ttnnstzweig seine eigene künstlerische Form schaffen wird, die in erster Linie wieder abhängig ist von der maschinellen Herstellungsart. Ich hatte schon vorher auf den nivellierenden Einfluß der Maschinenarbeit in Verbindung mit dem Tpezinlistentnm hingewiesen. Tas Hanptübel beruhte darin, daß man eine alte handwerkliche Technik mittels der Maschine zu imitieren und ohne Rücksicht auf das Material alte Ztilformen sklavisch zn kopieren suchte. Was dabei herauskommt, ersehen wir au jedem kunstgewerblichen Massenartikel: die von den alten Meistern mit so großer Liebe behandelten Ornamente sinken, auf maschincllcm Wege produziert, zu einem unverständlichen Brimborium herab. Nnn darf man aber andererseits die neuen wirtschaftlichen Faktoren nnd Produktionsmittel nicht schlechtweg ausscheiden und auf den mittelalterlichen Kleinbetrieb zurückgreifen, sondern sie nach Möglichkeit auszunutzen suchen. Ter Kleinbetrieb, das Ideal der Jnnungsmeister, ist tatsächlich durch die Verhältnisse überwunden, da er den gesteigerten materiellen und Komfortbedürfnisien des modernen Menschen nicht, mehr gerecht wird. Aus diesem Grunde muß notwendig die Maschine herangezogen werden, die ja nicht minder als das primitive Handwerkzeug ihre charakteristischen Zpureu auf dein Gegenstand hinterläßt. Ihrer Natur nach ist sie an eine einfache kraftvolle Form und an eine große Linicnfiihrnug gebunden, und in diesem Sinne wird sie die Erscheinungsform des Gegenstandes wesentlich beeinflns'en.

In frühere» Zeiten, als noch die manuelle Arbeit zu Necht bestand und der Gegenstand weniger auf seine praktische Verwendbarkeit hin geprüft wurde, konnte wohl ein einheitlicher Ztil hervorgebracht werden. Dieser Umstand schließt aber durchaus keiuen Tadel für uns ei», nur wcuu wir zu geistlosen Nachtretcru der Alte» werden, wie es ein Jahrbnndert lang der Fall gewesen ist, dann erst stehen wir ihnen nach. Mag auch den alten Arbeiten ein höherer poetischer Gehalt innewolmen, die nnsrigen wollen mit dem Maßstäbe der Größe gemessen sein, Ter gotische Tom ist mit allem, was er birgt, der plastische Niederschlag einer transzendenten Anschauungswelt, Tagegen verkörpern die modernen ,V!onnruktionen, die Eisenbahnbrücken, die sich kühn über gähnende Felswände spannen, die Ozeandampfer, welche den Elemeuten zum Trcw Länder und Völker verbinden, das titanenhafte Ringen der Neuzeit, Tie Menschheit hat sich losgerungen von eingebildeten Gewalten und das Göttliche, das sie lange Zeit in der Außenwelt gesucht bat, in sich selbst entdeckt, Tas ist der wesentliche Kulturfortschritt des >tt. Jahrhunderts, der allmählich unserer Umwelt, dem Verkehrsmittel, der Architektur und den angewandten Künsten, sei» besonderes Gepräge aufdrückt. Hatte das l!>, Jahrhundert sich vorwiegend Praktische Aufgaben gestellt, so wird es aller Voraussicht dem 20, Jahrhundert vorbehalten sein, die Revolutionierung des Geschmackes, der ethischen nnd ästhetischen Anschauung dnrchznfübren.

Gedichte eines Ostpreußen.

von

A. K. H. Neko.

- Tilsit. —

Das Rartoffelland.

Litauen.

Der Abend rötet die wolkenbank.

Hart knieen im U?erktagsjoch
Rings alte wciblein, Im braunen Gerank

Aartoffcln wühlen sie noch.

Schon schleppt sich der Nebel den Hügel empor,
Durch Sträucher quillt kühles Gctropf,

Und immer noch taucht aus Lurchen und Flor
Acuchend manch' grauer Aopf.

Denn zwischen den lveiblcin kauert die Not.

Sie brummelt: „Ich blieb euch treu! Ich brach mit euch betend trockenes Brot,

Lag mit euch auf knisternder Streu!

Und ihr müßt mich einst tragen Huckepack
Ins Spital und ganz stille sein" . . ,

Sie füllen seufzend den letzten Sack
Und klopfen die Spaten rein.

Und es schwimmt von Laternen ein bleiches Heer

Gleich Glühwürmchen ungewiß Murmelnd hinab durch das Nebelmeer

In des Dorfes Schattenriß.

Zuletzt die Not. ?ie humpelt: „5acht — sacht!

Mich friert und mich hungert auch" . , . Und es schweigt das Feld. Und der Nebel wird Nacht.

Fern ringelt sich Hüttenrauch —

Vollmond-Adelitas.

Titanen.

verlaßne Wege. warme Ruhe söttigt
Tiefabendliche Felder, Ihren Rand
Krönt grade still am grauen Horizonte
Der Vollmond kugelrund und riesengroß,
Leicht schwankend wie ein überreicher, roter,
Glutroter Teller. Und als rollten klingend
Aus seiner Tiefe hunderttausend Münzen
Blank silbern in die sommerlichen Ähren,
Anbeten ihn tolltrunkne Grillenherden.
Ein dämmergrünes Lindenwäldchen weit,
weit überschwemmt die Hymne heißer Schwärmer:
Das Wäldchen kniet betäubt und regungslos . . ,

Der alte Gaukler. Gott und Geisterbanner,
Der gute Mond indes steigt huldvoll horchend
Ins reife B!au. Gr schmunzelt seinen Gängern
Und lugt bedächtig schon nach einer Wolke.
Die er sich weiß als weichste Schlummerinütze
Breit über beide Vhren ziehen will.
Die Halme. Lüfte, Höhen unablässig
Klingen und singen . . ,

Sonnenwende.

Zu meinem ZO. Geburtstag.

Es dämmert, Es dunkelt der Dünensand.

Fern von mir ein Flammenslrich verspätet sich noch durch Wolken spannt

Ticfgolden und feierlich.
Es blinkt vereinsamt das schwarze Meer

Mit weißen, wandernden 5chämn?n;
Da stütz' ich das Haupt in die l,iandc schwer,

Umrauscht von nächtigen Träumen,

Und wie mir die winde verwirren mein Haar.
Als säße ich vogclfrci,

Da kommt inir's: heut' rauschte» dreißig Jahr

An meinem Fuße vorbei.
Und süß und leise ein Lachen oerloht

In dunstigem Wellental« — lieut' lockt mich ans schwankendem Lischerboot

Die Jugend zum letzten Male,

Die Jugend! ?ie hat mir die ^tirne gewischt

?onst rosig ans heißer Fahrt, 5ie sang mir voran durch Grauen und Gischt.

Und es blühte die Gegenwart.
Ihr Lachen scholl, und es wogte besonnt

Die weite mir ohne Ende —
Nun schweigt ihr Mund, und den Horizont
Umflort mir die Sonnenwende ... -

Es dunkelt. Ls diistcrt der Bstseestrand.

Ein Ruderschlag miide verrinnt,
Es verricselt ein weißes Fraucngcwand,

Ls vertropft ein Düften gelind.
Und durch den verblassenden Wolkenstrich

Braust es wie 5chwangefieder — wildschöne Jugend, ich grüße dich, wir sehen uns nimmer wieder I —

politischer Monatsbericht.

Inneres.

von

Dr. Kugo Nötiger,

Mitglied des Reichstags,

— Steglitz. —

achdem unsere innere Politik sich ohne große Konflikte durch das Jahr IM durchgeschlagen hatte, scheinen wir ictzt in ein etwas ungemütliches Fahrwasser mit allerhand schwimmenden Minen zu geraten. In Preußen die Volksschulvorlage, im Reiche die Finauzrcsorm und der deutsch-amerikanische Handelsvertrag, Lebens-" mittcltcncrung und Mittelstandsbcwegnng, Flvttengefetz und Reorgnni sation der Kolonialverwaltnng, ultrnmoutane Ansprüche und sozialdemokratisches Schreckensregiment, uneiniges und kampfmüdes Bürgertum, recht geschäftige Reaktion und zielsicheres Scharsmachcrtnm — mit diesem Saldo beginnen wir ein neues Geschäftsjahr unter der Prokura des Fürsten von Bülow, Wer nun auch im vollen Umfange die bedeutende Glinst des Reichskanzlers anerkennt, mit seiner leichten Hand gerade die komplizierteren politischen Verwicklungen zu lösen, sozusagen die positiven und negativen Elektrizitäten sich gegenseitig ausheben zu lassen, wird doch nicht ganz sorgenfrei in den neue,? Frühling hineingehen. Tic Kon fliktsstoffe dringen zn stürmisch aufeinander los, und es gibt einige darunter, die eine sehr starke Regierung vornusselzeu und ein über die Maßen zufriedenes und stilles Volk,

Pie großen deutscheu Parlamente - Reichstag uud preußischer Land tag — wurden mit Thronreden eröffnet, die das Lob schonungsloser Wahrheitsliebe, besonders was die Schilderung der politischen Lage an geht, im hohen Maße verdienten. Wuchtig uud crust legte» sich die reichs- und landesväterlichen Ermahnungen zur Wachsamkeit und SchlagWertigkeit nach außen, Pflichttreue und Opferwilligkeit nach innen auf das öffentliche Gemüt, Es klang auch durch die Worte des Fürsten Biilow hindurch, daß wir im europäischen Konzerte mit einer Hartnäckig, keit mißverstanden werden, die den guten Willen, unsere Friedensliebe und Freude an der Harmonie zu erkennen, offenkundig vermissen läfzt. Na, dann nicht! lautet da die einfache und prägnante Antwort und der Entschluß: Friedliebend, nnd die Hand am Schwerte I

Des leitenden deutschen Staatsmanns erstes Wort im Reichstage galt übrigens nicht den auswärtigen Beziehungen, sondern unseren zerrütteten R c i ch s f i n a n z e n nnd ihrer Sanierung, Ohne Deckung keine Flottenvorlage und keine neuen Pensionsgeselze — hat die regierende Partei, das Zentrum, erklärt, und daraus schon wird der Vortritt der finanzpolitischen Erörterungen begreiflich. Wir wollen vier Tinge auf einmal mit der Reform erreichen: neue Einnahmen, wirksame Schuldentilguug, Umgestaltung oder Beseitigung der Matrikularbeiträge und Beschaffung eines neuen beweglichen Faktors im Ncichsbudget, den bisher die Matrikularbeiträge gebildet haben, und die nur durch eine direkte Steuer ersetzt werden können, Tie Reichsschulden sind auf ^'/^ Milliarden angewachsen, und wir haben in den lebten sechs Jahren i>r<> nun« und durchschnittlich bis W Millionen Unterbilanz, trotz nnd neben reichlichen Anleihen 5 das bißchen Schuldentilgung ^ im ganzen 21(1 Millionen — ist nicht einmal eine anständige Tetoration, Tabci gewaltige neue Aufgaben und Ausgaben ^ allein die Mehrkosten für die Flotte sind relativ bescheiden mit M Millionen Mark für die Jahre 1906 bis 1917 angesetzt — ferner viele neue Aufwendungen, die wir nicht mehr hinaus" schieben dürfen, nämlich zur Entlastung des bankrotten Reichs Invalidenfonds, für das Militärpensionswesen, für die Verstärkung unseres LnndHeeres :c.

„Wir wollen alle Tage sparen

Und brauchen alle Tage mehr." Ter Reichsschatzsekretär will sich vorläufig mit der Kleinigkeit von 250 Millionen Mark neuer Neichseinnahmen begnügen, wovon er sich M Millionen ans den Erträgnissen des Zolltarifs von 1!>l>2 zu boten hoüt. Immerhin sind Mtt Millionen aus eigener Krmt zu beschaffen, und zu diesem Zweck wird uns ein Stenerbukett vorgehalten, das leider bislicr nur wenig Gegenliebe wecken konnte. Abgesehen von der Reich serbschaft s st euer ist nugcfähr alles unpopulär darin: Erhöhung der Brau und Tabaksteuer und eine Zigarctteustener belasten den sehr empfindlichen nnd gereizten Massenkonsnin nnd sollen dem L des Flottengesetzes von 19M widerstreiten. Tnrch allerhand Verkehrsstenern, wie Ouittungsstempel, Automobilste»«', Faln kartensleuer x, soll der große Rest gedeckt und nur ganze -18 Millionen Mark durch eine Erb

schaftssteuer aufgebracht werden. Tas ist, so erklärt die Linke, keine soziale Verkehrspolitik, sondern verkehrte Sozialpolitik. Man kann freilich nicht auf Heller nnd Pfennig ausrechnen, wie viel von den Konsumund Verkehrsstenern auf die ärmeren Volksschichten und Mittelstand, wie viel auf die Vermögenden und Reichen kommen würde, man kann auch zugeben, daß es völlig ohne weitere Inanspruchnahme der indirekten Steuern nicht gehen wird. Aber nach den vielen Erörterungen für und wider eine Reichs-Erbfchaftssteuer ist diese Gabe denn doch wohl reichlich bescheiden ausgefallen, und sie wird, zumal da sie künftig den beweglichen Faktor im Budget an Stelle der Matriknlarbeitrngc bilden soll, noch der Gegenstand lebhafter Kämpfe sein. Auch vermißt man die W eh r st e u e r, und der große Sturm der Interessenten: der Brauer, Tabaks- nnd Zigarettenfabrikanten, der Automobilisten, des Handels nnd Verkehrs im allgemeinen steht noch vor der Tür des Neichsparlaments. Die Konservativen scheinen geneigt zu sein, in scharfe Oppositionsstellnng zur Reichserbschaftsstencr zn treten, wogegen ja auch im Bundesrate mancherlei Ab neigung besteht. Tie Linke lehnt die Konsumsteuern ab. Danach ist nun aber nicht nur das Schicksal der Finnnzreform, sondern auch das anderer, von ihr abhängiger Vorlagen bedauerlicherweise ins Ungewisse, geschoben. So auch der Flottenplan,

Tie Notwendigkeit einer maritimen Verstärkung ist, das klang durch die Erörterungen der Presse nach Bekanntwerden der Vorläge klar nnd deutlich dnrch, zur Volkssache geworden. Der Schwerpunkt der Forderungen der Verbündeten Regierungen liegt i,n dem Bau der sechs Panzerkreuzer und in der Vergrößerung des Bautyps unserer Kriegsschiffe, in der Devlacementsvergrößernng der schon im Flottengesetz von 1900 bewilligten Kriegsschiffe mit Einschluß der Torpedoboote. Hierdurch werden die im Flottengeselz von 1900 vorgesehene» Schiffsbaukosten um 000 Millionen Mark überstiegen. Es wird jedenfalls in der Kommission, an die das Flottengesetz gelangt, von den Erpertcn des Reichs marineamtes der Nachweis noch mit den einzelnen Belägen verlangt und wohl auch erbracht werden, daß das erster? absolut notwendig ist. Wie es mit dem Bautempo steht, hat ein Sachkundiger an anderer Stelle von „Nord und Süd" erörtert. Es fragt sich, ob die Darstellung, die Herr von Tirpitz bei der ersten Etatsberatung gab und wonach die Ausbildung des erforderlichen Personals schon jetzt werden 25 000 Mann mebr verlangt — mit der Beschleunigung des Bans der Linienschiffe, Kreuzer und Torpedoboote nicht Schritt zn bnlten vermöge, ob solche Darstellung wirklich dem Stande unserer größtmöglichen technischen nnd finanziellen Ki-aftentwicklung entspricht, oder ob Rücksichten auf das Reichsschatzamt oder auf das abstreichlustige Zentruni mehr als nötig entscheidend geWesen sind.

Merkwürdig schnell nnd spurlos ist die F l e i s ch n o t i n t e r

pellati oi> an der Politik vorbeigezogen. Ten Auftakt bildete ein Städtetag, der in dem Plenarsitznngssanle des prenszischeri Abgeordneten Hauses unscrein agrarischen Kurs mit statistischem Kleingewehrfeuer und mit rhetorischen Zehnpfiindcrn zu Leibe ging. Tann wurde nxmige Tage darauf im Reichstage über eine Interpellation der Sozialdemokratie zum gleichen Thema in zwei Sitzungen beraten. Podbiclski brauchte auf beide Veranstaltungen hin sein Automobil nicht in Anspruch zu nehmen und seine gute Stube in Karlstädt noch nicht heizen zu lassen, obwohl bei den Bürgermeistern ^wic bei den Reichsboten manches kräftige und auch volkswirtschaftlich bedeutsame Wort fiel, das einem anderen Minister hätte unbequem norden müssen. Man muß unterscheiden zwischen agita torischen Ausfällen, die im Grunde mehr unserer ganzen Zollpolitik als der Fleischkalamität gewidmet waren, und berechtigten Klagen, die sich mich auf die wenig würdige Nonchalance des Landwirtschaftsministerc' erstreckten, der mit jovialen Scherzen um jene berechtigten Beschwerden Hernmgegangen war und damit die benachteiligten Voltskrcise stark verstimmt hatte. Gewiß ist die Futternot des vorigen Jahres, der Mißwachs und die Teuerung der Futtermittel, welche gleichzeitig mit uns unsere benachbarten Länder betroffen hat, der wesentlichste Bestandteil in den Ursachen des Preisaufschlages, Denn was man sonst noch angeführt hat, der steigende Lnnis bei der Bedienung des Publikums, der Zwischenhandel der Viehkommissionäre und ähnliches sind doch nicht Erscheinungen von diesem Jahre, Aber das darf man doch als Kernpunkt der ganzen Angelegenheit betrachten, daß es nun Aufgabe unserer landwirtschaftlichen Interessenvertretungen und Körperschaften ist, für eine mehr ausreichende und stabilere Viehproduktion und hierbei auch für eine rechtzeitige Er° gänzung unseres Zuchtviehs aus dem Ausländе Sorge zu tragen, damit die — vermutlich wiederkehrenden — Krisen in der Fleischvcrsorgnng des Volkes nickt wieder solchen scharfen und nahezu unerträglichen Charakter erhalten.

Daß im übrigen unsere Veterinär^ nnd Handelspolitik nicht plötzlich umgestülpt werden kann, noch ehe sie ihre sicherlich günstige Wirkung recht zeigen durfte, das steht außer Frage, Noch haben wir ein schweres Wegestück vor uns: die Regelung unseres h n n d e l s p o l i t i s ch e n Vcr hältuisses mit den Vereinigten Staaten, Ter Handeln Vertrag ist gekündigt, nnd nun fragt es sich, ob die Union sich an der Be scitigung der unbedingten Meistbegünstigung, welche wir anstreben, beteiligen nnd mit uns einen Reziprozitätsvertrag schließen will oder nicht. Wenn vorderhand nichts zustande kommt, so stehen wir alsdann vor der Frage, ob Provisorium — wie mit England — oder ein Zoll krieg, von dein die ttberagrarier bei n»s schon seit Jnbr und Tag träumen. Unsere Politik scheint darauf fest zu bestehen, daß wir der Union nichts weiter als die sogenannte bedingte Meistbegünstigung zugestehen, das heißt: diejenigen Zollsätze, welche wir unentgeltlich bei Verhandlungen mit anderen Staaten herabgesetzt haben, soll auch Amerika umsonst bekommen; dagegen sollen Zollsätze, die wir erst im Kampfe mit anderen Staaten filierten, nachdem Zugeständnisse gemacht wurden, der Union nur gegen ähnliche und gleichwertige Zugeständnisse bewilligt werden. Das ist nichts anderes als die Handelspolitik der Vereinigten Staaten selbst, und will uns nun darob der Senat in Washington die „kalte Schulter" zeigen, so werden vermutlich die Farmer, in den Südstaaten und auch viele amerikanische Industrielle, die unsere Halbfabrikate brauchen oder doch geordnete Handelsbeziehungen einem Zollkriege vor» ziehen, noch ein Wort in solche wenig gerechte und wenig zweckmäßige Politik hineinreden. Nur ein paar Zahlen seien mir aufzuführen gestattet. Unser« Einfuhr aus der Union, die 1904 rund 940 Millionen Mk. betrug, setzt sich in der Hauptsache aus Agrarproonkten (250 Millionen Mark) nnd Rohprodukten — Baumwolle, Kupfer, Petroleum — zusammen: wir exportieren nach dort für ungefähr 5>M Millionen Mark, unö zwar hauptsächlich Fabrikate: Textilwaren, Chemikalien, Leder-, Eisen, Kurzwaren, Tas alles besagt, das; man nicht nnr den reinen Uberschuß der ainerikanijchen Einfuhr über unsere Ausfuhr ausrechnen darf, um daraus eine absolute Abhängigkeit Amerikas von uns zu konstruieren, das gäbe kein richtiges Bild von der Situation, Rohprodukte erPortieren sich eben leichter als Fabrikate, sie find in anderen Staaten unentbehrlicher; der exportierende Staat hat, solange unsere Kolonien uns noch nicht für 290 Millionen Mark Baumwolle und für 80 Millionen Mark Tupfer liefern, bis zu einem Grade eine Monopolstellung, Aber was wir verlangen, ist ja auch nichts Unbilliges, und so viel ist sicher, daß wir unsere Situation, mag sie auch nicht einfach sein, nicht dnrch Schwäche nnd Nachgiebigkeit verbessern, wie sie beim Snratoga-Abkommen mehr rührend als staatsiiiännisch zum Ausdruck gekommen sind. Wir werden demnach wohl nicht mit agrarischen Zchwadronshicben, sondern mit nenmerkantilistischer Zähigkeit und Festigkeit an den Handelsvertrag mit der Union — nnd da die Sache bei Argentinien ähnlich liegt, auch mit dieser Republik — Herangehen,

Tie K o l o n ial p o l i t i k wurde in diefem Jahre auf eine breitere Grundlage im Reichstage gestellt, als in den Vorjahren, Der neue Leiter des Kolonialamtes, Erbprinz zu Hohenlohe Langenburg, der eine sympathische Aufnahme fand, sieht sich vor einige schwere Aufgaben gestellt, wozu ich übrigens offengesagt nicht die der Kolonialpolitik mit reichlich viel homerischen Vorreden angedrohte Zentrumsfehde rechne. Die Herren beruhigen sich schon wieder und sehen ein, daß die vorgekommenen Unregelmäßigkeiten, die natürlich zn verfolgen und abzustellen sind, die Integrität unseres Beamtentorpcrs nicht berührt haben. Was weit mehr im Vordergründe des Interesses steht, sind die Ve r ke h r s ve r be s s erungen in Deutsch Afrika inid die Neugestaltung unserer kolonial» Verwaltung, Das dringendste in der Verkehrsfrage ist augenblicklich die Bahn Lüderitzbucht-Kubub, eine Kricgsvorlage, mit der wir nicht zögern dürfen, wenn wir nicht die Verpflegung unserer Truppe» und die Pazifizierung von Südwest in Gefahr bringen wollen. Das andere, was not tut, ist größere Unabhängigkeit des Kolonialdienstes! darum soll der Chef d^r Nolonialzeutrale mit der Stellvertretung des Reichskanzlers ähnlich wie die Chefs der obersten Reichsbehörden betraut und eine neue 'Organisation der Zentrale in vier Abteilungen vorgenommen werden. Wenn's nur hilft. Unsere Kolonien kranken namentlich daran, daß die örtlichen Verwaltungen keine Bewegungsfreiheit haben und um jeden Groschen mit vier oder fünf Instanzen in Berlin feilschen müssen. Das hat die Frische und Freudigkeit im Kolonialdienst stark beeinträchtigt, und nur wenn größere Mittel zur Verfügung gehalten werden, können die geplanten Berwaltungsrcformcn helfen und bessern. Sonst erhält St. Bureaukratius nur ein anderes Gewand. Und wiederum ist es dann das Zentrum, das sich bei jeder Gelegenheit quer'vor den Wagen legen wird.

Ob diese Partei min eigentlich bei der preußischen Volksschule die erforderlichen Kompensationen erhalten soll oder bei anderen Gelegenheiten, ist »och unentschieden. Durch das Tchulnnterhaltungsgeietz wird der konfessionelle Charakter der Volksschule festgelegt, und damit wird der Rechten und dem Zentrum genügt: andererseits soll die Simnltanschnle, wo sie bereits besteht, in ihrem Besitzstände gesichert und zudem dem Schulverbande das Recht garantiert werden, ohne weiteres neue Simultanschnlen zn errichten. Das ist die nicht eben große Konzession an die Nationalliberalen. Sie wird aber wieder beeinträchtigt dnrch Be° stimmunge». wonach die Lcbrer und Lehrerinnen lediglich vom Staate angestellt werden und die Geistlichen aus eigenem Rechte Mitglieder der Schnlaufsichtsbehörde sein sollen. Darüber wird es also noch zu Kämpfen kommen, bei denen die Nationalliberalen-für ihr Versprechen, für die Wciterentwickcliing der Simnltanschule zu wirken, wenn auch nur in einer durch reaktionäre Ansprüche eingeengten Arena eintreten können,

Reaktionsstoff wird weiter von der Sozialdemokratie mit wunderbarer Emsigkeit zusammengetragen. Abgesehen davon, daß durch die bekannten Maßregelungen die „Techs" vom „Vorwärts" zu Kulis in der Singerschen Papierplantage hernbgcdriickt werdеn, und die In» tellektucllcn und Revisionisten durch Stockschläge auf den Magen gezähmt werden sollen, was als eine eigenartige Entwicklung demokratischer Grundsätze überall empfunden worden ist, abgesehen von anderen Blüten sozialistischer Freiheitsliebe, treibt man auch fortgesetzt der ScharfmacherPolitik Wasser auf die Mühlen. Die Arbeiterkrawalle in Dresden und Chemnitz, die Verherrlichung russischer Revolten und Meutereien, die Proklamierung des Rechtes der Straße und das Spielen mit dem Gedanken des Generalstreiks werden Zug um Zug vom Gegenpart beim Scharfmacherspiel in reaktionäre Forderungen nach Ausnahmegesetzen und nach Knebelung der Arbeiterbewegung umgemünzt, Zug um Zug dazu benützt, deni sozialpolitischen Fortschritt Knüppel zwischen die Räder zu schieben. Es wäre aber doch nichts verkehrter, als solche Wirksamkeit „starker Fäuste" im feinmaschigen Gewebe unserer sozialen und Wirtschaft» lichen Entwicklung, Festigkeit gegen Ausschreitungen, Gerechtigkeit im Kampfe der Jnteressenparteien und stetige soziale Arbeit, das mir dürfen die Leitsterne unserer inneren Politik für 1906 sein, dann werden wir ein knmpfreiches, aber auch ein erfolgreiches Jahr für des Vaterlandes Wohlfahrt, und Fortschritt erleben.

politischer Monatsbericht.

von

?s. v. Malsow.

— Berlin. —

ie Thronrede, mit der kürzlich der deutsche Reichstag eröffnet wurde, hat sich gegen sonstige Gewohnheit nicht darauf be> schränkt, die internationale Lage mit einigen kurzen, allgc» meinen Wendungen zu kennzeichnen, sie ist vielmehr näher daraus ein» gegangen nnd hat Töne angeschlagen, deren tiefer Ernst überall in der Welt einen entsprechenden Eindruck hinterlassen hat. Man hat die Thronrede' „pessimistisch" genannt, und zwar in dem tadelnden Sinne, den der Sprachgebranch des gewöhnlichen Lebens damit zu verbinden pflegt, mit dem Begriff der „Schwarzscherei". Schwerlich aber war es die Abficht des Kaisers und Kanzlers, diese Tentung zu veranlassen. Beobachtungen, die jedermann anzustellen in der Lage ist, lassen eine pessimistische Beurteilung unserer internationalen Stellung gerechtfertigt erscheineni diese verbreitete Stimmung und Aufsas'ung wollte

die Thronrede deshalb nicht nnbcachtet lassen, weil ihr richtige Beobachtungen und Tatsackien zugrunde liegen. Aber das ist nur der Vordersah dessen, was eigentlich gesagt werden sollte. Ter Nachsatz ist in der Feststellung enthalten, das; das Deutsche Reich in dem Bewußtsein seiner Friedfertigkeit nnd in der Überzeugung, nur legitime Interessen zu vertreten, trotz alledem ruhig und unerschrocken seines Weges gehen muß. Tos fand auch in den Erklärungen nnd Mitteilungen Ausdruck, die der Reichskanzler Fürst Bülow in seiner Rede voin K. Tczember dem deutschen Reichstage gab.

Ter Wert der Feststellungen der Thronrede liegt, um es mit anderen Worten auszudrücken, darin, daß die Konfliktstoffe, die uns umlagern, — und solche Stoffe sind immer voriinnden — nicht durch Einzclsragen und zufällige Konstellationen gegeben sind, sondern auf Momenten beruhen, mit denen wir als etwas vorläufig Unabänderlichem zu rechnen haben. Als ein in der Mitte gelegenes Land ist Teutschland allen denen unbequem, die ein Übergewicht in Europa anstreben und eine fest auf eigenen Füßen stehende Macht im Herzen unseres Erdteils als Hindernis ihrer Pläne empfinden. Verstärkt werden solche Wirkungen durch wirtschaftliche Konkurrenz und durch die in den Volkscharakteren begründeten Gegensätze. Wir sind durch wirtschaftliche Erfolge und wachsenden Wohlstand in eine Lage gebracht, die man uns da nicht verzeiht, wo man früher gewohnt war, mit einer schwachen, armen und zerrissenen Nation im Zentrum Europas zu rechnen, und wo man lange die Hoffnung genährt hat, das Teutsche Reich als Schöpfung eines einzigen stnatSmännischcii Genies außergewöhnlicher Art werde nur künstlich ausrechterhalten durch einen brutalen Militarismus und werde bald einem schnellen Verfall entgegeneilen,

Einflüsse und Anschauungen dieser Art sind es namentlich in E n glnnd gewesen, die in der Presse mit allen Mitteln auf die öffentliche Meinung zu wirken versucht haben. Beobachtungen nnd Erfahrungen wirtschaftlicher Natnr haben in weiten Kreisen des englischen Volkes, das sich sonst nm auswärtige Fragen recht wenig kümmert, doch mit der Zeit dieser systematischen Aufstachelung einen gewissen Erfolg gesichert. Eine geschickte Ansnntznng der Äußerungen zügelloser Feindseligkeit, die während des Burcnkrieges in der deutschen Presse zu sinden waren, hat es den rührigen Hetzern ermöglicht, gewi'se durch die Konkurrenz genährte Besorgnisse in eine tiefgehende Mißstimmung gegen Teutschland zn ver wandeln. Diese Verstimmung kann nnr allmählich beseitigt werden. Taß sie aber beseitigt werden wird, läßt sich hoffen, Tenn alle besonnenen und weiterblickcnden Leute in beiden Ländern sind davon überzeugt, das; ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen Teutschland und England, mag er einen Ausgang haben, welchen er wolle, beiden Teilen zum Schaden gereichen muß. Auch für den Sieger würde der Erfolg nicht den Einsatz wert sein, weil eine friedliche Konkurrenz für beide Länder größere Vorteile im Gefolge hat, als sie ein kriegerischer Erfolg jemals haben könnte. Die bisherige britische Regicrnng hat deshalb auch ihrerseits alles vermieden, was einen direkten Konflikt mit Teutschland herbei führen konnte. Andererseits hat sie freilich im Interesse der wankenden Volkstümlichkeit ihrer Politik nnd um der Tnrchführnng anderer Pläne willen Teutschland möglichst zu isolieren gesucht. Ter englische Liberalismus, der seit dem Rücktritt Balfours das langlebige konservativ umouistische Kabinett abgelöst hat, wird in den Hanptzügen der britischen

auswärtigen Politik nicht viel ändern können. Denn die Lebenskraft des neuen Kabinetts Campbell-Bannerman ist nicht allzu hoch zu veranschlagen. Nicht der Ideenreichtum und die Geschicklichkeit talentvoller Führer hat diese Partei ans Nuder gebracht, sondern sie ist trotz des Mangels au solchen Führern durch die Umstände emporgetragen, zunächst dnrch die Gegenwirkung gegen die ungewohnten Formen der imperialistischen Agitation Chamberlains und weiter durch die allmähliche Nachwirkung der Tatsache, daß Chamberlmn eben durch seinen Austritt aus dem Kabinett das Ministerium Balfour seiner besten und volkstümlichsten Kraft beraubt hatte. Er hatte dies bekanntlich getan, um sreicre Hand für sein Wirken zu Hoben; man darf nicht vergessen, das; er erst jetzt wirklich freie Hand hat, und daß anch seine Freunde ein liberales Regiment für die notwendige Tnrchgangsstufc zum Siege seiner Ideen gehalten haben. Erst setzt steht der tatkräftigste Mann und sindigste Kopf in der politischen Welt Englands als Führer der Opposition einem Ministerium gegenüber, dessen persönliche Autorität und Volkstümlichkeit nicht allzu groß ist. Für den, der die englische Verfassung kennt, sagt das genug. Campbell Bannerman und der neue Staatssekretär des Auswärtigen werden also vorsichtig operieren müssen, aber sie werden, den Überlieferungen ihrer Partei gemäß, sicherlich bemüht sein, bestehende Spannungen mit auswärtigen Mächten zu vermeiden, und werden auch zu Teutschland ein freundliches Verhältnis unterhalten. Aber man täusche sich nicht darüber, daß die Beziehungen zu Frankreich eher noch inniger als bisher sich gestalten werden, und daß man mit noch größerem Bemühen, als es Lord Lnnsdowne jemals angewendet hat, versuchen wird, Rußland an sich heranzuziehen.

In Rußland steht man allerdings noch einer völlig unabsehbaren Lage gegenüber. Noch immer erscheint Graf Wiltc als der einzige Mann, der der Bewegung Herr werden kann. Aber schließlich reicht eine einzelne Menschenkrast nicht aus, um das ausgedehnte Reich in nene Zustände hinüberzuführen, wenn nicht in den besten Kreisen des Volkes selbst die Besonnenheit und die Fähigkeit, vom Redcnhalten und Einreißen des alten Baues zum positiven Aufbauen überzugehen, erwacht. Man liebt es jetzt so sehr, Vergleiche anzustellen zwischen dem Verlauf der großen französischen Revolution und der Bewegung in Rußland. Vielleicht ist es gut, einmal schärfer auf einen wesentlichen Unterschied hinzuweisen, der auf den Verschiedenheiten der Volkscharaktere und der Kulturzustände beruht. Als in Frankreich im Jahre 1789 die große Flut alle Tämmc durchbrach, dn tauchten auch sofort aus der bis dahin politisch uud sozial einflußlosen Masse die starken Persönlichkeiten und Talente auf, die ihre Führer wurden. Kaum war die Bastille gestürmt, so waren auch Namen wie Tesmonlins, Santerre, Danton usw. in aller Munde. Vergebens sieht man sich in Rußland nach Persönlichkeiten um, die zunächst die Macht und das Begehren her Massen in sich verkörpern, Ter Priester Gapon, der am 22. Januar 190S eine so erbärmliche Rolle spielte, scheint oen Ehrgeiz zu besitzen, ein solcher Führer der Revolution zu werden; ob er die Fähigkeit dazu hat, Iaht sich bezweifeln. Vorläufig tobt sich die Bewegung in dein Walten dnnkler Instinkte und in unklaren Massenbetätigungen aus, und weil das so ist, die sogenannte „Intelligenz" aber nicht handelt, sondern nur redet und theoretisiert, ist es dein revolutionären Sozialismus möglich, mit Hülfe einer guten Organisation eine führende Rolle zu spielen, die in gar keinem Verhältnis steht zu dem Boden, den er im Volke wirklich besitzt. In Rußland findet die industrielle Arbeiterschaft allerdings durch die eigentümliche Einrichtung des bäuerlichen Gemeindebesitzes eine Handhabe zur direkten Einwirkung auf die Bauernschaft. Tic Arbeiter bleiben als Angehörige der Dorfgemeinden selbst Bauern und sind Grundbesitzer, soweit es die wirklichen Banern selbst sind. Aber zwischen dem Jdecukrcise der sozialistisch beeinflußten Arbeiter und dem der Masse der bäuerlichen Bevölkerung gähnt trotzdem eine weite Kluft, die die gewerbsmässigen Agitatoren nur durch Vorspiegelungen und irreführende Darstellungen zu überbrücken vermögen. Wenn die Agitation unter den Bauern dennoch wirksam und gerade bei der Unklarheit und Verständnislosigkeit dieser Massen mir um so gefährlicher iü,'so sind daran die Sünden der Bnreaukratie schuld. Materielles Elend und die lange, unerträgliche Mißwirtschaft haben diese noch hente kaisertreue und modernen Freiheitsidcen zum größten Teil unzugängliche Hauptmasse der russischen Bevölkerung mit nervöser Unruhe nnd der Erwartung aller möglichen Wohltaten, wie sie ihrem Vorstellungskreise entsprechen, erfüllt, nnd diese Stimmung macht sich in ziellosen Revolten Luft. Ich habe bereits die politische Unfähigkeit der Intelligenz betont. Sic findet keinen Entschluß, weil bisher weder der weiche, passiv veranlagte russische Volkscharakter, noch die politischen Zustände geeignet gewesen sind, sie zu praktischer, gemeinnütziger Arbeit anzuleiten. Alle Kraft der Bildung wurde in diesem hochbegabten Volk ausschließlich in theoretischen Betrachtungen verzettelt. Jetzt fürchtet man sich nach oben hin vor der noch immer im Hintergrunde lauernden Reaktion, — eine Furcht, die bei den Zuständen in höfischen Kreisen nicht unberechtigt ist. Statt nun aber energisch zu Witte zu stehen, rechnet m«n sich aus, daß za auch für Witte unter Umständen der Weg zur Durchführung der freiheitlichen Neuordnung über eine gewaltsame Herstellung der Ordnung überhaupt führt. Und was würde dazu das souveräne Volk sagen, das jetzt, statt mit Hand anzulegen, sich durch namenlose Komitees von Generalstreik zu Generalstreik leiten läßt, nm seinen Unwillen zn bezeugen, daß die Folgen Jahrhunderte alter Mißbrauche nicht in vierundzwanzig Stunden beseitigt worden sind? Es ist nicht Feigheit, die der Intelligenz ihre Haltung diktiert, es ist echt russische Denkweise, in der sich der Dentsck« schwer zurechtsindet, die aber den Kenner slavischen Volkstums nickt überrascht. Unterdessen arbeitet Gras Witte mit Riesenkrast, nin den Augiasstall des russischen Rcgierungsapparates zu säubern. Er sindet wenig geeignete Hilfskräfte, Es ist das Verhängnis des alten Svflcms, das; es die säbigstcn Köpfe iinnier niebr in die Opposition gedrängt und zur Untätigkeit verdammt bat. Auf die einzelnen Schwierigkeiten einzugeben, ist hier nicht der Raum', vor allem müsicn die Autonomiebestrcbungen der Grenzländer — Polen, Finnland. 5!a»tasus — diesmal bier übergangen werden. Es steht zu hoffen, das; Graf Witte doch noch der Schwierigkeiten Herr wird und die besonnenen Liberalen zu cner> gischer Mitarbeit sortreißt, damit endlich geordnete Zustände eintreten.

Jnl fernen Osten sind die nencn Verhältnisse, die der Qrieg herbeigeführt hat, noch zu jung, um eine zusammensasiendc Beurteilung zu gestatten. Im europäische» Orient aber ist Rußland gleichfalls vorläufig lahmgelegt. Tic Verantwortung für die Ruhe auf der BalkanHalbinsel nnd besonders die Beruhigung Mazedoniens liegt seht in der Hauptsache nnf den Schultern Österreich-Ungarns. Wieder einmal mußte durch eine gemeinsame Aktion der Mächte die Türkei gezwungen werden, ihr versprochenes Reformprogramm hinsichtlich der Finanzkontrolle in Mazedonien innezuhalten. Wenn die Pforte es auf eine Flottenknndgebnng der Mächte ankommen lies;, so lag dies vsfenbar daran, daß sie die Grenze der Einigkeit der Mächte in dieser Frage jebr genau kannte. Niemand hatte Lust, sich darin tieser zn engagieren, als anstandshalber nnd, um nicht anderen gegenüber ins Hintertrefsen zn gelangen, dringend nötig war. Tie orientalische Frage, die früher Europa solange in Atem gehalten hat, birgt setzt nicht mehr die Gefahr in sich, die europäischen Mächte ernstlich zu entzweien. Teutschland hält sich dabei in zweiter Linie, es unterstützt die eigentlich zunächst interessierten Mächte, Rnßland und Österreich-Ungarn, moralisch in der Turchführnng des von diesen vereinbarten Programms, indem es durch freundschastliche Vorstellungen bei der Türkei in diesem Sinne zu vermitteln sucht. Tarüber hinaus geht Teutschland nicht und hat sich auch an der Flottcnkundgebnng nickt beteiligt.

Wenn Rußland gegenwärtig nicht in der ^agc ist, einen ernsten Truck auf die Türkei ansznüben, so ist übrigens mich O s t e r r e i ch - U n g a r n durch innere Schwierigkeiten reichlich in Anspruch genommen, Tie chronischen Meinungsverschiedenheiten zwischen der Regierung und der Mehrheit der Parteien in Ungarn erhalten dort noch immer ein politisches Chaos, das ganz unabsehbar ist nnd Wohl so bald noch keine Entwirrung finden wird, nnd zwar gerade deshalb, weil die kämpfe nicht ernstlich revolutionärer Natur sind, uud bei aller Erhitzung der Gemüter des leidenschaftlichen Volkes doch mehr den Charakter eines nationalen Sports angenommen haben. Augenblicklich ist das Ministerium Fejervarn wieder einmal erschüttert, Unterdessen ist das Ministerium Gautsch in Österreich an der Arbeit, die Revision des Wahlrechts durchzuführen, Herr von Gautsch hat im Herrenhaide den schroffsten und heftigsten Widerstand gefunden, und nicht nur das: — auch gewissen Sonder» bcstrebungcn der Nationalitäten pafzt die Einführung des allgemeinen, direkten Wahlrechts nicht in den Kram. Aber auch hier stehen wir einer noch nicht abgeschlossenen Entwickelung gegenüber.

In den anderen'europäischen Ländern nnd den Vereinigten Staaten von Amerika sind für diesmal nicht so markante Ereignisse zu verzeichnen, dah sie in dieser Übersicht einer besonderen Erwähnung bedürften. Wir werden vielleicht spater darauf zurückkommen müssen.

Literarischer Monatsbericht.

von

Angnft Friedrich Krause (Breslau).

Romane.

Gustav Frenssen: ksilligcnlei — Kurt Aram I schloß Lmich — w. v. Polenz: Glück' liche Menschen — Ludwig Thoma: Andreas vöst — Mar Äeißler: Lziitten im Hoch» land — Oicderich ?pcckma,in: k^eidjers LzeimkeKr — Zakob Schaffner: Irrfahrten — Hermann treffe: Unterm Rad — Paul Ilg: kebensdranz — Freiherr v. Vmpteda: Aerzelöioe - Tulu von ?tranß>Tornev: Ihres Vaters Tochter — Gräfin Baudissin: Grete N?olters — Paul kicyse: ölrone Ztäudlin — Lrnst Georgy: Jenseits der cLKe — I^ans Ivalter: Ihr führt ins Leben uns hinein — Frciin von ^ramm i Briefe einer Braut. *

nil soll es mir gestehen: wir sind müde geworden von unserer zermürbende» zerfressende» Stadtkultur. Und wir habe» i» uns selbst den Hall verlöre», das; wir nicht niehr cm? »och ein wissen. Unser Lebe» ist allzu sehr aufs Geistige gestellt, die Kräftezufuhr steht in keinem Verhältnis zum Kräfteverbrauch. Tazu werde» einzelne Anlagen und Triebe in u»s auf «osten der andern bis zur Erschöpfung ausgeiüwt, allerdings verfeinert, aber mich kraft- und markloser gemacht. Tarum ist ein Irren und Suchen in uns und um uns nach Reinem und Großem und Starkem, nach Ruhe und Harmonie, weil wir alles, was rein und grob und stark in uns war, was uns das Gefühl der Ruhe und Harmonie gegeben ha^, verloren haben. Wie ein Lieber brennt die Unrast i» den Ader» der Menschheit und treibt sie auf Irrwege und Abwege, in Emiismus und Verziveiflung, daß ivir verzagen mühten, wenn ivir nicht zu gleicher Zeit eine Ahnung und Sehnsucht in uns trügen vo» dem Wege nach dem Heil, der u»S Rettung bringet.

Gustav Frensseu redet davon in seinem ucuen Roman: „Hilligeulci". (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Berlin.) Wie sagt doch Kai Jans zu seinem Vater, als der ihn in der großen Steinwüste Berlin besuchte? „Wie fern sind wir von Gott und von Natur und darum voin Glück!" O, >iai Jans, dieser seltsame holsteinische Grübler mit den ,>iinderaugen, die die Dinge der Welt natürlicher und klarer sehen als andere Menschen, Kai Jans weiß von dem Neueu und Starken und Frischen, das werden will und Gesundheit bringen wird, er kennt das junge Sehnen, das durch unser Volk geht: „Es geht ein Wille und Wunsch durchs Voll, znr Natur zu kommen: zu einer schlichten, schönen Religion, zur sozialen Gerechtigkeit, zu einem einfachen, edlen, germanischen Menschentum". Er weiß, wo die Wurzeln unseres sozialen Übels liegen. Wie redet er doch zu den beiden toten Knaben, die von ihrer Großmutter getöict wurden, weil sie sah, daß das Erbe des Vaters, eine schlimme Veranlagung, sie auf den Weg ins Zuchthaus trieb? „Tic Menschen haben Schuld," sagt er: „sie wollten eurem Großvater und Vater kein Land geben: sonst wäret ihr ernste Bauern geworden. Sie gönnen euch nicht einmal eine Stelle zum Stehen: von Mutter Erde heben sie euch weg, drei, vier Stockiverk hoch, da dulden sie euch, Ter Mensch aber, der nicht in der Erde wächst, der Mensch ohne Land ist verwirrt und verweht."

Was soll ich noch viel reden über das neue Buch Frenssen5? Tie drei Zitate erschöpfen seinen Reichtum nicht, o nein! Zwar gäbe es viel, wenn es nur diese Gcdankeu gäbe. Es gibt mehr! Ich will nichts sagen über des Dichters Kunst, Menschen zu gestalten — wer „Jörn Uhl" gelesen bat, kennt sie —, und will nichts sagen über seine Art, die Menschen etwas iiber sich selbst hinaus zu hebe„, weichen, verklärenden Schimmer über sie zu breiten, in ihnen Gräfte lebendig werden zu lassen, die ans der Erde guellcu, auf der sie stehen — wir wissen diese Art: auch will ich nichts sagen von der bunten Fillle des LebeiG, die zwischen den zwei Teckeln des Bnches lebt und heraussvringt, wo man es auch aufschlagen mag. Zugeben mm; ich auch, daß dieser Roman noch lockerer in der Komposition ist, daß man oft vor allzu reichem Beiwerk die edle einfache Linie der Haupthandlunq nicht sieht und vergißt, sich ihrer zu freuen. Es ist nun einmal so: Freusseus Kunst braucht Raum, sich zu entfalte», und wenn wir diesem Dichter des Lebens Grenzen ziehen wollten: hier darfst dn nicht hinüber, und dort mußt du gehen und da mußt du dick beschränke»! — mit einem stillen Lächeln in den misten, klugen Augen würde er darüber hinweg schreiten. Als wenn das Leben sich an eine Straße bände!

Nur von einem will ich reden: von dem Geist, der i» diese». Buche lebt. Es hat Leute gegeben, die meinten, die Überschätzung des «Jörn Ilhl" auf ihr richtiges Maß zurückffchren zu müssen: mag sein: einige, weil sie Neid empfände» über den beispiellosen Erfolg i sicher: bic meiste», weil ihnen bange war um den Dichter und Furcht sie ankam, Ruhm und Gold möchten ihm schade». Sic hatte» die Sorge nicht nötig — „Hilligenlei" beweist es. Man muß zugeben: so ernst und rein und tief — oft sogar stark der „Jörn llhl" wirkte, ein großes Buch war er nicht. Trotz der Mille des Lebens fehlten ihn, weite .Horizonte, und nur eine kleine Welt lebte in ihm, eine Welt, die vor eigener heißer Herzeiisuot kein Aufsehen n»d Umsehen kannte und keinen Blick hatte für die Herzensnot des großen Volkes. In „Hilligenlei" rührt Frensscn a» die Wurzeln deutschen Lebens. Wohl bleibt der Dichter in seiner Heimat — und wenn er noch so sehr seil« Jungens Kai Inns und Pitt Boje iu der Welt herumführt, immer bleibt er auf Heimatbode»^ er verläßt niit ihnen kaum das Schiff — und er bleibt bei seinen Menschen, mit denen er verwachsen ist; wohl hebt er nur selten den Vorhang, der diese seine Heimatwelt von der Welt draußeu trennt. Und wenn er es tut. zeigt er uns kaum dieses bunte wechselnde, . vielgestaltige Leben selbst — gleichförmig, fast gestaltlos und wesenlos zieht es an uns vorüber wie der schwarze Memcheiistrom der Friedrichstraße vor Toms Jans und Pc Ontses La», als sie Kai Jans besuchte». Wir hören nur ein Zurre» und Brausen, keine einzelne» Stimmen. Aber es ist die gewaltige Melodie dieses Lebens. Und den Blicken, die uns der Dichter frei läßt, öffnet er das heiße, zuckende ,5erz dieses Lebens, daß wir, fast ohne es selbst zn sehen, wissen: wie es ist und warum es so ist, daß wir seine heißeste Herzensnot erkenne» nnd was ihm helfen kann. Freusse» gibt weite Ausblicke — plötzlich, überraschend. Vielleicht empfindet man, weil die Auge» cms der Enge kommen, ihre Weite und Herrlichkeit größer, als sie ist — aber man dars sich mit ih»en schon zufrieden geben.

Mir will Frcnsscns neues Werk, das so fest nnd breit ans deutschen, Hcinmtboden ruht, als das größte Werk deutscher Heimatknnst erscheine». Es ist viel Unfug getrieben worden mit dem Worte Hcimatknnst — besonders in den letzten Jahre»: aber für „Hilligenlei" weiß ich keine andre Bezeichnung. >iai Jans, der Hilligenleier, sucht heilig Land, erst für sich, da»» für sein Boll. Heilig Land! auf dem das deutsche Volk wieder gesund und stark werden kam, »nd rein »nd groß. Ist dieses heilige Land nicht der Heinmtboden, aus dem wir stehen? Wir Großstädter, die wir kam» vor lauter nnfruchtbaren Steine» »och etwas von nnsrer Heimaterde sehen, sind heimatlos geworden. Es ist ein zitterndes Sehne» in uns nach Ruhe nnd Stille »nd Weite — „ein Wunsch nnd Wille, zur Natur zu kommen'. Wir wollen es suchen, dies „Hillincnlei". —

Ein ähnliches Problem, nur einseitiger, einfacher und weniger lebendig als Frensscn behandelt Kurt Aram in seinem Roman: „Schloß Ewich". ((5gon Fleische! u. Co., Berlin). Aram ist kein schöpferischer Menschengettaltcr: darum gibt sein Roma» ost »ur de» Schein vom Leben, i'eltcn das Leben selbst. Im Interesse seines Problems sieht er das Lebe», wie es ihm für seine Beweisführung notwendig erscheint, nicht, wie es ist. Hierin liegt die große künstlerische Schwäche seines Bnches: man mag es anpacken, Ivo man will, überall stößt man auf Einseitigkeiten nnd Schiefheiten. Der Waschzettel behauptet — und diesmal hat er recht — es handle sich iu Arams Roman ,um de» Widerstreit zwischen

der Hyperkultnr des Genußmenschen und dem ruhige», tatkräftigen Leben des mit der Natur und ihren Wünschen eins Gewordenen, — um den Kampf einer bestimmten Art großstädtischer und ländlicher Lebensauffassung und Lebensführung". Um diesen Äarnps entfesseln zu können, läßt Aram einen modernen Großstadtmenschen mit semer Ruhelosigkeit und Hast und einer fast skrupellosen Sucht nach Genug hineingeraten in das ruhevolle Leben von Menschen, die in der Natur mit der Natur eins geworden sind. Er mußte, um wahr zu bleiben, Landleben und Stadtleben gleich blut- und lebensvoll, gleich plastisch und «cht schildern. Wenn wir uns sein Werk daraufhin ansehen, erweist sich das Merkwürdige, daß ihm keines gelungen ist. Ich will nicht viel reden über seine Groszstadtmenschen und ihr Tun und Treiben, Aram schildert nur eine bestimmte Spezies, die nickt einmal typisch ist, und schildert sie als Marionetten. Ter Dichter wird, wenn er den genügenden^ > Abstand von seinen: Werke gewonnen hat, selbst zugeben müssen, daß in diesen absonderlichen Leutchen sich die Großstadtkultur mit ihren guten und schlechten Eigenschaften, mit ihrer Rastlosigkeit und Heimatlosigkeit keineswegs dokumentiert. Schwerer wiegt, daß er uns auch das Landleben nicht wahr, nicht voll ganz gibt. Mit Einfachheit und Sicherheit der Empfindung ist das Wesen des Landmannes wahrlich nicht erschöpft. Es mufz schon bedenklich erscheinen, daß seinen Schilderungen bäuerlichen Lebens die Lokaliarbe fast gänzlich fehlt. AramS Menschen hängen in der Luft und stelzen nicht schwer und fest aus dem Boden ihrer Heimat. Der Gruiid hierfür ist nicht schwer zn finden; in seiner ganzen Kultur ist Aram einer von denen, die er nicht leiden mag. Er weiß, wo Rettung ist, aber er kann nickt hinüber, seine Sehnsucht ist eS, die diesen Roman schuf, eine Sehnsucht, die aus der übertriebenen Geisteskultnr heraus verlangend ihre Arme reckt nach dem animalischen Leben der Natur. Wie sagt doch Baron Joachim zu seiner Tochter« „Schände mir das Animalische nicht! früher mußte ich das dem Albrecht sagen, mm bist du so weit, Negine, daß dir das rein Geistige viel zn hoch steht." Aus dieser Sehnsucht resultieren bei Amin alle Sckiefheiten und Einseitigkeiten, alle Ungerechtigkeit und alles Maßlose. Ich weiß wohl, daß Aram auf dem Lande lebte, aber mit einer Großstadtrultur in der Seele, die ihn ganz in ihrer Gewalt hatte und nicht zur Natur kommen ließ. Er sieht das Heil — und findet nicht den Weg zu ihm.

Da sind aber welcke, die mitten im Heil stehen: gesund, markooll, von der herben «rast der Scholle genährt. Als ersten möchte ich den verstorbenen Wilhelm von Polenz Neimen, dessen nachgelassenen, unr bis zum Drittel vollendeten Roman: „Glück-, liche Menschen" die (5rben seines literarischen Nachlasses den Freunden nnd Verehrern des Dichters nicht vorenthalten wollten. (Verlag von F. Fontane u. Co., Berlind Obwohl dem fertigen Teil der sorgfältig skizzierte Entwurf des Schlusses beigegeben ist, läßt sick über das Werk selbst kaum ein Urteil gewinnen. Aber bewundern muß man immer wieder, wie fest nnd sicher des Dichters Menscken in sick selbst ruhen, wie klar und plastisch er sie zu formen weiß, wie voll und lebendig der Stil isr, den er schreibt. Das Beste aber, das Polenz uns in jedem seiner reife,! Bücher gegeben hat, isr die Reinheit und Kraft seiner Einvfindniig, die Weite und Größe seiner Weltanschauung, die Harmonie und Ruhe' seines Wesens. Als Künstler hatte Polenz seine Höhe vielleicht schon im Büttnerbauer erreicht: der Mensch aber hatte uns noch viel zu geben, und darum müssen wir immer wieder tranern, daß er uns so früh entrissen wurde. Ten größeren Verlust erlitt nicht die Literatur, den größten erlitt durch seinen Tod die Geisteskultur des deutschen Volkes.

Wie Polenz sieht auch Ludwig Thoma mit klare», scharfen Auge» das Leben an und weiß dnrck die äußere Erscheinungsform hindurch zu dringen zn des Wesens Kern. Er ist »och kühler nnd objektiver als Polenz, aber auck noch bildkräftiger, gegenständlicher und hartsänsriqcr. So ganz sind bei ihm alle Reflexionen, alle Scntimcnts ausgeschaltet, daß einein fast gar nicht zui» Bewußtsein kommt,, eine Bancrugeschickte zu lese,? oder ein Bauernbild zn sehen, daß man vielmehr das Gefühl bat, mitten im Baucrnlebm zn stehen, es mit z» erleben. Seine kleineren Bauerngeschichten im „Agricola" sind ihm in manchem >'Z»g »och ins «nrikaturenhastc geraten, einzig ans den? Streben heraus, die Bauern zn sehen, wie sie sind, nicht, wie sie dem Keistcskulturmenscken erscheine,,. Mit Gewalt hat er sich von ihnen losgerissen, sich über sie und entfernt von ihnen gestellt, um ein klares, echtes Bild von ihren, Wesen zn gewinnen. Er entäußerte sich seines Selbst und suchte sie so zn erkennen, wie der .veimatboden sie geschaffen hat. Erst in seinen, Banernroman „Andreas Vöst" (Albert Langens Verlag, München) ist ihm das ganz gelungen. Ich kenne keine Dichtung, die so abgerückt erscheint von ihren, Schöpfer, das; man ihn ganz über ihr vergißt, keine Dichtung, in der so viel von Bildlichkeit und lebensechter Gegenständlichkeit ist, wie den „Andreas Vöst" — und in der dabei doch so viel echte, starke Empfindung, so viel Reinheit und Hoheit der Gesinnung lebt. Der Bcmernroman Ludwig Thomas ist nicht nur ein Meisterwerk zu nennen, es ist muh eines, das Wege in die Zukunft weist.

Bei weitem nicht so Plastisch, wenn auch immer noch stark lebendig und lebensecht, lubjektiver und lyrischer ist der neue Roman Mar, Geißlers: „Hutten im Hochland" <L. Staatsmanns Verlag, Leipzig). Es ist nicht Zufall und nicht ein Mangel, daß jedes Xapitel fast mit einer Naturschilderung einsetzt! es ist bewußte Einseitigkeit. Aus der Natur, in der sie leben, die sie täglich sehen, die auf sie wirkt bis ins innerste Herz hinein, mit der sie kämpfen, die sie glücklich macht — aus dieser Natur heraus nur sind Geißlers MeusäM ganz zu verstehen; aus ihr quellen ihnen alle Empfindungen, treibt all ihr Tun empor, es sei gnt oder böse. Diese Menschen sind auf anderm Fleck (5rde als auf Äiesem Hochland des deutsch-böhmischen Grenzgebirges gar nicht denkbar. Sie leben oben in reiner Luft und Gottesnähe ein Leben fern und fremd den Leiden und Freuden der Niederungen, fern zwar den großen Gedanken und Gefühlen, die ein reich bewegtes Leben «irkt, fern aber auch seiner Friedelosigkeit und Hast. Manche seiner Menschen mögen Deisler zu hell oder zu dunkel geraten sein, daß sie manchmal etwas an Dorfgeschichtenickxiblone erinnern — wir wollen es ihm nicht nachtragen um der Frische und Reinheit seines Buches willen, weil es Sehnsucht nach Frieden und Fröhlichkeit und nach einem geruhigen Leben weckt, weil es wie ein frischer, sonneiiüberglióerter Waldbach ist.

Um solchen Friedens und solchen Stillbeglücktseins willen sei anch ein Buch empfohlen, das als Kunstwerk durchaus nicht bedeutend ist: D iederich Speck ma nns Erzählung: „Hcidjers Heimkehr" (Martin Warnecks Verlag). Speckmann ist kein Gestalter: was er an Plastik seinen Menschen hat zukommen lassen, reicht gerade uoch hin. Auch sind es keine Menschen, die sich über das Mittelmaß erheben, nicht in ihrem Denken, vor allem aber nicht in ihrem Empfinden, und wir würden ihnen kaum besonderes Interesse abgewinnen, wenn nicht dieser stille Friede wäre, ein Friede, von dem die Bibel sagt, daß die Welt ihn nicht geben kann: denn er lebt nicht in den Straßen uud Kassen der Stadt nnd ist nur im heimlichen Rauschen der Heidcgrascr, im Säuseln und Raunen der Baumkronen, in Bächleinmurmeln nnd Grillengesnng. Um dieses Friedens und einer rührenden Bescheidenheit willen, die nirgends vordrängt und nie mit Weisheiten prahlt, wird mancher das Büchlein, das bereits in hübsch ausgestatteter dritter Auflage vorliegt, liebgewinnen.

Ein absonderliches und zwiespältiges Buch hat ein Neuling: Jakob Schaffner geschrieben uud „Irrfahrten" (T. Fischers Verlag, Berlin) genannt, ein Buch, dem man fast auf Schritt und Tritt anmerkt, daß es ein unreifer, unbeholfener Erstling ist. Und möchte sich dock, so gerne — ganz nach Erstlingsart, — reis und weise geben. Es ist nicht gerade unbeholfen im Ausdruck, obgleich auch darin manchmal Naivitäten und Banalitäten mit unterlcmfen: unbeholfen vor allem ist es in der Technik. Das Werk bricht in der Mitte auseinander, uuo die beiden Teile sind einander so unähnlich, wie sie mir sein können: wenn nicht dieselben Personen darin vorkämen, könnte man meinen, es seien zwei besondere Geschichten. Der erste Teil erinnert in seiner Art — aber erinnert auch nur — an die Meister, die ihin Pate gestanden haben: an Raabe und »ieller: er ist voll einer deutschen Märchenstimmung und mit einer liebenswürdigen Kindlichkeit geschrieben, die Verwundern erregen mnß. Plötzlich aber, in der Mitte, schlägt der Ton uin: an Stelle der Stille und Abscitigkeit tritt bunte, fast wilde Phantaitik, an Stelle feiner vsvchologischcr Vertiefung treten gänzlich unmotivierte Zufälligkeiten, an Stelle zarter <seelenmalerei und feiner Ttimmungskunst rohe Farben nnd grobe Effekte, so daß man geneigt wäre, das Buch ärgerlich in eine (5cke zu werfen, wen» man sich nicht der reinen Schönheiten des Anfangs erinnerte. Um dieser willen allein ist das Buch als ein Werk zu begrüßen, das ein reiclM Versprechen bedeutet. Schaffner wird eifrig an sich arbeiten und große Selbstzucht üben müssen, wenn er diese Versprechungen erfüllen will.

Da war vor zwei Jahren im selben Verlage ein anderer Autor mit einem bei weitem bedeutenderen Erstling aufgetreten: Hermann Hesse. In seinem „Peter Canienzind", deni wundersam feinen S'elenbilde eines Träumeis und Poeten, hat sich Hermann Hesse, wenn es nicht vorher bereits durch eine Gedichtsammlung gesclehen wäre, als starker Lvrikcr erwiesen. Ta war nirgends ein rauher Ton, ein harter Übergang, eine grelle Farbe, alles wundersam gedämpft, stark konzentriert und von einer Eindringlichkeit, die große künstlerische Reife verriet. Hesse Kat nns nun seinen zweiten Roman gegeben, und dieser ist, daß ich's mir von vornherein sage, was von manchem gefürchtet wurde: eine Enttäuschung. Die Erzälilung heißt: »Unterm Rad" (Verlag von S. Fischer, Berlin) und ist die Geschichte eines Schülers, der von dem Räderwerk der Schule ganz zerrieben und vernichtet wird. Ich sagte schon, daß Hesse Lvriker ist, der eine wundersam zarte Seele besitzt: da mag er, denk' ich mir, unter der modernen Bildungsdrillerei, als sie noch ans ihm lastete, schwer gelitten haben. Diese Dichtung ist seine Befreiung. Und weil der Zorn noch in ihm war und mit dichtete, wollte er Ankläger und Nichter sein. So sind Schiefheiten in das Buch gekommen, und manche Schärfen, ja jugendliche Ungerechtigkeiten, die beiveisen, dasz Hesse nicht immer so reif und weise ist, wie sein Cameuzind vorgab. Aber ein Dichter ist er geblieben, einer, der. mit starkem Naturgefühl begabt, helle, freundliche und süßwche Bilder von wundersamer Eindringlichkeit zu malen weifz. Auch dieses Bnch ist voll seltener, hoher Schönheiten, und nirgend wohl ist das dunkelverworrene Drängen und Gären einer reifenden Änabcnseele mit solcher Kraft dargestellt, wie in diesem Buche.

Ta sei nur gleich neben Schaffner und Hesse ein dritter Schweizer noch genannt: Paul Jlg, der in der Deutschen Berlagsanstalt, Stuttgart, seinen Erstlingsroman „Lcbensdrang" hat erscheinen lassen. Auch dieses Buch trögt den Stempel des Erstlings an der Stirn: grelle, oft rohe Farben, starke Effekte snchen zu besteche

wollen für wahr genommen werden, Karte Übergänge, unmotivierte Handlungen überraschen, und manchmal streift die Menschendarstellung an .«nrikatnr. Dann aber läßt man sich versöhnen durch des Dichters fein psychologisches Verständnis, durch die Lebendigkeit seiner Schilderung, durch einen vollen, runden Stil. Wenn Jlgs Auge und Hand werden ruhiger, wenn seine Seele wird reffer und reicher geworden sein, dürfte er manches Gute und Schöne leisten, dessen die Welt sich srenen wird.

Omptcda ist einer unserer fruchtbarsten Schriftsteller: jedes Jahr einen Band — anders macht er es nicht. Daß da manches Unechte und Flüchtige, manche Brotarbeit mit unterläuft, ist nicht zu veiwundern. Man mnsz mir staunen über die Fülle und Unerschöpflichkeit seiner Phantasie, über die Leichtigkeit imd Eleganz, mit der er diese Sachen hinwirst. Das ist ja nun auch ein Ruhm — freilich keiner, nach dem ernstes Streben ringt. Ompteda könnte ohne Zweifel einer unserer bedeutendsten Romoiidichter sein, wenn er sich mehr Rnhe und Konzentration gönnte. Er in ein tüchtiger Menschenschilderer und ein Beobachter, dem die feinsten Verästelungen des Seelenlebens nicht entgehen. Tag beweist er wieder in seinem neuen Roman: „Herzeloide" (Egon Fleische! u. Co., Berlin). Während das letzte Buch Omptedos: „Heimat des Herzens" durch die Inkonsequenz des Schlusses verstimmte, hinterläßt dickes Werk einen ungetrübten und starken Eindruck. Mir feinem künstlerischen Takt hat er es verstanden, die Gestalt der Herzeloide, in die eine leise, feine Svmbolik gelegt ist, im Hintergrunds zu ballen und dadurch diese Slimbolik noch zu verstärken, ohne der Lebendigkeit dieser Figur Abbruch zu tun. Nicht mit einem Wort, nicht mit einein noch so leisen Hinweis wird ans das Snmbolische anfmerksam gemacht: nur im Namcn liegt sic, dnrch die Grnvpicrnng der Menschen, durch die Führung der Handlung wird sie feinen Augen offenbar, «eine bedeutenden Probleme bringt das Buch, und es gehört nicht zu den großen, aber es wirkt echt und tief durch die Eindringlickikeit seiner Menschendarstcllnng, durch die Stärke der Empfindung und die Wahrhaftigkeit und Schlichtheit, die ihm eigen sind.

Auch eines dieser Bücher, die einen reinen und starken Eindruck hinterlassen, ohne eine große Tat zu sein, ist der Roman: „Ihres Vaters Tochter" von Lulu von Strauß und Toruen. (Egon Fleische! n. Co.', Berlin.) Die Dichterin hat sich vor Jnliren durch ihr Gedichtbuch: „Lieder und Balladen" gut in die Literawr eingesübrt. Sckon damals konnte man merke», daß ihr Talent stärker zur Epik als zur Lurik neigt, ^hre Erzählungen „Bauernstolz" und andere Prosaarbeiten bestätigten diese Annabmc. Ter neue Roman bat, wie ihre ganze Mmst, nichts Auffälliges und Bestechendes, er '»cht nickt zu blenden oder eine Gröse vorzutäuschen, die ilni nicht eigen ist. Schlicht und glatt erzählt die Dichterin ihre Geschichte, immer weiß sie das Interesse wach zu halten, sorasam im», nicht immer ohne daß man die Absicht merkt, die pwchologischen Entwicklungen vorbereitet, fein und sicher sind die Motivierungen durchgesülirt — daß man seine Freude Kaken muß an diesem ehrlichen Werk.

Diese Freude ist nicht ganz ungetrübt bei dem Roman „Grete Wolters" von Eva Gräfin von Baudissin. (Deutsche Verlagsannalt, Stuttgart.) Die Versasscrin will das werden und Reisen einer Fraiieiiseele schildern, die durch ihre Naivität und Unschuld in Irrtum und Schuld ventrickt wird. Manche Partien des Buches, das niit einer stillen, uuaufdriuglicheu Vornehmheit geschrieben ist, sind prächtig gelungen. Doch ist die psychologische Entwicklung des Charakters nicht immer klar und einheitlich durrtMführt — manche Sprünge, manche Ilnmotiviertheiten hätten vermieden werden muffen. Mit diesen Fehlern aber versöhnt der letzte Teil, der, im Anfang etwas wunderlich, doch mit «ouseguenz ans der bis dahin entwickelten Handlung die levten Schlüsse zieht. Es ist kein schwerwiegendes Buch, das Grasin Baudissin uns gesckmikt hat, es ist auch nicht das Frauenbuch, dein wpische Bedeutung zukommt, aber es ist ein seines, vornehmes Werk, das gute Wirkungen auslost.

Auch der neue Roma» vou Paul Hense: „Crone Stau dl in" (I. G. Cotta, Stuttgart) stellt eine Frauengestalt in den Mittelpunkt, eine jener zarten, mit einem überaus sensiblen Empfiudungsleben begabten Frauengestalte^i, denen wir häufig in seinen Büchern begegnen. Es ist manche« im stil, in der Redeweise der Menschen, in der Entwicklung der Handlung und in der Gestaltung der Charaktere, das das Alrerswerk verrat, in seiner wohlgelungenen Hauptfigur aber erweist sich der Tichter noch immer als der gleiche, der er vor 20 und 25 Jahren war, darum wird es auch verdientermaßen seine Leser finden.

Ernst Georgti, die bekannte Verfasserin der „Berliner Range", hat in ihrem ncuestcn Roman „Jenseits der Ehe" (Tchlciische Verlagsanstalt v. S schottlaenoer, Breslau) ihre Spezialitat ausgegeben und sich einem ernsten Problem zugewandt, das ihrem streben nur zur Ehre gereicht. Sic behandelt ihr etwas heikles Thema mit großem Crnst, ohne doch dein Humor, wo er sich bietet, aus dem Wege zu gehe», mit künstlerischem Takt,' dem es nicht aus Lüsternheit, sondern auf Wahrheit ankommt, und mit dem aufrichtigen streben, der gestellten Aufgabe gerecht zu werde».

Mit virtuoser Technik ist ein Buch geschrieben, das mehr stoffliche als rein ästhetische Wirkungen auszuüben bestrebt ist: „Ihr führt ins Leben uns hinein," Roman von Hans Walter (Tcntsclie Verlagsanstalt, StnttgaM. Ich weis; nicht, ob dieses Buch das ente seines Autors ist, jedenfalls weis; er gewandt, sicher und außerordentlich spannend zu erzählen, ohne gerade außergewöhnliche Mittel anzmvendeu: es gelingt ihm gegen den Schluß hin sogar echt tragisch zu wirken, doch kommt man vor lauter Spannung kaum zu einem rechten Genießen. Soviel technisches »iö»»e» auch in dem Buche steckt, dichterische >naft ist wenig darin, und darum steht zu fürchten, daß Walter auch in der Zukunft im Virtuosenhaftcn ganz stecken bleiben wird. Es wäre schabe »in sein Talent, wcu» er sich nicht hernuszuringcu vermöchte.

Und um, zun! Schluß möchte ich von einem Buche rede», das der größte Tichter aller Zeiten »nd Bölker gedichtet hat, das ^ebe» selbst. Unter dem Titel: „Briefe einer Braut aus der Zeit der deutscheu Freiheitskriege 1804—1813" hatEdith ^rciiu vou Cramm bei l5go» Fleische! u. Co. iu Berlin die Briese ihrer Großmutter Philippiue von Griesheim herausgegeben, die diese in der bezeichnete» Zeit an eine Freundin gerichtet hat. Es ist nicht das Schicksal dieses von der Natnr mit Anmut und lieblichem Frohsinn begabten Mädchens, das uns in diesen Briefen so machtvoll ergreift^ obgleich es tragisch genug ist. Philippine war ein Mädchen wie andere mich, che das ^eben sie in die ernste schule nahm. „Einen Hut Hab' ich bekomme», »ei», etwas Niedlicheres sahst du noch nie!" Tanu aber kam die Liebe und brachte ihr des Lebens süßestes Glück und herbstes Leid. Ihr Bräutigam war Albert von Wcdell, einer der 11 Schillsche» Offiziere, die am IN. September 18t)!1 vor Wesel erschossen wurden. Ter tiefe schmerz über das schwere Los des heldenmütigen Jünglings, der mit seinen «amerade» so mntvoll für ttönig und Vaterland zu sterbe» wußte, zerbrach sie »icht, wenn er sie mich hart an de» Rand des Grabes brachte. Man sollte meinen, daß mit diesem Schmerze das Leben Philippinens und ihre Briese den HöKcpnnkt erreicht hätten: aber die Weltgeschichte ist eine machtvolle Tichterin, und wo das Schicksal des Individuums keiner Steigerung mehr sähig ist, dichtet sie in erhabenen Rhiithmen das Heldenlied eines Völkcrgeschicks und schafft eine Steigerung, wie sie machtvoller »icht gedacht werde» kann. Wer Sinn sür die Erhabenheit n»d Größe dieser Zeit hat, wer sie in sich recht lebendig auslebe,, lassen möchte, greife zu diesen schlichten, anspruchslosen, ergreifende» Briefe».

Illustrierte Bibliographie.

Im nmhamnikdanischc» Mcndlandc. Tagebuch einer Reise durch Marokko. Von Rudolf Zabel. — Mit 5 Karten bezw. Kartenskizzen und 14« Abbildungen. — Alteiwurg, S.-A., Stephan Kcibel. Das vorliegende,

umsmigreiclie Werk (4I>3 Z.) ist zur richtigen Zeit erschiene», denn die Parole „Marokko" wird wohl iwcl, eine Zeitlang auf der Tagesordnung bleibe,!. Zlls der Verfasser 1WA seine Reise nach diesem obskuren Lande antrat, war da» politisckic Interesse für dasselbe erst im Entstehen begriffen, seitdem ist, wie sich der Verfasser ausdrückt, Marokko gründlich in Mode gekommen. In einem sehr lesenswerten Vorwort beleuchtet er jenes bekannte englisch-französische Abkomme» und oie sich daraus entwickelnde deutsche Marokko-Politik. Tie Beitrage, die der Verfasser im vorliegenden Werke zn der aktuell gewordene» Marokkofrage liefert, sind daher von ganz besonderem Interesse, uuo wenn er auch sci» Werk mir als ei»e schlichte Reisebeschreibung bezeichnet, so führt er doch mit derselben den Leser mitten hinein in jene deutsche Interessensphäre — ein Verdienst, das anzuerkennen ist. Tie interessante, oft humorvolle Schilderung ist in Tagebnchfonn gekleidet und beginnt mit dem 1. Jannnr 1!>03. Tie Reiseroute ging von Berlin aus über Paris durch Spanien zunächst nach Tangcr. Über die Eisenbahnfahrt durch Spanien ist der Vermsser im allgemeine» nickst sehr erbaut. — Auf der Überfahrt von Gibraltar nach Tangcr war ihm bereits erzahlt worden, dafz am Tage vorher in der Nähe von Tanger ein Gefecht zwischen Sultaustruppeu und 5inbyleii stattgefunden haben solltees waren jedoch keinerlei Zeichen, die auf einen solchen «riegsznstand hätten hindeuten können, zu verspüren. Im Hotel, in welchem der Verfasser abgestiegen war, machte er sich mit einigen Landslcuten bekannt nud gelangte »ach näherer Aussprache über die Vorgänge in Tanger bald zu der Überzeugung, dasz eS sich hier um rein örtliche Tinge handle, die mit den Verhältnissen im Inner» des Landes nicht auf eine Stufe zu stellen seien. Wie diese letzteren eigentlich liegen und welche ernste Bedeutung sie besitzen, bespricht der Verfasser des näheren. Am meisten in Aufregung befanden sich die zahlreichen spanischen nnd französischen Journalisten, die Stoff für Sensationsmeldungen eifrig suchten.

Marokkanischer Pflüger ans der LeKKus»lkbene. Aus : ‚Im muhammedanischen Abendlands", Von Nndols Jabel, — Allentmrg E,<A,, Stephan E«ibe!,

Von Tanger, Ivo sich der Verfasser gründlich umgesehen hat, entwirft er eine sehr fesselnde Schilderung. Ter Soco chico bildet das Zentrum, wo man die meisten Neuigkeiten erfährt. Die Stadt selbst trägt durchaus orientalischen Charakter; allerdings haben die Europäer verstanden. Tanger einen intcriiationnlcu Tupus aufzuprägen, was in den Villen und Häusern zum Ausdruck gelangt, die nm die eigentliche arabische Stadt gruppiert liegen. Gesellschaftlich gesprochen laszt es sich in Tanger schon leben-, es ist zweifellos auch der bedeutendste Hafenplatz Nordmarokkos, aber man kann keineswegs Marokko, das im Areal größer als Teutschland ist, nach dem Eindruck beurteilen, deu man von Tanger gewonnen hat. Der Verfasser hatte nicht die Absicht, sich in Tanger unter das Gros der Tngesschriftsteller zn mischen, sondern wollte, sobald nur angängig, in das Innere des Landes eindringen, um neben ethnograpliischer und ethnologischer Forschung zu untersuche», was die Tcntscheu wirtschaftspolitisch in Marokko interessiere» kann. Trotzdem il»n sehr widerraten worden war, eine solche Nene anzutreten, liest er sich dock, davon nicht zurückschrecken und ging daran, sich das Nöligc zur Reise zn beschaffen, was viel Schererei machte, namentlich auch bezüglich des Pferdematcrials. mit dem man sich erst besonders einrichten muß: denn der Araber kennt eigentlich nur die beiden Gangarten! „Schritt und ttarriere". Nachdem der Verfasser endlich vom Gesandten die nötigsten Einpsclilnnasschreibcu für die geplante Reise, sowie einen besonderen Schiwsoldate», einen sogenannte» Makhasui, erhalten hatte, wurde am 16. Februar die :>!eisc »ach de,n Innern, nach der Hauptstadt Fas oder Fez, wie i» Teutschland geschrieben wird, angetreten. Das ente Ziel aus der ttarawancmtraße war Ei »sar el >tebir. Zelten nur wurden dabei Torfer berührt, die meist nur aus Steinhäusern mit Strohbedachung bestehen — ei» Zeichen dasiir, daß ihre Bewohner Berber sind. Unterwegs waren viele Misse zu passieren, d. l> zu durchwaten resp. zu durchreiten, denn ans der ganzen strecke bis nach Fas gibr es nur eine einzige Brücke und zwar über deu Melles. Fin Norden von Marokko, aus der Gharebhocbebene, ist der Boden weniger fruchtbar als im Süden: die ganze Bebauung ist primitiv, Düngung des Bodens unbekannt. Am 18. Februar wurde El >isar cl >!cbir erreicht. Ter Ort ist bereits von den Mmern gegründet worden, die als gute Kolonisatoren seine günstige Lage richtig erkannt hatten. ‚^en!c zeigt die Stadt uur deu kümmerlichen Abglanz vergangener Herrlichkeit. Die wenigen Europaer. die hier wohne», nmrcn bisher nicht iu der Lage, dem Orte eiu Gepräge zu geben, ähnlich ivic cS in Tanger geichchen ist.,

Hier in El Kisar wurden Neuigkeiten über den Ausstand gehört. Ta aber bei Todesstrafe verboten war, andere Nachrichten über die kriegerischen Ereignisse zu verbreiten.

Westliches Tor von Fas (Bob Ssogmo). Aus i „In, muhammedanischen Abendlande". Von Rudolf Jabel, — Altenburg S..A., Stephan Geibel.

als die vom Kricgsminister Menebi offiziell herausgegebenen, so konnte man nur schwer hinter die Wahrheit gelangen. Im allgemeinen war anzunehmen, das? die Siege des Sultans aufgebauscht und die Niederlage» abgeschwächt wurde». — Tie Fortsetzung der Reise enolgte am 20. Februar mit einer Eingeborenen-‚^!aralvaue. Bedenklich iah jelzt die Sacke insofern ans, als aus Grund von Sendschreiben des xronprätendentcn „B» Hamara" sämtliche Tjebelln (Bergbewohners den Absall zu ihm beschlossen hatten nnd die Karawane gerade diese Gebiete zn vassiercn hatte, Es nmßte daher init Vorsichtsmaßregeln marschiert werden. Die Landschaft war durchaus eben: alles Land befindet sich hier unter ‚>inltnr nnd macht den Eindruck großer Fruchtbarkeit. Tic «arawane schleppte iu mächtigen Ballen die ververschiedcnstcn Warengattnnqen nach Fas, namentlich europäische Kleiderstoffe und Galanteriewaren. Aus irgend welche Schwierigkeiten stich man nicht. Es wurde die Ssebuebcne passiert, die sich zur Kolonisation besonders eignen würde, zumal der Ssebu jedenfalls als Wasserstrasze »»lzbar gemacht werden tonnte! Vorlänsig ist aber in jener Gegend der Kahn noch eine unbekannte Größe. Infolge Mangels an Straßen und Beförderimgsmitteln sieht es bezgl. des Absalzgebietes sür europaische Waren überhaupt wenig günstig ans, solange nickt? getan wird, nm die >!avitalskraft des Landes zn erhöhen. Was der Verfasser hinsichtlich dieser Berhältnisse näher ausführt, ist sehr beachtenswert. Am 2?. Februar gelangte die Kiarmvane in das Gebiet des Scrhun-Gebirges, das als uuzligäuglich und heilig gilt, weil es die Grabstätte Mulei Jdris des Älteren, des Gründers Marokkos, birgt.

Vor Ungeduld brennend, bald in Fas einzutreffen, das uur noch einige Meilen entfernt lag, verlief; der Verfasser mit noch zwei Europäer» die >iarawaue und ritt am 24. Februar frühzeitig los, so das; er gegen 10 Uhr den ersten Blick auf Fas werfen konnte. Um 11 UKr traf er daselbst am westlichen Tore ein. Der Einzug in die Stadt erfolgte unbehelligt von der Menge, die sich aus Neugier zahlreich eingefunden hatte. In Fas verbrachte der Verfasser einen vollen Monat. Er bezeichnet den Ort als eine außerordentlich interessante Stadt, in der man marokkanisches Leben nn der Quelle studiereu kann. Ans dem Berichte des Verfassers seien hier namentlich die beiden Audienzen hervorgehoben, die er nm 8. März beim Minister des Auswärtige» Abd el Karim beu Sliman und acht Tage später beim regierende» Sultan vo» Marokko Mulei Abd el Asis gehabt hat. Ter Snltan unterscheidet sich, äußerlich betrachtet, durch nichts von einem seiner

Die Wache zieh! im Eulianspalast aus. Aus: „Im muhammedanischen Abendlande", Von Rudolf Jabel. — Altenbura S,°A,, Stephan Geibel,

Makhasiü: er trägt eine naturfarbene wollene Tjcllaba, darüber geschlungen ci» schneeweißes Tuch. Die Figur ist untersetzt, die Gesichtsfarbe hellbraun. Turch teilweises Rasieren des Bartes unteischeidet er sich wesentlich von seine» Marokkanern. Tie Art und Weise, wie er spricht, itt lcbbast mit schnell wechselndem Gcsichtsausdruck. Die Audienz beim Sultan' hatte den Verfasser namentlich befriedigt, da derselbe wegen der Reise durch das Serhun-Gebirge, mit A»sschl»ß der heilige» Graduelle des Mulei Jdris, dem Minister die nötigen Aufträge erteilen wollte. Diese Grabstelle gilt nämlich heut noch als Heiligtum »nd ist Gcgeiistaiid höchster Verehrung. Ter Zugang zu ihr ist Christen aufs strengste untersagt, und ist beim Znwiderhandel» das Schlimmste zu befürchten. — Kleichwolil stand beim Verfasser der Plan fest, trotz aller Gefährlichkeit das Serhun-Gcvirge zn überschreiten und dann den ssebu entlang die jiüste zu erreichen. Am 25. März faud die Abreise aus Fas statt. Das betr. «apitel bezeichnet der Verfasser init der Überschrift „ans verbotenen Wegen": jedenfalls war die

Tour über das porgenannte Gebirge sehr gewagt. Turch List und geschickte Disposition gelang es aber dein Verfasser, den gefährlichsten Teil der Reise — quer durch den Serliun iiach Mnlci Jdris, Walnbilis und von dort bis zum Tselfat zu übenvinden. Leider wurde er am 29. März auf der Strebe zum Atlantischen Ozean an der Ruhr schwerkrank, und cs war die höchste Zeit, als er anfs äußerste erschöpft in Rabat anlangte, womit das Buch abschließt. Gn Begleitwort zur Routenkarte, ferner ein Verzeichnis der Wbildungen und ein Namen» nnd Zachregister sind dem vorzüglich ausgestatteten, mit zahlreichen sehr guten Abbildungen versehenen Werke beigegeben.

Es verdient besondere Anerkennung, das; der Verfasser ohne Meßinstrumente und nur im Besitz einer kleinen Handbussole die Äarte am Schlich nnd auch einen Sitnationsplan von Fas und Umgebung und dadurch einen schätzbaren Beitrag in topographischer Beziehung geliefert hat. Wenn der Verfasser i» seiner Vorrede den Wunsch ausgesprochen hat, der Leser möchte, beim Schlich des Buches angelangt, auch eine bleibende Erinnerung an das Gelesene besitzen, so kann dicS Referent von sich bezeugen. X.

Bibliographische Notizen.

KricgStrinuerungcn cinrS- FrldzngSfreiwiUigen aus den Jahre» 1»7« und l»7! von «arl .Zeitz. Mit 110 Illustrationen und 1 Übersichtskarte des >iricgSschanplatzcS. Jugend- (kleine) Ausgabe, bearbeitet von lir. >i. Horn. ^ 1.—5. Auflage. — Wettburg, S.-A., Stephan Geibel.

Als vor 12 Jahren die .»riegserinncrnngen" erschienen, fanden sie eine sehr gute Aufnahme. Ter Verfasser hatte nicht beabsichtigt, etwa eineKriegsgeschichte zu schreiben, er wollte nur einfach und schlicht das erzähle», was er während des Krieges 1570/71, selbst erlebt, gefühlt und gelitten hat. Den Sinn für Vaterlandsliebe, freudigen Opfermut und völlige Hingebung auch in der hcramvachscnkn Jugend zu wecken und zu erhalte» u»d darauf hinmweisen, wie damals die deutsche» Soldaten dicie Eigenschaften besessen nnd bekundet haben, das betrachtete der Verfasser als den Zweck seines Buches. Tech er damit das Richtige getroffen hat, beweist las Erscheinen des Buches in wiederholter Auslage. Auf der Anschauung des Verfassers ncheiid, hat nunmehr der Bearbeiter des vorlicaenoen Buches dicic-Z, unter Zustimmung des Verfassers nnd Verlegers, als spezielle Jugcndansgabe erscheinen lassen. Es enthält etwa zwei Drittel der großen Ausgabe, und nnd nur die rein krieqsgcschichtlichen Ausführungen, sowie diejenigen Abschnitte, die für die Jugend weniger geeignet erschienen, fortgelassen worden. Der Text des Originals ist iin wesentliche» unverändert geblieben. Tie einzelnen Kapitel enthalten in der Hauptsache: „den Ansmarsch, die Schlachten bei Wörth und Tedan, den

Marsch bis vor Paris, die «Schlacht bei Orleans, die Xtämpfe bei Marcksiwirc, die Atägige Schlacht bei le Maus, die Zeit in Versailles und schließlich den Einzug in Paris." — Tas gnt ausgestattete Buch mit seine» interessanten Schilderungen eigner sich vortrefflich als Präsent für die männlicl« Jugend und sei hiermit bestens cmpsolilen.

K.

T«s ,n«szc Wrlt-Panoi-ama der

Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und .>tultu rtnren in Wort und Bild. Ein Janrbuch für alle Gebildeten. W. Speniann, Berlin u. Stuttgart. Die fernen, weniger bekannte» Land«, die Reisen und Abenteuer in ihnen haben jederzeit auf die Gemüter von jung und alt eine* unverminderte Anziehungskraft ausgeübt. Taher werden Bücher derartigen Inhaltes stc:s zahlreiche Freunde finden. Besondere Anerkennung aber verdient es, wenn die Zwecke der Unterhaltung mit denen der Belehrung nnd Geistessörderiing verbunden werde», wie es das nunmehr zum fünften Male erschienene Jahrbuch .Tns große Wcltpanorama" in ganz vortrcislichcr Wcise zur Ausführung bringt. Ncl>en den üblichen Nbcnreucrcrzählnnqen (>. B. der einleitenden größeren Geschickte „Die Scliaöimel" von ^rto Tormann, der Zecqeschichte „Ter übersüllkc Eisberg" von M. Roberts Ii. a.) finden wir längere oder kürzere Beiträge aus alle» Zweigen der Naturwissenschaft nnd den vettvandlen Gebieten. Vor allem ist die Länder- und Völkerkunde durch eine Reihe interessanter Artikel vertreten: aber auch in Technik nnd Ehemic wird der Leser mit manchen wichtigen Ergebnissen der neuesten Forschung bekannt gemacht. Wir wollen, um wenigstens einen Begriff von dem reichen Inhalte zu geben, hier einige der bedeutenderen Aufsätze nennen: Avignon, von 5iarl Eugen Zchmidt; Wanderfahrten in Meriko: Deutsches Hündlerlebeu in Siidwestafrika-. Ter Panaina->tanal, von Dr. Georg Wegener: Leuchttürme und Leuchtiiirmwärtcr, von I>r. I. Wiese: Tie Entwicklung von Alaska, von Dr. Gustav Ticrcks. — Da auch die Tarstclluiigsweisc iiberall eine leichtverständliche und das Buch mir einer Fülle hübscher und instruktiver Illustrationen ausgestattet ist, cmpfichtt sich das „groste Weltpanorama" als ein namentlich für die reifere Jugend sehr geeignetes Geschenkwcrk. S. IZ.

Haufstacngls Malcr-lSlasiikrr. Tie

2>Zeistenverke der bedeutendsten Oialerien Europas. Band I. Tie Meisterwerke der köuigl. alteren Pinakothek zu München. ÄüZ Kunstdrucke nach den Origiiialgcmäldcn. Mit einleitendem Text von Nr. xarl Boll. 2. Auflage. (6.—10. Tausend.) München, Franz ,vnttfstaeng!. Ter Gedanke, die hervorragendsten Gemäldegalerien in je einem Bande kunstvoller Reproduktionen gewissermaszen als ein geschlossenes Ganzes dem Publikum vorzuführen, ist ein durchaus glücklicher. Jedem, der »ielegenheit hatte, die Museen selbst zn besichtigen, werden Hcmfstaengls Maler-«lnssikcr eine stets willkommene Erinnerung und 'Auf? frischuug der geschnnteu Original-Bilder geloähren: wem aber ein persönlicher Besuch nickt vergönnt war, der wird sich anf diese Weise leicht eine Vorstellung vo» dem Inhalte und dem knnstgcschiektlichen Werte der verschiedenen groszen l^emaldesammlnngen Europas bilden können. Tie Hobe Vcdcutnng der alteren Pinakothek in München liegt besonders auf dem Gebiete der altdeutschen und der niederländische,! Malerei. Aus der deutscheu Schule ist namentlich Türer. aus der flämischen und holländischen sind n. a. Rubens, van Tnck, Rembrandt durch zahlreiche Meisterwerke vertreten. Dagegen steht die italienische Schule in der älteren Pinakothek etwas zurück, während die spanische einige gute Bilder Murillos aufzuweisen hat. Tie einleitenden Bemerkungen von Dr. ttarl Poll geben, an der Hand der reproduzierten Gemälde, einen bei aller ttürze genügend orientierenden Überblick über die lunstgcschichlliche Ztellung und Entwickeluug dieser Schulen und ihrer großen Meister. 8, L.

Eduard Fuchs: Tie Frau in der Karikatur. 1. Lief. München, Albert Langen. Ter geistvolle Berfasser des dreibändigen interessanten Werkes: „Tie »arikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit" legt uns heute ein neues Werk, eine Monographie vor, wie sie zur Zeit noch keine Literatur auszuweisen bat, nämlich eine Geschichte der Frau in der Karikatur. Die erste Lieferung des auf <>>! Bogen Quartformat berechneten Werkes bringt nur die Einleitung, aber schon aus dieser kleinen Probe kann man ersebcn, das; wir es mit einer bedeutsamen Publikation zu tu» habe». Tns Werk ist überaus reich illustriert. Ter Wert des Bildermatcrials wird für den Besitzer dieses Buches noch durch den Umstand erhöht. Sah noch kein einziges Bild von dem Verfasser schon an anderer Stelle reproduziert worden wäre. Man darf den weiteren Lieferungen, deren ^» erscheinen sollen, mit Zpannnng nnd Interesse entgegensehen.

^. I'. X.

Sbakciprarctnoblcnir. Von Emil Manerhof. Kempten und Münclien, Jos. ttösel. Tee durch seine literarischen und ästhetischen Vortrüge woblbekannte Verfasser wciwet sich zunächst in einem Vorwort gegen deu mit Rücksicht auf die im Lesepiibliknm berrsckenden Vorstellungen gewalilten Titel „ZKakespeareproblenie": „Meisterwerke der >!»nst könileu nur von einer ungetrübten Naturcmpsindung begriffen werden: denn das wirkliche Kunstwerk ist immer ein ttind der Leidenschaft / und kann darum auch unr von dieser ersaßt und glmibbast gedeutet werden. Selbst eine alcrandrinisclie Gclcbrsamkcit verharrt durchaus verständnislos vor den höchsten Eingebungen der Poesie, solange sich ihr nicht der ttuustverstaud vermählt: aber für gewöhnlich finden sich beide, nicht zusammen. So entstehen Probleme, die das Kiunsrwcrk gar nicht kennt und die der wahrbaft grosse Tichtcr als durchsichtige Selbstverständlichkeiten gestaltet hat." Tas Buch selbst gewahrt einen klare» und tiefen Einblick in das Welc» echter Dichtkunst nnd zeigt an den drei großen Tragödien: Macbeth, Hamlet, Othello, daß die Gestalten nnd Heldc» de« großen Dramatikers keine künstlich fabrizierten, komplizierte» Homunkuli, sondern einfache, wahre, natürliche Menschen sind. Besonderes Lob ver. dient die eingehende, licht- nnd geistvolle kritische Würdigung, die dem rätselvollen Eharnkter des Hamlet gerecht zu werden sucht. X.

Hans H. v. Blomberg: Gedanken der Stille. Stephan Geibel Verlag, Menbnrg S.-A.

Ein gutes, gedankenreiches, menschliches Buch: gut in der Auffassimg des Lebens und des Lebens tiefster Fragen: gedankenreich in der spitzen Durchführung und Durcharbeitung der Aphorismen: und menschlich in der Erkenntnis alles Menschlichen und in der Abfindung mit allem Natürlichen. Ein inniger Glaube an die (Mite und Reinheit, an die Wahrheit und Lauterkeit der menschlichen Natnr >trmnt von diesem Buche, und deshalb hat man es lieb, freut sich seiner auch da, wo Binsenwahrheiten in aphoristischer Form gesagt werden: die Wahrheit wird alt — es kann nur nützen, wenn man sie wieder „alltäglich" macht.

L,. Lg1I«,t.

Tie sieben Naturen des Dichters Clemens Brenzmann. Bon Anguste Hauschner. Breslau, Schlesische VerlaqS-Anstalt v. S. Schottlacnder. 1906.

Unter einer Fülle seiner Satire und Situationskomik birgt die Geschichte dock, einen recht ernsthaften Kern: die mannigfache,!, in Widersprüchen nnd plötzlichen Wandlungen sich abwechselnden Seelenznstände, die nervös flackernden Stimmungen de« modernen Dichters werden hier in der Person des Schriftstellers Clemens Breiszmann aus Berlin verkörpert. Bon der abspannenden Arbeit der Großstadt will er in den reinen nnd freien Höhen der Alpen Ruhe, geistige Erholung nnd Auffrischung finden, aber er gerat nur in ein kleines, holdes Abenteuer, im Verlaufe dessen er verschiedentliche Enttäuschungen erlebt, die dazu angetan sind, sein Selbstbewußtsein einigermaßen hcrnbzudrncken. Ter Entwurf zn einem neuen Drama ist schließlich das Ergebnis, mit dem er nach Hauke, zu seiner Knnst zurückkehrt. Auch die nm den Titelhelden gruppierten Fignrc», wie die reiche Braucrfamilie, der junge Fabrikantensohn aus Wien, die Schauspielerin Manon, zeichnen sich durch treffliche Natunvahrheit aus, nnd alles ist, wie gesagt, in amüsantester, den Leser stets unterhaltender nnd fesselnder Weise erzahlt.

„Hinanf!" Künstler-Roman aus der jüngsten Vergangenheit von A. Halbert. — Breslau, Schlesische Vcrlags-Anstalt v. S. Schottlnender. 1!««. Es ist nicht zu verkennen, das; gerade in den letzten Jahren ein gesteigertes künstlerische? nnd ethisch-knltnrellcs Leben

und Streben in weiteren Kreisen sich geltend macht. Tie altere Generation steht diesem Garen und Brodeln der verschiedensten geistigen Kräfte, Empfindungen, Nnschannngen im großen nnd ganzen fem „„w auch ziemlich verständnislos gegenüber. Daher ist es durchaus interessant nnd wertvoll, wenn wir einmal in das Treiben dieser modernen, jugendlichen Kreise, die sich besonders in der Reichshanptstadr konzentrieren, mitten hinein versetzt werden. „Hinauf" ist der Name einer nach ethischer Vervollkommnung strebenden Vereinigung in Berlin, in deren Sitzungen mit all ihrem uns eigenartig anmutenden Gepräge wir eingeführt werden. Ein großer Teil der, männlichen wie weiblichen, Mitglieder werden vom Verf. in charakteristischer Weise und ost mit feiner Ironie geschildert und in ihren Verkehrtheiten und Hohlheiten aufgedeckt. — Durch eine etwas größere Geschlossenheit, sowohl in der ganzen Anlage, als auch iu der spräche, würde der Roman noch betrachtlich gewonnen hab?n. v.

Gerte Suteminnc. Ein innttisches Kn'.turbildanS der Zeit des ersten Hohenzollern. (In drei Büchern >. Von Gcrhardvon Ain >, ntor. Schlesische Verlagsanstalt P. S. Schottlaender, Breslau. Jetzt nur zur Notiznahme, daß dieses Buch in der fünften Auflage erschienen ist. Über den historischen und künstlerischen Wert dieses charakteristischen Lebens- nnd Zeitbildes wird noch des näheren zu sprechen sein.

späte Lieder. Von Rudolf v. Gottschall. Breslau, Schlesische VerlagzAnftalt v, S. Schottlaender. IMi. Wer die „Späten Lieder" lesen würde, ohne von dem Antor Kenntnis zu haben, würde nicht vermute», daß ihr Venaner ein hoclibetagtcr, jcut mehr denn Mjähriger Mann ist: so voll Jngendfrische sind die Gedichte, obwohl sie zumeist den letzten Jahren (1O03—IWN entstammen. Allem Schöne,! nnd Guten, das Natnr und Leben dem Menschen bieten, bringt Gottschall liier eine uiwmnindcrtc Empfänglichkeit, volle Lebensfreude entgegen. Nnr hin und wieder klingt ein wehmütigerer Ton liindurch: so z. B. in „Entsagung", wo er klagt: „—ich sah die Menge auf den Schild Stets neue «önigc der Tichtung beben, . Von Tag zn Tag ein neues Götzenbild —

Einen ähnlichen Gedanken bringt das ergreifende Gedicht: „Die alte Künstlerin" zum Ausdruck. —

Nun: durch die „moderne" Literatur ist Gottschall allerdings etwas in den Hintergrund gedrängt worden: aber das deutsche Volk hat seiner nicht vergessen, es schätzt seine Werke auch heute noch hock? und wird dal«r mit um so größerer Freude und Befriedigung die Wahrnehmung begrüßen, das; der Tichtcrgreis mit den „Jüngsten" noch in die Arena zu treten und den >!nmpf erfolgreich zu bestehen vermag. v.

Rautendeleiil. Die Geschichte einer Leidenschaft in Gedichten. Von Hermann >!ienzl. Breslau, Schlcsischc Verlagsanstatt v. 2, Schottlaender.

Hermann «ienzls Name zahlt bereits zu den bekanntesten der deutsche» Schriftstellerwelt: im vorliegenden Werke zeigt er sich von einer neuen Seite, als bedeutender Luriker. Tie Gedichtsnmmlnng ist „die Geschichte einer Leidenschaft", der Liebe: und man tritt mit einem gewissen Vorurteil an die Lektüre Hera», das; ei» ganzer Band Liebeslieder auf die Dauer einförmig und ermüdend wirken müsse. Da« diese Befürchtung sich nicht erfüllt, zeugt für die Koke luriiche Begabung «ienzls. Obwohl sämtliche Liener der Liebe, und zwar der Liebe zu einem und demselben Mädchen, gewidmet sind, weis; der Dichter doch jedem ein eigenartiges Motiv zugrunde zu legen, einen eigenen Reiz zn verleihen: wir durchlebe» das Aufkeime» der Neigung, die glühend auslodernde und in unendlicher Sehnsucht ausbrechende Leidenschaft, die Glückseligkeit de.r Erfüllung und das wehevolle Ende. Wenn unter der Fülle der Gedichte auch hin uud wieder etwas Mittelmäßiges, etwas Minderwertiges und Seichtes mit untergelaufen ist. so kann dadurch der prächtige, entzückende Gesmnteindrnck nicht beeinträchtigt werden: d.',,n dafür entschädigen Ivieder Stücke, die zu den wertvollsten Sckiöpfungen der »euere» Lnrik gehören, und vou denen nur auf eines der schönsten: „Adler Leidenschaft" namentlich hingewiesen sei. 7.

Der Zahltag. Wiener Schauspiel. Von Oskar Friedmann. München, Albert Langen.

Eine kecke Satire auf die bürgerliche Wohlanständigkeit, unter deren weitem Mantel die ergötzlichsten Schäfchen ius trockne gebracht werden. I» dem Hause des Börsenspekulanten geht es drunter uud drüber,

jeder Mensch, der da verkehrt, steht in eiueiu Pumvverhältnis zu irgend einem Glied der Familie, empfängt aber dafür auch zur Sicherstelluug seiner Golddnblonen warme, wen» auch nicht immer gesetzliche Liebe. Ter kritische Zahltag, den die Vorsehung in Gestalt des generösen Liebhabers der Mutter nu dcni ungeratenen Zohue iwch eben gnädig vorbeigehen läßt, bringt dem Haupt der Familie ein unerwartetes und fettes Guthaben, alles schwimmt in Wonne uud Sekt, und die Achtbarkcit der Familie strahlt im Glorienscheine.

Das Stück ist keck geschrieben, der zweifellos echte Ton wirkt manchmal sogar reichlich verwegen.

Was den künstlerischen Wert betrifft, so liegt dieser in der fast grausamen Trostlosigkeit, die ans der gehetzten Fröhlichkeit dieser Menschen hcrausklingt. Diese Stimmung gibt Fricdmautt in feiner Weise ohne jede plnmpe Andeutung wieder. Man erinnert sich gewisser Interieurs ans dem Familienleben nw Simplizissimns. 0. 6.

Die schwarze Taute. Märchen und Geschichten für »inder. Mit Bildern von Lndwig Richter, tt. Aug. Leipzig, Brcitkopf u. .Härtel.

Ter für ein Märchenbuch etwas eigentümliche Titel findet in der einleitend'» kleinen Erzählung seine Erklärung. Auch die übrige» Geschichten, bis ans das längere Schlnß-Märchen, zeichnen sich durch ihre >iürze aus, wie sie sür den kindliciien Geilt, den lange und verwickelte Erzählungen leicht ermüde», gerade angemessen ist. Ebenso Sem >ii»dergcmüt zusagend ist der Inhalt, der zwischen ernsten und heiteren Tinge» abwechselt. Wie sehr die Vcrsasseriu Clara Fechucr das Richtige getroffen hat, zeigt schon die Tatsache, daß uunmckr bereits die sechste Auflage des Buches vorliegt.

«. Ii.

Paul Mosers Notiz-Kalender für das Jahrl»««. XXX. Jahrgang. Berliner lithographisches Institut JnliuS Moser, Berlin ^V. Ein praktischer Kalender, der nicht nur täglich informiert, sein Fahr abdient und beiseite geschoben wird: vielmehr ein Ratgeber zn jeder Zeit und ein Notizbuch, des Aufhebens lohnend. ^. H.

Nord und öüo.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet
I?o,l

Paul Lindau.

oxvi. Band. — Februar — Heft

(Mit einem Portrait in Radierung: Sunnar Heiberg,)

Wreßlsu

Schlesische Vuchdruckerei. Kunst, und Verlags. Anstalt v. S. ?chottlaender.

Zu viel Sozialpolitik?

von

0k-. Mchard Atayr.

— Berlin. —

^ geht wie ein Frosteshanch durch unser Vaterland, Die höheren Schichten der Nation und die unteren, handarbcitenden, haben in den letzten zwei Menschenaltern deutscher Geschichte sich ja oft genug nicht verstanden! Heuer verstehen sie einander weniger denn je. Eine stille, ingrimmige Feindseligkeit kriecht über unsere Landstraßen und nagt in unseren Städten, und wenn man (um die Vokabel kommt man nun einmal nicht herum) unter unseren Klassengenossen, die das zu Unrecht gehässig ausgemünzte Schlagwort auch die „Leute von Besitz uud Bildung" heißt, umherfragt, so wird einen jeder zweite Mann am Arm nehmen und mit beschwörender Inbrunst erklären: „Es muß etwas geschehen."

Wer die Klasscugcschichte unseres neuen Reiches auf Einzelheiten hin durchforscht hat, den: sind derlei Strömungen — auf der ersten Eisencicher Tagung des jungen Vereins für Sozialpolitik hat Schmoller sie einst vielleicht gar zu abschätzig „vorübergehende Philistcrstimmungcn" genannt — wie gesagt schon des öfteren begegnet. Der weiß mich, daß diese Verstimmungen zuweilen noch erheblich schärfere Formen aufwiesen und daß, was wir heute erleben, der Heftigkeit gar nicht zu vergleichen ist, mit der man zum Beispiel nufaugs der siebziger Jahre nach Schutzmaßregeln wider den der damaligen Welt ungewohnten Schrecken frivoler Arbeitseinstellungen rief. Und am Ende wird er sogar finden, daß die zu gleichen Teilen nichtsnutzige und törichte Rcvoluzerei, die seit Jena die Sozialdemokratie zur Schau trägt, im Verein mit den allzumensckiliehen Gebresten am Leibe der „Partei der Zukunft" ein starkes Maß gerechter Entrüstung erklärlich machen. Dennoch schwingt in dem allgemeinen Mißmut diesmal ein neuer Ton mit; ein Gemisch von Pessimismus und Verzagtheit und von kaum mehr verhülltem Frohlocken über das scheinbar so völlige Mißlingen aller Sozialpolitik. Auf einer Mittellinie aber treffen sich beide: die Apathischen und Resignierten und die grundsätzlichen Gegner, die das heiße Eisen nun zu schmieden wünschen. Beiden gilt als ausgemacht, daß unsere bisherige sozialreformerische Arbeit in der Hauptsache ihren Zweck verfehlte. Statt die Sozialdemokratie zu versöhnen, habe sie sie nur noch größer, dreister, zügelloser gemacht. Bloß in den letzten Schlüssen gehen die Vereinten ein wenig auseinander. Die einen möchten's bei dem Abwarten bewenden lassen-, zwar jeden sozialpolitischen Neubau fürs erste siftieren, aber im übrigen zusehen, wie sich die Tinge vorläufig weiter entwickeln; die anderen sehnen mit fiebernder Ungeduld den Augenblick herbei, da man den Karst auch Wider die ihnen stets verhaßt gewesenen Grundmauern erheben könnte. Aber daß wir zu viel Sozialpolitik getrieben hätten, vor allein weit mehr, als die ringsum den zivilisierten Erdboll bewohnenden Völker, dünkt beide eine unerschütterliche Wahrheit, die nun mit Ruhe und Zuversicht auf Gassen und Märkten, in Presse, Parlament, Jnteressentenkonvcntikeln und Volksversammlungen verkündet wird,

Ist dem wirklich so? Haben wir in der Tat mit unserer sozialen Reformarbeit alle Nationen in den Schatten gestellt, ^dic Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie gefährdet nnd in den Massen ein übermütiges Pochen auf die ein für allemal verwirkte Staatsfiirsorge wach» gerufen, das jedes Verantwortlichkeitsgesühl des selbstwirtsckastenden Individuums zu vernichten droht? In einer weniger gelesenen als zitierten Wochenschrift stieß ich neulich auf eine merkwürdige Schilderung unserer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände, wie sie angeblich unter der Einwirkung von Versicherungsgesetzgebung nnd Arbeiterichutz geworden seien. Die Schilderung hätte ebensognt „Reise nach der Insel Caphar Salama" oder „Vovg^e er, leln-ie" überschrieben sein können: jeder alte und invalide Arbeiter ein behaglich auf Kosten der Allgemeinheit schmausender Rentner-, jeder Kranke und durch Unfall zu Schaden Gekommene ununterbrochen in der sorgfältigsten Pflege, die durch ihr üppiges Wohlleben den Mann für sein ganzes späteres Dasein verderbe: die Industrie, von der diese Art Stilisten mit erauickender Regelmäßigkeit anzumerken Pflegt, daß sie die „goldenen Eier lege", durch tausenderlei Geseizesparagraphen nnd behördliche Verordnungen geknebelt, bedrückt, drangsaliert und von den Gewcrbemifsichtsbeamten in steter Nervosität erhalten: Handwerk und Kleingewerbe unter der Last sozialpolitischer Anforderungen schlechthin nnsgepowert; die von keiner Verantwortung beschwerten Arbeiter aber die eigentlichen ..oaptains «f luciusr,'^", für die man durch Witwen- und Wcnsenveriorgnug und Arbeitöloienvcrsicherung vollends den Himmel auf Erden zü etablieren trachte. Das ist Utopien, nicht wahr? Aber leider stellt sich einem großen Teile unserer bürgerlichen Zeitgenossen die deutsche Wirklichkeit so dar. Das ist auch einer von den Punkten, an dem sich eine mangelhaft unterrichtete Publizistik am Geistesleben der Nation rächt. Mehr noch als Gesetz und Rechte haben, scheint's, Leitartikel die Angewohnheit, sich gleich einer ewigen Krankheit fortzuerben. So kommt es, daß Umfang und Ausdehnung unserer Sozialpolitik für die Mehrzahl unserer Gebildeten sich in ungewissem Tämnierschein verlieren und selbst unter den Industriellen und Gewerbetreibenden, die sich uns so gern als die einzig zum Urteil befähigten „Männer der Praxis" vorzustellen pflegen, über den Inhalt des Titels VII der Gewerbeordnung, der eigentlichen inazziia. okin-ra des Arbeiterschutzes, vielfach tiefste Dunkelheit herrscht. Das gleiche gilt übrigens — jede Umfrage in geselligem Kreise bestätigt es aufs neue — von den Zöglingen, den alten wie den jungen, von Deutschlands technischen hohen Schulen. Und das sind schließlich doch wohl auch Praktiker . . .

Die Wahrheit ist, daß wir in dem, was man nach einem veralteten Sprachgebrauch „sozialpolitische Gesetzgebung" zu nennen pflegt, in dem gigantischen Wurf des unter staatlicher Zwaugsgcwalt geordneten Versicherungswesens, den anderen Nationen allerdings vorangegangen sind. Aber in dem nicht minder wichtigen Arbeiterschutz sind wir ihnen erst recht' spät gefolgt, und hier werden wir in manchem gewichtigen Stück noch immer von dem einen und anderen Staat übertroffen. Das ist an sich gewiß nicht schlimm und hat zudem seine zwingenden allgemeinen und besonderen Gründe. Später als andere Völker sind wir Deutsche zur modernsten Form der Warenproduktion übergegangen. Als in England schon zwei Generationen in Bergwerken, Manufakturen und Fabriken vernichtet worden waren und Blaubücher von erschütterndem Ernst den Umfang des Volksverderbens bereits der so lange von der „Geldwechslerökonomie von London" beherrschten öffentlichen Meinung zum Bewußtsein brachten, war das Gebiet des heutigen deutschen Reiches noch überwiegend ein Land der kleinen Städte nnd der bedächtigen Technik von Kundenprodnktion und handwerksmäßigen Betrieben. Als dann auch bei uns die Essen zn glühen begannen, als Fabriken nnd Erportindustrie die ersten Goldströme in die spießbürgerliche und winklige deutsche Welt lenkten, da schüttelten uns die Fieber der Jndustrieverehrung genau so, wie sie die anderen Völker schon geschüttelt hatten. Schade nur, daß es so spät geschah; schaöe vor allem, weil so zur Patenschaft bei unserem werdenden neuen Reich des alten Adam Smith schlechte französische und noch schlechtere deutsche Popularisatoren berufen wurden. Die Geburts wehen und Anfangsjahrc unserer staatlichen Einheit wurden auf d i e Art beherrscht von dem Glauben an den „oröre narnrel", der, wenn man ihn nur frei gewähren lasse, jedem zu seinem Vorteil verhelfe, und so groß

War in jenen Jahren, mit Sombart zu reden, die Gewalt der „liberalen Utopie", daß selbst Otto bon Bismarck sich ihr nicht entziehen konnte. Der hat — das auszusprechen vermag die Grofze des Einzigen keinen Abtrag zu tun — in diesen Stücken zeit seines Lebens etwa den StandPunkt gewahrt, den einst mit idealistischem Schwung und dennoch harter Einseitigkeit Heinrich von Treitschke in seiner bekannten Streitschrift „Der Sozialismus und seine Gönner" verfochten hatte. Auch als er mit dem alten Kaiser die Notwendigkeit empfand, dem Trutz des Sozialistengesetzes ein Positives zur Seite zu setzen, ging er von solckfcn Auffassungen nicht ab: die völlig ungehinderte Stellung des Unternehmers in seinem Betriebe ist immer des großen Kanzlers Ideal geblieben. Ähnlichen Anschauungen hat in jenen Jahren fast das ganze deutsche Bürgertum gelebt. Mit dem Ausbau des Krankcnkassenwesens, mit der Versicherung gegen die Folgen der Betriebsunfälle nnd der staatlichen Fürsorge fiir Alter und Invalidität glaubten Staat und Gesellschaft ihre Pflichten gegenüber der Arbeitcrwelt reichlich und mit Anstand erfüllt nnd ihren guten Willen handgreiflich erwiesen zu haben. Da kam das Jahr 1389 und öffnete unsere Augen für das Problem, an dem wir in der Sorge um die Zukunft des Arbeiters bislang achtlos vorübergegangen waren. . Binnen acht Tagen standen im Ruhrkohlcnrevicr W<M> Bergleute im Streik: die Gegenwart des Arbeiters hatte sich gemeldet: der gesunde nnd schaffende, der noch für die Zeiten seines Wirkens eine Besserstellung seiner Lage, eine Regelung von Arbeitszeit und Arbeitsart erstrebte. Damals ist den Regierenden und weiten Schichten der Regierten Wohl zum ersten Male aufgedämmert, daß der freie Arbeitsvertrag am Ende nur ein schöner Mvthns sein könnte, nnd als man erst so weit war, hat man auch nicht gesäumt die Konsegnenzen zu ziehen. Tic letzten sechzehn Jahre sind nicht ungenutzt verstrichen: im allgemeinen können wir gewiß mit Stolz und Befriedigung auf sie zurückblicken. Aber so sieben die Dinge nicht, daß wir nun das Übermenschliche geleistet bätten: daß wir auf schwindelnder sozialpolitischer Höbe stünden, indes drunten in glücklicheren Tälern sich die anderen Völker tummelten. Was wir bisher erreichten, ist nur, daß wir mit den fortgeschrittenen Nationen einigermaßen Schritt halteni in allen diesen Stücken sind uns die Schweiz, Großbritannien und das viclgeschmähtc Österreich vorangegangen: in manchen — ich wiederhol' es — stelzen sie uns auch heute noch voran. Eine vergleichende Übersicht über dieie Tinge läßt sich, zumal im knappen Nahmen des Essays, kaum geben: der Arbeiterschutz ergreift in den einzelnen Ländern eben häufig verschiedene Gebiete: was hier mit Liebe und Sorgfalt bis ins unbeträchtliche Detail geordnet ist, erscheint dort vernachlässigt und umgekehrt. Im allgemeinen kann man aber wohl sagen, daß in der Begrenzung der Arbeitsdauer auch für den erwachsenen männlichen Arbeiter (bereits 1897 hatten in England mehr als 5<A) Fabrikbetriebe, darunter die Ncgierungsschiffswerftcn und alle städtischen Gasanstalten den Achtstundentag), in der Regelung der Ruhepausen, der Ausdehnung der Schutzgesetzgebung auf das Kleingewerbe und in der Fürsorge für die Jugendlichen die Heimat des Arbeiterschutzes noch immer nicht überflügelt worden ist; dafür steht sie freilich mit ihrem mangelhaften Wöchnerinnenschutz und den übermässig langen Arbeitszeiten in Verkehrsgewerbe, Handwerk und Hausindustrie hinter Teutschland zurück.

Man mißverstehe mich übrigens nicht: ich meine keineswegs, daß wir nun die sagenberühmte Klinke der Gesetzgebung keinen Augenblick aus der Hand lassen sollten und Tag aus Tag ein Gesetze und Verordnungen airf unser ohnehin reglementsfrohes Vaterland niederregnen müßten. In den letzten Jahren sind wir im Reich (von dem Preußen der Rheinbaben, Schönstedt und Hammcrstein will ich in diesem Zusammenhang lieber nicht reden) nach der Richtung nicht so arg weiter gekommen. Und dennoch konnte ninn's zufrieden sein. Trotzdem mochte man diese Jahre, in denen nach dem allerdings bedeutsamen und grundlegenden Kinderschntzgesetz von IM an: schwarz auf weiß zn Buchenden nur das bißchen Kaufmannsgericht erreicht worden war, nicht schelten. Das machte, weil man an der Spitze dieser Geschäfte einen Mann wußte, der den Ernst und den Wert des sozialpolitischen Problems verstanden hatte; der wenigstens den verwegensten Dilettantismus von den Reichsschwellen scheuchte. Was heißt denn überhaupt Sozialpolitik? In seinem Buche iiber „Sozialpolitik und Verwaltungswisienschaft", das auf lange hinaus ein 5tnn6»r<l v«rk sein wird, interpretiert der vom preußischen Unterrichtsministerium mit unrühmlicher Ausdauer mißhandelte Jastrow den Begriff, der für viele freilich nur ein Modebegriff ohne Inhalt ist, also: „Sozialpolitik ist die Politik aufgefaßt unter sozialen Gesichts' punkten." Soweit es an ihm lag, hat Graf Posadowoly solchen Marimen im Nahmen seines Ressorts nachzuleben versucht. Tie Gesamtpolitik hat er freilich nach ihnen nicht immer zu formen vermocht, und auf die von politischen Vclleitätcn leider mitunter nicht freie Strnfgerichtsbarkeit in Preußen und Sachsen hat er selbstverständlich ohne Einfluß bleiben müssen. Aus Rücksichten auf die Gesamtpolitik ist es wohl nnch geschehen, daß die auf Arbeitskammern (die bisher allerdings nur im kleinen Holland bestehen), auf Erweiterung des Koalitionsrechtes und Rechtsfähigkeit der Bernfsvereine gerichteten Wünsche bisher unerfüllt geblieben sind. Die schlimmste Unterlassnngssünde soll ja nun in dieser Session gesühnt werden; man will endlich Licht und Schatten gleich verteilen; den Arbeiterberufsvereinen die nämlichen Gerechtsame verleihen, deren sich die Koalitionen der Unternehmer se und je erfreut haben. So verheißt wenigstens die Thronrede, und an dem ehrlichen Willen der Regierung darf nicht gezweifelt werden. Aber gerade an dieser Ttcllc wird der Widerstand jener Kreise, denen wir immer schon zu viel Sozialpolitik trieben, von neuem einsetzen, und wenn sie dann mit Hinweisen auf die Sozialdemokratie operieren, die bislang jedes Entgegenkommen mit schreiendem Undank lohnte, werden sie ohne Müh mancherlei Massengeführten finden.

Im Grunde ist es schwer verständlich, wie die plumpe Vergeltungstheörie, die sonst auf allen Gebieten längst abgewiesen ist, hier selbst in feinen Köpfen wiedererstehen konnte. Als ob man Sozialpolitik triebe, um sich bei den Massen einen Schatz guter Werke zu sichern! Hat man denn vergessen, wer in Preußen zuerst der Notwendigkeit eines gewissen Arbeiterschutzes das Wort redete? Ein aktiver General war's, und was ihn dazu veranlaszte, waren die Ergebnisse der Nekrutenaushebung in der Rheinprovinz, die unter dem Einfluß selbst der jungen Fabrikindustrie schon ein bedenkliches Herabgehen der körperlichen Leistungsfähigkeit gezeigt hatte. Darüber sind nun bald achtzig Jahre vergangen, und heute, wo mit Frauen und Kindern rund gerechnet vielleicht fünfundzwanzig Millionen der Lohnarbeit zngehören, von der einzelne Gebiete, wie die Heimarbeit, noch fast gar nicht geschützt sind, sollte man doch wirklich erkannt haben, daß hier nicht nur den Körperkräften Gefahren drohen. Mit anderen Worten: daß die Zukunft der Rasse und der geistige Gehalt der Nation Schaden nehmen müßten, wenn wir uns bei der Zauberformel vom freien Arbeitsvertrag begnügen wollten! wenn wir nicht fort und fort das Räderwerk des freien Verkehrs, das unbewacht den Schutzlosen zermalmt, im Auge

behielten. Darum also treiben wir soziale Reform, und solche Arbeit trägt, wie alles, was wir am Vaterlande tun, ihren Lohn in sich. Und mir scheint' hier sind für ein Bürgertum, das sich seiner sittlichen Pflicht bewußt ist, zu warten versteht und die paar Millionen Sozialdemokraten nicht ohne weiteres der gesamten deutschen Arbeiterschaft gleichsetzt, noch stolze Provinzen zu erobern. Denn es ist nicht wahr, was das kommunistische Manifest mit erborgtem Pathos deklamiert: die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur ein Werk der Arbeiter selbst sein. Die „Befreiung der Arbeiterklasse" (um das SchlagWort einmal zu akzeptieren) wird nur erfolgen, wenn das Bürgertum liberal genug ist, um ohne Neid den Aufstieg der handarbeitenden Schichten zu sördern, und national genug, um zum Heile des Ganzen auch den Augenblicksvorteil der eigenen Kaste zu opfern.

Der Helfer.*)

Schauspiel in vier Aufzügen,
vsn

— Berlin. —
(Schlich.)

Dritter Aufzug.

Bei Senator Oddendahl.

Szenerie de? ersten Aufzuge«.

Erste ^zene.

»ert,ard, darauf »««>«.

Gerhard (liegt in einem Wiegestuhi. raucht eine Zigarette und betrachlet siumpfstunig seine Lackschuhe; dann pfeift er einen Gassenhauer,.

Beate (von link» im renniskostüm tritt rasch ein und spricht hinaus). Nein, nein!

Für die Oper heute abend dos Hellrosa und Zimmermann NM halb sechs . . (Sie schlicht die Türe., Papa nicht hier?

Gerhard lg°hnen°>. Nee!

Beate. Weißt du nicht, wann er kommt?

Gerhard. Nee!

Beate. Gib' mir 'ne Zigarette! (Sie wirf, sich in den zweiten gegenüberstehenden

Wiegestuhl.) Hast du ihn heute schon gesehen?

Gerhard. Nee! <Mbn,.) Übrigens gestern auch nicht!
Beate Ja, warst du denn gestern gar nicht zu Hause?

Gerhard. Nee!

Beate. Na, wo treibst du dich eigentlich immer herum?

Gerhard. Mein Kind, der Menschen Wege sind oft wunderbar! . . Warum hast du denn so 'ne Sehnsucht nach Papa?

Beate. Er muß sich doch endlich einmal entscheiden, ob der große Ball Hier in vierzehn Tagen oder erst in drei Wochen stattfinden soll!

Gerhard. Ach, das ist ja dem Alten total wurscht!

Beate. Aber fragen müssen wir ihn doch der Form halber!

Gerhard. Wozu? ... er kommt ja doch nicht! . . . wenn er nur

den ganzen Zauber bezahlt! (Pause, in der sie beide, rauchend, sich schaukln.. Du? . . .

Beate. He?

Gerhard. Hat Mama Migräne? Beate. Nein, sie ist ganz wohl, sie liegt auf dem Sofa. Gerhard. Glaubst du, daß man bei ihr eine größere Anleihe kontrahieren kann?

Beate. Wenn du's geschickt anfängst!

Gerhard. Zum Beispiel?

Beate. Sammle für die Ferienkolonieen!

Gerhard. Jetzt? im Winter? Glaubt sie nicht!

Beate. Oder für, die Witwen der im Kriege gefallenen Russen!

Gerhard. Die Russen kann sie nicht ausi'tehn!

Beate (gelang»»!«. Na, dann sammle für die Japaner!

Gerhard . . . i5 'ne Idee!

Beate (summt eine Walzermelodiel.

Gerhard. Du! Be?
Beate. Hm!

Gerhard. Wie lange wird uns denn eigentlich noch unsere geliebte Schwester Agnes beglücken?

Beate. Ich glaube, sie will morgen nach Hause.

Gerhard. Nach den Kartoffel- und Kohlplantagen! . . . Vergnügte Reise! . . . Die ist da draußen ja ganz verwildert und verbauert! . .. da ist auch keine Spur von Oddendahlschein Schick! Hat man so 'was erlebt . . . trägt 'nen Hut mit Bindebändern! . . . Mir kommt sie immer vor wie so 'ne Madame, die in der Markthalle einkauft! . . . Strickt Strümpfe und spielt Sonntags sechsundsechzig mit dem Herrn Pfarrer . . das nennt man leben!

Beate (»°r sich h,,,,. Vielleicht ist sie glücklich!

Gerhard. Auch ein Glück! Den Bengels die Rotznasen putzen und die glückliche Entbindung einer Kuh als 'nen Festtag betrachten! ... Ich habe sie übrigens im Verdacht, daß sie dritte Klasse fährt! . . . schauderhaft! (Pause., Möchtest du auch auf solche Klitsche hinheiraten?

Beate. Verrückt!

Gerhard. Nee, Bechen, da paßte auch nicht hin! Dir muß Papa so'nen schneidigen Kerl von den Garderegimentern kaufen! Beate. Pah! als ob ich mich verkaufen ließe!

Gerhard. Na, so 'n Graf macht sich in 'ner Familie immer ganz

gUt! ,P«„se,,

Beate. Und du? Du kannst dich doch nicht dein ganzes Leben mit deiner Ballettratte herumtreiben?

Gerhard. Na, vorläufig macht sie mir noch großen Spaß und ich ihr auch! Übertriebene Ansprüche auf gegenseitige Treue machen wir beide nicht!

Beate. Also eine glückliche Ehe!
Gerhard. Ideal.
Beate. Heißt?

Gerhard. I^isus ^rteri« 6i Uonretwrs . . .
Beate. Also eigentlich?
Gerhard. Olga Mushake!
Beate. Natürlich bildhübsch?
Gerhard. Wie'n Weihnachtsengel!
Beate. Klug?

Gerhard. Blödsinnig dumm! . . . Wenn nur diese Mutter nicht wäre!

Beate (lacht,. Deine Schwiegermutter?

Gerhard. Die ist fürchterlich! Die fällt einem auf die Nerven! 'ne Waschfrau! pfui Deibel! Beate. Witwe?

Gerhard. Im Gegenteil, Mann ist Droschkenkutscher! Spezialität: gibt Gegenstände, die in feinem Taxameter vergessen wurden, prinzipiell nicht wieder! Nur in kompromittierenden Liebesbriefen mit Adresse .... da is er ehrlich . . . die gibt er zurück gegen bar! ... 'ne feine Familie!

Beate. Na? und später?

Gerhard. Später? Da werde ich mich in Gottes Namen einer wohlsituierten Bankierstochter nähern und den geliebten Engel gerührt in meine Arme schließen!

Beste. Da mußt du dich aber beeilen; du sinkst sonst im Preise! denn deine Haare, mein Junge, kannst du bald numerieren!

Zweite Szene.

Borige, ffrau Oddendahl von Ii»!»,.

Fr. Oddendahl (geh, direkt auf das Sofa ,u. wo sie sich hinleg,,. Beate, gib

mir die Decke! s»«schieht.)

Gerhard. Mama, bist du krank?

Fr. Oddendahl. Ich fühle mich heute zum ersten Malenach zwanzig Jahren etwas besser!

Gerhard. Na, warum legst du dich denn da aufs Sofn?
Fr. Oddendahl. Um vorzubeugen!

Fr. Oddendahl. Ihr seid ganz herzlose Menschen! Von mir habt ihr das wahrhaftig nicht! Ihr habt keine Spur von Mitgefühl für eure arme schwerleidende Mutter! Ihr werdet schon sehen, daß ich 'mal sterbe!

Gerhard. Müssen mir alle! Sind schon 'ne Masse Menschen gestorben, wirst du's, liebe Mama, auch überleben!

Fr. Oddendahl (hoffnungsvoll). Glaubst du?

Beate «eis«. Mache jetzt schnell deinen Pumpverfuch!

Gerhard Liebe Mama, wir haben eine Sammlung eröffnet für die Witwen gefallener Japaner, und bei deiner vollständig begreiflichen Vorliebe für diese ganz ausgezeichnete Nation bitte ich dich, mir einen deiner Stellung angemessenen Beitrag auszuhändigen!

Fr. Oddendahl. Ich denke ja gar nicht daran!

Gerhard. He?

Fr. Oddendahl. Ich habe meine Ansicht über diese Leute in den letzten Tagen vollständig geändert. Ich schwärme jetzt für die Rnssen! Gerhard (,»««,«»). Prosit Mahlzeit!

Beate. Mama, hast du vielleicht mit Papa schon über den Ball gesprochen?

Fr. Oddendahl. Ich sehe ja euren Vater gar nicht mehr. Er kümmert sich ja nicht um mich! . . .

Beate. Wieviel Personen sollen wir denn einladen?

Fr. Oddendahl. Zweihundert! Dreihundert! Es ist mir ganz egal! Übrigens, Gerhard, du könntest dich auch ein bißchen darum kümmern! Bestellt beim Koch das Essen, bestellt den Kotillon, bestellt die Musik und die Lohndiener, alles . . . alles . . . nur laßt mich gefälligst zufrieden! Meine Nuhe will ich haben! Nur meine Ruhe!

vorige, Agnes durch die Mitte in Hut und Mantel mit verschiedenen Paketen), daraus Ariedrich.

Gerhard. Na, mit der ist's nun vorläufig wieder vorbei! c«r dreh« sich um., 'Morgen! Empfehle mich!

Agnes il°ch». Du nimmst wohl vor mir Reißaus? Bei deinem etwas unregelmäßigen Erscheinen hier im Hause wäre es möglich, daß ich dich vor meiner Abreise morgen nicht mehr sehe. Adieu, lieber Gerhard, schreibe mir mal 'ne Ansichtskarte!

Gerhard (abgehend). Hat nicht 'mal Handschuhe an! Schauderhaft! . . 'Morgen! (Mi,,e «b,>

Friedrich (von rin»). Gnädiges Fräulein werden am Telephon gewünscht.

Beate (>m »dgeheni. Wer ist es denn?

Dritte Tzene.

Friedrich. Ich habe den Namen nicht verstehen können.
Beate clwk» ab, dann)
Friedrich «in« ab).

Vierte özene.

Kr. Oddendahl. AgncS.

Fr. Oddendahl. Was hast du denn da für 'ne Masse Pakete,?

Agnes (Hut und Mantel ablegend). Hab' ich alles eingekauft! Für die Jungens Schulhefte und Bücher, für den Jüngsten ein Steckenpferd und 'ne Trompete . . .

Fr. Oddendahl «M « die Ohren ,u). Allmächtiger Gott! Eine Trompete!

Agnes ... für den Hauslehrer paar Krawatten und für meinen Mann schöne warme Unterhosen.

Fr. Oddendahl. Schon gut, schon gut! Ich brauche doch nicht die intimsten Toilettengeheimnisse deines Mannes zu erfahren! cspiiz.) Gibst ein bißchen viel Geld aus, liebe Agnes!

Agnes. Findest du? . . . Die ganze Geschichte kostet 32 Mark 30, und da habe ich noch 'ne wundervolle Prämie dazu bekommen: einen Band Gartenlaube aus dein Jahre 1864! . . . Übrigens, liebste Mama, was geht dich das eigentlich an, ob ich Geld ausgebe?

Fr. Oddendahl. Man kann, weiß Gott, nicht mehr ein Wort mit dir sprechen, ohne daß du gleich pikiert bist! Ich bin doch schließlich noch deine Mutter und werde wohl noch das Recht haben, dich zu ermahnen, daß du nicht über deine Verhältnisse lebst!

Agnes cgemiiilich). Dieses Recht, liebe Mama, hat nur mein Mann!

Fr. Oddendahl cstch aufrichten«. Und ich nicht?

Agnes cwle °bm>. Nein! Was kümmerst du dich um mich? Kümmerst du dich darum, ob unsere Ernte gut oder schlecht ausfällt, oder ob wir Hagelschaden haben! Kümmerst du dich darum, ob eine Scheune abbrennt, wie mir Milch und Butter und Obst verkaufen oder ob das Vieh gedeiht?

Fr. Oddendahl. Ich werde mich nächstens telegraphisch nach dem Befinden eurer Kühe und Schweine erkundigen! . . .

Agnes cstar«. Kümmerst du dich darum, ob meine Kinder gedeihn?

Fr. Oddendahl. Ich schicke ihnen doch zu Weihnachten und zu jedem Geburtstage etwas!

Agnes cher«. Ganz recht! Da kommen die Pakete aus den Geschäften: „im Auftrage der Frau Senator Oddendahl". (Pause,,

Fr. Oddendahl csteht °m). Ich fühlte mich heute Morgen seit langen Jahren ein wenig erholt: wenn wieder ein furchtbarer Rückschlag eintritt, trägst du allein die Verantwortung dafür!

Agnes l,°mig). Die werde ich zu tragen wissen!

Fr. Oddendahl cl>n» ab).

Fünfte Szene.

«gne« - Beate.

Beate <dnrch die Mitte,. Wahrhaftig um jede Lappalie wird man ans Telephon gerufen! ... Ah! du hast dich wohl wieder mit Mama gezankt?

Agnes (geht erreg, umher). Wenn Papa nicht wäre, ich würde wahrhaftig noch beute abreisen; ich paffe nicht hierher!

Beate. Das habe ich dir vorgestern gesagt! da wolltest du es nicht glauben!

Agnes. Und es ist auch nicht zu glauben, daß ich hier eine Fremde geworden bin!

Beate <achsel,uckend> Bielleicht deine Schuld!

Agnes. Meine Schuld? ... In diese ganze lächerliche und erbärmliche Komödie, die ihr hier aufführt, paffe ich freilich nicht! . . . Weiß es der liebe Gott, am liebsten würde ich meinen guten Bater am Arm packen und ihn mit zu mir nehmen! cm,, starkem smichiub., Und ich tue es auch! Er hat jetzt genug für euch gesorgt und gelebt . . . jetzt soll er mal für sich sorgen und für sich leben!.. . «ou Zorn., Mag aus euch werden, was will!

Beate. Du tust ja gerade so, als ob mir alle dem Untergange nahe wären!

Agnes. Das seid ihr auch, weis; es der Himmel, das seid ihr! Jeder von euch in seiner Weise!

Beate. Ich weiß ja, wie du über mich denkst! Ich weiß es und werde es zu tragen wissen!

Agnes. Tu', was du willst! cKur,e Pause, sie will gehe», dann dreht sie sich

um, weich und warm., Beate! Trotz alledem! Brauchst du jemals im Lebeil Rat oder Hilfe . . . komm zu mir! Ich will dir beistehen, ich will . . .

Sechste Szene.

Borige. Brockmann ,von rechts mit Aktenmappe». ,

Brockmann. Guten Tag, gnädige Frau ... ist der Herr Senator vielleicht hier?

Agnes. Nein!

Brockmann. Ich habe den Herrn Senator wichtig zu sprechen, und ich glaubte, ihn vielleicht hier zu finden . . .

Beate <an°m,ig,. Herr Broömann, ich bin auch hier!

Brockmann cer,,st und frostig). Guten Tag, Fräulein Oddendahl!

Beate «acht,. Mein Himmel, Sie seien mich ja an, als ob Sie mich vor Gericht fordern wollten!

Agnes. Nehmen Sie doch Platz, Herr Brockmann!

BrockllliailN < will sich entfernen,.

Agnes, üb Sie nun unten in den Bureaus auf Papa warten oder hier, ist doch ganz gleichgültig!

Beate. Aber ich will nicht stören in diesem anmutigen und gefährlichen Tste-ä-Tete! Nimm dich vor dem in acht ... vor diesen: berüchtigten Don Juan! (Nach link«,, Gute Unterhaltung! c»b,,

Brockmann (folgt ihr mit de» Auge» bi« zur Türe).

Agnes. Mein lieber alter Freund — so darf ich Sie ja nennen? — es freut mich, daß ich Sie endlich einmal allein sprechen kann; hätten mir uns hier nicht zufällig getroffen ... ich hätte Sie aufgesucht!

Brockmann. Was wünschen Sie von mir, gnädige Frau?

Agnes. Wollen Sie offen zu mir sein?

Brockmann. Ich wüßte nicht . . .

Agnes, Keine Ausflüchte, Herr Brockmann! Ich muß mit Ihnen sprechen wegen meines Vaters! Glauben Sie ja nicht, daß mich Neugierde dazu treibt, mich treibt nur Angst! Mein Vater macht mir schwere Sorgen. Die Veränderung, die ini letzten halben Jahre mit ihm vorgegangen ist . .. hier im Hause sieht man sie nicht ... ich sehe sie! Ich habe ihn als einen blühenden, stolzen, aufrechten Mann verlassen, und ich finde ihn wieder vergrämt und unsicher und gebeugt! . . . Und wenn ich auch vielleicht mit zu ängstlichen Augen sehe. . . wenn ich mich vielleicht doch täuschen könnte ... die Lampe, die die ganze Nacht in seinem Arbeitszimmer brennt ... die täuscht mich nicht! . . . Hat er Sorgen?

Brockmann (schweigt,.

Agnes. Hat er Sorgen? So antworten Sie mir doch, Herr Brockmann, ich bitte Sie, ich bitte Sie inständig! Brockmann u°ngsam >md sch»»r). Er hatte Sorgen! Agnes («««. Und die sind jetzt gehoben? Brockmann. Ja! Agnes. Seit wann? Brockmann. Seit gestern! Agnes. Also eine Krisis? Brockmann. Ja! « Agnes. Und die ist glücklich vorüber? Brockmann. Sie ist vorüber!^ Agnes. Aber so freuen Sie sich doch!

BrockmaNN (schweig,).

Agnes. Sie sind ein närrischer Kauz!

Brockmann (WM stch,um Sehen wenden). Der Herr Senator scheint doch nicht zu kommen!

Agnes. Bleiben Sie hier, Herr Brockmann, (bestimmt) Sie werden mir jetzt alles sagen!

Siebente Szene.

Agnes. Brockmann.

Brockmann. Nein! . . . Solange ich in diesem Haufe bin, begehe ich keinen Vertrauensbruch! . . . Und wenn ich es verlassen haben werde, ebenso wenig!

Agnes Achter). Nun, das mit dem „verlassen" hat ja Gott sei Dank noch gute Wege!

Brockmann. Ich gehe noch heute!

Agnes (atimios). Herr Brockmann? ^

Brockmann. Um dem Herrn Senator das zu sagen, dazu bin ich hier!

Agnes centsetzt). Mein Gott, was . . . was treibt Sie denn zu diesem Schritt?

BroAmann cm««. Das ist meine Sache!

Agnes. Und Sie wollen mir die Gründe nicht nennen? Unter keiner Bedingung?

Brockmann. . Unter keiner Bedingung!

Agnes. Aber doch meinem Vater?

Brockmann. Das hängt von Umständen ab!

Agnes cumhergehend in grober Unruhe). Wie lange sind Sie jetzt im Hause?

Brockina nn. In den nächsten Tagen werden es vierzig Jahre!
Agnes. Und da wollen Sie wirklich gehen?
Brockmann. Ich passe nicht mehr hierher!

Agnes (schnell und unbedacht). Sie auch nicht? ... (Sie hält erschrocken ein.)

Mein lieber Freund, verlassen Sie meinen Vater nicht ... ich bitte Sie!
Brockmann. Ich gehe!
Agnes. Und das wollen Sie ihm jetzt sagen?
Brockmann. Ja!

Agnes ierregt). Dann werden Sie mir wohl erlauben, dafz ich dabei bin?

Brockmann. Ich habe Ihnen nichts zu erlauben! Sie sind hier zu Hause!

Agnes (erregt). . . . damit mein Pater in diesem schweren Augenblick wenigstens mich zur Seite hat! ,

Brockmann (bwer>. Befürchten Sie nichts! Er wird den Verlust verwinden!

Achte 5>zene.

Vorige. Oddendakl durch die Mitte'.

Oddendahl (tritt rasch ein. Gang und Bewegungen sind elastisch, er geh, aufrecht, Stirn und Haiwng sind,u«rflchti,ch>. Ah, Brockmann, da sind Sie ja! ... . Gleich für Sie! . . . Tag, liebes Kind, na, wie geht's? Ich hatte in den letzten Tagen so viel zu tun ... es waren so viele und wichtige Dinge zu erledigen, daß ich wahrhastig keinen Augenblick für dich übrig hatte . . . Sitzungen, Konferenzen . . . außerordentlich schmierige und zeitraubende Verhandlungen . . . frage nur den da ... ich war kaum einen Moment in den Bureaus und habe sogar Brockmann nur telephonisch meine Weisungen geben können. Aber jetzt kann ich wieder ein wenig aufatmen! . . . (Sr wirft sich in einen Sessel.) Du siehst mich so . . . wie soll ich sagen? . . . so erstaunt an? (He,,er.> Habe ich mich denn so verändert?

Agnes. Du siehst so erfrischt, so erholt aus. So wie nach einer schweren Krankheit genesen!

Oddendahl. Ja, was nicht.so eine Nacht ruhigen Schlafes macht! (Sich umwendend) Na, Brockmann, was bringen Sie inir? (Seiler) Sag' mal, mein Kind, beabsichtigst du, hier zu bleiben? Was wir beide, der alte Querkopf da und ich, zu verhandeln haben, ist nicht übermäßig amüsant . . . trockene Berichte, Zahlen, Korrespondenzen. Dispositionen ... du wirst dich langweilen!

Agnes (letzt sich und nimmt eine Zeitung, in der sie dann Icheinbar liest'. Ich habe gerade nichts Besseres zu tun!

Oddendahl. Ganz, wie du willst! Geheimnisse haben mir ja auch nicht vor dir! Also, Brockmann, darf ich bitten?

Brockmann (tritt vor und legt ihm Briefschaften vor).

Oddendahl. Aha, die Konnossemente aus Ceylon . . . und hier die Versicherungspolice . . . Wann wird der Dampfer Southampton anlaufen?

Brockmann. Am dreiundzmanzigsten! (»r «m ihm wieder Papien , Oddendahl (murmelt de» Inhalt des Briese»). Schreiben Sie den Leuten maßvoll, aber energisch, daß mir nicht in der Lage sind, ihnen das Ziel zu verlängern, und unbedingt auf Zahlung drängen müssen.

BrockmaNN (emvsängt diesen Brief und uberreicht ihm einen anderen).

Oddendahl. Ja, ja, ich gebe zu, die Zeiten sind schwer, aber mir müssen allen unseren Verpflichtungen nachkommen. Lehnen Sie das Gesuch ab! . . . Sagen Sie, Brockmann, die „Beate Oddendahl" ist doch gut verfrachtet von drüben fortgegangen? Von wo lauten die Telegramme heut morgen?

Brockmann. Sie ist gestern Nacht 11 Uhr 54 in Madeira gelandet.

Oddendahl. Das Wetter?

Brockmann. Die See ist stürmisch!

Oddendahl. Ein verleufelies Wasser da unten gerade um diese Jahreszeit! .. . Das andere ist alles erledigt?

VrvckmaNN. I«! (Sr schließt die Mappe,)

Oddendahl. Ja, meine gute Agnes, wenn ich meinen alten Brockmann nicht hätte!

Brock mann (bleib, steh«».

Oddendahl (sieht ihn °n). Na. sonst noch etwas?

Brockmann (schwer, mit gesenken Augen). Ich möchte Sie bitten, Herr Senator, mit mir nach den Bureaus hinunterzukommen . . . Odoendahl («««. Was gibt's?

Brockmann c«ie °ben>. Ich will Ihnen das Hauptbuch und die Kassenscl,lüssel übergeben!

Oodendahl (sich j«h umdrehend,. Was soll das heißen?

Brockma nn (entschlossen). . . . Daß ich heute Abend meine Stellung verlasse!

Oodendahl (springt auf). Sind Sie von Sinnen?

Ägnes (folgt in immer wachsender Spannung und Erregung).

Brock mann. Ich bin krank und müde und will gehen!

Oddendahl. Sie sind nicht krank, Vrockmann! Und wenn Sie es wären . . . Sie wi'irden bei Ihrem fanatischen Pflichtgefühl bis zum letzten Atemzuge auf Ihrem Posten bleiben! . . . Weswegen wollen Sie gehen?

Broömann. Lassen wir jede Erörterung, Herr Senator!

Oddendahl (energisch). O ich bitte sehr! Sie wollen mir nach vierzig Iahren den Stulil vor die Tür setzen und wollen mich mit leeren Ausreden absveisen? ?ch soll nicht einmal nach dein Grunde frogen dinfen? <Jn „efer srreg„ng,) Habe ich das um Sie verdient? Daß Sie jetzt in der schwersten Krisis meines Lebens die Flucht ergreifen? Tab Sie mich überfallen? Rücklings? Wo Sie wissen, welchen Kämpfen ich in der nächsten Zeit entgegensehe? Da wollen Sie mich allein lassen? Weil Sie Angst haben, daß das Schiff vielleicht sinken könnte? Habe ich das nm Sie verdient? (Dickt vor ihm) Antworten Sie mir jetzt, Brockmann, Aug' in Auge, Mann zu Mann! Bin ich Ihnen nicht immer ein Freund gewesen?

Brockmann (schlügt die »„gen auf und sieh, Oddendahl trotzig an). Es bleibt

dabei, ich gehe!

Oddendahl (in tiefem Srimm). So gehen Sie!

Brokmann (geht langsam und schwer nach rechts). ,

Oddendahl (liek atmend). Vrockmann, Sie alter trotziger Kerl, wollen Sie mir nicht die Hand zum Abschied reichen? (A„r,e Pause,)

Brockmann (wendet sich um und dann mit erhobenem Hops). Nein!

Agnes (flehend). 5err Vrockmann, Sie sehen ja, in welcher fürchter: lichen Erregung mein Vater . . .

Brockmann (bebend,. Glauben Sie, gnädige Frau, daß ich leichten Herzens gehe?

Oddendahl. Laß das! Mit dem Herrn werde ich allein fertig

werden! (Sr vertritt ihm die Tiir.) Agnes (bleibt stehen).

Oddendahl (ohne lau, ,u werden). Herr Brockmann, die Beleidigung, die Sie mir soeben zugefügt haben, ist so schwer . . . rechtfertigen Sie sich! Ich verlange es von Ihnen! Warum wollen Sie mir Ihre Hand nicht geben?

Brockmann. Ich kann meine Hand geben und verweigern, wem ich will! Ihnen will ich sie nicht geben!

Oddendahl. Warum nicht?

Brockmann. Darauf werde ich Ihnen Antwort geben, wenn mir ohne Zeugen sind!

Oddendahl (otme auf »gm« ,u achten, leise. In furchtbarer Erregung). ZUM letzten

Male: warum nicht?

Brockmann (schwer keuchend und nach «tem ringend). Ich gebe sie Ihnen

nicht, bevor Sie sie nicht wieder gereinigt haben! Agnes. Herr Brockmann! . . .

Brockmann. Erschreckt Sie's? Ich weiß, was ich sage!

Oddendahl (nach wem luvend,. . . nicht gereinigt haben?

Brockmann. ... Bevor sie nicht gereinigt ist von dem Schmutz, mit dein sie seit gestern besudelt ist! (Einfach,) Ich bin ganz allein ... ich habe weder Frau noch Kinder . . . mich liebt niemand ... ich liebe niemand! ... Ich liebe nur eins: das Geschäft! Mit Stolz .... mit Freude! . . . Mein ganzes Herz hing daran! ... Ich habe mich in der Ehre des Hauses gespiegelt . . . seit gestern ist ein Fleck auf die Ehre des Hauses gefallen . . . dieser Fleck kann nur verschwinden, wenn Sie dem Manne das Geld noch heute zurückzahlen!

Oddendahl (von Grimm,. Also, weil ich etwas unternehme, ohne Sie vorher um Rat zu fragen, wagen Sie es aus gekränkter Eitelkeit . . . weil ich mir von einem Manne helfen ließ, den Sie verachten . . .

Brockmann. Sie verachten ihn ebenso wie ich und ließen sich doch von ihm helfen!

Oddendahl. Also lieber sollte ich zusammenbrechen, als mich von ihm retten lassen?

Brockmann. Ja! Das sollten Sie! Zahlen Sie ihm noch beut das Geld zurück — und wenn Sie es vom Himmel herunternehmen sollten — sonst sind Sie ein verlorener Mann!

Oddendahl (starrt ihn an). Ist das nur noch Haß? . . . Kann das nur noch Haß sein? . . . Kann Haß so weit gehen? . . . Sie kennen meine momentane Lage . . . Sie wissen, daß ich das Geld heute Nicht auftreiben kann . . . und Sie verlangen es doch? (Zr bii« ihn,eft ««„ Brockmann, sagen Sie mir: was winde Ihnen lieber sein? . .. Tab ich das Geld schuldig bleibe und das Haus fortbesteht oder daß ich es ihm unter den ungeheuersten Opfern zurückgebe und daß das Hans noch heute zusammenstürzt?

Brockmann. Daß das Haus noch heute zusammenbricht! Und tun Sie es nicht, dann weiß ich Bescheid!

Oddendahl («emio«. . . . Dann . . . missen Sie? . . .

Brockmann cleise, »bki mit wilder Entschlossenheit,. . . Dann haben Sie auch gewußt, warum Sie das Geld gerade von ihm verlangten!

Oddendahl (immer sass»ng«°sei). Gemußt? .. . gewußt? . . . Was um aller Heiligen willen soll ich denn gewußt haben?

Brockmann (schnell und entsetz,). So sind Sie zu ihm gegangen ... und wußten nicht, daß ... (gm tiefste» Schmiß Oh, Herr Senator, dann . . . dann verzeihen Sie mir! (Srwiu ihm die Hand reichen.)!

Oddendahl (die Hand zunurweisend). Nein! Jetzt will ich sie Ihnen nicht geben, bevor Sie . . . <sr »a<n ihn beim »,m.) Jetzt stehen Sie mir Rede .. . Sie wissen mehr . . . Sagen Sie es mir, ich befehle es Ihnen!

Brock mann <wend« sich »«. Herr Senator, ich . . .

Oddendahl (hinreikend). Sagen Sie es mir, ich flehe Sie an! Ich will vergessen, daß Sie mich beleidigt haben, ich will Sie bitten, wieder mein Freund zu sein, sagen Sie es mir!

Brockmann (murmeln«. Ich . . .ich weiß nichts! . . .

Oddendahl («rockmanns Hand nicht loslassend). Ah! Jetzt keine Ausflüchte! . . .(Immer stürmischer, ohne laut ,uweiden,) Haben Sie Erbarmen >nit mir! Lassen Sie mich nicht mehr im Dunkeln, spannen Sie mich nicht länger auf die Folter . . . Sie sehen ja, daß ich Höllenqualen leide ... bei allein, was Ihnen heilig ist, sagen Sie es mir! Es sei, was es sei! Sagen Sie mir die Wahrheit! (Wxiig.) Ich werde sie zu tragen missen!

Brockmann. Es war unbedacht von mir ... fragen Sie nicht weiter . . . nicht weiter!

Oddendahl (Ihn loslassend, grauenvoll). So schrecklich ist diese Wahrheit, daß Ihnen jetzt der Mut fehlt, sie einzugestehen? («r geht umher.) Mein Gott, was kann es sein? «Zr mu »W vor ihn.) Ist meine Ehre dabei im Sviel? Ist meine Ehre besudelt?

Brockmann. Ihre Ehre ist rein!

Oddendahl («stzlich). Handelt es sich um Gerhard? Hat der Junge dumme Streiche gemacht? . . . Oder gar mehr? Hat er meinen Namen mißbraucht? . . . Meine Ehre! ... meine Ehre? . . . (Mi, furchtbarer

Gefaßtheit, ohne laut p, werden.) Brockmann! (mährend er ,nm Schreibtisch geh,) ich bitte Sie zum letzten Male, oder . . . (er öffne, ihn und nimm, einen Revolver herau« oder

ich schieße mich hier vor Ihren Augen tot!

Agnes (stürz, ,u ihrem Bater). Pater! (Pause.)

Brockmann (keuchend, leife,. Fragen Sie ... Ihre Tochter . ..die . . . Beate!

Oddendahl (murmelnd). Tie . . . Beate?

Brockmann (wie °ben>. Die soll es Ihnen sagen!

Oddendahl <°erf,and„itio«. Sie ... soll es .. . mir sagen?

Brockmann <skhabwendend). Ich . . . kann es . . . nickt!

Oddendahl (starrt Brockmo,», einen Moment an. dann stürzt er auf ihn zu, keuchend!. Widerrufen Sie! Widerrufen Sie! Sprechen Sie mir nach: ich bin . .. ein . . . Verleumder ... ein elender . . .

Brockmann «eise,. Ich bin ein . . .

Oddendahl (gurgelnd,. Verleumder . . .

Brockmann («an, i°iie>, Verleumder . . .

Oddendahl (sich aufbäumend,. Nein! Sie haben lügen nicht gelernt!. . . Welcher Teufel hat Ihnen das gesagt?

Brockinann «eise,. Niemand! ... Ich habe sie gesehen! . . .

Agnes. Herr Brockmann, haben Sie Erbarmen!

Oddendahl. . . Gesehen . . . gesehen . . . Was . . . was?

Brockmann (Kise>. Hinein-und hinausschlüpfen aus seinem Hause . . .

Oddendahl. . . Aus seinem Hause? . . .

Brockmann. . . Viele Male . .. durch Zufall . . . weil ich da in der Nähe wohne. . .

Oddendahl. Sie . . . Sie haben sich geirrt!

Vrockmann. . . Sie mar gut vermummt. ..

Oddendahl. Sie müssen . . . müssen sich geirrt haben! . . .

Brockinann. Es nützt kein Leugnen mehr; . . . Sie mar es . . . und wenn der Himmel über mir einstürzen würde . . . sie war es!

Oddendahl (ergreift mit der linken Hand Agn«' «IM, auf den er sich stutzt, mil der rechten bedeck, er die Augen, murmelnd,, O MSM Gott . . . MSM Gott! (Er droht ,u sinken! tiese lange Pause; dann erwacht er wie aus einem schrecklichen Traum) Nicht wahr . . . du

bist meine Tochter Agnes?

Agnes (schmiegt sich an ihn,. Vater! Väterchen!

Oddendahl (grauenvoll murmelnd,. Wer . . . ist . . . der Mann da?

Agnes. Lieber, lieber Vater, komm doch zu dir!

Oddendahl (starrt verworren in« Weite,. Die Beate . . .

B rockmann (In tiefem Schmer». Erfahren mußten Sie es ja doch einmal . . . besser jetzt, Ivo Sie noch Ihre Ehre und die Ehre des Hauses retten können!

Oddendahl (murmew. Die Beate . . .

Brock NI «NN (wendet sich,um Sehen,,

Oddendahl (sammelt sich langsam und richtet sick, auf). Bleiben Sie! Sie werden diese grauenvolle Anklage vor meiner Tochter Beate selbst miederholen!

Brockmann. Lassen Sie das, Herr Senator, es ändert an der Sache nichts!

Oddendahl. Du kennst deine Schwester von Jugend auf! Sage ihm, daß er sich irrt! Daß es nicht möglich ist!

Agnes (die »uge» niederschlagend,. Es ist . . . (sie stock,, nicht Möglich!

Oddendahl. Rufe sie! ... er soll sie um Verzeihung bitten!

Agnes (schweig,,.

Oddendahl. Rufe sie!

Agnes Nkise) . .. Jetzt nicht!

Oddendahl (befehlend). Ich will sie sehen! Rufe sie!

Agnes <nch abwendend) . . . jetzt . . . darfst du sie nicht sehen!

Oddendahl (starrt sie««. langsam, ... Ich darf sie nicht sehen? ... so glaubst du auch an ihre Schuld?

Agnes bebend,. Ich . . . glaube nicht ... an ihre Schuld!

Oddendahl. Ich verstehe! («usschlu>s,e»d. Kis« Oh! ... das trifft mitten ins Herz! (Pause; dann ruhig und gefaßt.) Ich habe noch eine Bitte an Sie zu richten ... ich erwarte den Herrn hier zu einer geschäftlichen Unterredung ... bei der sollen Sie dabei sein . . . damit Sie sehen, daß Sie mir unrecht taten!

Brockmann («schmer,,. Das weiß ich jetzt! (Pause., Wann darf ich Ihnen die Schlüssel übergeben?

Oddendahl. Die Schlüssel bleiben in Ihren Händen!

Brock mann (gehtauf ihn ,u und streckt ihm in tiefem Mitleid stumm die rechte Hand entgegen!.

Oddendahl. Erst . . . (als ob er sich in furchtbarem Abscheu die Hände säubert)

muß sie wieder gereinigt sein.

Brockmann (langsam recht, ab,.

Neunte ^>zene.

Lddcndalil. AgneS.

Oddendahl (umhergehend,. Kann ich niir einen Vorwurf machen?

Agnes. Nein, Vater, du nicht!

Oddendahl. Habe ich nicht alles getan, um ihr das Leben leicht zu machen?

Agnes. Ja, zu leicht!

Oddendahl (bleibt stehen,. Habe ich sie nicht vor jeder Gefahr zu schützen versucht? Ist es denn möglich, daß sich mein Kind so weit verliert? War es nur Leichtsinn? nur gedankenloser Leichisinn von ihrer Seite? gewissenlose Verführung von seiner Seite? Hat sie sich blenden lassen von seinem Äußeren, seinem Reichtum? nur verleiten lassen von seinen Schmeicheleien? . . . Nein, das kann es nicht sein ... die ist sie gewöhnt . . . Also mar es Liebe! .. . die erste Liebe, die um so heißer, um so stürmischer ist . . . die große furchtbare Leidenschaft ... die nicht nach dem Morgen fragt, weil das Heute so schön ist! ... der ist sie willenlos erlegen! . . . Dann kann ich ihr auch verzeihen! . . . Ein Mädchenschicksal! ... Es ist unsäglich traurig, aber ich werde darüber hinwegkommen! . . . Warum liebte sie ihn? Gerade ihn? . . . Ist er so schön, so glänzend, so verführerisch? „Warum?" Müßige Frage! Sie liebte ihn! . . . (»r bleibt stehen.. Und dennoch: wenn es Liebe war, warum sagte sie es mir nicht? . . . Habe ich ihr je im Leben eine Bitte abgeschlagen, selbst, wenn es eine Torheit war? Fürchtete sie den Unterschied der Verhältnisse, der Tradition, der Anschauungen? . . . Fürchtete sie meine Abneigung gegen ihn? ... sie kennt mich, sie mußte missen, daß ich ihr schließlich doch ihren Wunsch erfüllen würde, wenn sie mir gezeigt hätte, daß ihr Herz da'an hängt? . . . Hatte sie nicht den Mut, zu kämpfen? . . . Warum sprach sie nicht? . . . Warum vertraute sie sich niemandem an, nicht dir, nicht ihrer Mutter? . . . Warum mußte sie sich wegwerfen und sich und uns alle mit Schande Überläufen? . . . Oder wollte sie sich auf diese Weise mein Jawort erzwingen? . . . <«»?. wollend, °bn Klst., Warum sprach sie nicht? . . . Und: (er blei« stehen) Was nun?

Agnes. Was willst du tun?

> Oddendahl. Ich will sie sprechen!

Agnes. Jetzt noch nicht, liebster Vater, jetzt noch nicht!

Oddendahl. Ich will sie nicht verdammen, ohne sie zu hören! . .

Fürchte nichts, ich werde ruhiq bleiben! (Man hör, aus einem entfernten Zimmer a,,f dem »lavier eine Snanßsche Walxrmelodie spielen.) Spielt sie da?

Sinnes. Ja!

Oddendahl. Rufe sie!

Agnes. Darf ich dabei sein? Glaube mir, es ist besser!

Oddendahl. Schon gut, schon gut! Rufe sie!

Agnes lgeht ,ur rechten Tür; in demselben Augenblick)

Friedrich. Herr Direktor Steinharter! csleib, «n der T»r stehen, Pause, i»

der sich

Agnes leinige Schrine zurück,u Oddendahl, leise und schnell). Wirst du ihn empfangen?

Oddendahl cnach kurzer Überlegung). Mir bleibt keine Wahl und keine Zeit! . . . Sorge dafür, daß ich nicht gestört werde!

Agnes (leise,. Liebster Vater, ich bitte dich: beherrsche dich! Laß dich nicht vom Zorn überwältigen!

Oddendahl. Sei unbesorgt! Hier heißt es aufbauen und nicht niederreißen! . . . czu Friedrich,, Ich lasse den Herrn bitten!

Friedrich c°°).

Zehnte Szene.

Friedrich durch die Mitte. »«igt.

Elfte Szene.

Borige ohne Friedrich.

Agnes (druckt Ihrem Baier die Hand und geht schnell recht, ab).

Zwölfte Szene.

eddeudakl. Steinkart« <durch die Wille,. «Während dieser Szene Ist au» der Ferne Klavierspiel bald deutlicher, bald schwächer vernehmbar.,

Steinharter «ritt ein und verbeugt sich sehr höflich,. Herr Senator, ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich mich eine Viertelstunde über die vereinbarte Zeit verspätet habe, aber, Sie merden's aus Erfahrung wissen, wir alle sind nicht Herren, wir sind Sklaven unseres Geschäftes.

Oddendahl. Ich bitte Sie, Platz zu nehmen.

Steinharter. Ich danke verbindlichst! csr se« s«.,

Oddendahl bleibt stehen,. Hätten Sie sich nicht, wie wir verabredet hatten, zu mir bemüht, so märe ich in der nächsten Viertelstunde bei Ihnen gewesen, denn ich habe mit Ihnen noch Wichtiges zu besprechen.

Steinharter. Ich stebe ganz zur Verfügung, trotzdem ich annehmen mußte, daß nach den Abmachungen, die mir getroffen hatten und die jn von Ihnen ausdrücklich gutgeheißen wurden ... daß nun alles nach Ihren Wünschen geregelt sei?

Oddendahl. Nicht alles! (Er geht umher, dann bleib, er stehen.) Herr Direktor Steinharter, verzeihen Sie, daß ich einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit für meine Person in Anspruch nehme? ...

Steinharter. Wenn Sie mich dieses Vertrauens würdigen wollen, Herr Senator, ich weiß die Ehre vollauf zu schätzen.

Oddendahl. Die Ehre! Da sind wir schon bei der Sache. Sehen Sie, ich bin aufgewachsen in der Zucht eines Vaters, dem Ehre und Atmen untrennbare Begriffe waren. Ich bin aufgewachsen in einein Hause, welches — ich kann das ohne Übertreibung und mit Stolz sagen — das Sinnbild der Ehre war. Ich habe die Lehren, die ich da empfangen habe, und die Vorbilder, die ich da vor mir gesehen habe, in mich aufgenommen und habe sie zur Richtschnur meines Lebens gemacht. Selbst meine Feinde — und ich habe wohl auch welche — iverden dies zugestehen. Ich habe niemals eine Handlung begangen, die ich nicht vor meinem Gewissen hätte verantworten können, ich habe mich glücklich gefühlt in dem Bewußtsein, meine Pflicht zu tun! Ich habe niemals in meinem ganzen Leben einem

Menschen wissentlich etwas Böses zugefügt . . . <Jn tiefster Erschütterung, ab« leise.)

Herr, was tat ich Ihnen, daß Sie mir mein Kind zugrunde richteten? Steinharter (vom Stuhle aufschnellend). Ah!

Oddendahl (bebend, aber sich bezwingend). Was tat ich Ihne«?

Steinharter cruhig,. Herr Senator ... ich verstehe Sie nicht!

Oddendahl (vor ihm stehend). Sie verstehen mich nicht?

Steinharter. Herr Senator, bevor Sie weiter sprechen . . Sie scheinen im Begriff zu sein, mir Mitteilungen vertraulicher Natur zu machen, verfängliche Mitteilungen, die nicht für mich bestimmt sind?

Oddendahl. Die nur für Sie bestimmt sind! Was tat ich Ihnen, daß Sie mir meine Ehre raubten? Was gab Ihnen das Recht, so niedrig. so verächtlich von mir zu denken, daß Sie meine Bitte erfüllten, die ich ahnungslos an Sie richtete?

Steinharter (Kl,,. Herr Senator, zum letzten Male: Sie richten Ihre Vorwürfe an eine falsche Adresse. Ich wiederhole Ihnen das in aller Ziuhe und mit aller Bestimmtheit! Und ich erlaube mir hinzuzufügen, das; Sie mir in recht unerwarteter Weise den Dank abstatten für meinen Dienst, den ich Ihnen nicht antrug, sondern um den Sie mich gebeten haben! (Kurze Pause.,

Oddendahl. Sie kennen meine Tochter Beate nicht?

Steinharter. Nein! Ich habe nicht die Ehre!

Oddendahl. Sie sind ihr niemals im Leben begegnet?

Steinharter. Niemals!

Oddendahl. Und darauf geben Sie mir Ihr Ehrenwort?
Steinharter. Darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort!
Oddendahl «eisc und bebend,. Herr, Sie sind ein . . .

Steinharter <richtel sich auf-, sie stehen sich einen Moment Aug' in «uge gegenüber! kurze Pause,,

Steinharter. Ist das . . . Verhör jetzt zu Ende?
Oddendahl. Nein!

Steinharter. Ich aber verzichte auf das zweifelhafte Vergnügen,

dieses Ende abzuwarten! (Sr will mit kiihler Verbeugung ,ur Mitteltnre,, Oddendahl (vertritt Ihm die Tiir. leise,, Sie bleiben!

Steinharter (eisig,. Was beliebt noch?

Oddendahl. Und wenn ich meine Tochter Beate jetzt hierher rufe? Steinharter (eisig,. So wird es mir ein Vorzug sein, die Be« kanntschaft dieser verehrungsmüroigen jungen Dame zu machen!

Oddendahl lschliebt die Mitten«! ab, dann geht er an den Schreiblisch, auf den Aiines den Revolver gelegt hat. und nimmt ihn i» die Hand!.

Steinharter ,i>°lt uchelnd,. Hahaha! Glauben Sie, daß Sie mich damit ins Bockshorn jagen? Ich habe 'mal in einem Theater ein recht effektvolles Drama gesehen, in dem ein Vater den Verführer seiner Tochter niederschießen wollte. Die Situation war ungefähr die gleiche. Nur mit dem Unterschiede, daß der der Verführer war und daß Sie, Herr Senator, Ihre Schießfertigkeit an einein Unschuldigen erproben wollen!

Oddendahl (mit dem Revolver ruhig). Herr Direktor Steinharter, Sie sagen mir jetzt die Wahrheit, oder Sie verlassen dieses Zimmer nicht mehr lebend!

Steinharter. Glauben Sie etwa, daß ich die Flucht ergreifen oder um Hülfe rufen werde? . . . Schießen Sie mich nieder! . . . Aber überlegen Sie es sich vorher noch einmal! . . . Mit diesem Gewaltmittel schaffen Sie mich aus der Welt, nicht aber die Dokumente, in denen Sie mit Ihrer eignen Unterschrift über die empfangene Summe quittierten! Und so bliebe nur die eine ungeheuerliche Erklärung für Ihre Tat übrig, daß Sie sich eines unbequemen Gläubigers entledigt haben! Und dafür zahlen die Gesetze mit gleicher Münze heim: für den Tod den Tod! (Pause.,

Oddendahl (in einem Siuhl zusammensinkend, leise). Was soll das werden? . . . was soll das werden?

Steinharter (mit eisig« »»hei. Würden Sie die Güte haben, jetzt die Tür wieder aufzuschließen?

Oddendahl (springt aus, übermalend, ohne laut ,u werden). Haben Sie doch

Erbarmen.'mit mir! helfen Sie mir doch aus diesem Jammer! Ich will Sie ja nicht anklagen, ich will Sie ja nicht zur Rechenschaft ziehen! . . . . Nur helfen Sie mir, diesein Grauen ein Ende zu machen, helfen Sie mir zu dem einzig möglichen Abschluß! Ich bitte Sie... ich flehe Sie an . . . sagen Sie mir die Wahrheit?

Steinharter (ruhig, aber ohne schroffe KSlte). Herr Senator, ich bedauere, Ihnen diesen Gefallen nicht erweisen zu können. Und ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern, daß ich Ihnen mein Ehrenwort gab!

Oddendahl (fiebernd). Und nichts könnte Sie bewegen, die Wahrheit einzugestehen?

Steinharter. Das wäre in diesem Falle eine Unwahrheit!

Oddendahl. Und — ich spreche jetzt nicht von Ihnen und mir — nichts könnte Sie in einem ähnlichen Falle bewegen, nicht Mitleid, nickst Erbarmen, nichts? . . . nichts?

Steinharter. Das ist wohl eine müßige Doktorfrage, über die ich noch nie so recht nachgedacht habe. Aber ich denke mir wohl. . . käme ich in eine solche Situation . . . keine Macht der Erde könnte mir das Geheimnis entreißen!

Oddendahl. Sie zwingen mich zum Äußersien: meine Tochter selbst hat es mir eingestanden! Daß sie in Ihrem Hause war: viele Male! Leugnen Sie noch?

Steinharter (seine Fassung verlierend, stamxsl ärgerlich mit dem Fuße auf).
Oddendahl (tritt mit den Sünden aus dem Niicken vor ihn hin). Leugnen Sie

noch?

Steinharter (ruhig und iMich). Herr Senator, ich bitte Sie um die Hcind Ihres Fräulein Tochter!

Oddendahl (aufatmend). Ich willige ein! «Kurze Pause,)

Steinharter. ^ Wann darf ich mit Ihrem Fräulein Tochter sprechen?
Oddendahl. Sofort! (Cr ninM,)

Dreizehnte özene.

Vorige. Friedrich durch die Mitte.

Oddendahl. Rufen Sie Fräulein Beate!
Friedrich. Zu Befehl! «Line? ab.)

Vierzehnte özene.

eddendalil. Steinharter.

Steinharter. Herr Senator, glauben Sie nicht, daß es richtiger wäre, wenn ich mit Ihrem Fräulein Tochter allein spräche?

Oddendahl. Sie haben recht! lZeinen Srimm unterdrückend., Ich will sie erst sehen, wenn auch d»s vorüber ist!

<DaS »laviersxiel, eine rauschende, lustige Tanzmeise, ist letzt sehr deutlich vernehmbar,)

Fünfzehnte özene.

Vorige, Friedrich.

Friedrich. Das gnädige Fräulein wird in wenigen Minuten erscheinen!

Steinharter (sich Mich gegen Oddendahl, der ,ur rechten Tlir geht, verbeugend). Ich

werde warten!

(Vorhang)

Vierter Aufzug.

Dieselbe Szenerie.

Der »inte Auszug Ichliebt sich unmittelbar an den dritten an; beim Ausgeben de» Vorhangs verstummt das Klaviersxiel mit emem glänzenden Lau', Steinharter geht langsam durch» Zimmer; man HSrt lin» rlirenklappen, dann BeatenS trällernde lustige Stimme, die linke TSr wird geöffnet.

Erste Szene.

Steinhart«. Beate.

Beate (in der offene» Inr). Papa, du hattest Sehnsucht nach mir?

.... <Zu Tode erschrocken, aieml« und leise.) Allmächtiger Gott, was willst

du hier?

Steinharter. Fräulein Beate . . .

Beate «eise,,nd schnell). Was soll das? . . . <Z°r»,g.> Was soll das?

Steinharter (ruhig). Fräulein Beate, ich kenne die Gründe nicht, welche Sie veranlaßt haben, Ihrem Herrn Vater Mitteilungen zu machen, die . . .

Beate. Ich? Bist du von Sinnen?

Steinharter. Hm! ... Also doch überrumpelt!

Beate. Wer hat uns verraten? Wer? ... ich könnte ihn mit kaltein Blut erwürgen!

Steinharter. Aber gleichviel! Ihr Herr Bater ist plötzlich Mitwisser geworden ... ich habe um Ihre Hand angehalten ... das war ja unter diesen Umständen selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich, daß Sie mir Ihre Hand gewähren, um die ich Sie jetzt bitte!

Beate (die ihre Fassung miedergewonnen hat). Ist das wirklich so „selbstverständlich"?

Steinharter. Ich halte es für die einzig mögliche Lösung! Ihr Herr Vater hat eingewilligt und . . .

Beate (sich in einen Fauteuii nxrfend). . . somit wäre ja alles in schönster Ordnung!

Steinharter. Ich hoffe, mein gnädiges Fräulein!

Beate. Ach was! Jetzt keine Koinödie! „Gnädiges Fräulein!" Ich bin wohl plötzlich über Nacht eine Respektsperson für dich geworden! Wir können uns ja vor lauter Hochachtung mit Euer Hochwohlgeboren anreden! Also . . . Euer Hochwohlgeboren wollen mich heiraten! . . . Wirklich so richtig mit Standesamt und elterlichem Segen und Myrtenkranz und Baumkuchen! Und dann lassen mir uns bepredigen: „Wo du hingehst, will ich auch hingehen", und die Orgel rauscht und der Kirchendiener ist für zehn Mark Trinkgeld tief gerührt . . nicht wahr, mein Herzchen, so denkst du dir das?

Steinharter «sehel». Ich muß gestehen, ich hatte noch nicht recht Zeit, über die Details nachzudenken ...

Beate (schaukelt Mi, dem Wiegestuhl,. Na? . . . und die geehrte Familie?

Steinharter. Ich habe bisher nur den Vorzug gehabt, mit deinem Vater zu sprechen. ..

Beate (leicht,. Er wollte dich natürlich töten!

Steinharter gacht unwillkürlich,. Ja, er zeigt entschieden und gar nicht mißzuverstehende Neigung, mich zu meinen Vätern zu versammeln!

Beate. Siehst du, ich habe es dir gleich gesagt! . . . Mama? . . . Paß mal auf, die wird zuerst zu dir kühl fein bis ans Herz hinan, gletscherhaft kühl, ganz Polargegend, ganz Würde und Hoheit, und dann wird sie schmelzen wie Butter in der Sonne ... na ja, du bist ja eine soge^ nannte glänzende Partie! . . . Meine geliebte Schwester Agnes wird niir im Ton einer Frauenversammlung eine donnernde Rede halten über sittliche Verderbnis, Strümpfe stricken und edle Weiblichkeit! . . . Bleibt noch mein Brüderchen . . . der fordert dich natürlich . . . aber sei unbesorgt. . . er schießt nicht!

Steinharter ««cht,. Ich danke für die wohltuende Beruhigung!

Beate. Und somit märe, wie gesagt, alles in schönster Ordnung bis auf die große Szene natürlich, die niir Papa machen wird und um die mich mancher Dramenautor beneiden würde!

Steinharter. Liebste Beate, es ist nicht meine Schuld, daß vertrauliche Dinge ans Licht gezogen wurden, die . . .

Beate. Ach, bitte! . . . daran erinnert ein Gentleman eine Dame nicht! Oder willst du vielleicht noch dafür bedankt sein, daß du nicht geplaudert hast? ... Ist das Menu zur Hochzeit vielleicht auch schon entworfen?

Steinharter. Nein!

Beate. Um so besser! Denn es könnte dabei jemand fehlen: die Hauptperson!

Steinharter (liebenswürdig). Was soll das heißen?

Beate <°°u «nmut>. Das soll heißen, mein geliebter Dummerjahn, daß ich dich nicht nehme!

Steinharter ci»«). Ah?

Beate. Daß ich „nicht die Wege gehen will", die du mir zeigen willst! Wundert's dich?

Steinharter (belustigt). Das allerdings hatte ich nicht erwartet!

Beate. Hattest du nicht erwartet? Mein Freund, du hast ein schlechtes Gedächtnis!

Steinharter (der sich mir mühsam l», Lachen verbeiszy. Ja aber, Beate, jetzt doch mal Scherz beiseite! ... Die Stunde ist doch zu ernst ... sie entscheidet über dein Leben!

Beate. Ach bitte, keine Feierlichkeit! es kleidet dich nicht!

Steinharter. Ja, habe ich dir denn nicht bis jetzt gefallen?

Beate. Ach Gott, du bist ein bildhübscher Mensch, du hast unbedingt den schönsten Schnurrbart meines Lebens, und du bist von einer entzückenden Unverschämtheit! Ich will's dir sogar gestehen, daß ich bis über die Ohren in dich, geliebtes Scheusal, vergafft war! Ich gebe dir sogar zu, du Kältest die meiste Chance gehabt, wenn ich überhaupt je ans Heiraten gedacht hätte.

Steinharter chelterz. Du willst mich also nicht?

Beate <!««). Nein, mein Liebling!

Steinharter. Ja, bin ich denn seit gestern ein anderer geworden?

Beate. Gewiß! Gestern warst du noch mein Sklave, und von heute an möchtest du mein Herr sein!

Steinharter. Na, Offenherzigkeit kann man dir nicht absprechen!

Beate. Würde es dir lieber sein, wenn ich dich jetzt belügen würde? Ein anderes Mädchen in meiner Lage würde dir höchst wahrscheinlich in die Arme sinken, tief gerührt von deiner Hochherzigkeit, und würde Dankgebete zum Himniel schicken für ihren Netter aus Gefahr und Not! Ich aber bedaure, ich kann mich dazu nicht aufschwingen, oder, sagen wir richtiger, erniedrigen! Ich sage dir nicht allein keinen Dank, sondern, mein hoher Herr, ich verlange ihn von dir! Dank für meine bezaubernde Offenherzigkeit! ... Ich bin eine Frau, die sich anbeten und vergöttern läßt, die sich aber nicht unterjochen läßt! Dagegen bäumt sich mein ganzes Wesen auf! Nein, mein Bester, einem stärkeren Willen mich fügen müssen .. . dazu habe ich, weiß es der Himmel, kein Talent!

Steinharter ihr immer belustigter folg». Ja, aber, mein Kätzchen . . cer

verbessert sich) NMH Fräulein . .

Beate. Sage nur ruhig: „mein Kätzchen" ... ich habe es gern gehört!

Steinharter. Aber in einer Ehe liegt die Sache doch wohl ein bißchen anders! ... Da gibt doch eins dem anderen nach ... da geht das eine im Willen des anderen auf. . . da sollen Mann und Frau vereint . . .

Beate. I Gott bewahre! Was entdecke ich zu guterletzt noch an dir! Frequentierst du die Kirchen? Das schmeckt so nach Sonntagsnachmiltagpredigt! . . . Oder wo sonst hast du diese wohlfeilen Weisheiten aufgeschnappt? In deinen Odämbrss sspurüslz gewisz nicht?

Steinharter «acht ia„tWeiß es Hott, man kann nicht ein ernsthaftes Wort mit dir reden!

Beate. Ist ja auch gar nicht nötig! Wom denn „ernsthaft"? Wir können ja die Sache in aller Gemütlichkeit besprechen!

Steinharter. Weißt du, Beate, ich glaube, dein kecker Schnabel sagt oft etwas ganz anderes, als dein Herz fühlt! Nur um interessant zu sein, machst du dich oft viel schlechter, als du bist. Denn schlecht bist du, weis; es Gott, nicht, du bist nur ein capriciöser kleiner Nackerl Ja, ja, ich bin fest überzeugt, würde einmal plötzlich etwas Unerwartetes an dich herantreten, etwas, was dich erschreckt und aufrüttelt, so mit einem Wort, der ganze Ernst des Lebens: du würdest ohne Besinnen deine bisherigen Grundsätze über Bord werfen, und aus dem zappligen, wirbligen kleinen Frauenzimmerchen würde eine pflichttreue und ernste Frau werden!

Beate. Würdest du etwa nicht deinen Willen geltend machen und befahlen und poltern?

Steinharter. Aber, Teufelchen, du tust ja gerade so, als ob ich ein Tiger märe, der dich zum ersten Frühstück mit Thee und gebratenem Schinken verzehrt! In einer Che kann doch von einer Unterjochung keine Rede sein, am allerwenigsten, wenn man nch liebt?

Beate (wirst laut lachend den Kopf nach Hinte»), Ach ... ach .. . nein . . . bist

du komisch!

Steinharter. Na, warum lachst du dmn so?

Beate cunter herzlichstem Lachen). Ja ... liebster einzigster, süßester Freund, du wirst mir doch nicht einreden wollen, dast wir uns lieben? (ZK erhalt sich langsam,) Tu hast wahrhaftig schon schlechteie Witze gemacht! Sieh mal, was mich .m dir geführt hat. . .

Steinharter. Ich dachte, wir wollen davon nicht reden?

Beate. Ja, mein Schatz, du darfst es nicht! Ich darf es! Was mich zu dir geführt hat . . . bist du wirklich so eitel, zu glauben, daß es Liebe war?

Steinharter (lellistig,). Eine andere Erklärung würde mir allerdings einige Schwierigkeiten bereiten!

Beate. Grüble nicht weiter darüber nach! Danke mir, daß es so gewesen ist, und ich danke dir! Denn es war doch viel Hübsches und Lustiges und Verschwiegenes dabei!

Steinharter <inErinnerung). Ach ja!

Beate. Also aus Liebe werde ich dir heute nicht an deine schöne Männerbrust sinken! Das wollen wir 'mal festhalten! Nicht wahr, darüber bist du dir doch im klaren?

Steinharter („»«>. Du unterschätzest wirklich mein Auffassungsvermögen!

Beate. Bl>ebe die Vernunft, das Interesse! Bliebe, wenn ich ein Verkaufsobjekt wäre, so ein alter Ladenhüter, mit dem notwendigerweise geräumt weiden müsse wegen vorgerückter Saison!

Steinharter cheum. Was das wieder für Ausdrücke sind!

Beate. Bliebe das Interesse! Das heißt: ich wäre arm wie die elfte Tochter eines Volksschullehrers, ich würde dich nehmen müssen, um versorgt zu sein! Kurz, ich müßte mich an den Meistbietenden versteigern lassen! Aber das habe ich, Gott sei Dank, nicht nötig; Papa hat ja selber Geld genug!

Steinharter dacht). Sehr richtig bemerkt!

Beate. Vielleicht sogar mehr als du!

Steinharter ftbeni«). Aber unbedingt!

Beate. Denn allen Ernstes: dem Vennögen von euch Börsenfürften traue ich nicht reckt! Wie gewonnen, so zerronnen! Während der Besitz eines solchen Handeleherrn, wie zum Beispiel Papa ist, doch viel solider und dauerliafter ist! Das mußt du, wenn du unparteiisch bist, doch zugestehen?

Steinharter (segt sich, au, vollem Halse lachen«. Entschuldige einen Moment ... ich... ich kann nicht mehr!

Beate (von Dr°ier,e). Ach, du bist ein Geldprotz! Also erstens . . . höre dock 'mal endlich auf, zu lachen . . . erstens, mein süßer Junge, will ich dich nicht, und zweitens brauche ich dich nicht zu wollen! Kapiert? . . . Wozu wollen wir uns noch eine Komödie vorspielen? Dazu kennen wir beide uns wohl doch zu genau! Soll ich dir 'mal unsere Zukunft ausmalen? Aber bleibe doch sitzen! Du wirst ja müde werden! Und stecke dir eine Zigarette an, ich kenne ja deine Liebhabereien!

Steinharter. Aber ich bitte dib: hier!

Beate. Du würdest mich natürlich bei dem elegantesten Schneider anziehen du würdest mich mit Schmuck behängen, kurzum, du würdest eine unverschämte Reklame treiben mit deiner biidhübschen jungen Frau! Das würde alles im richtigen Geleise gehen, bis . . .

Steinharter. Na, jetzt bin ich aber neugierig!

Beate. . . / bis dir eine andere besser geMt!

Steinharter. Aber, Liebling, das traust du mir zu?

Beate. Dir? Alles! Aber so treulos wie du würde ich dann auch sein!

Steinharter Ach, das ist doch höchst unwahrscheinlich!

Beate. Unwahrscheinlich? Mein Liebster, das ist sogar ganz gewiß! Zur Strafe dafür, daß du in fremden Revieren jagst, würde ich ganz unbedingt dein mchlfrisie:tes Haupt mit einem staMichen Geweih zieren!

Steinharter. Bestimmt?

Beate. Wie das Amen in der Kirche, oder da der Vergleich dir näher liegt, wie der Sekt bei einem Souper S, 6enx! Und das Ende? (Sie steh, auf.) Und deshalb glaube mir: es ist besser, mir machen heute einen Strich unter die anmutige Komödie, als daß wir später zum Gaudium der lieben Nachbarn eine geschmacklose Tragödie aufführen!

(Sie reicht ihm die s»nd zum Kuß,) Da!

Steinharter. Deinem Widerspruch gegenüber bin ich natürlich machtlos! Aber ... du denkst dir die Lösung der Sache doch leichter, als sie ist! Ich brauche dir nicht zu sagen, daß über meine Lippen nie ein Wort schlüpfen wird, das ...

Beate. Nein, das brauchst du wirklich nicht zu sagen! . . . Man spricht nicht über Selbstverständlichkeiten!

Steinharter. . . . Aber, der Teufel kann zum zweiten Male seine Hand im Spiele haben ... die Sache könnte durchsickern, und dann mär's um deinen guten Ruf geschehen!

Beate. Abah! Die Anständigen würden sagen: „Die beiden haben sich 'mal geliebt!" und die Schandmäuler würden sagen: „Die beiden haben 'mal was miteinander gehabt!"

Steinharter. Aber von einem hast du noch gar nicht gesprochen: von deinem Vater! Ich muß es dir ganz ehrlich gestehen, er hat mir doch vorhin verdammt leid getan!

Beate. Ich verehre ihn sehr! Ich fürchte mich nur nicht vor ihm!

Steinharter. Das sagst du jetzt! Aber . . . steh' mal erst vor

ihm!

Beate. Du kannst ja dabei sein!

Steinharter Na weiter fehlt nichts! Meiner eigenen Sektion

beiwohnen? Der verschmähte Liebhaber, über dessen körperliche, geistige und seelische Defekte verhandelt wird!

Beate. Na na na! Du übertreibst 'mal wieder! Du tust ja gerade so, als ob du dich zum Ehrenmitglied einer Jdiotenanstalt eignetest! Und das muß ich mir denn doch schönstens verbitten!

Steinharter. Aber mache dich auf einen Sturm init deinem Vater gefaßt!

Beate. Ein jeder Sturm verliert mit der Zeit an Kraft! . . . Bist du bös, mein SckM? Verletzt es deine Eitelkeit, daß ich „nein" sagte? Darüber wirst du hinwegkommen! Schnell! Sehr schnell! Beleidigend schnell! . . . Und den guten Nat will ich dir noch mitgeben . . .wenn du mal so ganz müde, so ganz schachmatt bist, wenn du an deinen zweifelhaften Freuden keinen Spaß mehr findest und dir mal der fürchterliche Gedanke kommen sollte: zu beiraten, tue es nicht! Tu paßt zur Ehe ebenso wenig wie ich! Tue es nicht! Es macht sich überdies ganz gut, wenn die Leute sagen: „er hat mal unglücklich geliebt!" So was nennt man charaktervoll! . . . Wirst du noch manchmal an mich denken?

Steinharter. Aber, Kätzchen! Wie kannst du fragen! Na und du?

Beate. Ich werde manchmal so namentlich um die Schummerstunde Sehnsucht bekommen nach dem hübschen lauschigen Nest, aber . . . lsieM« den Kopf zurück) ös MUß sein! (Mit übersprudelnder Lustigkeit,) Löh' wohl «llf ewig,

Heißgeliebterl

Steinharter. Leb' wohl, Diavoletto!

Beate cm« Kbermu«. Nun? Habe ich nicht recht? Ist es nicht entzückend, daß wir uns nicht heiraten? Steinharter. Abschiedskuß! Beate. ^euipi pssssti, varissiW«, tsmpi psssäti! Steinharter (drollig). Beate, ich gehe jetzt!

Beate. Ich erteile dir meinen Segen und erkläre dich für einen Gentleman!'

Steinharter c«, d« «mneM«. Beate ... (lachend) ich gehe jetzt!

Beate. Der Abschied scheint dir ja fürchtbar schwer zu werden!

Steinharter. Weißt du, Beate, du bist trotz aller deiner kleinen Teufeleien doch eigentlich ein entzückendes kleines Persönchen! Ich habe eine glänzende Jdeel

Beate. Jedenfalls neul

Steinharter. Ich werde mich in dich verliebenl
Beate. Du bist kSsilichl

Steinharter. Ich werde dich mit Blumen überschütten, ich werde dir Gedichte machen . . .

Beate. Um Gottes willen . . .

Steinharter. Ich werde um dich werben, aber dieses Mal um dein Herz ...

Beate. Versuch'sl

Steinharter. Wart's ab, mein kleiner Teufel, an Geduld soll es mir nicht fehlen I ^ Steinharter iMiue««.

Zweite Tzene.

Beate, dann Friedrich.

Beate (steht einen Moment vor sich hinllchelnd da, dam, gehl sie zur elektrischen Glocke, dort bleibt sie stehen, gl» od sie sich etwa» iidenegie, dann aber klingelt sie mit einer Bewegung, al» ob sie sagen wollte: »S> muß sei»!")

Friedrich (durch die Mitte).

Beate. Friedrich, wissen Sie vielleicht, wo Papa ist?
Friedrich. Der Herr Senator kommt gerade die Bureautreppe herauf!
Beate. Aha! . . .
Friedrich (Mite ab).

Beate (für fw. Jetzt, Beate, nimm dich zusammen!

Dritte Hzene.

Ldoendalil. Beate.

Oddendahl (von recht,! bebend). Da bist du! (Er sieht sie an. dann In furchtbarem

«rimm.) Geh' mir aus den Augen! Ich kann dich noch nicht sehen!

Beate (wendet sich nach links, «IS sie an der linke» Vir ist)

Oddendahl. Bleibe! . . . Wir haben noch ein Wort miteinander zu sprechen!

Beate cruhig). Ich weiß es, Papa, es soll meine Hinrichtung werden, dann bitte ich schnell und möglichst schmerzlos!

Oddendahl wrnig). Ich verbitte mir diesen Ton! Du stehst hier nicht vor deinesgleichen, du stehst vor deinem Richter!

Beate c°»muttg). So, so! Ich dachte: vor meinem besten Freunde!. . .

Oddendahl (sich »msehen«. Herr Steinharter ist fortgegangen?

Beate. Ich habe ihn weggeschicit!

Oddendahl (sie «rstsndnislo, anstarrend,. Du hast . . . ihm deine Hand verweigert?

Beate (mutig). Ja!

Oddendahl (aus sie zutretend, in vollem Zorn). Bist du denn von Sinnen?

Muß ich dich wirklich daran erinnern, daß du dir selbst das Recht genommen hast, ihn abzulehnen? Du verweigerst ihin deine Hand, trotzdem du ihn liebst?

Beate. Ich? Ich mag ihn gern leiden, und ich gestehe auch gerne ein, daß auch nicht einer von all' den gebügelten und geschniegelten Strohköpfen aus unseren Kreisen mit ihm wetteifern kann an Witz und guter Laune und wirklichem Takt! (Sieht hinter einem Fauteuil. tvoim,, Mein lieber guter Papa! Warum willst du mir harte und grausame Worte sagen, die ich nie mehr im Leben vergessen könnte und die du später ja doch einmal bereuen würdest? Glaubst du, daß dadurch irgend etwas gebessert würde? Ter Schein spricht natürlich vollständig gegen mich! Du hast das Recht, mich anzuklagen, aber ich habe auch das Recht, mich zu verteidigen, nicht wahr?

Oddendahl. Ich will dich nicht ungehört verdammen! Was hast du mir noch zu sagen?

Beate. Meine Schuld gestehe ich unumwunden zu! Aber, ich überliefere mich dir nicht mit gebundenen Händen! Wenn du dir die Mühe nehmen willst, ein wenig nachzudenken: glaubst du nicht selbst, daß ich an meiner Schuld nicht ganz schuldig bin?

Oddendahl. Ich bin begierig zu hören, auf wen du einen Teil deiner Schuld abladest?

Beate. Auf die Verhältnisse, auf die Umgebung, auf das Milieu . . . so nennt man's ja jetzt ... in dem ich aufgewachsen bin!

Oddendahl c,°rnig). Willst du mir vielleicht noch Vorwürfe machen?

Beate. Dir, weiß Gott, nicht! Du konntest dich nicht um M'ch kümmern! , . . «aMMend) Mama! Du lieber Himmel! Die verbrachte ihr Leben auf dem Sofa . . . die hatte immer so viel mit sich zu tun . . . ihr genügte es, wenn ich hübsch aussah, wenn ich recht viel Kotillonbuketts nach Hause brachte und sie im übrigen zufrieden ließ! . . . Gerhard? . . . Den rechne ich überhaupt nicht! Die einzige, die mich mit ihrer gesunden Derbheit hätte zügeln können, märe Agnes gewesen, aber die kam zu früh aus dem Hamsel So bin ich aufgewachsen, trotzdem ich französische und englische Gouvernanten hatte und Klavierlehrer und Gesangslehrer und Literaturlehrer, doch ohne Erziehung, ohne Aufsicht, ohne vSierlichen Rat, ohne mütterlichen Schutz, ohne jeden Halt! . . . So konnte ich zuerst meinen Launen und Passionen und dann meinem Leichtsinn die Zügel schießen lassen!

Oddendahl. Ich will nicht ungerecht sein, es ist manches Wahre daran! Aber du hättest so viel Achtung vor dir selbst haben sollen, daß . .

Beate. Ja, ja, ich weiß schon, was du sagen willst! Lieber Papa, du urteilst von der Höhe deiner Lebenserfahrung und deines Alters! Und ich? Ich bin zwanzig Jahre! Ich habe es getan, weil ich jung bin und leichtsinnig und vergnügt, weil die Sonne scheint und mich das Leben freut und weil ich Hunger nach dem Leben habe! Du denkst dir nun gewiß, daß Himmel und Erde einstürzen werden ob meiner Greueltat, daß du und dein Name und deine Ehre geschändet sind fürs ganze Leben? . .

Oddendahl cilammend). Jawohl! Beschmutzt hast du meine Ehre, besudelt hast du sie und mit Füßen getreten!

Beate. Kannst es mir schon glauben: die Mädchen aus unseren Kreisen naschen oft von verbotenen Früchten ... nur nicht die Häßlichen, weil denen die Früchte zu hoch hängen! Die Väter tun das Klügste . . sie drücken beide Augen zu und vermeiden jeden Skandal!

Oddendahl. Und da du mich in diese Notlage versetzt hast, wirst du Herrn Direktor Steinharter heiraten! ... Ob du glücklich wirst oder unglücklich ... das kommt nun leider nicht mehr in Frage ... du hast freiwillig den ersten Schritt getan, jetzt wirst du unfreiwillig den zweiten Schritt tun müssen! Denn soweit sind mir denn doch noch nicht, daß du als herrenloses Gut zu betrachten wärst! Du hast mir gesagt, daß in der Welt, in der du bisher gelebt hast, man andere Begriffe von weiblicher Würde hat! Das mag sein und mich geht's nichts an! <«°a Energie.) In der Welt, in de? ich lebe, in dem Hause, in dem ich befehle, herrschen noch Sitte und Ehre! Und danke mir, daß ich dir befehle, den Mann zu heiraten! Was dir jetzt als Zwang erscheint, wirst du später als Wohltat empfinden! Ich will dich davor schützen, daß du dir selbst die allerschwerste Strafe auferlegst, den Kampf mit deinem Gemissen! Denn, wenn du -auch jetzt in deinem Leichtsinn, in deiner moralischen Farbenblindheit glaubst, dich über alles hinwegsetzen zu können, über alle Schranken, die die Gesellschaft zu ihrem eigenen Schutz gezogen hat: die Siunde müßte kommen, wo dein Gemissen erwacht, wo du bereust, wo du ins Leere blickst, ohne Halt und ohne Hoffnung! Die Stunde müßte kommen, in der es dir klar würde, daß du das verloren hast, ohne das kein Mensch leben kann: die Selbstachtung! Und deshalb grolle mir nicht, sondern danke mir, daß ich weiter denke als du und daß ich dir befehle, dein Manne deine Hand zu geben!

Beate. Wird dir da nicht bange vor deinem Verantwortungsgefühl? Vorsehung spielen für einen anderen ist immer ein gewagtes Ding! Und überdies: das Recht der Selbstbestimmung habe ich geübt und werde ich meiterüben!

Oddendahl. Weißt du nicht, was weMiche Tugend ist?

Beate. Tugend? Die ist für das weibliche Geschlecht bis zu etwa vierzig Jahren ein unaufhörlicher Kampf gegen die Versuchung und von über vierzig Iahren ... na, da ist sie freilich kein großes Kunststück mehr! . . . Vater, fei nicht so erschrocken, ick, kann nun einmal nicht heucheln . . ich muß reden, wie niir der Schnabel gewachsen ist! Mach rurxr Pause,) Ich habe 'mal eine sehr schöne italienische Novelle gelesen ... da hatte ein tolles Mädchen aus einem alten stolzen Patrizierhause seine Jugend genossen: der Vater, ein großes Tier, verfluchte natürlich sein ungeratenes Kind. Die ganze Stadt wußte den Skandal. Aber man verzieh ihr alles! Das Mädchen wurde geliebt und geehrt nicht nur von den Männern, auch die Frauen beteten sie an. Und als sie starb, hat man sie in feierlichem Zuge nach der Kathedrale geleitet und Hut sie an einem Ehrenplatz beigesetzt, und dort schläft sie nun als Heilige und hat in: Bädeker zwei Sterne!

Oddendahl. So etwas kommt in Büchern vor!

Beate. Wohl auch im Leben! Und wenn es jetzt vielleicht noch nicht passiert ... es wird vorkommen! Ich bin felsenfest davon überzeugt: es wird die Zeit kommen, wo die Welt nicht mehr mit Blendlaterne und Spürhaken in der Vergangenheit eines jeden Mädchens stöbern wird! Und das ist recht: man heiratet doch nicht die Vergangenheit, man heiratet doch die Gegenwart, die Zukunft! Unerbittlich werden bleiben nur die eitlen Männer, diese Dummköpfe, die alle Rechte der Jugend für sich in Anspruch nehmen und in ihrer Engherzigkeit keine Rechte gewähren wollen, und die verbissenen alten Jungfern, die öffentlich lästern und sich heimlich wütend ärgern, daß sie ganz unfreiwillig haben Vestalinnen bleiben müssen! . . . liebst?? Pop«, ein Vater, der seine Tochter zum Altar schleppt . . . das ist wirklich zu altmodisch ... das ist Leihbibliothek! ... Du kannst mich doch zu meinein Glück nicht zwingen!

Oddendahl. Du willst also nicht? csr mngeit.)

Vierte özene.

^ Vorige. Zfrledrich Hurch die Mitte).

Oddendahl. Telephonieren Sie .an Herrn Direktor Steinharter; wenn er nickt ini Bureau der Bank ist, nach seinem Hause Kaiser-Allee 42 . . ich ließe ihn fragen, wo ich ihn sofort sprechen könnte? Haben Sie verstanden? sofort!

Friedrich (Mitte ab).

Fünfte Szene.

Vorige ohne Friedrich:

Beate. Er wird nicht kommen! Ich an seiner Stelle käme nicht noch einmal her! Der Korb, den ich ihm mitgegeben habe, war ja zwar vollgepackt mit allerhand süßen und wohlschmeckenden Dingen, aber ... es mar doch ein Korb! . . . Glaube nur ja nicht, daß wir in Haß und Zom geschieden sind! Dazu sind mir doch zu geschmackvoll!

Sechste Szene.

Vorige. Friedrich von link» lmit Zeltungen).

Friedrich. Der Herr Direktor war weder im Bureau noch in seiner Wohnung, aber es wird ihm sofort nach seiner Rückkehr bestellt werden.

<Sr legt die Zeitungen auf den Tisch.)

Beate. Was willst du noch von ihm? Er hat ja gewollt! Oddendahl. Jetzt handelt es sich nicht mehr um deine Heirat, jetzt handelt es sich um etwas ganz anderes!

Beate. Um was kann es sich denn noch handeln?

Oddendahl. Das wirst du gleich sehen! Sagen Sie der gnädigen Frau und Frau von Heidepriem: ich ließe sie hierher bitten! Friedrich «>,„» «b>.

Siebente Szene.

Vorige ohne Friedrich.

Beate lstmiend). Um etwas ganz anderes? . . . Weiß es übrigens Mama schon?

Oddendahl. Ja!

Beate. Und Agnes auch? Und Gerhard?
Oddendahl. Sie waren beide dabei!

Beate. Also es wurde schon Familienrat abgehalten über das räudige Schaf! . . . Kann mir schon denken, wie's wird! Agnes wird mich in Grund und Boden verdammen, und Gerhard wird mich dumm, aber ritterlich verteidigen!

Achte Szene.

Vorige, »erhard von recht».

Gerhard. Ich wollte dich nur bitten, lieber Papa, die Regelung der Sache mir zu überlassen; du kannst dich darauf verlassen, daß es schneidig und kommentmäßig geschehen wird!

Neunte Hzene.

Borige. Ar. Sddendahl und «gnet don recht«.

Fr. Odd endahl. Ich bin ganz ratlos! Ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht!

Beate. Lieber Gerhard, bevor du dich echauffierst, fordere ihn nicht! Er nimmt es an!

Gerhard. Mit dir spreche ich nicht!

Beate. Sieh' da! Du sprichst nicht mit mir? Warum denn nicht?

Gerhard c,»ckt verächtlich die «chsel»).

Agnes. Weißt du, Gerhard, daß es dich herzlich schlecht kleidet, dich Beaten gegenüber als Sittenrichter aufzuspielen? Wenn einer von uns sie verteidigen müßte, dann märst du es vor allen! Ja, ja, sieh mich nur so verblüfft an! Deine Pflicht vor allem wäre es, sie vor Papa in Schutz zu nehmen, statt noch Öl ins Feuer zu gießen! Man wirft nicht mit Steinen, wenn man in einem Glashause sitzt!

Beate <w°.rmi. Agnes, das war lieb von dir! Das vergesse ich dir

nicht!

Gerhard c,u «AN», herausfordernd). Weißt du, was ein Korps bedeutet?

Agnes cirocken). O ja! Das ist eine Einrichtung junger Leute, die den Vätern sehr viel Geld kostet!

Gerhard (fn«. So! Und weißt du, was ein Neserveleutnant ist?

Agnes «rocke»). Ja! Eine Überflüssigkeit!

Gerhard. Du hörst noch von mir!

Agnes. Hoffentlich auch 'mal was Gutes.

Oddendahl („» Gerhard,. Ich bitte mir aus, daß du nicht einen einzigen Schritt in der Angelegenheit tust, verstanden?

Agnes. Papa, du hast mich und Mama rufen lassen!

Oddendabl (macht einen Vang durch, Zimmer). Ich habe euch eine Mitteilung

zu machen! Ich . . . (nach kurzer Pause, in der er nach »,em ringt) ... ich habe

in der letzten Zeit große Verluste gehabt, so große Verluste, daß ich fremde Hilfe in Anspruch nehmen mußte, um mich über Wasser zu halten!

Fr. Oddendahl. Gott, wie unangenehm!

Oddendahl. Durch eine besondere Verkettung von Umständen bin ich gezwungen, die Summe, die ich erhielt und deren Zurückzahlung erst in dreiviertel Jahren beginnen sollte, sofort zurückzuzahlen! Ohne Ausschub! In wenigen Tagen! Ich sehe mich daher genötigt, alles so schnell als nur irgend möglich zu Gelds zu machen! Zunächst wird dieses Haus verkauft werden! Ich kenne seit Jahren einen Reflektanten, hoffentlich läßt sich noch in diesen Tagen der Verkauf perfekt machen!

Fr. Oddendahl. Da soll ich wohl gar in einer Mietswohnung kampieren?

Oddendahl. Der ganze Haushalt wird auf ein Minimum reduziert!

Fr. Oddendahl. Bis auf die Wagen und Pferde?
Oddendahl. Die werden verkauft!

Fr. Oddendahl (entsev). Und der Koch? Und die Dienerschaft?
Oddendahl. Die wird entlassen! Ich muß dich bitten, so leid es
mir tut, mir sofort deinen Schmuck auszuhändigen!
Fr. Oddendahl cauw st«. Die Perlen auch?
Oddendahl. Gerade die!

Fr. Oddendahl (sprachlos). Dann . . . dann habe ich ja gar nichts mehr anzuziehen!

Gerhard. Und . . . schließlich bin ich doch der Erbe und Träger deines Namens . . . willst du vielleicht die Güte haben, mir zu sagen, was ich jetzt eigentlich anfangen soll?

Oddendahl (ergrimm«. Arbeiten, mein Bürschchen, arbeiten!

Gerhard («Mündig konsterniert). Ah! . . . Mir mir. . . fehlen die Worte...

Agnes. Um so besser!

Gerhard. Scheußlich! einfach scheußlich! («r geh, rechts °b, die T«r heftig

zuschlagend.!

Zehnte Szene.'

Borige ohne Gerhard.

Fr. Oddendahl. Ja um Gottes willen, Agnes, was sagst du denn zu alledem?

. Agnes. Ich? Ich freue mich, daß Papa sich nicht mehr wird für euch abrackern müssen, ich freue mich, daß ihr endlich zur Besinnung gebracht und daß bei euch endlich wieder reine und gesunde Luft wehen wird!

Fr. Oddendahl (erhebt,Ich vollständig resigniert,. Ich fühle, daß mein letztes Stündlein gekommen ist; ich gehe jetzt und erwarte den Tod! ««ab,)

Agnes. Untätigkeit kannst du nicht ertragen! Kämpfe weiter! Du bist und bleibst trotz alledem der ehrenwerteste Kaufmann in der Stadt! Wenn du dich aber 'mal nach Nuhe sehnst, dann komm' zu mir! Du

sollst es warm und wohlig bei mir haben! (Sie stürzt ausschluchzend i„ seine Arme.,

Oddendahl. Mein Kind! «„ „es» wihrung. Mein liebes Kind! ‚Mt einem Mick aus Beate, Mein Leben ist zerstört!

Beate >wie aus einem Traum erwachend, erschrocken und leidenschaftlich,. Nein! . . .

nein, nein! Das habe ich nicht gewollt . . nein . . nein . . das nicht. . . das wahrhaftig nicht!

Elfte Szene.

Borig« ohne Fr. Oddendahl.
Oddendahl (der immer ruhelos umherging). Und so hoffe ich, daß es mir

gelingen wird, den Mann, der mir in der Not geholfen hat, sofort zu befriedigen! Das muß geschehen! (Bebend,, Mein guter Name, meine Ehre hängt daran!

Beate cd» unruhig vor sich hingrübelte, horcht auf,. Deine Ehre?

Zwölfte Szene.

Vorige. Friedrich (durch die Mitte).

Friedrich. ' Herr Direktor Steinharter!

Oddendahl. Ich lasse bitten!

Friedrich. Der Herr wartet unten im Bureau!

Oddendahl. Ich lasse den Herrn ersuchen, sichhierherzu bemühen!

Friedrich Mitte»«.

Dreizehnte Szene.

Borige ohne Friedrich.

Beate cnoch in derselben Stellung). Deine Ehre? (Plö,llch »endet He sich gegen

Oddendahl.) Jetzt verstehe ich! ... Er war der Helfer in der Not! (Tiefe

Pause.)

Letzte Szene.

Vorige, «teinharter (durch die Mitte'.

Steinharter. Herr Senator, Sie haben mich noch einmal zu sprechen gewünscht?

Oddendahl. Ich danke Ihnen, daß Sie sich zu mir bemüht haben! Ich habe Sie hierher gebeten, um Ihnen vor meiner Tochter zu sagen, daß ich nicht einen Tag länger Ihr Schuldner bleiben kann!

Steinharter «ehr sein,. Sie werden stets mein Gläubiger seinl

Oddendahl. Bitte, begleiten Sie mich jetzt in das Bureau; ich werde Ihnen Vorschläge machen, die schnellstens zum Ziele führen!

Steinharter (will mit Oddendahl nach retts gehen,.

Beate (vertritt Ihm den Weg). Beantworten Sie mir jetzt eine Frage! (In tiefem Ernst.) Aber ich erwarte von Ihnen, daß Sie Nlir die reine Wahrheit fagen!

Steinharter (offen und sew. Das werde ich tun!

Beate (dicht »°r Ihm. In seinen Augen forschend). Haben Sie diese Hilfe Papa geleistet, weil er mein Vater ist?

Steinharter. Ich habe diesen Dienst dem Senator OddendabI geleistet!

Beate. Ich glaube Ihnen, und ich danke Ihnen und— (Plötzlich drin

sie in wildes Schluchzen au«, ihr ganzer Körper bebt,,

Steinharter (verwirrt,. Liebes Fräulein, Sie — Sie haben mir gar nichts zu danken! Wir — wir haben ein frivoles Spiel getrieben. Aber (schnell hinzufügend, der Hauptschuldige mar ich! Ich will mich gar nicht besser machen, als ich bin — ich — zuerst war es mir nur ein Triumph der Eitelkeit — aber aus dem Spiel ist Ernst geworden! — Und nicht nur Ernst nach außen, auch im Innern, in meinem und auch in Ihrem Innern. Ich bitte Sie, Fräulein Beate, weinen Sie nicht! Jetzt sage ich es Ihnen vor Ihrem Vater, den ich so schwer gekränkt habe, daß ich ihm meine Schuld im ganzen Leben nicht abtragen kann, c»°llW»rme, jetzt sage ich es Ihnen: ich habe Sie lieb! c»«r,e Pause.

Steinharter «ebhaft und forschend,. Fräulein Beate, Sie antworten nicht?

Agnes. Ich will Ihnen die Antwort geben. Ich bin auch eine Frau, und ich weiß, ein solches Ovfer kann eine Frau nur mit dem Herzen bringen!

Beate (wirst sich aufschluchzend an Agnes' Brust, dann hebt sie den Kopf, sieht Steinharter lange an und reicht ihm dann in tiefem Ernst und mit fester Entschlossenheit die Hand, dann eilt sie zu ihrem Vater; sie beugt sich iider seine Hand und kiifjt sie in tiefer Demut; kurze Pause.,

Oodendahl isieht auf sie herab, dann langsam und schwer!: Das ist auch das Einzige,

was deine Schuld einmal sühnen wird!

von »

Karl Mernp.

— Christian«. —
Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Luise Wolf,

I,

in selben Jahre, als Knut Hamsun sein erstes Buch, den komisch naiven, seltsamen „Björger" herausgab, trat auch Gunnar Heiberg vor ein größeres Publikum. Und obwohl sein Debüt viel reifer und überlegener war, blieb es beinahe ebenso unbeachtet, wie das jenes achtzehnjährigen Autodidakten. Das ist auch erklärlich, Heibergs frühester dichterischer Versuch behandelt nämlich einen fernliegenden und dunklen Stoff, dieGcnesisdesMenschen. Es ist ein hochgestimmtcs und feierliches Gedicht in freien Wergclandscheii Versen über das erste Menfchenpaar, das, als es nicht wagte, „das ewige Leben durch Trotz gegen Gott" zu gewinnen, „zur Seligkeit der Resignation gepeitscht wurde".*) Und der kurze Sinn des langen Gedichts ist der, daß der Mensch sich allein durch den Sündenfall, die erste Auflehnung gegen die Weltordnung, von seinem ursprünglich vollkommenen, unbewußt glückseligen Naturleben losreißen und sich zu einem freien, wollenden, Gott ebenbürtigen Geist durchkämpfen konnte. Der Dichter schließt mit einigen prophetischen Strophen, worin gesagt wird, daß doch nicht das ganze Menschengeschlecht in diesem Kampfe gegen Gott untergegangen sei. Kains Geschlecht hatte sich aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet — und „es lebt noch". Man merkt hier den Einfluß Byrons.

Auch ein anderes, in ähnlicher Form gehaltenes Gedicht ans demselben Jahre verdient erwähnt zn werden. Es heißt „Eine 5Z«ii-6e tluvsantp" und erschien anonym zusammen mit einer Abhandlung — „Kants Vernunftkritik" (von Hans Jaeger). Hier ist der angedeutete Gedankengang von der „Genesis des Menschen" näher ausgeführt und in die Gegenwart verlegt. Es wird uns eine Reihe auserwählter Männer und Frauen, eine Schar Übermenschen vorgeführt, „die nicht Gesetzen folgen, die edle Gedanken in ihrem stolzen Fluge aufhalten können,... die keine Grenzen kennen für ihrer Liebe Begehr," sich aber dennoch in - unerquicklichen Grübeleien über die Welt draußen verlieren, in der Not, Unfreiheit und Unmoral herrschen. Indessen kommt die überlegene Gesellschaft zu dem für ihr weiteres Dasein beruhigenden Resultat: daß, wenn sie nackte Schönheit verehren und „völlig der Vernunft der» trauen", ihr „starker, schöner Gott" ihnen „vom Baum der Erkenntnis Gutes und Böses, vom Baum des ewigen Lebens, dein Baum des Alls eine Frucht zum «Lohne" reichen würde.

Jedoch Heibergs eigentliches Debüt sinket erst 1884 statt, als er „Tante Ulrikkc" heransgibt. Und hier sind wir weit entfernt von der Welt der Götter und Übermenschen. Dies sicher aufgebaute, in seiner Form so beherrschte und technisch so effektvolle Drama ist ganz aus der Wirklichkeit- des Alltags genommen. Der Dichter zeigt sich bereits in seinem ersten Schauspiel als der Vollreife Schriftsteller, als der kalte, klare Kopf, der harte, spöttische Ironiker — mit einem unerschöpflichen Quell überströmender Lyrik unter der Oberfläche,

„Tante Ulrikke" trägt das Gepräge des über Probleme debattierenden Geistes der achtziger Jahre; — es ist eine Fortsetzung der IbsenKiellandschen Gesellschaftssatirc, aber Heibcrg steht viel weiter links. Den ideellen Hintergrund des Stückes bildet der große soziale Kampf, dessen entscheidenden Auftritt die erste Tozialistenversammlung in Christiania. Aber nicht viele der angrcisendcn nnd anklagenden Dichtungen jener Jahre haben sich so lange behauptet. Ter jugendliche Enthusiasmus, mit dem die Charaktere der Hauptperson und Helcnens geschildert sind, kann einem noch heute das Herz erwärmen. Es liegt eine Unmittelbarkeit, eine hingebende Menschlichkeit darin, wie sie Heiberg seitdem nur ausnahmsweise wieder erreicht hat.

Tie bewegende Kraft des Familicndramas, das sich im sozialpolitischen Nahmen des Stückes abspielt, ist eine Staatsratsernennung. Ein Mitglied der Regierung, namens Lie, liegt im Sterben, und nun fallen die Augen von Majestät auf Professor Blom als den eventuell geeignetsten Nachfolger, Dieser Mann hat nämlich in seinen: ganzen Leben nichts weiter getan, als eine Abhandlung über die Partikel u r geschrieben. Er ist ein Pedant, ein Typus jener Griechisch-Lateincr, voll akademischen Hochmuts, unentschlossen und schwach bis zum äußersten ^ boshaft und grausam aus Schwäche. Am meisten von allen Menschen fürchtet er Tante Ulrittc, die Schwester seiner Frau. Durch ihre radikalen Ansichten und ihre ganze emanzipierte und ungehobelte Person droht sie nämlich stets die Familie bloßzustellen. Und jetzt, da Professor Blom Staatsrat werden soll, tritt sie in einer Sozialistenversammlung auf — und um den Skandal vollständig zu machen, stellt seine eigene Tochter Helene sich als ihre Gesinnungsgenossin hin und hält eine Rede, um ihre arme mißhandelte Tante zu verteidigen. Das Stück endet damit, daß der Professor aus feiger Menschenfurcht und Eitelkeit fein einziges Kind aus dem Haufe jagt. Er ist zu allem fähig, wenn er nur Staatsrat wird.

Neben ihm steht Staatsrat Stabell als fröhlicher Repräsentant des wahren Bürgergeistes, ein Kiellandscher Typus, mit großer, voll und festlich klingender Beredsamkeit und autoritätsmäßiger Unmoral ausgestattet. Sein Sohn Eivind, eine oft variierte Figur in der Literatur der achtziger Jahre, ist ein würdiger Sprößling seines Vaters. Er ist radikal oder liberal, wie es damals wohl hieß, das will sagen, er hat den Mund stets voll hohler Worte über sein Verhältnis zu Gott, seine Liebe zum Lande, dem mühselig arbeitenden und darbenden Volk usw. Mit diesen Phrasen sucht er die reiche Professorstochter zu gewinnen, während er selber seine Tätigkeit darauf beschränkt, ein behagliches Tagedieblebeu zu führen. Allein im entscheidenden Augenblick c.ntpuppt er sich als der Lump, der er ist.

Die wirklich neuen Menschen in dem Stücke sind Helene und Tante Ulrikke. Helene ist das zarte, junge, feine Mädchen, sie hat den rechten, warmen, ernsten Jugendsinn: Stolz, heiligen Zorn und flammende, feurige Begeisterung. Die Zeit hat sie geweckt, und sie hört mit verwundertem Lauschen das ferne Brausen des Neuen, das sich nähert, „den dumpfen Klang des Marsches von Millionen und das knitternde Wehen der Fahnen in der Luft". Denn von draußen her kommt das Zukunftsheer, das hat Tante Ulrikke sie gelehrt. „An der Spitze gehen die Genies — und dann in unendlichem Zuge Arme und Unglückliche. Gerechtigkeit rufen die Führer. Gerechtigkeit, Gerechtigkeit tönt es wie Gesang durch das ganze Heer — und sie wird ihnen zuteil, sie nehmen sich Gerechtigkeit. Vernimmt man solchen Sang, wenn man hinhorcht, so läßt man sich gern auslachen, man steht gern auf seinem Vorposten und friert, man ist gern sonderbar und verrückt und halb närrisch und läßt die anderen klug sein; — ich habe solchen Sang vernommen, und sie hat ihn gehört, und wir lachen über die Klugen, sie jammern uns. Die, bejammernswerten Greise."

Und sie verläßt ihr sicheres Heim. Ein wenig bange ist sie und ein wenig bleich, aber sie besitzt, was der schönen Jugend niemals fehlt: Opfermut, warmen Willen und herrlichen Trotz, der einen über alle Widerwärtigkeiten hinwegträgr. Mochte das Leben nur kommen! —

In diesen Anfängerarbeiten finden sich die Keime zn Heibergs besten und bedeutendsten Werken. Hier sind die leitenden Motive angedeutet, — die Grundstimmungen angeschlagen, die durch seine Dichtung klingen. Es geht eine deutliche Linie von der heißen sensuellen Lyrik in „Genesis des Menschen" und der „8«ir6« gansante" zum „Balkon". Der rein ästhetisch-immoralen Anschauung menschlicher Dinge, die hier in unsicheren, unoriginalen, jugendlich naiven Versen ausgedrückt ist, begegnen wir in reichste Poesie gekleidet sowohl in der stolzen, vollkommenen Prosa des „Balkon", wie in den kräftigen, tiefen Repliken der „Tragödie der Liebe". Und von einem Stück wie „Tante Ulrikke" mit seinem satirischen Stachel gegen Bürgerschaft und den liberalen Haufen ist ein klarer Übergang zu Schauspielen wie „Das große Los" und „Der Volksrat".

Ursprünglich ist dieser Dichter eine warme, tatcnlustige, begeisterte Natur. Seine Jugenddichtungen sind einer ganzen, volltönenden Stimmung entsprossen. Die Handlung und Figuren in „Tante Ulrikke" sind mit der rechten dramatischen Objektivität durchgeführt. Sie sind in den logischen Zusammenhang des Stückes eingefügt. Der Dichter hat nirgend aus stilistischer Rücksicht Sätze eingeschoben, die nur des lyrischen Effekts willen dastehen, v

II.

In Heibergs folgendem Werk, „König Midas" (1890), begegnen wir beinahe einer neuen Persönlichkeit. Ein dänischer Kritiker hat einmal gesagt, Haß dieses Stück von jenem Gemütszustand durchweht ist, der ausgelöst wird, wenn ein Glaube zusammenstürzt. Und das ist wahr. Wie in dem Drama Anna Hjelms sicheres, bescheidenes Lebensglück zerstört wird, als sie den Glauben an die eheliche Treue ihres verstorbenen Mannes verliert, so zeugt auch dessen Grundstiinmung von einer entschiedenen Umwandlung, einer Umwertung der alten Werte im Innern des Dichters. Er hat eine neue Anschauung von den Menschen und menschlichen Vorgängen gewonnen. Er ist vorläufig fertig mit den sozialen Fragen und dem Kampf zwischen Unter- und Oberklassen. Gestalten wie Helene und Tante Ulrikke kehren in seinen Werken nicht mehr wieder. Wenn Heiberg jetzt den Zusammenstoß dieser zwei Welten behandelt, tut er es als der genießende Zuschauer eines seltenen und spannenden Schauspiels, oder als der über menschliche Schlechtigkeit und Jämmerlichkeit bitter höhnende Spötter. Niemals als der tief teilnehmende Mitkämpfer.

Von nun an ist er ausschließlich der Artist, für den die Schönheit, die Fülle und Eigentümlichkeit der Form die Hauptsache sind.

In keinem von Heibergs späteren Schauspielen ist es die psychologische EntWickelung, die vor allem interessiert. Er hat kaum den tiefforschenden, intuitiven Blick, der einem Charakter bis auf den Grund geht. Oder besser, er interessiert sich nicht für die unendlich kleinen, unmerklichen Nuancen in der EntWickelung des Seelenlebens — und ihm fehlt sicher die Fähigkeit, sich in das Leben seiner erdichteten Gestalten zu vertiefen. Er ficht klar und einfach. All seine bedeutenderen Figuren sind schlichte, leicht zu durchschauende Seelen. Aber sie setzen uns in Staunen, wir stutzen über sie. Sie entfalten sich plötzlich in lyrisch leiden schaftlichen, gewaltsamen und pathetischen Ausbrüchen. Im großen ganzen ist es der Lyriker, der das entscheidende Wort in Heibergs Dramen behält. Erst in ihren großen Augenblicken fühlt er mit seinen Gestalten, . , , oben auf sonnenbeschicnener Sonntagshöhc, wo alles Glückliche und Freie in der Menschennatur erblüht. Ta kommt ein festlich Schwellen in seine Sprache, Glanz und Fülle in seine Bilder, die um so stärker wirken, als Heibergs Stil immer die gleiche Frische und den gleichen Reiz bewahrt.

Mit „König Midas" drang Heiberg entschieden durch. Und sicherlich war es ebenso der leichte witzige Dialog des Stückes, wie dessen effektvolle Technik, die dem Dichter einen lärmenden Erfolg verschaffte. Das dichterisch Wertvolle in „König Midas" ist einzig und allein das Bild der Anna Hjclm, einer warmblütigen, herzgewinnenden Frauengestalt. Was aber dieses Schauspiel mit Leben und Fröhlichkeit erfüllt, ist der Ton herausfordernden bitteren Spottes, der Hauch von Ungcwittcr und Unruhe, der seine tragende Stimmung ist. Und dann die mit aristophanischer Rücksichtslosigkeit ausgeführte pamphletartige Schilderung der Titclfignr — eines der vielen Porträts in der norwegischen Literatur, das ganz unverblümt ans die Zerstörung des Friedens im Privatleben gemünzt ist.

Und immer ist es die Kriegsstimmung, sind es die vielen spöttischen und maliziösen Ausfälle gegen allerlei „Wahrheiten" in der norwegischen Literatur, die „König Midas" Wert und Bedeutung verleihen. In diesem Stück wird zum ersten Male der Protest des jüngeren Geschlechts gegen die uferlose Jdeenschwärmcrei ausgesprochen, gegen das leere Moralgcschwätz, die volkstümliche Spießbürgerlichkeit, in die der hochfliegende Idealismus der achtziger Jahre überzugehen begann. Der norwegische Liberalismus war zur Karikatur verzerrt. Schon damals war es schwer, einen Unterschied zwischen den beiden führenden Parteien des Landes zu erkennen. Sie waren beide gleich gut gekleidet („Das große Los"). Aber die alten wuchtigen Worte: „Freiheit, Ehre, Selbständigkeit, Sittlichkeit, Verantwortlichkeit, Beruf und Wahrheit" ertönten beständig mit dem gleichen lärmenden Klang.

Eine Verkörperung all dieses unwahren, phrasenhaften Wesens ist die Hauptperson des Stückes, Redakteur Johannes Ramseth. Er ist der große Mann des Landes, der Führer der sogenannten freisinnigen Partei, die er tyrannisiert, und im täglichen Leben überall mit moralischer Zucht und Aufsicht bei der Hand. Die Schwäche Namseths als dichterische Gestalt besteht darin, daß er grob unwahrscheinlich wirkt. Er ist nur dumm, brutal, eingebildet, anmaßend, plebejisch — nur widerwärtig. Aber eine solche Person konnte niemals der allmächtige Führer einer Partei werden —, konnte kaum einen einzigen Menschen gewinnen. Wir können kaum dahin gelangen, diese Figur zu hassen, so einseitig und unbedeutend ist sie gestaltet. Und Haß muß sie erwecken können, sonst wäre sie völlig verfehlt von des Dichters Hand.

Die Tendenz des Stückes soll nun zeigen (in ähnlicher Weise wie in der Wildente), wie furchtbar gefährlich solch ein selbstgefälliger, predigen der Jdeenfcmatiker, der nichts als das Dröhnen seiner eigenen Worte hört, für die vielen schwachen, gläubigen und vertrauensvollen Menschengemüter ist. Er, der immer von den anderen spricht, von dein Volk, der Jugend, weiß selbst unendlich wenig von dem, was in denen vorgeht, die ihm am nächsten stehen. Und in seiner selbstgefälligen Blindheit und Dummheit zerstört er das Lebensglück einer guten, schuldlosen Frau.

„König Midas" ist jedoch nicht nur der Ausdruck für eine aggressive Opposition gegen den heimatlichen frciheitsfeindlichen Liberalismus, sondern auch eines der ersten Zeugnisse der neuen Geistesrichtung, die unter Anknüpfung an einige Schriften von Friedrich Nietzsche großen Einfluß auf die norwegische Literatur der neunziger Jahre ausübte. Garborgs „Müde Seelen", Hamsuns „Mysterien", Collctt Vogts „Vom Frühling zum Herbst" — nur um einige der bedeutendsten und bekanntesten Werke jener Periode zu nennen — stehen alle auf verschiedene Weise in einem Verhältnis zu der Nietzeschen Umwertung der alten Werte, Und gäbe es eine Bezeichnung, die den Geist, in dem „ttönig Midas" geschrieben ist, erschöpfend charakterisierte, so müßte es etwas wie antidemokratischer Radikalismus sein. Aber Hciberg kann, jeden falls was dieses Stück anbelangt, von jeder Einwirkung des deutschen Dichter-Philosophen freigesprochen werden. Denn es entstand wohl gut ein Jahr, ehe Nietzsches Namen hier im Norden bekannt wurde.

Im Anschluß hieran dürfte es wohl an der Zeit sein, die allgemein zugänglichen Tatsachen aus der Biographie unseres Dichters mitzuteilen, Gunnar Edvard Rode Heiberg wurde am 18. November 1857 in Christiania als der älteste Sohn des damaligen Kopisten, späteren Assessors Edvard Omsen Heiberg und seiner Iran Auguste Wilhelmine Rode, einer Dänin, geboren. Als junger Student — von 1874 — gehörte er einem Kreise tüchtiger Kameraden an, die mit großer Lust und lebhaftem Interesse alle Fragen der Zeit diskutierten. Unter diesen sind die jetzigen Professoren Alf Torp und Gerhard Gran, wie der verstorbene Kritiker und Theaterchef Jrgens Hansen zu nennen. „Gunnar Heiberg zeigte schon damals, obwohl kaum 17 Jahre alt, eine große Redegewandtheit und hatte eine seltene Gabe, ein witziges Wort in die Unterhaltung zu werfen, weini er fand, das; sie eine zu feierliche Wendung nahm,"') Im Jahre 187O—76 war er in Italien. Später lebte er, einen mehrmaligen kurzen Aufenthalt im Ausland abgerechnet, immer in seiner Vaterstadt, bis er im Herbst 1884 als Regisseur am Theater zu Bergen angestellt wurde. Diese Stellung verließ er am Ende der ersten Saison 1888. Und nun schrieb er im Laufe von vier Wochen — mit einer Ferienzeit von acht Tagen dazwischen — seine lange vorbereitete und geplante Satire über die Wahrheitspropheten und Wahrheitsrcderei in der norwegischen Literatur.

Auch in formeller Hinsicht hat „König Midas" eine entscheidende Bedeutung für die meisten folgenden Arbeiten Heibergs. Sie bedeuten alle einen vollständigen Bruch mit der bisher üblichen dramatischen Technik. Das gilt von „Die Künstler", „Gerts Garten", „Das große Los". „Der Volksrat", „Harald Svans Mutter", „Nächstenliebe", — ja, teilweise auch von „Ter Balkon". Dagegen behauptet Heibergs letztes Schauspiel, das Meisterwerk „Tragödie der Liebe", einen Platz für sich. Die andern tragen durchweg das Kennzeichen einer gewissen Zusammenhcmglosigkeit und eines Mangels an Handlung, Sie zerfallen in glänzende Bruchstücke, in effektvolle, aneinander gereihte Auftritte. Alle Zwischenglieder sind übersprungen. Die ganze Macht der Phantasie des Dichters ist aufgeboten, um eine einzelne Situation oder einen Akt als selbständiges Ganzes auszuformen. Etwas

in dieser losen, willkürlichen, flüssigen Kompositionsart erinnert an Hamsuns lyrisch sprunghafte, ungleiche Erzählungsmanier. Die beiden gleichen sich auch darin, daß ein schlagfertiger, scharfzüngigcr Causcur oft den Platz des Dichters in ihren Büchern einnimmt.

Ein Stück wie „Tie Künstler" (1893) ist interessant, weil es deutlicher als ein anderes von Heibergs Schauspielen sowohl Vorzüge wie Schwächen seiner dramatischen Form beleuchtet. Tas Hauptmotiv darin ist die Schilderung des jungen Dichters, der so schmerzlich unter dem aufreibenden Zwiespalt zwischen den beiden streitenden Mächten in seinem Innern leidet: dem Künstlerdrang, der genußsüchtig, grausam, stets auf der Jagd nach Bente ist, und dem gesunden, ruhigen Lebensgefühl, in dem er jeden glücklich verronnenen Tag preist und sich sonst nicht viel um Welt und Menschen kümmert. Er ist zufrieden. Er liebt sein Weib. Und er weiß, dasz die Liebe das Beste und Feinste in einem verlangt! ^ dasz sie, „hat sie nur eine Sekunde weichen müssen, niemals wiederkehrt oder nimnier wiederkehrt, wie sie gewesen". Aber die Kunst duldet keine Macht neben sich, dessen ist er unumstößlich sicher. „Wenn alles, was man erlebt und erlebt hat, woran man geglaubt, was man geahnt und gedacht hat, sich sammelt und zu neuen Wesen werden will — zu neuen

*) Gerhard Kran in Tanttidcii VI. ilig.

Organismen, wenn man, fühlt, daß man ein Kind des schaffenden Gottes ist, fo wird auch das Beste, Feinste verlangt — alles, , , . Fragt die Großen — und zum Henker mit denen, die nie versuchen, auf gleiche Höhe niit den Größten zu kommen — fragt sie, ob sie ein Weib jemals geliebt haben wie die innere Welt, das Gewimmel, wenn es ans Schaffen geht — wenn sich Formen durchbrechen und sich neue im Feuerofen bilden, die wieder zerbrechen und vielleicht nie zu etwas werden — und fragt sie, ob sie tauschen möchten — ob sie jemals sonst die funkelnde, bebende, weiße Freude empfanden, wenn Leib und Seele eins find, jene Freude, die so groß ist, daß man meinen könnte, die Welt hätte nur um ihretwillen einen Sinn."

Vor ihm steht die Kunst als der große Feind. Wenn er sich ihm ergibt, sinkt er in furchtbarste Verlassenheit. Er fühlt sich wie ein Gott, erhöht und unzugänglich, unendlich fern und gleichgültig gegen die krabbelnden Menschenkinder unten nnf Erden. Aber horcht er an bösen Tagen in sich selber hinein nach dem inspirierten geheimen Wort, das immer auf sich warten läßt, so wird er wie zu einer herrenlosen Seele, die bei dem flüchtigsten Hauch einer Stimmung erbebt. Alles ist ihm Leiden. Und alles unerklärlich. Er ist die Bente allerlei nnheimlicher, halbverrückter Eingebungen, Er fühlt Lüste in sich „wie wilde Tiere" und Entsetzen und Todesangst, So schmerzlich empfindet er die Kunst als böse Macht, daß er — abermals in ihrer Gewalt — ausruft: „Es ist, als stürbe meine Mutter, als bräche mein Heim zusammen, als entglitte mir alles. Als hätte ich mich verborgen und würde entdeckt und weiter gehetzt."

Es liegt hierin tewas von derselben Verzweiflung gegenüber dem Dilemma: Künstler und Mensch - ^ wie in Ibsens „Wenn wir Toten erwachen". Aber Heiberg hat den Eindruck des tragischen Motivs dadurch verwischt, daß er dem eigentlichen Drama einen possenhaften Akt vorausschickt nnd efue Anzahl überflüssiger Personen in die Handlung einschiebt. Unter diesen mnß das junge Mädchen, Lili, eine von Lust und Leben strahlende Gestalt, als eine an sich wertvolle Figur hervor» gehoben werden. Und die vielen mehr oder minder bemerkenswerten Repräsentanten der Künstlerbohöme sind mit breitem Pinsel nnd gutem Humor und der halb unverschämten, halb syinpathischen Ironie gezeichnet, die dem Gegenstand gebührt.'

III,

In „Das große Los" (1895) kehrt Heiberg zu dem sozialen Kampf zurück, zu dem ewigen Krieg um Macht und Geld. Ein Drama von großer szenischer Wirkung, malerisch, strahlend von glänzenden Worten, mit lärmenden, großen Auftritten und ungestümem Zusammenstoß der streitenden Parteien. Es liegt etwas Zuknnftfernes und Phantastisches

über der Handlung des Stückes, und dazu paßt sei» abstrakt kosmopolitisches Milieu —, die moderne Großstadt mit herrlichen Parks voll Marmorstatuen, mit plätschernden Springbrunnen, mit freien, von Menschen wimmelnden Plätzen, mit ewig spielenden Lebensflammen unter deni lauen Lichtmeer der elektrischeil Lampen, Etwa gleichzeitig mit diesem Schauspiel erschienen zwei andere, die die revolutionäre Bewegung und anarchistischen Bombenattentate der Zeit auf verschiedene Weise berührten. Das eine war Björnsons gewaltiges „Über die Kraft. II.", das andere Gustav Esmans verhältnismäßig unbedeutendes, aber keineswegs uninteressantes „Tie große Maskerade". Heibergs Stück steht seiner Stimmung nach dem letzteren näher als deni erstercn. Es steckt mehr Zweifel, Spott, Ironie darin . . . mehr von prachtvollem Wortfeueriuerk als von wirklichem Gefühl. Am tiefsten empfunden diirfte Adolfs kurzgefaßter Toast sein: Lange lebe die Revolution und Monton Rothschild! Von den Hauptpersonen wirkt keine, weder Haller noch Jlka, wirklich überzeugend,

„Ter Volksrat" (1897) ist eine bissige, grobkörnige Satire ans unsere Politiker und unsere Politik, Bei der Erstaufführung — es war an einem der festlichen Abende im alten Christiania-Theater — wirkte es wie eine phantastische, phantasicvollc Revue mit einigen vortrefflichen Figuren, vielen amüsanten Charaktermasken und einer Reihe lustiger und bewegter, tableaumäßiger Auftritte, Es lag etwas Großes in seiner Anlage — eine eigentümlich warme Schönheit über dein Gespräch zwischen Ella und dein Dichter! aber eine Komödie, wie wir sie von Heiberg hätten erwarte» könne», die Komödie der großen Worte und kleinen Taten unserer im öffentlichen Leben stehenden Männer, unserer ewige» NationalPrahlerei mit parlamentarischem Geschwätze, den Ton Ouichotcschcn Tagesordnungen und der 17. Mai-Rhetorik*) bekamen wir nicht. Tic burleske Handlung in „Der Volksrat" ist ei» schlagend witziger Einfall — aber mehr auch nicht. Es gibt nnr zwei Komödien in unserer Literatur, von denen seinerzeit jede" der Lüge und deni Hmnbug bis auf den Grund gegangen ist, und zwar sind das „Ter Bund der Jugend" und „Ein Volksfeind" von Henrik Ibsen. Als Lesedrama wirkt HcibergS Stück schwach und flüchtig.

Das gleiche gilt von „Harald Svans Mutter" (IM). Hier sind es Redakteure und Journalisten, die herhalten müssen. Es wimmelt von witzigen und boshaften Geiftrcichheiten über die moderne Presse, ihr Wesen und Wirken. Aber ei» wirklich echtes Drama ist es nicht geworden. Die ersten zwei Akte sind vorzüglich, sie gebe» eine kräftige, realistische Schilderung eines Rcdaktionsbnreaus des Opposirionsblattes und seines Chefs, eines ebenso talentvollen wie charakterlosen Journalisten. Aber

*) 17. Mai — Mtioiialfcittcig in Norwegen.

die folgenden Akte verlaufen dann seltsam in einem Nebel von Unwirklichkeit und UnWahrscheinlichkeit.

Heibergs letzte Gesellschaftssatirc ist die farceartige Bagatelle ..Nächstenliebe" (19(12), Hier ist nicht mehr viel von dem heiligen Zorn in Tante Ulrikke übrig geblieben. Ein blasierter Hohn über die altruistischen Ideale der Zeit, dazu ein Familien-Interieur von übertrieben humorloser Trostlosigkeit — voilü tont.

Seine beste dichterische Arbeit dieser Jahre (189L bis 19(«) leistet Heiberg als Journalist. Im Herbst 1896 nahm er seinen festen Aufenthalt in Paris nnd hat seither, mit Ausnahme einiger kurzer Ferien, regelmäßig Feuilletons für Verdens Gang geschrieben. Diese Aufsätze, die alle möglichen Tagcsfragen behandeln, Politik, Literatur, Kunst, Gesellschaftsproblemc, können sich in der Meisterschaft sprachlicher Form, spielender Phantasiebilder, in Geist nnd Witz getrost mit seinen besten Dramen messen. Keiner hat je bessere Plaudereien für ein norwegisches Blatt geschrieben. Und niemals hat sich ein so unabhängiger und respektloser Geist ans dem Gebiet unserer düster monotonen nnd ernsthaften Presse getummelt. Es wäre denn A, O, Vinje. Es ist jammerschade, daß uns diese Aufsätze nicht gesammel^ als Buch vorliegen. Tie Auswahl, die 1900 unter dem Titel „Pariser Briefe" erschien, brachte allzu wenige nnd lange nicht die besten. Und seitdem hat unser Dichter eine Menge ncne geschrieben.

IV.

Alle übrigen Arbeiten Heibergs werden von den beiden bedeutenden Dramen „Der Balkon" (IM) und „Tragödie der Liebe" (1904) bei weiteni überragt.

Rein künstlerisch betrachtet gehören diese beiden Gedankendichtungen über die Liebe zu den reichsten nnd schönsten Werken unserer Literatur. Es gibt in norwegischer Sprache nicht prachtvollere und inhaltsreichere Repliken. Mit dein Sang nnd Klang seiner Worte, der selten seelenvollen Ursprünglichkcit der Bilder, der kühnen nnd tief phantasievollcn Anschauung menschlicher Tinge sind diese Schauspiele der besten modernen Poesie ebenbürtig.

Es war all das Neue und Eigenartige in „Der Balkon", was bei dessen Erscheinen so hinreifzend ans junge empfängliche Gemüter wirkte. Aber es wäre unvernünftig, das Stück als ganz unzusammenhängend mit der Dichtung der Gegenwart aufzufassen. In seiner streng stilisierten Form und dem fernen Fremdartigen des Milieus . . . wie jenseits von Zeit und Raum . . . erinnert es an Macterlinckschc Schicksalsdrnmen. „Der Balkon" ist wie jene zugleich bemüht naiv und etwas gesucht, gezwungen raffiniert. Und Heibergs Ziel ist das gleiche wie bei dem belgischen Dichter: den urmenschlichcn Gefühlen nnd Leidenschaften auf den Grund zu kommen, den Urtrieb selber in der Menschenpflanzc bloßzulegen, — den Trieb, wie er bei allem Blühen und Verblühen der Zivilisation ist und bleibt. Beide suchen den Menschen der konventionellen, vergänglichen Hülle zu entkleiden, — sie wollen die Seele in ihrer nackten Ewigkeit schauen.

Aber die Verschiedenheit zwischen ihnen ist größer als diese Ähnlichkeit. „Der Balkon" ist nicht in einschmeichelnder, melodischer Kinderplauderei gehalten, sondern in stolzer, knapper, ausdrucksvoller Steinschrift. Die Sähe in ihrer geschlossenen, unmittelbaren Kraft stehen wie in weiß leuchtenden Marmor gehauen. Und ebenso trägt der Geist darin das Gepräge von Härte und Kälte, Tie Liebe als Urgrund des Lebens, der Trieb als das Große, alles Verzehrende, das den Menschenwillen zu Asche verbrennt, in dem Ehre, Edelmut, Stolz, Gewissen schwinden wie Nebel in der Sonne: der Trieb, der das Weib treulos macht, grausam, roh, und den Mann toll, feig, lächerlich . . , von diesem einen Unvergänglichen allein handeln die drei Akte des „Balkon", Und dieser schöne Greuel der Zerstörung wird mit einer Unerbittlichkeit vorgeführt, als deckte die Naturnotwendigkeit selber ihr verborgenes Spiel auf, mit einer triumphierenden Sticrfechterbravour, die des Siegers in diesem Kampfe um das Weib würdig ist, — und mit breitem, sorglosem Lachen, dessen lustiger Klang keineswegs von Abels schwermütigen Reden gedämpft wird.

Aber dnrch Abels Mund wird der tiefste Sinn des Stückes ausgesprochen. Jeder, der den „Balkon" gelesen hat, wird sich seiner finstern Weisheitsworte erinnern: „Tie Liebe in der einen Hand — alles andere in der andern — wähle! Ja! Denn die Liebe hält die Menschen auf. Sie geht nicht in die Kultur ein, Sie ist die einzige Natnrmacht, die sich nicht ausbilden läßt. Eine Menschheit mit Herz, aber ohne Liebe und all ihr Wesen — nach diesem Ziel steuert der Geist hier ans Erden und da gilt es, sich mit all seinen Waffen zu rüsten. — Denn gewinnt die Liebe, so wird man verrückt, dumm, blind, ungerecht. Sie gehört dem Dunkel an, sie stiehlt von Intelligenz, von Charakter, von Willen," Und dieser noch schmerzlicheren: „Und ich meine, jedes Menschen Seele ist wie eine Insel, und jede Brücke ist dem Sturze nahe, und es ist eine Frenke, seine Insel zu bebauen. Der Sturm und die Sterne und die Ewigkeit bringen mich zum Denken, nnd ich fühle mit, aber kommen die Seelen zweier Menschen zusammen, dann muß die eine auf die andere warten, und zuweilen muß auch die andere warten, und s« bleiben stehen und kommen nicht weiter. Aber wenn die Leiber zweier Menschen zusammen kommen, dann ist gleichsam das Heilige verschlossen und der Schlüssel weggeworfen."

So spricht der Verlierende, der Schwärmer und stille Zuschauer des Lebensziels er verlangt nicht zu sein wie andere und fordert

nicht, daß andere feien wie er. In der „Tragödie der Liebe" ist er zu dem naiv tiefsinnigen, seelenkranken, umherschweifenden Hadeln geworden.

In kühnem und gewaltigem Gegensatz zu dem feinen, schwachen, ein wenig komischen Abel steht Neszmann, eine wahre Shakespearesche Figur, unheimlich genial mit seiner teuflischen Bosheit, seinem Scharfsinn, seiner zynischen Aufrichtigkeit und seiner — Übeln Häßlichkeit. Es ist bezeichnend für den abstrakt-lyrischen Charakter des Stückes, daß man kaum bei der ganz unerklärlichen Heirat der reizenden Julie mit diesem dämonischen Monstrum eines Menschenwracks verweilt. Im Verhältnis zu Netzmann wirkt das Paar Julie-Antonio uninteressant, unbedeutend und wenig menschlich. Letzterer ist eine ziemlich melodramatische Figur, Don Juan als Luftspringer.

„Der Balkon" ist das Gedicht der großen Augenblicke im Leben: der ewigen Augenblicke, wo die Zeit spurlos ins Leere verrinnt; der wilden Augenblicke der Ekstase, wo das Glück schicksalsschwanger, drohend, unerbittlich auf einen einstürmt. Die Liebe, die hier niit reichen Worten und stolzen Prosarhythmen besungen wird, ist treulos und unsicher, voll Rache und Haß, und jede ihrer Spuren endigt im Dunkel,*) „Der Balkon" war ein Strick prachtvoller, dramatischer Lyrik. „Die Tragödie der Liebe" ist ein völlig durchgearbeitetes Drama und schildert, wie die Liebe als nngezähmte und unbezähmbare Naturmacht über eine schlichte, bürgerlich glückliche Ehe hereinbricht und sie zerstört.

Karen, die Hauptperson in dem Schauspiel, ist keine Julie, — kein schönes, seelenloses, verführerisches „Weibchen", das nur atmet, um die Begierde des Mannes zu entzünden. Karen ist die starke, reiche, völlig hingebende Frau, für die die Liebe zu dem Geliebten das Leben selber ist. Verließe er sie, so müßte sie gleich ganz in den Abgrund versinken, sagt sie. Sie kann diese Armut des Lebens nicht ertragen, die darin besteht, sich an das Neue und Wechselnde zu gewöhnen, das die Jahre bringen. Die Liebe hat sie zu einem anderen oder besser überhaupt erst zum Menschen gemacht. Ehe sie kam, war sie die 25jährige Dame, die sich am liebsten in die Ofcnccke versteckt und dort Schutz vor den Stürmen des Lebens gesucht hätte. Alles auf der Welt war ihr gleich' gültig und kümmerte sie nicht.

Welch tiefer Griff ins ewig Weibliche — oder richtiger ins beste Menschliche! — ist nicht diese Schilderung. Neu ist das Motiv nicht. Rita in „Klcin-Eyolf" empört sich ebenso gegen das unerbittliche Gesetz des Wandels, dem die menschlichen Gefühle unterliegen. Und in „Die

Im selbe» Jahre wie „Ter Balkon" erschien „Gerts Garten", eine «omödie über Ferien - Erotik, sommerlichen Fürt und leichtsinniges Licbcsspiel. Das Stiick hält sich durch seinen fast zn witzigen Tialog, wirkt aber sonst ziemlich possenhaft und flüchtig. Unter den Personen ist Frau Löwen, eine sicher gezeichnete Frauengestalt, hervorzuheben. Künstler" hat Heiberg den jungen Dichter etwas Ähnliches durchmachen lassen. Auch er empfindet es als großes Entsetzen, daß die Liebe in seinem Herzen sterben soll. Das Neue und Große an dem letzten Werk des Dichters ist das tragische Pathos, mit dem das Motiv durchgeführt ist. Heiberg hat es gewagt, Karens Leidenschaft bis zu jener Grenze zu folgen, wo sie in den Willen zum Untergang umschlägt: Ist es nicht schöner, wenn die Liebe tötet, als daß sie stirbt? Und es ist ein schönes Wort, das alte, daß jede Leidenschaft ihren Untergang will. Hartvig Hadeln, der Grübler in dem Stück, sagt mit tiefer Wahrheit: „Ans den Delirien des Leibes entsteht das Schamgefühl. Aus dem Schamgefühl das Geheimnis. Und ans dem Geheimnis entsteht, was wir die Seele in der Liebe nennen. Aber verraten wir das Geheimnis, so ist es karg um die Seele bestellt," Eine solche EntWickelung ist mit brutaler und übermütiger RückHaltlosigkeit in „Ter Balkon" geschildert, mit bitterer, schwermütiger Wahrhaftigkeit in der Geschichte von Fennimorc in „Niels Lyhne", Aber so ist Karens Tragödie nicht. Sie ist keine liebeskrank« Bajadere. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß sie im dritten Akt alle bürgerliche EKrbarkeit von sich wirft. Da ist sie schon tief im Abgrund, Sie weiß sich verloren. Fühlt, daß sie sterben muß — und wird bis zum äußersten getrieben, — Auch in diesem Stück sind, wie gewöhnlich bei Heiberg, verschiedene notwendige Zwischenglieder in der Charnkterentwickelnng übersprnngen.

Man höre Wohl, was Karen während der großen Abrechnung mit Erling sagt: „Ich habe mit deinen Bäumen und deinen Büchern und deiner Arbeit für die Menschen und das Land nichts zn schaffen, außer weil du mich liebtest. Mich dünkt, nur eines ist ernst — daß wir uns liebten. Alles, was nicht unsere Liebe ist, erscheint nur häßlich, häßlich, häßlich. Was tut es, daß wir bis ins innerste Herz unglücklich werden, wenn wir einander geliebt haben? . . . Damals als du mich liebtest — nicht jetzt, wo du droben im Walde stehst und dich sehnst — damals fühlte ich das Leben, das schöne gefahrvolle Leben mit dem Tode über sich. Da war alles hell und voll Klarheit, und ich verstand alles alles war mir teuer — deine Bäume und dein Bleistift, denn alles war selbstverständlich nnd herrlich gleichgültig anßer den tausend frohen Kleinigkeiten, die die gewaltige, ewige Welle nur vergrößerte, die uns, die beiden einzigen Menschen auf der Welt getragen."

So spricht der große Eros, jene Liebe, die in unserer kalten, der» nünftigen geschäftigen Welt bald obdachlos sein wird. Aber die diese Worte sagt, richtet nicht: sie trauert, sie verzweifelt über ihr unwiederbringlich verlorenes Glück, Sie klagt ihren guten, braven, verliebten Mann nicht an: „Es ist ja nicht deine Schuld, Erling." Er fühlt sich arm und klein dieser wilden Leidenschaft gegenüber. Er wußte nicht, daß es eine solche gab. Und er „will dein wilden Vogel auf der Brand» statte ihres zerstörten Hauses die Flügel ausreißen". Aber auch das vermag er nicht, denn seine Liebe hat ihn schwach gemacht.

Am allerwenigsten konnte ihr der Gedanke kommen, sich vor dem zu beugen, was man so feierlich des Lebens Gebote nannte. Sic kannte das Gebot ihres Lebens, und das genügt ihr. Aber sie versucht den letzten Ausweg, Sie nähert sich dem Manne, der schon srüher einmal unbewußt in ihr Schicksal eingegriffen — Hartvig Hadcln, Sie hegt noch die angstvolle Hoffnung, daß Erling sich in den Gott verwandeln würde, der er einst war. Und sie klammert sich an den wankelmütigen, lebensscheuen Träumer, wie der Ertrinkende an einen Strohhalm. Aber es hilft kein Reden, und es hilft nicht, sich zu einer neuen Liebe aufzustacheln. Nur eines bleibt übrig: zu sterben. Und Hadeln steht verwundert dabei und sieht entzückt die Stcrnenwüste sich wie einen goldenen Sarkophag über ihr wölben. Bis er ihr in wilder Ekstase folgt. Ja, nach der Wüste sehnte sich Karen, denn dahin gehört die große Leidenschaft.*) Aber Hadeln gibt dem Gedanken der Dichtung Ausdruck, als er sagt: Sei stolz, Erling Kruse. Setze ein Kreuz auf deine Tür. Ein blutiges Kreuz. Tenn die Liebe hat dein Haus heimgesucht.

Aus dein Tagebuch eines jungen
ostpreußischen Arztes.

Paris ^350.
von

S. I.

Paris, den Löten Juli 1830.

In Paris war geschäftige Bewegung. Viele Gesichter sah man in den Cafes niedergeschlagen, das Militär durchstrich ganz ungewohnt truppweise die Stadt; Alles bestürzt. Und die Ursache? Vor 5 Stunden war der Befehl vom Könige gekommen: Die Kaminer ist aufgelöst; der König wird eine von den Großen des Reichs zusammenberufen; die, Preßfreiheit hat aufgehört! Wie wird das enden? — Man ist im Zweifel, ob es Gewaltstreiche geben wird, und also der König direct angegriffen, oder ob man ihm an der empfindlichsten Seite, bei den Abgaben beikommen wird. Sie werden nämlich verweigert, es folgt Exekution, Pfändung; die Sachen sollen verkauft werden, es kauft sie Niemand; die Verarmten werden unterdessen von den Reichen unterstützt, welche in Gesellschaften zu diesem Zwecke schon zusammengetreten sind.

Dienstag Mittag, den 27ten Juli.

Ich wandelte durch die Stadt und das Palais Royal. Aber welche Wolken hatten die beiden Ordonnanzen des Königs gemacht! An allen Ecken, wo die Affichen standen, sah man Schaaren von Menschen stehen, lesen und Kopf hängend weggehn; die Ordonnanzen, auf großen, weißen Bogen gedruckt, waren: Ordonnance sur leg sorits iinvrirv.es und OickonnäULs ö, messieurs les oleetenrs. Nebenbei mar ein Buch an: gekündigt: Osvoirs du Roi S, la Ro^sntS! Alles war in Tumult. An der Börse hatte das solchen Effect gemacht, das; die Renten von 15 auf 1 Procent gefallen waren: es wurde sogar Militär dorthin geschickt, und das Ministeriuni hatte viel zu thun, sie wieder auf 5 Procent zu bringen. Das Palais Royal war todt wie ein Grab, es schien, als ob das Volk die Gebäude des Königs floh. Desto toller ging's in meinem Quartier her. Scharen Volkes rotteten sich zusammen und liefen durch die Straßen; anfangs murrend und zischend, dann schreiend und brüllend; besonders in der Nahe öffentlicher Gebäude. Wo sich eine Equipage mit königlichen Bedienten oder eine Patrouille blicken ließ, wurde sie angebrüllt, als ob ein Tiger seinen Käfig anbrüllt. Gendarmen und Kürassiere, Patrouillen zogen truppweise durch die Stadt mit geladenen Gewehren . . .

Dienstag Abend.

Wider Ahnung und Wunsch ist die gefürchtete Währung zum Ausbruch gekommen. Ich wollte gegen 4 Uhr ins Palais Royal essen zehn. Schon auf den Straßen sah ich Volk sich in Massen durcheinander drängen und laufen und schreien. Einige auch mit Säbeln unter dem Nock. Doch ich dachte, das fei der Lärm von früher und habe nichts zu bedeuten; ich wollte durch die Rue St. Honorö, dort sah ich in der Ferne GendarmensSbel blitzen, und das Volk brüllte dazu auf den Straßen und aus den Fenstern der Häuser, die sie eingenommen . . . Plötzlich stürzte Alles nach der Place Palais Royal, und ein furchtbares Schauspiel zeigte sich. Ein Bürger war erschossen; das Blut rieselte ihm übers Gesicht; er wurde aufgehoben, aller Welt gezeigt und laut gebrüllt: »ux armes, von^sanoo aux bour^eoiL! — Auch das Palais Royal war verschlossen. Unnütze Leute hatten sich auf Stühle gestellt und laut die Zeitungen vorgelesen, die voll von Tagesbegebenheiten, aber keinen politischen Neuigkeiten waren. Das Volk war zugeströmt, jetzt wurde es von den Soldaten hinausgetrieben. Rechts und links feuerte man; Steine flogen aus den Häusern auf die Soldaten, und es schallte vom Tosen des Volks durch die Straßen, Auf den Boulevards und in meinem Quartier in der Rue St. Denis feuerte man überall; 509 Bürger und gegen 50 Soldaten sollen schon geblieben fein. Die Suisses und die Gendarmerie müssen besonders zu Felde; sie sind dem Volke am verhaßtesten; die Linientruppen, die von den Bürgern rios so,t'ävts genannt werden, haben sich dem Befehl geweigert, zu laden. Die Straßen sehn schrecklich aus. Alles verschlossen, verrammelt; nur den Pöbel sieht man mit Säbeln und Dolchen, Pistolen und Flinten durch die Straßen ziehen und ein Ziel des Mordens suchen. Eine Ladung Waffen war auf der Place Palais Royal angelangt und diese unter die Masse vertheilt. Die gemäßigten Bürger ärgern sich, daß es keine Garde Nationale mehr gibt; sie waren Bürger und standen in Respect.

An den Quais und den Straßenecken hat man Kanonen aufgeführt und die Straßen gesperrt.

Dienstag, spät Abends 11 Uhr. Wir hatten uns vor die Thür gesetzt und sahen rechts nach dem insroKS und links nach der Nue St. HonorS dem Trubel zu. Wir lasen in sieberfreien Augenblicken den Globe, der, obgleich verboten, obgleich wimmelnd von scharfem Raisonneinent über die Ordonnanzen, dennoch eifrig gelesen wurde. Er kritisirt vernünftig. Doch lasen wir nicht mehr, denn Scharen stürmten durch die Rue St. Honorö mit Gebrüll daher. Wir gingen in den ersten Stock und sahen bald den Gegenstand des Volksschreckens ankommen. 6»räss äu. Oorps äu Rvi kamen in geschlossenen Gliedern an, vorauf Soldaten, in der Mitte die Tambours im Sturmschritt wirbelnd, hinten wieder Bajonette. Wo sich Pöbel in Massen zeigte oder tobte, wurde gefeuert, und wir sahen vom Fenster aus Menschen stürzen, Leichen vorübertragen. Hintennach kamen Gendarmen in enggeschlossenen Gliedern zu Pferde und nahmen die Breite der ganzen Straße ein. Einige Leute wollten ihnen an unserer Straße in die Zügel fallen, doch zerstoben sie, als die Reiter die Säbel hoben. Jedem Trupp ging Geheul vorauf, Menschen flohen, Pistolen und Flinten knallten. Da sah man plötzlich eine Schar Volk mit rothen Jacobinermützen, Knütteln, Säbeln, Gewehren, (die Waffenschmiedläden wurden geplündert) vorüberziehn. Alles klatschte ihnen Beifall zu; bald aber jagte sie ein Gliederfeuer vom Platz Palais Royal zurück. — Nach einer Viertelstunde kam eine neue Schar; wo sie geblieben, was sie ausgerichtet, weih man nicht. Da zogen die Linientruppen, die beliebten, durch die Stadt; sie wurden beklatscht, man brüllte ihnen entgegen: vivs 1a ligne, vivs la «Ksmbis! — Ja, man will behaupten, daß es ein Leichtes sei, sie für's Volk zu gewinnen. Greuelscenen hört man von allen Ecken und Kanten. Ein Priester, der über die Straße ging, wurde selbst in seinem heiligen Ornat nicht geschont; er bekam rechts und links Stöße; der arme Mann zitterte und bebte am ganzen Leibe. Gegen Abend zerschlug man die Laternen, damit zur Nacht es dunkel genug zu Greuelscenen sei. Carls IX. kleines Bildniß unweit des Pont des Arts wurde zerstört. Man hat nach St. Elouo Devutirte geschickt, doch ließ in St. Cloud, Fontainebleau, überall der König sich verleugnen. Die Leute rcnsonnieren im Allgemeinen gut; sie wollen das Haus Bourbon, aber sie wollen auch, daß es seinen Eid, auf die Charte geschworen, halte. Die Garde Nationale soll bis morgen organisirt sein; über die Straße ist nicht möglich zu gehn. Wir sind wie belagert. Ueberall hört man den Donner der Kanonen, die an den Ecken aufgepflanzt sind. Wie wird das werden! So süß Paris im Frieden ist, so schrecklich ist's in Bürgerkriege.

Paris, Mittwoch Mittag, den 28. Juli 1830. Eine üble Wendung hat die Sache genommen. Den Fremden werden auf der Polizei die?ä88eport8 verweigert. Die Scene der Revolution spielt bald hier bald dort.. Auf der Place Louis XVI. schössen die Soldaten auf eine Masse junger Leute; Leichen lagen auf dein Platze umher. Ein Linienregiment hat sich geweigert zu laden; der Offizier zerbrach seinen Degen, die Gemeinen verstopften die Flinten mit den Bajonetten. Den Offizier trug man im Triumph davon. Man hörte auf den Straßen nichts und sah nichts als Gebrüll und Menschenmassen, Soldaten, Flinten, Kanonendonner. Den Pavs hat man aufgerissen. Steine herausgebrochen und diese auf die Gendarmen geworfen. Die eleganten Schilder aus Bronce :c., auf denen ein drevst cin Roi bezeichnet war, hat man Alle detrnisirt. Den Pröfekt hat man erhängt; desgleichen sind viele Gendarmen, Schweizer :c. an die Laternen geknüpft. Die Herzogin von Angoulsine soll dem König einen Fußfall getan haben, er möge die Ordre zurücknehmen. Doch ist's verweigert worden. Das Volk wollte nach St. Cloud, St. Germain :c., wo man überall den König suchte; nirgends war er. Er soll nach Lille geflohen sein. Man will ein Gouvernement vrovisoire errichten. Unterdessen hat die ßaräs national« sich versammelt, mit und ohne Uniform; doch Jeder hat sein tv8i1. Alles, ganz Paris ist unter Waffen und sucht die Waffenplätze. Wenn solch ein Trupv durch die Straßen zieht, wird er beklatscht und begrüßt. Die alte Börse ist verbrannt, ebenso das corps 6s sssräes, jetzt geht man auch an die Kasernen. In der Nile Richelieu wollten die Schweizer schießen; man hat sie entwaffnet nnd furchtbar mißhandelt. Der Handel steht; die Kaufleute sind in furchtbarer Verlegenheit. Lafauette hat sich an die Spitze der Nationalgarde gestellt, wie am Ende des löten Jahrhunderts. Auf den Boulevards donnern die Kanonen. An der Post wollte das Volk stürmen und schrie i Vive ia odni-ts! Die Schweizer widersetzten sich und schössen. Man siel über sie her und nicht ein Fetzen ist von ihnen übrig. Man schreit auch, der junge Napoleon soll auf den Thron kommen, der Sohn Marie Louisen-!! So sieht's nun in der Stadt aus. Wo Wachen und Kasernen sind, lodern die Flammen himmelhoch, das Volk steht jauchzend umher und wirft Gendannennniformen in die Flammen. Auf den Straßen sieht man nnr Waffen blitzen. Ja „Weiber werden zu Hyänen." Auch sie wandern entzückt durch die Straßen, und sogar die Mutter meines Wirthssohnes nnd die Schwester encouragiren ihn, die Flinte zu nehmen und davonzugehn. Ein Briefträger kam ins Haus zu uns. Das Volk hatte ihn gezwungen, die Eocarde abzunehmen, widrigenfalls man auf ihn schießen wollte. Nun ineinen zwar Politiker, die Alliirten würden jetzt ins Land kommen. Allein bei dein Gedanken nur wird jeder Nerv der Franzosen ein Held; die, meinen sie, haben jetzt nichts zu suchen; man will ja nur sein Recht, weiter nichts. O, furchtbarer Bürgerkrieg!

Mittwoch Abends 10 Uhr, 28. Juli 1830. Man hatte an den Straßenecken angeschrieben: vopavs? Iss russ! Das geschah. An den Oarrstours wurde das Steinpflaster aufgethürmt, damit es den Weg für Infanterie und Cavallerie unwegsam mache, zur Schanze diene und endlich, auf die Dächer getragen, von dort auf die Truppen herabgeivorfen werden könne. Dazu wurden noch Boutiques und Buden genommen und so die Straßen verrammelt. Um 11 Uhr begann in der ganzen Stadt ein allgemeines Gemetzel. Die (?ai-äs äu Roi, Artillerie, Gendarmerie (so viel noch übrig war), Lanciers kamen durch die Rue St. Honors vom Lonvre aus gezogen.

Sappeurs vorauf suchten wonniglich das aufgerissene Pflaster wieder zu ordnen. Nun begann das Gemetzel. Auf den Straßen sah man nur Leute mit Gewehren, die sich, wenn Truppen vorüberzogen, hinter die Ecken stellten und von da zielten; die Garde konnte nicht so gut im Vorübergehn zielen; ja aus Fenstern schoß man. Leute, aus den Fenstern sehend, benachrichtigten das Volk von der jedesmaligen Ankunft eines Trupps. Ja, Pulver und Blei warf man ihnen herunter. Die Gendarmen waren so gut wie aufgehoben, man hatte ihre Oorps cls Aarás8 verbrannt. Viele hatten sich auf Diskretion ergeben, »nmten die Waffen strecken und die Uniformen ausziehn. Viele hatten sich in die Häuser retirirt, bekamen dort Bürgerkleider, mußten die Uniformen dalassen und gingen davon. Viele, die Familie in Paris hatten, wurden von ihren Franen verfolgt, die sich öffentlich ihnen zu Füßen warfen und baten, abzulassen vom Kampfe. Aber der rauhe Krieg hat rauhe Gefetze. ‚^n der Rue du Boule war ein Colone! der Linie erschossen, in dem Augenblick, als er: t'eu! commandirte. Die Truppen sollen oft in die Luft gefeuert haben und dabei gesagt: O'est 1» ivanisrs 6out nous tiruu8 8ur les oit«veii8. Proklamationen aller Art ergingen, an jeder Ecke las man neue. Das Gebrüll: aux arm«8, viv« 1» «Karte, vivs 1a lidertö ging durch alle Straßen, wie eine brausende Meeresmoge. Die Straßen lagen voll getödteter Menschen und Pferde. Eine Proklamation erging vom Könige (gez. Polignac), das; Paris in den etat äs 8ioßs versetzt, als« ausgehungert werden soll. In der Gegend meines Hütels war das Geinetzel furchtbar zwischen 11 und 3, es war ein Gekrach von Flinten, daß man taub werden konnte. Man trug überall die tricolore Farbe (weiß, roth, blau) voran; ein kleiner Bube von etwa 8 Jahren ging unter dem Trnpp umher, so als ob die Kugeln von Papier wären; er trug einen ungeheuren Knittel und sprang und schäumte vor Wuth! Die Zeitungen wurden heut mit 5—10 Francs verkauft. Um 3—5 Uhr ließ das Schiehen etwas nach. Abends begann es von Neuem. Auf den Plätzen hielten sich die regulären Truppen; das Hotel de Ville war anfangs von der Garde, dann vom Volk eingenommen. Doch in den engen Straßen, wo die Bürger aus allen Ecken und Fenstern schössen, konnten die Truppen sich nicht halten. Man meint, daß auf die Länge d!e Garde nicht die Fatiguen ertragen werde. Von Rouen soll Nationalgarde anrücken. Die Provinzen, sagt man, sind in Resurrektion. Man versichert, daß es in der Revolution keinen Tag gegeben, an dem das Morden so bedeutend gewesen und^ die Scharmützel so den ganzen Tag gedauert wie heute. Alles Schreckliche von Kriegsscenen, was man sich denken kann, sahen wir vom Fenster aus. Jetzt ist es ruhig; hier und da hört man nur das Krachen einzelner Flinten und Kanonen, vor meinem Fenster sausen Kugeln vorbei. ' Man fürchtet, dafz bald die Roth und der Hunger entsetzlich werden. Die Ecole Polytechnique soll für das Volk unter Waffen stehn; die Ecole de Modicine und du Droit, heißt es, sollen sich morgen bewaffnen.

Paris, Donnerstag den 29., Juli, Vormittags 11 Uhr.

Es ist in der Stadt bis auf geringe Ercesse rnhig. Auf die Häuser hat man die Steine vom Steinvflaster gelegt. Alle Straßen sind gesperrt mit umgeworfenen Wagen, besonders Diligencen :c. Der Postenservice hat aufgehört. Die Ecole Polntechnique rückte heut mit 12 Kanonen an, die sie vom Hotel des Invalides genommen. Sie rückten durch die Rue St. Honors uud verteilten das Geschütz, Ueberall wurden sie vom Volk beklatscht und gerufen: vivs la «Karts, vivs I» libsrtö! Die Garde uud die 8u.i8««8 halten sich nur noch in der Rue Valois und im Louvre. ^n 'den Straßen lassen sie sich nicht mehr sehn, da sie hier gegen die aus dem Verborgenen schießenden Bürger im Nachteile sind. Der Temps meldete heut, es sei ein roFiinsut provisoirs von Lafayette (dem 80jährigen, der mit dem Sohn hier eingetroffen), Duc de Choiseul und General Gürard eingesetzt. Paris ist belagert. Jeder Mann schafft sich Brot ins Haus. Man fürchtet Plünderung bei steigender Not. Die Spitäler sind überfüllt von Blessirten; der Dnc de Naguse, Eommandant der königlichen Truppen, ist am Louvre erschossen. Die Nachricht wurde mit rasendem Frcudengeschrei in den Straßen ausgerufen. Das Arsenal ist eingenommen, 30009 Flinten sind disponibel. Ueberall stehn Affichen, die zur Bewaffnung auffordern. Das Hotel de Ville war von der Garde dem Volk genommen; in dieser Nacht aber hatte es das Volk wieder, trotz Kanonen, erobert.

Den 29. Juli, Mittags um 3 Uhr.

Die Luisse und Garden hatten um IIV2 Uhr den Louvre wieder eingenommen und die Thüren besetzt. Doch die Llövss der Ecole Polntechnique schafften durch die Rue de lÄrbresec in die ^Aliss St. Germain Aurerrois Kanonen auf den Thurm, beschossen von da den Louvre, und die Bürger konnten nunmehr eindringen. Nur auf der Place Carousscl und der Place Palais Royal, sowie in den Tuilerien hielten sie sich noch. Nach sehr hartnäckigem, mörderischem Widerstand wurden sie auch von da vertrieben, und nun begann ein Massacre der Einzelnen. Sie wurden, trotzdem daß sie riefen: vivs I» «Karts! dennoch gleichsam in Stücke zerrissen nnd Theile ihrer Kleider als Trophäen davongetragen. U n'v » rien ä« plus ö, crainärs, tous ss sont rsuöus! schallte es durch die Straßen. Man drang in die Zimmer des Königs, in die L.r«Ksve«Ki« «n der Notredmne und zerstörte und zerriß Alles; die brillanten Lehnstühle, seidenen Gardinen; Tische, Flügel wurden zerstückelt und als Trophäen davongetragen. In die Keller drang man und trank auf den Sieg den Champagner des Königs. Auf dem Louvre und St. Eustache wehten nunmehr <ii apsaux trioolores. In Affichen mar bekannt gemacht, die Damen möchten fleißig dreifarbene Cokarden machen. Aus dem Louvre wurde eine große Chatulle mit Geld unter das Bolk geworfen. Der Louvre und die Tuilerien sind verödet, die Bilder soll man geschont haben. Eine Affiche erzählt: „Lafanette stehe nunmehr an der Spitze der Nationalgarde; man möge sich der Ungerechtigkeiten gegen die Bürger enthalten; die 5 trairres ä 1a patris, die Minister würden schon zur Rechenschaft gezogen werden." Ebenso wurden auch vor dem Louvre die belagerten Garden titulirt. Man wollte mit ihnen kavituliren, doch schrie das Volk, daß mit tr»1trs8 nicht zu verhandeln fei. Den Jesuiten, die sich in den Thurm der Notredame gezogen hatten, soll man übel begegnet sein. Die Straßen wimmeln von Verwundeten und Todten. An den Häusern, wo müäscio. oder pkarmavieu angeschrieben steht, häuft man die Blessirten auf. Im HStel Dieu hat man die früheren halbgenesenen Kranken davongejagt und die Blessirten hineingelegt. Die Llöves haben die Büste von Karl X. zertrümmert. Dupuytren hält keine Visite mehr. Die Spitäler sind voll von Verwundeten. Alte Leute, die niemals solche grauenvolle Scenen erlebt zu haben versichern, behaupten zugleich die Wahrheit einer alten Prophezeiung: Karl IX. schoß auf die Protestanten nnd mußte vom Throne steigen; Karl X. läßt auf die Katholiken schießen. Man hört jetzt nur noch die Sturmglocken läuten, die Trommel ihr monotones Gemirbel durch die Straßen rasseln und das Geschrei des Volks. Hier und da noch einzelne Kanonen- und Flintenschüsse, die durch die Luft pfeifen. Alles ist banger Erwartung voll, wie das enden werde; die Verwickelung ist so groß, daß das Unwahrscheinlichste zum Wahrscheinlichen werden wird. Durch die Straßen hört man weinende Frauen laufen, die ihre Männer und Kinder eingebüßt; viele Weiber sind in dem wilden Feiler verwundet, erschossen. Kleine Jungen von 12—15 Jahren sollen eine erstaunenswürdige Courage gezeigt haben bei den Attaquen.

Donnerstag den 29. Juli, Abends 10 Uhr.

So ist also Ruhe, d.h.die Garden sind nicht mehrin Paris, die Gefangenen ausgenommen. Ter Louvre ist zwar und dieTuilerien vom Volke angegriffen,doch ist im Verhältniß wenig Ungebührliches geschehen, wenn man es in Verhältniß stellt mit der Exaltation der vopuläce. Manche ernste und komische Scenen sielen freilich vor: So sah man einen alten Portier am Eingang in die Tuilerien sitzen, der im Dienst ergraut mar, der bis zu den 80 er Jahren die Uniform des Königs getragen, dessen einzige Subsistenz in der Anwesenheit im Palast bedingt war — ihn sah man in Civil sitzen mit Weib und Kind an der Thür und betrübt die ungewohnten Ein- und Ausgänger beschauen. Man schonte seiner, doch war er so gut wie todt. Viele lebendige Meubel sterben niit den leblosen! Die Büsten des Königs waren das Erste, was man zum Fenster hinauswarf-, Jeder nahm, was er fand, zum Andenken: Kaffeeservice, Vasen, Degen, Generalsuniformen, die Papiere des Königs, Rechnungen der Duchesse de Berru :c. zeigte man als Trophäen. Die erbeuteten Pferde nahm man, bestieg sie und ritt in die Tuilerien hinein. Doch schonte man (sehr hübsch!) die «KsK ä'osurrss. Man schrieb an kostbare Marmorvasen, Büsten, Monumente: K«8peot »ux «He«ts ä'art! Und Niemand rührte sie an. Wollte es Einer oder der Andre thun, so drohte man ihn zu erschießen. An das Antikenkabinet hatte sofort sich Nationalgarde hingestellt und lief; Keinen hinein, ebenso in die Bildergallerie. Kleine Jungen waren auf den Are de Triomvhe du Caroussel gestiegen, hatten sich auf die Pferde von Bronce gesetzt, spielten mit den Ketten, die darunterlagen und steckten den ärapsau trioolors auf. Das Finanzministerium wollte man stürmen, doch hinderten es die Nationalgarden, indem sie sagten: das sei Staatsgut und gehöre Allen. Man mar sehr, sehr mäßig. Zerstört sind nur kostbare Sachen, die man sehr leicht ersetzen und in Galanterieläden kaufen kann. Wirklich eine prachtvolle Nation, die Franzosen! Furchtbar im Krieg und zugleich mäßig, fein und geschmackvoll im Frieden. Jedem ist gleichsam das Gesetz eingegraben. Unter die Farcen, die vorfielen, gehört Folgendes: Man zwang die gefangenen Gardisten (die armen Leute hatten in drei Tagen nur ein Brot zu essen bekommen!), sich die Schnurrbärte abrafiren zu lassen. — Ein Betrunkener rief: vivs 1» libsrtö! Der Andere fragte ihn: Lt I» «Ksrts? — LK, «s n'sst riev! lachte er und torkelte mit dem Doppellauf fort. Die ^rvksveckis hat man rem ausgeplündert und die Bücher und Folianten zum Fenster hinausgeworfen-, die Pfaffenmützen hat man sich aufgesetzt oder auf Bajonette gespießt und trägt sie als Trophäen. Einige vom Volk setzten sich auf den Thron des Königs in der «»Iis äu trons und gingen hernach durch die Straßen, rufend: tus roi, z'si 6t6 sur Is trön«! Einer hatte sich eine falsche Tour aus den Zimmern der Duchesse de Berry aufgesetzt und zog so umher. Nun wurden Nationalgarden vertheilt und strichen truppweise durch die Stadt, um die Ordnung zu erhalten. In den Tuilerien aber waren Alle kanonendick betrunken und jauchzten mit schäumenden Bechern aus den Fenstern herab. Das Palais Royal mar noch voll von Betrunkenen, Leichen :c. Abends begannen Freudenzüge durch die Stadt mit dem «Zraiisau tricolors, Trophäen :c. Auch eine Art Janitscharenmusik hatte sich organisirt. Alles wurde vom Volke, Weibern, Kindern rasend apvlaudirt, sogar auch ein Wagen voll Leichen. Man könnte es fast Leichtsinn nennen, niit welcher Verachtung die Franzosen den Tod ansehen. Unterdessen mar der alte Lafayette, den ich am Hotel de Bille, in Civil, geführt von zivei Leuten sah, an die Spitze der Nationalgarde getreten; er ging zu Fuß durch die Stadt, hinter ihm ritt sein Sohn in der dreifarbigen Uniform. Alles schrie: Vive Lafayette! Darauf begaben sich beide nach dein Hotel de Ville, theilten von hundert zu hundert Schritt Posten aus, zur Aufrechterhaltung der Ruhe, liefzen die Straßen barrikadiren (denn man erwartet einen erneuten Angriff), sorgten für Lebensmittel, liefzen deshalb Proklamationen ergehen und nahmen besonders die gehörige Ordnung und Wirksamkeit der Nationalgarde wahr, die jetzt mit ihren Chefs (vor zwei Jahren sind sie aufgelöst und jetzt traten sie in ihre alte Activität) durch die Straßen, zwar in bunten Uniformen, aber in Neih und Glied, wie reguläre Trnppen vatrouillirte. Es ist unglaublich, wie ein so bedeutendes Corps in Zeit von zweimal vierundzwanzig Stunden unter Waffen stand. Es sind ihrer 20 WO disponibel. Da sieht man den Geist der Franzosen.

Proklamationen ergingen nun, daß mau sich ruhig verhalten solle, daß man zwar unter Waffen bleiben, aber keine Ercesse begehen sollte x. . Doch auch vom Könige soll eine Proklamation ergangen sein, daß er von den blutigen Vorgängen nichts erfahren, daß er nicht die Ordre zum Schießen gegeben habe zc. Man erwartet viel vom morgenden Tage. Viele sprechen von der Thronerhebung des Duc de Chartres; doch was wird nicht Alles gesprochen! So viel ist gewiß, daß der Volkscharakter der Franzosen sich in diesen Tagen in eklatanter Weise ausgesprochen. Ein Bürger stand heilte nachdenkend am Louvre und sah nach den Schießscharten, von wo aus die 8uissss geschossen, und sagte bedenklich auf die Flinte gestützt: tv. usus n, t'kit dsaucoui) äs mal! Alles kann man mit den aufgeregten Franzosen ausrichten, wenn man sie par Koimsur faßt: ss tu ?rar>5lN8? »'siniS8tu ps8 Ig, ßloirs äs Ig, Kranes? :c. Eine unbesiegliche Courage haben sie gezeigt; der Tod ist ihnen nichts. Nicht ein ernstes Gesicht sah man während der ganzen Affnire. Alles lachte und witzelte oder wüthete. Und ist Nuhe, so sieht man morgen die Leute, die heut in Hemdärmeln mit Patrontasche und Flinte gingen, als öslans und Lourtisäiis auf den Boulevards. Man hat wohl Ursache, vor der Nation Nespect zu haben. Man sollte es gar nicht glauben, wie die rohsten Arbeiter über die verwickeltsten politischen Gegenstände denken und klar sprechen. Die Aufklärung ist sehr bedeutend unter den Franzosen und weit größer als in Deutschland. Die Garden nnd die Schweizer haben übrigens sehr viel in die Luft geschossen, und sie waren auch in Verlegenheit, denn sie durften füglich nur auf bewaffnete Bürger schießen; ringsnm waren aber Scharen unbewaffneter Neugieriger, die man doch nicht tödten konnte, (obgleich es oft genug geschah), uud das war oft ein Schutz für die Nationalgarde, indem sie sich hinter den Unbewaffneten verbarg und zielte. Gegentheils erschossen sich die Bürger oft selbst (Viele fielen vorn über und waren hinten verwundet), indem sie — oft Kinder, Betrunkene, Unbesonnene — losdrückten, ohne zu denken, wie? wo? Jetzo ist Ruhe, aber eine schwüle Ruhe, wie am Himmel. Nur hie und da hört man das Gejauchze: vivs I» ctmrte, und Freudenkugeln pfeifen durch die Luft. Der Enthusiasmus hat sich bis auf die Kinder erstreckt; ich sah einen kleinen Bengel Vormittag durch die Strasze tanzen und die Mütze schwenken (der Junge war 8 Jahre höchstens), nnd er schrie: l«8 tuileriss sovt «, nous! tons ss sont rsnclu8! Ein in«u«K«r<l, den man gestern entdeckte, wurde komplett zerrissen auf der Place de Gröve. —

Paris, Freitag den 30. Juli, Abends 11 Uhr.

Soeben komme ich müde von meinen Wanderungen nach Hause. Noch einige Notizeil aus der Revolution: Bisher ist das Gerücht von dem «t»t clö siöße nur ein Gerücht geblieben, und wird's wohl auch bleiben. Gestern war auf Aufforderung Lafayettes die ganze Nacht gearbeitet an dem Pav6, das man zu Schanzen, zu Barrikaden noch mehr aufriß. Doch hatten die Einwohner illuminirt, da die Mverböres zerschlagen waren. Kein Feind mehr. Alles drängte sich bewaffnet und unbewaffnet durcheinander, durch die engen Seitenpässe, die man an den Schanzen gelassen hatte. An jeder Barrikade standen zwei Nationalgardisten, oft in den seltsamsten Anzügen, und zwangen die Hingehenden auf einer, die Zurückgehenden auf der andern Seite zu gehn. Keiner Seele fiel es ein, sich den Verordnungen des geringsten Tagelöhners mit seiner Pike zu widersetzen; Alles mar gegentheils so Höstich und ordentlich, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Die Be^ trunkenen waren von gestern ausgenüchtert, und jetzt war es eine Freude anznsehn, wie die Leute, die gestern wie die Löwen kämpften, still und friedlich ohne Ercesse, ohne Furcht vor Strafe (denn es giebt ja keine Polizei, nur Chefs ohne Gesetze) ihres Weges gingen. Das Ablösen der Posten und Patrouillen geschah, als ob nichts vorgefallen märe, als ob Jahre lang die Truppen einerercirt wären. Die Elöoes de l'Ecole Polytechnique spielten Offiziere, und obgleich junge Leute von 20 Jahren, gehorchte ihnen jeder Graukopf. Das nenne ich ein Volk, dem das Gesetz im Herzen steht! Nirgend hörte man von Plündern, Rauben; für die Arbeiter wurden Beiträge gesammelt, und Jeder gab gerne seine paar Sous, die er entbehren konnte, hin. Hungerte Einer der armen Leute, so ging er höflich (ich war selbst bei ähnlichen Scenen dabei) zu einem Restaurant :c. nnd bat um ein Stückchen Brod und ein wenig Wasser; zwar gab man dann dem armen Heldeil Braten und Wein hin, und sehr höflich bedankten sie sich bei dem fröre cito^sn! (Meine Wanderungen dauerten von Morgens !> Uhr bis Abends 9 >/ü). Hie und da sammelte man Geld für die psuvres vuvrisr« bles8e8. In der Nue St. Denis sah ich den General Dubourg, Lafavette

und Görard, von 5 Nationalgardisten und dem ärspesu trioolore begleitet, durch die Barrikaden reiten. Ueberall donnerte man ihnen entgegen: Viv« I^äfg‚^etts, vivs Oubourg, (Zör^rck, vivsnt Iss bravs8 ^öQöraux, vivs I» okarts, vivs 1a libsrtöl Alle zehn Schritte sah man die oooarcks trio«1«rs austheilen (von enthusiastischen Danien) und verkaufen für einen bis fünf Sous (von armen Weibern). Sie schrieen: Voll«, 1a liberrö riour cksux 8«U3; voilä Is, «ocarcks tricolors pour ckeux 8«U8; voilä Iss ««ulsnrs ä la mocks pour cksux sou8? — Die.Verordnungen, die von der interimistischen Municivalität als Proklamationen ergingen, waren herrlich. Man sah, daß ein Mann an der Spitze stand, der die Revolution mitgemacht hatte. Dahin gehört: 1) Man möchte die Läden öffnen und ruhig seinen Geschäften nachgehen; das sei notwendig für die Subsistenz von Paris. 2) Jeder, der nicht zur Nationalgarde enrölirt sei, solle seine Waffen zu Hause verwahren und seinem Gewerbe nachgehen. Wenn Not sei, werde man ihn rufen. 3) Tie Nationalgarde würde ihre Chefs, Arondissements :c. angemiesen bekommen und solle sich den Verordnungen dieser fügen. 4) Aus Paris darf nur derjenige, der von Lafayette eine Erlaubnis hat. 5) Man solle das Eigenthum der Bürger respMren und bedenken, daß die Ordnung das beste Hülfsmittel sei, den Feinden der Freiheit die Spitze zu bieten. 6) Man solle der Verwundeten gedenken :c. Nirgends wurde ein Zusammenlaufen und Stehenbleiben geduldet, was fehr nötig war bei den, Straßenbarrikaden. Die Nationalgarde, die alle 100 Schritt ihre Posten aufgestellt hatte, rief dann gleich: oirenle? inessieur«, circulo?! — Die Barrikaden verunstalteten aber die Straßen entsetzlich. In den Straßen hatte man diese durch umgeworfene Diligencen, die man mit Steinen gefüllt, desgleichen mit Tonnen, Schildern, Stühlen, Tischen, Cabriolets gemacht. Doch auf den Boulevards hatte man die Bäume dazu genoinmen. Alles ging mit der o«««räs tricolors. Wer sie nicht trug, wurde entweder oft gefragt, ob er denn keine haben wolle, oder mußte sich dem aussetzen, für einen raoucdgrä gehalten zu werden. Deshalb flatterte auch an meinem Rock die cocäi-lls trioolors. Alle Augenblicke erschienen militärische und Civilordres. Die öffentlichen Gebäude alle waren besetzt. Niemand durfte hinein; junge Leute von Distinction, die zur Nationalgarde gehörten, waren zu Pferde, holten und brachten die Ordres, Geld :c. Die Zeitungen waren nur halb bedruckt und wurden öffentlich angeschlagen; alle aber enthielten so ziemlich dasselbe. Zwar mar der Heroismus und die Mäßigkeit der Franzosen da fehr gelobt — aber mit Recht. Ich war ganz entzückt über das herrliche Volk, so furchtbar im Kriege, so vernünftig und gebildet im Frieden! Die Proklamationen waren alle in Form einer Bitte, nicht eines Befehls eingerichtet und wurden um so mehr resvektirt; dabei folgte auch immer ein Dank des interimistischen Regiments. Der Nationalgarde wurde aus der Staatskasse vom Staatsministerium Sold bezahlt; Viele schlugen ihn aus. Von Lebensmitteln wurde nichts requirirt. Alles bezahlt. Das HStel de Ville war das Centrum der Regierung. Die Deputirten haben sich (es sind 60 hier) einstweilen in der Kammer versammelt. Sachen von Werth, die aus

dem Louvre genominen, wurden heut unaufgefordert wieder zurückgebracht. Jeder, auch der gemeinste Mann fühlt, was er zu verlangen berechtigt ist, und will nicht darüber hinaus. Am Quai de Gröve sah ich etwa 50 nackte Leichen, auf dem Marchs des Jnnocents hat man etwa 100 vergraben; Viele waren in den ersten Tagen in die Seine geworfen oder von den Angehörigen begraben. Vornehme und Niedrige nannten sich Bruder; ja fremde Leute luden sich ein, miteinander eine Flasche zu trinken :c. Die Damen saßen vor den Thören und zupften Charvie. In der Rue St. Denis kam ein Mann gelaufen und schrie: Der Tue d'Orlöans sei ;um König ernannt. Obgleich das gelogen war, las ich bald eine Proklamation, in welcher stand, daß der Duc d'Orlöans bei Jemavpes gefochten, daß er die o«‹äräs trieolors ins Feuer getragen, daß er die Charte beschützt habe :c. Doch stand kein Name unter der Proklamation. Andre erzählten, es seien die Pairs und Devutts nach St. Clond gereist, um den König zum Abdanken aufzufordern. Andre sagen, er sei gar nicht in St. Cloud. Nur die Minister (und fünf Andre, (Erzbischof zc.) sollen die Urheber alles Nebels sein; die will man besonders fassen. Doch fing jene Proklamation mit den Worten an: 0KsrIs8 X ns äoit plu.8 rsutrsr s, ?aris; il «, tait ooulsr !s suvF 6u, peupls! Die Staatsbureaur sind unter Leitung der Munizipalität wieder in Wirsamkeit getreten. Aber sieht man auf den Haufen von Nationalgardisten, bewaffnet mit Küraß, Coskett, Flinten, Pistolen, Piken, Beil Feuerzangen, Ccheermesser, geführt von den Elöves der Ecole Polytechnique, so ist's unglaublich, daß durch diese Leute 26000 Mann Militär entwaffnet sind. In der Nue St. HonorS hat man das Cafü de la Mgence geplündert und demolirt; der Eigenthümer beging die Unvorsichtigkeit, die Garden da hinein zulassen, und sie schössen aus den Fenstern; seine Strafe war die Demolirung des Haufes. Die vertriebenen Garden und Gendarmen kampiren vor Paris und sind gcnöthigt zu plündern, da sie keinen Lebensunterhalt haben. Der alte Lafayette muß sich oft dem Volke zeigen. Die Rinnsteine werden sorgsam wieder hergestellt und frisches Wasser dnrch die Stadt geleitet, das bei der entsetzlichen Hitze sehr nötig ist. Ein pathetischer, begeisterter Arbeitcmann kam mit einem verrosteten Säbel heut Abend durch die Straßen stolzirt und rief: RsZie? tiänyrrilles, citovsus, oett« vuir, nous veillerov8 pour vous. Ein Bäckerjunge schrie: (üisrleg X seiA ivevs s, ?aris 6sinsiii, et penclu Ä I» plses cZ« (Zröre cornms uv, cookon! Auswärtige Mächte täuschten sich gewaltig, wenn sie jetzt der monarchischen Negierung zu Hülfe kommen wollten. In der früheren Revolution hatten die Franzosen nichts und erwarben sich erst etwas; jetzt beschützen sie nur das Erworbene; srüher mar das Volk noch nicht aus tiers ütats zusammengesetzt; jetzt hat das Ding eine andre Wendung genommen. Ja, die Alliirten kamen auch nur nach Frankreich, weil sie Napoleon nicht haben wollten; doch stellten sie es der Nation frei, welches andre Königshaus sie wählen wollten.

Paris, Sonntag 1. August 1830, früh.

Auf meinen Wanderungen fand ich gestern zwar Alles eraltirt und voll Freude, dock) hörte man nirgends von einem Ercesse. Auf dem Pont Neuf hatte man Heinrich IV. eine Fahne mit der ooearäe trioolnre in die Hand gesteckt. Die Cleves de l'Ecole Polytechnique wurden überall mit Jubel empfangen. Die Handwerker, denen der Name der Schule zu schwer und unverständlich war, nannten sie ihrer letzten Bedeutung wegen r Seele volitiyne. (Sie wird übrigens gebildet, indem man aus dem eelleZs cks 1'üeols »«I^teennigue, einer Art Fakultät, die tüchtigsten jungen Leute nach Lxsminidus auswählt und sie da entweder zu Artilleristen, zum Geniecorps oder zu Marineoffizieren bildet.) Die Oar6s nationale zog durch die Quartiers, halb in Civil, halb in Militär, mit den seltsamsten Waffen, und drauf hatten sie die Rationen aufgespießt, in Fleisch, Käse, einer Ochsenzunge u. A.z vornauf zog eine Trommel. Ein Unteroffizier, ein täppischer Schlächtergeselle, hatte sein Corps versammelt, bestehend aus größtenteils distinguirten Leuten. Er ließ sie in Neih und Glied treten, stellte sich pathetisch ihnen gegenüber und haranguirte sie folgendermaßen heroisch: eelni <M s'«vpo8S u, roes orclr«8, tusills! Ns ooinvrsnes» vous? Oui, monsieur, war die Antwort, und er kommandirte selbstgefällig weiter. Die Affichen zeigten heut eine Aufforderung von der vreleeturs und muvieipalito provisoiro, daß der Duc d'Orleans zum Lieutenant genüral sn intenclavt nach Paris geholt werden solle. Gleich darauf erschien von ihm eine Proklamation: n'si v»s balaneü a v«rtaz;er vos Tangers (ein Bürger, der nebenbei stand, bemerkte spitz: lorgyn'ils sont tini3); in dem Ton ging's weiter: er habe mit Freuden überall die Fahnen wehen sehn, die er selbst lange getrogen, er werde die Charte zu erhalten suchen :c. -Nebenbei stand die kurze, gedruckte Nachricht: I^s cln« ck'OrIöäN8 «8t »rriv« comrus lisntenant genürsl cle I» garäs nationale et s'e8t rencZn an palai8 rovsl. Um 2 Uhr zog er, ein hübscher, stattlicher Mann, zu Pferde vom Palais Royal aus in brillanter Uniform, und alle Teputirten hinterher, unter denen voraufgingen: der alte Benjamin Constant, von Bürgern getragen, La Borde u. A. Alles schrie: Vivs 1e 6u« «"Orleans So wurde jener Zug im Triumph nach dem Hotel de Ville transportirt. Der König war unterdessen in St. Cloud- und mußte es ansehn, nie ein Trupp Garden nach dem andern ihn verließ. Der Duc d'Zlngoulöme (Dauphin) ging hinab und haranguirte die Truppen, aber (seine Rede muß wohl nicht die interessanteste gewesen sein) er mußte es erleben, daß die Soldaten unter seiner Rede Fluß sich zu 5, 10, 15 umwandten und nach Paris gingen. Mit der Cavallerie (wenig Leute) zog der König sich nunmehr nach der Jsle St. Denis. Vincennes mit seinen Kanonen und aller Munition ist zu Paris übergegangen. Alle Truppen aus der umliegenden Gegend haben ein Rendezvous nach Vaugirard bekommen; sie werden dort mit Freuden und Umarmungen empfangen und bekommen Munition, Essen und Trinken in Fülle. Alles glänzt vor Freude. Jeder (auch ich) trinkt eine Flasche mehr den Tag. Eine andere Affiche meldete: Der 9. Thermidor des Jahres 1794 entsprechе dem 28. Juillet 1830; dort wurde Nobespierre, hier die Bourbons gestürzt. Vom Balcon des Palais Royal wurde ausgerufen: Der Duc de Chartres wird Morgen an der Spitze seines Regiments in Paris eintreffen. Alles klatschte Beifall. Aus dem Louvre trug man Nachmittag noch Leichen zusammen, die man bisher in die Winkel gelegt. Sowie sie vorübergetragen wurden, hieß es überall: Ste? Is ekupesu. Man machte auf dem Louvr^platz, der Eglise St. Gerinain Aurerrois gegenüber, auf dem Hauptschlachtfeld ein großes Grab für Alle. Bald darauf sah ich auch eine Dame vom Volk im Triumph getragen, die in Mannskleidern sich während der Scharmützel auf eine Kanone gestürzt und bald zu ihrer Einnahme das Meiste beigetragen hatte. Unterdessen war das Grab am Louvre fertig. Man steckte ein Kreuz darauf mit der einfachen Inschrift: S, In, müruairs 6ss m«rt,8 porir la Udert« et I» patris! Alles zog den Hut, näherte sich ehrerbietig und warf Geld in einen Hut, gesammelt zum Besten der Hinterbliebenen. Kränze warf man aufs Grab und stellte sich still im Kreise, als ein junger Mann vortrat und einige Worte voll Rührung sprach. Kein Auge war tränenleer, und Alles umarmte sich: Nationalgardiften, Vornehme, Arme, Alles nannte sich Bruder! — Die Könige haben eine warnende Aussicht vom Louvre aus auf das Grab. Unterdessen lief die Nachricht ein, daß der Erzbischof auf der Flucht arretirt sei, und daß man bei ihm eine Million Francs in Gold gefunden, die man ihm natürlich nahm. Auch fand man im Louvre unter den Papieren eine Correspondenz wegen Liebeshändeln zwischen einem Bischof und einer Hofdame. Der schädliche Einfluß der Geißlichen auf den König ging so weit, daß man Montag Abends, als die Ordonnanz gegeben war, die Fabrik in Söores illuminiren ließ und sie dem König zeigte und sagte: die Nation sei so entzückt über den Befehl seiner Majestät! Man fand auch einen Brief vom Könige an Polignac (der bekanntlich sein unehelicher Sohn ist) folgenden Inhalts: Visus me voir, vou8 »urovs I« temvs <Zs «Kanter uu psaums erisembls. — Abends wurde der Duc d'Orlöans im Triumphe vom HStel de Ville nach Hause gebracht.

Paris, Sonntag Nachmittag, den 1. August 1830.

Paris ist wieder das alte Paris. Frankreich ist so gut wie beruhigt. Herzog v. Orleans ist so gut wie König. Es wurden ihm gestern im HStel de Ville der Antrag und die Bedingungen gemacht. Beides nahm er an. Doch — eine edle Kühnheit, bei uns würde es Frechheit sein! — General Dubourg ging am Ende der Verhandlungen auf den Herzog zu und sagte: Nuu8sissnsur! I^e8 clsrviers ^«ur8 «nt 6t6 uu dou. sxemvls pouitc>«8 1«8 prino<Z8. oroi8, czus vou8 tisnärs? votrs p»rols. Darauf erwiderte der Herzog sehr piquirt: Votre insnäes ütait inutil«; psnclänt tout« ms, vis j'si ötö uu Kounöts doiums, Is r«8trsi su88i ^'u8cjn'ä I« tio. Lauter Jubel. Es wurde besonders gut von: Volke aufgenommen, daß der Herzog ohne alle Begleitung im Schusze der Bürger zum HStel de Ville und wieder zurückging. Hier ist man nur gewohnt, einen König von Garden umpanzert zu sehen. Die Dauphins mar in großer Verlegenheit; sie war in Dijon (oder in der Nähe), ohne von den Vorgängen in Paris was zu ahnen. Sie ging ins Theater, als man rief: vivs I» «Kart«, vivs I» Iibsrt6! Sie machte sich gleich auf, wollte nach Paris und hörte die Unglücksscenen. Der König soll jetzt nicht allein die Minister, sondern auch den Kopf verloren haben. Soeben begegnete ich einer entzückten Volksmasse, die den alten Lafayette, begleitet von etwa 6—8 Deputirten, fast zerdrückten.

Paris, Montag am 2. August 1830, früh.

Nachmittags sah man heut zum ersten Mal die eleganteste besu moucis von Paris auf den Straßen. Alles ging mit der oooaräs tricolors, die nunmehr durch eine Ordre des Generallieutenants Louis Philipp Orleans zur Landescocarde erhoben ist. Das Palais Royal ähnelte heute einem Feenschloß: Alles mar illuminirt. Es war Jeder in: brillantesten Schmuck, im brillantesten Kleide. Die Fenster der Zimmer des Duc d'Orlsans waren offen, und oft nmßte er sich dem Volke zeigen und wurde dann mit vivs 0rlöäll8 empfangen. Einmal erschien er an der Seite Lafayettes, den er umarmte. Der Herzog von Orleans hat 100 000 Francs für die Blessirten geschenkt; Benefices werden für sie gegeben. Man zählt 3000 Gefallene. Gestern fuhr — ein trauriger Anblick — auf der Seine ein Schiff mit einer schwarzen Flagge und wohl 40 Leichen darauf. Man hätte nicht gedacht, daß diese Revolution so viel Menschen das Leben gekostet hat.

Paris. Montag Abends 11 Uhr, 2. August.

Mit Dupuytren besuchte ich heut von 8—12 Uhr die Blessirten. Dann strich ich durch die Straßen. Alles mar so ruhig, als ob niemals in Paris eine Revolte gewesen wäre. Der Pavü wurde vollkommen rekonstruirt. Den Abend brachte ich im Theater des Variötus zu, das nunmehr in neue Aktion mit allen anderen Theatern zugleich tritt — und zwar zum Besten der Blessirten, Wittwen und'Waisen. Das erste Stück mar: Le« ouvi-iei8, das Original unsres Festes der Handwerker. Als das Stück zu Ende war, trat Nourrit plötzlich auf mit dem ärspöäti tricolore, in Uniform eines Nationalgardisten. Er sang ein Siegeslied auf die letzten Begebenheiten, so einfach und rührend, wie ich noch kein französisches Lied gehört hatte; es mar die Melodie eines Marsches. Der alte Lafayette mit dem eisgrauen Haar, die alte wohlbekannte Siegesfahne, das Pantheon, jetzt wieder unter dem alten Namen (sux ßrsnä8 KonuusZ, mort8 p«ur 1», pstrie); das Haus Orleans, als Beschützer der Freiheit. Alles war so schön ineinander gewoben, daß alles vor Entzücken über diese Überraschung außer sich war. Nourrit selbst konnte manche Couplets nicht ohne Thränen singen. Nun denke man sich die feurigen Franzosen! Applaus ist ein gelindes Wort. Jauchzen, Weinen begleitete jeden Refrain: ^.llons, luarckons pour 1a pstrie! zc/ Es mußte „bis" gesungen werden. Jeder mar auf feinen Sitz gestiegen und hätte gern den schönen Sänger zerdrückt vor Freude. Als er zu Ende mar, schrie Alles: 1/auisur, l'auteur! Nourrit antwortete: „Äe88ieurs, «'est: Ossiiuir VelaviAQs!" — Vivs Casimir DeläviAns! tönte und donnerte es und Jeder trocknete sich die Thränen. Es folgte das zweite Stück: 1^ liiiKsrs äu maräis, ein allerliebstes Ding. 'Als das Stück zu Ende mar, schrie Alles: I^ä msrcbs parisieims! (So hieß das frühere Lied.) Kein Sänger war dn. Da trat der Direktor auf mit der Cocarde tricolore und sang es unter lautem Applaus! Es folgte das dritte Stück: I^ss jcilis 8olclät8. Am Ende desselben mußte die msroke päri8ienns wiederholt und noch ein neues Freiheitslied gesungen werden, nach der Melodie: «mW I» mstinee est belle. Als das Theater aus war, ging ich noch auf den belebten Boulevards spazieren. Es mar ein himmlischer Sominerabend und der Mond schien lieblich drein. Ich setzte mich noch in ein Caf6 vor die Thür hin und las im Oourler t^soczaig den boshaften Rat an den Lx-roi: er möge doch nach Neapel gehen, dort könne er sich mit dem Tei> von Algier trösten. Der König soll nichts thun als weinen und beten. Ter arme unglückliche Mann! Vor 14 Tagen hätte Jeder mit ihm getauscht, jetzt thäte es der Aermste nicht! Die Ruhe ist in Paris vollkommen wiederhergestellt. Der freie Geist darf unter den Einwohnern jetzt ungehindert fortschreiten, da kein Charles X., keine Pfaffen ihn hinter dem Jahrhundert zu halten suchen. —

Paris, den 3. August 183U.

Die Polizeicommissare werden künftighin in Civil zehn, nur eine Schärpe um den Leib mit dem trikoloren Bande. Man soll künftighin keine Staatsreligion haben; Alles soll gleich sein und nur nach dem Menschenmerthe beurteilt werden. Ter Herzog von Orlöans hat alle Maires aufgefordert, ein Verzeichniß der Helden ihres Arrondissements zu liefern, damit sie würdig belohnt werden können. Die Franzosen sollen nicht mehr Unterthailen, sondern Citoyens genannt werden. Es soll nie mehr nach dein Religionsglauben ein Mensch gefragt werden, sondern Jeder solle ungehindert glauben und verehren, was er für das Beste halte. Es sollen Monumente errichtet werden — ein Schmach-Monument für Polignac, eine Ehrensäule für die Gefallenen. Die Minister sollen verantwortlich fein und zur Rechenschaft gezogen werden, für alle ihre Handlungen. Den Geistlichen soll nie mehr irgend welcher Einfluß auf die Staatsangelegenheiten gegeben werden. (So bekommt Frankreich wirklich eine herrliche Gestalt!) — Die Zeitungen meldeten noch unzählig viele Heldenthaten einzelner Bürger an den Tagen 27, 28, 29. Die Provinzen haben Alles von Paris angenommen. Die Frau Polignacs wurde unterwegs auf ihrer Flucht an-, gehalten; man brachte sie vor den Magistrat, nin sie festzuhalten. Doch dieser entließ sie ungehindert mit der Erklärung: ihr Mann habe zwar den Franzosen viel Unheil angestiftet, doch solle sie es nicht entgelten. In der Gegend von Versailles irren in Wäldern die armen Schweizer umher und haben nichts zu leben. ^Kein Mensch versteht sie, sie sprechen deutsch. Es erging in der Huotiäienne eine Aufforderung an den Duc d'Orlüans, er möge doch deutsche Parleinentairs an sie schicken. Der König irrt, von allen Truppen verlassen, an den Grenzen Frankreichs umher, hat zu Gunsten des Duc d'OrlüanS dem Thron entsagt und ihn um eine Eskorte gebeten, damit er über die Grenze kommen könne. Er soll in eine Art Tiefsinn gefallen sein. Dies die Nachrichten von heute, die ich im Cafö las. Den Morgen uno Vormittag brachte ich übrigens in der Charitö zu, wo jetzt ein solcher Mangel an Cleves ist (sie sind Alle unter die Nationalgarde gegangen), daß ich bei den meisten Verbänden dein alten Boyer assistiren mußte.

Paris, den 3. August, Nachmittags.

Kanonendonner kündete heut die erste Sitzung der Kammern um 11 Uhr an. Der Duc d'Orlsans eröffnete sie. Um 2 Uhr war die Session beendet. In: Pompe ging der Zug davon. Zuvörderst Nationalgarde init dein Duc d'Orlücms an der Spitze, dann die Generale, dann die gsrcks »stiolmls 5 cksval. Auch Musikchöre hatte man, doch von Bürgern. Es war eigentlich fast lächerlich, diesen Trupp buntgekleideter Menschen anzusehn, die alle militärischen Manieren und Ordnung dermaßen vergessen hatten, daß die Gemeinen sich mit den Offizieren beriethen, wie Alles einzurichten und zu commandiren sei; und doch mußte man vor den Helden der letzten Tage Respekt haben. Endlich kam in einem offenen Wagen mit drei Sitzen — eine Art Korbmagen —die ganze Familie des Duc d'Orlöans und unter den vielen Kindern eine allerliebste Prinzessin. Sie wurden mit vivs !s 6u« ck'Orlsäns, vive Is tninille cku 6u<? ä'OrlökMs! empfangen. Da kam auch zu Fuß der alte Lafayette au. Die Garden traten aus Reih' und Glied, fielen ihm um den Hals, küßten ihm die Hände nnd schrieen mit Thränen in den Allgen: Vivs pörs I,ätaMte, vivo Is ssuvsur äs la Mris! Er konnte vor Enthusiasmus des Volks gar nicht von der Stelle. Was der Mann für ein glückliches Alter haben muß. Hinterher ritten der junge General Lafayette, Dubourg, Duc de Choiseul :c., dann kamen in Wagen alle Devutirten. Gleichzeitig hatte sich das Gerücht verbreitet, der König halte mit 2000 Mann in Rambouillet, und sofort hieß es: »ux arms8! Bürger zogen Kanonen dahin, geführt von der Ecole Polutechnique, und so ging der Sturm zum Tore hinaus. Die Stadt ist sonst ganz ruhig.

Paris, Dienstag Abends um 10 Uhr, den 3. August 1830.

Eine Wiche zeigte heut die ganze Rede an, die der Duc d'Orloans vor einigen Stunden in der Kammer gehalten; sie war sehr hübsch und lang, aber enthielt so eigentlich nicht sehr viel. Nachdem ich sie gelesen, ging ich in das Hotel Dieu zur Abendvisite. Von da in das Palais Royal und das Cafo de la Notonde, wo ich meinen ri;: au Isit verzehrte. Das Palais Royal gleicht in diesen Tagen iminer einem Feenschlosse. Alles drängt sich dahin; die brillante bsäu monäs setzt sich um die große Fontaine und läßt sich von den Wasserstäubchen benetzen; Andere vromeniren. Es ist ein Wogen und Wühlen, als ob das größte Fest am Abend wäre. Der Duc ließ sich von Zeit zu Zeit sehen nnd wurde mit Vivat empfangen. Spät noch wurde die Asfiche angeklebt, der Duc d'Orloans iverde morgen die Abdankungsakte von Charles X. in den Moniteur rücken lassen, die er in der OKsmvro vorgelesen. Er soll nnr für sich und den Dauphin abgedankt haben. Aber was sagt nur der Duc de Bordeaux dazu? Uebrigens war der Aufbruch nach Rambouillet nur blinder Lärm; Charles X. verlangte blos eine Eskorte, nnd siehe da, 6000 Menschen jagen mit Piken und Kanonen hinaus! O Pariser! Abends saß ich, ans dem Palais Royal nach Hause gekehrt, mit Antoinettchen vor der Thür, die ich tröstete; sie iveinte Liebesthränen. Ein interessantes Mädchen! Ihre Geschichte ist allerliebst.

Paris, Mittwoch Mittags, am 4. August 1830.

Ich erhielt heute Antwort von d'Outrepont. Des Morgens besuchte ich heut das Hotel Dieu, dann Alibert's und Biett's Säle. Sie halten der Ferien wegen keine Klinik mehr. Die Geschichte vom gestrigen Aufruf in Rambouillet hat sich übrigens bestätigt. Der König war dort mit 1000 Mann, seinen letzten Getreuen, gestern hingegangen und forderte eine Million Francs. Man sendete sie ihm. Doch als die Deputaten ankamen, behielt er sie als Geißeln, forderte mehr Geld und drohte mit Gemalt. Da bewaffnete sich nun gestern der unordentliche Haufe mit Piken und Lanzen: »ux »rmsL! tönte es durch die Straßen. Und mit Brot, Fleisch, Waffen und Kanonen zog man gen Rambouillet, den General Pauol an der Spitze. Damit es rascher ginge, wurden alle Wagen auf der Tour angehalten, die Besitzer und Sitzenden genötigt auszusteigen, und die Helden setzten sich hinein. Heute früh kamen sie unverrichteter Sache zurück. Der König war von Rambouillet ivieder davongegangen, und die Verteidiger der Freiheit zogen ab. Gestern auch siel es einigen Parteigängern ein, nach der Sitzung der «Ksinbrs auszurufen: vive la libsrtö, vi?« 1a rSMbliyus! Sie wurden arretirt. Die Schweizer Soldaten, die sich allmählich den Siegern ergaben, haben den Namen soläats omnibus erhalten.

Paris, Donnerstag, 5. August 1830.

Als ich nach Tisch gestern ausging, begegnete ich einem seltsamen Aufzug. Die torcs »rm6e der (Zarcle national« kehrte in den seltsamsten Auf- und Anzügen von Rambouillet zurück und zog längs dem Quai daher. Sie hatten die Nacht zuvor vor Rambouillet campiren müssen, brachen Morgens früh um drei Uhr auf und — fanden den König davongeflohen, aber alle seine Bagagewagen mit Schätzen :c. Sofort nahm man sie in Beschlag, setzte sich hinein und nun kam dieser bizarrste aller Militär-Aufzüge mit Neichen und Bettlern und königlichen Kutschern dahergetobt. Das Gewieher des Volkes dabei mar furchtbar. Man knallte in die Luft und deponirte die geraubten Güter. Die Sitzung der Kammer hatte gestern zmn Zweck Ordnung der Büreaux; unter 130 Deputirten war auf der linken Seite etwa eine Opposition von 40. Die Abdankungsakte von: König und den: Dauphin en tavsur des jungen Duc de Bordeaux mar überall bekannt gemacht. Doch standen daneben freisinnige Assichen, die rund und glatt aussprachen: der König könne gar nicht zu Gunsten eines seiner Verwandten abdanken, denn man habe ihn und seine verhaßte Linie davongejagt — am allerwenigsten zu Gunsten eines Kindes, dessen Abkunft doch so sehr suspect ist. — Ter Thron ist vacant gewesen, wie Charles X. ein Blutbad unter seinem Volk anrichten ließ. Man ruft das Haus Orleans dahinauf. Nirgend ist da eine Ungerechtigkeit, die Sache ist ganz natürlich. — Gestern Abend war die Duchesse d'Orlöans im HStel Dien gewesen mit ihrer ganzen Familie. Sie ging in den Sälen umher, ließ sich alle Blessirten zeigen, sprach mit Jeden,, fragte nach dem Sitz des Uebels und soll sich überhaupt mit himmlischer Milde benommen haben. Man sagte ihr, sie möchte doch die Prinzessinnen wenigstens von diesem unangenehmen Anblick entfernen, doch sagte sie: Nein, mögen . sie gerade es sehen, wie schrecklich der Bürgerkrieg ist. Unterdessen war die Ankunft des Duc de Chartres auf heute Abend angekündigt, und er kam an; zur Rechten ritt der Vater, zur Linken sein Bruder, der Duc de Nemours. Mit ungeheurem Enthusiasmus wurde die Familie begrüßt. —

In einer Provinzialstadt wurde ein Wagen angehalten, in dein ein junger Mann sasz (sein Nebenplatz schien leer), der sich für einen Courier von Rothschild ausgab. Die Sache schien verdächtig, um so mehr, als man im Wagen ein Schnupftuch mit P. gezeichnet fand und der Mann sich als mousieur Loudoo ausgab. Es wurde inquirirt, und da ergab es sich, daß der gute Minister Penronnet vor der Stadt ausgestiegen war, um sie zu umgehen. Er wurde festgenommen. Einen hat man also; man meint, er werde als Staatsverräter angehalten werden und vielleicht auf's Schaffst wandeln können. Rothschild hat 18 ()<)<) Francs für die bei dieser Revolution verarmten Wittwen und Waisen gegeben; doch war der Brief, der in den Zeitungen abgedruckt wurde, so abgefaßt, daß er sich mit den Gesinnungen über das Löbliche der Freiheit zc. zurückhielt. Es märe auch stark gewesen, wenn er auf der einen Seite mit dem Gelde Monarchen, auf der anderen Seite Republikaner beschützt.

Paris, Freitag 6. August 1830.

Der Vormittag ging im Besuchen der Spitäler drauf; dann machte ich einen vergeblichen Versuch, in die OKamdrs zu kommen. Die Oueue ira.' zu lang, und ich hätte wohl vier Stunden stehen können. — Am politischen Himmel war es ruhig, man sing an sich in Saturen auf Charles X., den Er-Roi, zu gefallen. So hatte man in der Nue St. Antoine eine Kanonenkugel an die Laterne gehängt (die in ein Haus eingeschlagen hatte) und darauf geschrieben: LKsrles X » L«n psupl«, 1« 28 Zuillet. In einer Carikatur sah man Charles X. als blinden Bettler am Wege stehen und seine Mütze aushalten. Darunter standen die Worte: „^vs« pitis ä'un pauvrs ävsuSls!" — Dann sah man ihn auch in einer Bischofsmütze abgebildet. Desgleichen mit dem Den auf gegenseitiges Wohlsein ein Glas leerend zc. :c. Und so tausend Witze, — Die Laternen und das Steinpflaster waren vollkommen hergestellt. Im tksatr« »mbiF« «oiuiqus wurde Is «iöds äs I^ouis XIV gegeben und die Parisienne und alle anderen Nationalgesänge wurden Male über Male gesungen. Nach dem Theater ging ich in ein Cafü und las den Messager, der die Verhandlungen der Kammer von heute lieferte. Unter den vielen höchst nützlichen Beschlüssen war der herrlichste: die aufgehobene Staatsreligion. Doch sah es sonst am politischen Himmel wieder trübe aus. General Dubourg war auf Befehl des Duc d'Orlöans arretirt worden, theils wegen der früheren anmaßenden Aeußerungen (vouZ tisuclrsx vorrs parolo), theils wegen anderer kleiner Vergehungen. Man meint auch allgemein, daß Dubourg ein verkappter Noyalist ist. Die Leute standen wieder heute haufenweise auf den Straßen und stritten viel, besonders in dem Faubourg St. Germain (im Quartier latin die Ecoles); man will durchaus eine Republik haben. Wenn auch die Stinime des großen Volks und Militärs dagegen ist, so sind doch die gebildeten jungen Leute dafür. Man spricht davon, daß die Kaininer eben deshalb heute um Mitternacht den Duc d'Orlüans zum König ernenneil will (bekanntlich dauern die Sitzungen von Morgens 8 Uhr bis Mitternacht). Gewiß aber ist es, daß die Anhänger der Bourbons, deren es doch Einige wohl noch giebt, die republikanische Partei begünstigen, nicht aus Liebe für die Sache, sondern aus Liebe für die Bourbons.

Paris, Sonnabend 7. August 1830 Abends.

Heute früh brachte ich die Zeit in den Spitälern zu, bei Civials, der einige Lithontritien machte, bei Boyer, bei Dupuytren. Darauf ging ich in die OKainbi-s, wo es heut heftige Diskussionen gab, die ich, da sie in den Blättern gar zu weitläufig aufgeführt sind, in ihrer Schilderung übergehe. — Am politischen Himmel war es nicht ganz ruhig. Die Ultraroyalisten, die ihr einziges Heil jetzt im Aufwiegein des Volkes sahen, rührten republikanische Ideen auf. Man erdreistete sich sogar anzuschlagen, daß die Wöves äs I'eoole polMLkniHns das Volk auf die Place de la Revolution citiren, um es dort zu haranguiren. Doch ließen diese sofort die Gegenaffiche anschlagen, worin sie auseinandersetzten, daß dieser Plan falsch sei und untergeschoben; gegentheils fordern sie das Volk zur Nuhe und Einigkeit auf. Nach dem Essen ging ich auf den Boulevards und an dem belebten Palais Royal spazieren und las Zeitungen. Aber wie hatte sich die Scene verändert! Die Kammer hatte mit großer Majorität den Herzog zum König ernannt um 3 Uhr. Abends fuhren einige Deputirte ab, um dem Herzog nunmehr das Dekret einzuhändigen. Das Volk war nach dem Palais Royal und nach dein großen Hofe geströmt. Dort gab's ein Geschrei: vivs Is roi und vivs lä rsine! — furchtbar. Ter Herzog kam auf den Balkon, zeigte das Papier vor und es donnerten vivs8! Die Königin wollte sich vor Freundlichkeit den Kopfputz mit den Kniren ruiniren. Bald hieß es auch: vive Is än« äs Odärtrss, ^sowurs! :c. Und Alle mußten sich zeigen. Unten wurde Tusch geblasen. Das Palais Royal wurde illuminirt. Alles war ein Flammenmeer; Menschen wogten hin und her; Garde, Musik nnd oben die elegante Schaar in den herzoglichen Zimmern. Es war ein schöner Abend! Ich sah auch einige Eluves de l'Ecole polytechnioue darunter. Man ehrt sie zu viel. Viele Leute hatten vorgeschlagen: es sei besser, wenn Frankreich ein empirs werde!

Paris, Sonntag, den 8. August, Abends.

Früh ging ich heute zum Chamvs de Mars, wo die Pariser, von Nouen, Hcwre :c. Nationalgarden die Revue vor dein Herzog, jetzt nunmehr König, passirten. Auf allen Plätzen gab's heute zu schauen die Hülle und Fülle. Aus ganz Frankreich waren Menschen nach Paris geströmt; noch nie sah ich die Läden, Cafüs so voll, nie die Straßen so belebt. Ich tumiielte mich im Palais Royal, dem Centrum der Pariser Welt, umher und ging zum Essen. Nachmittags zogen Gruppen Sänger umher, in alt homerischer Manier. Das ist hier nichts Neues. Ein solcher Trupp zieht von Ecke zu Ecke mit einem Stuhl oder einer Leiter. Dann muß Einer aus dem Volk hinaufsteigen, singt ein Liedchen und der Chor füllt ein. Gewöhnlich sind es Witze, Satyren (heute viel von Charles X.), Vaudevilles. Der Sänger wird rasend applaudirt, und der Trupp zieht weiter. Oft werden auch nur Bonmots, Calembourgs von der Leiter herab erzählt. Abends war Musik im Palais Royal an allen Ecken und Enden. Es mar zum Erdrücken voll, auf der Straße wurden überall Raketen aufgeworfen, Flinten losgeknallt. Um allen ungeziemenden Ideen des Volkes zu steuern, waren Asfichen angeschlagen: man möge den Stimmen gewisser Aufwiegler, die eine Republik herbeiführen wollen, nicht Gehör geben; es seien Ultraroyalisten, die nur eine Opposition bilden wollen, aber das Beste des Landes dabei gar nicht im Auge haben. Und wirklich war für eine Republik das Volk auch gar nicht gestimmt.

Paris, Montag, den 9. August.

Heut früh ging ich in die Charit« und zu Dupuytren. Von da zur LKsmdre. Der junge König Philipp VII. leistete feinen Eid. Eine Masse Herren und Damen hatten auf den IribuneZ publikes und r68«rv6es sich versammelt. Die Deputirten hatten Platz genommen. Da kam unter dein Schallen der Marseillaise die Nationalgarde an und alle vornehmen Generale, Marschälle; hinterher im offenen Wagen die Königin mit ihren drei Prinzessinnen und. vier jungen Prinzen. Dann der Herzog, sehr ernst, zu Pferde in Uniform eines lisutensut ZMörul, neben ihm der Duc de Chartres und Duc de Nemours (ein kleiner Junge von 13 Jahren). Die Damen und Kinder setzten sich unter das Publikum auf die plsoos rögsrvvss; der Herzog auf den Präsidentenstuhl, auf Tabourets vor ihm die beiden Söhne (die größeren). Lasitte stieg auf die Tribüne, las die Charte vor. Der Herzog schwor und setzte sich auf den Thron, neben ihm die Krone von OKärleWSßiw, die m»iu äs Mstics und das Scepler. Er sprach einige Worte, und die Feierlichkeit war nach einer kleinen halben Stunde aufgehoben. In derselben Ordnung ging Alles mit dem Cortüge zurück unter wüthendem Schreien: vivs Is roi, vivo la reios! Bittschriften flogen von allen Ecken, der König nahm sie an und gab sie dem Duc de Chartres. Er war sehr freundlich, zog den weißbefederten Hut oft und grüßte rechts und links; unter Kanonendonner und Musik ging der Zug nach dem Palais Royal. Ganz Paris war auf den Beinen. Wer beschreibt die eleganten, sich durcheinander, wühlenden Menschenmassen, die Illumination, Gewehrfeuer; Scharen von Musicis aus allen Chören kamen zusammen, mit den tricoloren Farben vorauf, und sangen muntre Weisen, und der König mußte mit seiner ganzen Familie dann immer auf dem Balkon sich zeigen. Die Verkäufer der Charte, der Revolutionsgeschichte, des Messager säumten nicht, ihre Waren schreiend anzupreisen. Es war überhaupt ein Gewühl zum Nasendwerden. Ein Weib bot zwei sonderbare Sachen feil: 1) Is mär8si!Isi8S, 1» obäuson tävorite äs OKsrlss X! und 2) is näi88än«s äu cluc äs Lorcksaux, worin dessen Dasein als königlichen Ursprungs sehr nachdrücklich bezweifelt wurde. Doch mitten in dem Gewühls mar eine seltene Ordnung; ein dicker Fleischer meinte ganz treuherzig: ek biso, «ei» ns va-t-il pas av.88i bien 3»N8 Aerl<jgrms8? Es macht den Architekten :c. viel zu thun, durch ganz Frankreich die Lilien zu verbrennen.

Paris, Dienstaq, den 10. August 1«30.

Der Vormittag ging im Besuchen des Hotel Dien drauf. Boyer und Noux waren beide verreist. Es haben sich überhaupt viele reiche distinguirte Leute davongemacht. Ich weiß nicht, ob es Furcht vor neuen Revolten ist. Von da ging ich in die OK»mdrg 6«8 ööpntö«-, ein freundlicher Kapitän ließ mich, trotzdem daß im Queue die Reihe nicht an mir war, doch hinein. Die Session war kurz, etwa zwei Stunden. Auch kam nichts Sonderliches vor. Man reinigte nur die Versammlung. Manien und Mieuil wurden angeklagt, daß sie mit Unrecht in der Kammer säßen. Sie sind Alt-Miuislerielle und hielten sich zwischen dem «entrs und der eSts lZroite. Mieuil mar selbst gegenwärtig und sah, wie sich beim sux vmx Alles gegen ihn erhob; er tobte und zog ab! Einige Devutirte, Ministerielle, hatten von selbst ihren Abschied gefordert. Lafitte (Casimir Perrier mar nicht da) vräsidirte und saß wie Dupuytren als Türke. Er hat freilich das Podagra. — Der preußische Gesandte, heißt es, ist abgereist.

Paris, Mittwoch, den 11. August 1830.

Heute früh besuchte ich das Hotel Dien; Abends gab es vielen Trubel im Palais Royal; Munkchöre, wohl zehn an der Zahl, waren unter der Masse versteckt, und sowie Eins geendet hatte, sing das Andre an. Die Marseillaise wurde wüthend beklatscht und konnte nicht genug gespielt werden. Man hat seiner Einfachheit wegen den Herzog sehr liebgewonnen. Er, jetzt Louis Philipp I., will keinen Hofstaat halten; nichts von Garden, Garde du Corps :c. Er wird in seinem Palais bleiben und nur viermal des Jahres nach den Tuilerien gehn nüt allen? Pompe des Hofes, um den Leuten zu zeigen, daß der König eines so blühenden Landes nicht aus Dürftigkeit in einem kleinen Palais wohne. Das Volk dringt darauf, die Büste Lafayette's auf den Arc de Triomphe du Caroussel zu setzen und den Triumphwagen zu entfernen. Em abgeschmackter Wunsch! Auf einen! so breitenPiedestal würde eine schmale Büste' oder Statue sehr dürftig aussehn. Chateaubriand hat vorgestern in der Pairekammer eine wunderschöne Rede gehalten — ganz ähnlich der des Antonius an Casars Grab. Er war ein Freund von Charles X., und rührend war es, während der Rede das Gefühl mit der Vorsicht kämpfen zu sehen. Er klagte nur die Minister als Urheber aller Uebel an. Ein Architekt versichert mich übrigens, daß der Herzog (jetzt Louis Philipp I.) im Palais Royal weit bequemer wohne als in den Tuilerien. In diesen bewohnt er nur den Pavillon Marfan, und seine Familie ist durch Treppen, ^nrisgions, Salles ä'^ttents, L»Us8 6s (Zsräe, A,Qti«d»ro.bi-ss ste. viel zu sehr von ihm getrennt. Das Palais Royal hingegen soll sehr convenable und geschmackvoll gebaut sein. Der preußische Gesandte ist übrigens nicht abgereist und die ängstlichen Gerüchte, die man von ihm aussprengte und von der Besetzung der französi« schen Grenzen von Seiten der Preußen, sind falsch verstanden. Es sind nur Vorsichtsmaßregeln, die von jedem Lande genommen werden, das in seiner Nachbarschaft Unruhen sieht.

Oer alte Major.

Ein Lebensbild
von

Gabriele von ^ieres-ZSikKau.

— Hamburg. —

te «>ul»vt.

ine große, breitschultrige Gestalt, unbehilflich sich bewegend. Ein frisches gerötetes Soldatenantlitz mit regelmäßigen, edlen Zügen. . , Schneeweiß das Haupthaar, schneeweiß der Bart. Der Rock, der Hut mit militärischer Akkuratesse peinlich sauber gebürstet.

So fiel der alte Major unter der Arveitcrbevölkerung der Gegend, in der er wohnte, auf als eine vornehme Erscheinung — trotz seiner bescheidenen Kleidung, trotz seines körperlichen Leidens, das ihn, als böses Andenken eines Schlaganfalles, das linke Bein merkbar nachschleppen ließ.

Von Ansehen kannte ihn auch beinahe seder Mensch in dieser Gegend. Die Schaffner der Straßenbahn, die Schutzleute in ihren blanken Uniformen, die Kauflcute, die hinter den Schaufenstern und vor den Türen ihrer Läden standen. In der Nachbarschaft seiner Wohnung kannten ihn gar manche auch bei Namen — einem Adelsnamen, von dessen Trägern einige in der Provinz als große Herren auf ihre» Schlössern und Gütern ein reiches, brausendes Leben führten, andere im Pensionopolis von Görlitz, Liegnitz oder Wiesbaden ein bescheidenes, aber doch immerhin noch recht behagliches Rnheplätzchen ihr eigen nannten.

Die Gevatter Bäcker. Fleischer und Hauswirt in der dunklen Großstadtgasse allerdings sahen den unter ihnen lebenden Vertreter dieses stolzen Geschlechtes mit ganz anderen Gesiihlen an als mit Neid. Stand doch leider der alte Major bei mehr als einem von ihnen bedenklich in der Kreide. Doch konnten ihm von seinen Gläubigern, diesen Kleinbürgern des äußersten Nordwestens von Berlin, die meisten nicht recht böse fein. Sie

sahen die ehrliche Meinung in seinem Gesicht sahen hinter der

tapfer festgehaltenen Maske der Selbstbeherrschung doch Wohl auch viel von der Not und Bedrängnis seines Gemütes. Mein Gott! Tie kleine Pension, von der er sich durchschlug — dazu die schwerkranke Frau, die

schwächliche Tochter, er selbst Ganzinvalide, der alte Major

Trotzdem hätte ein Bekannter von früher her, der ihm fern von seinem Elendsheim begegnete, im sanguinischen Aufleuchten des Klanen Auges immer noch etwas von dem gefunden, der er einst gewesen war: der lebensfrohe Offizier in einem vornehmen. Leibregiment . . . der schöne Brunkowl

Der Familie fern im Osten des Reiches wäre es wohl nicht einmal recht gewesen, hätte sie ihn so erblickt. Er, von dem man sich Hals über

Kopf losgesagt er, dessen Fehler und Menschlichkeiten man, halb

in unbewußter, halb in bewußter Täuschung, ins Ungemessene vergrößert hatte, als er in Not geriet. Er, von dem diensteifrige Basen, die ihn früher verhätschelt, heut geschäftig die merkwürdigsten Märchen derbreiteten, nur damit die besitzesstolze Familie nicht etwa in die moralische Notwendigkeit gelange, ihm die helfende Hand reichen zu müssen. Der kluge Bruder vor allem, der so biederblickend auf dem ländlichen Erbsitz sich breit machte, von dem er zuvor niit List und Lüge zwei ältere Söhne seines Vaters erfolgreich vertrieben — geistiger Brudermord, wie er in guten Familien nicht selten vorkommen soll! — dieser kluge Bruder hätte ihn an? Ende leichteren Herzens in der Gosse gesehen. Lieber verkommen, als so in aller Not immer noch von der Sympathie der Mitmenschen umgeben, auf der gebrechlichen Gestalt immer noch der ritterlich soldatische Stempel, ja, immer noch ein schwacher

Abglanz der alten Lebensheiterkeit: der schöne Brunkow der alte

Major!

Aber sie hörte nichts von ihm, die Familie. Der einzige treugebliebene Bruder war ihm vor Jahr und Tag gestorben; nach manchem Meinungswechsel verkehrte er nicht mehr mit den andern. Und weil sie also nichts mehr von ihm wußte, hinderte auch nichts die Familie, sich sein Dasein so schwarz wie möglich auszumalen und diese düsteren Tränme dann mit schicksalsschwerer Miene als Wahrheit weiter zu erzählen.

Auch sonst wußte kaum ein Standesgenosse mehr recht etwas von ihm. Denn seine ewige Geldnot zwang ihn, selbst auf den Verkehr mit den ehemaligen Kriegs- und Regimentskameraden zu verzichten, die, jetzt auch grau und invalide, da und dort in Berlin wohnten. Sie luden ihn Wohl ein zu ihren monatlichen Zusammenkünften; der und jener hatte ihn früher auch aufgesucht. Aber da der alte Major die paar Mark für die Zeche der Zusammenkünfte, deren sein altes Soldatenherz

sich doch so gern gefreut hätte, fast nie übrig hatte, lehnte er die Einladungen mit Hinweisen auf seine Kränklichkeit ab. Und mit in der herben Scheu vor Besuchen gesellschaftlich einst Gleichgestellter, die in seine jetzige häusliche Not hätten hineinblicken können, hatte er seine Behausung in die ärmste, entlegenste Vorstadt verlegt. Da lebte er nun sehr einsam.

Nur einen einzigen Mann sah er oft. Der kam Wohl alle drei oder vier Tage — kam und redete — redete jedesmal eingehend, lang, mit allem Aufgebot seiner Überredungsgabe — mit rasch sich bewegenden, beschwörenden, beteuernden Händen — mit angeregtem, verbindlichem und dann wieder abwehrendem und klagenden! Mienenspiel,

Der Mann hieß Cohn und war der Trödler aus einer der nächsten Querstraßen bei der Wohnung des alten Majors, Am Monatserstcn wurde dem Invaliden die Pension ausgezahlt, am Zehnten des Monats war sie gewöhnlich zu Ende. Miete, Arzt und Apotheke, Schuldenabzügc, Gerichtskostcn, das alles ließ das bißchen Geld wie Schnee in der Sonne hinwegschmelzcn. Und dann mußte eben der Trödler kommen. Kleider. Hausrat, Wäsche — Gott "wußte, wie sich für den Althändler in den hundertmal schon durchwühlten Schubladen immer noch etwas vorfinden konnte. Alles irgend Entbehrliche wurde ihm überliefert. Und eigentlich Unentbehrliches manchmal auch. Aber nichts ist eben so unentbehrlich, als die paar Mark, um den Hunger abzuwehren.

Da der Major von jeher ein Mann von jovialer Unterhaltungsgabe gewesen war, so liefen diese Handelsgeschäfte nieist in längere Gespräche aus, in denen der arme Trödler und der noch ärmere Edelmann sich ihre Meinung über hnndertundzehn Tinge der Politik, der sozialen Verwicklungen und der allgemeinen Menschlichkeiten aussprachen. Fast jedesmal machte der Trödler dann in einer Abschweifung auch seinen, kaufmännischen Gemüte Luft und erzählte was aus seiner laufenden Praxis. Und dann kam ein Name ihn: ständig wieder auf die Zunge: da wohnte, noch eine Querstraße weiter hinaus, ein anderer alter Invalide, Oberstleutnant von Wetter. Und der zeigte, geradeso wie der Major, vom Zehnten des Monats ab eine leidenschaftliche. Neigung, alles zu verkaufen, was in der Wohnung nicht niet- und nagelfest war. Der Trödler erzählte, was er zur Komplettierung seines Lagers dort erstanden: Kleider, Hansrat, Wäsche. Es war gegenwärtig Verhältnis mäßig viel „Ware" vorhanden beim Oberstleutnant, denn der hatte vor ungefähr einem halben Jahr eine Erbschaft gemacht, nicht an Geld, das ihm Wohl lieber gewesen wäre, sondern an sorgfältig erhaltenen Sachen einer verwitweten Tante Oberst. Die Frau Oberstleutnant hatte manchmal Tränen in den Augen, wenn sie wieder eins von den Prunk stücken aus der Erbschaft hervorholte nnd ans dem Altar des bitteren Muß opferte. Aber was sollte man machen! Die Frau Oberstleutnant war ein zartes Weib und nicht sehr arbeitskräftig, der Oberstleutnant rheumatisch, dazu zwei Söhne in der Armee, eine Tochter im Seminar, die andere, eine junge Lehrerin, mußte wohl auch noch einen Zuschuß erhalten. Was sollte man machen? Man mußte sich helfen, so gut es gehen wollte! Der Trödler hatte, wie er betonte, ein weiches Herz. Die Rührseligkeit verleidete ihm beinahe den Handel. Er trug so nach und nach die ganze Erbschaft des Oberstleutnants von dessen verwitweter Tante, der Frau Oberst, in seinen dunklen Laden hinüber. Aber Freude an dem billigen Erwerb, den er als kundiger Thebaner und dank seiner berufsmäfzigen Rednergabe dabei machte, hatte er seiner eigenen Versicherung nach immer erst zwei oder drei Tage später, wenn er die feinen Sachen mal wieder auspackte und betastete und um> und umwandte und vor sich selber pries, als sei er, Cohn, selbst ein Käufer, der darauf hineinfallen solle. Feine Sachen I Ganz was anderes wie die bescheidenen Habseligkeiten des Majors, für die man wirklich kaum bar Geld geben konnte! Der alte Major kannte den Oberstleutnant gar nicht. Aber wie er so geradeaus starrte, während der Händler erzählte, sah er den andern Invaliden ordentlich vor sich. Der war auch im großen Kriege gewesen, der hatte auch für das Vaterland geblutet, der trug auch das eiserne Kreuz wie er selbst. Der hatte auch Schulden wegen, die aus Krankheit

und Familicnsorgen stammten, den Abschied nehmen müssen der

hatte auch, Schulden wegen, keine Zivilversorgung bekommen können, der war auch, wie er selbst, im Elend, im graucsten Elend!

Der Trödler trug jenem auch zu, daß hier ein Kriegskamerad in fast hoffnungslosem Kampfe stand. In einem Kampfe, wie ihn so hart Wohl nur eine kleine Zahl der alten Helden aus ruhmreichen Tagen zu bestehen hatten. Wenn auch das Leben für fast jeden vermögenslosen Offizier sorgenschwer werden mochte, der, älter als 40 Jahre, durch Invalidität

oder durch Schulden aus der Laufbahn gerissen wurde zu früh,

um über eine reichliche Pension zu verfügen, zu spät, um neuen Lebenszielen erfolgreich nachzustreben, und außerdem durch die langgepflegten Anschauungen des Offiziers für fast jeden bürgerlichen Beruf um so mehr verdorben, ein je besserer Soldat er zuvor gewesen war.

Wenn der alte Major von seinem Tagesspaziergange in seinem Heim wieder ankam, dann war's da oft bitter traurig. Not, Not! Die Frau, an einem jener schwersten, lebenslangen Körperleiden, wie sie der Himmel nur über seine Gerechten verfügt, fast stets auf dem Schmerzcnslager. Die Tochter langsam verblühend. Die Anna-Sophie war keine Schönheit. Aber ein selten apartes Geschöpfchcn war sie mit l8 Jahren, in ihrer laienhaften Schlankheit, mit dem allzu weichen Oval des Gesichtes, den lächerlich dünnen Gelenken an Hand und Fuß. In ihren faden scheinigen Kleidern hatte sie immer noch das Ansehen einer kleinen Aristokratin. Das reizvolle Produkt der Mischung zwischen zwei grundverschiedenen Spielarten des „blauen Blutes" war sie . . . der schon ins Krankhafte übergegangenen Verfeinerung der Mutter und der vollsaftigen, gestählten Nasse des Vaters.

Dem alten Major war sein Mädel wie das letzte Stückchen lebensfrifcher Poesie in seinem grau und öde gewordenen Dasein. Und darum konnte er für die verstohlen angebetete Tochter am wenigsten über die Standesbcgriffe hinweg. Er hätte sie am liebsten gehalten wie ein Juwel. Alles aufhäufen, was er in seinem Leben an Glanz und Luxus nur gesehen und zum Teil ja auch durch seine eigenen Hände hatte gleiten sehen — alles aufhäufen und sie dann darüber thronen lassen, seine Anna-Sophie. Was für eine Sportbaronesse hätte sie sein können in ihrer feingliederigen Schlankheit, was für eine vornehme Ballkönigin auf dem Parkett! Auch als Hofdame träumte er sie sich manchmal und sah in einer Vision ihr feines Gesichtchen bei Galafeiern im Gefolge einer Fürstin. Als eine glückliche Frau erblickten seine Wünsche sie seltener. Tarin hätte dann schon wieder ein Abgeben an einen andern gelegen, und dagegen wehrte sich seine väterliche Eifersucht. Gewiß, dies beste Glück gönnte er ihr vernünftigerweise vor allem. . . . Aber immerhin spielten seine Gedanken mit diesem Bilde weniger als mit andern. Der alte Major hatte es sich unvermerkt zur Gewohnheit gemacht, an manchem Abend eine Kneipe in der Nähe aufzusuchen. Bei seiner Jovialität geriet er da fast immer ins Gespräch bald mit dem Wirt, bald mit beliebigen Gästen aus dem Volke. Ohne daß er's wußte, wurde der mündliche Gedankenaustausch, den man dort über Politik und anderes pflog, ihm eine aufheiternde Gewohnheit. Ihm schadete das nichts, er konnte sich das gestatten. Aber es wäre ihm ein unerträglicher Gedanke gewesen, seine Tochter auch nur mit einem Schritt über das hinaustreten zu sehen, was die Etikette ihr als geborener Baronesse von und zu in glänzenderen Verhältnissen erlaubt haben würde. Seine Tochter als Freundin und Folie sür protzenhafte Bourgeoismädchen? Seine Tochter auf einem Tanzfest im Arm eines Apothekers, eines Studenten oder Wohl gar — dori-idile gieru! — eines frivolen Künstlers? Seine Tochter in einem Gesangverein, von irgend einem plebejischen Tenor angeschwärmt? Das waren lauter Unmöglichkeiten! Auch ... es war ja noch gar nicht gesagt, daß seine Anna-Sophie ihr Leben lang in der Misere verbleiben müsse. Es gab doch auch unverhoffte Glücksfälle, wie das große Los oder eine Erbschaft, wenn der Major auch vorderhand nicht wußte, von wem diese letztere hätte herrühren sollen. Es gab einen Gott über den Wolken, dem nichts unmöglich war. Wenn der in seiner unendlichen Macht die Misere eines Tages endete, dann lag für den alten Major und die Seinen das goldene Leben wieder ofsen da. Tann konnte seine Tochter immer noch wählen unter den ersten Söhnen des Landes, das heißt . . . wenn sie für ihre Person bis dahin immer die untäMhaftc „Baronesse von und zu" gewesen war. Blieb sie das nicht, so wurden die strahlenden Gipfel, auf welche die väterliche Phantasie sie heute stellte, ihr eben für alle Zeit unerreichbar.

Oft war kaum Brot im Hause. Aber trotzdem tat der alte Major aus solchen Erwägungen heraus mit seiner Tochter, was man eben mit Kleinodien zu tun pflegt: er sperrte sie von allen etwa schädigenden Einflüssen ab. Und er tat das so gründlich, daß die arme, kleine Baronesse wirklich oft Wochen- und monatelang keinen Menschen zu sprechen bekam als ihren gelähmten Vater, ihre kranke Mutter, die alte brummige Dienerin der Familie, den Gerichtsvollzieher und den Trödler. In ihren ersten Jugendjahren ertrug sie das noch gut genug. Es war viel in ihr von der Art ihres Vaters, und so wurde es ihr nicht schwer, ihre Mädchenträume lustig nach irgendeinem Prinzen „Niemand" oder „Nirgendwo" zn schicken. Aber als dann Jahr für Jahr verging und nichts kam, was auch nur eine Spur von Jugendlust in ihr Leben gebracht hätte, wurde sie matt. Die girrende Heiterkeit ihrer früheren Mädchenzeit stieg nur manchmal »och auf und wie unter Schleiern.

Das war neben der Krankheit seiner Frau Wohl das Herbste für den alten Major, wie er die Zukunftshoffnungen seines Kindes langsam auch in der Misere untergehen sah, in die er sich für sich selbst doch Wohl schon gefunden hatte.

Trotz dieser und aller anderen Lasten und obwohl er anfing, in seinen vier Pfählen zuweilen recht niedergedrückt zu sein, hielt er sich stramm aufrecht, sobald er aus dem Haus heraus auf die Gasse und unter Menschen kam. „Kontenance! Haltung!" Das klang ihm ins Ohr wie ein militärischer Kommandoruf. Er zwang sich zur guten Laune, tat's mit Heldenmut, der oft mißverstanden wurde. Konnte denn etwas anderes als bodenloser Leichtsinn der Untergrund sein für diesen gleich mäßigen Humor inmitten der ja doch kaum verschleierten ernsten Existenz sorgen? So fragten die Fremden.

Frau und Tochter sahen ihn anders. Sie erkannten seine Leidens tapferkeit, sein schönes, naives Vertrauen auf einen starken Gott, Sie hatten ihn lieb. Und er tröstete sich und sie mit frommen Kernfpriichlei» und blieb aufrecht.

Alle Tage ging der alte Major denselben Weg. Durch die Hauptstraße der Vorstadt, über die breite Brücke, den Spreeweg entlang und zuletzt in den Tiergarten hinein.

Je gewohnter die Umgebung dieses täglichen Spazierganges, desto mehr wurde dem alten Major die Morgenwanderung voll von innerlichen Rückblicken in vergangene Zeiten. Da stiegen sie vor ihm auf, die guten Jahre, als er noch in dem lieben Regiment stand. Hurra und Trommel» klang! Wehende Fahnen, blitzende Uniformen. Die Freude an guter Kameradschaft, die Freude an der blanken Waffe, an Pferd und Hund. Glänzende Gesellschaftsbilder, in denen es nur so wimmelte von Ordenssternen. Und schöne, lebenswarme Mädchen, die in der Einsamkeit der laulich niedersinkenden Dämmerstunde unter niedrigen Haustüren standen, wartend. . . . Manche Sünde der Liebe hatte der Alte begangen, bereut auch, feiner cngclssanften Frau gegenüber. Aber dennoch — gerade daß sie, von Krankheit geschlagen, schon nach den ersten Jahren ihrer Ehe, nur mehr noch wie eine duldende Märtyrerin, nicht mehr wie sein ihm irdisch eigenes Weib neben dem lebensstarken Manne, weilte, das war ja eben der Grund, weshalb jene blühende Sünde so oft mächtig über ihn werden konnte. Sein Fleisch war schwach, sein Blut war brennend. Noch heute, als alter lahmer Mann blieb der Major zuweilen nicht ohne Anfechtung, wenn ihm irgendwo ein sinnlich reizvolles Weib begegnete, eine vollbusige Kellnerin, eine glutblickende Verkäuferin. Konflikte von allerlei Art hatten diese buntlustigen Schädlinge des Gefühls seinem Leben und seiner Börse gebracht — obwohl er vor sich und andern immer daran festgehalten hatte, sie im Grunde für nichtig und unwert erachtet und feiner Frau wohl zuweilen mit den Sinnen, nie aber mit dem Herzen die Treue gebrochen zu haben.

Eine Erinnerung voll derber Wirklichkeit wie jene, aber ungetrübter, war ihm die an seine früheren Untergebenen. Von feinem Vaterhaus her an patriarchalisches Empfinden gewöhnt, hatte er seine Leute wirklich lieb gehabt. Noch heute, nach so langen Jahren, sah er eine ganze Reihe von Einzelheiten aus dem Zug, der Kompagnie, dem Bataillon, die er geführt hatte, vor sich stehen. Unteroffiziere, Feldwebel und dann vor allem die jüngeren Offiziere. Mit den gleichaltrigen und älteren Waffengefährten war er selten zn solcher Wärme gelangt. Aber seine Untergebenen hatte er immer lieb gehabt, und als Vorgesetzter war er immer geliebt worden, Tann kam eine Zeit, in der dies Liebhaben emporwuchs zn einer starke» Flamme der Blntsbrüderschaft: der große Krieg. Ter Major wurde bei Mars la Tour durch einen Granatsplitter schwer verwundet von den Ärzten

nach Hause geschickt; kaum sechs Wochen nachher, notdürftig erst gesundet, noch im Verband, das feindliche Geschoß, das nie wieder entfernt werden konnte, noch im Körper, kehrte er zur Truppe zurück und nahm später an der Belagerung von Metz teil. Er bekam das eiserne Kreuz! cr hatte jetzt in drei Feldzügen — 18l>t, 18tt(Z und 1870 — dieselbe Tüchtigkeit bewiesen wie im Friedensdicnste, Er war ein glänzend empfohlener Offizier.

Trotzdem war noch nicht zwei Jahre später die ganze bunte Her» lichkeit in des Königs Nock für ihn zu Ende. Zwei Dinge hatten von jeher Konflikte in sein Leben gebracht: die Liebe . , . und das Geld. Das letztere besonders um deswillen, weil er von Anfang an nicht allzuviel davon besessen. Seine Ehe hatte er, im Einverständnis mit seiner Frau, unter dem Vorhaben geschlossen, der letzteren kleines Kapital, das sie mütterlicherseits schon besaß und väterlicherseits noch zu erben hatte, langsam aufzuzehren, bis er selbst ein so hohes Dienstgehalt beziehen würde, daß sie davon leben könnten. Das schien keine falsche Rechnung. Aber zuletzt stimmte sie doch in keinem Punkte. Das Erbteil der Frau war viel geringer, als man es erwartet hatte. Nach der Geburt des dritten Kindes erkrankte sein Weib und wurde nicht wieder gesund. Von seinem väterlichen Erbteil erhielt der Major beinahe nichts herausgezahlt, da sein guter Alter die angestammten Giiter, um sie der Familie zu erhalten, für die Hälfte des Wertes an den dritten Sohn verkauft hatte, der es nur zu gut verstanden, seine näher berechtigten älteren Brüder vor den Augen des Erblassers als ruchlose Verschwender hinzustellen und sich selbst als ein Musterbild von Solidität. In Parentbese gesagt, hinderten weder dieser günstige Erwerb, noch seine Solidität, noch seine, wie er stets beteuerte, nur auf die Erhaltung des Familienwohlstcmdcs gerichteten strengen Grundsätze ihn daran, die Güter wenige Jahre nach der Besitzergreifung für eigene Rechnung mit Vorteil weiter zu veräußern. ^ Der Major schien kaum ein Jahr mehr vom „hohen Gehalt" entfernt, war aber trotzdem bereits in recht großer Sorge, ob er dessen rettenden Port noch beizeiten erreichen werde, als eine schwere akute Verschlimmerung in dem Leiden seiner Frau eintrat. Spezialärzte, klinische Behandlung, eine Badereise! Ein paar Monate später war der Zusammenbruch da. Niemand trat für den Versinkenden ein, obwohl der grimme Oberst selbst die krasse Tragik des Falles anerkannte. Nicht um seiner Sorgen, sondern um des Scheidens von dem geliebten Beruf willen, hatte der Major Wasser in den Augen, als er de» Nock des Königs auszog. . . .

Das war das Ende der guten Jahre gewesen. Nun kamen böse. Aber immerhin hoffte der Major jetzt noch. Allein auf feine fchmale Pension angewiesen, von Gläubigern gehetzt, sah er sich fast vom Tage an, als er aus dem Regiment austrat, in der bittersten Misere. Er zog mit der kranken Frau und drei Kindern in eine kleine Stadt, um billig zu leben und von dort aus eine Zivilanstellung zu suchen. Und halb aus seiner, an sich so sanguinischen Natur heraus, halb in gewaltsamer Anstrengung, das Panier der Hoffnung mntig hochhalten und das Schicksal so zu Milde zwingen zn wollen, war er guten Mutes. Oder fchien's doch wenigstens zu sein. War er denn nicht immer ein offener Kopf gewesen, ein fleißiger Arbeiter! Wollte er nicht gern jede, jede ehrenhafte Tätigkeit ergreifen, wie bescheiden sie auch sei — nur um wieder hochzukommen, sich und Iran und Kindern wieder ein erträgliches Dasein zn schaffen!

Armer Major, er hatte Unglück mit seinen Berechnungen! Auch diese erwies sich als falsch. So viele wohldurchdachte Briefe der Stellungsuchende auch schrieb, um in Beantwortung von Zeitungsannoncen sich um diesen oder jenen ausgeschriebenen Posten zu melden, meist bekam er gar keine Antwort. Und niemals eine bejahende. Man schien Bewerber aus bürgerlichen Berufen dem alten Stabsoffizier überall vorzuziehen. Einmal stand der Major allerdings in der engeren Wahl als Bürger» meister einer kleinen Stadt und einmal in der als Repräsentant sür eine Aktiengesellschaft. Aber beides scheiterte daran, daß er das verlangte Ehrenwort, schuldensrei zu sein, nicht geben konnte. Abgesehen von vorübergehender Tätigkeit als Agent für Versicherungen und Grundstücksverkehr, die er nach vergeblichen Anstrengungen wegen gänzlich mangelnder Erfolge wieder aufgab, fand er keinen neuen Beruf. In einundzwanzig Jahren nicht.

Einundzwanzig lange Sorgenjahre, auch anderer Bitternisse voll genug. Tie Krankheit der Frau, die immer wiederholten Tage der Angst, in denen man voll Grauen die tödlichen Qualen dieses geliebten, schmerzensreichen Engels ansah — die aus dem Mangel einer starken Leitung entstehenden, erhöhten Verlegenheiten des ärmlichen HausHaltes — die schwarzen Wolken über der zarten Jugend der Kinder. Dann der böse Sommer, in dem innerhalb vierzehn Tagen die beiden Ältesten an Diphtheritis starben. Und doch — sie waren Wohl klug, daß sie schieden. Die Not schien immer größer, und das Brot schien immer kleiner zu werden. Dazu die Kränkungen und Demütigungen, die das Elend immer im Gefolge hat, die tiefe Niedergeschlagenheit, die das Mißlingen aller Bemühungen um eine Anstellung immer von neuem hervorrief. Die Bitterkeit über die Niedertracht, die böse Nachrede, mit der besitzesstolze Verwandte den Kämpfenden bedachten, bis der Major eines Tages das Wort aussprach- „Ich habe nur einen Bruder mehr. Tie andern sind für mich tot."

Jawohl, und der eine, Getreue, der ging dann sobald wirklich hin über in das bessere Land.

Einundzwanzig Jahre voll Verzweiflung! Und der Major) stand immer noch aufrecht, versuchte immer noch, für sich Arbeit und für die Seinen ein ausreichendes Brot zu erringen.

Immer noch behielt er sein festeingewurzeltes Vertrauen: „Der alte Gott lebt noch!" und „Es muß noch einmal alles gut werden."

Und, wirklich. . . . Auf einmal schien's, als ob er recht behalten solle. Durch einen, zuerst geringfügig erscheinenden Zufall machte er die Bekanntschaft eines einflußreichen Herrn, der ihn für die offene Stelle des Kurinspcktors an einem großen Nordseebade empfahl. Unter achtzig Bewerbern.erhielt er, eben auf diese zufällige Empfehlung hin, den begehrten Posten. Und mit diesem die Aussicht, im folgenden Jahre mit einem hohen Gehalt die Stelle als erster Direktor desselben Bades zu erhalten, da der mächtige Mann, der diesen Platz jetzt ausfüllte, sich dann einem neuen groszen Unternehmen zuwenden wollte.

Wer war seliger als der Major! Er sang Hosiannah und Psalmen. Er brannte vor Begierde nach der neuen Tätigkeit, die ihm Gott da schenkte im letzten Moment, eh' das Alter kam, eh' der müde Kämpfer doch vielleicht zusammengebrochen wäre unter der Wucht der allzu lange getragenen Sorgen.

Die Stellung sollte schon in acht Tagen angetreten werden. Und der Major hatte noch recht viel zu tun in diesen Tagen, um seine bescheidene Ausstattung zu besorgen — um drängende Gläubiger zu beschwichtigen, so daß sie sich niit dem Hinblick auf den nun wirklich nahen günstigen Umschwung in seinen Verhältnissen zur Geduld bequemten. Er rannte und lief, wie er die ganzen, bösen Jahre hindurch gerannt und gelaufen war, um irgend etwas zu erreichen. Nur mit dem Unterschied, daß er's jetzt nicht mehr in dumpfer Verzweiflung tat, nicht mehr enteilenden Phantomen atemlos nachhctzte, sondern voll fröhlichsicherer Hoffnung war.

Aber müde machten ihn die endlosen Wege trotzdem. Er fiel am späten Nachmittag ganz erschöpft in ein Caf6 ein. Ach ja, er merkte Wohl, wie nahe er an Sechzig war!

Und so glückselig, so glückselig. . . .

Noch einmal: Gottlob, daß sich ihm gerade vor Toresschluß der rettende Port noch eröffnet hatte! Er streckte die Beine von sich und verfiel in ein halb müdes, halb wohliges Träumen. Wie in einen, Dämmerzustande sah er draußen vor den hohen Spiegelscheiben des Caf6s die Menschen vorüberziehen. Die Sonne, schräg im Vorrücken, fiel auf die Zeitung, auf Glas und Tasse vor ihm. Das begann ihn zu inkommodieren. Er wollte aufstehen ... sich auf einen anderen Stuhl setzen! Doch . . . verwünscht! Er konnte ja nicht! Die Beine gehorchten ihm nicht. Sie lagen unter dem Tisch wie Blei . . . . unbeweglich . . .' so, als seien sie tot . . . als gehörten sie ihm gar nicht. Ein verständnisloses Lächeln zuckte durch ihn hin. Und dann ein jäher Schreck. Schlag! . . . ein Schlaganfall! Ein Grauen überlief ihn. In Wogen stürzten alle alten Sorgen wieder über ihn hin. Wenn er jetzt gelähmt würde . , . Gott im Himmel, hast du denn gar kein Erbarmen!

Der Major faßte sich gewaltsam. Er wartete. Nach Minuten versuchte er vorsichtig, ob er den einen Fuß jetzt vielleicht bewegen könne. Und da, ganz langsam, kehrte das Leben in die erstarrten Glieder zurück.

Der Alte winkte dem Kellner, zahlte. Er ging. Geblickt zwar und schwer stützte er sich auf seinen Stock. Aber doch merkten die Gäste des Kaffeehauses nicht, was einer von ihnen da eben in schweigenden Minute» innerlich Grauenhaftes durchkämpft hatte.

Draußen im Gehen auf der Strafze kam dein Major die Beweglichkeit fast vollständig wieder. Kaum merklich die leichte Steifheit, die da zurückgeblieben war!

Jedoch er, der für sich sonst nie einen Arzt befragte und die Andenken aus drei Feldzügen, die Schmerzen der alten Wunde und den schweren Rheumatismus der alten Kriegsvctercmen, immer nur mit Hausmitteln bekämpfte — er fand sich am andern Tage in der Sprechstunde eines Medikus ein. Also mußte der Schreck dem Major dock? ziemlich tief gegangen sein. Ter Arzt hörte den Invaliden an nnd sagte mit lächelnd gleichmütiger Miene: Ja, das mochte allerdings ein

leichter Tchlaganfall gewesen sein. Aber eben nur „Schlag neun".

Ob er sich wiederholen werde, und nmnn? Na, darüber sei in Jahren Wohl noch nicht zu reden. Nur Schonung, Diät, keine Aufregungen.

„Keine Sorgen!" dachte der alte Major mit Bitterkeit. Stockend brachte er hervor: Ob er sich denn in Arbcitstätigkcit Beschränkung auferlegen müsse? Ob er die ihm angebotene Stellung, so und so beschossen, antreten dürfe?

Und wieder lächelte der glattrasierte, rosige Arzt diplomatisch und gütig: „Oh ja — wenn Sie sich nicht überanstrengen!"

Nun — der Trubel eines Weltbades bei Beginn der Saison, die fieberhafte Tätigkeit, die sich da im Bureau der Knrdirektion entwickelt,

und diätische Schonung der Gesundheit der Beamten Dinge, die

sich schwer vereinigen. Die Geschäfte stürzten dem Major von Ansang an so über den Kopf, daß er gar nicht bis zn dem Gedanken gelangte, ob und wo er sich etwa schonen könne. Aber es ging zuerst alles gut. Der neue Badcinspektor hatte jeden Tag mehr zn tun und wurde, von Stund' seines Eintreffens an, bei der eingesessenen Bevölkerung wie bei den Kurgästen jeden Tag beliebter. Die alte Geschichte . . . seine blitzblauen Augen, seine vornehme Erscheinung und seine gute Laune gewannen ihm die Menschen, wo er ging nnd stand. Von Anfang an schien es gesichert, daß er im nächsten Jahr hier erster Direktor sein werde. In der Ortsgemeinde, welche die Stelle zu vergeben hatte, wäre ihm schon jetzt wahrscheinlich nicht eine einzige Stimme versagt worden.

Er war vierzehn Tage an der Nordseedüne, da ereilte ihn das Schicksal. Am Morgen in der siebenten Stunde, am Strande, geschah es. Am Abend vorher war der Major von einein Regenschauer überrascht worden und hatte keine Zeit gehabt, sich umzuziehen, bevor er im Bnreau die dringenden Geschäftskorrespondenzen erledigte. Stundenlang mußte er in den nassen Kleidern bleiben, und spät kam er zur Ruhe.

Ein Frühaufsteher, der er immer gewesen war, fand er sich trotzdem am andern Morgen vor sieben Uhr schon unterwegs, um die Badeanstalten am Strand zu inspizieren. Und da traf es ihn, daß er plötzlich nicht weiterkonnte. Die Füsze wurzelten ihm im Boden, im feinen, weißen Meeressande. Und dann kroch es ihm wie eiskaltes Gewürm am Körper empor: er konnte die Hand nicht mehr heben — — nicht winken um Beistand. Und die Todeskältc stieg höher, daß sie ihm die Zunge

lähmte daß er nicht mehr schreien konnte um Rettung. So stand

er aufrecht, starr, zur Salzsäule versteint wie Lots Weib,

Fischer am Strande sahen endlich die bewegungslose Gestalt. Morgenpromenierende Kurgäste wurden aufmerksam. Man lief herzu. Sprachlos, mit dem Ansatz eines blöden Lallens stierte der alte Major in die teilnahmsvoll erregten Gesichter vor ihm. Daun schlug er lang hin wie ein Stück Holz.

Nun — beinahe acht Tage lag er völlig gelähmt in der Obhut einer Schwester vom „Noten Kreuz". Dann besserte es sich ein wenig mit ihm: die rechte Seite schien wieder Leben zu gewinnen. Die Lähmung der Zunge wich sogar völlig. Der Kurarzt erklärte den Patienten nach zwei Wochen für transportfähig, die Kurdirektion zahlte dem dienstunfähig gewordenen großmütig noch ein volles Monatsgehalt aus und gab ihm einen Wärter mit, damit er unter dessen Schutz ohne Unfall nach Berlin heimgelange.

Und da war er also wieder. Zu Haufe pflegten sie ihn notdürftig zurecht, so gut sie nur konnten. Und es fügte sich dann ja auch alles nicht ganz so schlimm, als man es in der ersten bodenlosen Verzweiflung erwartet hatte. Das Kriegsministerium spendete, nachdem ein ärztliches Attest ini Zusammenhang zwischen der Verwundung des Majors ini Feldzuge und diesem Schlaganfall konstatiert hatte» eine monatliche Beihilfe von fünfzig Mark, annähernd genug, um die vermehrten Kosten von Arzt und Apotheke zu decken. Die Lähmung nahm ab; der Major vermochte sogar wieder allein auszugehen, wenn auch die linke Hand nahezu unbeweglich blieb, und wenn er auch das linke Bein merkbar nachschleppte. Rennen und laufen und sich mühen könnt' er jetzt freilich nicht mehr.

Das übernahm mm die Tochter, die bleiche, kleine Baronesse. Sic ging die unvermeidlichen Wege zur Pensionskasse . . . zur Steuerbehörde, um Stundung zu erwirken , . . manchmal auch aufs Leihamt, Und Tag und Nacht arbeitete sie an Malereien und Stickereien, die sie dann verschämt in kleine, dunkle Komptoire hinter großen Läden trug und mit einem Jammergelde entlohnt bekam, das aber immerhin mithalf, so daß der Haushalt knapp, doch ohne neue Schulden weiterlief. Und sie tat das alles nicht ohne geschäftliches Talent, Sie führte ihren Kampf mit dem bitteren Ernst des Lebens in einer geräuschlos klugen Art, Sie war von einer sich stets gleichbleibenden Ruhe, ja, von sanfter anscheinender Fröhlichkeit, die in allem Schatten immer noch ein bescheiden freundliches Licht fand. Nur wenn sie ganz unbeobachtet war, trat in ihr blasses Gesicht und ihre grauen Augen eine schwere Müdigkeit. Aus dem Herzen, das der Verantwortung überdrüssig gewesen wäre, kam die nicht heraus. Oh nein! Aber die schwachen Schultern trugen doch 'eben nur mit äußerster Anstrengung die Last der Sorgen um in ihren Körperleiden hilflose, geliebte Eltern und uni das notdiirftige Fortbestehen des Haushaltes.

So lebte unter diesen drei guten Menschen ein Frieden untereinander, wie der Reichtum ihn vielleicht am allerseltensten in seinen Prunkstuben empfangen wird.

Und der alte Major? Ja, kaum ein paar Wochen, da schien der trotz Lahmheit und Krnnimheit wieder ganz vergnügt. Was er vorher in sich selbst durchkämpft, wie er mit seinem Gott gerungen, der ihn nun auch noch zum Krüppel geschlagen, das wußte nur er allein. Niemand hat das je von ihm gehört. Jetzt war er wieder Herr über sich. Unzerstört blieb ihm feine Tapferkeit — unzerstört seine aus ihr geborene gute Laune.

Trotz Armut und Krankheit richtete er sich sein Leben so freundlich ein, wie er konnte, niit kleinen Freuden, die aus dem schlichten Empfinden, noch zu leben, ihre Nahrung sogen, aus kleinen Beobachtungen auf der Straße, aus der blauen Luft in der Höhe, dem lachenden Sonnenschein, dem Grün des Tiergartens, dem Flug eines Vogels. Denn was anderes konnte er jetzt noch wollen, der lahme, kranke Mann? Wer wollte noch etwas

von ihm?

Er hatte nun so furchtbar viel Zeit. Er konnte keine mehr darauf verwenden, Arbeit zu suchen. Welcher Mensch hätte ihm denn eine Arbeit anvertraut, ihm, dem gebrechlichen Greis! So fing er an, sich aus seinen Spaziergängen eines lahmen Alten am Stock einen Sport zu machen.

Vormittags nach 19 Uhr hinkte er in den Tiergarten und nachmittags um 6 Uhr noch einmal die Straße Alt-Moabit entlang, am Kriminalgcricht vorbei und durch die Turmstraße zurück! Inden Monaten, in denen der Kaiser in Berlin residierte, aber richtete er sich's anders ein. Da pilgerte er jeden Tag, wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich war, gegen 1 Uhr zum Brandenburger Tor, um dort Posten zu fassen und zu warten, „bis der Kaiser kommt".

Manchmal umsonst, wenn der Kaiser für seine Mittagsausfahrt einen andern Weg genommen, oder etwa zum Gartentor des auswärtigen Amtes hcrnusgerittcn war. Doch oft kam der Alte heim, angeregt, mit blitzenden Angen, Tann erzählte er, wie er am Brandenburger Tor gestanden — wie der Kaiser gekommen war, zu Pferd im Schritt, in lachen der Unterhaltung mit seinem Adjutanten, oder in rascher Vorbeifahrt zu Wagen, den Leibjägcr mit den, fliegenden Helmbusch auf dem Bock. Und wie der Kaiser ausgesehen, und wie er ihn, den alten Hinkfufz, gegrüßt habe, ihn ganz allein, der da, den Hut hoch in der Hand iiber dem weißen Haupt, um diesen Einzclgrufz zu erhalten, es klug einzurichten gewußt, daß er abseits von der übrigen Menge stand, die in schwarzen Scharen sich staute am Brandenburger Tor.

Denn das war das dritte Unzerstörbare an dem alten Major, die Königstreue. Die glühende, abgrundtiefe Königstreue der Veteranen. Mit ihr hing er an der sür ihn heiligen Person des jungen Kaisers, wie er an dem alten Wilhelm und an unseren, Fritz gehangen hatte, und es focht ihn dabei nicht an, daß ihn jene in seiner Dienstzeit gekannt und da und dann bei zufälliger Gelegenheit gnädig ausgezeichnet, während der jnnge Kaiser ihm ein Fremder war, der ihn nie gesprochen hatte. Es focht ihn nicht an, daß dieser Herrscher ihn nicht kannte, gar nichts von ihm wußte — daß er selbst so verlassen dastand in all' seiner frommen Untertanentreue, mit seinem Körper, der für König und Vaterland zerschossen und vernichtet worden war. Es focht ihn nicht an, daß er und Tausende von Schicksalsgenossen unter der Schwere von Ansichten standen, die den mit Schulden, gleichviel, ob sie aus Leichtsinn oder aus Krankheitstagen stammen, beladenen Offizier von seinen Standesgenofsen um so mehr isolieren, je wahrhafter er geartet ist und je weniger er sich zu winden und zu verstellen weiß. Von Bestimmungen, die dem verabschiedeten Offizier, so uubescholten er sonst sein mag, sobald er Schuldenabzüge an seiner Pension hat, einen großen Teil der staatlichen Zivilanstellungen verschließen und ihm so die Möglichkeit, seine Verhältnisse wieder zu ordnen, auf ein Mindestmaß beschränken. Von Gesetzen, die ein volles Drittel der Pension des Invaliden für den Gläubiger pfändbar machen, die andern zwei Drittel aber nicht. Und die es dem Gerichtsvollzieher trotzdem gestatten, schon am andern Tage für jahrealte Schuld die Hand auf jede über die Bedürfnisse des elendesten Proletariats hinausgehende Anschaffung zu legen, die heute von diesen unpfändbaren zwei Dritteln gemacht wurde. Bett, Tisch, ein Schrank, für jedes Familienglied ein Stuhl, das blieb unan>' getastet. Sonst nichts, beim Tagelöhner, wie bei dem alten Offizier, obwohl der alte Offizier doch geächtet und bürgerlich verloren ist in demselben Augenblick, in dem er offenkundig ins Proletariertum herabsinkt. Von diesem ganzen Wust von Bestimmungen, Gesetzen, Standcsrücksichten, der sich unter dein am Titel und doppelt am Adelsmann hängenden Fluch, auch in der bittersten Bedrängnis noch beachtet und kommentiert zu werden, wie ein Spinnennetz über den schnldenbclnsteten inaktiven Offizier legt und es ihm in den allermeisten Fällen unmöglich macht, sich aus der Not wieder emporzuarbeiten.

Vielleicht kam dem alten Major zuweilen der Gedanke: „Das weiß der Kaiser nicht. Sonst würde seine freiherausgesprochcnc Meinung, sein Machtwort helfen. Wenn doch einmal jemand das dem Kaiser so recht deutlich sagen wollte!"

Vielleicht kam ihm dieser Gedanke. Vielleicht auch nicht. Jedenfalls — es focht ihn nicht an, und nicht minder hing er darum mit gläubiger Vasallentreue an seinem Kaiser und Herrn, der ihm nicht half, nicht helfen konnte — der ihn nicht kannte.

Inzwischen ging es abwärts mit der Gesundheit des alten Majors. Im Laufe von zwei Jahren nahm die Steifheit des linken Beines, des linken Armes langsam, aber stetig zu. Dazwischen kamen Tage, an denen das Blut dem Veteranen bald in den Adern erkaltend zu stocken schien, bald sich ihm in fürchterlichen Wogen zum Hirn drängte, so das; er auf seinem Stuhl safz, halb betäubt, jeden Augenblick des neuen Schlaganfalls gewärtig. Dann erschien, Hals über Kopf geholt, der Arzt, verordnete Jodkali, verordnete Schröpfköpfe, verordnete Blutegel, und die Gefahr war für heute vorüber. Aber diese Zufälle wiederholten sich so urplötzlich und zuletzt so häufig, daß die Furcht vor dem neuen Schrecklichen, dos den armen Hausvater früher oder später ausscheinend unabwendbar betreffen sollte, schlichlich doch wie eine schwarze Wetterwolke über jedem aufbrechenden Morgen stand — noch schlimmer wie die Furcht vor dem Gerichtsvollzieher und vor dem zu frühen Dahinschwinden der letzten Mark vorm nächsten Monatsersten,

Trotzdem kam das neue Unglück endlich doch unerwartet. Der Alte hatte sich sogar besonders wohl befunden, als er sich am dritten Weihnachtsfeiertag nach Tisch zum Schlafen in seinen Lehnstuhl setzte. Als er aufwachte, hatte ein Bluterguß ihn auf dem rechten Auge erblinden lassen.

Der Arzt nannte es zuerst nur eine Sehstörnng, Er riet trotzdem dringend: „Gehen Sie sofort zum Spezialisten!"

Nur — das hatte eben in diesen Tagen seine große Schwierigkeit. In der Haushaltkasse waren nicht mehr als ein paar Groschen, und die mußten bis Neujahr reichen. Kein Gedanke daran, irgendwo den Dukaten auszutreiben, den man folch einer Kapazität von Professor nach der Konsultation doch mindestens auf den Tisch zu legen hatte. Und konsultieren und sich dann fortschleichen und nicht bezahlen — und dann vielleicht von einem Sekretär zurückgerufen werden und Rechenschaft ablegen sollen und wie ein Schwindler bei versuchtem Betrüge dastehen . . .

Nein! Der Major kämpfte hart mit sich selbst. Tann suchte er die Poliklinik eines berühmten Arztes auf. Es war am frühen Morgen, und es warteten dort schon viele arme Leute, Jammergestalten, alle wie er selbst in bitterer Angst um das hohe Gut des Augenlichtes. Ein langer junger Mann von schroffem Wesen, der Assistenzarzt, ging die traurige Reihe entlang, fragte jeden einzelnen nach Namen und Adresse. Der Major antwortete stockend und gepreßt. Wirklich, es ward ihm nicht leicht, an diesem Ort seinen Titel, seinen alten Namen preiszugeben. Da richtete der junge Mensch vor ihm sich auf. „Aber, mein Herr," schnarrte er ihn an, „für alte Offiziere ist die Poliklinik doch nicht da. Die ist für die bedürftige Klasse, für das Volk. Sie können wir hier nicht behandeln!"

Ter Veteran war längst nicht mehr Herr jeder Situation. Die Krankheit hatte etwas Unsicheres in sein Wesen gebracht. Zudem lähmte ihn die blutige Scham. Er wurde leichenblaß, als er sich so angefahren sah. Er heftete das eine gesunde Auge mit einem hilflosen Blick auf den Mann da vor ihm. Herrgott, war denn das nicht das Eingeständnis der bittersten Notwendigkeit, daß er, der alte Major, hier an dieser Stelle als Bettler um Hilfe ansprach? Sollte er das auch noch in deutlichen Worten ausdrücken? Unmöglich — unmöglich I Er gab keine Erwiderung, seufzte tief und ging schweren, schleifenden Schrittes hinaus.

Am zweiten Januar pünktlich fand er sich dann in der privaten Sprechstunde des Augenarztes ein, in der Tasche vorsorglich eine Doppelkrone. Da war es zu spät. Das Auge blieb verloren. „Warum sind Sie nicht eher gekommen? Wir hätten versuchen können, den Bluterguß durch Medikamente aufzusaugen ... zu zerteilen. . ." Und wieder machte ihn die Scham der Armut sprachlos.

Viele Wochen mußte der Major in dunkel verhangener Stube sitzen. Das Auge eiterte lange, stinkend, schwärend. Dann trocknete es ganz ein. Erst fürchtete man, daß auch das andere von der Zersetzung ergriffen werden würde. Endlich blieb es dann doch erhalten. Vorderhand erhalten.

Aus diesem neuen Ungemach erfolgte übrigens, daß vom Kriegsministerium dem Major eine Beihilfe von monatlich noch weiteren fünfzig Mark bewilligt wurde. So wollten es die Gesetze, nachdem durch das Zeugnis des Hausdoktors, wie durch andere ärztliche Atteste nun als zweifellos erwiesen worden, daß auch die Erblindung auf das feindliche Stück Eisen zurückzuführen sei, welches der Major noch von Mars la Tour her in sich trug, und das da, unerreichbar für einen operativen Eingriff, fest eingekapselt hinter der Hauptschlagader am Halse saß, den Blutkreislauf behindernd und heimtückisch Verheerungen des ganzen Körpers vorbereitend, deren Umfang heute noch gar nicht abzusehen war.

Jawohl, der alte Major war eine Ruine geworden. Aber mit der erstaunlichen Elastizität seiner Natur fand er auch hier ein Gutes heraus, „Ich tauge ja zu nichts mehr, das weiß ich," sagte er ohne Bitterkeit zu seinem treuen Arzt, „ich lahmer, blinder Krüppel. Aber sehen Sie, ich bin doch eine lebende Rente für meine Familie!"

Er War ordentlich stolz auf die 340 Mark, auf welche durch die verschiedenen Beihilfen seine Monatseinkünfte nun gestiegen waren. „Aber niehr gibt es nun nicht. Ich miifzte denn gerade auch noch das andere Auge verlieren. Dann gäbe das Kriegsministerium noch weitere fünfzig Mark monatlich heraus." Seiner Frau, seiner Tochter schnitt es ins Herz, wenn er so etwas sagte. Wußte man denn, was noch kommen würde? Hatten sie nicht damals in dem Siechenhaus vom Roten Kreuz, in dem er nach dem ersten Schlaganfall einige Wochen verbracht hatte, um sachverständig massiert und elektrisiert zu werden, hatten sie da nicht solch einen unglücklichen Menschen gesehen, der seit zehn Jahren völlig gelähmt war, den der Wärter in und aus dem Rollstuhl hob, wie ein lebloses Bündel, dem die Zunge nicht gehorchte, der kein Wort mehr sprechen konnte, dem der Kopf wackelnd auf der Brust lag, weil er nicht mehr die Kraft hatte, ihn aufrecht zu halten, und der in seinem klagenden Blick bei dem allen doch immer noch geistige Klarheit zu bekunden schien! Gab es nicht Tausende von Kriegsinvalidcn, nn denen die in Ehren erhaltene Wunde heimlich eiternd weiterfraß, bis das schleichende Gift endlich den ganzen Körper durchzogen hatte und nach Jahrzehnten noch die grauenhaftesten Leiden, die unerhörtesten, unglaublichsten Krankheiten zum Ausbruch kommen ließ!

Wenn der Major selbst eine solche Furcht hatte, so sprach er sie doch nie aus. Er war wie zuvor. Jähzornig polternd manchmal um eine Kleinigkeit, wie alte Soldaten sind. Aber im Handumdrehen wieder beruhigt und dann lange in gleichmäßig guter Laune. Und.auf einmal fing er sogar Wied« an zu arbeiten. Ihm war die Idee gekommen, seine Erinnerungen aus der Dienstzeit, die aus dem letzten Kriege vor allem, aufzuschreiben — mühsam genug, da die Blindheit des einen Auges ihn dabei sehr behinderte — und an ein Soldatenblatt zu verkaufen. Und da ihm der Gedanke gerade zu einem günstigen Monient aufgestiegen war — nämlich zur Zeit der Zu jährigen Wiederkehr der großen Tage von 1870/71 — und da der Weiße, lahme, aber dabei immer noch schöne Greis den Redakteur ganz und gar bezaubert hatte, als er ihn einmal aufsuchte, wollte das Glück, daß der Alte für diese anspruchslosen kleinen Geschichten Absatz bei einem, wenn auch nur be> scheidenen Blättchen fand. Zehn, zwölf, fünfzehn Mark bekam er für solch eine schlichte, Pseudonyme Plauderei. Er freute sich jedesmal königlich darüber. Zu etwas war er also doch immer noch nütze! Und manche kleine Anschaffung konnte er von den erworbenen Groschen machen. Vor allem an Stiefeln, von denen er so sündhaft viel brauchte, weil sein nachschleifender Fuß jede Schuhsohle binnen ein paar Tagen abnutzte. Und zuweilen brachte er auch den Seinen irgend eine Kleinig» keit mit nach Hause — eine Blume, irgend etwas Gntcs zum Nachtessen. Denn mehr und mehr waren Frau und Tochter ihm die einzige Unte-rHaltung geworden. Mit Fremden kam er fast gar nicht mehr zusammen. Sogar ein Bierhaus, ein Cafs konnte er kaum mehr aufsuchen, seiner körperlichen Nnbehilflichkeit wegen, die eine beständige Bedienung er> heischte. Das Rauchen hatte ihm der Arzt ganz verboten.

Die schriftstellerische Tätigkeit nahm aber ein jähes Ende. Sie schlug fehl, als der alte Major einen Finanzcoup machen wollte — wie ihm denn eben fein ganzes Leben lang die Finanzcoups fehlgeschlagen waren. Das Blättchen ging nämlich ein, und er, der mehrere Honorare stehen gelassen, um dann eine größere Summe erheben zu können, hatte das Nachsehen. Erfolglos versuchte er, seine Arbeiten bei andern Zeit' schriften unterzubringen. Man sandte ihm die Manuskripte mit Dank zurück. Da verlor der alte Mann den Mut und gab es auf.

Nun, da er so gar nichts mehr tun konnte, nach diesen? letzten Mißerfolg, wurde er sehr wortkarg. Tie Schwermut des Lebens, das sich fast verbraucht fühlt, breitete ihre Schwingen über ihn. Wie bald, wie bald nahm sie ihn nun wohl auf, die Nacht?

Einmal, im Herbst, glühte es noch in ihm empor. Das war an dem Septembcrtage, an dem vor 2Z Jahren die deutschen Truppen Herr iiber Frankreich geworden waren. Sedanl In dem nüchternen, modernen Berlin regte sich ein Funken von nationaler Glut, ein fernes Echo jenes unbeschreiblichen Jubels, der vor 2? Jahren beim letzten, entscheidenden Sieg über den Erbfeind, beim Emporlenchten des goldenen Friedens, die deutschen Lande durchzittert hatte. Es war von obenher bestimmt worden, daß man in Kirchen und Schulen heute zum letzten Male den Sedantag öffentlich feiere. Sedcm zum fünfundzwanzigsten Male und dann nicht mehr! Aber heute noch einmal recht! Da funkelte — noch einmal, ein letztes Mal auch dies! — das sanguinische Temperament in dem gebrechlichen Körper ans. Der Alte begann zu erzählen, zu bc^ richten von Kriegstaten und Kriegspfaden. Von damals! Er war dabei gewesen, er! Gut, Blut und Leben hatte er eingesetzt. Er wollte auch heute nicht von fern stehen, wenn der alte Jubel noch einmal erklang. Er wollte das Volk in den belebten Straßen, er wollte die Illumination sehen, mit der Berlin heute abend Sedcm feierte. Für feine armen Groschen nahm er sich eine Droschke. Denn er konnte ja mit seinem immer lahmer gewordenen Bein überhaupt kaum mehr laufen. Und am wenigsten konnte er sich zu Fuß in diese Menschen» Haufen wagen.

So fuhr er also gegen acht Uhr im offenen Wagen, den Weißlackierten am Bock, Wundern entgegen. In Moabit war gerade nicht viel zu sehen. Jedoch die Viktoria auf der Siegessäule funkelte schon von weither im breiten, garbenförmigen Strahl von Scheinwerfern. Hier auf dem Königsplatz aber begann bereits etwas, das man beim Beginn der Fahrt in solchem Umfange nicht erwartet hatte: die Ab

sperrungen. Ein Kordon von SchutzleutenI Doch kam man, wenn auch auf verschiedenen, von der bewaffneten Macht angegebenen Umwegen glücklich über den Königsplatz, sah die Viktoria in ihrem vollen Strahlenkranze und gewann von weitem auch einen Blick auf das ebenfalls beleuchtete Brandenburger Tor. Von da an waren so ziemlich alle Hauptstraßen für die Dauer der Illumination polizeilich für Fuhrwerk ganz, für Fußgänger teilweise gesperrt. Unter den Linden, die Königgrätzerstraße, die Leipzigerstraße. Überall, wo man eine Eingangspforte suchte in das Lichtmeer der illuminierten Prachtstraßen, wo die großen Geschäftshäuser in verschwenderischen Installationen märchenhafte Farben- und Beleuchtungseffekte geschaffen hatten, ertönte das barsche „Zurück" der Schutzleute. Der Major gab die Sache nicht gleich verloren: auch der Droschkenkutscher versuchte immer wieder, ob er nicht irgendwo einen Durchschlupf finde. Umsonst. Während Tausende mit neugieriger Gleichgültigkeit die bunte Herrlichkeit der Illumination bestaunten, blieb der alte Mann, dessen Herz Erinnerungen heute in tiefer Erregung schlagen ließen, in dunkle einsame Seitenstraßen verbannt. Nur wenn die Droschke irgendwo den Fahrdamm kreuzte, gewann man einen Seitenblick in das Sprühen und Leuchten des verschlossenen Paradieses,'

Wenn er sein eisernes Kreuz angelegt bätte —I sagte er laut. Das war ja gar nicht denkbar, daß er, dies Ehrenzeichen und die drei Feldzugsmedaillen von 1864, 66, 70 auf der Brust, von den SchutzmannsPosten an diesem Tage keine Erlaubnis zum Passieren bekommen hätte... er, ein alter Kämpfer, halb blind und zum Krüppel geschossen. Dumm, daß er das eiserne Kreuz zu Hause ließ!

So sprach er laut. Aber heimlich stand seine Überzeugung von den Wunderwirkungen des eisernen Kreuzes an diesem Tage vielleicht doch nicht ganz so fest. Ob tatsächlich eine Bestimmung bestand, wonach den Kriegsinvaliden von 1870, sofern sie sich als solche auswiesen, bequemes Passieren der Schutzmannsketten zu Fuß oder, wenn sie nicht mehr recht marschfähig waren, auch zu Wagen gestattet war? Ob man nicht nur

Reden hielt für die Gefallenen, fondern in warmer Pietät auch der Überlebenden gedacht hatte, von denen doch viele jetzt noch an ihren alten Wunden litten und starben?

Oder ob man's vergaß I Ob der alte Major nicht auch mit seinem Ehrenzeichen ausgeschlossen gewesen wäre? Ob nicht wirklich das Dunkel, das ganz lichtlose, tiefe Dunkel nahe oder schon da war für ihn?

Dergleichen Trauriges ging dem Invaliden jetzt durch den Kopf auf seiner tragikomischen Fahrt durch düstere Gassen, außerhalb des Schutz, mannskordons, der den strahlenden Schauplatz nationaler Feier vor Unberufenen absperrte.

Dem Alten gegenüber saß auf dem schmalen Rücksitz der Droschke sein Kind. Die kleine Baronesse hatte die Hände im Schoß; in ihren grauen Augen war ein Abglanz von jener fernhinwandernden Träumerei ihrer früheren Jahre. Der Alte sah es. Und auch da ging ihm Schweres durch den Sinn. Er kannte sein letztes Kind besser, als es sich in seiner Lebensunklugheit selbst kennen konnte. Er wußte, unter stiller Art trug es im Innern die quellende Daseinsfreudigkeit des Vaters. Er wufzte, die Sehnsucht seines Kindes suchte die Jugend, die versäumte Jugend der armen Baronesse. War es nun wirklich gut, daß Anna Sophie so fromm ergeben geblieben? Wenn sie sich in Sturm und Heimlichkeit, selbst gegen den Willen des Vaters, ein Liebesglück erobert hätte, würde sie dann jetzt nicht vielleicht ein anderes treues Herz ihr eigen nennen — wenn der Major für immer die Augen schloß, nicht stützelos zurückbleiben mit der schweren Sorge um die kranke Mutter, sie selbst ein einsames Mädchen am Ende der Jugend.

So war dies Sedanfest ein recht sonderbarer Freuden- und Feiertag für den Veteranen.

Seine Gesinnungen vermochte das selbstverständlich so wenig zu er, fchüttern, wie irgend etwas anderes vorher.

Er blieb der Königsdiener, der er immer gewesen, voll naiver Hingabe, sanguinisch in allen Schmerzen, selbst kritiklos vor der gehet» ligten Person des Monarchen und in kaum zurückgehaltenen Tränen der Wut erbebend, wenn andere an diese geheiligte Person Kritik legen wollten. Diese Zeitungen! Diese respektlosen Schwätzereien in öffentlichen Versammlungen! Dieser Geist des Skeptizismus selbst in der Armee!

Tie Welt drehte sich. Aber der Major drehte sich nicht mit. Es ging spurlos an ihm vorüber, wie das Gepräge der gesamten Kultur sich in den letzten dreißig Jahren geändert, wie auf allen Gebieten eine Umwertung der Begriffe stattgefunden hatte.

Ein Stück aus alter Zeit, deren Ideale aus Blut und Eisen, aus dem persönlichen Erleben eines Volkes von Kampf und Todesnot geboren gewesen, stand er inmitten der neuen, die eine andere — eine ungläubige, verstandestuhl rechnende, nicht mehr begeisterungstrunkene — geworden war. Und obwohl er so vereinsamte, und immer mehr vereinsamen mußte, je länger ihn der Herrgott noch auf dieser Erde ließ, war es nicht nur sein Schicksal, sondern auch sein hohes Recht, festzuhalten an öer in düster lohenden Prächten dahingesunkenen Zeit voll Krieg und Heldentaten. Denn sein Überzeugungsmut war der eines, Märtyrers, mit Blut erkauft. Und mit nieverharfchender Wunde hatte die große Vergangenheit ihn gezeichnet, daß er ihr eigen bleibe, bis er sterbe.

Kaum zehn Tagc nach Scdan riihrtc der Tod dcn Major an. Mit Qualen, die den Atem aus der Brust rissen, mit wilden Schmerzen und Krämpfen. Ter alte Soldat Wehrtc sich gegen den Ubcrwinder. Er kämpfte noch Monate.

Ein Tag, ein schrecklicher, kam, che die Periode der Bewußtlosigkeit anbrach. Die nachtwachendc barmhcrzige Schwester rief beim Morgen» grauen Frau und Tochter des Kranken. Tränen hatte sie in den Augen. Auch ihr an tausenderlei Jammer gewöhntes Herz hatte dieser Sterbende zu warmer Teilnahme bewegt, dcr so ergeben war, der, rührend in seiner Hilflosigkeit, doch noch so ritterlich an seinein schlvnrzcn Käppi rückte, jedesmal wenn sie kam, um die andern Pflegenden abzuwechseln.

Ter Major raste in Todesphnntasien. Er hielt innc, als Frau und Tochter eintraten, erkannte sie, nahm stammelnd von ihnen Abschied, bußfertig als ein Christ,

Aber gleich wieder winkte er die Seinen beiseite. „Laßt, laßt, ich habe keine Zeit mehr. Das Gefecht!"

Und schon überkamen ihn wieder die wilden Bildcr von vorher, stürzten sich über ihn, und er warf sich hin und her auf seinem letzten Lager, schrie und rief. Schlachtgetümmel, Getöse, Feinde und Blut! Er brüllte Kommandos, er ballte wutbebend die Faust, meinend, sie halte den Degen. Und er raste plötzlich auf: „Ihr Hunde, ihr Hunde! Ihr von der zweiten Kompagnie! Ihr wankt und ihr habt die Fahne! Steht, ihr Hunde, oder ich schieße. Tie Fahne, ah . . . sie weht noch. Wir haben sie noch. . . . Der Kaiser . . .wird sie sehen ..."

Er richtete sich sitzend empor ini Bett, er hob den Arm und senkte ihn wieder, als salutiere er mit dem Degen. Sein Haupt sank in den Nacken, ein wundersames Leuchten ging iiber das silberbärtige Antlitz i. „Dcr Kaiser ... da ist er , . . er reitet vorüber!"

Das war das letzte Wort, das er sprach. Er fiel zurück.

Er lag dann noch drei Tage in röchelnder Agonie. Die Reckennatur Widerstand, bis die letzte Fascr Lebensmöglichkeit aufgezehrt war.

Das Begräbnis, das die Hinterbliebenen ihm richten konnten, war sehr arm. Denn die Unterstützung des Kriegsministcriums dafür trifft nach umständlicher Eingabe auf dem Instanzenwege erst etwa sechs^ Wochen nach dem Tode ein. Trotzdem hatten Frau und Tochter die notwendige, gröszerc Summc aufgebracht, damit der Verstorbene auf dem alten Invalidenkirchhof Berlins an der Scharnhorststraße seine Stätte finden könne, wo die toten Generäle und verdienstvollen Soldaten bis zu den Freiheitskriegern zurück ruhen. Tort schläft dcr alte Major unter den hohen Bäumen, ein Sünder, ein ans Erden verlassen Gewesener — ein Ritter und ein Held.

Die §and- und Seemacht der Dereinigten Staaten von Nordamerika.

von

S. Miller.

— Riedlingen. —

,^ Union, hervorgegangen ans den Kolonien, welche die Engländer zn Beginn des 17, Jahrhunderts an der Ostküste Nordlimcrikas gründeten, hat, trotzdem das Volk jenseits des Ozeans angeblich weder kriegerische Neigung, noch Veranlagung besitzt, seine eigene Haut nicht gerne zu Markte tragen soll, nichts von „Menschenmorden", Krieg und militärischem Wesen überhaupt wissen will, eiue selten blutige Geschichte zu verzeichnen. Von nicht enden wollenden Kämpfen im eigenen Lande, wie mit den Nachbarn und dem fernen durch Meere getrennten Mutterlande wissen die Blätter seiner Geschichte zu melden. Schon 1690 begannen die Kämpfe mit den Franzosen in Kanada, die man gemeinhin unter der Bezeichnung „König-Wilhelms-Krieg" zusammenfaßt, nnd die ihr blutiges Ende erst 1713 erreichten, Tie später folgenden beiden „Ko'nig-Georgs-Kriege" dauerten vier nnd sieben Jahre, von 1744 bis 1748 und 173« bis 1763.

Am 4. Juli 1776 erfolgte die endgültige Unabhängigkeitserklärung von dreizehn Kolonien, doch nur infolge eines abermals mit groszer Erbitterung geführten mehr als siebenjährigen Krieges vermochte diese Staatengründung sich gegen England zu behaupten. Aber mich ihre mit so schweren Opfern errungene staatliche Selbständigkeit brachte der Union alles andere eher, als einen dauerhaften Frieden, Von dem unaufhörlichen Kleinkrieg, vom ersten Augenblick an, wo Europäer überhaupt diese Gegenden des neucntdccktcn, vierten Weltteils betraten, zur Ausrottung der Ureinwohner mit unmenschlicher Grausamkeit geführt, wollen wir absehen und nur daran erinnern, das; diese Menschenschlächterei, welche die Engländer, solange sie Herren des Landes waren, massig betrieben. von dem jungen Staate hauptsächlich deswegen fortgesetzt werden mußte, weil die skrupellose Politik des Mutterlandes auch nach offiziell ge-' schlossenem Frieden und in diesem bedingter vorbehaltloser Anerkennung der Unabhängigkeit des flügge gewordenen Jungen sich nicht scheute, kein Mittel der List und Gewalt außer acht zu lassen, die von ihn? selbst zwei Jahrhunderte hindurch mißhandelten Urstämme gegen das mächtig aufstrebende Staatswesen auszuspielen,

1812 brach dann ein neuer Krieg mit England aus, der der Union nur Niederlagen und sogar die Zerstörung ihrer Bundeshauptstadt Washington brachte. Und 1846/48 blieb Nordamerika im allgemeinen Wohl in militärischem Borteil gegen Mexiko, doch waren auch in diesem Feldzuge seine Siege nicht so nachdrücklich, daß es von eineni gewonnenen Kriege sprechen könnte; denn es mußte nicht allein die ungeheuren Kosten dieser blutigen Auseinandersetzung selbst decken, sondern dem Gegner auch noch ttU Millionen Mark für das vom alten Montezumnreiche losgerissene Teras bezahlen.

Wenn wir von dem gesamten amerikanischen Kontinent sagen können, daß, gleich wie in Europa, der Norden überwiegend germanisch und protestantisch, der Süden romanisch und katholisch sei und daß, wie in Europa, das erstere Element das letztere, wenn auch damals noch nicht der Zahl nach, so doch an Macht und Bedeutung überflügle, so kann man bis zu einem gewissen Grade ähnliches von dem beschränkteren Gebiete der Union selbst behaupten. Nach außen hatten ihr die Er» Werbungen von 1848 eine Stellung verschafft, daß niemand mehr gerne sie zum Feinde hatte, aber im Innern türmten sich anscheinend unüberbrückbare Gegensätze zwischen den Süd- und Nordstaaten auf, Gegensätze, frühe hervortretend, weil durch die Natur selbst gegeben. In jenen, die aus spanischem und französischem Besitze herübertrnten, ist von den Zeiten des Ursprungs her ein starkes aristokratisches Element bemerkbar gegenüber dem plebejischen Charakter des Nordens-, ungleich wichtiger jedoch war die durch klimatische und geographische Verhältnisse erzeugte verschiedene Richtung der Erwerbstätigkeit,

Wenn wir uns ehedem ans den !Z<!, Breitengrad stellten, so befanden wir uns gleichsam auf einer amerikanischen „Mainlinic" — auch eine deutsche kennt man -ja heute kaum mehr dem Namen nach. Die südlich von jenem Breitengrad gelegenen Staaten sind auf Bodenerzeugnisse, deren Produktion nur im großen lohnt, angewiesen. Das bedingt ein Vorwiegen des Großgrundbesitzes und die diesem charakteristischen aristokratischen Formen und Gewohnheiten des Lebens, Anders in den nördlichen Ztaaten, wo die klimatischen Verhältnisse, der kargere Boden, die von Europa her zuströmende Konkurrenz energische Arbeit des einzelnen verlangt, wo die große Anzahl guter Häfen, an welchen der Süden Mangel leidet, den Handel begiinnigt, der die Kapitalien rasch von einer Hand in die andere bringt, und wo endlich die große Masse der Ein» gewanderten landete, die, meist mittellos, nur durch strenge Arbeit emporkamen. Beide, der Aankee tme der Einwanderer, so reich sie auch durch harte Arbeit oder waghalsige Spekulation werden mochten, blieben Plebejer und brückten diesen plebejischen Charakter dem ganzen Leben des Nordens auf, welchem die konservative Stetigkeit der südlichen Gesell' schaftszustände gänzlich fehlte. Dazu traten die volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Der Norden heischte für seine sich entwickelnde Industrie, um die europäische Konkurrenz auszuhalten, hohe Schutzzölle; der Süden dagegen war freihändlerisch gesinnt, da der Schutzzoll ihm die Industrie» Produkte, die er kaufen mußte, weil er ausschließlich landwirtschaftliche Artikel zur Ausfuhr erzeugte, verteuerte.

Weder zu leugnen, noch zu ändern war zudem die Tatsache, daß das germanische Element die eigentliche Stärke des Gemeinwesens ausmachte, allen übrigen Bestandteilen gleich peinlich und widerwärtig. Doch alles dieses hätte eine gewaltsame Explosion immer noch verHindern können. Der Angelpunkt des Gegensatzes war die Sklavenfrage. Schlecht stand die Sklaverei einer Nation an, welche die Menschenrechte gar so hoch pries. Dennoch nehmen wir nicht an, daß der nordstaatliche Plebejer im Grunde humaner dachte, als der Aristokrat auf der anderen Seite der geographischen Grenzlinie; aber gleich praktisch waren beide.

Der Norden bedurfte bei der Masseneinwanderung von Arbeitskräften der Sklaverei nicht, der Süden konnte bei seiner dllnngesäten Bevölkerung ihrer nicht so leicht entbehren. Daher der größte Bürgerkrieg, den die Geschichte kennt, und der vier Jahre wütend, an Gut und Blut mehr Opfer erforderte, als jeder andere Kampf vor und nach ihm. Hekatomben verschlang das Morden, man erinnere sich nur an die Siebciüagschlacht am Chickahominy, Tie Sympathien jedweder Kultur waren auf Seiten des Nordens. Nur Napoleon III. wünschte den Südstaaten den Tieg, und da sich sein Wunsch in den ersten Stadien des Krieges zu erfüllen schien, mußte das Blut eines deutschen Fürsten die Monroedoktrin kitten helfen, anders das merikanische Abenteuer unterblieben wäre.

Tie Union aber hatte erfahren, daß selbst goldene Freiheit allein ein Volk vor schweren inneren nnd äußeren Krisen nicht bewahrt, „Freiheit ist nur bei der Macht allein".

Was uns aber bei alledem interessiert, sind nicht sowohl die vielen Kriege jenseits des Ozeans, an welchen es auch in Europa nicht gefehlt hat, als vielmehr die lange nnd blutige Tauer derselben, die nur nach Jahren zu zählen sind, während man 18S9, 186^, 1866, 1870/71 und 1877/78 nach Monaten, Wochen, ja Tagen bemessen kann. Dort kämpfteil eben Milizen, hier in allen den genannten Krisen musterhaft disziplinierte Truppen. Es soll zugegeben werden, daß der Süden ursprünglich dem Norden militärisch überlegen war und daß er strategisch und taktisch gebildete Generale besasz. Wenn man aber daraus panegyrische Schlüsse auf den militärischen Dilettantismus ziehen will, so ist dies nebenbei naiv oder nicht offen. Nur an amerikanischen Generalen fehlte es dem Norden, dagegen verfügte dieser über hervorragende militärische Kräfte einer vorübergehenden oder dauernden europäischen Emigration, über die mehr als doppelte Zahl von Menschen, über das zehnfache Gewicht an klingendem Metall. Die Truppen des Südens waren ebenfalls Milizen. Ter größte Feldherr selbst vermag ohne oder mit minderwertigen Truppen nichts auszurichten, mit dem besten Gewehr kann man nicht schießen, wenn die passenden Patronen fehlen. In dem Matze^ aber, als die Möglichkeit des nordstaatlichen Sieges näher rückte, strömten selbst die besten Elemente den nordischen Fahnen zu, während die Reihen des allmählich unter der Bezeichnung „Revcllenstaaten" in einen Topf geworfenen Südens sich stark zu lichten begannen. Das Kriegshandwerk ist in Amerika nicht das schlechteste, es läßt sich dabei nicht nur überhaupt, sondern gut, ja recht gut leben.

Die militärische Organisation der Union war bis zum Bürgerkrieg und während desselben eine äußerst lose und ungenügende gewesen. Wenn man auch 1865 endlich sagen konnte, daß die schwersten Gefahren von außen, die Hauptkrisen im Innern nun dauernd überwunden seien, so durfte man die Hände, fo wenig demokratisch es auch sein mochte, militärisch dennoch nicht in den Schoß legen.

Mit Widerstreben, aber mit wachsender Klarheit trotzdem, machte man sich an die bitter-saure Arbeit einer festeren militärischen Organisation, Tos konnte freilich nur eine Miliz sein, denn der unbelehrbarste Teil der Masse, und das ist oft der größere, war kaum hiefür zu haben. Dennoch drangen die einsichtigeren Geister durch, sie machten dem Unverstand eine Konzession, gaben ihrer Wehrkraft den Namen einer Miliz, stellten sie aber in Wirklichkeit auf die Grundlage stehender Heere. Man verfiel auf den schlauen Ausweg einer doppelten Organisation, die schon deswegen eines gewissen heiteren Beigeschmacks nicht entbehren konnte, als sie an die militärische Verfassung des verflossenen heiligen römischen Reiches deutscher Nation erinnerte. Wie man dort eine Neichsarmee und landesherrliche Kontingente hatte, so schuf man in Amerika eine Bundesarmee, ein regelrechtes stehendes Heer, und daneben in jedem Staate eine Miliz. Die erstere erreichte bald 25 000 Mann mit unverhältnismäßig vielen Offizieren — 2185, Sie zerfiel in 25 Infanterie-, 10 Kavallerie- und 5 Artillerie-Regimenter. Die Rekrutierung erfolgte durch Werbung auf fünf Jahre. Bei recht guter Verpflegung und einer Monatslöhnung von 21 Dollar gleich 190 Mark führt der Soldat ein fast beneidenswertes Dasein und wird zugleich, sofern er bei seinem Eintritt auch Ausländer ist, sorglos und verhältnismäßig bequem ganz von selbst Bürger der Union. Wer einen Grad bekleidet, mutz die» schon vorher gewesen sein: doch werden Offiziere in

der Praxis nur solche Wehrfähige, die als Unionsbürger und auf amerikanischem Boden geboren sind. Die Unteroffiziere beziehen, sehr gute Löhnungen, die Offiziere hohe Gehälter. Jeder Offiziersgrad zerfällt in fünf Gehaltsklnssen; es ist ein ziemlich erheblicher Unterschied zwischen berittenen und nicht berittenen und Marineoffizieren.

Die jüngste Leutnantstlnfse nicht Berittener bezieht 1400 Dollar und steigt von 5 zu 5 Jahren um je 110 Dollar, also bis i960 Dollar. Die berittene Leutnantsklasse bezieht von 1500 bis 2100 Dollar, die der Marine von 1800 bis 2600 Dollar. Im Landheerc werden die Offizierschargen als Sekonde- und Premierleutnant, Kapitän, Major, Oberstleutnant, Oberst, Brigadegeneral und Majorgeneral bezeichnet: ein Regimentskommandeur bezieht von 14000 bis 18000 Mark Gehalt: Brigadegeneral und Majorgeneral bilden je nur eine Gehaltsklasse mit rund 23 000 resp. 31000 Mark. In der Marine unterscheidet man hinsichtlich des Gehalts „jüngere" und „ältere" Leutnants; dann folgen der „selbstständig kommandierende Leutnant", die Kommandeurs, Kapitäns, Kommodores, Admirale: Höchstgehalt 25 000 Mk. Tic Gehälter der Marineoffiziere, die nicht auf See sich befinden, verringern sich um 8 Prozent der eben genannten Sätze. Ärzte, Maschineningenieure, Zahlmeister, resp. Ober- und Generalärzte sind gleich den Offizieren je nach ihrem Range bezahlt, doch Höchstgehalt 4400 Dollar. Der Schiffsprediger empfängt 2500 bis 2800 Dollar. Ein Seekadeit erhält 50«, ein Landkadett 510 Dollar. Eiue Offizersstelle im stehenden Heere resp. der aktiven Flotte ist schwer, sehr schwer zu erreichen. Ter Ersatz für Offiziere lvird durch zwei militärische Akademien gesichert, für das Landheer zu West-Point, für die Marine zu Anapolis. Ein Kongrefzwahlbezirk konnte bisher nur einen Offiziersaspiranten stellen. Derselbe wird auf den Vorschlag des jeweiligen Kongrcßabgeordneten vom Kriegssekretär, das ist Kriegsminister, ernannt,

Ter Abgeordnete kann seinerseits ein Konkurrenzeramen anordnen. Außerdem hat der Unionspräsident das Recht, zehn Zöglinge zu ernennen, welche er aus Söhnen von Offizieren oder verdienten Staatsbeamten wählt. In allen Fällen aber kommen gesellschaftliche Rücksichten in Frage, die mancher Konservative in Teutschland für mittelalterlichfeudal erklären würde.

Die Zöglinge können nur zwischen dem 17. und 22. Lebensjahre stehen. Der Kursus dauert vier Jahre? alljährlich finden zwei Zwischen^ Prüfungen statt, sowie eine dreimonatliche praktische Übung im Felde.

Nach dem bestandenen Offiziersexamen und sonst erprobter Qualifikation erfolgt die Ernennung zum Leutnant. Im ganzen zählte im Jahre 1900 West Point 371 Kriegsakademiker.

Die Ersatzverhältnissc der Marine sind dieselben: die Altersgrenzen der Akademiker zu Anapolis bewogen sich zwischen 15 und 20 Jahren; der Kursus dauert 6 Jahre, davon die beiden letzten auf See. Während der ganzen Dauer des vier-, resp. sechsjährigen Kursus darf nur einmal Urlaub gewährt werden.

Gleich wie die Offiziersgehälter usw. sehr hohe find, so auch die Pensionen. Jeder Grad hat, wie fünf Gehalts., so auch fünf Pensionsklassen; jede Klasse drei Viertel des Gehalts. Die Pensionsberechtigung beginnt mit der Ernennung zum Offizier und beträgt also von diesem Tage an bis zu fünfjähriger Dienstzeit 1050 Dollar oder etwas über 4M Mark, vom sechsten Jahre an 1115 Dollar, vom einundzwanzigsten Jahre ab 1470 Dollar bei einem nicht berittenen Sekondeleutnant. Maximalpension des Majorgenerals 5625 Dollar.

Das gesamte Unionsgebiet ist in drei Militärdivisionen geteilt: des Missouri — Hauptquartier Chicago, des Atlantischen Ozeans — Philadelphia, und des Stillen Ozeans — San Francisco. Als befestigte Plätze betrachtet man New Aork, Boston, New Orleans und Richmond.

Die Flotte zählte bislang 14 «0V Köpfe, 75 Schiffe mit 1024 Geschützen, davon 19 Panzerschiffe, W Schraubendampfer, 3 Raddampfer :c. Kriegswerften sind in Portsmouth, Boston, Philadelphia, Washington, Norfolk, Pensacola, Mount City, San Francisco und Lockett's Harbour erbaut.

Hier kann also weder zu Wasser, noch zu Lande von einem Milizfystem die Rede sein; dagegen hat jeder Einzelstaat noch seine eigene Truppenmacht, wirkliche Milizen, die vom stehenden Heere aber etwa so angesehen werden, wie im achtzehnten Jahrhundert die Kontingente von Buchau am Federsce oder Nördlingen von der Arnice Friedrichs des Großen.

Jeder Einzelstaat ist auch militärisch in Counties — Grafschaften, und diese je wieder in Townships — Stadtbezirke eingeteilt, was unseren territorialen Landwehrbataillons- und Kompagniebezirken entsprechen mag. Milizpflicht vom 18. bis 45 Jahre, Amerika hat also eine doppelte Organisation, deren festen und ruhigen Kern ein stehendes Heer bildet. Vor Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges 1898 lagen die Tinge so, daß man in der Union annahm, für alle Fälle außer den stehenden Truppen Uber 105 000 organisierte Milizen und 820 000 als direkt kriegsbranchbar in den Listen geführte Wehrfähige, also über eine Gesaintkriegsmacht von einer Million Kombattanten verfiigen zu können. Das Friedensbudget belief sich damals für die Landmacht auf etwa 220 Millionen, für die Flotte auf 125 Millionen Mark. Dazu traten noch lM) Millionen Mark jährliche Pensionen, was man freilich nur dann verstehen kann, wenn man weiß, daß in der Union nicht nur der Militär selbst, sondern auch seine Eltern und Großeltern, seine Kinder und Enkel, ja selbst die unmittelbaren Seitenverwandten Pensionsanspruch haben, der sich einerseits nach dem Verwandtschaftsgrad, andererseits nach Dienstzeit, Feldzügen und Schwere der Invalidität des Individuums richtet. Es ist also nicht zum Verwundern, wenn heute noch Pensionsansprüche aus dem Kriege von 1812 befriedigt werden müssen.

1898 aber vernahm die erstaunte Welt plötzlich spanisch-amerikanischen Kanonendonner. Fast federleicht ward die Union mit dem uralten, bei» nahe sechsmal weniger Bürger zählenden, Amerika gegenüber bette!» armen Königreich, das seine Wehrmacht böse vernachlässigt hatte, fertig — vielleicht mehr zu Spaniens, als zu seinem eigenen Heile, denn man hat auf der pyrenäifchen Halbinsel alsbald begriffen, was nottut, wenn man etwas sein will. In Amerika selbst aber gewahrte man erschreckende Mängel des Heerwesens; freilich ward in der Hauptsache nur ein Seekrieg geführt, aber plötzlich etwas nervös geworden, schloß man von der Flotte auf das Landheer, doch mit Recht nur aus die Milizen, denn der stehende Kern und seine Offiziere waren tüchtig. Vor allem ward die körperliche Untersuchung der männlichen Welt vom 18. bis 45. Jahre streng durchgeführt, daß es kein Entrinnen vom Eintrag als kriegstauglich in die Listen mehr gab; so zählte man Anno 1902 schon 10843 268 wehrfähige Mannschaften, freilich nur Zahlen und nichts als Zahlen, aber für alle Fälle ein unerschöpfliches Menschenmaterial. Die organisierten Milizen mit einer kurzen militärischen Ausbildung, gleichsam die ersten Aufgebote, hatten um dieselbe Zeit die Zahl 1 116 542 Köpfe erreicht, und das stehende Heer war auf 103 821 Mann gestiegen, also fast um das Vierfache seiner jahrelangen Ziffer vor 1898: sehr zu statten kam dieser, der Zahl nach emporschnellenden Organisation die von Anfang an ziemlich bedeutende Ziffer an Offizieren.

Ein Jahr später, 1903, zählte auch die Flotte 136 Fahrzeuge mit 1281 Geschützen. 182 Lancierrohren und 41 043 Matrosen. Im Bau begriffen sind 24 weitere Schiffe mit 696 Geschützen. Demgemäß hat sich auch das Militärbudget gesteigert; Amerika zahlt nunmehr pro Kopf seiner Bevölkerung von rund 77 000 000 — 1890 — 4.30 Mark für die Marine pro Jcchr, Deutschland 3.72, England 16.9, Frankreich 6.48, Italien 2.93, Rnfzland 1.75, Japan 1.38 und Österreich 0.92 Mark. Dementsprechend ist auch das amerikanische Landheercsbudgct gestiegen.

Die Erfahrungen und Lehren des Krieges von 1898 bildeten aber in der Hauptsache doch nur den Vorwand für alle diese bedeutenden Rüstungen; denn zum Kampfe selbst ist sa Amerika von niemand herausgefordert worden; es hat ihn unternommen lediglich aus denselben Gründen, aus welchen es seitdem so mächtig rüstet. Die ganze Weltlage ist eben eine andere geworden. Tie unendlich gesteigerten Verkehrsmittel, welche dem raschen und vielfältigen Gedankenaustausch in die Hände arbeiten, nähern die Völker einander — und nicht immer friedlich. Die Weltgeschichte wird unermeßlich reich und vielseitig, während sie innerlich sich zu vervielfältigen scheint, werden ihr äußerlich innner neue Räume gewonnen; nach beiden Richtungen scheint sie in das Unermeßliche sich zu dehnen,

Wohl wollen die Amerikaner nach der Monroedoktrin „Amerika für die Amerikaner" handeln, aber die Kehrseite der Medaille nicht mehr beachten. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten aus ihrer Abgeschlossenheit, aus ihrer Gleichgültigkeit heraustreten. Steht die Kriegsflotte Amerikas noch an dritter, feine Handelsflotte hat schon die zweite Stelle erklommen.

„Imperialistische" Politik treiben die Amerikaner — eine solche kann sich nur auf starke militärische Gewalt stützen. „Eine Kultur," sagen die Japaner, „die nicht von: Schwerte getragen werden kann, bleibt unfruchtbar und stirbt ohne Erben, wenn sie ans waffenfähige Männer stößt."

Gedichte.

von

Erika Weinsch.

— Frankfurt a, M. —

Erinnerungen.

Reich' mir, Liebste, den Kranz zarter Erinnerung, lvie il?n wechselnd die Zeit lieblich und bunt dir flocht, 'Daß der holde das erste

Fest der Liebe uns heilige.

Sind nicht Rosen darin aus deiner Madchenzeit?
Ganz mit Tränen betaut kleine Vergißmeinnicht?
Glänzt aus träumender Jugend

Nicht die Lilie im Aranzc still?

„Veilchen, lNyrte und lNohn, Rosen und Immergrün
All der blühende Glanz heil'ger Erinnerung —,
Nnsrer Liebe verloren,

Fremden Festen zerpflückt, verstreut . , ,

Nur das nächtliche Kraut, Dornen und Gift und Schmach, Tränen, wiindcn und IVeh, all mein zerrifs'nes Herz — Niemand wollte die dunklen

In dem lachenden, goldnen Strauß,"

Gib mir, heilige Braut, gib mir den armen Rmnz!
Ganz dein trauriges Herz, einzig für mich bewahrt I
„Riinm's und laß es in deiner
Großen Liebe getröstet sein!"

Nachtfalter.

Aus der samtenen Nacht löst sich das scheue Tier,
Unterm tauigen Strauch ward ihm der Flügel naß.
Taumelnd flattert's zum Fenster,
wo die goldenen Scheiben glühn.

Trunken hascht es den strahl aus einer fremden Welt.
Unerbittlich in Nacht bannte es die Natur.
Doch in brünstiger Liebe

Irrt es um das verwehrte Tor.

Rötlich blüht ihm ein Band iiber den Schwingen braun.
Zwiegespaltenen Sinns nährt sich's von Sehnsuchtsqual,
Blauet heilig der Morgen,

Stürzt es schauernd ins feuchte Gras,

parzifal.

kautlos ruhet der Wald; aus dem vertrauten Spiel
Löset Blatt sich von Blatt, sinkend in Einsamkeit;
Stumm, in wortloser Sehnsucht

Kehrt Natur in sich selber ein.

Träumend schreitet der Held; träumend sein gutes Pferd.
Tiefgebogen das Haupt, wandelt ihm sachte nach.
Sonder wissen noch Waffen

Dringt der Zünglinz durch Wald und Welt.

Manchmal läßt er den Blick fremd durch die Bäume zehn, Sieh, da winket ihm Gott ringsum aus Blüt' und Strauch, Doch den Nahen erkennet

Sein verschleiertes^Auge nicht.

Träumend lauscht er dem wort, dem unergründlichen,'
Das ihm selig und schwer, flehend im Herzen raunt.
Aber fern überm Walde

Harrt des Toren der heil'ge Gral.

Die „flammenäugige Elise".

Ein Bild aus Heinrich Heines Lheleben.
von

Gustav Karperes.

— Berlin. —

ie oft man es auch den Philistern sagen mag, sie wollen es ja doch nicht glauben, daß der Heine, der in Paris in einigen engen Stübchen einer Seitenstraße von den Boulevards mit seiner kleinen dicken Frau aus der Normandie zwanzig Jahre lang friedlich zusammenlebte, ein anderer gewesen ist als der der „Neuen Gedichte" und des „Romanzero" und ein ganz anderer als der, den sie in ihrer Phantasie sich vorstellen oder den ihnen die Gegner des Dichters an die Wand malen.

Heine selbst hat schon in jungen Jahren gegen solches Treiben scharf und nachdrücklich protestiert. In einem Briefe an Karl Jmmermann (oom'll), Juni 1823) schreibt er: „Nur etwas kann mich aufs schmerz» lichste verletzen: wenn man den Geist meiner Dichtungen aus der Gcschichte (Sie wissen, was dieses Wort bedeutet) aus der Geschichte des Verfassers erklären will. Es kränkte mich tief und bitter, als ich gestern ini Brief eines Bekannten ersah, wie er sich mein ganzes poetisches Wesen aus zusammengerafften Histörchen konstruieren wollte und unerquickliche Äußerungen fallen ließ über Lebenseindrücke, politische Stellung, Religion usw. Ähnliches öffentlich ausgesprochen würde mich ganz empört hsben, und ich bin herzlich froh, daß nie dergleichen geschehen. . . Und wie wenig ist oft das äußere Gerüst unserer Geschichte mit unserer wirklichen inneren Geschichte zusammenpassend! Bei mir wenigstens paßte es nie!" Aber was hat dieser Protest dem armen Heine genützt? Der» selbe Philister, der mit wonnigem Gruseln zu Hause die Gcdicht°Zyklen an die verschiedenen Seraphinen, Dianen, Hortensen, Klarissen, Aolanthen, Emmas, Marien und Kittys zu lesen pflegt, entsetzt sich öffentlich über die Unmoral des Dichters, der, wie er glaubt, seine unerlaubten Liebschatten hier dichterisch verewigt. Und dennoch muß es immer und immer wieder wiederholt werden, daß der wirkliche Heine ein ganz anderer war als der, dessen Bild, von der Parteien Haß und Gunst entstellt, in unserer Literaturgeschichte noch immer bedenklich hin- und hcrschwankt. Auch die nachfolgende, durchaus wahrheitsgetreue und allgemein Wohl unbekannte Geschichte soll dafür ein beredtes Zeugnis ablegen. Ich h«be sie aus vielfach zerstreuten und zum Teil weniger zugänglichen Quellen zusammengestellt, ohne irgend etwas hinznznfügen. Sie spricht eben für sich felbst.

Über das Eheleben Heines besitzen wir drei Hanptaucllen, und zwar die Erinnerungen von Alfred M c i ß n e r, Alexander WeilI und Henri Julia, Alle drei Zeugen sind glmibwürdig. Keiner von ihnen hat bewußt die Unwahrheit gesagt-, dennoch muß man die Erinnerungen der beiden Erstgenannten mit Vorsicht prüfen, Sie waren eben Dichter, und so gestaltete sich ihnen das Weltbild wie das Einzelbild im Spiegel ihrer Phantasie zu verschiedenen Zeiten auch sehr verschieden. Es gehört förmlich juristischer Scharfsinn dazu, hier das Richtige von dem Phantasiegebilde zu trennen; aber wer sich Jahrzehnte hindurch mit der Lebensgeschichte Heines fast ausschließlich beschäftigt hat. der ist in dieser Kritik bereits geübt nnd versteht sie mit Vorsicht und Matz anzuwenden.

Aus diesen Quellen können wir uns nun ein treues Bild von Heines Ehe entwerfen. Wir wissen, daß er seine Mathilde abgöttisch geliebt und mit ihr eine im ganzen glückliche Ehe geführt hat. Auch die Geschichte dieser Ehe kennen wir zur Genüge. In einem kleinen Schuhwaren» laden in Paris lernte er das damals zwanzigjährige Mädchen kennen. Sie war hübsch, naiv, heiter und schalkhaft.

Auch ihre Freundinnen treten allmählich ans dem Halbdunkel der Sage erkennbar hervor. Intim befreundet war sie mit einer Frau Barieu, der Gattin eines Sprachlehrers, der auch bei der Trauung am 31. August lK41 in der Kirche zu St. Sulpice als Zeuge fungierte, ferner mit einem jungen Mädchen namens Elisa Ponsin. Ta ich keine Novelle, sondern eine wahre Geschichte erzähle, so will ich gleich hinzufügen, daß dies die „flammenäugige Elise" ist, von der hier des weiteren die Rede sein soll.

Elise war die Schwester eines sehr schönen Mannes, der ein Exportgeschäft in Schuhwaren besaß. Es scheint aber, daß er sich mit seinem Geschäft wenig abgegeben hat. Er war der sehr geliebte Schwiegersohn einer Madame Rose. Marie Rose und ihre Tochter waren nach der Meinung Alexander Weills die beiden schönsten Frauen des damaligen galanten Paris; aber die Mutter soll trotz ihrer vierzig Jahre noch schöner gewesen sein als die eben an den schönen Ponsin verheiratete Tochter, der sie um seiner alten und neuen Liebschaften willen vernachlässigte. Alle Dienstag fand ein sogenanntes Künstlersouper mit etwas gemischter Gesellschaft in ihrem Salon statt. Von dem Ton, der dabei herrschte, mag nur der eine Zug sprechen, daß hin nnd wieder die Lichter ausgelöscht wurden, damit die Gäste sich an dem elnir «bscuie der blauen Flammen vom Punsch und Rum ergötzen konnten. Elise aber war, selbst nach dem Zeugnis Alexander Weills, „une llonuöte ot clmruüintv ^eune kill«", der man zum Überfluß noch ncichfagte, daß sie als Erbschaft ihres Vaters eine Mitgift von 6(1 U(X1 Frcs. besäße, was damals ein kleines Vermögen war. Allerdings verlor sie dasselbe bei dem finanziellen Ruin ihres Bruders, dessen Gattin Madame Ponsin später als Schauspielerin in Mexiko ein trauriges Ende genommen hat.

Eines Tages, es muß dies wohl im Jahre 1M7 gewesen fein, trug der alte Ponsin dem kleinen Weill, wie er selbst behauptet, die Hand seiner Tochter an, aber dieser reiste damals nach Teutschland und blieb dort über fünf Monate. Als er zurückkehrte, war Elise verheiratet. „Warum haben Sie nicht auf mich gewartet?" fragte er sie. — „Weil Ihre Freundin Mathilde mir gut zugeredet hat. Übrigens sagte sie mir, daß Sie eine Maitresse haben und daß Sie gar nicht für die Ehe seien." Als Weill Mathilden dicserhalb Vorwürfe machte, antwortete sie ihm: „Ja, ich habe das Elisen gesagt, und warum nicht? Ich sagte, was ich dachte." Weill wollte nun fragen, wnrnm sie sich in seine Angelegenheiten mische, aber er zog es doch vor zu schweige».

Das ist alles, was er von'dieser Geschichte zu erzählen lveiß, Unbe dingt wahr ist der Anfang, unwahr ist aber seine Mitteilung, daß Heine bei Monsieur Ponsin Hausfreund gewesen und ihn wie Mathilden dort eingeführt habe. Schon aus dieser einen kleinen Berichtigung ersieht man, was von den Mitteilungen Weills über Heines Ehelcben zu halten ist, die von Heinegegncrn noch immer gegen ihn ansgenützt werden, Weill war alt und griesgrämig, als er seine Erinnerungen an Heine schrieb, und darum sind diese mit <^>nu <>i'i>n<> «nli» aufzunehmen.

Tie Wahrheit ist vielmehr die, daß Mathilde Mirat und Elisa Ponsin von Jngend auf Freundinnen waren. Ter Vater Elisens und die Tante Mathildens standen Wohl in Geschäftsverbindung. Als Heine IM seine Mathilde in die Fcunilienpension einer Madame Tartc brachte, gab auch Herr Ponsin seine Tochter dahin, nnd dort lernte sie Heine kennen. Fortan bleiben die beiden unzertrennliche Freundinnen,

In den Briefen, die Heine an seine Frau von seiner Hamburger Reise ans (18^1) schrieb, wird Elisa nur einmal erwähnt und zwar, wo es sich um einen Hut handelt, den Mathilde für seine Nichte kaufen soll,

und bei dem der kleine zierliche Kopf Eilsens als Mnster dienen muß. Sonst wird nur eine übrigens bisher unbekannte Freundin Aurccia, ferner Mathildens Gesellschafterin, Mademoiselle Pauline, und ein Fräulein Jenny genannt, die in dieser Geschichte noch einmal vorkommt und die bei Elisen etwa dieselbe Nolle gespielt zu haben scheint, wie Pauline bei Mathilden.

Diese Nichterwähnung in den Briefen soll aber keineswegs gegen Elise zeugen. Heine ertrug diese Freundschaft mit der großen Geduld und Nachsicht, die er seiner Frau gegenüber sein Leben lang übte. Ja, als Elise sich verheiratete, nahm er auch den, wie es scheint, recht uncm genehmen Gatten derselben mit in den Kauf.

/

Es tritt nun der zweite Zeuge in dieser Geschichte auf, nämlich Alfred Meißner, dessen Glaubwürdigkeit in dieser Beziehung für mich nach meiner genauen Kenntnis seines Charakters völlig außer Frage steht. Ich gebe wohl zu, daß er hie und da einzelne Szenen ausgeschmückt und manches mit Poetcnaugen angesehen, aber die Wahrheit und Zuverlässigkeit seiner Angaben und Mitteilungen darf nach meiner Meinung nicht in Frage gezogen werden. Als Alfred Meißner im Februar 1847 nach Paris kam, fand er im Hause Heines die „flammenäugige" Elise, wie sie Heine selbst nannte, fast täglich und auch ihren Gatten, einen Herrn Martin Arnaut, traf er dort recht häufig an. Hören wir die Beschreibung Meißners: „Sie war eine echte Pariserin, lebhaft, ziemlich kokett, mit schwarzen Augen und schwarzem Haar." Julia nennt sie „hübsch, lebhaft und heiteren Temperaments". Ihr Mann hatte damals eine kleine Manufakturwarenhandlung in der Chansi'öe d'Antin, träumte aber bereits von einem größeren Wirkungskreise, Der Ehe waren zwei Kinder ent sprossen, ein Knabe nnd ein Mädchen. Heine war der Pate des Knaben, nicht des Mädchens, wie Meißner behauptet, dem er seinen Taufnamen Henri gegeben hatte. Das Mädchen hieß Alice. Heine liebte das Kind über die Maßen. Seinetwillen und Elisen zuliebe wurde auch ihr Gatte mitgenommen, so wenig er in den Kreis paßte.

Tie schlanke, reizende Mademoiselle Jenny, die wir bereits aus der Pension der Madame Tarte kennen, war jetzt Kontoristin bei Arnaut. Sie beaufsichtigte die kleine Alice, führte sie im Wagen herein, brachte sie, wenn gewöhnlich die Gesellschaft des Abends länger zusammenblieb, früher nach Hause nnd war „ihrer schönen Augen und raschen, klugen, grotesken Einfälle wegen" gleichfalls bei dem damals schon kranken Dichter Wohl gelitten.

Tarauf ist mich das Gerede zurückzuführen, welckies von einer Pflege^ tochter Heines sprach. Es war dies eben jene kleine Alice, über die mir Fanny Lewald einmal sagte: „Das Kind, ein kleines Mädchen, kam gar nicht bei unseren Besuchen bei Heine zum Vorschein oder in Betracht, wenn Heine nicht seiner flüchtig als ‚des Kindel erwähnte oder seine Scherze erzählte." So fand ihn auch einmal sein Bruder Gustav. An des Dichters Schulter geschmiegt, halb stehend, halb sich an sein Bett lehnend, sah ihn die Keine schwarzäugige Alice mit großen leuchtenden Augen an. Er lieh sie sich häufig holen, wenn ihm seine Schmerzen etwas Ruhe gönnten. Dann aß er Kuchen mit der Kleinen und erzählte ihr drollige Geschichten; so zum Beispiel, wie es in, Himmel so schön und ^ glänzend hergehe, wie man dort von friih bis spät Kuchen äße und wie der liebe Gott nur Engel zu Küchenjungen habe, die, wenn sie lecker gespeist, sich mit ihren weißen Klügeln den Mund wischten. „(!e «.ni 6u reste est die» sül« cle leur i«i't!" rief das Kind mit entrüstetem Reinlichkcitsgefiihl aus, und auch Frau Mathilde lachte, daß ihr die hellen Tränen über die Wangen liefen. Also, wie gesagt, um der Mutter und des Kindes willen wurde auch der wenig angenehme Vater im Hause geduldet. Alfred Meißner erzählt uns eine Szene aus dem Salon Heine, die in ihrer drastischen Komik von mächtiger Wirkung ist und die den Stempel innerer Wahrhaftigkeit auf der Stirn trägt. Sie spielt im Mai 1850 bei einem Diner in dem Zimmer, das den stolzen Namen Salon führte. Als erster Gast tritt Madame Arnant in reizender Toilette ein und führt ihre beiden lieblichen Kinder an das Bett des kranken Dichters. Es ist ein Pärchen; Poulon und Poulctte werden sie scherzhaft genannt.

^, Madame Arnant ist ans einer schlichten Biirgersfrau eine große Weltdame geworden. Ihr Gatte, vor zwei Jahren noch ein kleiner Manufakturwarenhändler, ist durch glückliche Spekulationen in den Stand gesetzt worden, das Hippodrom, den großen Zirkus am Eingang des Bois de Boulogne, zn erwerben, und macht dort die glänzendsten Geschäfte. Er hat den richtigen Instinkt dafür, wie man es anfangen muß, das Publikum anzuziehen, und es steht ihm aller Wahrscheinlichkeit nach bevor, Millionär zu werden. Heine freute sich des Aufblühens dieser jungen Häuslichkeit, die er förmlich als zu seiner Familie gehörend betrachtete. Aber der Mann machte ihn doch recht oft ungeduldig, und man wird dies begreifen, wenn man die folgende Schilderung Meißners von dem Barnum des Hippodroms mit anhört, der eben eingetreten ist. „Er ist eine jener Gestalten, denen man hauptsächlich in den Foyers der großen Oper oder auf den Rennplätzen begegnet, ein schöner Dandy von ungefähr 37, Jahren, mit bleichem südlichem Gesichtsausdruck und pechschwarzem Haar und Bart. Seine Toilette ist überaus sorgfältig, seine Manieren brüsk und von einer unangenehmen Familiarität." „Wie geht's Ihnen, Heine?" fragte er. „Wohl recht schlecht? Bei Gott, Sie sehen nicht viel besser aus als ein Toter. Mein Lebtag habe ich noch keinen Menschen gesehen, dem das sterben so schwer gefallen wäre, wie Ihnen, Mir geht'S gut, das Hippodrom macht unglaubliche Geschäfte,"

Um des Tichters Mund spielte ein ingrimmiges Lächeln. Tiefen Menschen mnszte er ertragen, weil er der Mann feiner Frau, und weil diese die Freundin seiner Gattin war. Der Zirknsdirektor bemerkt oder achtet den Eindruck nicht, den er erregt, nnd fährt fort von feinem Geschäft zu renommieren. Er speist die Pariser geradezu mit Wundern — doch es ist am besten, wenn wir Alfred Meißner felbst das Wort geben:

„Tie haben doch gehört," fährt er fort, und sein Teufelsstöckchen klopft immer beängstigender an der Bettdecke des Kranken herum, „daß Poitevin, dieser verwegenste, größte, außerordentlichste aller Aeronauten, der alle früheren Lnftschiffer, alle Greens und Gales mit einbegriffen, aus dem Felde, ich will sageil aus der Luft geschlagen hat, zu Pferde mit feinem Luftballon in die Höhe steigt? Nun! Nächste Woche soll er auf einem Esel sitzend in die Luft fahren! Ich nenne dies .^»eenre K Iii. ^incliv I>nu»ki! — Scmcho Pansa — müssen Sie wissen — ist eine Figur aus einem spanischen Romane. Eine köstliche Idee, nicht wahr? Und die Verfolgung der Kabnlen durch französische Spahis? Auch diese Farce ist von meiner höchsteigenen Erfindung und ohne Renommage — ganz köstlich! Tie Spahis sind Knaben, die auf kleinen Korsikanerpfcrden sitzen, die Kabhlen,

auf eben solchen Pferden, sind Affen. Jeder Affe ist wie ein Kabyle angezogen, hat einen weißen Burnus an nnd eine Flinte zur Seite. — Sie sollten sehen, lieber .Heine, wie die weiße Uapuzc zu den brannen Affengcsichtern steht! Die Spahis verfolgen die Kabisten; sie erreichen sie und hauen mit ihren Säbeln ein, die Affen schreien, die kleinen Korsikanerpferde greifen ans, - es ist die komischste Jagd, die Sie sehen können. . . . Nun, das ist etwas für die Kinder und Grisetten. Für die Männer gibt es »nieder andere Schauspiele! Da ist der Olmr ck» ?i-intc>iiii>» — ein Wagen von zwölf Schimmeln gezogen, darauf Wohl an zwanzig Mädchen, alle schwebend in den verschicdensten und verwegensten Stellungen, in fleischfarbenen Trikots, nur auf das oberflächlichste in Gaze drapiert, — luftschwebende Bajaderen, die Beine nach oben gestreckt und nach allen Seiten hin, wirkliche Honris! Es ist kaum zu glauben! Honris nämlich, lieber Heine, nennt man bei den Mohammedanern die Mädchen des Paradieses! Ha, was für Nymphen habe ich fürs Hypvodrom geworben! Tie schönsten Mädchen, die in Paris und in ganz Europa zu finden sind! Wie schade, Heine, daß Sie krank sind! Ost lä, nioii vicux, <zne vuus u,urie« knit vn«

t»I'<^8!

Monsieur Arnaut glaubte natürlich durch diese Erzählung den Dichter sehr gut zu unterhalten, aber Heine hatte eine wahre Engelsgeduld diesem Manne gegenüber, der unbekümmert um den Eindruck ruhig weiter schwadronierte und renommierte,

„All dies Zeug," sagte er, „gibt viel zu tun, und ich werde mich mit der Sache uicht langer abgeben, als nötig ist. Jeden Tag fünftausend, vielleicht auch fünfzehntausend Franken einzunehmen, ist freilich eine schöne Sache, aber man mich nichts, auch das beste nicht zu lange treiben. Sobald ich eine Million Franken am Hippodrom verdient haben werde, verknuse ich ihn, verdiene noch fiinfzigtansend beim Verkauf und ziehe mich dann ganz zurück,' lieber Freund, man zerbricht sich den Kops genug bei meinem Geschäfte, und man ist oft recht müde! Man muß die unglaublichsten, die pyramidalsten Sachen erfinden, und nur ein Mensch von Geschmack und Phantasie ist einer solchen Stellung gewachsen. Wäre ich nicht seit Jahren ein Kenner von Opern, von Ballett und allem, was dazu gehört, gewesen, ich hätte all mein Vermögen beim Hippodrom einbüßen müssen. Ja, man mich sich dabei den Kopf zerbrechen, mehr als ein Dichter, Und dabei die Gefahr, lieber Heine, die Gefahr! Wenn Sie etwas schreiben und es Ihnen dann nicht gefällt, so ist nur ein Stück Papier verdorben und Sie können es wegwerfen. Das ist nicht so bei mir. Eine mchlungenc Erfindung kann mich halb ruinieren."

„Sehen Sie," fährt er fort, indem er sich endlich niedersetzt, „eben

jetzt trage ich in meinem Kopfe hier "Herr Arnaut zeigt mit

dem Zeigefinger einer weißen eleganten Hand auf den .edlen Thron des Verstandes' — „eine Idee, bei der ich vierzigtnusend Franken entweder verliere oder gewinne! Ich nenne das Zeug (er artikuliert sehr deutlich): Ein Fest in Peking! — Peking, müssen Sie wissen, ist die Hauptstadt des chinesischen Reiches, Auf einer prächtigen Estrade, im Vordergrund eines Tempels, der mit den Standbildern von Götzen geziert ist, — die Chinesen, müssen Sie wissen, glauben noch an Götzen — sitzen die Mandarine im Kreise herum. Tie Mandarine sind sozusagen die Pairs, die Senatoren, die Aristokraten des Landes"

Nun aber ist die Geduld des Dichters zu Ende. Er richtet sich nn gewöhnlich rasch auf, blickt Meißner an und sagt zu ihm in deutscher Sprache mit einer Stimme, in der sich Wehmut und Ingrimm mischten: „Hören Sie, dieses Tier, das mir erklärt, wo Peking liegt und was die Mandarine sind — es verdient täglich zchntansend Franken! Fragen Sie doch einmal nach, was mir Julius Campe für eine Austage meines Bnchs der Lieder zahlt!"

Und mit einem komischen „Tn lieber Himmel!" sinkt er wieder aufs Nissen. „Das weitere nach dein Essen, lieber Arnaut," sagt er. „Ter Braten wird nicht zu essen sein, wenn Sie mir noch vor Tisch Ihr ganzes Fest von Peking erklären wollen."

Das leckere Mahl ist vorüber. Monsieur Arnaut, seine Gattin und deren Kinder haben den Heimweg angetreten, und der Dichter ist wieder allein. Aber man braucht wirklich kein großer Menschenkenner zu sein, um zu erraten, daß dieses Verhältnis, das sich durch die oeränderte Situation der Familie Arnaut und hauptsächlich durch die Schuld des Mannes sehr wesentlich verschoben hatte, nun nicht mehr lange andauern konnte. Und in der Tat, schon nach zwei Jahren tritt die große Katastrophe ein, die man am besten Heine selbst in einem Briefe an Madame Elise Arnaut erzählen läßt.

Dieser Brief hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Er ist erst zweiunddreißig Jahre später von Henri Julia im Nachlaß des Dichters gefunden und veröffentlicht worden. Aber leider ist er mir damals entgangen, so daß er auch in meiner Ausgabe der Briefe des Dichters, die bisher die vollständigste ist, sich nicht findet. Ich lasse nun diesen Brief wörtlich folgen i

Paris, t«/N, 1852.

Madame!

Als Frau Heine nenlich nach Hanse kam, teilte sie mir voller Ent riistnng mit, welch niederträchtigen Streich Sie und Ihre würdige Freundin ihr gespielt haben, indem Sie, in dein Augenblick, wo Frau Heine Ihr Haus verließ, ihr vom Fenster aus höchst unanständige Zeichen machten und unpassende Redensarten zuriefen, vollständig geeignet, Frau Heine in den Augen der Vorübergehenden bloßzustellen und in den beiden Heiren, die bei Ihnen diniert hatten, die Meinung zu erwecken, Frau Heine sei nicht allein an eine derartige Behandlung gewöhnt, sondern man dürfe mich ganz ungestraft jede Rücksicht gegen sie aus den Angen setzen. Dn jene Herren meine Gattin nicht kannten und sie znm erstenmal bei Ihnen sahen, waren sie vollständig berechtigt, aus Ihrer Handlungsweise höchst nachteilige Schlüsse über Frau Heines Charakter zn ziehen. Und dieser Zweck, fürchte ich, lag Ihrem Vorhaben zugrunde. Sie mögen noch so oft wiederholen, das Ganze sei nur ein Scherz und bloßer jlbermiit gewesen, ich werde stets in Ihrem Gebaren eine Falle sehen, ein Komplott, eine Schändlichkeit, von zwei Frauen geplant, die, obwohl sie einander verabscheuen, doch genötigt sind zusammenzuhalten und die, von Bosheit getrieben, sich an meiner armen Frau rächen wollen.

Ich werde Herrn Martin nichts von der Sache mitteilen. Er ist ein Mann, der das Vergnügen sucht, wo er es findet. Ties steht ihm allerdings frei' aber ich beklage ihn, denn eines Tages wird er seine kleinen Sünden schwer büßen müssen. Wer Böses säet, kann nichts als Unheil ernten, und ich fürchte, Ihr Gatte wird bei seinem Bestreben, Geld zu erwerben, sein Familienglück einbüßen. Mein Herz zieht sich schmerz» lich zusammen, wenn ich Ihrer Kinder gedenke, die ich von ganzer Seele lieb habe. Es scheint leider, als wolle der schlechte Same im Herzen der kleinen Alice schon Wurzel fassen. Mit ihrem frühreifen, kindlichen Verstände hört sie auf jedes Wort und beobachtet alles, was um sie her vorgeht. Ich kann Ihnen versichern, daß ich weder vom Hörensagen, noch durch meine Frau, noch weniger aber durch das Geschwätz eines Kindermädchens über den unsittlichen Charakter Ihrer Häuslichkeit aufgeklärt worden bin, sondern lediglich durch die Erzählungen meiner kleinen Freundin Alice, die mich allerdings oft mit Schrecken erfüllt haben.

Schon längst hätte ich Frau Heine jeden Verkehr mit Ihnen untersagt, wenn es mir nicht schwer gewesen wäre, dieselbe einer Freundschaft zu berauben, die aus der Jugendzeit stammt und später nach ihrer Verheiratung noch zugenommen hatte, damals, als Sie noch eine gute, kleine, einfache und sparsame Hausfrau waren, während Ihr Gatte in ehrenwerter Weise seinem Geschäfte Vorstand, das ihm ein genügendes Auskommen und die allgemeine Achtung eintrug. Von Herzen bedaure ich, daß ihm diese bescheidene Lage nicht genügte, und ich sürchte, seine jetzigen Erfolge werden ihm teurer zu stehen kommen als sein früheres Mißgeschick. Seine Gattin ist freilich eine große Tame des Hippodroms geworden, hat aber zu gleicher Zeit nicht bloß an den glänzenden Einnahmen, die dieses Institut abwirft, sondern auch an der bevorzugten Stellung der Seiltänzerinnen, Bereiter und vierfüßigen Künstler Gefallen gefunden, welch letztere noch die achtenswertesten der ganzen Bande sind. Aus dem Zirkus stammen die Gebärden und Redensarten, mit denen Sie, vom Fenster aus, Iran Heine beehrten. So etwas darf sich nicht wiederholen, und Frau Heine hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß sie den Umgang mit Ihnen als abgebrochen betrachtet; ZU gleicher Zeit übersendet sie Ihnen einige Gegenstände, die Sie und Zllice bei uns vergessen haben. Was mich betrifft, so nehme ich mit einem Gefühl tiefer Betrübnis von Ihnen Abschied. Man gibt nicht leichten Herzens Bezichnngen ans, die fünfzehn Jahre be» standen haben, und Sie wissen überdies, wie sehr ich an Ihren Kindern hänge. Möge Gott dieselben in seinen gnädigen Schutz nehmen! Und auch Sie empfehle ich seiner Barmherzigkeit.

Ich habe die Ehre, Madame, Ihnen Lebewohl zu sagen,

Heinrich Heine,

Man wird diesen Brief nicht ohne tiefe Wehmut lesen. Es ist unzweifelhaft eines der ergreifendsten Schriftstücke, die wir aus Heines Feder besitzen. Welch eine vornehme und reine Gesinnung spricht aus diesen Zeilen I Welch eine tiefe sittliche Entrüstung gibt sich in ihnen ohne großen Aufwand von Worten und Tugendphrasen kund! Wer nun noch den Mut hat, nach der Lektüre dieses Briefes, Heine frivol zn nennen, der ist um seines moralischen Protzentums oder m» seiner blinden Voreingenommenheit und seines hartnäckigen Parteihasses willen wahrlich nicht zn beneiden.

Und min kommt der Komödie letzter Akt, Wieder war Alfred Meißner nach Paris gekommen. Es war im Frühjahr Heine lag

auf der Matratzengruft! es nmr still und einsam um ihn geworden. Der kleine Kreis von Freunden, die ihn früher umgeben, war noch mehr zusammengeschmolzcn: die flammenäugige Elise kam nicht mehr — das Freundschaftsverhältnis war abgebrochen. Meiszner erzählt nicht, warum. W i r wissen es jetzt Hesser; aber die Erklärung, die er für die Trennung dieses Freundschaftsverhältnisses gibt, ist darum doch eine richtige. Tie mag dieses kurze, aber charakteristische Bild aus dem Eheleben Heines wirksam abschließen:

„In dem großen Hanse, das Herr Arnaut, der inzwischen Millionär geworden, führte, trafeil sich, so hiesz es, manche zweideutige Eristcnzen. Der Unternehmer eines Zirkus kann es nicht vermeiden, daß in seinen Salons dann und wann im Gewühl von Schriftstellern und dramatischen Künstlern auch ein Genie des gespannten Seils, eine Tochter der Luft, oder eine Heroine der höheren Reitkunst erscheine, und Heine verbat sich den Umgang. Ich fragte nach der kleinen Alice — das reizende Kind war gestorben. Ich fragte nach Mademoiselle Jenny — Boussillon hieß sie in unserem Kreise — sie war eine iziaude dsme 6u quartwr Lreck». eine berühmte Kameliendame geworden — eine Kamcliendame mit Pferd und Wagen, einer Loge in der komischen Oper und zwei Lakaien,

Heine langte nach den Papieren, die auf seinem Nachttischchen lagen, und gab mir die dem ersten Bande der vermischten Schriften bcigegebencn Gedichte zur Lektüre, Ich laS:

Im Mai.

Die freunde, die ich gekiiszt und geliebt,
Sie habe» an mir das Schlimmste verübt,
Mein Herze bricht, doch droben die Sonne,
Lachend bcarüszt sie den Monat der Wonne.

!

Es blicht der Lenz. Im grünen Wald

Ter Innige Vogelgesang erschillt,

Und Blumen und Mädchen, sie lächeln jungfräulich —

O schöne Welt, dn bist abscheulich!"

ach wohltuender politischer Pause der Wcihnachts- und Neujahrsferien setzt uin die Mitte Januar der parlamentarische Vollbctrieb liberal! wieder ein, nach dein Zuckcrbäckerfriede» kann der Streit der Parteien und Interessengruppen mit erhöhten Grasten neu beginnen. Im preußischen Abgcordnetenhause Etatsdebatten, die mit einem gehaltvollen Erpos6 Rheinbabens über die metallische Basis der preußischen Politik eingeleitet wurden und in das schwierigste Problem der nordischen Staatskunst einmündeten, in die verzwickte Arbeit um das Volksschulunterhaltungsgefetz, Im Reichstage das Steuerprogramm der verbündeten Regierungen, das unter scharfes Feuer gesetzt wird, und in der Tagespolitik die Versuche der Sozialdemokratie, mit Massenkundgebungen der öffentlichen Meinung einen starken Ruck nach links zn geben und nene politische Verkehrsformen ins Leben zu rufen. Das alles gibt den, eisten Jahresmonat eine zwar interessante, aber auch unruhvolle Signatur.

Tennoch darf man festhalte», daß im Reiche die großpolitifche nnd nationale Note vorherrscht. Wenn aus den Besprechungen mit ihre» Wählern die Ncichsbote» »icht den feste» und klaren Willen herausgehört haben, daß das Volk die m a r i t i m e V e r st ä r f u » g des Reiches unbedingt will, und daß es zu bedeutenden Opfern hierfür bereit ist, fo fehlt ihnen das Gehör oder sie haben ihr Ohr mit irgend welcher Partei Baumwolle verstopft, Bier, Tabak, Zigarettenrancher, Antomobilfahrer und Vor allem dic lachenden Erben sind, das kann man weit und breit hören, die nächsten dazu, um in die leeren Reichs lassen Geld zu bringen; mögen nun auch Bier- und Tabaksteuer nach der technischen Seite umgeändert, weniger drückend und quälend für die norddeutsche Industrie gestaltet und ihr Ertrag so herabgesetzt werden, daß kein Konsumrückgang und keine Arbeiterentlassungen zu befürchten find, auf dic neue, viel ertragreichere Erbschaftssteuer setzt der deutsche Mann ein so großes Quantum von Hoffnung, dasz die Abstriche bei andern Stenern damit ausgeglichen werden sollen, und wenn das nicht reicht, so streckt er dem Bundesrate andere Projekte entgegen, aus denen sich Geld machen läßt: Wehrsteuer, Vermögenssteuer und ähnliches, was mit einem Tropfen sozialpolitischen Oles gefalbt und dem preußischen Herrenhaus« unsym° pathisch ist. Aber fort mit den Verkehrssteuern, das ist der Grundzug der öffentlichen Kritik. Die Budgctkommission des Reichstags Hot Wochen schwerster Arbeit mit der Umgestaltung der alten Steuerprojekte und mit der Prüfung neuer Vorschläge vor sich. Gut, Kritik und Besserung ist im hohen Maße angebracht: aber sie sollte sich doch nicht allzu tief in die Fäden der Zentrumstaktik einfangen und einspinnen lassen, die darauf hinausgeht, mit zersetzender Kritik die Versuche, Geld zu schaffen, zu zerstören, ohne irgend welchen ausreichenden und realisierbaren Ersatz zu bieten. Von der Ohnmacht des Reiches, von seiner finanziellen Unselbständigkeit lebt bis zu einem Grade die ultrmnontane Partei, und ähnlich die Sozialdemokratie, aber von beiden kann und will auf die Dauer das Reich nicht leben, und darum geht durch die Nation, soweit sie nicht von jenen Parteien repräsentiert wird, der Wunsch, wenn wiederum die Reichsfinanzrcform scheitern und unsere Flotte nicht mit merkbarer Beschleunigung aus ihrem gegenwärtigen Zustande der absoluten Unzulänglichkeit herausgebracht werden sollte, dann in Gottes nnd des Vaterlandes Namen den Appell an dic Nation zu wagen und den Reichstag aufzulösen. Das hat das deutsche Volk den Abgeordneten gesagt, die es in den parlamentarischen Ferientagen befragt und gehört haben. Mit offenbarer Absicht lenkt die Sozialdemokratie ihre Anhängerschaft von den großen Fragen der Nation ab, jagt sie auf das flache Feld speku lativer Betrachtungen über Generalstreik und Generalunsinn, und treibt sie in die radikalsten Winkel ihres Aktionsprogramms hinein. Mit Massenstreik und Straßendemonstrationen sollen die

Klassengegensätze verschärft und der Arbeiter von nationaler Mitarbeit ferngehalten und über den Mangel an positiver Schöpferkraft in der Sozialdemokratie weggetäuscht werden. Bebel rechnet zugleich auf die Partei der Scharfmacher im bürgerlichen Lager und in der Negierung: diese soll, verbittert auch durch die Versuche der Sozialdemokraten, in der auswärtigen Politik die internationale Diplomatie durch die veilchenblaue Soziale abzulösen und die Entscheidung der Frage von Krieg und Frieden cinigen Berliner,

Pariser oder Londoner Volksversammlungen zu überlassen, mit Polizeimaßregeln dazwischen fahren. Dann ist die „eine reaktionäre Masse" da, welche die Herren brauchen, um den geschichtlichen Materialismus und die Lehren vom Klassenkampf dem Volke plausibel machen zu können.

Auf dem Jenaer Parteitage der Sozialdemokratie meinte Bebel in seinem Referate iiber den politischen Massenstreik: „Es ist nur von Vorteil, wenn die Gegensätze auf die Spitze getrieben werden, weil dadurch eine klare Situation geschaffen wird, bei der es kein Ausweichen, kein Vertuschen, keine Kompromisselei meh>^ibt. (Lebhafte Zustimmung.)" Aber in seiner Partei sind doch auch in dieser Frage so bedeutende Gegensätze vorhanden und ist man wiederholt einem klaren Entschlüsse so oft ausgewichen, daß die Bebelsche Rhetorik ein wenig an Theaterdonner er» innert. Der Kölner Gewerkschaftskongreß hatte nur dann einen Massenstreik für diskutabel erklärt, wenn das Reichstagswahlrecht angegriffen werden sollte; der politische Streik sollte also als Abwehraktion dienen, jetzt will man, nachdem die Anarchosozialisten gedroht hatten, sich des Stoffes zu bemächtigen, ihn auch zum Angriff benützen und den Massenstreik in Szene setzen zur Eroberung des allgemeinen gleichen direkten geheimen Wahlrechts für den preußischen Landtag. Solche Schwankungen in wenigen Wochen, — wir werden noch andere bei dieser Aktion erleben. Von der höchsten Spitze der EntWickelung, von dem ans den inter nationalen Kongressen in Brüssel und Zürich beantragten Weltstreik, bis zum Talkessel des vollen Verzichtes auf die radikalen Gewaltmittel der Politik wird vermutlich der Abstieg rasch genommen werden. Und wenn auch in Jena Rosa Luxemburg die Einwürfe von Heine, Robert Schmidt, Frohme:c. damit niederzwingen wollte, daß sie die Genossen daran erinnerte, wir lebten im Jahre der glorreichen russischen Revolution, so ist einmal nach den bisherigen russischen Erfahrungen dieser Hinweis kaum eine Ermunterung, und es ist im übrigen Wohl ein mißglückter Versuch genügend, um den vollmundigen Erörterungen rasch ein Ziel zu setzen.

Der politische Massenstreik soll nickt einzelne Gewerbe umfassen, um in diesen Berufszweigen den Arbeitern wirtschaftliche Vorteile zu verschaffen, fondern sich auf alle wichtigen Arbeitergrnppen erstrecken, die das gesamte Wirtschafts- nnd Verkehrslcben beherrschen; er soll also namentlich die Produktion von Kohle nnd Eisen, die Nahrungsmittelbranchen, die Belcuchtnngsindustrie und das Verkehrswesen, Post, Telegraphie, Eisenbahn ?c. ausschalten und auf die Art den panischen Schrecken in die Welt des Politischen Einflusses jagen. Bisher ist die Sache immer noch umgekehrt gekommen, wo man Versuche damit gemacht hat, und bei uns würde es nicht anders gehen. Abgesehen, daß die landwirtschaftlichen Arbeiter, die Angestellten in den Staatsbetrieben, die Christlich-Sozialen nnd viele andere industriellen Arbeiter das Experiment der Anarchosozinlisten und Radikalen ablehnen, also nicht einmal die drei Millionen Industriearbeiter in Teutschland geschlossen in den Kampf ziehen würden, es würde der Ausflug in die Revolutionsromantik auch mit einem solchen finanziellen Zusammenbruch der Arbeiterorganisationen endigen, daß sich die Waffen des Unmuts und der Empörung der Genossen gegeneinander wenden und die Arbeiterbewegung vermutlich auf Jahre entkräftet werden müßte. Es braucht dabei gar nicht einmal der etwaige blutige Zusammenstoß mit Militär und Staatsgewalt in Rechnung gestellt zu werden, obwohl ja solckse Eventualität bei der gewaltsamen Aufreizung der Massen in der Luft liegt, nein, es genügt schon, die nüchterne Gcld^ frage in Betracht zu ziehen, um das Romantische, das Utopische der ganzen dialertisclicn und agitatorischen Spielerei mit dem Generalstreik in das rechte Licht zn rücken. Aus eigenen Mitteln können die Arbeiter der einzelnen Fabriken den Streik nicht aushalten, es kämen demnach nnr die Organisierten und ihre Gewerkschaftskassen außer den bald versiegenden Spenden von Amateurpolitikcrn und Salonsozialisten in Frage, welche die Kriegsfonds aufzubringen hätten, Tic Gewerkschaften hatten nun 19M rund l<! Mittionen Mark in ihren Kassen; beteiligte sich auch nur eine Million Arbeiter an dem sogenannten Generalstreik, der ja schon keiner mehr wäre, und erhielte jeder Streikende eine Wochenunter Nutzung von ll> Mark, so könnte man noch nicht zwei Wochen den Allein Herrscher der Produktion und des Verkehrs spielen und wäre in rund zehn Tagen mit den Ersparnissen und Zuwendungen privater und geWerk schaftlicher Natur zu Ende, Tann aber setzten womöglich die Aus sperruugen der nicht minder organisiei-ten und erbitterten Unternehimr ein. Was schließlich aber die politischen Absichten einer Partei bei einer solchen waghalsigen und ungeschickten Politik am Ende profitieren können, !jt beim besten Willen nicht einzusehen, Geld verloren, die Organisationen der Arbeiter gesprengt und die Koalitionen der Unternehmer mit aller Gewalt gefördert, in der Tat ein eigentümliches Nechenercmpel der Slrbeitcrpolitik,

Slber „etwas muß geschehen", um gegen das preußische Wahl recht zu demonstrieren, wenigstens einige Straßenumzügc und Massen Versammlungen der organisierten Arbeiterschaft in allen Industriezentren an einem Tage. Ob das den Fclsblock des rückständigen Wahlrechts in Preußen nnr nm eine Linie weiter schieben, oder ob solches Vorgehen nicht noch einige Pslöckc mehr gegen den Block iii die Erde rennen und feine Weiterbeförderung noch schwieriger machen würde, darüber ist bei der Zusammensetzung der Regierung und des Landtags kaum ein Zweifel erlaubt, konservative und Klerikale verfüge» über mehr als dreihundert Sitze, über mehr als 72 Prozent dieser hohen Körperschaft; die Wahl kreise sind seit" 1819 trotz der umwälzenden BevölkerungSverschicbunfl nicht verändert; so gibt es Wahlkreise, die wie Greifenberg, Scegcbcrg ?c. noch nicht ^0 000 Seelen umfassen, und andere wie Dortmund, Essen, Charlottenburg mit weit über WO 000 Seelen. Tie Begünstigung der ländlichen Orte ist so stark, das; znm Beispiel im Wahlkreise TeltowBeeskow-Charlottenburg die Städte Charlottenbnrg, Rirdvrf, Schoenc» berg, Steglitz Zc. völlig beim Wahlakte ausgeschaltet sind, daß ihre Wahlmänncr zu Hause bleiben können. In diesem kreise, dessen Bevölkerung ins Riesenhafte gewachsen ist, erinnerte der einen Tag lind eine Nacht dauernde Wahlakt an die Belagerung einer mittelalterlichen Stadt. Infolge der schnurrigen Drittclung kam es in Berlin dazu, dnfz damals Fürst Bülow und fein Kutscher in derselben Wählerklasse wählten. Die Öffentlichkeit des Wahlaktes führt vielfach zum Terrorismns der Sozialdemokratie oder zur politischen Heuchelei. Alles das hat in bürgerlichen .«reisen Verstimmung, Gleichgültigkeit und Mutlosigkeit herbeigeführt, welche die unfreundliche Charakteristik, die seinerzeit Bismarck dem Abgeordnetenhaus angedeihen ließ, von jedem höheren politischen Standpunkte aus als gerechtfertigt erscheinen läßt. Indessen: „Sei im Besitze und du bist im Recht"; Regierung und Mehrheitsparteien wollen einige bedeutungslose Pflästerchen bewilligen, wie Aufteilung der Niesenkreise und Neuordnung der Dlittclnng. Damit ist aber kein Gemüt zu befriedigen und wird die Verstimmung verstärkt.

Das besondere Interesse der Sozialdemokratie an einer durchgreifenden Reform ist unbestreitbar. Sic rechnet nicht ohne agitatorische Wirksamkeit vor, daß IM im Durchschnitt ein Wähler der ersten «lasse so viel Einfluß auf das Wahlergebnis hatte, wie ^ der dritten «lasse, und daß 350 000 sozialdemokratische Urwähler — die größte Wählermasse in den Parteigruppierungen — die trotz der öffentlicheil Wahl sozialdemokratisch gestimmt haben, vollständig unberücksichtigt und unvcrtreten sind. Das muß in der Tat der sozialistischen Fiktion von den zwei «lassen, der der Besitzenden und der der Proletarier, der Machthabenden und der Einflußlosen, Vorschub leisten, und die Liberalen haben gut getan und im gewissen Sinne konservative Interessen vertreten, was das Stnatswohl angeht, wenn sie der Regierung schon seit Jahren geraten haben, diesem politischen System den Abschied zu erteilen. Jetzt erscheint jener Regierung eine Reforni, die eine ist, als ein Zeichen der Schwäche-, mit Straßendcmonstrationcn will man sich nichts abtrotzen lassen. Also alles in allem Politik der verpaßten Gelegenheit, und man kann im Interesse des öffentlichen Friedens nur wünschen, daß die Straßendemonstranten Rnhe und die Polizciorgane Takt bewahren, Takt nnd Festigkeit, damit die Wogen,der sozialistischen Agitation nicht über die Ufer treten.

Inzwischen ann'lt sich das Parlament, um dessen Neugestaltung man sich eben so eifrig nnd geräuschvoll, wie vermutlich erfolglos bemüht, mit dem Volksschulunter Haltungsgesetz ab. Es ruht bei dieser Frage auf der nationalliberalen Partei ein überaus schweres Gewicht der Verantwortung: die Nationalliberalen waren 1892 gegen den Zedlitzschen Entwurf Waffenbrüder der Freikonservativen und standen mit jenen in gemeinsamer kraftvoller Fehde gegen Konservative und Zentrum, eine stattliche, siegessichere Koalition, Heute haben sie sich unter Führung eines Vetters des alten Zedlitz auf ein Kompromiß mit Freikonservativen und Konservativen eingelassen. Tie Koalition ist also numerisch verstärkt, aber innerlich geschwächt, da keiner dem anderen über den Weg zu trauen scheint. Die Nationalliberalcn müssen natürlich diesen Bündnisvertrag nach Maßgabe des Kompromisses halten, sie müssen aber auch zugleich den liberalen Traditionen getreu bleiben und u. a. sür eine nach Möglichkeit simultane Volksschule, für städtische und gemeindliche Antonomie, für die Freiheit des Lehrerstandes vom bureaukratijchen und kirchlichen Einfluß kämpfen. Das an der Seite der Konservativen zu vollführen, die zum Teil ganz andern, entgegengesetzten Traditionen folgen, ist ein schlvcres politisches Stück Arbeit. Es muß nun voll anerkannt werden, daß auch heute wie von den Nationalliberalcn energisch gekämpft wird, zwar mit anderen Mitteln und unter erheblich ungünstigeren Kampfbedin gungen, aber doch, wie es scheint, zäh und mit der erforderlichen Ent schlossenheit, die zahlreichen Umbiegungen des Kompromißvertrages, deren sich die Regierungsvorlage in allerhand Nebenbestimmungen schuldig macht, nicht durchgehen zn lassen. Daß mit Zentrum und Konservativen die Regierung jedes Schulgesetz durchdrücken kann, ist richtig, aber sie kann zu „jedem" solchen Gesetze nicht die Zustimmung des liberalen Bürger tums erhalten, und Preußen geht doch einen schlimmen Weg, wenn es hiervon sich isolieren zu können glaubt und dann einem teils bureau kratischen, teils klerikal-ostelbischen Regime in die Hände fallen würde. Ein solches Regime würde unfreundlich mit der wirtschaftlichen Prosperität der Städte und Jiidnstrie, mit Weltpolitik und Großhandel umspringen, nnd es könnte schon so kommen, daß wir unter ihm bald nichts mehr zu exportieren hätten wie Analphabeten, Jesuiten und Mißvergnügte in hellen Hänfen.

Es ist namentlich der vierte Abschnitt des Tchulunterhaltungsgesctzes, der es in sich hat; er soll nämlich die konfessionellen Verhältnisse regeln, was unter heutigen Verhältnissen nahezu etwas un mögliches ist. Insofern ist ja das Kompromiß in dem EntWurfe berücksichtigt worden, daß die grundsätzliche Bestimmung, wonach neue Volksschulen nur auf konfessioneller Grundlage eingerichtet werden sollen, auf das „historische" ehemalige Herzogtum Nassau und auf die national°gefährdeten Provinzen Wcstprenßen und Posen — für diese beiden Provinzen soll das ganze Gesetz nicht gelten — keine Anwendung findet. Ferner können an Orten, wo nnr simultane Volksschulen bestanden, auch in Zukunft Simultanschnlcn weiter wirken; bestehen an Orten Simultauschulen, wo daneben konfessionelle existieren, so soll das bisherige Verhältnis der Beschulung nicht wesentlich geändert werden. Ebenfalls ein Versuch, das Kompromiß aufrecht zu erhalten. Auch die „besonderen Gründe" des Kompromisses finden sich in dem Entwürfe wieder, indem da gesagt wird, daß die Schulaufsichtsbehörde solche Gründe zur Errichtung von Simnltnnschulen gelten lassen soll, nach Entscheidung des Kreis- bezw. Bezirksausschusses und in letzter Linie nach Entscheidung des Provinzialratcs. Wie sich bei der herrschenden Richtung in der Schulpolitik die Simultcmschule mit diesen allerdings dem Kompromiß entsprechenden, aber doch recht papiernen Zugeständnissen zu irgend welchen Fortschritten durchschlagen will und kann, ist in die dunkle Zukunft gestellt; Kampf wird es jedenfalls kosten, aber das ist es ja mich wohl, was dem Liberalismus schon länger fehlt, ein an das Leben gehender, tiefaufwühlender Kampf.

Namentlich sind es auch die Bestimmungen des fünften Abschnittes über die Verwaltung der Volksschule, die zu solchem Kampfe anspornen müssen. Das Obligatorium der konfessionellen Schnlkommission, wo früher Hausvätersozietäten konfessioneller Art bestanden und diese Sozietätcn die Errichtung der Kommissionen in ihrem Sinn beantragen, ist eines von den vielen Zugeständnissen an den Klcrikalismus. Desgleichen die Vorschrift, daß in Zukunft in den städtischen Schnldeputationen ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher sitzen müssen! in den ländlichen Schvlvorständen sitzt natürlich mit angeborenem Recht der Geistliche. Die Art, wie demnächst Lehrer nnd Rektoren angestellt und die Gemeindevertretungen um das bescheidene Recht der Mitwirkung gebracht werden sollen, ist bereits von nationallibcrciler Seite als völlig nnannehmbar bezeichnet worden, und so dürfte der ganze Entwurf noch viele Umgestaltungen erleiden, che er brauchbar und für moderne Menschen annehmbar sein wird.

politischer Monatsbericht.

von

W. V. Wassow.

— Berlin. —

ii dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, stehen wir noch in den Vorbereitungen zu der Marokkokonferenz, die am IL, Januar in dem spanischen Küstenstndtchen Algccirns zusammentreten soll. Als im Jahre 1880 auf einer ähnlichen Konferenz in Madrid die erste internationale Vereinbarnng über Marokko getroffen wurde, schenkte man diesem Ereignis keine übermäßige Aufmerksamkeit, Es war eine Frage von untergeordneter Bedeutung, Wie kommt es, daß das jetzt so anders geworden ist? Man kann Wohl sagen, daß allgemein das Interesse der Staaten an der Festhaltnng und Erweiterung ihrer Handelsbeziehungen zugenommen hat. In Ländern, um die man sich früher wenig kümmerte, verlangt jetzt jeder seinen „Platz an der Sonne", So ist es jetzt auch den Völkern und Staaten zum Bewußtsein gekommen, daß ihnen die Schicksale des Landes an der Pforte des Mittelmeercs zum Atlantischen Ozean nicht gleichgültig sein können. Ihre Hauptbedeutung aber hat die Marokko, nische Frage dadurch erlangt, daß sie zum Auknüpfung5punkt genommen wurde, um eine neue Konstellation der europäischen Mächte herbeizuführen, England und Frankreich hatten das Bedürfnis, sich einander zu nähern, nnd Frankreichs Absichten aus Marokko boten die Handhabe dazu, Tas englisch französische Abkommen vom 8. April 19M erhielt sedoch eine gegen Teutschland gerichtete Spitze durch die Politik des Herrn Telcass^, der als Minister des Auswärtigen in der Vereinigung der Westmächte ein Mittel sah, um mit Hilse nationaler Verstimmungen und wirtschaftlicher Nebenbuhlerschaft Englands gegen Deutschland diese ihm so Verhaßte Macht zunächst zu isolieren und in ihrem Ansehen zn schädigen, dann aber auch womöglich durch kriegerische Gewalt zu demütigen. Es ist bekannt, wie die Dinge im Sommer IM hart vor einer Katastrophe standen, wie es aber doch der Besonnenheit des französischen Kabinetts unter Rouvier gelang, die friedliche Stimmung in der Mehrheit des französischen Volkes zu erhalten und Delcass6 znm Rücktritt zn veranlassen. Es bedeutet nicht etwa ein müßiges Spiel mit Konfliktsgedanken, wenn man auch heute noch an diese Vorgänge erinnert, um die Lage zu erläutern. Tenn die erwähnte doppelte Bedeutung der Marokkofragc birgt auch heute noch die Gefahr nicht unerheblicher Meinungsverschiedenheiten zwischen Teutschland und Frankreich. Man darf nicht vergessen, das; auch heute noch die Auffassungen Frankreichs nnd Teutschlands über ihre Interessen in Marokko auseinandergehen. Frankreich strebt eben eine Sonderstellnng in Marokko an, die Teutschland nur so weit zugestehen kann, als sie die geltenden internationalen Verträge nicht aufbebt, auf denen Teutschland eine aussichtsreiche Ernvitcrnng seiner Handelsbczichnngen aufgebaut hat. Ein französisches Protektorat, das aus Marokko ein zweites Tnnis macht, würde die Rechtsgrundlage erschüttern, die für die freie Entwickclnng dieser rechtmäßigen deutschen Handels, interesfen unentbehrlich ist. In Frankreich aber hat man geglaubt nnd scheint zum Teil noch setzt zn glauben, daß Teutschland diese Interessen nur vorgeschoben habe, um die Politik TelcmVs zn durchkreuzen, der die Mcirokkofrage weniger um ibrer selbst willen betrieb, als zur Verwirklichung seiner deutschfeindlichen europäischen Politik. Die Franzosen meinten daher durch die Beseitigung Tclcassps allen berechtigten Einwänden der deutschen Politik die Spitze abgebrochen und für die unbeirrte Weitervcrfolgung ihrer marokkanischen Pläne freie Bahn gewonnen zu haben, Tic deutsche Politik hat aber keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie in bezug auf diese Pläne selbst anderer Meinung ist, Tic Konferenz von Algeciras wird also jedenfalls nntcr dcr Hcrrschaft dieses Gegensatzes der Interessen und Anschauungen stehen. Aber die Mitwirkung der andern Mächte nnd der nicht zn bezweifelnde ernste Wille der deutschen und französischen Regierung, sich zu verständigen, geben doch die Gewähr, daß jener Gegensatz keine den Frieden Europas gefährdenden Folgen haben wird. Wenn alle beteiligt^, Mächtc entschlossen sind, auf der Konferenz ihre eigenen Interessen in Marokko zu vertreten, dann ergibt sich daraus ganz von selbst eine Befestigung dcs deutschen Standpunktes. Es kann aber auch geschehen, daß die Verhandlungen über die marokkanische Frage nur als ein Mittel betrachtet werden, nm neue Kombinationen der europäischen Politik herbeizuführen. In Frankreich scheint man in dieser Beziehung besondere Hoffnungen auf England zu setzen, und auch von Italien erwartet man die Unterstützung französischer Wünsche, Italien hat allerdings ol5 seinen Vertreter auf der

Konferenz einen Staatsmann entsandt, der immer ein besonderer Freund Frankreichs nnd des engen Zusammenschlusses der Mittelmecrmächte gewesen ist, den Marchese Visconti-Vcnosta, Aber der greise Staatsmann ist zugleich ein überzeugter Anhänger des Dreibundes und würde seine reiche Erfahrung und erprobte Geschicklichkeit nicht für eine politische Taktik einsetzen, die Frankreich und Deutschland in Gegensatz bringen und ihn selbst und' Italien in schwer lösbare Schwierigkeiten stürzen würde.

Man hat gerade jetzt die italienische Politik mit einigen Zweifeln und Bedenken betrachtet, weil Italien Ende Dezember eine unerwartete Ministcrkrisis gehabt hat. Das Parlament lehnte das von der Regierung vorgeschlagene Handelsprovisorinm mit Spanien ab, nnd das Ministerium zog daraus die üblichen verfassungsmäßigen Folgerungen, indem es zurücktrat. Doch blieb die Bildung der neuen Cousulta in der Hand des

bisherigen Ministerpräsidenten Fortis, so daß das Ergebnis der Krisis keinesfalls als eine Wendung der italienischen Politik angesehen werden kann. Man wäre davon wohl noch mehr überzeugt gewesen, wenn nicht anch das Ministerium des Auswärtigen in andere Hände übergegangen wäre, Tic Amtsführung Tittonis hatte sich bei den auswärtigen Mächten besonderen Bertranens erfreut, während man von dem neuen Minister, Marchese di San Giuliano, zunächst noch wenig wußte, höchstens nach feiner bisherigen parlamentarischen Vergangenheit auf ein tcmperamentvolleres Auftreten zu rechnen geneigt war. Namentlich in Öfter reich Ungarn konnte man einige Besorgnisse wegen der früheren Haltung des neuen Ministers in der albanischen Frage nicht unterdrücken. Tie italienische Regierung aber' hat sich beeilt, diese und älmlichc Beimruhignngcn möglichst im Entstehen z» beseitigen. Fortis hat weiderholt erklärt, für die unveränderte Wcitcrführnng der bisherigen lovcilen Politik Italiens einsteheu zu können,

Uber die inneren Berkältnisse Frankreichs ein Urteil abzugeben, ist in diesem Augenblick besonders schwierig. Denn wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, wird die Entscheidung gefallen sein, die jetzt noch bedeutungsvoll vor uns steht, die Neuwahl des Präsidenten der Republik, Die Wahl wird auch das Schicksal des Kabinetts Rouvicr in Mitleidenschaft ziehen. Freilich darf nicht verkannt werden, daß in der inneren Entwickelnng Frankreichs doch eine bemerkenswerte Stetigkeit eingetreten ist. Das darf man feststellen, auch wenn man beobachtet, daß die Gegensätze zwischen den klerikalen nnd Nationalisten einerseits und den bürgerlich republikanischen Gruppen und Sozialisten andererseits schärfer geworden sind. Denn diese Verschärfung beruht ja zum Teil darauf, daß die Auseinandersetzung zwischen Staat und 5iirche trotz des maßvollen Regiments, das nach dem Sturz des Herrn Combes eingetreten ist, regelrecht ihren Weg geht — ganz in dem Sinne, Wie seinerzeit Combes als Ministerpräsident die Trennung von Staat und Kirche gedacht hatte.

In England steht das neue Ministerium Campbell-Bannerman vor den Wahlen, Das verflossene Ministerium Baisour hat ja darin recht geschickt operiert, dasz es nicht den Zeitpunkt abwartete, wo die Neuwahlen ihm das Urteil sprechen mußten, sondern das; es vorher seinen Rückzug vollzog, während die Nachfolger dadurch in die ungünstigere Lage versetzt wurden, ihr Amt nicht sogleich getragen durch die öffentliche Meinung anzutreten, sondern sich gewissermaßen die Bestätigung erst nach ihrem Amtsantritt vom Volke zn erbitten. Im übrigen wird Ccunpbell-Bnnnerman sreilich den Wahlen mit Rnhe entgegensehen können, denn die Aussichten stehen fiir ihn unzweifelhaft gut, Tie Schwäche der englischen Liberalen dieser Färbung war immer die auswärtige Politik, Indessen hat das neue Kabinett keinen eigentlichen Anlaß, die bisherigen Pfade zu verlassen, mir wird man sich vielleicht zu Deutschland etn>ns freundlicher stellen, und dessen können wir uns ja fieuen. In Europa gibt das freundschaftliche Einverständnis init Frankreich, in Ostasien das Bündnis mit Japan der englischen Politik nach wie vor die Richtung,

Im nahen Orient haben sich die Wolken verzogen, die sich vor einigen Wochen infolge der Streitigkeiten über die Reform der mazedonischen Finanzverwaltnng aufgetürmt hatten, Tie Türkei hat unleugbar ihre Sache sehr geschickt geführt, Sie hat natürlich in der Hauptsache nachgeben müssen, aber doch nicht ohne kleine Zugeständnisse zu erlangen, die fiir ihr Ansehen bedeutungsvoll waren. Erfreulich ist, daß während der ganzen Krisis die Balkanstaaten rnhig geblieben sind, wozu allerdings ernste und energische Mahnungen der nächst interessierten Großmächte wesentlich beigetragen haben mögen. Es darf Wohl an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, das; Montenegro eben jetzt in die Reihe der Verfassuugsstaatcn eingetreten ist. Aus eigenem Antriebe hat sich Fürst Nikolaus entschlösse!?, die von ihm bisher allein ausgeübte patriarchalische Gewalt mit erwählten Vertretern seines Volkes zu teilen. Die Verhältnisse des kleinen Landes haben sich so gestaltet, daß diese politische Mündigsprechung des schlichten, freiheitliebendcn Völkchens nur der natürliche Ausdruck der gesunden und vertrauensvollen Beziehungen zwischen Fürst und Volk sind. In dem die gleiche Nationalität vertretenden Königreich Serbien wollen sich dagegen die Verhältnisse noch immer nicht ganz befriedigend entwickeln. Noch hat sich der ,Wnig von dein Joch, das die Träger der Blutschuld vom 11. Juni 1903 ihn, auferlegt haben, nicht befreien können, und darunter leidet die gesunde EntWickelung des Staates, Es wäre dem schwergeprüften Lande endlich eine Periode ruhigen nnd stetigen Fortschreitens zu gönnen.

Von den Balkanstanten wendet sich der Blick naturgemäß dem uns befreundeten und benachbarten Donaureich zu. Aber von OstcrreichUngarn kann diesmal, wenn man nicht in Einzelheiten allzu tief eingehen will, in? wesentlichen nur wiederholt werden, was schon im letzten Monatsbericht hier gesagt wurde. Namentlich ist in Ungarn noch keine Klärung eingetreten. Vielleicht könnte man sagen, dafz das Ministerium Fejervary, da es nach seiner letzten Krisis wieder durch einen königlichen Vertrauensbeweis gestützt worden ist, jetzt doch mit mehr Selbst, vertrauen der Lage gegenüberzustehen scheint. Doch läßt sich ein Ende dieses seltsamen Zustandes noch immer nicht absehen.

Indessen diese Wirren und Kämpfe, die sich ja auch in Österreich bei der Erörterung über die Wahlrechtsreform zu Straszcnunruhen gesteigert haben, treten doch ganz und gar zurück gegenüber dem Interesse, das allgemein die revolutionäre Beniegung in Rußland in Anspruch nimmt, Tie Berichterstattung über die Vorgänge in Rußland läßt viel zu wünschen übrig. Da eine gesunde Publizistik dort niemals gepflegt, vielmehr unterdrückt und möglichst auf nebensächliche Interessen gelenkt worden ist, so haben diese ungünstigen Einflüsse und die daraus entstehenden Übeln Gewohnheiten eine Neigung zu Übertreibungen und Verdunkelungen großgezogen, von denen man sich in Westeuropa selten eine klare Vorstellung macht. Dem Bestreben der Behörden, zu unterdrücken und zu vcrtusck>eu, entspricht die Erfindungsgabe derer, die ihrem Mitteilungs- nnd Nenigkeitsbedürfnis auf Nebenwegen Genüge zu tun beflissen sind. Daher erhält man selten ein wirklich getreues Bild des Geschehenen. Soweit es nun möglich ist, auf Grund allgemeiner Kennt» nis der Verhältnisse nnd durch sorgfältige Vergleichung der verschiedenen Nachrichten ein einigermaßen zutreffendes Bild zu gewinnen, darf man Wohl zu dem Schluß kommen, daß die revolutionäre Bewegung im cigentlichen Nußland ihren Höhepunkt überschritten hat. Angesichts der Ratlosigkeit der Regierungsgewalten war es für die sozialrevolutionären Machthaber ein besonders verlockender Gedanke, in der alten Hauptstadt des Reiches, in der Zarenstadt Moskau eine Machtprobe zu veranstalten. Wer eben hier erwachte auch zum ersten Male die Energie der Negierung nnd der nationale Stolz der einigermaßen vernünftigen und besonnenen Elemente. Es war nicht gerade eine glänzende Leistung der Vertreter der Ordnung: es ging echt russisch zu, das heißt ein gut Teil Brutalität und Plumpheit mußte die innere Schwungkraft eines festen und zielbewußten Willens, ersetzen, aber immerhin — man tat doch etwas: man setzte der gewaltsamen Verletzung von Gesetz und Ordnung wiederum Gewalt entgegen und führte das einmal Unternommene tvenigstens durch. An den beherrschenden Straßenkreuzungen in den Stadtteilen, in denen sich zahlreiche Barrikaden erhoben hatten, arbeiteten die Kanonen, und die Nitolaibnhn beförderte militärische Hilfe von Petersburg heran. Nach viertägigem, wildem Strnßenkcimvf gaben die Revolutionäre das Ringen auf. Einige der Zentralen und Werkstätten ihres Komitees waren aufgehoben, mehrere Führer verhaftet worden. Man sagt freilich, die Hauptschuldigen hätten sich gerettet, was bei der Namenlosigkeit, in der diese „Volkshelden" arbeiten, nicht unmöglich, sogar wahrscheinlich, aber allerdings auch nicht erwiesen ist.

Die Folge dieser Niederwerfung des Moskauer Aufstandes scheint sich vornehmlich darin geltend zu machen, daß der Taumel, der die russische Intelligenz auch in ihren verständigen und gemäßigten Mitgliedern erfaßt hatte, allmählich einer nüchternen Auffassung weicht. Die uns wie allen politisch reiferen Völkern so naheliegende und so einfach erscheinende Erwägung, daß die Anfrcchterhaltung der Autorität des Gesetzes die erste und unerläßliche Vorbedingung der Freiheit ist, und daß ein tobender Pöbel Wohl einreißen, aber nicht das bescheidenste Werk aufbauen kann, beginnt erst jetzt Leuten zum Bewußtsein zu kommen, bei denen man nach ihrem Bildnnnsstcindpunkt diese Erkenntnis längst hätte voraussetzen müssen. Man darf sich übrigens bei der Beurteilung der Lage nicht dadurch täuschen lassen, daß auch nach der Niederwerfung des Moskauer Aufruhrs die Flammen in den Provinzen bald hier, bald da emporzüngelten. An örtlichen Unruhen wird es noch ans längere Zeit hinaus nicht fehlen, aber trotzdem scheint die Kraft der Revolution im wesentlichen gebrochen zu sein. Ja es fehlt nicht an Anzeichen, daß der Rückschlag in das andere Extrem — wiederum echt russisch — eine gewisse Bedeutung zu gewinnen anfängt. Die reaktionäre Strömung wird sich kräftiger erweisen, als man nach den Ereignissen im November nnd Dezember für möglich halten sollte.

Eigener Art bleiben immer noch die Verhältnisse in den russischen Grenzprovinzen nnt überwiegend nichtrussischer Bevölkerung, Zur Zeit interessieren vornehmlich die Ostseeprovinzen, Was hier den Zuständen das besondere Gepräge gibt, ist das Hand-in-Hand-Gehen von bewußtem Klassenhaß und Nationalhaß. Unter den früher von der in reaktionärpanslavistischem Fahrwasser segelnden Regierung selbst gegen das im Lande herrschende deutsche Element aufgehetzten Letten nnd Esthen hatte die sozialistische Propaganda ein gutes Arbeitsfeld gefunden. Als nun infolge der politischen Ereignisse in Nußland von den sozialistischen Revolutionären das Zeichen zum Aufstand gegeben wurde, wüteten die losgelassenen lettischen Volksmassen in Kurland und Livland gegen die Deutschen ganz im Stil des Bauernkrieges im 16. Jahrhundert. Die sonst so friedlichen Bauern und Arbeiter organisierten sich zu förmlichen Verbrecherbanden, die in den kleinen Städten durch Plünderung Schrecken verbreiteten, die Gntshöfe unter Greueln verwüsteten und niederbrannten und dem ganzen Lande schweren, zum Teil unersetzbaren Schaden zufügten. Die soziale Revolution entwickelte sich hier in ihrem ganzen Schrecken, da die Oberschicht, gegen die sich der Kampf richtete, zugleich eine fremde, in der Kultur überlegene Nationalität darstellte. In Teutschland hat dieser Kampf, in dcni Leute von unserm Fleisch und Blut, die unsere Sprache sprechen, schiver an Leben und Gut bedroht und geschädigt worden sind, lebhafte Teilnahme hervorgerufen, und hilfsbereite Häude haben sich den Schwerbctroffcnen entgegengestreckt. Freilich kann es nur private Hilfeleistung sein: dem amtlichen Eingreifen steckt die unerbittlickie Politik enge Grenzen. Aber es ist zu hofscu, daß auch in den russischen Ostseeprovinzen das Schwerste überstanden ist und Ruhe und Gesetzlichkeit bald zurückkehren werden. Erst dann wird man sich in Rnfzland dem Ansbau verfassungsmäßiger Freiheit widmen können.

Literarischer Monatsbericht.

von

Anguft Friedrich Krause (Breslau).

Nbersetzungen.

Leo Tolstoi: Gesammelte Zverke — Dostojewski: Li» werdender — Andre Lichten» bcrger: k?err von Migurac — Tson Lrapis: Die Kindcrschule — Jean Reibrach: Die neue Schönheit — Mathilde Serao: Schlaraffenland — <L. A. Butti: Der Automat — Gustav af Geijerstam: Alte Briefe — Sophus Michaelis: Giovanna — Lxall Caine: Der verlorene Sohn — George Moore: Irdische und himmlische Liebe — <L. F. Ben» son: Mammon u, Co. — Icrome R. Ierome: Drei Männer auf dem Bummel — G. H. Lorimer: Neue Briefe eines Dollar-Rönigs an seinen Sohn.

lljährlich veranstaltet die Redaktion des »Literarischen Echo" bei den deutschen Leihbibliotheken eine Ilmfrage nach den meistgelesenen Büchern des Jahres. Da hat sich nun in den letzten Jahren die für Teutschland recht wunderliche, das deutsche Lesepublikum aber ehrende Tatsache herausgestellt, daß unter den meist gelesenen Autoren nur ein, höchstens zwei ausländische genannt wurden. Seit das deutsche Schrifttum sich von fremdliterarischen Einflüsseu etwas mehr befreit hat, seit es nicht mehr als höchster Ruhm gilt, Maupassant, Zola, Tolstoi, Dostojewski zu gleichen, seitdem scheint Sas deutsche Publikum auch von seiner Auslandschwärmerci in der Literatur immer mehr abzukomme» und lieber ein deutsches Buch zu kaufen, Ivos ja dem Deutschen bekanntlich immer recht schwer fallt, als eine Übersetzung zu lesen. Wir brauchen deswegen noch nicht zu fürchten, dcitz den: nicht sprachkundigen Leser die auslandischen Literaturen verschlossen bleiben werden, weil die Verleger von Übersetzungen sich notgedrungen zurückhaltender zeigen müssen. Es erscheinen — das beweist wieder der hohe Stoß von Bückern, der vor mir liegt -^'noch immer Übertragungen genug, und meist in guten, zum Teil sogar mustergültigen Übersetzungen.

So ist der rührige Verlag von Eugen Ticderichs in Jena seit Jahren an der Arbeit, eine vorzügliche, von Raphael Löwcnfeld besorgte Übertragimg der scimtli^en Werke Leo Tolstois herauszugeben. Wie der Verlag mitteilt, liegen dieser Gesamtausgabe die Originale Tolstois zugrunde, die er selbst in der Redaktion als die letzte bezeichnet hat: sie bietet darum durchaus zuverlässige und — was man von vielen Übertragungen Tolstoischer Werke ins Deutsche nicht sagen kann — vollständige Texte. Jedem einzelnen Werke hat der Herausgeber eine Einführung vorangestellt, die nicht nnr über die Motive der Entstehung und die Zeit der Abfassung orientiert, sondern cs nnck in Zusammenhang bringt mit dem Gesamtschaffcn des Dichters und die Beziehungen zn seinen persönlichen Schicksalen klarlegt. Die Ausgabe ist in drei Serie» geteilt: die erste bringt des Dichters sozial-ethische, die zweite die theologischen, die dritte die dichterischen Schriften. Von einigen Werken sind nur die vor Veranstaltung der Gesamtausgabe erschienenen ScpnratauZgabcn zu haben. Hoffentlich liegt das wertvolle Werk bald in allen Teile» vollständig vor. Von den bisher erschienene» Werken habe ich die fünf Novellenbande: „Der Morgen des Gutsherrn", „Die ttosaken", „Sewastopol", „Eheglück", und „Herr und Unecht", in dem sich die zum ersten Male deutsch veröffentlichten Bruchstücke der Erzählung: „Tie Tekcibristen" befindet, ferner den drei Bande umfassenden Roman: „Anna Karenina" und die „Dramatischen Dichtungen" durchgesehen. Sie zeichnen sich nicht nur schon äußerlich durch gutes Papier, klaren Druck und gediegen künstlerische Ausstattung aus, die Übertragung liest sich auch so vorzüglich, dafz mau, waren nicht die nissischen Namen, meinen könnte, ein deutsches Werk vor sich zu haben.

Einem anderen Großen der russischen Literatur, Dostojewski, wird der Verlag Albert Langen in München durch die Herausgabe einer Übersetzung seines 1875, also nach .RaSkolnikow" erschienene» Romans: „Ein Werdender" gerecht. Am Schlüsse seines Werkes gesteht der Dichter durch den Mund Nikolai Semjonowitschs, daß er glaube, seine Auszeichnungen könnten nur „als ein Material für ein künftiges Kunstwerk dienen, für ein künftiges Bild einer unordentlichen, aber schon vergangenen Epoche." Und ergänzt man dieses Bekenntnis noch durch Dostojewskis Ausspruch: „Kürze ist die erste Bedingung für ein Kunstwerk", so könnte ein oberflächlicher Beurteiler leicht mit der Meinung rasch fertig sein, daß dieser über 1100 Seiten starke Roman wirklich nur Material biete. Und doch ist er ein bis in Einzelheiten, bis in feinste Nuancen hinein vollständiges und farbenreiches Bild einer bestimmten mssischen Gesellschaftsschicht, ja, einer bestimmten Generation: ob das Bild zugleich mich färben treu ist, mögen berufene Kenner russischer Zustände beurteilen, dock? darf man, meine ich, dem Dichter von „Raskolnikow" schon Glcnäen schenken. Es kam Dostojewski anscheinend darauf an, einen ganz bestimmten Typus der russischen Intelligenz in einer ganz bestimmten und kritischen Entwicklungsepoche zu schildern. So sagt Werßilow an einer Stelle des Buches, in der sich mir die Idee des Romans zu manifestieren scheint: „Bei uns zulande l>at sich mit den Jahrhunderten ein ganz neuer Ktulturtypus herausgebildet, den man sonst in der gmizen Welt nicht wiederfindet, — es ist der Typus des Leidens um alle in der ganzen Welt. Das ist ein russischer Typus. Er schließt das künftige Rußland in sich." Ter. aus drei Büchern bestehende Roman ist glänzend komponiert. Jedes Buch endet mit einer Katastrophe, auf die alle Ereignisse hinstreben. So kommt Spannung in die Erzählung, die sonst in ihrer Weitschweifigkeit ermüden würde. Und doch ist es kein liebenswürdiges, ist es ein außerordentlich schwer lesbares Buch, in dem alles ans die Spitze getrieben erscheint: die Menschen und ihre Handlungen, die Charaktere, die Ereignisse, ja, jedes Wort, jeder Blick und ihre Folge::. Die Müschen sind alle wie rohe Eier — niemand kann an sie tippen, ohne sie zu ver< letzen, man lebt mit ihnen gleichsam wie in ständiger Nähe von Explosivstoffen. Wie alle Bücher Dostojewskis geht auch dieser Roman auf die Nerven; wer sie nicht starkfädig wie Zwirnsfäden besist, sollte die Lektüre unterlassen.

Man redet in letzter Zeit, und nicht zun: wenigsten in Frankreich selbst, von dem Niedergang des französischen Romans. Es ist wahr, gegen Zola, Maupassant, Balzac :c. gehalten, sind die gegenwärtigen Romandichter unseres Nachbarlandes Zwerge. Dennoch bringen sie mancherlei, was des Lesens schon wert ist. In seinem Roman: „Herr von Migurac" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) erzahlt Andre Lichtenberger, der Bruder des auch bei uns gut bekannten Wagner- und Nietzscheforschers Henri Lichtenberger, die Lebensgeschichtc eines abenteuernden französische" Nokokoedelmannes, der als ein Typus seiner Zeit sowohl in seinem Denken und Fühlen, als aiuh in seinem Handeln gelten kann. Das glänzend geschriebene, vorzüglich vo» Fr. von Oppeln-Bronikowski übersetzte Buch beginnt mit der Geburt und der Charakterschilderung der Eltern dieses seltsamen Helden, um ihn durch seine «indheit, durch seine zahlreichen Lebens- und Liebesabenteuer und durch manche Wandlungen seines Seelenlebens bis zur Guillotine zu begleiten. „Je lauter," so schreibt der Übenieger in seiner biographischen Einleitung, „der Ruhm des ^Helden' gepriesen, je platter seine Sünden entschuldigt werden, desto schriller klingt der Spott hinter den Worten, desto tiefcr sinkt auch sein Charakter in Wahrheit, und es ist schließlich ein grausamer Hohn, wenn Herr von Mignrac in der Verteidigung des Königs seinen Martyrertod findet, nachdem er sein Leben lang durch Wort und «chrift der Revolution vorgearbeitet hat. Lichtcnbergcr

führt seinen Helden durch die Folgen seiner eigenen Haudlnngen sc! sbsurclum, und indem er ihn zum Vertreter und Exponenten seiner Zeitrichtnng machte, erweiterte er die geheime persönliche Satire zu einer bitteren Zeitsatire auf das utopische Phrasentum der Rcvolutionsmämier, ihr moralisches Ressentiment und ihren bodenlosen Mangel au Menschenkenntnis, der mir durch ihre Gewissenlosigkeit überboten wird." So wächst in der Gestalt des Herrn von Migurac plastisch und in jeder ihrer Regungen deutlich eine Zeit vor uns auf, deren Fehler und Laster, deren Vorzüge und Tugenden die scinigen waren. Da ist keine Gedanken- oder Gefnhlsströmung dieser Zeit, die nicht auch in der Seele des Herrn von Migurac ihre Wellen schlüge. Glänzender, eindringlicher und geistvoller, plastischer und künstlerisch vollendeter kann das Bild dieser Epoche kaum gegeben werden, als Andre Lichtenberger es gegeben hat.

Ter Gegenwart, dem lebendig pulsierenden Leben wendet sich L,6on Frapi6 in seinem Nomone: „Die Kinderschule" (Egon Fleische! u. Co., Berlin) zu und faßt dieses Leben da, wo es am unkompliziertesten und dennoch reich ist, wo es am echteste» und erschütterndsten wirkt, — an seiner Wurzel. Diese Tagebnchaufzeichnungen einer Kinderschulaufwärterin, die, ein gebildetes nnd ernstes Mädchen, durch widrige Lebensumstände in diese niedrige Stellung gezwungen wurde, sind eine bittere Kritik nicht nur der modernen öffentlichen Erziehung, sondern der ganzen heutigen Gesellschaftsordnung und ihrer Natimvidrigkeitcn. Die jungen, entwicklungsfähigen Eigengewächse der Kinderseelen werden von Erziehung nnd Unterricht nach „bewährten Methoden" in Schablonen gezwängt, zu stumpfen Nachbetern der von Staat und Kirche dekretierten Moralgesetze gezwungen, und alles Eigenleben, alle Triebe, die nach besonderer Entwicklung verlangen, werden unterdrückt, daß sie verkümmern, zugrunde gehen. Das Buch Frapicks ist kein Roman im landläufigen Sinne, es ist ein ernstes, schweres Buch der Kritik; es sitzt zu Gericht über öffentliche Moral und Erziehui^. Weil es aber sich so ganz fern davon halt, Wege in die Zukunft zu weisen, sich ganz mit der .Kritik des heutigen Zustandes begnügt und mit Aufzeichnung der Entwicklungskeime in den Kinderseelen, die, statt vernichtet zu werden, gehegt und gepflegt werden müßten, wird es manchem als kein schöpferisches Buch erscheinen. Die Romanform ist auch wirklich wohl nur der Wirkung wegen gewählt. Darum ist es auch keine künstlerische Großtat, aber es ist mit warmer Liebe, in einem glatten, gut lesbaren Stil geschrieben. Es sei allen Lehrem nnd Erziehern, allen Vätern und Müttern, allen, denen Kinderseelen anvertraut sind, anfs wärmste empfohlen.

Nicht der sozialen, wohl aber der ästhetischen Entwickluug und besonders der ästheti-^ scheu Entwicklung des Weibes weist ein Buch Wege in die Znknnft, das die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart den deutschen Leseni zugänglich gemacht hat: es ist der Roman: "„Die neue Schönheit" von Jean R ei brach. Ter Dichter unterscheidet in der körperliche:: Entwicklung des Weibes drei Stadien: während die ersten zwei der Vergangenheit angehören, liegt das dritte, zur endlichen Höhe führende, in der Gegenwart und Zukunft. „So ist seinerzeit ans die wunderbar plastische Schönheit der Griechen mit dem Katholizismus die mustische Schönheit der Jungfrauen, eine moralische Schönheit, gefolgt. Andererseits werden Sie zugebe», daß die Schönheit von einem bestimmten Begriff von Jntellektualität durchaus untrennbar ist. Warum also daraufhin nicht zugeben, daß eines Tages ein dritter Faktor in der Schönheit der Frau auftreten wird: das vollständige Aufblühen ihrer Intelligenz, ihres Gehirns? Wer weiß, ob nicht später einmal die Kleinheit des griechischen Kopfes und die Schmalheit seiner Stirn unproportioniert, unharmonisch erscheinen werden?" Den Höhepunkt des ersten Stadiums erblickt Neibrnch in der Venus, den des zweiten in der Jungfrau Maria. Das Suchen nnd Finden eines dritten Typus, in dem sich die „neue Schönheit" verkörpert, bildet den Inhalt dieses Romans. Alle Typen des Weibes, der Vergangenheit wie der Gegenwart, ziehen am Auge des Lesers vorüber, nnd neben der Idee des Romans machen die geschickte Gruppierung, die vorzügliche Komposition, die wirkungsvollen Kontrastierungen nicht den geringsten Reiz dieses lesenswerten Buches aus.

Die italienische Literatur möge in diesem Bericht durch zwei Werke vertreten sein, den neapolitanischen Sittenroman: „Schlaraffenland" von Mathilde Serao (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) und einen Roman von E. A. Bntti: „Der Automat" (Verlag Or. Franz Ledermann, Berlin). Der Waschzettel nennt „Scillaraffenland" das beste Werk der Dichterin, und Paul Bonrget soll als enthusiastischer Bewunderer die Serao mit Emile Zola verglichen und den vorliegenden Roman ein neapolitanisches „Assommoir" genannt haben. Wirklich zeigt sich die Italienerin in ihren Ausdrucksmitteln als >schülerin Zolas nnd oft so abhängig von ihm, daß man meinen tonnte, ei» Werk des großen Franzosen zu lesen. Sie schildert die unselige neapolitanische Leidenschaft für das Lottospicl und die entsetzlichen Verheerungen, die eS im Leben aller Stände nnd Altersklasse», in allen Volksschichten anrichtet, und schildert sie mit starker Kraft »nd bewundernswerter Lebenswahrheit, iiiein Zug scheint vergessen zu sein, kein Pinselstrich ist unterlassen, und alles fügt sich zu einem düsteren Bilde erschütternder Tragik, zu einem interessanten, packenden Sittengemälde. Wie der Roman der Serao, wirkt auch Bntti mit seinen: „Automat" deprimierend ans den Leser. So groß der linterschied im Stoff und in seiner Behandlung ist, i» beiden Romane» ist den dargestellten Type» eine Passivität eigen, die ans die Dauer unerträglich wirkt. Wahr nnd echt mag wohl der Typus sein, den Butti in dem Maler Attilio Valda dargestellt hat, liebenswert ist er nicht. Dieser junge Mann kennt keine anderen Begierden, als die nach Liebe nnd Ruhm, Er erlangt beides, Liebe und Ruhm,

— aber er gebt au ihnen zugrunde, weil es Taliniliebe nnd Talmiruhm sind, die er erhascht. Eine seiner Geliebten hat ihm den Beinamen Automat gegeben und damit sein eigentlichstes Wesen bezeichnet: er ist kein Schöpfer, der ans eigenen Impulsen heraus schafft

— nicht im Leben, nicht in der «»»st — er braucht immer Anregungen, Anstöße von außen, schnurrt dann ein Pensum ab und steht wieder still, auf neue Anregung wartend. Daß ein solcher Mensch gerade einen vorteilhaften Eindruck macht, wird niemand behaupten, und so gehört die Lektüre solcher Romane wie „Der Automat" nicht gerade zu den angenehmsten Erinnerungen — trotz der blendenden Erzählerkunst des Dichters, troy seiner feine», scharfsinnigen Seclendiagnosen, trotz seines vortrefflichen Stils.

In seinem neuesten Buche «Alte Briese" (S. Fischer, Berlin) vereinigt Gustav as Geijerstam vier Novellen, die sich alle durch wundersam eindringliche Seelenaualuse auszeichnen. Nicht die Körperlichkeit der Dinge, nicht ihre Formen nnd Farben lind es, was Geijersmm zur Darstellung reizt, er sieht hinter ihren Ilmriszlinieu die Seelen und sieht diesen Seelen bis ans den tiefsten Grund. So werden alle Tinge um ihn lebendig

— aber immer erst dnrch den Menschen und sei» innerstes Leben. Und dieses geheimste, innerste Leben der Menschen weist er so zu schildern, daß wir den ganze» Menschen vor nns sehen, obgleich wir kaum ein Wort über seine Körperlichkeit vernommen habe». In dieser gleichsam vergeistigte,! Tarstellnngslveise erreicht Geijerstams Kunst ihre ,^öhe. — Mehr jinnst der schöne» Linie, als ,>tn»st der Seele»daNtcllnng ist die des Tauen Sophus Michaelis, dessen „Geschichte aus der Stadt mit den schönen Türmen": „Giovanna"

^ von Marie Hcrzfcld verdeutscht worden ist (Literarische Anstalt von Rütten und Loening, Frankfurt a. M.). Michaelis führt nns in die Zeit der Renaissance. Es sind nur einfache, unkomplizierte Empfindungen, die er darstellt, Empfindungen von solcher Ruhe und ssarmoiiie, wie sie dieser Zeit eigen gewesen sind. Ilnd eine wundersame, klassische Rnhc, ein verklärender Glanz vo» Schönheit liegt über der ganzen Darstellung der einfachen Handlung. Es ist, als ob ma» ein farbeiwolles Bild sähe, über dem eine klare, heitere Sonne steht. Tie Sprache ist voll süsten Wohllauts nnd bildlicher Kraft — Sophns Michaelis ist ein Lyriker der Prosa, m,d seine Novelle ist wie ein siistes Lied, wie eine Romanze, nnd man meint die «länge des Spiclmamis zu höre», der sie singt. —

Tie englische Literatur hat zur Zeit wenig Freunde in Teutschland. Es »mg sei», daß das gespannte politische Verhältnis der beide» Länder auch dem englischen Schrifttum in Deutschland Abbruch tut; sicher ist, das; die bekaiuite englische Tngcndvoldigkeit, die Lust am frömmelnden Moralisieren so manchem die Lust an den englischen Romane» stört. Das Gouvernantenhafte in ihrem Wesen ist eben nicht nach jedermanns Geschmack. Ein typisches Beispiel dieser Literatur iü der Roman „Der verlorene Sohn" vo» Th. H. Hall Ca ine (H. A. Ludwig Tegener, Leipzig). Alles ist vo» Anfang nn ans die moralische Tendenz zugeschnitten, dieser Tendenz zuliebe häuft der Verfasser Effekte auf Effekte. Nur auf die Tendenz kommt es ihm an nnd — natürlich! — auf Spannung. Auf psychologische Motivicruuge» verzichtet er. Er bringt es fertig, die Ilmw.indlung seines „verlorene» Sohnes" vom gemeinen Verschwender nnd Falschspieler zum berühmtesten ttompouisteu der Jetztzeit in zehn Zeile» darzustelle». So ist ei» Roman cntnanden, der kaum noch ernst genommen werden kann. In Teutschland würde jede bessere Z.'itnng ablehne», ein solch vlnmpes Machwerk z» veröffentlichen. Tic Übersetzung aber in fast »och schlechter als der Roma» selbst, nnd das will wirklich etwas heiße». — l5s ist sast eine Beleidigung, mit dieser Art von Literatur George Moore i» einem Atem zu nennen. In dem Verlage von Egon Fleische! n. Eo. erscheinen seine beide» Romane: „Evelyn In „es" n»d „Schwester Teresa" znm ersten Male unter dem geineinsamen Titel: „Irdische nnd himmlische Liebe", wodnrch ihre Z»samnie»gehörigkeit auch äußerlich veranschaulicht wird. Tieser Roman gilt als eines der bedeutendste» Erzeugnisse der englischen Literatur. Das Lebe» ei»cr junge» E»glä»derin zieht an uns vorüber. Irdische n»d himmlische Liebe streite» »m diese Menschenseelc — die himmlische Liebe trägt den Zicg davon. Evelyn Jnncs, die berühmte Waqnersäng'rin, deren Leben von Kunst und Genießen ganz ausgefüllt wurde, ringt sich i» schweren kämpfen mit sich selbst zu cinein reinen Leben durch. E!» Bekehr»nasroman?, Ja, aber einer, der wert ist gelesen zu werden. Mit wundersam eindringlicher Kraft weiß Moore das Seelenleben seiner Heldin darzustellen, »iid gerade in dieser Anallise aller, auch der feinsten Ncgnnge» der weiblichen Psuche reicht er an die größten Meister des modernen Romans heran. — Ein packendes nnd interessantes Sittenbild ans der modernen englischen Gesellschaft lmt der geistvolle E. F. Benson in seinem Roman „Mammon n. <?o." (Schlcsische Berlagsanstalt v. S. Zckiottlacndcr, BreslaiN gesckiaffe». Ti» Tnrstellniig BensonS ist ein wenig mit seinem Spott und lächelnder Ironie gemischt, dadnich kommt etwas Prickelndes, siebtes i» diesen Roman, der sich darum nur nm so angenehmer liest. Tas Gerippe des Romans bildet die Schilderung des Aufblühens »nd Znianimenbrecliens einer Aktiengesellschaft, die zur Ausbeutung australischer Goldfelder gegründet wurde. Alle Tvpcn des modernen Gesellickaftslebens sind dargestellt? besonders gut gelungen ist dem Tichter die Schilderung des üppigen Genuszlebcns moderner englischer Aristokraten, die nichts ihr eigen nennen als Schulden, aber dennoch das Lebcn von Millionären sichren. — Eine leichtere »nd Instigere Lektüre als die der vorgenannte» bietet das Buch von Icrome >i. Jerome: „Drei Männer ans dem Bummel" (Schlcsische Berlagsanstalt v. S. ^chottlaender, Breslau). Tie Schilderung der Reise dreier Freunde durch Teutschland gibt Jerome Gelegenheit, mit liebenswürdigem, nicht selten stark übertreibendem Spott von de» verschiedensten tsinrichtuiiae», Menschen und Tingen in »»sercm Batcrlande zu erzählen und n,^S ,na»cher dcutsckxu Schivächen und Fehler wegen auszuziehe». Ter aufrichtige Leser >vird maiichmal dem Spötter rcckit gebe», manchmal werden seine Übertreibungen ihn lachen machen, nicht selten wird er ihm widersprecheу — immer aber wird er fröhlich diesen Spott hinnehmen, weil er nie verletzend wirkt. So ist auch dieses Werk von Jerome eines von denen, die uns sür ein paar Stunden lachenden Sonnenschein nnd klingendes Lachen bescheren. — Ganz anders geartet ist der Humor des Amerikaners George Horace Lorimer, von dem der Verlag iigon Fleische! n.(5o.„Neue Briefe eine? Tollarköiigs an seine» Soli»" in vorzüglicher ilbersetzimg vou Alfred Brieger herausgibt. l!s ist spezifisch amerikcmisclier Humor, der dieses Buch durchweht, ein Humor, erwachsen aus dem Erfahrungslcbc» des amerikanischen Grofjkansttiannes, der von der Pike auf gedient hat. Gesunder Mensclmiverstand und eine kernige Lebensweisheit, die innner ihre Beispiele bei der Hand hat und sie lustig zu erzählen weijz, sind die Hauptvorzüge auch dieser neuen Briefe, die keiner sich entgehen lasse» sollte, der Sin» sur Humor hat.

Tie Helleiiischc Kultur. Targestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 «arten nnd gegen 4O0 Wbildungen im Text und ans zwei Doppeltafeln. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat die starr-realistische Geistesrichtung der letzten Jahrzehnte nunmehr ihren Höhepunkt überschritten, und die rein geistigen Wissenschafken beginnen wieder die ihnen in der «ultur der Menschheit gebührende Stelle einzunehmen. Es hat eine Zeit gegeben, wo man es kaum noch verstehe» kountc, dasz MommsenS nnd CnrtiuS' Geschichtswerke einstmals über den engeren «reis der Fachgelehrten hinaus ihre Leser gefunden hatten, nnd wo man im gröberen Publikum eigentlich nur Biicher über die Fortschritte der Elektrizität oder Chemie oder Bakterienforschung und dergl. für existenzberechtigt hielt. Tem scheint nun glücklicherweise anders geworden, lind wenn jetzt wieder Werke geschichtlichen, philologische», archäologischen Inhaltes erscheinen, die sich an weitere Kreise wenden, io kommt dadurch einerseits die erfreuliche Tatsache eines wiedererwachenden allgemeineren Interesses für ideale, humanistische Wissenschaft zum Ausdruck, wie andererseits auch die Absicht, dieses Interesse weiter zu beleben und zu fördern, Anerkennung nnd rühmende Erwähnung verdient. Ein hervorragender Platz unter diesen Werken gebührt der „Hellenischen «ultur" von Baumgarten, Poland und Wagner. Schon die in der Gelehrtenwclt wohlbekannten Namen der Verfasser sind eine Gewähr dosür, dasz das Buch das von ihm erstrebte Ziel zu erreiche» geeignet ist. lind die hohen Erwartungen, mit denen man an das Buch herantritt, werden bei der Lektüre durchaus erfüllt, stellenweise sogar — Ner. glaubt dies wohl sagen zu können — noch weit übertroffen, während die sich vielleicht aufdrängende Befürchtung, das; der verhältnismäßig geringe Umfang (mir 4M S. bei zahlreichen Abbildungen im Text) nicht auSreickMd wäre, um der gesamten hochbedeutenden «ultur des alten Griecheiiünd gerecht zu werden, daß die Tarstellung notgedrungen eine oberflächliche, vielfach fragmentarische sein müsse, sich sogleich als unbegründet erweist. Bei aller «nappheit sind die wichtigsten Punkte in geniigender, abgerundeter, klarer, bisweilen geradezu mustergültiger Weise bclMdelt. Ties gilt zlmächir von dem ersten «apitel: über die mykenische Epoche — nach der treffenden Bezeichnung der Verfasser: „Das Altertum" des griechischen Volkes. Was hat bisher das größere Publikum von der wichtigen und interessanten mykenisckmi «nltnr gewußt? Wohl war der Name Schliemanns allbekannt: aber nur wenigen wird das volle Verständnis der Bedeutung seiner Funde aufgegangen sein: "nd lvas nach Schlieman» war, z. B. in den letzten Jahren die kretischen Entdeckungen, ist über den «reis der Fachgelehrten schwerlich hinansgedrungen. Hier nun finden wir die auf «reta neuentdeckte, bisher noch nicht entzifferte Schrift in ihrer unMöbaren Bedeutimg für die Geschichte unseres Alphabetes zum ersten Male richtig gewürdigt: hier bestimmt und rückhaltlos ausgcivrochen, daß die mukenischc «nltur als solche nicht eine orientalische, sondern selbständig ans griechischem Boden, wenn auch in Fühlung mit dem Orient und mit Ägypten erblüht war. Nicht ganz so gesichert erscheint, was über die mvkcnische Religion gesagt in. Auch hätte eine schärfere Berücksichtigt:,/, der chronologischen Verhältnisse stattfinden müssen; die Unterschiede zwischen den Zeiten des ersten Palastes von ttnosos und denen der Palaste in Mukenä und Tiryns sind doch zu grosz, als das; man leichthin darüber l,i,lweggehen dirrfte, und die Basen der imikenischen Blütcperiode können niclit ohne weiteres mit der späten miegervase zusammengestellt und oergliehen werden. — Gleich hier möchten wir

bemerken, das; wir unter deu Abbildungen die sogen. „Üiekonstrnktioiien" (der Burg von Tinins: des Schatzhanses des Atrcus) gern vermiszt hätten: gerade für den nicht scichqebildeten Leser sind solche Rekonstruktionen recht gefährlich, da sie seinem Geiste leicht ein falsches Bild einprägen können. Denn auch bei im allgemeinen gut gesicherten Grundlagen sind die Einzelheiten doch mehr oder minder fraglich, bleiben mehr oder minder Phantasiegebilde. — Tie politischen Berhältnisse während des griechischen „Mittelalters" sind nock, wenig aufgeklärt, sowohl für Athen trolz des Aristoteles neugefuudcncr Schrift vom .Staate der Athener", als auch für Sparta. In, grossen und ganzen dürften die dm, Poland gezeichneten Ilmrisse der Wirklichkeit entsprechen. Unbegreiflich aber erscheint es, wie er im Gegensätze zu dm neuesten Anschauunge,! der Forscher, denen er doch sonst Rechnung zu tragen pflegt, für die Geschichtlichkeit des Gesesgebers Lykurg eintreten konnte-, zum mindesten hätte dieser fiir die gesamte Geschichte des spartanischen Staates grundlegende Punkt eines näheren Eingehens bedurft, wie es anderen Spezialfragcn, namentlich

Eleusinisches Relief, Alhen.
Aus- „Die Hellenische Knlwr," Dargestellt von F, «aumzarten, F, Poland, R, Wagner,
Lcixzig'Berlin, B, G, Tcubner,

auf dein Gcbiete der >iuust und Literatur, in dem Buche zuteil geworden ist. Baumgartcn und Wagner haben iu dieser Einsicht den Rahmen des Werkes vielleicht sogar etwas überschritten: denn die fast fachwisscnschaftliche Erörterung über den griechischen Tempelbau (insbesondere über die „Ecktriglnphe"). über die Giebelskulpturen von Aegiim, über die Pferde im Partheuomrics, die ausführliche Bchandlung des epischen Cyklus und der ältesten griechischen Lurik envccken clier den Eindruck einer speziellen griechischen Kunst- bezw. Literaturgeschichte als eines fiir weitere Leserkreise bestimmten Überblickes über die ganze hellenische 5mltnr. A» und für sich sind die erwähnten Abschnitte neben vielen anderen, von denen nur die glänzende Darstellung der attischen Skillptur iin 6. Jahrhundert und die Inhaltsangabe der Aichuleischen Dramen

hervorgehoben seien, durchaus ancrkennenslvert. Den GlanzPunkt des ganzen Buches bildet aber meines Trachtens der Abschnitt über die „homerischen Gedichte": ihre Entstehung wird, von dem einzig richtigen Standpunkte aus, in meisterhafter Klarheit, wie andererseits in mafzvollster Weise erörtert: mit hinreijjcnder Wärme ist die Schönheit der homerischen Dichtungen und ihr allzeit dauernder Wert gepriesen. „Erst dann, wenn wir uns einmal wirklich lebhaft in diese kindlich naive Anschanungsweise zurückversetzen, werden wir mit Schrecken gewahr, wie ties wir in unserer erleuchtete» Zeit im Banne der tönenden Phrase und der höflichen Kesellschaftslüge stehen." (S. 166.) Oder an anderer Stelle (S. 56): „Nicht mir wegen seiner unvergleichlichen Kunst der Schilderung wird Homer in der Menschheit ewig leben, sondern auch die von ihm geschilderten Zustände, die eine so einzige aufrichtige Natürlichkeit und schlichte schöne Menschlichkeit atmen, werden der Jungbrunnen bleiben, in den wir immer wieder gern hilmbtnuchcn, um uns auf uns selbst zu besinnen." — Wie hier bei Homer, fo wissen die Verfasser allenthalben lichtvolle Ausblicke aus dem griechischen Altertum aus die Gegenwart zu eröffnen: so bei der Betrachtung der Aristophanischen iiomödie, Ivo es heifzt (S. 4"Z!1): ^Sodann aber mögen moderne Sittenrichter bedenken, dnh die grobe Unzweidentigkeit, die derbe Offenheit, mit der das lebensfrohe Altertum dieses Gebiet behandelte, ... gewisz nicht so viel Schaden angestiftet haben, wie die raffinierte Schlüpfrigkeit und die halbverhiillteu Zoten französischer Lustspiele und Operetten": so bei der delphischen Amphiktnonie, die init der Genfer Convention vergliche,! wird, bei der Männer- und Frauenklcidnnn n. s. w. Überall wird uns mit beherzigenswerten Worten zum Bewußtsein gesübrt, wie wir, die wir es so herrlich weit gebracht habeu tu der Mlltur. dock, nicht Beranlassung hätten, auf die alten Griechen verächtlich herabznblickcn. Und wenn wir anerkennen, das; das Buch dem Leser vieles gibt, das nicht blosz als idealer Gewinn humanistischer Gelehrsamkeit zu bezeichnen ist, dessen Kenntnis vielmehr auch recht praktisch für die Weiterentwicklung unserer Äultur von Nnsen sein kann, so ist dies wohl das höchste Lob, dessen sich ein klassischphilologisches Werk zu rühmen vermag. Nord und Süd.

Tie Ausstattung des Buches ist vornehm, die zahlreichen, trefflich reproduzierten Abbildungen gnt ausgewählt. L. L.

Kolossalslatue vom Mausoleum, Aus: „Die Hellenische Kultur," Dargestellt von F. Baumgarten, F. Poland, R, Wagner, Leivzig.Berlin, B. <S, Teubner,

Fritz ReuterS sämtliche Werke, Bollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben von Dr. !>iarl Friedrich Müller. Leipzig, Max Hesses Verlag. Mit dieser neuen Rcuterausgabe haben sich der Herausgeber und der Verlag aufrichtigen Dank aller Reuterfreimde verdient. Jener hat sich nicht damit begnügt, einen bloszen Neudruck der Werke zu geben, sondern hat den Text fast sämtlicher Auflagen mit grosser Sorgfalt verglichen und die ursprünglichen Lesarten teils durch Bergleichung festgestellt, teils durch Konjektur wiederherzustellen gesucht. Mt Erstaunen wird wohl jeder Leser bemerken, wie gros; die Zahl der Textfehler ist, die sich im Laufe der Jahre eingeschlichen haben und von denen der Herausgeber in den Einleitmyen uur einen Bruchteil anführt: in „Kein Hüsung" ist sogar (Abschn. 12) eine ganze Seite verschwunden und jetzt erst wieder eingefügt: in der „Stromtid" geht durch sieben Auflagen eiue falsche «apitelzählung u. a. m. Ihren besonderen Wert aber erhält die Ausgabe durch die Einleitungen zu den einzelnen Schriften. Hier zeigt sich überall eine unbefangene und daher richtige Würdigung, gestützt auf genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, ganz im Gegensatz zu Glagau, dessen Anschauungen der Herausgeber wiederholt und mit Recht bekämpft. Wohl selten sind so schiefe, durch keinerlei Sachkenntnis getrübte Urteile über einen Schnftsteller ergangen, wie von Glagau über Reuter. Über den Wert oder Unwert der Sammlung „Julklnpp", sowie der dramatischen Werke lciszt sich streiten, jedenfalls bat sie der Herausgeber mit Recht in die Sammlung aufgenommen. Bielumstrittcn ist bekanntlich „Kein Hüsung": nm die richtige Würdigung dieser Dichtung hat sich der Herausgeber ein besondere? Verdienst erworben. Man war bisher in weiten Kreisen geneigt, die geschilderten Verhältnisse zu krasi, zu tendenziös gefärbt anzusehen: die auf sicheren geschichtlichen Grundlagen beruhende Erläuterung, die der ‚Herausg'eber vorausschickt, zeigt uns, das; Renter die Darstellung der Verhaltnisse der mecklenburgischen Tagelöhner nicht übertrieben hat: man wird es jetzt erst richtig verstehen, ivarnm der Dichter aus seinem mitfühlenden Herzen heraus „Kein Hüsung" als sein bestes Werk zu bezeichnen pflegte, und kann ihm in diesem Sinne beistimmen. Zehr dankenswert ist es ferner, da« der Herausgeber in den Einleitungen die Leser mit den Persönlichkeiten bekannt macht, die Reuter in seinen Säiriften auftreten läsjt: was bisher bei Römer, Raab, Gaedertz vereinzelt aufgeführt war, ist hier zusanimcngestellt. In betreff der Person Bräsigs weist der Herausgeber die „Konibinationswut" von Wogau und Raatz mit Recht zurück: vielleicht hätte er (etwa in der Einleitung zu den „Abenteuern des Entspckter Brasig"1 erwähnen können, dafz Rentcr auch die Memoiren Bräsigs zu schreiben angefangen hat (vgl. Wilorandt in der Volksausgabe). In der Auswahl der „Kleinen Schriften" zeigt die Ausgabe eine weise Beschränkung: ei» glücklicher Gedanke war es, die Streitschrift Reuters gegen Klans Groth aufzunehmen, streiten laszt sich vielleicht darüber, ob Fnsznoten, wie sie die Volksansgabe hat, oder ein angehängtes Lexikon, wie in der vorliegenden Ausgabe, den Borzug verdienen. Was endlich die Grundsätze über die Orthographie anbelangt, die der Herausgeber anfstellt, so kann Ref. ihnen nur beipflichten: denn eine allgemein gültige Orthographie des Plattdeutschen ist bei der Verschiedenheit der Dialekte nicht zu crreiclxn. Alles in allem bat die Hcssesche Ausgabe, ganz abgesehen von ihrem billigen Preise, vor den bisherigen so viele Borzüge, das; anch denen, die den Reuter schon besitzen, entschieden zu raten ist, sich zur Ergänzung und zum besseren Verständnisse anch diese noch anzuschaffen.

S. Sek.

Bibliographische Notizen.

Geschichte der deutschen Ordensburg und Herrschast Busau. Von Ur.

Karl Fuchs. — Wien, Seidel n. Zoh». Wenn man in gegenwärtiger Zeit es sich angelegen sein liifzt, ans den Ruinen alter Burgen letztere in ihrer ursprünglichen Bauart wieder neu erstehen zu lassen, so kann man als Triebfedern hierzu jedenfalls «nnstbcgeisterung und patriotisches Empsinden be

zeichnen. Laugst Vergangenes soll wieder zu neuem Leben erweckt werden. In diesem Sinne ist durch den .hoch- und Deutschmeister des hohen deutschen Ordens, Erzherzog Eugen, die diesem Orden seit 1KW gehörende, bei Müglitz in Mähren gelegene Burg Busau als ein erhebendes Wahrzeichen altdeutscher Baukunst wieder hergestellt und die Restaurierung in stilvoller Weise dnrch

den Professor an der König!. Akademie zu München v. Hanberisser durchgeführt worden. In dem vorliegenden, vortrefflich ausgestatteten und mit einer Abbildung der Burg Busau versehenen Buche behandelt der Verfasser nnter sehr sorgfältiger Benutzung eines umfangreichen, am Schluß aufgeführten Quellenmaterials die Geschichte der Burg. 10 urkundliche Beilagen bilden gleichsam den 2. Teil des Buches, das eine ganz interessante Lektüre bietet und als ein wertvoller Beitrag für die deutsche Geschichte im allgemeinen und für die mährische Landesgeschichte im speziellen bezeichnet werdcu muß. L.

Mutterrecht. Von Mite Kremnitz.

Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v.

S. Schottlaender. 1906. Ein ckiararteristischer Vorzug, durch den sich alle Werke der bekannten und geschätzten Schriftstellerin auszeichnen, ist die dramatisch bewegte und lebhafte Handlung, die stets das Interesse des Lesers zu fesseln und bis zum Schluß rege zu erhalten weiß. Auch in der ErzäKlung „Muttcrrecht" müssen wir das kühn entworfene, kraftvoll und mit packender Realistik durchgeführte Mtiv bewundern, um so mehr bewundern, als sich damit ein fein-psychologisch gezeichnetes Charakterbild, das der Haupthcldin, verbindet. Das Seelenleben einer schwer geprüften, aber stark und natürlich und vernünftig veranlagten Frau enthüllt sich vor uns in all seinen mannigfaltigen Regungen und Empfindungen. —

Ein durchaus originelles Thema wird auch in der Novelle „Sein Brief', die, im Anschluß an „Mutterrecht", bereits in zweitem Wdruck erscheint, spannend und ergreifend behandelt. Ter Band enthalt ferner die kurzen Erzählungen: „Die Diplomatin", „Auf Umwegen", „Abends" nnd „Jon".

v.

ThanatoS. Erzählende Verse. Von A. K. T. Tielo. Stuttgart, Axel Juncker. Tielo ist eine dichterische Persönlichkeit, ein Poet, der nicht die Fußstapfen anderer breit tritt. Schon das poetische Vorwort „Thanatos" zeugt von eigener Kunst und Kraft: „Wirkender Purpur und taumelnder Tanz! Erbleichende Lippen schrieen! — Ich lag, geblendet von Granen und Glanz, vor ihm auf wankenden Änieen. Und ins Dunkel brauste sein Riesenroß, und e« bebte mein betendes Schweigen: Dir, weltverhaßter Gott, Thanatos, sich Sterne und Stirnen neigen, n. s. w." Der Dichter besitzt ein feines Gefühl für das Frische, Farbige, Packende, Hinreißende, und ein feines Ohr für den Ton der Ballade und des sozialen Stimmungsbildes. Mag er seine Stoffe der Bibel oder altindischen und griechischen Mthen. der Geschichte oder dem deutschen und litauischen Sagenschatz entnehmen, immer wirken die erzählenden Verse lebendig und anschaulich. Der letzte, mehr lyrische Teil des Buches zeigt ihn auch von zarter Innerlichkeit und warmer Natürlichkeit.

-Fine deutsche Monatsschrift.

Begründet
von

Paul Lindau.

LXVI. Band. — >Uärz M6 — Heft

(Mit einem Portrait In Radierung! Rudolf TucKen,>

WreFlsu

Lchlesische Vuchdrnckerei, Kunst» und Verlags» Anstalt v. ?. Zchsttlaender.

Der Kaiser.

von

— Berlin kjalensee. —

starken, stolzen Friedenskaijer, dcr mit seiner ganzen Pietär ,ind Inbrunst die Sieges- nnd Saatzeit der Regierung Wilhelms I. in bekenntnisfrohcn Feiern begangen bat, naht das erste der eigenen Jubiläen, Tas intimste, das er feiern kann, und das menschlich schönste. Es klingt wie im Märchen: es war einmal ein mächtiger König, der hatte eine sromme gute Königin. Die hatte ihm sechs mntigc Prinzen geschenkt nnd zuletzt ein liebliches blondes Töchterlein. Und sie waren alle glücklich und gesund und hatten einander von Herzen lieb.

Es ist schon jetzt unzweifelhast, daß die künftige deutsche Gcschichtschreib,„ng von einer „Zeit Wilhelms II," sprechen wird, To wie es eine Zeit Marimilians, eine fridericicmische, eine josephinischc, eine unpoleouischc (auch fiir uns), eine Zeit Wilhelms I. und Bismarcks, was untrennbar ist, gibt.

Schon das wechselvolle Profil dieser Aufzählung zeigt, das; das nachlebende und nachbenennende (Gedächtnis nicht immer eines unerläßlichen Gipfelinaßes bedarf, sondern sich an das hält, was fiir eine Zeit am mar-' kantcslen ist. Und zwar, wenn es möglich ist, an den für eine Zeit am meisten bezeichnenden lebendigen Willen, Es ist banal zu sagen, das; jede Betrachtung über die politischen und die Kulturerscheinnngen unserer Zeit immer sogleich auf die Person des Kaisers stößt und nirgends nm ihn Kerunikommt, Um aber etwas Pertiefleres über Bedingungen »nd ge»

St*

schichtlichcn Wort dieser Erscheinung sagen zu wollen, niiifzte man nicht bloß des einen Mannes Persönlichkeit noch viel genauer beurteilen können, als es trotz ihrer immerwährenden Selbstdarbietuugcn an die Beobachtung den Mitlebenden möglich ist, die damit längst nicht, wie jeder Schüler der Historie weiß, die dauernden Dokumente seines Wesens in den Händen halten. Man müßte ferner zuvor die Wechselwirkungen, von denen jeder Monarch, jeder Mensch mitbestimmt wird, die Psychologie der ganzen Generation um den lebenden Kaiser her sich klar machen können. Dieses Gesamtbild unserer Tage ans deren innerstem Charakter zu deuten, wird eine weiter abgerückte Nachwelt das vollständigere Material, den reineren Überblick besitzen. Auch das in keiner Hinsicht mehr befangene Wort anzuwenden, wird erst sie in der Lage sein.

Es könnte nichts Müßigeres geben, als alle Kritik wieder hervorznsnchen, welche Wilhelm II., seit er zuerst als prinzlichcr Anwärter und rasch dann schon als Kaiser in die öffentliche Beachtung trat, jemals rege gemacht hat, und zwar stets viel mehr mit seinen Worten, als mit seinen Handlnngen. Kritik, die zu einem Teile ganz gewiß redlich und oftmals berechtigt, zum großen andern Teil aber nnch voreingenommen, spitzfindig, kleinvcrsteherisch und vcrdeutelnd war. Nicht derjenige geht den Weg einer geschichtlichen Betrachtungsweise, der immer wieder an den Stacheln und Häkchen des Wcgzauns hängen bleibt. Sondern der die Linie des Weges innehält und mit freier Umschau dessen Ziel, als Erkennender gewinnt.

Wäre Wilhelm II. auf einen Regenten wie Friedrich I,, den König vor zweihundert Jahren, oder etwa Friedrich Wilhelm II. gefolgt, so würde sein Debüt von stürmischen Applausen begrüßt worden sein. Unsicher wäre nur, auch das sagen zu wollen, wohin die leicht nnd glatt sich öffnende Bahn, die freudige Schildcrhebung seines Namens den jungen hochgemuten Herrscher fortgerissen haben könnte. Ein solcherÜberschwang seiner als allerlösend empfundenen Thronbesteigung ward Friedrich Wilhelm IV. znteil und wurde die tragische Belastung für seine Natur und seine Regierung. Seine Sonne ging auf im strahlen» den Licht seder goldenen Hoffnung, und nur zu bald ermattete und der' schwand sie im heranbranendcn Gewölk, nm schließlich in umdüstcrter Vcrgeblichkeit und Vergessenheit traurig wcgzusinkcn. Uns Nxird aus vielen Nebeln des Morgens, die mählich zerrissen und zu Boden gingen, ein hoffnungsvoll leuchtender Tag.

Kaiser Wilhelm II, ist durchaus ein anderer als Friedrick Wilhelm IV. Alle Vergleiche mit diesem sind Oberflächlichkeit! alles Gerede, daß er Nomantiker sei, ist ein gedankenlos nachkopiertes Zitat. Für die alten Burgen unseres Vaterlandes und solche Dinge interessiert sich jeder gute Deutsche, Auch er zwar trägt auf seiner Natur den allgemeinen Historismus und die Eklektik, die unserer ganzen Generation durch eifrige Bildungsuche angczüchtet worden sind. Aber er ist dabei, genau so modern und ziclsuchend, wie dieselbe unsere Zeit es im Wideripiel ebenfalls zn sein begehrt. Ja er ist es in vielen Stücken freier nud mehr als in ihrer Gesamtheit sie. Gerade je drangvoller, vorwärtsstrebender, zukunftobewußter dieser Kaiser ist, um so empfindlicher spürt er die Bindungen und Hemmungen des neuzeitlichen Monarchen, der voran will, der sich Tcutcr und Führer iveiß, aber der unter heutiger Lachlage eben nur dann noch weiter kommt, wenn er die schwere Masse der Unbeflügelten, Unberittenen, Lahmen und Widerwilligen hinter sich und mit sich behält, wenn er sie in Trab bringt und personlich unmittelbar sie mit sich reißt. Hieraus, nicht aus reaktionärer oder romantischer Gesinnung erklärt sich manches, von mechanischem Verstehen als antikonstitutionell ausgelegte Wort des Kaisers, der sich niemals ernstlich als unmodern und niemals als rückständig gezeigt hat. Hieraus erklärt sich das hänfig wiederholte Bezugnehmen auf seine Ahnen, welches durch geschichtlichen Nachdruck überzeugen wollte, daß der Hohcnzoller den rechten Weg hält, daß man ihm vertrauen und ohne weiteres folgen darf.

Nein, er kam ganz anders in seine Regierung, als Friedrich Wilhelm IV., und man darf gcwisz sagen, d« Schatten über seinen Anfängen wurden sein Glück. T<r eine war, daß in der gleichen Zeit die von dem Kaiser Friedrich III. erwarteten, wahrscheinlich voreilig gemutmaßten Parteinahmen den ans sie Rechnenden verloren wurden, während man seinen Sohn, den Prinzen Wilhelm, der die Versammlung bei Wnldersee und um Ltöcker besucht hatte, sür einen Mucker und für einen Antisemiten hielt. Was aber solches für die Aufnahme eines Mannes nicht nur in der deutschen, sondern in der gesamt europäischen Meinnngsmache und Presse bedeuten muß, braucht ja nicht erst gesagt zu werden. .<iaum jemals ist der übliche Optimismus, der sich an die Regierung?» cintritte zu knüpfen Pflegt, so gründlich von vornherein ins Gegenteil verdorben worden, als im Jahre 1888. Wenn damals die Deutschen Bnndcsfürstcn in einem wahrhaft großherzigen Akt ihres persönlichen Erscheinens sich um den jungen Thron des neuen Kaisers stellten, wenn verschiedene wohlmeinende Männer (Hinzpeter, Graf Tonglas n. a.) cius ihrer intimeren .Kenntnis des jungen Monarchen sich zn dem gewiß ungewöhnlichen Mittel gedrängt fühlten, ihn seinem Volke in objektiv beleuchtenden ^eitbroschüren zn empfehlen, so hatte das alles schweren Stand und zunächst wenig sichtbaren Erfolg. Tiefer Kaiser hat wahrlich nicht bloß manches zu lernen, umzudenken, vergessen zu machen gehabt, ganz ähnlich wie der große Kurfürst, der erst nach dem hastig nervösen, peinlich belehrenden jülichschen Kriege, nach einähriger Regierung, von da ab der streng und unbedingt gerecht wägende, sorgfältige, ruhige, aber cmch entschlußfeste Mann wurde. Er hat auch lange ^ahre, selbst wo die Ursache» und Anlässe versagten, unter dem Zeichen einer gefühlten persönlichen Verkennnng gestanden. Und dies nicht znin wenigsten mag der bittere Ansporn gewesen sein, wenn er oftmals so snverlativisch, bald durch Versicherungen, durch werbend gebotene Treue um Treue, bald wieder durch die stolz uud herb betonte Majestät seines berufenen Rechts, gesucht hat, sich zur edleren Geltung, zum gläubigen Verständnis seines guten und besten Willens zu bringen.

Aber viel wesentlicher, weltgeschichtlicher ist doch der andere Umstand, der seinem Regierungsantritt das Zeichen gab. Wir haben schon einmal darauf gedeutet: Wilhelm II. folgte auf keinen Georg Wilhelm, anf keinen Friedrich I. oder auch selbst Friedrich Wilhelm III. Er folgte auf die eng miteinander eingclebtc Zweieinheit Wilhelm I. und Bismarck. Tie Maßstäbe, an die uns eine unvergleichliche Zeit gewöhnt hatte, dauerten fort, während der neue Herr den Giganten nickt ertrug, von dem die Maße genommen waren. Diese perspektivischen Verhältnisse in ihrer weltgeschichtlichen Ungcwöhnlichkeit machte sich nicht jeder klar. Unter sie rückte nun die durchaus schwierige Lage des Deutschen Reichel bei seiner Aufgabe ungeminderter europäischer Behauptung und mit seiner bescheidenen, aber auch so noch von der Abgunst als dreist empfundenen überseeischen Erpansion. Sein Bestand und seine Geltung waren dem Reiche bisher gewährleistet worden durch die hohe europäische Achtung, vor Kaiser Wilhelm I., durch den Glauben an seinen Friedenswillen und durch den Respekt vor dem deutschen Schwerte, aber in ebenso vorderer, vielleicht allererster Linie durch die ganz besondere Scheu und Vorsicht aller einzelnen Regierungen vor der Persönlichkeit Bismarcks. Tie lastende Wnckt der Verantwortung in dieser Situation, bei Verzicht auf ihre stärkste Sicherung, schien die Fähigkeiten fast jedes Nachfolgers undschien allen Optimismus erdrücken zu ^missen.

Wilhelm II. nahm diese Wucht auf seiue Schultern. Nicht weil er ungeduldig lange hätte warten müssen, zn Jahren, welche freilich die Ungeduld wohl steigern mögen, aber auch wieder durch sich selber ein Gegengewicht zu ihr enthalten. Er war jung, durch tragische Verkettung unvermutet früh, ohne voransgewöhnendc Selbstprüfungcn, auf den Thron gelangt. Alle seine Erfahrungen, ja Beobachtungen lagen vor ihm auf dem Wege, Er brachte den ganzen persönlichen Sicgesmnt der Jugend mir. Tnrch rasch in Tat nmgeseizte kühne und edle Ideen wollte er „alle Menschen glücklich machen". Und er meinte auch noch, ebenfalls nach Bismarcks scharf treffendem Worte, die Politik könne gemacht im'rden nach den sicheren und restlosen Gesetzen der chemischen Kombinationen.

Während sie doch mit Menschen gemacht werden muß und der Hauptbestandteil aller staatsmännischen Kunst immer die erfahrungsreiche, erkenntnissichere Psychologie verbleibt, nicht minder auf die Völker, wie auf die Einzelnen angewandt. Es war die unvermeidliche Komegucnz seines drangvollen starken Willens zur persönlichen Initiative und zur Beschleunigung seiner Ideen, daß er sich ansänglich nur mit der will» fahrenden, vollzngsbcreitcn Gefügigkeit zusammenfinden konnte. So schied um deswillen nicht nur Bismarck aus, nach anderthalb Jahren der überbrückten Konflikte, sondern trat auch sonst die ErfahrnngSpraris und selbständige Reife aus der Front des Materials an Persönlichkeiten, mit denen die kaiserliche Politik gemacht werden konnte. Selbst das Wcitergelangen von dem Zusammenarbeiten mit der willenlosen Bereit' schaft zu dem nachfolgenden Zusammenarbeiten mit der diplomatisierenden Geschicklichkeit konnte sich erst allmählich vollziehen. Indessen hiermit, am frühesten angekündigt durch Miguels Ministerium, beginnt doch schon der Ausgleich mit der neben dem Kaiser möglichen Kapazität,

Überschätzte er sich? Toch Wohl, wenigstens in den Hauptsachen, nicht. Aber er glaubte an sich, wie der ungestüme gute Witte, wenn er sich sachlich weih, es immer tut. Er dachte nichts weniger, als das; ihm alles leicht bereitet sei, hatte sehr stark jenes Gefühl, sich erst noch zur Geltung bringen zu müssen. Taher sein Bekenntnisdrang ans allen Gebieten, sein Eifer und seine Lust zu zeigen, er verstehe etwas, habe Urteil, so meine er'S, so müsse es richtig sein. Um deswillen haben wir, hat ganz Europa diese unzähligen Stellungnahmen und Zielweisnngen zu hören gehabt. Tnmit man sehe, wer er persönlich fei, lag jedes Augenmerk seines Geistes und sogar die im Werk befindliche Politik stets vor aller Angen nnd wurde im Gegensatz zu sonstiger Staatskunst immer manches angckündet über das hinaus, waS sich der baldigen nnd leichten Verwirklichung als erreichbar erwies. „In den meisten Fällen," sagt Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen, „ist eine offene und ehrliche Politik erfolgreicher als die Feinspinnerei früherer Zeiten, aber sie bedarf, wenn sie gelingen soll, eines Maszcs von persönlichem Vertrauen, das leichter zu verlieren als zu erwerben ist."

Aus solche Weise vollzogen sich des neuen Herrfchers Lernen und Bclchrtwerden, sein allmähliches Zurechtfinden immer anf offener Bühne bei stark akzentuierten Monologen. Bon den sprunghaften Freundschaft' suchen und entsprechenden Verstimmungen in den internationalen nnd höfischen Beziehungen bis zu der gelasseneren, würdigen Haltung von heute. Von dem Abkanf parlamentarischer Reibungen durch die kaprivischeu Flottenverzichte bis zn den Entschlüssen nnd Ermahnungen zugunsten unserer Seegeltnng nnd bis zn der überzeugenden Propaganda und nationalen Bereitschaft für sie, welche erfolgreich herbeigeführt zu haben keines anderen Mannes und Kreises Verdienst so sehr ist, als das persönliche des Kaisers. Von den Nebelgebilden einer mit den Polenträumen operierenden Gestaltung im Osten bis zu der klaren deutschen Ostmarkenpolitit von heute und bis zur Wicderanbahnnng der nicht so sehr für Bismarck, als für Wilhelm I, traditionellen nnd nnveräns',erliehen monarchischen Freundschaft init Rußland, Von der anhaltenden Versumpfung einer aktiven auswärtigen Politik bis zu dem leisen, aber eindrucksvollen Erklirren des ruhenden deutschen Schwertes, da fremde Ministerien sich zusammenfanden, um über Fragen, die bisher als europäische behandelt waren, in Nichtachtung Teutschlands z» verfügen.

Es ist vieles sehr viel besser geworden. Und hierzu darf auch einmal ausgesprochen werden: das meiste ist sicherer nnd stetiger geworden, seit unter den Zuschauenden nicht mehr Bismarck ist. Ter Steuermann des neuen äZnrses ist innerlich freier geworden, seine Hand liegt fester nnd ruhiger, seit ihm der lebendige Schatten des Gewaltigen nicht mehr auf die Bussole fällt. Es ward leichter, dein Staatsschiff, sofern sie die beste ist, mich wieder sust die Richtung zu geben, welche unter der beratenden Leitung des großen Kanzlers die Regierung des weisen alten Kaisers fuhr. Mit kaum etwas aber haben Wille und Wirksamkeit Wil° Helms I. und seines Kanzlers so eifrig ihren Schüler und Nachfolger in Wilhelm II. gefunden, als mit ihrer Auffassung der monarchischen Stellung, Man kann nicht lebhastcr das „streng dienstliche Gefühl der Rcgentenpflicht" betätigen, das Bismarck als den Grundzug des königlichen Hobenzolleriitums dezeichnet hat. Er, der für des Königs entscheidend bestimmendes, souveränes Reckt, auch im modernen Staat, als junger Abgeordneter wie als ersah, iingbeschiverter Minister gleich leidenschaftlich gekämpft bat. In demselben liberalen Jahrhundert, da die weltmächtigste Krone, die englische, vor ihrem Parlament und ihren Parteiministcrien znr bloßen vornehmsten gesellschaftlichen Erscheinung ilires Volkes wurde und die Könige in Nord und Süd nnd Wesi znin dünnen Schattenspiel verblaßten, haben Willielm I. »nd Bismarck durch eine wunderbar feinfühlige Verbindnng von Hönigsgewalt und nationalem Staatsbürgerrecht die Monarchie nicht nnr aus ihren Kämpfen und aus der allgemeinen Geringschätzung wiederhergestellt, sondern sie ans den unverlebten Säften ihrer lebten germanischen Wurzeln gliickhaft verjüngt und ihr dadurch eine Kräftigung von innen her gegeben, die wertvoller als jede andere ist. Nicht der eine hat es vollbracht unö nicht der andere allein. Auch ein Bismarck hätte dieses in sein anerkanntes volles Recht gesetzte .Königtum über dem zuständig beratenden, tvnstitntioncll verantwortliche!? Minister und über dein sowohl beschlnßfassendcn wie kontrolierenden Parlament nicht durchbilden können, obne die mühelose Hoheit, womit sein alter König nnd Kaiser zu allen Zeiten ganz von selber der bedachtsam nnd gelassen die letzte Entscheidung der Tinge für sich behaltende Herrscher blieb.

In diesem Erbe weiß sich der Enkel. Aber nicht nnr in der woblerbaltenen Hoheitsgewalt des spezifischen Hohcnzoltcrntnms steht er damit, sondern in einer allgemeineren geschichtlichen Gesetzlichkeit, die sich dem Historiker aufdrängen muß, To hatte auch Richelieu einst, der Bismarck Frankreichs, erstlich sein Königtum in die vorderste Front der europäischen Monarchien gerückt und zweitens, bis auf die Unterschiede der Zeitlagen ähnlich, die Unangreifbarkeit wie die Befchlshoheit des ministeriell beratenen Monarchen durchgeführt. Ans derselben Logik, womit auf die geschichtliche Einheit der beiden Namen Richelieu und Mazarin das persönliche Königtum Ludwigs XIV, nachfolgte, hat Wohl auch Wilhelm II. als der persönliche Künder des selbsteigencn Gottesgnadentums entstehen müssen.

Aber hierin, in dem beiderseitigen freien Selbstvertrauen und Verzicht auf ministerielle Deckung nach außen erschöpft sich die Parallele zwischen Ludwig XIV. und Wilhelm II,, soweit man sie politisch faßt und nicht auf das Dekorative, Ausstattungsmäßige, zur Schau Stellende hinüberschweifen will, worin vielleicht ebenfalls eine Gesetzlichkeit liegen kann, sobald der Herr des Hofes selber durch jegliche Dinge hindurch regiert. Alles andere bleibt verschieden. Vor allem die Einschätzung der Verwcndnngsmöglichkeit für die individuellen geistigen Mittel, Tort der Bourbone, genau sich der Grenzen seiner Fähigkeiten bewußt, daher stets die Klugheit seiner gntgcwählten, vollständig ausgenutzten Berater in den Ausfluß der eigenen gottverliehencn Weisheit verwandelnd, persönlich nie anders als zögernd, sorgfältig überlegt, undurchsichtig, karg. Hier der Hohenzoller, immer voll eigener Gedanken und Entschlüsse, daher immer lebhaft nnd sicher, selbst dann, wenn nur eine flüchtige Sachlage, ein Affekt, eine lockende Suggestion die Basis dieser schnellen Sicherheit geworden sein sollte. Aber auch in anderem bleibt zwischen de» beiden königlichen Erscheinungen d«r ganze Gegensalz bestehen, welchen die Bewußtheit von Armut oder von Reichtum den Naturen gibt. In Frankreich, bei Ludwig, der ganze Bedacht darauf konzentriert, die gegen ihre Unzulänglichkeiten sich anfringcnde könig liche Person in ein künstlich feierliches Majestätsgebildc zn erböhen, durch kurzlebige Mittel, durch eine Gloirepolitik, die sich an der Zukunft Frankreichs und des Bvnrbonenbanses rächen wird, durch die egoistische Ernte aus jeglichen Tingen sür den Nimbus eines aus den Menschlichkeiten, ihren Gesetzen und Maßstäben abgelösten Königtums. Bei Wilhelm II. cine verschwenderische Nichtachtung der Entrücktheit des Monarchen, ein bedenkenloses, nacktes Hineinlaufen in jede Kritik, Ein schönes Vertrauen, das etwas herzbewegend Zutrauliches hat: man müsse doch endlich einsehen, daß er es großzügig nnd redlich meint, und daß er das Richtige weiß. Schon in der körperlichen Haltung spricht sich dieser Gegensatz ans: in der gemeisterten kühlen Förmlichkeit, den immer ansgeglichcnen, gemessenen, niemals vom Affekt bewegten Zügen des Königs von Versailles, in der gelesen sein wollenden Miene unseres Kaisers und in der lebhaften Gestikulation, woniit er seine Unterhaltung, sobald sie darlegend wird, begleitet. Und Ivo bei seinen öffentlichen Kundgebungen die Ablehnung zu ihm liindnrch dringt, da denkt cr's zu zwingen, indem er's min erst recht, lauter, deutlicher, herrischer sagt. In die Phalanx, die um die Throne steht und auf deren gliedernde Verdichtung der Roi Solcil das ganze Kunstwerk seines Systems in Anwendung brachte, will der moderne Kaiser sich nicht gebunden wissen- unmittelbar iiber sie hinweg begehrt er zu dem Volke hin und will es zu sich ziehen durch persönliche Einwirkung. Tic zweite Phalanr, die dann wieder um das Volk herum steht, als Parteiführung und Meinungsschncher, die sieht er wohl, aber unmöglich dünkt es ihm, daß sie ihm auf die Taucr den Weg verlegen wird. Und wenn er dazwischen ein enttäuschtes, zorniges Wort von den Nörglern spricht oder seinen Soldaten, so wie ihr Bildnngsmaß es frei von Umschweifen hören soll, ohne feinere psychologische Möglingen die letzten Konsequenzen des heiligen Fahneneides klar macht: das Mittel, zu dem er doch immer wieder zurückkehrt, bleibt das- schöne des suchenden Vertrauens, bleibt die Zuversicht, das; der von Gott der Nation gesetzte erblich gekrönte Führer, der Träger einer unvergleichlichen dynastischen Tradition, von der er sich nichts abmarkten läßr, am letzten Ende als der echtere Hort der Nation und des menschlichen Wolils in ihr erkannt werden müsse gegenüber den Interpreten seines mono.» chischen Rechtes und seiner Absichten, seiner Gesinnung. Ties darf man von dem gekrönten Manne sagen, der das Wort gesprochen hat: „Ich werde mich freuen, jedes Mannes Hand in der meinen zu wissen, sei er Arbeiter, Fürst oder Herr — — wenn mir nur geholfen wird!'" Eine Sache für sich ist es, wenn sich in der größeren oder geringeren Nähe eines solchen Herrschers auch die Erscheinungen wiederholen, welche geschichtlich so drastisch zum Wesen der alten absolutistischen Höfe uni> Regierungen gehörten. Für ihn znnnchft beweisen sie nicht; wie zornig es den Kaiser dreinznfahren drängt, wenn er solcher Tinge innc wird^ hat der Fall Kotze bewiesen, gleichviel ob sogleich ganz richtig ins Zentrum getroffen wurde. Von der Psychologie des menschlichen Milieus, das durch eine so individuelle Herrschererscheinung, auch im weiteren Umkreise der Zeitgenossen, entsteht, davon zu reden muß sich unsere Ausführung beute versagen. Aber sicherlich, von Kamarilla dürfte man mit keinem heutigen Rechte sprechen, nnd iiber alles mibere steht doch fest, wir haben jetzt einen Kanzler neben ihm und bei ihm. Um dahin zurück zukehren: niemand fände gerechtes Material zn sagen, Kaiser Wilhelm arbeite an einer über sich selber nicht hinausdenkenden Heldenrollc. Er hat es, wie gesagt, auch gar nicht nötig, nur ein Roi Zolcil zu fein. Wenn irgend er wohin gehört, so steht er neben den Besten der Hohenzollcrn, durch vorschauendc Sorge für Staat und Volk nach ganzenr Wissen und Gemmen. Jämmerlich müßte der sein, dem nicht feine gelegentlichen Bekenntnisse bis in die eigene Seele zu dringen der» mochten: über den Ernst, der durch ihn gehe, wen» er seiner Verantworte lichtest gedenke, über die Nccl^nschnst, welche dermaleinst abzulegen er sich bewnszt sei, wenn er vor dem höchsten Richrer erscheine. Wohl steht auch in diesen Stunden seiner Einsamkeit „unter den märkischen Kiefern und Eichen" erhebungsvoll ihm bei die Zuversicht der göttlichen Auszersehenheit durch Erbe, das feste und richtige Gefühl, in höherer und umfassenderer Pflicht zu walten, als nur der, ein Ornament im Staate, den Geschäftsführer eines Nestes staatsrechtlich umgrenzter Paragraphen darzustellen. Aber nicht so, daß diese übertragende Vorsehung ihm dazu gut wäre, leichter über seine Verantwortung hinwegzuhelfen. Nicht sein Gottes« gnadeutnm bürgt ihm für seine Person, sondern diese soll ihm luirgen für jenes und will sich als das rechte cmserwählte Werkzeug bewähren. Aus dieser Auffassung her, aus dieser heiligen Pflichtübernahme einer höher verliehenen Gewalt hat er sein Mittleramt zwischen Vorsehung und Geschicken ohne Scheu mit absolutistisch anklingenden Zitaten und Wendungen betont. Man darf doch so erläutern: darum ohne Scheu, so sorglos und ohne Acht von Ort nnd Gelegenheit, weil er das ergänzende Verständnis gesichert hielt, dafz des Herrschers höchstes Recht auch immer seine höchste Pflicht nnd die Nichtautastung des allgemeinen Rechts in sich schlieszr, und das; niemals ein fo selbstbcwnszter Monarch nachgiebiger als er bestrebt gewesen sei, des gottgegebcnen Amtes im Einklang mit der vielseitigen Realität der Bedingungen, Sachlagen und Anforderungen zu walten,

Tas vollständig überscheue Porträt Wilhelms ir., dessen kaiserlichem Walten jeder gute Tcutsche aus aufrichtigen Wünschen ein langes Leben erhofft, wird einstmals die Geschichte zeichnen. Man darf vielleicht schon jetzt sagen, dafz sie dann mit ungewöhnlichem Interesse das Bild des ans all seinen Gebieten — gewissen Anzeichen nach sogar auf dem der eifrig gepflegten bildenden Kunst — Hinzucrfahrenden, Werdenden, an seiner Fertigkeit Arbeitenden näher ausführen und erläutern wird. Ein nicht unähnliches Bild, wennschon in den Einzelheiten, Zeitumständen, vielleicht auch Mafzcn verschieden gegenüber dem, das Nur von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Gedächtnis tragen. Gerade Friedrich Wilhelms Gröfze liegt in seinem immer bedeutenden Wollen »nd in dem keineswegs leicht sich vollziehenden Hindurchriugeu zu der ruhigen und stetigen Aus dauer, zu der beherrschten Fähigkeit dieses Wollens. Konnte doch noch IlW der französische Gesandte die inzwischen recht deutlich antiguierte Weisheit wieder auftischen, nach zweinndzwauzigjährigcr Regierung des

Kurfürsten: 8«n iiusAination est pr^s^u« wujours Fleins 6s nouv6»utö8 st äs clss8in8. ciu'il ne psut sx6«utsr «u l^u'il us 8«aur»it cle lu^ mesrus «oncluirs u uns bonns ön. —

Aber, woran selten gedacht wird, die Geschichte wird einstmals auch fragen: als was'für ein jemand hat die Personifikation des gebildeten damaligen Teutschtnms diese» wollenden, enthusiastischen nnd unmittclbaren Kaiser durch seine Regierung geleitet? Stand ihm das mündige Tcntschtnin seiner Tage gegenüber wie ein sicherer, gerechter Mann, wie ein kluger, durch die Superlative und Rnschheitcn ruhig hiiidurchschenöer, das Ganze wägender, das Echte herausfindender Urtciler? Oder handelte es zu großen Teilen an ihm wie ein schlechter Lakai, der nicht verträgt, wenn sein Herr mit ihm rückhaltlos ist? Man tut gewiß kein Unrecht, auch diese Frage einmal aufzuwerfen. Tie Bahn zwischen Scylla und Eharybdis, zwischen Byzantinismus und klatschiger oder profitlicher Zchnodderei ist recht eng geworden, und um so schwieriger ist es, sie zn gehen, als auch der aufrechte Mann das eine oder andere gewiß nicht ohne alle Sorge und Kritik vernimmt. Tas objektiv gesuchte Ergebnis, wie es nunmehr sich darstellt, steht auf die Seite des aktiven Plus geschrieben. Und zwar ist es reich genug und steht im Wachsen, um der Zuversicht und dem Tank ein Recht zu geben, hell nnd hoffend zu. sein.

Welches aber sind diese Ergebnisse? Tie wichtigsten bezeichnen zu können, wird erforderlich, auch wenn man voraussetzt, das; sie klar genng vor der Allgemeinheit liegen. Ter zurückhaltende, kluge, nach allen Zeiten hin damals allein mögliche Kompromiß vom Tezember 1870 ist veraltet, der führende König von Preußen im deutschen Bnndesreiche ist dem eingewöhnten Bewußtsein der allgegenwärtig sichtbare Kaiser jedes Tentschen geworden. Tie Stellung, die Wilhelm 1. in der deutschen Volksseele persönlich besaß, hat einen Erben gefunden, der sie zn etwas geschichtlich Tnnerndem, zu etwas in seiner Art auch Realem umgeformt hat. Kein Ausländer weiß mehr anders, als von Teutschland und seinem Kaiser; der mißgünstigsten fremden Bemühung wird der Gedanke gar nie wieder kommen, daß es möglich sei, in das innere Gefügc des Reiches jemals wieder die alten, einst so viel und gut gebrauchten Keile zu treiben. Zwar die Gewöhnung der übrigen Nationen, den Tentschen nicht aufkommen zu lasten und nicht spüren zu müssen, ihr enttäuschter Arger, die internationalen Schachpartien nicht mehr auf dem bunten Felde des deutschen Tnrcheinanders spielen zu können, in noch immer nicht besiegt. Man liebt uns noch immer nicht, achtet uns nur gezwungen und givt noch immer jedem anderen viele Points an Sympathie und Vertrauen vor dem Tentschen vorans. Aber es steht jetzt schon nicht mehr so, daß wir, wie Moltke einst meinte, ganze fünfzig Jahre allein darauf verwenden müßten, nm das Errungene nur erst einmal zu schützen. Achtung, mag sie noch so widerwillig sein, haben wir und sehen sie wachsen; und auch die Conrtoisie und Versöhnlichkeit des Erben der Siege ist nicht ganz ohne Erwiderung von den in der großen Zeit Besiegten geblieben. Tas aber wissen wir alle, daß nicht so sehr — richtiger: nicht überall — der einzelne Tentsche, wo er sich als Tourist oder Händler mit dem Auslande berührt, die Achtung unserer Nation zu steigern der geeignetste iü, auch nickit einmal immer der deutsche Konsul oder Tiplomat. Sondern daß in dieser Beziehung, abgesehen von der Anerkennung unseres Fleißesuud unserer wirtschaftlichen 5iraftentfaltnng, die persönliche Figur und Leistung Wilhelms II. das Beste getan hat.

Das bleibt sein hohes Verdienst, selbst wenn das Ausland das Bild der kaiserlichen Aktivität sich noch überschätzend vorstellt. Mit anderen Worten, wenn es die Hcminnngen zu wenig in Betracht zieht, die in seiner eigenen Gewissenhaftigkeit nnd in dein nationalen Wärmegrad unserer öffentlichen Meinung liegen: wenn es an die Stelle unserer widerspruchsvollen und bielfach flanen politischen Bildung etwa die Impulsivität der alldeutschen Verbandesführer in gänzlich verzeichnendem Mafze vorrückt. Wenn es, das Ausland, auch seinerseits geredete Worte auslegt, anstatt auf Handlungen zu fehen, uud wenn die internationale Presse daher immer wieder Planungen uud Ziele der deutschen Politik konstruiert, die wohl dem Auslande für uns, aber nicht uns selber erreiche bar oder nur naheliegend erscheinen. Bei uns felber ist es ganz überflüssig, erst zu sagen, das; unsere auswärtige Politik alles andere als begehrlich und gewalttätig ist. Aber weitergekommen sind wir dennoch. Wenn die Logik von Weltverkehr und Weltwirtschaft uns nicht nur ermnntcru, sondern einfach zwingen mnßte, als Nation einen Anteil an der Weltpolitik nicht gänzlich zu versäumen, so ist es Wilhelm II. gewesen, der sich dieser Logik nicht nur nicht spröde gezeigt hat, sondern der ihr zu Hilfe gekommen ist. Gerade hier hat er entschlossen nnd weiterschauenK sich felber an die Spitze gestellt, aufklärend und gewinnend, drängend und überzeugend nach der Seite unserer nationalen Bildung und Denkweise hin. Nach außen finden wir ihn zuerst tastend, revidierend, Schwierigkeiten nnd Gefahren wägend, vielleicht überschätzend, liebend würdig nachgiebig und sogar verzichtend, dann wohl wieder idcenhaft haftig und überschwenglich, aber von da ab doch Boden und Zicherheir gewinnend uud endlich bei wichtigen Gelegenheiten die Wahrung nnscrs Anteils, unseres Rechtes, unserer Zukunft erzwingend.

Gemehrtes nationales Fühlen und reichifches Denken in allen deutschen Landen: straffe deutsche Politik in der Ostmark wie an der Köuigsau, nationale Ernte im Westcu, in den Gesinnungen der ElsaßLothringer, und diese wieder unverkennbar beschleunigt durch die eigenartige Mischung von Majestät und lebhafter Natürlichkeit in Wilhelms l l. persönlicher Erichciuuug: Wachsamkeit über den Grundlagen der inneren staatlichen Macht, kein Erschlaffen, sondern Festigung und Vertiefung in staatlichen Einrichtungen, Fürsorgen und Bestrebungen: nnbekümmer tcr nnd entschlossener Ausbau unserer Flotte, gemilderte nnd abgewendet^ Feindschaften nm nns her, festhaltende zuverlässige Treue für unsere Bundesgenossen und für die, die unsere Frennde sein wollen, festere Haltung gegen Versuche, nns abzudrängen, das sind die Punkte, welche die nunmehrige Lage von heute kennzeichnen: sie springen W klar in die? Auge», daß man nicht mehr mit anständigem Gewissen wegen Einzelheiten, die sich gewiß herauszerren lassen, von Unbestnnd und von Vcrfehltheit ini ganzen sprechen darf. Wir sind nicht leicht und nicht geraden Wegs bis hierher gekommen, die Regiernngsweise der neunziger Jahre war in innerer und äußerer Politik so wechselvoll, wie kaum die einer von Wahlen und Parteischiehungen schwankend abhängigen Republik; wir haben vieles erst bitter erfahren, vieles wieder gut und rückgängig machen müssen, um so weit zu gelangen. Aber wir sind doch hier, und froh darum. Unsere Herzen sind nicht gerade voll hellen Jubels und Rülnnens, aber sie sind mich nicht verschlossen, und wo sie es waren, tun sie sich auf. Und aus dem Herzschlag der Nationen sind noch immer die glücklichsten Gedanken ihrer Führer, ihre guten und starken Taten geworden.

wilde Seit, wildes Blut.

Novelle

von

Sophie Merss.

— Schwerin i, IN. —

^s war ein feuchter, stiller Märzabend des Jahres 1815, Ten ganzen Tag hatte ein warmer Frühlingsregen die Bäume und Sträucher benetzt, und als mit Sonnenuntergang die Wolken sich langsam verzogen, erfüllte kräftiger Erdgcruch die Luft, — Es dämmerte, Bon den Wiesen stieg Nebel in dichten Schwaden, zog heran über den schwarzglänzenden Acker, kroch iibcr die massige Stein» maucr des Hofes nnd hing sich um Tach und Gemäuer.

Einsam lag der Hos am Räude des Waldes, abgesondert von den übrigen Häusern des Torfes, vor sich die Wiesen uud hinter den Wiesen die wcifzen kahlen Tüuen, die das Land schützten vor der Wnt der Tee. Stattlich ragte das Gehöft empor hinter der Mauer, Wohnhaus, Ställe, Scheunen, alles neu erbaut und so wohlhabend dreinschauend wie wenig Höfe in der Lnndschast, denn die Spuren der furchtbaren Kriegssahrc zeigten sich noch überall im Lande.

Aus dem Hanse trat durch das Hintcrtor eine Frau und ging zum Ziehbrunnen. Ter lag seitwärts dicht an der Mauer, so das; sie vorwärts zum Meer, rückwärts uach dein Walde schauen konnte. Groß nnd stattlich war. die Gestalt der Frau, den Nacken trug sie sehr gerade, uud die Augen hatten einen harten, scharfen Blick. Schwere schwarze Zöpse waren im Kranz um den Kopf geschlungen nnd stimmten zu dem etwas blassen, aber gesunden Braun ihrer Hont, Bielleicht hatte sich in ihren Adern ein Tropfen alten Wcndcnblutcs mit Sachsenblnt gemischt, denn die anderen Frauen und Mädchen des Torfes wareu blond und blau äugig mit derben, roten Gesichtern.

Sie lies; den Eimer in die Tiefe gleiten, aber mit dein Wiederausziehen schien es keine Eile zu haben, denn die .Hand an der Stange stand sie und spähte forschend zum Wald hinüber. Als dort nichts sichtbar wurde, was ihre Aufmerksamkeit fesselte, wendete sie das Haupt und lief; den Blick an den Timen hingleiten, langsam, prüfend, als mache es ihr Mühe zu erkennen, ob die dunklen Jlecke an den Meisten Hängen Ginstergestrüpp oder etwas Lebendes, Bewegliches seien.

Ein scharfer Ruf scholl vom Hause her: „Marik, Marik!"

„Ich komm' all," Ohne sich zn beeilen, hob sie den Eimer und ginn zur Tür. Ta prallte sie ein wenig zurück. Im Schatten der Mauer lehnte ein Mann und maß sie mit hohnischem Lächeln.

„Hast dich erschreckt? Was gnb's denn da zu sehen draußen, he? Ging Wohl wieder wer vorüber, wie gestern abend?"

„Ich weist nicht, was du willst."

„Hab dich man nich. Meinst, ich sah's nich, wie du gestern nachmittag aus dem Haus gelaufen bist und hast hinter dem fremden Menschen hergegnckt, der da an der Mauer lang ging,"

„Was du wieder gesehen hast."

„Marik." seine Augen singen an zu glimmen, „nimm dich in acht, Tcern. Meinst, ich weis; nich, auf wen du noch immer lauerst? Wcil's einer war, in fremdländ'schem Zeug, cn Matrofc oder so was, da dachtest du, es könnt' der Jochen sein, der Tnrchgänger, der Mordsbrenner —"

Mit kräftigem Ruck schob sie ihn unvermutet zur Seite. „Last mich in Ruh, du bist verrückt. To., die Frau ruft schon zum zweiten Male."

Wieder hörte man den scharfen Ruf: „Mnrik, Marik!"

Tas Mädchen trug den Eimer in die Küche und ging dann über die große Diele nach einem Zimmer im Vorderhanse. Alle ihre Bewegungen hatten etwas Ruhiges, Sicheres: sie hastete nicht und erregte sich nicht. In dem Zimmer, das sie betrat, brannte bereits Licht: ein dünnes Talglicht in einem messingnen Leuchter. Zein Schein vermochte den ziemlich großen Raum nur schwach zu erhellen, nur eine Ecke des Gemaches trat deutlicher aus dem Täminern hervor. Neben dem riesigen Kachelofen sast im Sorgenstnhl, eingepackt in bissen und Tecken, eine schwerfällige, weibliche Gestalt, augenscheinlich eine alte, kranke Iran.

„Wo bast so lang gesteckt, Marik," fragte sie unfreundlich, „tot kann man sich schrein, bis ein Mensch kommt."

„Ich war draußen, Wasser holen."

„Wasser holen, so? Früher brauchten die Mädchcn nicht stundenlang, um zum Brunnen zu gehen. Was siehst mich so an? Meinst, ich weist „ich, was du treibst? Belügst und betrügst mich —"

„Wenn ich der Frau nicht mehr paß', kann ich ja gehen. In der Stadt find' ich allemal einen Ticnst."

Tie Kranke erschrak sichtlich. „So, aus'm Tienst lausen, das möcht'st? Und wer soll denn für mich sorgen?" Plötzlich schlug ihr Zorn in Weinerlichkeit um, „So ein armes altes Wurm, das läßt man liegen in seiner Elendigkeit, da kann man's nich abwarten, bis die Alte unter der Erde ist,"

„Ich mißgönne Euch das Leben nicht."

Die Alte jammerte weiter, „All mein Geld Hab' ich ihm zugebracht, Hab' den Hof verkauft und die Mühle, weil er es so gewollt hat, und jetzt gönnt er mir nicht das bißchen tägliche Brot. Und seine Liebste," ein giftiger Blick traf das Mädchen, „die meint's grad' fo wie er. Ach, du gütiger Himmel, womit hnb' ich das verdient?"

„Laßt den Himmel ans'm Spiel; der wird schon wissen, womit Jhr's verdient habt. Habt Ihr den Armen jemals was gegönnt? Nich das Schwarze nnterm Nagel. Mich" — sie zuckte gleichgültig mit den Achseln, — „mich habt Ihr schon immer beschimpft, bloß weil ich ganz arm war, und weil ich das Unglück hatt' mit dem Jochen. War das meine Schuld, wenn er dem Bauern den Hof angesteckt hat? Ich hab's ihm nicht geheißen. Und wie habt Ihr mir's gemacht, wenn ich Euch vorbeigegangen bin und Hab' Euch gegrüßt? A» mir vorbei gesehen und ausgespuckt, und zu den Frauen gesagt: Ne Hex' is sie, vor der muß einer sich, wahren."

„Weil du doch all den Burschen die 5>övfe verdreht hast, Marik, alle waren sie hinter dir her,"

„Ich Hab' sie nicht drum gebeten. Ich Hab' bloß den einen —" Sie brach kurz ab, Ihre Brust dehnte sich, ein heißer, erregter Ton war in die Stimme, ein flirrender Glanz in die Angen gekommen. Gespannt sah die Iran in das gerötete Gesicht, die schwarze Marik sprach so selten, und sie langweilte sich tödlich,

„Was wolltest dn sagen? Du hast bloß den einen

„Ach was, laßt den Toten ihre Ruh, Soll ich Euch ins Bett bringen?"

„Ins Bett? Da ist man erst ganz beiscit geschoben. Wo ist der Bauer?"

„Wo wird er sein? Wahrscheinlich im Krug," „Ruf ihn mal. Nein, weglaufen brauchst nich schon wieder, ruf nur aus der Tür."

Das Mädchen tat, wie ihr geheißen. Die tiefe, volle Stimme hallte durch das große, stille Haus! „Bauer, Bauer!" Es kam keine Antwort, „Ruf noch eins."

Da öffnete sich hinten an, Flnr die Tür der Knechtskammer, matter Lichtschein fiel heraus und eine verdrossene Stimme rief: „Der Bauer ist zum .Krug gegangen, 'ne ganze Weile is er schon weg."

Sofort fing die Alte wieder an zu jammern: „Natürlich, da sitzt er

nu und trinkt und spielt und tut sich dick, und alles mit meine», Geld. Ein Elend ist es, und im Elend komm ich noch mal um."

„Was habt Ihr ihn genommen, Frau? 's hat Euch ja keiner geheißen."

„Ich wollt, ich hätt' ihm nein gesagt! Mufz mich der Satan Plagen, daß ich auf meine alten Tage mir noch solchen jungen Kerl zuleg. Was hat er mir nicht alles vorgeredet, wie gut ich's haben sollt, wie er für mich sorgen wollt, — und jetzt? Der Lump, der —" — Ter Zorn versetzte ihr den Atem, sie keuchte, stöhnte, rang nach Luft, endlich fiel sie matt in die Kissen zurück. „All das Ärgern nützt nichts, bring mich man ins Bett, Marik."

Eine Stunde später trat das Mädchen wieder in den Hof hinaus. Die Frau schlief, und das ruhige Sitzen ini dumpfen Zimmer war ihr eine Qual. Da kamen die Gedanken, dunkle, wilde, haßerfüllte Ge danken, und dazwischen ein Sehnen, heiß und leidenschaftlich, als wollte es ihr die Brust sprengen. Und heute war es noch schlimmer als sonst. — Der Bauer hatte recht. Als gestern abend in der Dämmerstunde der fremde Mensch am Hof entlang gegangen war, da war es über sie gekommen. Hinten in der Küche hatte sie gestanden, da sah sie ihn. Er kam von der See her und ging mit zögernden Schritten, dabei unverwandt nach dem Haus herüberblickend. Es war zu dunkel gewesen, um

die Züge zu erkennen, aber Gang, Haltung, Gestalt Es war ihr,

als bekäme sie einen harten Schlag gegen das Herz. Für einen Augenblick stand sie unbeweglich, dann flog sie förmlich aus der Tür, hinaus zur Mauer. Aber da kam gerade der Bauer aus der Scheune, rief sie an, und der Fremde verschwand mit schnellen Schritten im Dunkel. Die ganze Nacht hatte es ihr keine Ruhe gelassen. Wenn er es doch gewesen wäre, der Eine, den sie geliebt hatte von ihrer Kindheit nn? Erst unbewußt, dann zagbaft, ängstlich, und zuletzt ganz toll und vor rückt, wie gar kein anderes Torfmädchen lieben konnte.

An jauchzende Tage dachte sie, bei Arbeit oder Tanz, draußen im Feld, wo die heiße Sommersonne glühte, oder drinnen im Krug, wo die Musikanten fiedelten nnd er sie im Tanz schwenkte, während seine heifzen Blicke in ihre brannten und sein Mnnd zärtliche Worte raunte. An stille Abende dachte sie, wenn er sie heimbrachte zur Hütte der Mutter, die einsam am Ende des Torfes lag. Wie sie an der niedrigen Katentür standen, fest aneinander geschmiegt in brennender Zärtlichkeit, bis die Stimme der Mutter von drinnen erscholl: „Marik, komm rein, is Schlafenszeit."

Seit damals waren Jahre vergangen, fünf lange Jahre, Sic wußte nichts mehr von ihm, wußte überhaupt nicht, ob er noch lebte, das Heimkehren hatte er Wohl längst vergessen. Was hätte er auch nocb sollen im Torf? Da lebte nur noch Haß für den Mordbrenner, der in der Nacht, ehe er sich davon gemacht, das halbe Dorf in Flammen gesetzt hatte. Er hätte einen bösen Willkomm erhalten. Und sie? Ein hartes Lächeln verzerrte ihr Geficht, — sie hatte sich eben auch getröstet inzwischen. — Aber während sie das dachte, gingen ihre Blicke wieder ruhelos über die Mauer hinweg vom Walde zu den Dünen, von den Dünen zum Walde. — Da sah sie ihn. — Die Nebel waren zcrflattert, mattes Mondlicht erhellte die Gegend, und plötzlich trat der, an den sie dachte, aus dem Schatten der Mauer und kam auf sie zu. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie ihm entgegen. Jetzt stemmte er die Hände auf den Mauerrand, jetzt schwang er sich hinüber, jetzt stand er v,or ihr,

„Gu'n Abend Marik." So ruhig klang es, als habe er erst gestern Lebewohl gesagt.

„Gu'n Abend," murmelte sie heiser, ihre Arme hingen schlaff herab.

„Kennst mi wohl nich mehr?"

„Jochen! — Wo kommst du her? Was willst hier?"

Er lachte auf. „Freust dich nich, dafz ich wieder da bin? Vom Schiff komm' ich, lieg' mit'n Engellcinner bei Hamburg. Fiinf Tag Hab' ich Urlaub mal in die Heimat zu wandern, und zu sehen, ob mein Schatz mir noch treu ist."

Seine scharfen, blauen Augen sahen sie so fest und prüfend an, daß sie die ihrigen niederschlug.

„Marik, in Hainburg traf ich Klaus Reimers hier aus'n Dorf, der fährt jetzt auch zur See: der hcit mir was erzählt von dir, ist das wahr?"

Trotzig hob sie den Kopf. „Und wenn's wahr ist?"

Er ballte die Fäuste, und sein Gesicht wurde unheimlich. „Du bist Karl Eggers seine Liebste?"

„Ja," sagte sie hart und warf den Kopf zurück, „ich bin es, und nun kannst du mich totschlagen, hast mir ja früher oft genug gedroht damit."

Aber er hob die Hand nicht, sondern fragte nur ganz langsam: „Wie kam das?"

„Wie's kam? Was kümmert's dich? Hast du einmal nach mir gefragt in den Jahren? Hast mir einmal ein Wort geschrieben?"

„Mit dem Schreiben, das weißt du, das will bei mir nickst. Einmal Hab' ich dir aber dock einen Brief geschickt mit einem Landsmann aus .Heide, daß ich wiederkäm, wenn die Franzosen raus wären aus dem Land. Hast den Brief nicht bekommen?"

„Nichts Hab' ich bekommen: warum kamst du nicht selbst?"

„Du hast gut reden. War ich deshalb den Franzosen durch die Lappen gegangen, als sie mich in den Soldatenrock stecken wollten, daznit sie mich hinterher noch einsingen und füsilierten? Hier im Dors Hütt' mich keiner verborgen."

„Nein, die hassen dich, weil du ihnen die Häuser angesteckt hast."

„Das ist nicht wahr. Hier den Hof Hab' ich angebrannt, um die verfluchten Franzosen auszuräuchern, die Eggers so gern in sein Haus nahm, und die hier vom Hof aus so schön in den Tiinen herumspionieren konnten. Mehr wie einen armen Kerl haben sie von hier aus abgefaßt beim Schmuggeln und niedergeschossen, mehr wie einen haben sie hierher gelockt und in den Soldatenrock gesteckt. Und der Eggers drückte beide Ailgen zu, weil sie ihm Geld ins Haus brachten, der Schuft."

„Ist das gewiß und wahrhaftig wahr, Jochen?"

„Bei meiner Seligkeit, Marik. Ich bin doch nicht umsonst Knecht hier gewesen. Schlau genug hat's Eggers angefangen, das; ihm keiner was nachweisen konnte, aber ich hab's doch gemerkt. Und iveil er das wußte, hat er die Franzmänner auf mich geheizt, sie sollten mich auch für ihren Kaiser pressen. Wie sie aber nachts in meine Kammer ge> drungen sind, zehn Mann gegen einen, da Hab' ich mich nicht lange besonnen.. Raus zun: Fenster, draußen hing die Stalllaterne, das Licht unters Strohdach gehalten, im Nu flammte das trockene Zeug hoch, unid eh' mich einer fassen könnt', war ich über die Mauer hinüber nach den Dünen, Da Hab' ich mich verborgen gehalten bis zur nächsten Nacht, da kam ein Däne mit Konterbande, die nahmen mich mit."

„Darum hast du's getan, darum? Was hat's aber genützt? Eggers hat die reiche Möllersche gefreit und hat sich den Hof größer ausgebaut als vorher. Das Flugfener aber is übers halbe Dorf gegangen, viele Leute haben kaum das nackte Leben gerettet, — die haben noch eine Wut auf dich —! Jochen," sie schauderte zusammen, „wenn sie dich in die Hände kriegen, schlagen sie dich tot."

„Tie kriegen mich nicht. Wenn ich weiß, was ich wissen will, geh ich wieder. Warum ist das so gekommen mit dir? Liebst du den anderen?" ,

„Lieben? Hassen tu ich ihn, hassen wie die Pest,"

„Aber wie war das denn möglich?"

„Kannst dir's nicht denken? Arm genug is es uns immer gegangen, die Mutter so schwächlich und der Himgerlohn bei den Bauern, aber bis dahin hat's mir wenig verschlagen. Da kam das niit dir. Kannst dir das denken, wic's gewesen ist, als dn fort warst? Längst haben sie eine Wut auf mich gehabt; die Mädchen, weil die Burschen mir nachliefen, und die Burschen, weil ich sie aushöhnte. Und nu haben's mich alle entgelten lassen, weil sie dir nichts mehr anhaben konnten. Da drinnen, die Alte, die is die Schlimmste gewesen, als Here hat sie mich ausgeschrien im ganzeil Dorf, kein Mensch hat mir mehr Arbeit gegeben, ein Glück ist's noch gewesen, daß die Mutter bald gestorben ist, verhungern hört' sie sonst müssen, die arme Frau." Die Sprache des Mädchens wnrde immer erregter, sie dämpfte sie nicht mehr, schars und laut klang jedes Wort.

Der Mann legte eine Hand auf ihren Arm, als müszte er sie zur Vorsicht mahnen. „Warum bist nicht fortgegangen von hier?"

„Erst könnt' ich nicht, wegen dir. Immer dacht' ich, du kämst, und ich müßt' da sein. Gesponnen Hab' ich und das Garn in die Stadt getragen, aber ein Hungerbrot war's. Und als du nicht kamst, immer nicht, da hat mich der Haß auch gepackt, und ich Hab' nicht mehr fort wollen. Die Bande da," sie zeigte auf das Dorf, „die sollte nicht länger vor mir ausspucken und beiseite sehn, wenn ich durchs Dorf ging. Siehst du, darum bin ich seine Liebste geworden, weil er sie alle in der Hand hat, weil sie ihm alle was schuldig sind, und weil er tun muß, was ich will."

„Darum?" sagte der Fremde langsam, „darum?"

„Ja, darum. Und weil die, die alle gegen mich gehetzt hat, seine Frau ist. Tie muß jetzt auch, wie ich will! gute Worte gibt sie mir

noch, daß ich sie nicht verlassen soll, denn der Bauer , der sieht

oft tagelang nicht nach ihr. Erst, wie er mich auf den Hof geholt hat, — lang genug war er umsonst gelaufen — da hat sie getobt vor Wut. Aber seit die schwere Krankheit über sie gekommen ist, da is sie still geworden."

„Und reut's dich nie, Marik?"

„Warum soll's mich reuen? So lang' ich ein anständiges Mädchen

war, da haben sie mich alle verachtet, und jetzt Du sollst nur

hören, wie sie bei mir bitten und betteln, daß ich ein gutes Wort für sie einleg' beim Bauern, wenn sie Geld brauchen, oder Zins zahlen sollen und können's nicht. Jetzt können sie die Miitzen tief genug ziehn, wenn ich vorbei geh, und die Weiber tragen mir Kuchen ins Haus, wenn's ein Fest gibt, und geben süße Worte dazu. Jetzt seh i ch sie nicht, wenn ich nicht will!"

Die Erregung war allmählich aus den Zügen des Mannes gewichen, aber ernst sah er aus, sehr ernst, und allerlei Gedanken schienen in ihm zu arbeiten. Eine Weile sprach keins weiter, endlich fragte er: „Bist du nu glücklich, Marik?"

„Glücklich?" sie lachte kurz auf und zuckte die Achseln.

„Willst du mit mir kommen?"

„Mit dir — kommen —? — Wohin?"

„Erst nach Hamburg, und denn weiter, — nach England, oder so wo. Drüben in England nehmen sie's nicht so genau wie hier mit Papieren und so'n Zeugs. Da gibt uns schon einer zusammen."

„Was redst du eigentlich, Jochen?"

„Na, wenn du nicht willst! Hier sitzt freilich besser in der Wolle, Was? Was Großes ist es ja nicht, die Frau von so'n armeil Seemann werden."

„Deine Frau?" Ihre Augen starrten ihn groß und ungläubig an, „du willst mich zur Frau?"

„Ich Hab' nie eine andere haben wollen, das weißt ja,"

„Aber jetzt, jetzt, — wo ich so, — wo du das weißt?"

Er legte den Arm um sie und zog sie fest an sich. „Hast mich noch lieb, Marik?"

„Ob ich dich lieb Hab'! Ob ich dich lieb Hab'!" Wie Lachen und Weinen klang es zugleich.

„Siehst," murmelte er und preßte sie an sich, als wollte er sie zer> brechen, „wenn dir was an dem läge, an deni Kerl, — ich hätt' dich umgebracht! Dich und ihn."

„Hättst das getan? Wirklich? Das hättst getan?" Ihre Augen strahlten ihn an. „So lieb hast mich immer noch?"

Statt zu antworten, verschloß er ihr den Mund mit Küssen. Wie lange sie so weltvergessen in seinem Arm gelegen, wußte sie nicht: bis ein dumpfes Geräusch sie plötzlich zusammenfahren ließ.

„Was war das?" fragte er.

„Es klang wie das Hoftor. Der Bauer kann doch nicht schon heimkommen?" — Tiefer traten sie in den Schatten des Walles und lauschten! alles blieb still.

„Weißt, wo ich letzte Nacht gewesen bin?" flüsterte er. ,'Jn eurer alten Hütte. Die hält aber nicht lange mehr zusammen. Durch dok Dach sieht der Himmel, und die Decke in der Stnbe hängt ganz sckner. Dafür sucht einen aber auch kein Mensch in dem Winkel."

„Ich bin nie wieder drin gewesen, seit ich hierher ging. Ich muszte da immer an dich denken, nnd wie's Hütt' sein sollen, — das war zuni verrückt werden."

„Eh' wir fortmachen, mnß ich noch mal hin, ich Hab' meinen Ranzen da mit Zeug und Papieren. Komm gleich mit, wir sind da ancb am nächsten bei den Dünen."

Sie sah bedenklich zum Himmel auf. „Sie würden mich hier bal? suchen, und der Mond scheint so hell, daß sie uns sehen, wenn wir von der Hütte nach den Dünen gehen, Schwarzens Hof ist zu dicht bei, und der," sie deutete über die Schulter »ach dem Haus, „war vorhin schon so komisch, als hätt' er was gemerkt,"

„Um Mitternacht sinkt der Mond, dann komm mir nach. Wenn du hinterm Torf runi dnrch den Wald gehst, sieht dich kein Mcnscl'. Oder graust dich? Toll ich herkommen und dich holen?"

„Ne, ne: ich komm' zu dir. Einer allein kann sich leichter verstecken, wenn da doch wer kommt. Mir ist so angst, daß dich jemand sehen kann! — Joche», versprich mir bloß, geh nicht wieder aus der Hütte, bis ich da bin und weis;, daß er nichts gemerkt hat."

„Du Hase! Bist immer so angst gewesen vor ihm?"

„Ach, doch nicht um mich. Bloß um dich is es mir!"

„Ich Hab keine Angst vor dem. Mir wär's gerad recht, wenn er mir in den Weg liefe, der Lump — der —"

„Sscht, sprich leise. Denkst denn nicht cm mich? Was aus mir wird, wenn sie dir ‚was antnn?"

„Na, dann will ich nicht ransgehn aus dem Loch, bis du da bist: bist nun zufrieden?"

„Und du nimmst mich wahrhaftig mit?"

„Ich nehme dich mit, und du wirst meine Frau."

„Ach das Wenn ich auch bloß deine Magd sein soll; deine Magd werde ich gern. Wie gern!"

„Nein," sagte er ernst, fast zornig, „so sollst du nicht reden, hörst du? Nie wieder. — Das kam' mir so vor, als war' es auch nicht anders wie jetzt, und dann — siehst du — dann könnt' ich dir nicht richtig glauben. Ain Ende dacht' ich, du wärst doch bloß so eine — so 'ne Leichtfertige. Wenn dn mit mir kommst, denn mußt du mir das heilig schwören: ‚Jn Glück und Not, bis der Tod uns scheidet.' Willst du das nicht?"

„Doch," sagte sie ganz demütig, „ich will's. Sag' du mir nur, nms ich tun soll, ich tu alles."

Mit langem Blick musterte er ihre Gestalt. „Tonn gehst jetzt hinein und ziehst das fremdmodsche Zeug ab. Tn gehst ja wie eine aus der Stadt."

„Das tat ich bloß denen im Torf zum Tort."
„Aber er hat's bezahlt, was?"
Sie biß sich auf die Lippen und senkte den Kopf.
„Wenn du kommst, sollst du mir nichts mitbringen, wie das Kleid, was du bei deiner Mutter getragen hast. Hast du Schmuck von ihm?"
Sie nickte.

„Ten läßt du hier. Auch Geld?"
Wieder ein Nicken,

„Keinen Heller nimmst mit: hörst du?"
„Ja."

Tief aufatmend zog er sie noch einmal in seine Arme. „Dann sag' ich dir nn adjüs. In drei Stunden bist bei mir, was? — Tu, hinter den Fenstern da ist mit einmal Licht, was bedeutet das?"

„Die Bäuerin wird nicht schlafen können und nach mir rufen. Adjüs, Jochen, sie suchen mich sonst."

Sie stand aber doch noch einige Augenblicke, bis er über den Wall gestiegen und im Schatten des Waldes verschwunden war, dann erst ging sie mit schnellem, sesteni Schritt in das Haus.

Auf der Hinteren Ticle war es dunkel. Alis den Ständen der Kühe tönte leises Brummen und das Klirren von Ketten. Dumpse Wärme erfüllte den Raum und legte sich schwül auf die Brust. Unwillkürlich hielt Marik den Schritt an. Es war ihr, als sei sie nicht allein in dem Räume zwischen den trägen Tieren: als lauerte etwas dicht neben ihr, streckte die Arme nach ihr aus, wollte sie würgen. Eine jähe Angst überfiel sie, sie, die niemals Furcht gekannt hatte. Mit einem Ruck befreite sie sich von dem atemberaubenden Truck und stieß die Tür zur Vordiele auf. — Auch hier alles still, aber unter der Stubentür hervor schimmerte Licht; die Bäuerin war wach. Da rief sie auch schon:

„Marik, Marik!"

„Ich komm all, Frau."

Mit erregtem, verstörtem Gesickst saß die Kranke ini Bett. „Marik, ich bitt' dich um Gotts willen, was ist los im Haus?"

„Was soll los sein. Frau? Js ja alles still und ruhig."

„Ruhig nennst dn das, wenn der Bauer hier rein kommt und reißt das Gewehr aus'm Schrank, und wie ich ihn frag', was das soll, starrt er mich an, als wenn er mir selbst zu nah will damit, dafz ich laut losschrei vor Angst, Da lacht er und rennt raus. Und die Deerns sind all mit den Knechten los zu Schwarzen, zur Verlobung, und kucken da durchs Fenster. Und du hörst auch nich, wenn ich ruf'. Ach du mein Gott! Und ich arin's Wurm, ich muh hier liegen und kann mich rein tot scheien, und kein Mensch kommt."

„Nn bin ich ja da, und Ihr solltet man nicht so viel reden, Frau, nachher kommt der Schlaf überall nicht mehr. Ich Witt mal 'ne Tasse Kanutten kochen, die werden woll helfen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff sie den Leuchter mit dem schwelenden Licht und ging hinaus in die Kück>e. Die Bäuerin schrie und lamentierte über die Dunkelheit, doch das Mädchen hörte nicht.

Während sie den Tee kochte, war eine aufgeregte Ruhelosigkeit in ihr. Wenn nun die Kranke nicht wieder einschlief? Wenn sie die halbe Nacht bei ihr sitzen mufzte, wie schon manches Mal? Und in drei Stunden hatte Jochen gesagt, erwartete er sie. Nur noch drei Stunden'.

— Und wenn sie trotz der Frau fortginge? Tie konnte ihr zrvar nicht nachlaufen, aber inzwischen mochten die anderen heimkommen und sie suchen. Ter Bauer hatte sicher Verdacht geschöpft, er war so mißtrauisch.

— Was wollte er mit dem Gewehr? — Warum war er überhaupt heimgekommen, und wo war er jetzt? — Plötzlich schrie sie laut auf. Keine drei Schritte von ihr stand der Mann, auf Socken hatte er sich in die Küche geschlichen.

„Herrgott, was bin ich erschrocken!"

„Warum denn? Bist doch sonst nicht so bang. Darum schreit man doch nicht gleich, als wenn's Haus brennt."

Sic versuchte zu lachen. „Die Frau bat mir Angst gemacht, du höttst sie erschienen wollen."

„Die alte Trine ist verrückt," sagte er grob. „Hat nichts mehr vom Leben wie Waddig und Weihdag und ängstigt sich vorm Tod wie unklug. Der mag sie auch nicht, schlimm genug für mich."

„Darum brauchst sie doch nicht so zu erschrecken?"

„Erschrecken? Bloß weil ich mir den Schieszprügel hol? Hein Ewers will ihn haben, sie wollen vor Schwarzen seinen Haus ballern."

„So, dazu wolltest du ihn!" Sie atmete erleichtert auf.

„Wozu Haft du denn gemeint, das; ich ihn sonst wollte?" Er musterte sie heimlich, während sie den Tee in eine Tasse goß, Sie sah den lauernde» Blick nicht, aber sie fühlte ihn nnd machte ei» gleichgültiges Gesicht.

„Ich Hab' inir den Kopf nicht drum zerbrochen; was gcht's mich an? Gehst noch wieder hin zu Schlvarzen?" „Tu willst mich woll los sein?"

Sie zuckte nur mit den Achseln »nd ging aus der Tür. Er folgte ihr nach, und auf der Ticle umfaszte er sie.

„Latz mich los, ich Hab' keine Zeit zu Dummheiten."

„So? Na, lvcnn ich es will, wirst wohl Zeit haben."

„Oder ich Hab' keinen Sinn dafür, daß dn's weißt."

Statt sie los zu lassen, zog er sie noch fester an sich. „Ich las; dich nicht eher gelm, bis du mir sagst, mit wem du vorhin da draußen wieder geredet hast."

So sehr sie sich zu beherrschen suchte, er fühlte doch, dafz sie zu> sammenzuckte, und hörte den gezwungenen Klang in ihrem Lachen. „Tu bist heute ganz dwatsch. Tcirs ich mit keinem Menschen mehr re>den?"

„Meinetwegen gern, aber ich darf doch anch woll danach fragen."

„Jochen Klüterkopp war's," log sie dreist, das war der alte Botengäng«r. „Er fragte, was du was in Heide zu besorgen hättest. Nu läßt mich aber in Rnh."

„Gib mir erst 'en Kuß, Marik."

„Da kannst lang lauern."

„Mir scheint, dn bist hcnt schlecht bei Kopf."

Sie ruckte sich ungeduldig los. „Ist das ein Wunder? Das ganze Dorf ist heute bei Schwarzen: ich Hab' vorhin das Gejuchz bis hierher gehört, bloß ich darf mich da nicht sehen lassen. Du weißt warum."

„Komm mit mir! Woll'n mal sehn, was sie sür Gesichter machen; ob's einer wagt, dir grob zu sein."

„Du meinst, weil Schwarz dir Geld schuldig ist fürs Saatkorn, muß er den Mund halten? Ne, danke. Hinter meinen, Rücken stecken sie doch die Köpfe zusammen ^nnd zeigen mit Fingern auf mich. Geh du man allein."

Ohne eine Antwort abzuwarten, trat sie ins Zimmer. Tie Augen des Mannes starrten niit unheimlichem Blick auf die sich schließende Tür. „Wahr dich, Deern," zischte er heiser.

„Wo du blosz immer bleibst, Marik," lamentierte sofort die Kranke. „Ich hab's ganz gut gehört, mit dem Bauern hast du getuschelt vor der Tür."

„Warum soll ich's abstreiten? Ich Hab' ihn nach dem Gewehr gefragt. Bei Schwarzen wollen sie damit ballern, das ist olles. Nn trinkt mal den Tee, daß Ihr zur Ruh kommt."

Mißtrauisch sah die Alte den Trank an, „Js da auch nichts drin?"

„Was soll denn da drin sein? So'n Unsinn."

„Fahr mich doch nicht gleich so an. Ich weiß ja doch, ich leb' für euch viel zn lang."

Das Mädchen hielt es nicht der Mühe wert, eine Antwort zu gedeih Sie stellte die Tasse neben das Bett, holte ihr Spinnrad und letzte sich an den Ofen. Bon dort ans konnte sie die Kranke beobachten, ohne selbst von ihr gesehen zu werden. Langsam setzte sie das Rad in Bewegung und zog den Fad^n. Dabei begann nieder die Unruhe in ihr zu arbeiten. Tie Zeit verging, eine Minute nach der andern zog vorbei, und sie mußte noch immer nicht, wie sie es anfangen sollte, unbemerkt aus dem Hause zu gelangen. Tie Kranke dort trank und schwatzte abwechselnd, und draußen hantierte der Bauer herum und schien nickt wieder fort zu wollen.

Endlich kam er herein, die Mütze auf dem Kopf, „Ich geh' nu. Hast dich besonnen und kommst mit?"

„Tanke, ich bleibe hier. Tie Frau hat auch keine Rnh heut abend, die kann ich nicht allein lassen."

Schneller drehte sich das Rad, Augen und Finger waren ganz mit dem Garn beschäftigt, so daß sie nicht aufsah.

Er ging hinaus und schmetterte die Tür zu, daß es krachte,

Tie Frau fuhr jäh zusammen. Als sie aber an dem Schnurren des Rades merkte, daß Marik ihren Platz nicht verlassen hatte, beruhigte sie sich wieder.

Und abermals verging langsam eine Minute nach der anderen. Nur das schwirrende Rad nnd der Wind im Ofen sangen eintönig wie jeden Abend ihr Lied, nnd in der Wand klopfte nnd hämmerte ein Wurm.

„Der Totenwnrm pocht," sagte die Frau. „Ob's mir gilt?"

„Ter klopft schon lang. Ter Bauer hat altes Holz mit hinein»

gebaut ins Hans, davon kommt's."

„Du tveißt immer alles besser."

Wieder Schweigen: und allmählich wnrde der unruhige ruckweise Atem der Kranken gleichmäßiger, länger, sie schlief ein. Marik horchte. Langsamer ging das Rad — jetzt stand es ganz. Tie Schläferin rührte sich nicht. Leise erhob sich das Mädchen und ging zur Tür. Borsichtig nob sie die Klinke, langsam, leise drückte sie sie wieder ins Schloß, — drinnen blieb alles still. Ans den Zehen schlich sie in ihre Kammer, schob hinter sich den Riegel vor und atmete tief auf.

Im Hause schwieg jeder Laut. Die Menschen waren alle im Dorf zur Feier, die kamen so bald nicht heim; und wenn sie kamen, würden sie denken, sie schliefe längst. Vor dem Morgen fragte niemand nach ihr, dann aber war sie lange fort, auf dem Weg zu einem neuen Leben.

Sie scheute sich, Licht zu machen. Bei dem matten Schein des sinkenden Mondes sah sie genug, um sich in der bekannten Umgebung znrecht zu finden. Hastig legte sie das blaue Wollkleid ab, das nach städtischer Art geschnitten war, und öffnete eine alte, hölzerne Truhe. Sie mußte viel herausräumen, ehe sie aus dem Boden des Kastens das Kleid fand, mit dem sie in dies Hans gekommen. Schnell warf sie alles andere zurück, mochte es liegen, wie es hineinfiel. Jetzt den Teckel darauf, und dann das Gewand iibergcstreift, das Kleid der Armnt und Freiheit.'

Die Jacke von grobem, schwarzen? Stoff spannte sich eng über die kräftige Brust. Marik spürte, daß sie stärker geworden, seit Not und Arbeit nicht mehr ihr Teil waren. Mit festem Griff Preßte sie den Verschluß zusammen und griff nach dem dicken, felbstgesponnenen Rock. Rot und grün waren seine Streifen, die Farben hatte ihr Schatz am liebsten an ihr gesehen, damals in der seligen Zeit, als sie noch in der elenden Hütte wohnte. Jetzt war sie fertig, aber draußen war es noch immer zu hell und zu viel Leben im Torf. An dem selten lauen Frühlingsabend trieben sich Burschen und Mädchen draußen paarweise umher; sie riskierte, heimlichen Licbeslenten zu begegnen, erkannt und beobachtet zu werden. So setzte sie sich aus den Bettrand und wartete, die Hände still im Schoß. Tie tiefe Stille um sie her ließ auch ihre Seele ruhig werden.

So war er doch heimgekehrt und holte sie nach. Es war wie ein Traum. Alles sollte noch einmal wieder gut werden. Mit seinem Munde hatte er ihre Lippen rein geküßt, mit seiner starken Liebe die wüsten, haßersüllten Gedanken aus ihrem Herzen vertrieben. Wie hatte es überhaupt so weit mit ihr kommen können? Wie hatte sie sich so wegwerfen können aus lauter Haß und Bitterkeit? Sie begriff sich selbst nicht mehr.

Tnnkler wurde es, der Mond hatte den Waldrand erreicht; jetzt war es Zeit. Sie schlich an das Fenster, öffnete es und spähte hinaus. Draußen regte sich nichts; da hob sie sich ans das Fensterbrett nnd sprang hinaus. Wieder stand sie und lauschte, — kein Ton weithin. Ihre Kammer lag neben dem Zimmer der kranken Frau, das Fenster ging in den Obstgarten, der an den Wald stieß. Die unbelaubten Obstbäume, vereinzelt im Rasen, boten ivenig Schutz, aber sie schlich geduckt. Schritt für Schritt an der Hecke entlang, jeden tieferen Schatten ausnutzend. An der Gartentür hielt sie einen Augenblick an. Di« Psorte knarrte und kreischte, es war nicht geraten, sie zu öffnen: lieber zwängte sie sich durch eine Lücke in der Hecke. Endlich war sie im Walde und schritt, tief aufatmend, schneller aus. Der Wald zog sich in gleicher Richtung wie die Dünenkette durch das Land, au seinem seewärts ge» wandten Rande lag das Torf, und am äußersten, südlichen Ende des Torfes die morsche Hütte, Fast ebenso abgesondert lag sie von den übrigen Häusern wie nordwärts das Eggerssche Gehöft.

Das Mädchen machte einen weiten Bogen durch den Wald. Jeder Stein und Busch hier war ihr bekannt,, sie brauchte auch in? Dunkel nicht zu fürchten, daß sie sich verirrte. Mehrmals blieb sie stehen in dem unheimlichen Gefühl, daß jemand hinter ibr sei. Sie wandte sich um. aber in der Dunkelheit war nichts zu unterscheiden. Dieselbe würgende Angst, wie vor einigen Stunden auf der finsteren Diele, packte sie an, hastiger wurde ihr Schritt, zuletzt lief sie fast. Da blinkte Licht durch die Stämme, es kam aus den Fenstern des Schwarzsehen Hauses, des letzten Hofes im Dorf. Die Fenster standen offen; lautes Stimmen» geschwirr und das Gequieke schlechter Blasinstrumente drangen Nieithin durch die Luft, Einen langen, spähenden Blick warf Marik hinüber; ob der Bauer dort dabei war? Aber sie vermochte niemand zu erkennen, der Garten lag dazwischen und in den Zimmern war die Luft voll Tabaksqualm.

Zwischen den letzten Bäumen des Waldes trat sie heraus. Ein schinnler Feldweg lag vor ihr, unkenntlich fast für den, der nichs von ihm wußte, und am Ende des Weges, kaum SM Schritt entfernt, nahe den Dünen war ein dunkles Etwas, die Hütte der toten Mutter. Plötzlich war ihr zumute wie vor Jahren, wenn sie zum Stelldichein des Liebsten ging, so stolz, so heiß, so jubelnd! Mit federnden Schritten, wie sie seit Jahren nicht mehr gegangen, eilte sie über den schlechten Weg.

Hinter ihr trat eine breite Gestalt aus dem Walde, spähte eine Weile in die Richtung, die die Forteilende einschlug, und rannte dann quer durch den Garten aus das erleuchtete GeHöst zu.

Drinnen war alles auf dem Gipfelpunkt der Lustigkeit angelangt. Tie Leute hier oben an der Küste waren nicht leicht zur Heiterkeit,geneigt, dafür nutzten sie ihre seltenen Bernnügnngcn bis auf das Äußerste aus. Bier und Branntwein hatten die Köpfe heiß gemacht, die Backen glühten, die Angen gluminerten. Die Männer waren alle mehr oder weniger berauscht, aber auch von den Franen waren die wenigsten ganz nüchtern. Manche der Burschen hielten ihr Mädchen auf den Knien, und sie küßten sich, ohne auf ihre Umgebung zu achten. Man war nicht prüde hier.

Plötzlich ertönte ein allgemeines Geschrei. Die Tür nmrd polternd aufgerissen, und im Zimmer stand Karl Eggers mit blofzcin Kopf, funkelnden Augen, das wirre Haar tief hereinhängend in das breite Gesicht, ein Gewehr in der Hand.

„Karl! Bist du rein doll? Was soll d/:r alte Schießprügel hier im Zimmer?"

„Kerl wie siehst du denn ans?"

„Brennt es im Dorf?"

Fragen und Rufe schwirrten wirr durcheinander. Eggers sah sich im Kreise um. Die hier waren nicht seine Freunde: im Herzen hielt keiner zu ihm, das wußte er. Aber einen gab es, den haßten sie noch mehr, durch dessen Schuld war einst das halbe Dorf in Flammen aufgegangen. Ob er das gewollt, danach fragten sie nicht; er mochte sich nur hüten, seinen alten Dorfgenossen in die Hände zu fallen. Eggers aber hatte diesen zähen Haß geschürt, fünf Jahre lang,

„Noch brennt's nicht," sagte er langsam mit harter, scharfer Stimme, „aber lang wird's nicht dauern. Jochen Kruse ist wieder da."

Mit fliegenden Schritte» Katte Marik den letzten Teil des Wege? zurückgelegt. Atemlos langte sie bei dem Häuschen an, Jochen hatte recht gehabt, es war nicht viel mehr wie eine Rnine. Das Strohdach von Wind und Regen vermorscht und zerrissen, der Putz von den Wänden gefallen: die alten klappernden Laden hingen schief in den Angeln vor zerbrochenen Fensterscheiben.

Tie Hüttentür lag den Dünen zugewandt-, Marik mußte um das Haus gehen, um sie zu erreichen. Ih« Finger pochten hastig gegen das wurmzerfressene Holz: „Jochen, Jochen!"

Drinnen kreischte der Riegel, die Tür flog auf, sie lag an seiner Brust, und heiße Küsse brannten ans ihrem Gesicht. „Bist doch gekommen! Bist doch gekommen!" flüsterte er. „Ich dacht, die Zeit nähm nie ein Ende."

Sie behielt bei seiner leidenschaftlichen Zärtlichkeit noch so viel Besinnung, daß sie an ihrer beider Sicherheit dachte. „Mach die Tür zu, Jochen, man kann's Jener draußen sehen,"

Auf dem offenen Herd brannte ein Neisigfener. Die Diele hatte einst zugleich als Küche gedient. Neben ihr befand sich die einzige Stube des Hauses, und nach hinten hinan? die Schlafkammer, ein schmaler, enger Raum, mit einem kleinen Fensterchen nach dem Felde zu.

Das Feuer flackerte und zuckte, Ungewisse, wechselnde Lichter umtanzten die beiden Menschenkinder, die für Minuten alles um sich her vergaßen in ihrer wilden, lange zurückgedrängten Leidenschaft.

Wieder war es Marik, die sich zuerst besann, „Wir müssen fort, Jochen, Mir ist's die ganze Zeit im Wald so nnbeimlich gewesen, als wenn einer hinter mir her schliche,"

„Hast denn was gesehen?"

„Ne, gesehen nicht, Wenn's en Mensch war, der mich belauern wollte, hat er sich schön in acht genommen. Ich wcrd' nich rulüg sein, bis wir ein Ende fort zwischen den Tünen sind! nachher können sie uns suchen,"

„Wenn's dir keine Nuhe läßt, wollen wir gehen."

Er bückte sich nach seinem Ranzen, der neben der Feucrslelle lag. und schwang ihn auf den Rücken. Das Mädchen hatte bereits die Hand am Riegel, vorsichtig öffnete sie die Tür und spähte hinaus. Im nächsten Augenblick flog sie wieder zurück, warf die Tür ins Schloß, und starrte den Mann mit kalkweißem Gesicht an.

„Herrgott, Dcern, was is los?"

„Da draußen," — keuchte sie, „ganz dicht sind sie schon, ein ganzer Haufen —"

„Dummes Zeug!"

„Nein, nein: ich Hab' es genau gesehen, sie kamen hierüber, und —"

Lauter Lärm, der sich vor der Hütte erhob, zeigte ihnen, daß der Plötzliche Lichtschein durch öie Türspalte bemerkt worden war. Pochen von draußen klang gegen die Fensterladen. „He, ihr da drinnen, kommt doch mal raus!"

Lautlos standen drinnen die beiden und horchten. Ei» allgemeines Stimmengewirr folgte dem ersten Ruf, dann, alle andern übertönend, scholl Eggers' grobe Stimme: Na, glaubt ihr mir's nu, daß er hier in steckt? Ich habe ihn gut genug erkannt, wie er hent über meinen Wall setzte, der Mordbrenner." Derb schlug er nn die Tür. „Jochen Kruse, komm raus, wenn du Courage hast."

In den Augen des Angeredeten funkelte es. Ter da draußen höhnte, war sein Feind seit langen Jahren. Der hatte ihn mis der Heimat Vertrieben, hatte ihm die Liebste geraubt, hetzte heute die Dorf' genossen auf ihn, wie anf einen tollen Hund. Das Gegröhl, das Eggers' Worten gefolgt war, klang deutlich nach rachsüchtiger Wut. Jochens Hand zuckte nach dem Riegel. Den Ranzen hatte er zn Boden geworfen und dafür seinen schweren

Knotcustock ergriffen. Jetzt kam's zur Abrechnung.

Aber Marik warf sich ihm nm den Hals und drängte ihren Körper zwischen ihn und die Tür. „Ich laß dich nicht raus. Wenn er noch allein wär', — aber das halbe Dorf hat er hinter sich. Und sein Gewehr hat er mit — die anderen vielleicht auch —" „Las; mich los, Mariken,"

„Sie umschlang ihn nur uni so fester, „Ich lcch dich nicht raus, sie bringen dich um."

„Wenn du mich nicht gehen läszt, brechen sie die Tür ein."

„Jochen Kruse," spottete es 'draußen wieder, „bist en Bangbüx worden? Kannst nich rausfinden? Sollen wir dich mal rausräuchern aus dem Bau?"

Allgemeines beifälliges Gejohle, „Ja, ja! Woll'n ihn ausräuchern! Zündet ihm 's Dach übcr'm Kopf an, er hat es uns auch nicht anders gemacht,"

„Wer hat Feuerzeug?"

„Hier! Hier! Hier is 'u Stahl und 'n Feuerstein, Schlagt man gleich, dafz die Funken ins Stroh springen, da braucht's keinen Schwamm."

„Jetzt wird's ernst," murmelte Marik, Beide lauschten. Dann saben sie sich an,

„Marik, wenn du Mut hast — raus müssen wir uu. Am besten hinten durchs Kammerfenster und in den Wald. Sie passen im Augenblick blofz darauf, ob das Dach anbrennt." — Sie nickte nur.

Leise schlichen sie durch die Stube zur Kammer! da sahen sie draufzcu vor dem engen Fenster eine dnnkle Gestalt sich schattcnhast abheben: es stand einer Wache, Minutenlang standen sie schweigend, unbeweglich, harrend, ob der draußen seinen Platz nicht für einen Augenblick verlassen würde, aber der stand fest.

Plötzlich gellendes Jubelgeschrei, Die Flamme hatte das Stroh erfaßt, es knisterte. Schwelender Ranch stieg auf, und wenige Sekunden später scklug eine helle Lohe empor. Ter Schein fiel durch das Fenster herein, schimmerte durch die Risse der Decke, die Spalten der Wände, wurde Heller und Heller,

„Sie verbrennen uns bei lebendigem Leibe," schrie das Mädchen.

Der Traufzenftehende hatte den Ruf vernommen, fubr herum, und bei dem roten Licht sah er drinnen in der Kammer die beiden hohen Gestalten.

„Hier sind sie! Hier sind siel"

Wie die wilde Jagd saufte es um das Hans herum, vorn blieben nur wenige zurück. Jetzt oder nie. — Über ihren Köpfen hörten sie das Heulen der Flamme im Stroh, jeden Augenblick konnte das Dach niederstürzen, und sie waren verloren. Wieder eilten sie auf die Diele. Der Mann faszte den schweren Stock fester, das Mädchen riß mit schnellem Ruck den Riegel zurück, die Tür flog auf, und Hand in Hand stürzten sie hinaus'. So plötzlich, so unerwartet kam ihr jähes Hervorbrechen den Belagerern, daß sie förmlich zur Seite taumelten, sich erst besinnend, als die Flüchtlinge schon ein ganzes Ende entfernt waren.

Wütendes Geschrei scholl hinter ihnen her, stampfende Tritte jagten über den Boden, eine Hetzjagd begann auf Leben und Tod,

„Kannst du rennen, Marik?"

„Ja, Jochen, ich glaub', ich kann's noch,"

„Wenn nur das verdammte Feuer nicht war', es wird ja taghell,"

„Hinter den Dünen kommen wir in Schatten."

Hastig^ abgerissen stieszen sie die Worte herbor. Ihre Augen maßen im Witten Lauf die Entfernung bis zu den Dünen, in deren Schluchten Finsternis harrte und Schutz: ihr Ohr lauschte auf jeden Ton hinter ihnen.

„Da sind siel Da sind sie!"

„Korl Eggers! Wo is Korl Eggcrs?"

„Schieß, Korl! Gib ihm eins in die Beine!"

„Lude Klähn hat doch auch en Gewehr da —"

„Und Martin Schulz —"

„Man kann ja nicht zielen bei dem Gerenne."

„Schießt auf gut Glück. Er kommt uns ausl"

Marik fühlte, wie ihre Kräfte nachließen, der Atem versagte, — sie drückte die Zähne in die Lippen, — vorwärts, bloß vorwärts; — da, was war das? Hinter einem Dornbusch, nn dem sie vorüber mußten, tauchten zwei auf, ein Bursche und ein Mädchen, die dort ein Liebes» stündchen gefeiert hatten. Aufgeschreckt durch das Rufen und Schreien sprang der junge Mensch den Fliehenden gerade in den Weg,

„Weg da! Weg da!" schrie Jochen, der keine Sekunde verlieren durfte,

„Halt ihn fest! Stell ihm ein Bein!" tönte es von hinten.

„Weg da, oder ich schlag dir den Schädel ein!"

„Das geht nicht so fir," lachte der Bursche, und warf sich mit einem Ruck Marik entgegen, um sie niederzureißen. Im selben Augenblick sauste der schwere Stock mit wuchtigem Schlag auf seinen Kopf nieder: lautlos stürzte er zu Boden. Sein Mädchen schrie gellend auf und warf sich über ihn.

„Weiter," keuchte Jochen, „er hat's so gewollt."

Marik war im Schreck und Entsetzen zurückgewichen, nur für Augenblicke war der rasende Lauf unterbrochen worden, aber die kurze Spanne Zeit hatte den Verfolgern genügt, die Flinten von den Schultern zu reißen. Ein scharfes Knallen und Krachen! Lautes Gekreisch erschreckter Weiber! Hallendes, rollendes Echo von den Dünen her! Nur Marik hörte den kurzen Schrei, den Jochen ausstieß.

„Haben sie dich getroffen?" Todesangst klang aus ihrer Stimme.

„Man weiter — man weiter, — die Dünen —" — er stolperte im Lauf, raffte sich zusammen, biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten, — da lag es vor ihnen hell im Feuerschein, hohe Weiße Manern, dazwischen sinstere schatten, dahinter dumpfes, gewaltiges Brausen, Dunkelheit tat sich vor ihnen auf, hüllte sie ein, die mächtigen Dünen nahmen sie schützend in ihre Arme,

„Hierherum, links durch den Ginster," sagte das Mädchen und zog den Liebsten »ach sich,

„Da kommen wir in den Triebsand,"

„Ne, ne, hier nicht. Ich find mich im Dunkeln znrecht, und die andern trauen sich da nicht nach,"

Es war ein mühsames Vorwärtshasten in dem tiefen Sand, Plötz lich stockte der Mann. „Es Hilst nichts, ^ ich — ich - kann nicht mehr," Wie ein gefällter Baum brach er zusammen,

„Jochen, mein Jochen!" schrie sie auf.

„Sscht, still, Horst nicht?" Mühsam stieß er es hervor, seine Finger tasteten nach den ihren, sie warf sich neben ihm in die Kuie,

Mit angehal^nein Atem lauschten beide, 5!aum zehn Schritte von ihnen entfernt ertönte Eggers' Stimme: „Sic sind uach'n Strand durchgekannt, den Weg runter. Hier können sie ja nicht weiter im Sand,"

Tann kam vom Strande her undeutlich die Antwort,

„Ja, nn such mal! Man kann ja nichts mehr sehen bei der Tnnfelheit,"

Und wieder Eggers: „Weit können sie nicht sein, ich muß ihn ge troffen habe». Ich sah doch, daß er znsamincnsnhr,"

Marik ballte die Faust nnd ihre Züge verzerrten sich vor Haß und Wut.

Jetzt eine fremde Stimme. „Ich geh' nach Hanse, Das Zucken iu der Düsternis hat gar keinen Zweck.

„Das ist wahr. Und ne Waffe Hab' ich auch nicht, nnd der >!r»se ist ein rabiater 5!erl; der läßt nicht mit sich spaßen,"

„Dem Jörg Berbolnu hat er eins versetzt, — der lag da wie tot,"

„Ach wo, er rührte sich all wieder, als ich vorbei kam,"

„Feiglinge seid ihr all zusammen," schimpfte Eggcrs, aber er wurde überschrien,

„Dir is das bloß- lim deinen Schatz, den kannst dir allein sncken. Wir gehen nach Hause."

„Ne," riet einer, „woll'n lieber noch mal nach S-Hwarzen und einen trinken."

„Ja, man los, zu schwärzen."

„Na, Eggers, nu lat man sin, und komm."

„Donnerwetter, war das ne Hetz,"

Die Stimmen verhallten ferner und ferner. Tiefes Zchwcigen

breitete sich um die beiden einsamen Menschenkinder, nur das eintönige Rauschen des Meeres klang durch die Nacht wie tiefer, starker Atem.

„Sie sind fort, Jochen," flüsterte das Mädchen.

Keine Antwort.

„Jochen! Ach, Jochen!"

Die Finger, die die ihren ergriffen hatten, lösten sich, schwer fiel der erhobene Arm zu Boden.

„Was ist das? Herr meines Lebens, was ist das? Ach, du, du — sag doch bloß ein Wort; — hörst mich denn nicht?" Sie beugte sich über ihn, strich die wirren Haare aus seiner Stirn, forschte bei dem matten Sternenlicht in seinen Zügen, die sie doch nicht zu unterscheiden vermochte. Flach warf sie sich nieder und lauschte, ihr Ohr dicht an seine Lippen legend. Ja, er atmete noch. Sie tastete wieder nach der niedergesunkenen Hand und fühlte den Puls; er klopfte leise und langsam. Jetzt — jetzt — stand er —; nein, er setzte wieder ein, stärker, schneller: ein Zucken ging durch den Körper, ein schweres Stöhnen kam von den Lippen, — langsam kehrte das Bewußtsein zurück.

Wieder begann Marik ihn zu fragen, anzuflehen, seinen Namen zu rufen. Sie überschüttete ihn mit leidenschaftlichen Liebesworten. Allmählich besann er sich und wollte sich aufrichten, aber ein furchtbarer Schmerz in Brust und Rücken lies; ihn zurücksinken.

„Mit mir ist's aus, Mariken."

„Sag das nicht, sag das nicht. Du darfst nicht sterben, denn tu ich mir 'n Leid an. Ach, mein Gott, mein Gott, ich will ja auch beten, ich will auch wieder gut werden, ich will —" ihr ganzer Körper zitterte, „nur geh nicht von mir, geh nicht von mir. Das kann ja doch gar nicht sein." Sie schluchzte in wilder, hülfloser Verzweiflung. „Wcnn's blofz erst Tag wär'I Wenn bloß ein Mensch zn Hülfe käme! Was soll ich machen?"

„Du kannst nichts machen, Mariken. Wein doch nicht so, mein arme Teern, ich kann das nicht anhören."

Sic gab sich Mühe, das wilde Schluchzen zu unterdrücken. „Hast du viel Schinerzen?"

„Wenn ich ganz still lieg, denn nicht; bloß — das Sprechen — gib mir die Hand, so —".

Langsam rannen die Minuten, keins sprach. Ter Sterbende war nur noch bei halber Besinnung, das Mädchen wie versteinert von dem furchtbaren Ende seines kaum erwachten Glücks. Kühl ging die Nacht' luft durch die Dünen. Dichte, feuchte Nebel zogen sich vom Meer herauf, spannen sie ein in ihre Schleier, hingen sich in winzigen Tropfen an Haar nnd Gewand.

Langsam, langsam wimmerte der Morgen, Marik vermochte end» lich die Züge des Geliebten zu unterscheiden. Jetzt sah sie auch unter ihm den dunklen Fleck im Weißen Sande; Blut, heißes, quellendes Blut. Tropfen für Tropfen war durch das Zeug gesickert, die Lebenskraft mit sich forttragend aus dem verwundeten Leib.

Wie unbeweglich er lag. Ihre Hand, die die seinige hielt, vermochte kaum noch das leise Klopfen des Pulses zu spüren. Tiefer und tiefer beugte sie sich über sein Gesicht, stand schon der Atem? Da, ein tiefer Atemzug. Die Augen öffneten sich, wirr ging der Blick umher, langsam gewann er Festigkeit. Das Bewußtsein kehrte noch einmal zurück. Sie suhlte einen schwachen Händedruck.

„Jochen, wie ist dir?"

„Gut, nur müde, keine Schmerzen mehr," die Worte waren kaum vernehmbar.' Ein seltsam fremder, gespannter Zug zog sich von der Nase zu den Mundwinkeln; starr, sast gespenstisch blickte sie das geliebte Gesicht an in dem fahlen Morgenlicht. Alle Frische und Kraft, der ganze starke Lebensmut, alles, was ihr vor wenig Stunden so unbesiegbar erschienen, war ausgelöscht.

Seine Augen hingen unverwandt an ihren Zügen, etwas schien ihn zu quälen, „Marik, hörst mich noch?"

„Ja, mein Jochen."

„Versprichst mir was?"

„Alles, was du willst."

„Nicht zurück — zu dem — dem anderen."

„Jochen, Jochen, wie kannst du so tvns denken; gewiß und wahrhaftig nicht,"

„Und — laß mich hier nicht liegen — daß sie mich finden,"
„Nein, nein."

Noch einmal versuchte er zu sprechen, aber die Stimme versagte. Ein furchtbarer Schmerz erschien in seinem Gesicht, verzerrte die Züge, preßte ein Stöhnen auf die bläulichen Lippen. Der mächtige Körper wehrte sich mit letzter Kraft gegen den unsichtbaren Würger.

Eisige Schauer rüttelten das Mädchen. Mit Mühe schob sie einen Arm unter den Nacken des Sterbenden, hob sein Haupt an ihre Brust, strich sanft und vorsichtig über die kalten Wangen. Da ließ der Kampf nach. Ein letzter Seufzer, schwer fielen die Arme zu Boden, die verzerrten Züge glätteten sich; ein letztes Strecken, - sie hielt einen Toten am Herzen.

Über dem Waldsaum stieg die Sonne empor. Ihre Strahlen scheuchten den schweren Secnebel zurück in sein blaues Reich, Steigend, fallend, sich ballend und wieder zerreißend, verging er widerwillig vor der goldenen Helle. Frischer tönte das Ranschen der See, gellend klang Möwengeschrei über die Wogen.

Marit sah empor, Sonne — Licht — Leben —? Stand denn die Welt nicht still um ihren Jammer? Alles wie sonst, nur sie so elend, so verzweifelt, so gebrochen vom Schicksal. — Sie lief; den Kopf des Toten zu Boden gleiten, stand auf und schaute umher. Seine letzten Worte tlange» noch in ihren Ohren: „Laß mich hier nicht liegen ^ das; sie mich finden." Nein, den Triumph sollten die nicht haben, die ini Torf. Er sollte ihn nicht haben, Karl Eggers! Eine schwere, schwarze Woge von Haß schwoll in ihr empor. Der sollte Wenigsteno nicht wissen, das; ihm sein Wunsch »ach Rache gelungen sei. Mochte er sie glücklich wähnen mit dem anderen, dann würde die innere Wut ihn nicht los lassen, ihn peinigen Tag und Nacht, vielleicht jahrelang.

Tie blickte den Plal; a», auf dem sie stand. Eine öiuhle war'S an dem Fuß einer mächtigen, vom Wasser Herschanenden Tüne, Der See» wind, der den weißen Berg emporgehoben mit seinem Atem, trieb unaufhörlich neuen Sand hinauf an dein Hang, und von der Höhe rieselten Millionen feiner Börner wieder hinab nach der landwärts gelegenen Seite. Langsam, Zoll für Zoll wmiderte die Düne vorwärts von der See, die sie geboren, hinein in das Land. Und die Tochter dieses Landes kannte die Geheimnisse der Elemente. Wasser, Wind »nd Sand Nxiren im ewigen Kampf mit den Menschen, aber heute wollte sie den Kampf nutzen nach ihrem Willen,

Sie ging durch die Diinenschlnchten hinab zum Strande, da lag von den letzten Stürmen her angetriebenes Holz. Eine Weile sammelte sie Brett für Brett, dann kehrte sie keuchend und beladen mit dem, Ivos sie gefunden, zurück. In dem lofen Sand, fo dicht wie möglich am Fuß der Düne, hart neben dem Körper des Liebsten, wühlte sie eine Grube, mit eingestemmten Holzscheiten dem Nachsinken des Sandes wehrend, Tie größten Holzstücke legte sie auf den Boden des Grabes: es war alles, was einen Sarg vortäuschen konnte. Auf das Holi streute sie einen Arm voll Strandhafer, den einzigen Schmuck, den Ort und Jahreszeit ihr gönnten.

Nun kniete sie neben dem Toten, In langem 5tuß preßte sie ihren Mund auf seine stillen Lippen »nd flüsterte: „Sei man ruhig, sei man ruhig, sie finden dich nicht," Mit starkem Arm hob sie den Körper in die Grube, ein letzter Blick in das bleiche Gesicht, — da, hoch in den Lüften wieder ein gellender Möivcnschrei. Sie fnhr empor; es mochten bald noch andere Stimmen hier klingen wie die der Vögel. Mit icster Hand zerrte sie das Holz heran« am Rande der Grube. Sausend schoß der lockere Sand nach, stäubende, wirbelnde Wolken füllten die Luft': die Gruft war geschlossen. Noch ein leises Rieseln, ein feines Zittern in den winzigen Körnchen, und kein fremdes Angc fand eine Spnr mehr von dem Schläfer da unten.

In wenigen Monden vielleicht schon würde der fallende Sand meterlwch über der Stelle liege», nach zwei bis drei Jahren stand die ganze Düne als riesiger Hiigcl über dein Grabe, und wenn sie einst den Platz wieder freigab, lebte Wohl keiner mehr, der von dein, was hier geschehen, etwas ahnte.

Mit gefalteten Händen stand Marit neben dein Grabe, Einen Pfarrer konnte sie nicht herbeischassen, aber ohne Gebet sollte er nicht ruhen. Halblaut sprach sie die Worte des Vaterunsers,

Wieder hob sie das Haupt, Was nun? Unter dein Beten Nxir etwas Seltsames in ihr wach geworden. Jahrelang, solange sie im Eggersschen Hause gelebt, hatte ihr Fusz keine'.Nirche betreten, ihr Herz kein Gebet gehabt. Eine wie sie, das sagte sie sich täglich mit selbstqnälender Bitter keit, hatte mit Gott nichts zn schassen.

Aber jetzt jetzt war sie frei. Ter da unten hatte sie nicht zu schlecht gcsuudeu siir eine gute, ehrliche Liebe, der hatte mit seinem Leben für sie bezahlt, der hatte nicht gewollt, daß sie zugrunde gehen sollte, ^ jetzt mußte sie weiterleben, irgendwo, irgendwie, - aber so, das; ihr Gebet hier au seinem Grabe auch ein gutes Gebet gewesen war.

Nicht klar und deutlich waren ihre Gedanken, langsam erst erwachte das Licht in ihrer Seele, Noch kämpfte es mit den Nebeln, mit Haß, Bitterkeit, verzweifeltem Leid, aber sie spürte doch schon seine .Viraft und Wärme. , Fester spannten sich die Glieder, das Haupt richtete sich höher, die dunklen, trüben Augen schauten wie suchend vorwärts in die Zukunft, Eine Hand voll Sand hob sie vom Boden und schob ihn in das Gewand, dann ging sie hinab zum Strande und wandte sich südwärts, wo sern, fern hinter Tunst und Wolken die große Stadt lag. in der Arbeit war »nd Leben, neues, starkes Leben,

Meiner und kleiner wurde die Gestalt', die blaue Ferne nahm sie auf, umschloß sie, verbarg sie, — Die Wellen sangen nni Strande, der Wind tanzte mit sliegeuden Schwingen auf ihren weiße» Zchaumkrcmeu, die Möwe» stoben mit jnnchzendem Schrei durch die'sonnige Lust, und leise vou den ?ünen rieselte der Saud.

Rudolf Gucken.

von

Thomas Achekts.

— Brcme», —

er die geistige Lage der Zeit überblickt und erwägt, der wird vor allem eine große Verworrenheit, eine starke Unsicherheit über letzte und gemeinsame Ziele empfinden' überall ein Gespaltensein der Menschheit in Parteien, oft auch ein Gespaltensein des Menschen bei sich selbst. Diese verworrene nnd unsichere Lage mag zunächst als eine Wirkung der geschichtlichen Überlieferung erscheinen. Denn von der Vergangenheit her umfangen uns verschiedenartige, ja ent gegengesctzte Strömungen als ein lastendes Erbteil von Jahrtausenden! nichts unterscheidet die moderne Kultur mehr von der einfachen und gleiclMtigcn des Altertums als solches Turchtränktsein von Gegensätzen, Das Mittelalter überlieferte ein Lebensgnnzes, das die grundverschiedene antike und altchristliche, künstlerische und religiöse, weltfreudige und Welt fremde Denkweise weniger gegenseitig ausglich als ineinander wob. Gegenüber diesem Gefüge entwickelte die Neuzeit einen neuen Lebensdrang, ein Verlangen nach unbegrenzter Entwicklung der Kraft nnd voller Beherrschung der Tinge: aber die nähere Ausführung trieb das Nene sofort bei sich selbst in harten Zwist: hier verlangte das Seelen^ leben und sein Denken, dort die Natur und ihr Mechanismus die Herr schaft über Welt nnd Leben (Intellektualismus und Naturalismus). Alle solche Gegensätze läßt das 19. Jahrhnndert mit seiner historischen Bildung nnd seiner grüblerischen Reflexion in greller Deutlichkeit sehen und mit voller Stärke empfinden, es drängt zwingend zu einer schärferen Scheidung der verschlungenen Gcdankcnmassen, es verbietet immer strenger ihr friedliches Znsammengehen. Und wie viel hat das 19. Jahrhundert bei sich selbst erlebt, wie eingreifende Wandlungen hat es durchgemacht, deren einzelne Phasen bei aller äußeren Zurückdrängung uns innerlich weiter begleiten und nach widerstreitenden Richtungen ziehen: die künstlerische Geistcsknltnr unserer klassischen Literaturepochc, ein kraftvoller und selbstbewußter Realismus, ein Rückschlag gegen diesen Realismus in einem Subjektivismus seelischen Fiirsichseins, schwebender Stimmung! Wie viele Gegensätze tragen wir so aus altem und neuein Bestände in uns, wie viel haben wir zu tun, um ihrer innerlich Herr zu werden! Mit diesen charakteristischen Schlaglichtern hat unsere iu der Tat sehr zwiespältige, von widersprechenden, chaotisch gärenden Strömlingen beherrschte Gegenwart ein Denker beleuchtet, >der, eben weil er mitten in diesem geistigen Ringen steht, wohl eine weitere Aufmerksamkeit verdient, nämlich Professor Rudolf Eucken, seit längcrer Zeit ein gefeierter Universitätslehrer in Jena. Sollen wir gleich anfangs seine Aufgabe kurz.kennzeichnen, so besteht sie darin, durch eine tiefgründige, bis zu den letzten ursprünglichen Quellen vordringende Kulturpsychologie der Zeit neue, bleibende Ideale zn erschließen, in der Erscheinungen Flucht das Bleibende, Ewige zn erfassen, um so die von allen Seiten bedrohte Selbständigkeit geistigen Lebens zu retten, — ein Problem von außerordentlicher Tragweite, wie ohne >veitcres einleuchten dürfte.

Die knappen biographischen Daten, sofern sie überhaupt von Belaug sind, können uns nicht lauge aufhalten. Eucken stammt aus altem oft» friesischen Geschlecht, ist geboren am ö. Januar lA-ll! in Aurich, empfing schon auf deni Gymnasium tiefere philosophische Eindrücke von einem für Hegel nnd Krause begeisterten Lehrer, stndierte in Göttingen altklassische Philologie und Geschichte, obwohl sein Herz bereits dort der LieblingsWissenschaft zugetan war: von Einfluß auf seine Entwicklung waren Teichmüllcr (der Platoniker) nnd der Arestoteliker Treudeleuburg. Nach einer vierjährigen Tätigkeit als Gymnasiallehrer in Berlin w»rde er INI als ordentlicher Professor der Philosophie nach Basel bernscu, von wo er 1874 in gleicher Eigenschaft nach der thüringischen Landesnniversität ging, wo er ein zahlreiches Auditorium, wie schon angedeutet, um sich versammelt. Von seinen zahlreichen Schriften und Merken seien hier mir die bedeutendsten und. für ein weiteres Publikum berechneten Arbeiten namhaft gemacht: Geschichte und Kritik der Grundbegriffe bcr Gegenwart, jetzt in dritter Auflage erschienen — unter dem Titel: Geistige Strömungen der Gegenwart, die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit, die Lebcnsanschaunngcn der großen Denker, der Wahrheitsgehalt der Religion. Als ein äußeres Zeichen für den wachsenden Erfolg seiner Wirksamkeit kann der Umstand angeführt werden, daß die meisten dieser Bücher verschiedentlich neu erschienen sind. Eine Reihe von Essaus hat er in der Fassung veröffentlicht: Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauuug.

In all dem Streit der Meinungen, der uns heute umtost, gilt es wieder einen festen, unverrückbare» Standpunkt zu gewinnen, wollen wir nicht anders auf jede tiefere Überzeugung von vornherein Verzicht leisten. Dazu bedarf es nun in erster Linie durchaus keiner weltfremden Metaphysik, ivie nian wohl behauptet, sondern lediglich einer unbefan geuen Beurteilung unseres eigenen geistigen Besitzes und zugleich unserer Bestimmung,

Denn das sei gleich vorab bemertt, wer lediglich vegetativ in den Tag hineinlebt, ohne sich je über den Zweck seines Tuns Rechenschaft abzulegen, ivem die Frage nach dein Sinn, der Bedeutung des Gebens eine törichte oder völlig belanglose zu sein scheint, dein schlt es an deni erforderlichen Philosophischen Organ, Tas nächstliegende Problem nnn, das sich jedem tiefer blickenden Betrachter aufdrängt, ist das der Kultur, nicht jener Oberflächenlnltnr, die heute vielfach in allen möglichen technischen und imtnrwisienschastlichcn Erfolgen verehrt wird, oder auch in künstlerischer Ekstase oder einem ethisch sehr zweifelhaften , raffinierte» Ästhetentnm, sondern in derjenigen, welche gegenüber allem Wandel, ja Lng nnd Trug des sinnlichen und Empirischen das Einzig artige und Einige in der Substanz, das hcifzt dem unvergänglichen Grhalt geistige» Schaffens und Lebens sucht, wie derselbe besonders charat teristisch in der Religion zutage tritt. Tie gerade bei uns so mächtige Emcmzipationslnst des Individuums hat gar keine Berechtigung, sofern dieselbe unter der recht bedenklichen Flaage des Itbcrinenschentums zum schrankenlosen Individualismus führt, dagegen bildet sie eine gewisse Vorstufe zu ethischer Vervollkommnung, als sie zu einer Verinnerlichung, zn einer Vertiefung des Menschen die erste Veranlassung bieten kann. Es gilt einerseits freilich, sich über die Umgebung, über den eiserne,? Trnck der Ilmwelt zur Freiheit und Selbständigkeit zn erheben, aber es gilt andererseits nicht weniger, in dem blas; Znbjektiven das Allgemeine, das Ewige, das wahrhaft Normale zu entfalten, weil sonst von keiner eigentlichen Kultur, das heifzt einer wirklichen sittlich geistigen Hnmani sierung die Rede sein kann. Wir widersprechen «erklärt deshalb unser Gewährsmann) ans das entschiedenste aller blosze» Menichenkultnr: wir tu» das, weil wir im Menschen zwei Welten znsammeutreffc» fchen, und weil mir die Ergreifung des Höheren unserem Leben einen Sinn nnd Wert zn geben vermag. Jene Ergreifung aber verlangt eine energische Umwandlung nicht nnr des ersten Weltanblicks, sondern mehr noch des eigenen Wesens des Menschen, große Aufriittelnngen, Erböhnungen, Er Neuerungen; nur so lässi sich zu einer Geistes- nnd Wcsenstnltur durchdiingen nnd dadurch dem Menschen von innen her eine Grösze geben. Aus solcher Überzeugung widerstehen wir dem Tcmolratismns, weil er eine fälschliche Idealisierung des empirischen Menschen vollzieht und die Geisteswelt dem bloszen Menschentum unterzuordnen pslegt: Wider sieheu wir auch dem Ökonomismus, weil sein Bauen von auszen nach innen eine Lengnnng selbständiger Probleme des Innenlebens enthält, und weil er mit der Herstellung eines sorgenfreien, behäbigen Znstcmdes das volle Glück des Menschen gesichert glaubt, verwerfen wir endNch den Politismns, weil er die Selbständigkeit der Persönlichkeit unterdrückt und

damit die Ursprünglichkeit des geistigen Schaffens schädigt nnd de» Selbstzweck der geistigen Güter bloßen Zweckmäßigkeiten aufzuopfern geneigt ist, (Geistige Strömungen S. 313,) Gerade die hinreißende , Kraft, der berückende Zauber, der von Nietzsche, besonders auf die Jugend ausströmt, beruht auf diesem tiefen Mißbehagen an der ganzen Kultur, auf einem recht verhängnisvollen Pessimismus, der allen frohen Auf schwuug lähmt und uns in greisenhafter Verbitterung, die Hand in Hand gebt mit frivolem Skeptizismus, erstarren läszt. Andererseits bietet das gepriesene Mittel des schrankenlosen Subjektivismus, wie ihn dieser Prophet eines anscheinend neuen, in der Tat aber ziemlich alten Evan gcliums vertritt, keine Aussicht auf Gesundung des erkrankten Organis mus. Tenn bei dieser Emanzipation deS Einzelnen ist es zunächst uud fast ausschließlich auf Zerstörung der bisherigen Schranken abgesehen (ähnlich wie bei 5iarl Mari,), und es fehlt durchaus an der Heraus bildung allgemein gültiger Normen und Gesetze nnd damit nn einer gründlichen Vertiefung des Knltnrnivenns überhaupt. Umgekehrt kann man nur sagen, daß sich durch diese geistige» Anarchisten die bedauerliche Kluft iu der Gesellschaft nur noch mehr verschärft, so das; nun vollends gewaltsame Erplosiouen zu gewärtigen sind, Tazu tritt endlich, nm das Chaos zu vollenden, die Unsicherheit, das Schwanken in den.Grund Überzeugungen, da alle ethischen und religiösen Ideale individueller Laune und Willkür preisgegeben sind, so daß vielfach für diese starke ueoromantische Strömung augenblickliche Stimmung und Meinung das entscheidende Leitmotiv bildet. Mit vollem Recht fragt deshalb Eucken, nicht ohne bitteren Sarkasmus: Gibt es etwas, das mehr ermüdet und tiefer niederdrückt, als det' unablässige Umschlag der Meiuuugeu uud Stimmungen, das eifrige Verketzern dessen, was eben noch begeistert verehrt wurde, die Herabsetzung aller geistigen Bewegung zu einer Sache bloßer Lauiieiimode? Und wo, fügen wir hinzu^eiue weiügfteus äußerlich imponierende Eiicheit der ganzen Lebens- und Weltanschauung alle Glieder der weit umfassende» Organisation zusammenschließt zu einem unerschütterlichen Bauwerk, wie iu der katholischen ttirche, gerade da tut sich eine fast unüberbrückbare Ülnft auf zwischen allen Forderungen und Errungenschaften der modernen, voraussetznngslosen, jedenfalls »„bog inatischen Wissenschaft, so daß auch lster die ersehnte Wiedergeburt und Gesnndnng der Gesellschast nicht erhofft werden kann. Wie läßt sich diese verhängnisvolle Krisis, in der unsere teuersten Ideale und unsere wertvollsten, heißerstrittencn Vorrechte freier Wissenschaft in einem wüsten Taumel des brutalen Anarchismus oder des nicht minder herrsch süchtigen kirchlichen Despotismus zugrunde zu gehen drohe», »och im letzten Angcnblicke überwinden, so daß sowohl die kostbare Kulturarbeit von Jahrhunderten als mich die sittliche Entwickeln»« des Einzelnen nicht aufs Spiel gesetzt wird?

Diese Rettung ist lediglich von einer Vertiefung des Menschen zu gewärtigen, von einer Besinnung auf seine eigentlichen Aufgaben und Ziele, von einer Verinnerlichung seines ganzen Wesens, wie es vor allem das religiöse Sehnen kennzeichnet. Wer in der Tat nie diesen unwiderstehlichen Zug und Drang nach den Höhen des Lebens in sich empfunden hat aus allen Verengungen und Jämmerlichkeiten der täglichen Misere, wer das Gefühl des Lasttieres, das unter dem altgewohnten Joch keuchend die Straße entlang zieht, niemals zu überwinden vermag, der ist freilich noch nicht für diese Erwecknng und Erlösung reif, die deshalb stets von innen kommen muß, um wirksam zu sein. Es ist wahrlich kein Zufall, daß gerade das religiöse Problem sich von selbst in den Vordergrund drängt, da nur hier jene Umwandlung, jene Wiedergeburt des ganzen Menschen erfolgen kann, die schon die alten Propheten und Seher so anschaulich zu schildern wußten. Dieser Betrachtung haben wir uns jetzt zuzuwenden.

Eucken hat es versucht, unter völliger Ablehnung einer dogmatischen Fassung, den Ewigkeitsgehalt der Religion sowohl durch eine tiefere kritische Begründung, als durch eine daran geknüpfte geschichtliche Betrachtung zu erweisen, und gerade in dieser Beziehung verdient sein Streben alle Aufmerksamkeit. Weder eine bloße kirchliche Observanz, die sich nur äußerlich an die hergebrachten Anschauungen nnd Einrichtnngen hält, noch eine weltfremde mystische Richtung kann diese Befreiung des Menschen anbahnen, diese Erweiterung des beschränkten, hinfälligen Individuums zu einem kosmischen Wesen, das, über Zeit und Raum erhaben, im Ewigen wurzelt. Diese Ablösung und Überlvindung der platten Wirklichkeit, diese Erhebung in eine selbständige, überlegene Gcistcswelt vollzieht sich nur, wenn wir uns des unmittelbaren Zusammcnhanges mit dieser Macht innerlich bewußt werden durch die Einigung des Menschen mit dem Göttlichen, wie es das Christentum bestimmt hat. Den Kern aller Religion bildet, wie unser Gewährsmann erklärt, die Einigung von Menschlichem und Göttlichem, ihre nähere Gestaltung bestimmt am meisten die Eigentümlichkeit der einzelnen Religionen. Das Christentum hat dies Problem in die letzte Tiefe ver folgt, indem es nicht nur einzelne Beziehungen herstellt, sondern eine volle Einigung von Wesen zu Wesen vertritt und die Unzerstörbarkeit des Göttlichen durch alle Verkehrung des menschlichen Standes tapfer behauptet. Alle Verkümmerung dieser Idee durch unglückliche dogmatische Fassungen kann nicht verdunkeln, daß hier die religiöse Gestaltung einer Wahrheit vorliegt, welche die unerläßliche Voraussetzung alles und jedes Wahrheitsstrebens ist, ohne die unser Leben alle Möglichkeit eines Haltes verliert. Durch das Christentum geht eine warme Liebe zur Menschheit, es will jeden Einzelnen retten, es gibt dem Menschen einen Wert jenseits aller besonderen Leistung, auch jenseits aller geistigen Leistung, es hat der reinen Innerlichkeit der Seele erst zur vollen Anerkennung verhelfen. Aber es hat zugleich durch die Anknüpfung des Menschlichen an eine göttliche und ewige Ordnung über alles Bloßmenschliche mit seiner bürgerlichen Ordnung und seinen sozialen Interessen sicher und weit hinausgehoben. Wesentlich ist dem Christentum die Versetzung des Menschen in eine neue Welt gegenüber der nächst vorhandenen, es hat die Grundüberzcugung des Platonismus von dem Bestehen einer ewigen Ordnung gegenüber der zeitlichen Welt einem großen Teil der Menschheit eingepflanzt und dem Streben einen kräftigen Antrieb dahin gegeben. Aber es hat, indem es das Ewige von der Zeit schied, es wieder in sie eintreten lassen und durch seine Gegenwart allererst wie der ganzen Menschheit, so auch jeder einzelnen Seele eine gründliche innere Wandlung vorgehalten und ihnen damit eine wahrhaftige Geschichte eröffnet (Wahrheitsgehalt der Religion, S, 39<i). Wie der erforderliche Einklang unseres religiösen Gefühls mit den unabweisbaren Forderungen der Wissenschaft herzustellen ist, wie die Weiterbildung christlichen Glaubens, die Absonderung rein geschichtlicher Momente zn erfolgen hat, kann hier nicht genauer erörtert werden i mir ein verhängnisvoller Punkt, der Stein des Anstoßes, mag in aller ,sUirze beleuchtet werden, das ist das Wunder. Es wird und kann niemals gelingen, die Annahme von plötzlichen Eingriffen in den Natnrlanf, der doch ebenfalls in höherer Auffassung als ein göttlicher Prozeß erscheint, als die Boranssetznng religiösen Glanbens hinzustellen oder gar zu erweisen, das ist und bleivt ein verfehltes Beginnen aller Apologetik. Umgekehrt der Mechanismus, besser gesagt: die strenge Gesetzmäßigkeit alles Geschehens gilt auch für die religiöse Welt, fönst wäre der Willkür und Laune Tor und Tür geöffnet und alle wissenschaftliche Erforschung der Wirklichkeit in Frage gestellt. Es handelt sich vielmehr darum, den Begriff des Wunders, wie er meist einseitig dogmatisch gefaßt wird, zu erweitern und zn der tiefen. Er beruht nicht auf der Anerkennung irgend eines angeblich in früheren Jahrhunderten geschehenen übernatürlichen Ereignisses, das den gesetzlichen Zusaninicnhnng der Welt durchbrochen hätte, sondern auf der Überzeugung von dem Bestehen einer höheren, unser ganzes Leben und den ganzen Naturlauf tragenden Ordnung der Dinge, ohne die alles in ein wüstes Chaos zusammenbrechen und menschliches Tun und Streben jeden Sinn einbüßen würde. Tie Religion, sagt Eucken, die schon so viel Kraft gezeigt hat, wird schließlich auch die Kraft finden, ohne sinnliche Wunder und Zeichen auszukommen. Sie erblickt das lvahrc Wunder im Geistesleben selbst, das mit seinein weltbildeuden Schassen nnd seiner Jnsichselbstverticfung die unmittelbare Gegenwart des absoluten Lebens ebenso entschieden verlangt, wie sicher erweist. Aber auch die Natur wird mit der Preisgebnng der sinnlichen Wnnder keineswegs dem bloßen Mechanismus überantwortet, nnd die Verneinung eines Durchbrechens ihrer Ordnung ist lein Abbrechen aller Beziehungen zum Geist, Der Mechanismus hat Voraussctzuugeu, die er nicht zu erklären vermag, und die über ihn biuausweisen: so die Gesetzlichkeit, die Wechselwirkung, das Aufsteigen der Formen und Lebewesen aus den, scheinbar zerstreuten und seelenlosen Getriebe; so gewiß es verkehrt ist, daß alles ohne weiteres religiös zu deuten, eine Tiefe der Wirklichkeit wird unverkennbar; auch dasz das,Ganze der Natur schließlich dem Ganzen des Geistes dient, daran wird die Religion trotz aller Unmöglich keit einer näheren Tnrchfiihrung unerschütterlich festhalten, Tic Haupt fache aber bleibt ihr das Wunder des Geistes und das Wunder im Geiste; aufs entschiedenste musz sie abweisen, was die Bedeutung dieses Wunders und seine befestigende wie' erhöhende Kraft abzuschwächen droht (a. a. O. S. Und so verhält es sich gleichfalls mit allen anderen Problemen,

zum Beispiel dem Christusproblem; sie bedürfen sämtlich einer Umbildung von dem überlieferten dogmatischen Ztandpnnkt in eine weitere, höhere, den Forderungen unserer Kultur entsprechende Fassung, soll nicht der ewige, stets wieder fruchtbare Kern und Gehalt verloren gehen. Je mehr das bloß Dogmatische in den Vordergrund tritt, se mehr sich der Blick von der Gegenwart und Zukunft ab in die Vergangenheit richtet, sc rücksichtsloser alle modcrncn Gcdankeu von der Entwicklung, von dem gesetzmäßigen Znsammenhang aller Erscheinungen abgelehnt wcrdcn als angcblich rcligionsscindlich, als Irrwege des Unglaubens, um so mehr erweitert sich die Kluft zwischen uns und jener Welt, um so mehr verarnn das Christentum, indem es seine hauptsächlichsten ethischen Kräste nn wiederbringlich einbüßt. Das betrachten wir deshalb geradc als ein großes Verdienst Enckens, daß er den inneren Zusammenhang höchster Geistes bildung mit den religiösen Idealen einer Erneuerung des Lebens auf Grund einer Erlösung von all dem nichtigen Tand, der nns umgibt und irre leitet, möglichst klar legt, einerlei wic auch immcr das Ergebnis im einzelnen ausfallen möge. Diese Betrachtung der Tinge «ud 5i)^>'>«' :il>t«l'nitati», wie der große Spinoza lehrt, ist die fundamentale Voraus setznng jeder einheitlichen Philosophie, dic srcilich in crstcr Linie, wie Enckcn mit Nccht bctont, rückhaltlos die ganze Schwere der Aufgabe ins Auge fasten muß: Tie Widersprüche des menschlichen Daseins müssen vor allem voll anerkannt sein, wenn ein rechtes Ztrcbcn zu ihrer Über Windung in Fluß kommen soll, das Entweder-Oder, das durch das menschliche Leben geht, muß klar vor Augen stehen, damit eine cnt schicdene Stellungnahme möglich werde. Eine durchgreifende Klnning der vcrworrcncn Lagc, cinc Schcidnng der Gcislcr ist dic crste Bedingung einer Wendung zum Bessern; dann aber gilt es ein Banen und Schaffen, ein Sammeln und Vordringen, ein Entwerfen und Entfalten einer neuen Wirklichkeit. Dies aber ist nicht möglich olmc eine Vertiefung des gc samten Lebensprozesses, ohne eine energische Selbstbesinnung des Geistes

lebens, oh»l! eine Weiterbildung über den Stand der Neuzeit hinan:'. Unsere ganze Untersuchung beruht auf der Überzeugung, daß das religiöse Problem nicht isoliert, sondern innerhalb des Ganzen des Lebens zu behandeln sei; es war vor allem eine eigentümliche Fassung des Geisteslebens, seine Verbindung zu einem Ganzen, die Anerkennung einer wesenhaften und selbständigen Wirklichkeit in ihm, was für die Religion zugleich einen festen Standort und eine große Aufgabe finde» lies; (a. a, O. S. 435).

Wie gelegentlich schon erwähnt, ist es eine Torheit, die Religion aus dem Bestände der Kultur in der tieferen Bedeutung des Wortes streichen oder durch andere Surrogate ersehen zn wollen. Sic gehört zum Wesen des Menschen, so gut wie die Kunst oder das Recht, aber sie bildet nicht nur einen individuellen Bestandteil, sie erschöpft sich nicht im Gefühl, in der Stimmung, in der Religiosität, — noch weniger freilich in ihrer sozialen Organisation als Dogma und Kultus —, sondern sie stellt letzten Endes das Ideal sittlicher Vollendung dar, wie es in dem bekannten, nur zu cudäinonistisch gefärbten Ausdruck der Seligkeit hervortritt, "Deshalb kann es auch nicht mit einer einmaligen Erneuerung, Erwccknng und Wiedergeburt des Menschen sein Bewenden haben, vielmehr verlangt diese Umwandlung des ganzen bisherigen Weltbildes auch unabweislich eine fortdauernde Umgestaltung des gesainten Geisteslebens uach scnem Ziele hin. Tiefe Verjüngung des Einzelnen durch die Besinnung auf den Sinn und Wert unseres Lebens, diese wachsende Har monie unserer persönlichen Wünsche und Ziele mit den großen Welt fragen, die alles Werden beherrschen, dies Erfassen des eigentlichen Kernes aller Religion, als der höchsten Macht der Weltgeschichte, nnd diese Erhebung des hinfällige» Individuums zu einer kosmischen, ewigen Existenz schildert uns, soweit das wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt zugäugig ist, in allen Entwicklungsstufen uud zwar in schöner, edler Darstellung, die sich ebensowohl von Prunkender Rhetorik wie von schwerfälliger Gelehrtcnsprache frei zu halten weiß, das zuletzt erwähnte Werk Euckens, anf das wir deshalb zum Schluß noch einmal nachdrücklich hin weisen wollen. Das scheint uns nämlich noch ein besonderer Porzug dieses Denkers zn sein, das; er es meisterhaft versteht, inmitten aller einander widerstreitenden Forderungen, wie sie die vielgestaltige Gegen lvart an uns richtet, stets unseren Blick ans die letzten entscheidenden Probleme des Seins zn richten. Dadurch erhält die so oft gescholtene .abstrakte^ Philosophie einen unmittelbaren Kulturwert in des Wortes bester Bedeutung, indem sich das Denken umsetzt in lebendiges Tun, die Weltanschauung in praktische Lebensanschnunng, und sich so die schmerzlich vermißte Einheit des menschlichen Seelenlebens wiederherstellt, deren Geschlossenheit in der Antike die modernen zerrissenen Epigonen mit Recht bewniider».

psychische Infektion.

von

Aürst.

— Berlin. —

ie Übertragung eines Ansteckungsstoffes von einem Menschen ans den andern, das Erkranken einer ganzen Anzahl von Individuen durch die Wirkung eines sich verbreitenden Kontaginms sind so alltägliche Erscheinungen, daß es wohl niemanden geben dürfte, dem sie unbekannt blieben. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, den Schleier einigermaßen zu lüften, der unseren Blicken bisher das Wesen dieser Infektion verhüllte und uns nötigte, uns statt bestimmter Tatsachen mit Hypothesen zu begnügen. Jetzt kennen wir für viele Krankheiten den Erreger; wir wissen, daß es in den meisten Fällen Bakterien, Mikrokokken oder Plasmodien sind, welche von außen her in den Körper gelangen, innerhalb desselben Giftstoffe produzieren und das Zcllenleben des Organismus schädigen. Wir wissen, daß diese mikroskopisch-kleinen Krankheitserreger meist eingeatmet, seltener geschluckt werden, daß also in der Regel Nase und Mund deren Eingangspforten bilden, bisweilen aber auch die Haut diese Rolle spielt, wie zum Beispiel die neuen Untersuchungen namhafter Forscher bezüglich der Übertragung der Malaria durch Moskitos dartaten. Auch ist es uns bekannt, daß das Eindringen pnthogener Keime nicht unbedingt die spezifische Erkrankung hervorruft, sondern nur dann, wenn der Mensch für dieselbe empfänglich ist, wenn die Eindringlinge in ihm günstige Existenz- und Entwickelungsbedingungcn finden. Bisweilen sehen wir, daß ein Mensch von Haus aus gegen gewisse Infektionen vollkommen unempfänglich ist, eine Art natürlicher Immunität besitzt. Die Ansteckungsstoffe können ihn umgeben, aber er bleibt dagegen gefeit. Wieder andere haben nur eine geringe Disposition und erkranken deshalb nur in schwachem Grade, während manche stark disponiert sind.

Aber es gibt nicht bloß eine physische An st eckung. Man darf auch von einer, in mancher Hinsicht sehr ähnlichen psychischen Infektion reden, einer Übertragung bestimmter seelischer Zustände oder Regungen von einem Menschen auf einen anderen, auf mehrere, auf viele. Das Kontagium, welches hier in Frage kommt, ist allerdings für das Auge nicht nachzuweisen. Es ist ein rein geistiges. Hier handelt es sich um Empfindungen oder Willensäußerungen, die von einem Individuum ausgehen und, unsichtbaren Strahlen gleich, die geheimnisvolle Kraft haben, die verborgensten Falten des Seelenlebens zu durchdringen und zu durchleuchten. Täglich können wir uns davon überzeugen, wie der Geist zum Geiste spricht, wie das Seelische in einer anderen Seele gleichgestimmte Töne weckt und deren Saiten mit erklingen läßt. Natur, gemäß sind die Eintrittspforten für diese psychische Übertragung unsere Sinnesorgane. Wir sehen eine leidenschaftlich-mimische Bewegung eines aufs heftigste Entrüsteten, wir hören die begeisterten Worte eines Redners, wir empfangen einen uns lieben, sympathischen G e r u c h s - Eindruck — und dementsprechend« Vorstellungen oder Empfindungen werden auf unser Gehirn übertragen, um hier analoge Gefühle, Gedanken, Regungen und Handlungen auszu- «. lösen. Wir geraten in leidenschaftliche Erregung, wir empfinden lebhafte Begeisterung oder das Erwachen einer uns besonders tencrn Erinnerung, Aber wie die körperliche Infektion ist die geistige kein ausnahmsloses Gesetz. Sie vollzieht sich ebenfalls nur dann, wenn sie auf ein hierfür empfängliches, für sie disponiertes Individuum trifft, und selbst dann mit sehr verschiedener Stärke.

Auch die seelische Übertragung wirkt, obwohl ihre Stärke nicht wechselt, auf den einen absolut nicht — er ist dagegen immun —, auf den zweiten nur mäßig, auf den dritten mit äußerster Kraft. Auch hier hängt der Effekt von den verschiedenen Graden der Empfänglichkeit" ab. Fast jeder reagiert auf solche Eindrücke anders, je nachdem er mehr oder weniger fein auf psychische oder ethische Regungen abgestimmt ist.

Mit Recht bezeichnet Sighcle eine psychische Kontagion als ebenso zweifellos, wie eine physische. In der Tat hat dieses Gebiet seelischer Übertragung viele moderne Sozialvhilosophen angeregt, wie Tespine, Moreau de Tours, La Nochefoucault und andere. Die .,<'«ntn^i«n moriil«" ist ein Begriff, welcher in der modernen Sprack>e Bürgerrecht erlangt hat. An einer „Psychische,? Infektion" ist nicht zu zweifeln. Wollten wir ihr auch skeptisch gegenüberstehen, jeder Tag, jede Stunde würde uns im Verkehr mit anderen Menschen eines Besseren belehren und uns zeigen, daß wir fortwährend unbewußt beeinflussen oder beeinflußt werden, bald der gebende, bald der empfangende Teil sind. Wenn der eine oder andere sich angesichts dieser einfachen psychologischen Tatsache ungläubig verhält, so liegt dies daran, das; nur wenige Menschen gewohnt sind, psychologische Vorgänge zn beobachten, über ihr Zustandekommen nachzudenken und sich über sie Rechenschaft zn geben.

Wie vollzieht sich nun die psychische Infektion? Nachdem wir sahen, daß die Sinneseindrücke, welche wir von anderen empfangen, den ersten Anstoß zn gleichen Gedanken, Empfindungen oder Handlungen geben, können wir vor allem die unbewußte N nchah in n n g als eine der Hanpttriebfedern geistiger Übertragung bezeichnen, ..I.'imi tntinn e»t uue v6r-iti>bl« < ontn^iou." sagt niit Recht Jolly,nnd auch andere franzosische Forscher schreiben der „t'!>(,'u1t« ck'iiuitntiou" eine wichtige Nolle zu, .,<>'est uue I«i univ^rssll«, ,iu« la i«pr6»«nlntiou «I nn «»tat 6m«tiou«?1 lu'ovoliue lo inöme <h^« I« t6n>c>ii>." äußert sich Espinas. So wird der bloße Anblick eines erregten, zornigen, erallierten, eines schwermütigen, tranrigen, pessimistischen Menschen uns in ähnlichem Sinne beeinflussen. Es wird ein Posscnspiel, ein übermutiges Couplet, ein drolliger Einfall von der Bühne aus einen Resler in uns erregen; die feierlichen Verse einer Tragödie, das überzengnng5 volle Wort eines Kanzelredners werden nns erheben, während uns die Brandrede eines Agitators iu starke Aufregung versetzen kann. Wie ost , schon ist >inaben durch die Lektüre von Indianer- oder Seefahrer geschichten die Lust zu Abenteuern zn Wasser und zu Lande erweckt worden, Weuu man ein naives Auditorium beobachtet, so kann man diese Nachahmung leicht verfolgen! man sieht, wie sich Minenspiel, Ge sichtsausdruck, Bewegungen eines Bortragenden hier und dort bei den Zuschauern widerspiegeln, wie sie Grimassen mit gleichen Gcsichrsver zerrnngcu begleiten, den Takt eines Marsches oder Tanzes durch den Fuß oder die Fingerspitzen markieren, wie sie bei ernsten Stellen eines Musikstückes den Kopf senken, rhythmisches Wiegen mit dem Körper begleiten, bei schwärmerischen Kompositionen beseligt emporblicken, beim Scherzo lächeln und tändeln.

Es ist der Ausdruck der Gemütsbewegung eine« Menschen, der besonders leicht bei anderen dieselbe Gemütsbewegung erregt, also zum Beispiel der Anblick eines finsteren oder eines jovialen Gesichts, Gewiß beruht darauf ein Teil der Wirkung, welche die „Maske" des Schau spielers ausübt. Durch fein bloßes Erscheinen, noch ohne daß er den Mund öffnet, kann ein tragischer Künstler die Herzen erbeben machen, ein Komiker sein Publikum zn Ausbrüchen der Heiterkeit hiureißcu. Das, Ivos der Künstler tnt, inachen sehr viele, wenn auch fast unbemerkt, mit, nnd ans dieser von ibm beabsichtigten Nachahmung beruht seine Wirkung, Andererseits erzeugt die Übertragung einer bestimmten Gemütsbewegung auch bei anderen die entsprechende Mimik! sie ist der sichtbare Ausdruck des „Sich Fortpflanzens" einer Gemütsbewegung. Diese kann der mimischen

Andeutung einer solchen unmittelbar folgen, wie der Tonner dem Blitz, »nd erscheint dann wie das Resultat des fortgepflanzten Sinneseindrucks, obwohl sie dessen Ursache war.

Gegenüber diesem einfachen Vorgange ist die Macht desBcispicls etwas komplizierter, weil ihr immer erst ein Tcnkprozeß vorausgeht. Ein genialer, ein origineller, ein anßergewöhnliclier Mensch regt nicht blof', unsere Nachahmung an, Er packt nns tiefer, Er bewegt unser Inneres in gleichem Sinne, reißt uns mit sich fort und gibt uns sogar bisweilen die Kraft, es ihm glcichzntnn oder doch ihm nachzustreben. Aber anch der Verrückte, der Tollhäusler kann, wenn jemand oft und anhaltend mit ihm zusammen sein muß, dessen Denken und Handeln auf gleich schiefe, verschrobene Weise verändern. Leicht erwacht durch ein dominierendes Beispiel in nns der Antrieb, Worte, die wir gehört, Sentenzen, die nns gepackt, Handlungen, die uns imponiert haben, zu wiederholen, sei es in ganz akuter Weise, wie zum Beispiel beim Ausbruche einer patriotischen Erhebung, sei es, indem allmählich eine nns ursprünglich fremde geistige Richtung, beispielsweise der Anblick sronmier Beter und Büßer, von unserer Seele Besitz ergreift, Ter korrumpierende Einfluß oft angehörter und angeschauter Frivolitäten kommt ans ähnliche Weise zustande.

Der Trieb des Nachfolgens eines Beispiels kann sich auch ver allgemeiner» und auf viele Menschen gleichzeitig übertrage». So entstehen Massenverbreitungen einer Idee i» der Mode, in einer Geschmacksrichtung, einem Gebranche, To bilde» sich Zeitströmimgcn scheinbar von selbst, Ter Ursprung ist oft vergessen. So tan» — bisweilen auf de» von einer Person ausgebenden Antrieb - die Börse zu einer Depression oder einem Rausche veranlaßt werden' so kann eine Kammerrcde, ein Zeitungsartikel Völker in den Krieg treiben, indem sich der durch ein frivoles Beispiel hervorgerusene Eindruck lawinenartig vergrößert. So kann ein Bnch, ei» Bühnenwert durch seine» Idealismus Taufende von Idealisten und Schwärmern schaffen oder durch Naturalismus und Realismus dem geistigen Leben der Zeit eine neue Richtung geben. Bisweilen ist es ei» Parlamentarier, ein Professor, der durch seine packende Gewalt die süugere Generatio» in gutem oder schlechtem Sinne beeinflußt, sie zum Kultus des Edlen, zu hoher Humanität begeistert oder Leidenschaften »»d Gesinnimge» des nnlantersten Glaubensund Rassenhasses in ihnen weckt, die auf Jahrzehnte hinaus wie ein um sich fressendes Gift wirken,

ES gibt noch einen Weg der psychischen Jnfettio»; es isl der der Suggestion, Ter Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit kann so stark, so unwiderstehlich nnd zwingend sein, daß der mit ihr in Berührung Konimende. ja ihre ganze Umgebung gewissermaßen genötigt ist, mitznfühlen, mitzuempfinden, das eigene Wolle», das eigene Tenken ganz dem Willen, dem Denken des suggestiv wirkenden Vorbildes nnterzu»

ordnen. Tas sind die wahren Impressionisten, die auf alle einigermaßen impressionablen Menschen mit Wort und Tat, mit ihren Handlungen, Kunstwerken :c. so energisch einwirken, daß sich jeder mehr oder weniger dem Eindruck gefangen gibt. Man hat bisweilen Gelegenheit, einen genialen Fürsten, einen gewaltigen Tenker, einen bedeutenden Arzt, einen fesselnden Künstler die weitesten Kreise beeinflussen zu sehen. Das eigene „Ich" wird — oft ohne jede Absicht ^ vervielfältigt. Tie eigene Psyche des die Beeinflussung Ausstrahlenden erweckt Tausende von Spiegelbildern, die nicht etwa bloß äußerlich jeden Zug, jede Bewegung des Originals kopieren, sondern auch förmlich Geist von seinem Geist, Flamme von seinem Licht werden. Hier liegt eine Art von Wach« suggestion vor. Der mächtige Einfluß manches Menschen auf andere hat, zumal wenn ihm keine merkbare Absichtlichkeit anhaftet, oft etwas Geheimnisvolles, Rätselhaftes und Unerklärliches. Er kann unheimlich und schrecklich sein, aber auch begeisternd, beseligend, hinreißend. Jene Kraft ist undefinierbar in ihrer Art, magisch in ihrer Wirkung, Nicht immer ist es das völlig Durchsichtige, für den nüchternen Verstand Faßbare, offen zu Tage Liegende, was eine psychische Beeinflussung hervorruft, sondern gerade das H a l b v c r h ü lI t e, Unklare, nur Angedeutete. Denn eben dies regt die Seele an, macht die Phantasie lebendig und versetzt den Menschen in eine eigenartige Stimmung, deren Zustandekommen ihm zwar nicht immer zum Bewußt» sein kommt, die ihn aber um so mehr beherrscht, weil er sich von ibr nicht Rechenschaft geben kann. Das MYstcriöse, Befremdende, das Nebelhafte, das von manchen Menschen oder Kunstwerken aus« geht, sie wie ein leuchtendes Fluidum nmgibt, reizt oft viel mehr als das Schlichte, Durchsichtige, Klare zum Nachdenken, zum Grübeln, ja zum willenlosen Nachgeben. So läßt sich mich die bedeutende Kraft der psychischen Beeinflussung erklären, die man in einem mit gehcimnis' vollen Fornieln und Gebräuchen ausgestatteten Bnnde, einer geheimen Gesellschaft beobachten kann. Auch die mächtige Wirkung der Loge anf ihre Mitglieder beruht darauf, daß die edlen, sittlichen Wahrheiten und Grundsätze derselben in ein Gewand und eine Symbolik gekleidet sind, welche sich dem empfänglichen Gemüt tief einprägen. Symbole sind ja nicht das Wesen des Freimaurertunis, sondern nur die äußere Hülle seines geistigen und sittlichen Gehalts, aber sie sind in ihrer ehrsnrchtgebietenden Feierlichkeit ein mächtiger Faktor, der für das Gcschantc und Gehörte empfänglicher macht. Ties gilt auch von vielen, zunächst aus die Sinne wirkenden Gebräuchen des kirchlichen Kultus, welche die Stimmung der Andächtige» festhalten, steigern oder erheben, jedenfalls aber mit einem unsichtbaren Zauber umspinnen. Wer hätte ferner nicht schon das Feierliche der Ztimmnng empfunden, welche eine Statue, ein Bild durch das Arrangement der Umgebung, durch Vorhänge, besondere Beleuchtung und vor allein durch die örtlichkeit selbst in dem Eintretenden erregt, ihn znm Genüsse vorbereitend und sammelnd? Man denke nn den Eindruck, den die Venus von Milo im Louvre, den die Raffacliche Madonna oder der segnende Christus Thorwaldsens im Original hervorbringen, Eindrücke, die nur durch die intensive Wirkung grofzer Meisterwerke auf die Psyche zu verstehen sind.

Am einfachsten ist der Vorgang psychischer Infektion, wenn diese sich nur zwischen zweien, vom Menschen znm Menschen, abspielt. Hier ist eine direkte Beeinflussung leicht zu verfolgen, zumal wenn derjenige, auf den eine Übertragung stattfindet, durch seine Gemütsverfassung, Geistesrichtung und Charakteranlage für gewisse Einwirkungen besonders empfänglich ist. Die Macht eines Arztes über den Kranken, eines Seelsorgers über den Trostbedürftigen oder den Verbrecher, die Macht eines bedeutenden Kriminalrichters im Verhör, einer bestrickende» Dame bei einem töt? -Vröre sind auf solch direkte psychische Übertragungen zurückzuführen. ,

Komplizierter wird der Vorgang, wenn die Übertragung gleichzeitig auf eine Anzahl von Individuen erfolgt. Wer Härte nicht schon die Wirkung eines beredten Verteidigers auf die Geschworenen kennen gelernt? Wer nicht von dem imponierenden Einflüsse gehört, den ein einziger Mann auf die von ihm geleitete Verbrccherbcmde übte? Die Inquisition, die Maffia, die Geheimbünde Chinas bieten zahlreiche Beispiele von starker psychischer Beeinflussung ganzer Gruppen. Der Chef eines großen Hanses, der akademische Lehrer, der geistliche Redner am Grabe und viele andere Persönlichkeiten können ans eine Anzahl von Individuen gleichzeitig ganz bedeutend einwirken, sei es veredelnd oder anfeuernd, überzeugend oder beruhigend.

In höhcrem Grade steigert sich die Bedeutung der psychischen In» fektion, wenn diese auf Massen erfolgt, so zum Beispiel bei einem Straszenauflauf, einer Zusammenrottung, einem Streik, einer Volksversammlung. In der Armee, im Theater und so weiter kommen derartige Massenwirkungen nicht so selten zustande. Bisweilen kommt in allen solchen Fällen auf rapide Weise die Macht eines einzigen Willens, die von einer Person ausgehende und sich rasch verbreitende Erregung, die Begeisterung oder der Applaus mit einer fast erplosiblen Gewalt als Massenerscheinung zuin Ausdruck. Jeder einzelne wird, obwohl selbst erst beeinflußt, doch sofort zum Verbreiter der hervorgerufenen Stimmung. Wie bei einer Infektionskrankheit die Zunahme der Einzelfälle Krankheitsherde erzeugt und aus diesen sich eine Epidemie entwickelt, so kommt auch auf psychischem Gebiete eine Art von epidemischer Verbreitung vor. Diese und eine gleichzeitige Verstärkung psychischer Erregungszustände finden sich eigentümlicherweise in schwersten, crzessivsten Formen gerade bei Frauen, die in vielen Fällen von öffentlichem Aufruhr die Männer durch ihre Wildheit und Grausamkeit überboten haben. Man wird nie die Megären der großen französischen Revolution, die Pctroleusen, die blutgierigen, gransamen Weiber in süditalienischcn oder transbaltnnischen Aufständen vergessen.

Man könnte die Formen der psychischen Übertragung in zwei Gruppen sondern. In die erste würden diejenigen Fälle gehören, die man alsgutartigc bezeichnen könnte, ES sind dies Beeinflussungen in einem edlen, ethischen Sinne, die sich nur an die Lichtseiten der menschlichen Natur wenden, gewissermaßen auf dem Boden des Normalen bleiben, sich im Rahinen des Gesunden halten. Was diezweite Gruppe charakterisiert, ergibt sich hiernach von selbst. Es ist das Pathologische des Individuums oder der Gesellschaft, Sind auch die Grenzen zwischen Gesundheit und Krankheit nicht ganz scharf, gibt es, ebenso wie beini plwsischen Organismus, auch in psychischer Beziehung zahlreiche Übergangsformen, so läszt sich doch im ganzen und großen die angedeutete Scheidung festhalten. So gibt es — um mit der sozialen Seite zu beginnen — tonangebende Persönlichkeiten, welche auf die weitesten Kreise bestimmend wirken, wenn es sich um Fragen der Mode, der Sitte, des Geschmacks handelt. Was in der nächsten Zeit „schick" ist, was als „korrekt" oder als „schön" zu gelten hat, bestimmen nur wenige, aber ihre Anfchannngen, ihr Beispiel findet bei zahlreichen, die kein eigenes Urteil, keinen eigenen Geschmack haben, sonder» sich willig einer fremden Anordnung nnd Regel in folciien Dingen unterwerfen, bereitwillige Nachahmung, Ähnlich ergeht es mit Liebhabereien, zumal auf den Gebieten des S a in m eins und desSport s. Gerade die enorme Verbreitung beider in ihren verschiedenartigen modernen Formen ist zweifellos auf psychische Einflüsse zurückzuführen, Anfangs widersteht noch der eine oder andere i er findet die Sache lächerlich oder abgeschmackt, Nack Jahr und Tag haben die steten psychischen Einwir klingen ihn bekehrt. Nicht minder sind die Antriebe zur Geselligkeit hierher zu rechnen, znmal das so außerordentlich um sich greifende Vereinswescn, Ist doch selbst die Wohltätigkeit ansteckend, wie die schnellen und bedeutenden Resultate mancher Sammlungen nnd das zum Spenden animierende Beispiel namhafter Persönlichkeiten im täg> lichen Leben dartnn. Ein bekannter Repräsentant psychischer Übertragung ist der R edne r, der durch seine Gabe zündender, überzeugen der Beredsamkeit bald hinreißt, bald erregt und erschüttert. Je mehr er selbst von seinem Stoffe durchdrungen, von seiner Sache überzeugt ist, desto sicherer ist sein Erfolg, Und je größer sein Zuhörerkreis, je vor hereiteter der Boden ist, auf den seine Worte fallen, desto mehr vermag er, ganze Bolksmassen dnrch das Feuer seines eigenen Geistes zur Be geisterung, ja selbst zum Aufruhr zu entflammen. Die Wirkung summiert sich in zunehmendem Grade, weil jeder Hörer wieder im Gesichtsansdrnck. in der Stimmung zur Kopie des Redners und damit zu einem neuen Verbreitungszcntrum wird, Tie „Macht des Wortes" ist dadurch zu 'verstehen: denn dasselbe bildet einen Teil des Persönlichen, des „Ich". So kommt es auch ^ und das weisz seder, der als Bittender oder als Antragsteller in einer wichtigen Angelegenheit ein günstiges Resultat erzielen will — dnfz der persönliche, mündliche Vortrag oft von augenblicklichem Erfolge ist, während eine schriftliche Eingabe in derselben Sache hin- und hergezogen und erwogen, schließlich sogar bisweilen ««Z n«tu gelegt wird.

Auf keinem Gebiet hat die psychische Infektion ein dankbareres Feld gefunden, als auf dem der Religion. Die sittlichen Grundanschauungen und die hohen Wahrheiten der Meister nnd Stifter, der führenden Geister, der Sektenbildner gruben sich tief in das Gemüt der Jünger und Apostel ein, und diese wieder wurden lebhafte, energievollc Verbreiter der Lehren ihres einstigen Meisters. Belehrte und Bekehrte werden aufs Neue zu Lehrern und Bckchrern, und so wächst die Schar der Gläubigen ins Unendliche. Und alles dies vollzog sich einst und vollzieht sich noch heute lediglich durch die werdende Kraft geistiger Mittel, auf dem Wege geistiger Beeinflussung. So wurden Adepten die Verbreiter dessen, ivas ihnen einst gelehrt worden war! so entstanden Schulen von groszer Machtstellung aus dem Genie eines einzelnen heraus.

Es ist nicht zn leugnen, daß leider das Gute und Edle viel schwerer auf psychischem Wege Verbreitung findet, als das Schlechte, Niedere und Verwerfliche. Haftet doch auch der Samen des Unkrautes überall, auch auf dem trockensten, felsigsten Boden, während edle Pflanzen eines wohl vorbereitete», gut gepflegten Erdreiches bedürfen. Die Schwäche der menschlichen Natur, die man durch alle Epochen der Geschichte bis ans die neueste Zeit vcrfolgeu kann, die Rückfälligkeit des liomo »npi«us in die Triebe der tierischen Natnr, auf deren Überwindung er ganz unnötigerweise stolz ist, kann nicht weggeleugnet werden, Sie zeigt uns, daß trotz hochentwickelter äußerer Kultur die innere, das Ethische im Menschen noch arg vernachlässigt ist, und daß die Menschheit mit wenigen rühmlichen Ausnahmen nur einen dünnen Überzug über den Kern ihrer wohlkonservierten Bestialität besitzt. Bei manchem ist die Plattierung stärker, bei manchem schwächer; manche sind auch durch und durch von edlem Metall: bei den meisten aber ist der Kern geringwertig. Dennoch können auch Lehren der Moral, können edle Regungen wie Ehrlich' k e i t, Fleiß, Nächstenliebe, Selbstlosigkeit und so weiter unter günstige» Umstände» weite Verbreitung finden, sei es durch Beispiel, oder durch Belehrung und Ermahnnng. Es ist das unvergängliche Verdienst vornehmer, makelloser Naturen, die besseren Saiten des Mcnfchcnherzens auch bei anderen erklingen zu lasse», durch ihr Ansehen zur Verbreitung wahrer Tugenden beizutragen, obwohl solche Bemühungen unendlich schwierig sind und oft statt erfreulicher Resultate nur bittere Enttäuschungen bringen. Wie herrlich und fest schien vor eineni Jahrhundert der Tempel der H u m anität, der Duldung und Menschenliebe für ewige Zeiten begründet zu sein! Und wie habeil es i» wenigen Jahrzehnten der jüngsten Zeit Bubenhände verstanden, unter Erweckung und Begünstigung niederer Instinkte der Volksinassen das schöne Bauwerk in Trümmer zu reißen. Aufbauen und Zerstören war nur auf dem Wege psychischer Übertragung möglich gewesen, aber ersteres ging langsam vorwärts, letzteres vollzog sich mit einer erschrecken» den Schnelligkeit.

Glänzende Triumphe feiert die geistige Beeinflussung in der Wirkung desGenie s auf seine Zeit; denn es drückt ihr seinen Stempel auf und zieht nin sich selbst immer weitere Kreise. Nicht immer ist es die Persönlichkeit allein, welche diesen Einfluß übt; es find feine Worte, seine Taten, seine Errungenschaften, die, auch wenn der Mensch dahin ist, fast noch lebendiger fortwirken, als bei dessen Lebzeiten. Goethe und Schiller, Beethoven und Richard Wagner, Humboldt und Kant, Napoleon und Moltke, Helmholtz und Siemens sind Beispiele solcher Naturen, deren Psyche die Zeitgenossen stark beeinflußte. In Kriegskunst und Politik, in Wissenschaften und Künsten, im Handel und im Gewerbe, ans technischem und ästhetischem Gebiet hat es immer Naturen von starker Jmpressionskraft gegeben, deren Spuren noch lange nachleuchteten.

Es gibt wenige Gebiete, auf denen sich die psychische Beeinflussung so deutlich äußert und so sichtbar vollzieht, wie auf dem des Theat^ers. Schon im Zuschauerraum zeigt sich dies bei der ansteckenden Kraft des Beifalls. Wein, an passenden Stellen des Stücks nur einige kräftig klatschen, so folgen, vorausgesetzt, daß diese Stellen nicht gerade geeignet sind, Opposition und Mißfallen zu erregen, sehr bald mehrere, viele, ja schließlich fast alle Anwesenden. Ter erste Beifall hat also hier der Stimmung einen festen Ausdruck gegeben und riß die Lauen oder Schwankenden ebenso niit sich fort, wie den wenig Urteilsscharfen die Bestimmtheit eines Urteils, gleichviel ob dasselbe richtig ist oder nicht. Darauf, daß der Applaus gut organisiert, praktisch im Hanse verteilt ist und nur an geeigneten Stellen, dann aber handfest erdröhnt, beruht der Erfolg der Claque. Will man einer Lustfpielprcmiere einen guten Erfolg sichern, so placiert man Leute, die kräftig und herzlich zulachen verstehen, auf verschiedene Plätze, und — siehe da — ihre Heiterkeit steckt an, ihr Beispiel verführt die Umgebung mitzulachen. Immer weitere Kreise werden dadurch in eine empfängliche, dankbare, lustige Stimmung versetzt, und der „stürmische Lachcrfolg" ist gesichert. Freilich können sich auch Verstimmung, Langeweile, Spott und Mißfallen anf gleiche Weise verbreiten, und die Gegcnclaque weiß diese Waffen weidlich zu führen, wenn sie ein Stück verreißen, dessen Autor niederschlagen will. Aber viel seltener als das Beifallklatschen erweist sich das Zischen und Pfeifen ansteckend, wenigstens bei uns: die heifzbliitigen Italiener können, ans einen gegebenen Anstoß hin, die Fortführung eines Stückes oder einer ungenügenden Leistung unter Höllenlärm einfach unmöglich machen. Wie in einem Rührstück die Tränen naiver Zuschauer und Zuschauerinnen, ja schon das vermehrte Schneuzen weicher Menschen die allgemeine Stimmung sentimental werden läszt, ist bekannt. Übertragen sich Regungen heiterer oder trauriger Art schon im gewöhnlichen Leben leicht, lacht man mit den Fröhlichen und weint man mit den Betrübten, so ist dies noch viel mehr im Thentervublikum der Fall. Freilich, die feineren Kreise desselben sind weniger leicht zu beeinflussen. Im Gegenteil „weiden sie verstimmt", wenn sie „die Absicht merken". Diese durch Kultur ihrer Naivität beraubten Klassen werden durch forcierte Mittel psychischer Beeinflussung abgestoßen. Sie lehnen derbe Lazzi ab. Um so mehr sind sie aber geneigt, sich durch feineren Humor, durch Scherze in ernstem Gewände, durch Situationskomik amüsieren zu lassen. Gegen das Weinen im Theater schützt sie meist ihre anerzogene Selbstbeherrschung, die sich allerdings bis zur Kälte und Blasiertheit steigern kann. In den Wechselbeziehungen zwischen dem Schauspieler und dem Auditorium kommt es darauf an, daß erstercr wahr ist und tief empfindet. Spielt er in dieser Weise, lebt er sich völlig, unter Aufgeben seiner Persönlichkeit, in die Rolle ein, geht er in derselben auf, so vergißt das Publikum, daß es nur der Scheinwclt der Bühne gegenübersitzt. Es wird wirklich erschüttert, erhoben, angeregt, von furchtbarem Abscheu erfüllt, erheitert oder zu Tranen gerührt. Es zeigt sich dann, wie recht Horaz in seiner Vi» !,uöti>!i., hat. Das Publikum empfindet dann mit dem in der RÄle vorgeführten Charakter i es nimmt „freudvoll und leidvoll" an seinen Geschicken teil.

Wer hätte nicht schon die psychische Infektion durch Musik au sich selbst und an anderen beobachtet! Täglich bieten sich Beispiele dafür, daß die Macht der Töne, durch die einst der lesbische Zithermeister Arion selbst Delphine bezauberte, in mannigfachster Weise der Menschen Herz bewegt. Hier stehen wir vor einer direkten Beeinflussung der Psyche durch das Gehör; denn nur dieser Sinn ist der ausschließliche Vermittler musikalischer Eindrücke. Das Ange, das wir auf dem Virtuosen oder der Sängerin haften lassen, hat hierbei nur eine unterstützende, den Eindruck verstärkende Aufgabe, Das geht so weit, daß uns der Spieler eines

Instrumentes oder der dramatische Sänger, falls wir uns die Ohren völlig verschließen, geradezu grotesk-komisch erscheint. Andererseits ist es freilich nicht minder komisch, wenn der naive Hörer, ohne es zu wissen und ohne sich einen konventionellen Zwang aufzuerlegen, auf jedes Genre der Musik mit seinen Mienen und Bewegungen entsprechend reagiert, was bekanntlich Wilhelm Bnsch auf seinem amüsanten Blatte: „Der Klavierspieler und der Kunstcnthnsiast" so drastisch illustriert hat. Doch keiner — selbst nicht der Hochgebildete — kann sich der Wirkung der Musik entziehen. Das Elegische stimmt ihn ernst, das Heroische kampfesmutig, das Volkslied sinnig, die bukolische Weise versetzt ihn in ländliche Heiterkeit, das Furioso regt ihn aus, die Ekstase, wie zum Beispiel im Schlußchor von Beethovens Neunter Symphonie, bringt ihn in dithyram bischen Flügelschlägen der Gottheit näher. Wie ausgeprägt psychologisch ist die Wirkung der so charakteristischen Leitmotive Richard Wagners! Wie entspricht jedes derselben der Stimmung, die der große Denker unter den Musikern damit erzielen wollte. Und ist nicht die ganze Tonmalerei von Haydns „Schöpfung" bis zu Mendelssohns „Meeresstille und glückliche Fahrt", von Schuberts „Erlkönig" bis zu Loewcns Balladen auf psychische Einwirkung berechnet und Wohl erwogen? Wenn dies alles sich schon beim gebildeten Musikfreunde mit der Regelmäßigkeit eines Naturgesetzes äußert, um wie viel mehr beim Volke, das bei den klängen eines Marsches in patriotischen Jnbcl ausbricht, bei Tanzmusik lebenslustig wird, beim Anhören eines Chorals religiös empfindet, knrz, sich willig den Eindrücken der Mnsik ans die Seele hingibt. Dieser Ein» sluß ist so bezaubernd, daß klngc Machthaber sick in Momenten eines drohenden Aufstandes an Papngenos Glockenspiel oder Hüons Wunderhorn erinnerten und durch Aufspielen fröhlicher, beliebter Weisen die aufgeregten Gemüter ablenkten, den Zornigen die Waffen aus der Hand sinken ließen und den, Aufruhr die Spitze abbrachen. Nicht bloß wilde Ziere, auch wilde Menschen bezähmt die Glinst der Töne,

Wie oft finden neue Richtungen in der Musik und der bildenden 5tu n st anfangs nur Widerstand und Abneigung, bis sich Auge oder Ohr an die ihnen zuerst unsympathischen Eindrücke gewöhnt haben und diese gewissermaßen neue, bis dahin noch nicht offen gewesene Wege znm Zentralorgnn der Seele einschlagen! Es ist Kundertfach konstatiert, daß auch hier „der Tropfen den Stein höhlt", daß der Geschmack sich nach und nach durch beharrliche, immer wiederkehrende Beeinflussung ändert, bisweilen gehoben, noch öfters aber auf ein tieferes Niveau berabgedrückt wird. Wie oft ist serner eine Autorität der Wissenschaft, ein Meister ärztlicher Kunst durch den faszinierenden Zauber der Persönlichkeit imstande, die Geister zn zwingen! Es gibt Operateure, denen sich die Kranken mit freudigstem Vertrauen unter, werfen, weil ihnen der Betreffende trotz seiner schrecklichen Aufgabe sympathisch ist und sie mit dem Gefühle unbedingter Sicherheit erfüllt. Oft genug hat ein wahrhast begeisterter Priester Seelen, die verloren schienen, lediglich durch seine tief ins Herz dringenden Worte neu gewonnen. Reiselust und Wandertrieb stecken, znmal wenn der Mai i„5 Land gekommen ist, ebenso an, wie beispielsweise die Art, Häuser zu bauen und zu dekoriere u, Jnnenräumc auszuschmücken und dergleichen. Man kann es in mancher älteren Stadt förmlich ve» folgen, wie es einer dem andern nachgctan hat.

Leider hat der Idealismus und eine seiner edelsten Mitten, das Bestreben der Friedensf r c u n d c, weit lveniger gewinnende, besiegende Kraft, als die kriegerische Stimmung, deren Wurzeln in Egoismus, allgemeinem Mißtrauen, Furcht oder Eroberungssucht ruhen. Tahcr die Schwierigkeiten, denen jeder Abrüstungsvorschlag begegnet, während das, was die Völker entzweit, ohne weiteres Zutun üppig wuchert. Und dennoch zeitigt auch das Toben der Schlacht die Früchte edelster Tugend: Mut, Korpsgeist, Disziplin, Selbstaufopferung »nd Begeisterung. Wer wüszte nicht, wie das Beispiel eines heroischen Offiziers die Truppe mit sich fortreißen und zum Siege führen kann, wie andererseits einige feige, zaghafte Mannschaften ganze Reihen zum Weichen, ja zur Flucht treiben können? Angesichts der nahen Todesgefahr kommen beide Ertrcme im Kampfe zum kräftigen Ausdruck, je nachdem die psychische Einwirkung auf die eine oder andere Weise erfolgte.

Ter menschlichen Natur entsprechend, die leider viel mehr zum Bösen als zum Guten inkliniert, ist die psychische Infektion des einzelnen im schlechten Sinne, ganz besonders aber die Beeinflussung derMassen eine sehr häufige Erscheinung, Tic tierischen, atavistischen Instinkte schlummern nur und sind leicht erweckt. Schon im Gesellschafts und Privatleben sind Langeweile, Gähnen, Qdigkeit und Flachheit der Konversation, V e rirrnngen der Mode, K nn sterzeutrizitäten, gesuchte Schneidigkeit und beschränkter Chauvinismus in hohem Grade ansteckend. Weiche, schwankende, haltlose Menschen sind für diese Übertragung ein günstiger Nährboden, Es ist geradezu merkwürdig, wie die Saat moralischen Unkrauts nnd die Sprossen der Sumpfpflanzen überall haften, ohne weiteres gedeihen und sich vermehren, dadurch aber das Gntc ersticken. Um nur e i n Beispiel zu erwähnen — das Vorbild der Sitten- und Haltlosigkeit, der gehässigen, vorurteilsvollen Gesinnung, Wie rasch verbreitet es sich über zahlreiche Individuen! Wie drückt es deren moralischen Wert, dessen Hebung so unendliche Mühe gekostet hat, in kurzer Zeit berunter und vernichtet ihn fast unrettbar! Es füllen solche Beispiele die traurigsten Blätter der Kulturgeschichte, Tnrch eine Verschlechterung der künstlerischen Schöpfungen vermehren Moderne und Modernste nicht nur die Zahl der schlechten Kunstwerke, was ja allenfalls noch zn ertragen wäre. Aber Schillers Mahnruf an die Künstler:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben.
Bewahret sie-,

Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!"

diese goldenen, ewig schönen Worte sind heute von vielen vergessen. Eine allmähliche Verderbnis des Geschmackes ist die traurige Folge, und diese ästhetische Korruption ist kaum wieder gut zu innchen. Wer immer und immer wieder das Minderwertige und Verschrobene anschauen oder anhören, immer wieder die Tiraden halbvcrriickter, halbverzückter Kritiker und des wie eine gedankenlose Herde einem Leithammel folgenden Publikums mit anhören mnfz und sich nicht selbst mit Energie und Konseauenz dagegen sträubt, der verliert schließlich die Schärfe und Strenge seiner ästhetischen Anforderungen nnd die Klarheit seines Schönheitsgefühls. Er ist bald mit dein wenigsten zufrieden und findet auch das Häßliche schön. — Interessant ist die psychische Infektion, die ein von Krankhcits- oder Todesfurcht Ergriffener auf seine ganze Umgebung ausübt. Mir ist eine solche, allerdings trotz ihres Reichtums äußerst ungebildete Familie erinnerlich, bei der schon der Name „Krankheit", die Tiagnose eines Leidens durch den Arzt, die vorsichtige Prognose den Ausbruch einer halb kindischen, halb verrückten „Nervosität" hervorrief. Wie der Stier dnrch das rote Tuch, so wurden hier alle Familienmitglieder wild, wenn überhaupt von Symptomen nur die Rede war, und der Arzt wurde,stets insgeheim gebeten, nichts von alledem zu äußern, um die andern nicht aufzuregen. Solche widerliche, charakter schwache Naturen übertragen natürlich leicht ihre Sonderbarkeit anf ähnlich veranlagte Menschen.

Im Gegensake hierzu steckt auch in den Tagen des Kampfes oder Aufruhrs der Anblick des Blutes, der Geruch des P ul v e r d am pf e s an. Es wird dadurch selbst bei solchen, die bis dahin ganz unbeteiligt waren, der Trieb zum Töten, die Lust au dem männcrmordenden Kampfe geweckt. Auch der Harmlose wird von Blutgier, von Zerstörungswut erfüllt, und noch lange nach Ablauf des Krieges bleibt beim Sieger oft ein Hang zn rohem, gewalttätigem Auftreten zurück, Tie Wirkung der Lektüre sensationeller Romane und kriminalistischer Geschichten auf sensitive Leser und Leserinnen ist viel bedeutender, als man dies gewöhnlich glaubt, ebenso wie man den demoralisierenden Einfluß der von einer gewissen Presse verbreiteten Schilderung von Verbrechen wesentlich unterschätzt. Bei vielen, zumal bei noch fugend lichen Individuen hastet solch ungesunder Lesestoff fehr fest, erfüllt ihrc Vorstellung mit Begriffen, die ihnen eigentlich fremd bleiben sollten, und erregt ihre Phantasie in ungünstigem Sinne, Sehr viele sind schon dadnrch von der geraden Bahn gesetzlicher Lebensführung abgedrängt un!> der Sucht zu Abenteuern, ja selbst dem Verbrechen zugetrieben worden.

Vereinzelte Verbrechen finden, wenn die Presse sie erst interessant und pikant macht, hierdurch und durch den die Psyche reizenden Nach, ahmungstrieb eine — man könnte sagen — epidemische Verbreitung, so daß sich zu gewissen Zeiten infolge einer von den Franzosen als „Oontäzzion Komici<l«" bezeichneten Passion Revolver- und Vitriolattentate, Angriffe nnd Morde ganz bestimmter Art und TelbstmordModcn häufen.

Von jeher besaß der menschliche Geist eine gewisse Vorliebe für das Geheimnisvolle, das Mystische und Dunkle, aber auch für das Schwärmerisch-Transzendentale. So kommt es dein?, daß ein besonders ergiebiges Feld der psychischen Infektion der Mystizismus nnd Okkultismus ist, Richtungen, die oft an religiöse Wahnideen angrenzen. So fern alles auf absichtlicher oder Selbsttäuschung beruhende Geheimwesen der Enträtselung der philosophisch oder naturwissenschaftlich noch unerforschten Tinge ist, ebenso fern ist die religiöse Schwärmerei von wahrer Religion. Dennoch aber greifen alle diese Richtungen so ineinander, das; es im Einzelfalle oft kaum möglich ist, die Spren vom Weizen zu sondern. Aberglaube und dessen furchtbarste Äußerung, die H e x e n v e r fo I g u n g e n besaßen stets eine intensive Ansteckungskraft, die so stark war, daß die Neuinfizierten durch das oft wiederholte Anhören aller Einzelheiten solcher Prozesse schließlich wirklich nn das Hercnwesen glaubten nnd sogar in dem Wahne lebten, selbst vom Teufel verzaubert zn sein. Der Zug jener Zeit, die solche Tinge für möglich hielt, und die religiöse Ekstase bewirkten eine Autosuggestion und dadurch bei Angeklagten und Richtern eine der entsetzlichsten Epidemien von Jnstizverbrechen. Auf demselben Boden entstanden jene blutigen Glaubensverfolgungen, zufolge deren im Mittelalter die sogenannten Knlturnationcn sich dadurch auszeichneten, daß sie Tausende Unschuldiger um ihres Bekenntnisses willen in grausamster Weise durch Feuer nnd Schwert umbrachten. Nie würden ferner gewisse Sekten, wie Derwische, Stundistcn, Skopzen und so weiter Prosclyten machen, wenn ihnen hierbei nicht die psychische Übertragung zu Hülfe käme. Auch in der Politik spielt diese eine Rolle: Demagogen, Chauvinisten, Heißsporne ertremer Parteien stecken hier ebenso an, wie Verschwörer und Anarchisten. Ganz vereinzelte Personen können auf diese Weise zn Revolutionen nnd Kriegen den ersten Anstoß geben.

In geistreicher Weise hat Sighele das Zustandekommen von Massenaufläufen und Massen verbrechen geschildert, die von Verbrechen engbegrenzter Gruppen (Banden, Gchcimbünde nnd dergleichen) scharf zu unterscheiden sind. Ein Signal, ein Ruf, ein Schrei genügt da bisweilen, wenn in der Bevölkerung der Zündstoff vorhanden, die elektrische Spannung der Gemüter groß, Leidenschaft oder Phantasie erregt ist, um einen Auflauf entstehen zn lassen. Mit elementarer Gewalt bricht derselbe hervor und verschmilzt in einem Nu Tcmsendc von Seelen zu einer Kollektivsecle der Masse. Wie sich dieser Vorgang vollzieht, das skizziert Guy de Mau Passant treffend mit den Worten: „Menschen, verschieden an Geist, Intelligenz, Erziehung, Leidenschaften, Glauben, Vorurteilen zufällig vereinigt — sind ein besonderes Wesen mit neuer Empfindung, die Resultante vieler individuellcr. Meinungen, Tie impulsiven Eigenschaften der Menge rühren zwar aus denen der einzelnen Individuen her: aber bei aller Verschiedenheit derselben besteht ein gemeinsamer Wahnsinn und Fanatismus, eine Neigung zu Verbrechen, die der einzelne nicht riskieren würde. Ja, dieser fragt sich zu Hause, bei ruhiger Überlegung, wie er sich an etwas beteiligen konnte, ivas gegen seine Natur und seinen Charakter war." — Tie „Menge" ist eine Art von Kollektivwesen. „II avait S'ötie n» Komme ziuiii- fgiie mrrti« d une knuw." — so charakterisiert sich das Aufgehen eines Menschen in der Masse. „Sein individueller Wille vermischt sich mit dem allgemeinen Willen; seine Persönlichkeit ist verschwunden nnd nur noch ein kleiner Teil jener großen, fremdartigen Persönlichkeit der Menge." Und Tardc sagt: „Ein Funke der Leidenschaft, von einem einzigen ausgehend, entzündet dieses Menschengemisch. Diese Tausende bilden nur eine große Bestie, ein riesiges, wildes Tier. Die meisten waren nur ans reiner Neugier gekommen, aber das Fieber einiger genügte, um rasch alle zri ergreifen und sie in die Stimmung eines Deliriums zu versetzen,"

Schon im täglichen Leben sehen wir bei harmlose» Gelegenheiten, im Theater, in Versammlungen, daß die Gemütsbewegung des einzelnen rapide wächst, sobald sie sich vielen Anwesenden gleichzeitig mitteilt, Sie multipliziert sich nicht einfach mit der Zahl der Personen, sondern nimmt anch an Energie, Kraft nnd Stärke zn. Ein vielköpfiges Ungeheuer ist plötzlich aus der Erde gewachsen. Ter einzelne sprach, die Menge schreit: Sdr einzelne zeigt mit dem Finger, die Menge gestikuliert so heftig, daß ein Tauber sie für eine Schar von Narren halten müßte. Was an Hefe der Leidenschaften rnhig auf dem Grunde der Seele jedes einzelnen lag, wird durch eine Art „psychischer Gärung" an die Oberfläche gerissen. Die Manifestation eines Einzelnen, eines Überspannten, Exaltierten, Kalb Unzurechnungsfähigen uud Irre» genügt, und alle folgen, angesteckt von Wildheit oder Tollheit, in willenlosem Taumel. Die Einheit des Ortes und der Zeit, die nahe Berührung war das Zanbermittel, welches zahlreiche, einander ungleiche nnd fremde Individuen mit einem Schlage zusammenschweißte. Damit aber erwachen selbst in dem Sanstmütigc», und nicht zum wenigsten in den Weibern des Volkes, jene vielleicht angeborenen Triebe znr Gewalttätigkeit, zu Grausamkeit, welche, neben dem Egoismus, leider ein wesentliches Fundament der Menschennatur sind.

Edle Eigenschaften, wie Idealismus, Güte, Tugend, sind die Gaben einzelner. In der Menge, im großen VolkShaufen treten sie bedauerlicherweise zurück: hier überwiegt die Neigung zum Böse», zu Ausschreitungen schlimmster Art. Selten findet die Stimme des Sanften, des Besonnenen. des mutig für Recht und Pflicht Eintretenden Gehör, Ein einziger Schlechter oder halb Unzurechnungsfähiger kann Hunderte und Taufende aus Rand und Band bringen, und diese sind dann imstande. Taten auszuführen, deren der einzelne nicht fähig wäre. Das Gute, Edle wird übertönt und überwältigt, während das Laster triumphiert und jede Übeltat rasche Verbreitung findet. Wenn auch vorzügliche Menschen in dem Volkshanfett sind, zur Geltung kommt nur die Stimme- der mittleren und unteren Schichten, Es soll nicht geleugnet werden, das; auch die Menge schöne Proben von Enthusiasmus ablegen, große, würdige Taten vollbringen kann. Die allgemeine Erregung kann sogar aus einem rnhigen Bürger einmal einen Heros oder Märtyrer machen 1 in den meisten Fällen aber treibt sie ihn über das Ziel hinaus durch de» neu erweckten Ehrgeiz, es allen zuvorzntun, und das Lamm verwandelt sich in einen Wolf, Das Schlechte hat aktivere .Uraft, als das Gute- in der Menge wirkt es zunächst ohne feste, ausgesprochene Tendenz, um erst dann, dem gelegentlichen Anlasse entsprechend, eine bestimmte Richtimg anzunehmen. Diese aber ist meist nach der schlechten Seite hin gerichtet. Mit Recht erinnert Sighele daran, dafz die Beteiligung des einzelnen an den Demonstrationen der Menge oft durch Furcht oder durch die Scheu, für feige zu gclteu, veranlaßt wird- seine Willensstärke ist zn gering, um zu widerstehen. Er schwimmt mit dem Strome; er schreit mit, und ohne es zn wissen, nimmt er, von den Worten, den Mienen, der Haltung der anderen angesteckt, schnell deren moralische Färbung an.

Charakteristisch ist es für die psychische Masseninfektion, daß die groszc Mcnschenzahl, in welcher das eigene Fühlen und Teilten des einzelnen durch eine unbekannte Macht suspendiert wird, das Bcwnfzt sein einer plötzlich erlangten Gewalt verleiht. Der einzelne hat in diesem aukerordentlichen Machtbewnsstiein der Allgemeinheit und einen ihn zwar terrorisierenden, aber auch schützenden Milieu das Gefühl, das; er nnkon trollicrt, unverantwortlich und mit Wahrscheinlichkeit unbestraft bleibt. Er beteiligt sich deshalb unbedenklich an ^iollektivhandlnngcu. wie Plünderung, Mord, Brand. Lynchen, Foltern, die er, wenn er isoliert wäre, nicht nur unterlassen, sondern sogar verabscheuen würde, Tie Menge hat das Gefühl, Böses tun zu können, nnd das ist. wie Alfcri mit Recht sagt, eine starke Versuchung, es zu tun, TicMenge spielt selbst den Richter und Henker, Sie kann in einen Zustand plötzlichen Verlustes aller Kultur, in einen Rausch, eine ungeahnte Wildheit und akute moralische Zersetzung geraten, Zustände, in denen es für sie nur schwer ein Erwachen, ein Besinnen auf sich selbst gibt. Ja, der einzelne befindet sich während solcher Auftritte nicht selten in einem Zustande vorübergehender Geistesstörung »nd verminderter Znrechnungsfähigkeit, wie schon gesagt, in einer Art Wachsnggestion, Die geistige Klarheit ist getrübt, die moralische Selbstkontrolle vermindert. Kommt dann der Moment der Ernüchterung, des wieder erwachenden Selbstbewußtseins, so erscheint ihm dann sein Tun um so unbegreiflicher, und er kann sich aufrichtiger Neue hingeben.

Gegenüber solchen psychischen Masseninfcktioncn, die immer etwas Verwirrendes an sich haben, verläuft die Einzelübertragung ungleich klarer und einfacher. Hier können wir es leichter verfolgen, wie das Beispiel des'V e r b r e ch e r s ähnliche Verbrechen erzeugt, und wie sich auf diesem Gebiete, durch teils willkürliche, teils unbewuszte Nachahmung, eine Art Mode ausbildet. Auch auf einem anderen, nicht minder traurigen Gebiete bemerkt man die gleiche Erscheinung, nämlich, wie schon angedeutet, auf dem der Selbstmorde, Nicht nur das; bestimmte Formen des Selbstmordes einzelner Individuen — selbst wenn solche nur erzählt werden — zur Nachahmung reizen, auch gemeinsame Selbstmorde von Paaren der Liebe oder Freundschaft, sogar solche ganzer Familien bat man nach einem eklatanten Beispiele sich häufen fehen. Die Erregung der Gemüter zittert nicht nur bei vielen Gleichgesinnten nach, sondern äußert sich auch ähnlich, Werther-Jerusalem hat manchen anderen nach sich gezogen, und den beiden „Lebensmüden" auf dem bekannten Bilde und weitere Paare in die Fluten gefolgt. Nicht minder ist für das epidemische Auftreten von Geisteskrankheiten, zumal wenn Zeitströmungen religiösen oder Politischen Charakters sie begünstigen, das Anbören und Anschauen psychisch Kranker nicht selten die erste Veranlassung zum Ausbruche ähnlicher Krankhcitsformen bei bisher geistig Gesunden, aber nach und nach widerstandsunfähiger Gewordenen. So erklärt sich die I'nlie i, 6«ux. ii ti-m». il quntro, die man bei Leuten, welche miteinander leben, wohnen, Freude und Leid teilen, beobachtet hat. Daß das stete Beisammensein mit Irren auch auf den geistig Normalen einen unheimlichen, unseligen Einfluß üben kann, ist wiederholt beobachtet worden.

In letzter Linie sind die zu allen Zeiten beobachteten psychischen V oI k s k r a n k h e i t e n durch gleiche Einflüsse zu erklären. Tie massenhaften Menschenopfer in innzoi-em N«! Krlorunii. die sich vom dunkelsten Altertum bis in unsere Tage periodisch immer wiederholt haben, die Zeiten der Pest, der Büßer und Flagellanten, die zahllosen Hekatomben des Nassen» und Klassenhasses würden ohne die Annahme einer krankhafte» Veränderung der Psyche fast unlösbare Rätsel sein, Ganze Nationen können auf diese Weise für lange Zeit ihres klaren Verstandes, ihres weisen Maßhaltens, ihres Rechtsgefühls und ihrer ritterlichen Gesinnung beraubt werden. Von einer Massenpsychose ergriffen und unter deren Einfluß entartet, unzugänglich für Vcrnunftgründc, ohne Verständnis für Ehrbegriffe, können sie nicht mehr zu den Kulturvölkern ersten Ranges gerechnet werden.

Der Abend von 5>t. privat.

Aus dem Ariegstagebuche des Generalleutnants

Kurt von Einsiedel.*)

Hrüh mn fünf Uhr wurden am 18. August die Posten eingezogen. Das Bataillon rückte westlich der Straße nach Jarny in die Brigade, welche in zwei Treffen mit Kolonnen nach der Mitte Stellung nahm, um in dieser Formation den Bormarsch anzutreten. Die ganze Armee setzte sich in breiter Front in Bewegung, um das feindliche Heer aufzusuchen und anzugreifen.

Die Aufstellung wurde mit Points, abgeschrittenen Distanzen u. f. w. sehr peinlich genommen, ebenso beim Avancieren über die Sturzäcker und Wiesen, bei welchem Alignement, Abstände :c. wie auf dem Exerzierplatz Beobachtung fanden. Dann und wann hielt die Brigade, mn die Richtung zu korrigieren, oder durch einen Aufenthalt gezwungen, den die Avantgarde — Schützenregiment und Reiterei ^ im Terrain fand. Bei diesem Vorgehen trafen ivir bald auf einzelne Tote, Preußen und Franzosen, dann folgten sie in größerer Zahl, so daß sich die Kolonnen oft teilen, muhten, um diese Hindernisse zu umgehen. Wir gewannen selbstverständlich unter diesen Verhältnissen nur langsam Boden, namentlich da uns auch noch große, bis an die Straße herantretende Waldparzellen zwangen, in Sektionen abzubrechen und später wieder aufzumarschieren. Vor Jarny hielten wir, um den weiter rechts vorrückenden Abteilungen — wir bildeten den äußersten linken Flügel — Zeit zu gewähren in gleiche Höhe zu gelangen. Ten zweiten Arm der Straße nach Verdun hatten wir hier in der Gewalt, ohne eine Spur des Feindes entdeckt zu haben. Dagegen verbreitete sich das Gerücht, daß die Kolonnen des rechten Flügels auf ihn gestoßen seien. Vor Giraumont angekommen, sahen wir, nachdem ivir bereits seit der

*) Aus dem Werke: „Tagebuchblätter aus dem deutsch-französischen Kriege von dem Generalleutnant «urt von Einsiedel (1870Major u. Bat.-üiomm. i. k. söchs. 3. Jnf.-Neg. „Kronprinz" Nr. 102)", das demnächst im Berlage der Schlesischen Berlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau, erscheinen wird.

Mittagstunde Geschützfeuer gehört hatten, vor uns am Horizont kleine weiße Wölkchen erscheinen und verschwinden; es waren die in so hohen Bogen geworfenen französischen Schrapnells, welche die Einleitung der Schlacht verkündeten. Befehle erwartend machten wir Halt und konnten bald beobachten, wie das Geschützfeuer sowohl an Ausdehnung als an Intensität gewann. — Bei unserem Aufbruch verfolgten wir nicht mehr die ursprüngliche Richtung. Die Brigade lenkte scharf links ab und schlug allein einen selbständigen Weg ein. Wir richteten uns abwärts gegen die Orne und betraten bald ein für unsere Formation sehr unbequemes Gelände, in dem es mehrmals steile Gründe zu überschreiten und enge Desileen zu passieren gab. Das Vornehmen der Adjutanten und Points nach einem jeden solchen Hindernis konnte nicht ohne einen gewissen Aufwand an Zeit und Kräften erfolgen. Wir verloren den Anblick des Geschützkampfes, ein dumpfes Dröhnen sagte uns jedoch, daß sich derselbe nur immer großartiger entfaltete. In der Nähe von Moineville verblieben wir bis gegen 5 Uhr in einer Art Neservestellung.

Der Lärm der Schlacht entviclelte sich immer entschiedener. GeneralMajor v. Montbu und einige Offiziere — unter denen auch ich — ritten daher nach einer ziemlich bedeutenden vorliegenden Höhe. Ein großartiges Bild entrollte sich vor uns! — Man übersah den Höhenzug von St. Privat bis Roncourt mit dem Walde östlich nnd nördlich desselben und den Abfall dieser Höhen gegen St. Mariö-aur-chSnes, dieses Dorf selbst und die große Straße, welche den Hang herab durch dasselbe führt. Die Stellung der Franzosen kennzeichnete sich durch eine lange Linie in voller Arbeit, begriffener Batterien, hinter denen, auf dem östlichen Abfall gedeckt, die Infanterie vermutet werden mußte. Auch ließ sich erkennen, daß Roncourt und Marie:aur-ch>'nes besetzt waren. Von der Stellung und dem Anmarsch der deutschen Heeressäulen vermochten wir weniger zu beobachten, da die Bodengestaltung sie verbarg. Nur der Rauch einer gewaltigen Geschützlinie verriet ihre Nähe, und das ununterbrochene dumpfe Rollen des Donners gab uns den Beweis der mächtigen Größe des Zusammenstoßes, welcher sich vor der Hand, da von Jnfanteriefeuer wenig zu hören war, noch in der Einleitung zu befinden schien. Mit Staunen bemerkten mir die Verwechslung der Fronten und die Notwendigkeit, in welcher sich die Franzosen befanden, die Schlacht mit dem Rücken gegen Deutschland anzunehmen und Metz als den einzigen Punkt zu betrachten, der ihnen zwischen Rhein und Maas noch einen Anhalt zu bieten vermochte. Der Ausgang des Ringens erschien nns nicht zweifelhaft.

Nachdem der Artilleriekampf noch einige Zeit fast ausschließlich gewährt und die eigentümlichen, lange in der Luft feststehenden, weißen Rauchballen der hochgeworfenen französischen Schrapnells uns gezeigt hatten, daß sich das Schlachtfeld nicht bloß auf den Teil beschränkte, den wir übersahen, sondern auch noch nach Süden ausdehne, begann vor uns gegen St. Marie zu eine lebhaftere Entwicklung des Jnfanteriefeuers. In kurzer Zeit stieg es von Minute zu Minute bis zu einer so wilden Energie, daß dagegen das Artilleriefeuer gänzlich zu verstummen schien. EZ liegt eine wahrhast dämonische Leidenschaft, eine verzweifelte Wut in einein solchen Gemehrfeuer zwischen größeren Massen; die tiefer gehaltene Stimme der Geschütze macht dagegen den Eindruck besonnener Zurückhaltung.

Der ,Kampf tobte um St. Marie-aux-chenes. Er mährte höchstens eine halbe Stunde.

Bei St. Privat zogen sich während dessen — wie wir deutlich sehen konnten — französische Jnfanteriemassen zusammen. Sie bewegten sich südlich der großen Straße vorwärts, um St. Marie zu unterstützen. Aber schon auf halbem Wege zwang sie die Wirkung unserer Artillerie zum Unkehren. Die Abnahme des Gewehrfeuers erfolgte eben so plötzlich wie sein Beginnen. Bald erdröhnten wieder ausschließlich die Baßstimmen der Geschütze.

Die Schlacht blieb Engere Zeit auf diesem Punkt. Der Artillerie mar jetzt entschieden die Aufgabe zugefallen, eine neue Unternehmung der Fußtruppen zu decken oder vorzubereiten.

Endlich drangen unsere Kolonnen von St. Marie vorwärts gegen St. Privat; das rasende Knatteru des Jnfanteriefeuers entwickelte sich abermals in seiner ganzen großartigen Heftigkeit. Es dehnte sich bis Noncourt aus, wo man französische Regimenter heransluten sah. Ein neuer, entscheidender Akt war offenbar in Szene gesetzt worden. Bei seinein ihn begleitenden erschütternden Getöse erreichte uns endlich der so sehnlichst er-, wartete Befehl zum Vorrücken.

Sechs Uhr mochte vorüber sein, als wir die Gewehre aufnehmen ließen. An der großen Straße nach Verdun trafen wir einige Verwundete unseres Schützen-Regiments. Wir wanden uns mühsam durch einen ziemlich tief eingeschnittenen Grund. Vor uns nahm das Feuer an stürmischer Gewalt, an zäher Energie stetig zu, das Herannahen der letzten Entscheidung verkündend.

Wir ließen die Fahnen abkappen, begrüßten sie mit jubelndem „Hurra" und suchten, nachdem wir jenseits des Grundes Ordnung und Richtung von neuem hergestellt, mit der wie auf dem Ererzierplatz formierten Brigade so schnell als möglich Boden zu gewinnen. Die Richtung wurde auf Noncourt gehalten, dessen glacisartigen, zu seiner Höhe führenden Hang wir erstiegen. Der Abend begann niederzusinken. Um sofort in das Gefecht eingreifen zn können, nahmen die Bataillone die Flügel kompagnien vor. Da fingen Granaten an neben und über uns zu platzen. St. Privat leuchtete vor uns in Flammen auf. Wir machten eine Wendung gegen ein sich auszeichnendes massives Haus auf der Nordostseite des Dorfes, und, uns über niedere, halbverfallene Feldmauern Wege bahnend, hinter denen preußische und sachsische Grenadiere durcheinander im

Todesschlaf lagen, sahen wir mit Ungeduld den: Augenblick entgegen, der uns nach unserem langen mühsamen Marsch an den Feind bringen werde.

Der Schlachtenlärm lieg indessen nach. Nur den wieder lauter werdenden Geschützen war allein das Wort gelassen. Der Befehl nötigte uns, hinter einer langen Linie unserer Batterien Halt zu machen, und mir mußten uns zu unserem Leidwesen begnügen, nur passive Teilnehmer an dem letzten großen Entscheidungskampfe gewesen zu sein.

Um so prachtvoller und grausiger war das Schauspiel, welches sich uns jetzt bot.

Hinter uns war die Sounen'cheibe blutrot und strahlenlos am reinen Himmel untergegangen, und, sahen wir den langen Hang nach Auboуö hinab, so schwammen die Täler in dein duftigen aufsteigenden Abendnebel, und die kalten blauen Fernen, eine kühle Nacht verkündend, atmeten den tiefen, stillen Frieden der sich selbst überlassenen Natur; — vor uns aber und über uns wütete eine Hölle in tollstem, wirrem Lärm, in Flammen und Aufruhr. Die gleichgültige, lautlose Majestät, mit der das Tagesgestirn sich senkte und noch lange den ruhig heiteren Schimmer zurückließ, stand in merkwürdigstem Gegensatz zu den: wild tobenden Getümmel hnit seinen zuckenden Lichtern und den schwarzen fliegenden Schatten! Die unnahbare Hoheit der Natur, die einge Kälte des Schicksals gegenüber der wechselnden menschlichen Leidenschaft und ihrer Unfähigkeit, sich neben jenen erhabenen Mächten Geltung zu verschaffen!

St. Privat brannte in seiner ganzen Ausdehnung, der Kirchtum war eine einzige, in den Nachthimmel aufsteigende Fackel, Blitz auf Blitz zuckte aus den französischen Batterien und den unseren, der schwarze Qualm des brennenden Dorfes und der weiße Pulverdampf mischten sich, durch die Flammen grell beleuchtet, zu den wunderbarsten phantastischen Gebilden oder hüllten uns für Augenblicke in undurchdringliche Finsternis. Der Boden dröhnte unter den Füßen von dem ununterbrochenen Donner, während über unseren Köpfen mit schrillem Ton die französischen Granaten sprangen und ihre Stücke zwischen unsere Reihen schleuderten, daß oft das Erdreich um uns aufspritzte, wie wenn man Sand ins Wasser wirft. — Die Mannschaft lag am Boden und hielt nur die Gewehre hoch, dann und wann klirrten die Bajonetts von Granatstücken, die zwischen ihnen durchfuhren, Pferde schäumten und bäumten und warfen hier und da einen Reiter aus dem Sattel. Die Nacht sank vollkommen hernieder, der letzte Schein am Abendhimmel verschwand, nur die Flammen von St. Privat gaben ihr unsicheres Licht. Und noch immer nahm das Geschützfeuer seinen Fortgang.

Da wurde plötzlich auf unserer Seite das Signal „Stopfen" geblasen, und wie am Schlüsse eines Manövers schwiegen erst unsere Geschütze und dann die feindlichen, welche die eintretende Stille sicher mit großer Freude begrüßten.

Es mochte ungefähr V21^ sein. Unsere Artillerie fuhr ab, sobald es sich herausstellte, daß der Feind jeden ferneren Widerstand aufgegeben hatte. Wir bezogen Biwaks zwischen den Dörfern Noncourt und St. Privat. Eigentliche Vorposten wurden nicht ausgestellt, doch sendete das Bataillon zwei Züge nach Westeil gegen den Wald von Jaumont vor.

Nachdem sich der Pulverdampf vorzogen hatte, sahen wir auf der ganzen großen Fläche, bis hinab nach St. Marie und weiter, ein Bimakfeuer nach dein anderen aufleuchten. Ein strahlender Sternenhimmel wölbte sich über die weite nächtliche Fläche und über die Hunderttausende müder, toter und sterbender Menschen, in denen die Leidenschaft erloschen mar, wie die Flammen, die im Dorfe nur noch einzeln aufzuckten. Ein Choral erklang in der Ferne: „Nun danket alle Gott." Die feierlichen Töne fanden Widerhall, ertönten mit vollem Hörnerklang in der Nähe, verloren sich wieder abklingend in der Ferne und zogen endlich, von allen Chören wiederholt, wogend und wechselnd über das stille, blutige Feld und die aufleuchtenden Wachfeuer, ein wahrer, tief ergreifender Opfergesang! Da und dort beschloß ein Regiment die sanfte Melodie mit einein brausenden „Hurra", und wunderbar mögen Dank- und Siegesfrende in den Ohren der Todwunden miedergeklungen haben.

Es war, als. müsse man die Seelen, welche sich von ihren verstümmelten Körpern trennten, unter diesen langgezogenen Tönen hinaufziehen sehen zu den stillen Sternen, die ihrer zu warten schienen. —

Unser Sanitätspersonal wurde in Tätigkeit gesetzt, um Verwundete aufzusuchen und zu pflegen. Die Ärzte sandten mir nach St. Privat, wo der Zusammenstoß am größten und die Not am höchsten war. Sobald ich die nächsten Geschäfte besorgt hatte, ging ich ebenfalls in das Dorf. Ich fand ein furchtbares Bild. Der Zugang war mit Toten zumeist Zuaven — übersät-, hinter den steinernen Umfassungsmauern lagen und kauerten sie dicht bei einander. Den Boden bedeckten ringsum Tornister, Zeltstücke, zerstreute Wäsche, Feldkessel und Gewehre in solcher Weise, daß man buchstäblich nur auf diese Gegenstände den Fuß setzte. Die Feuersbrunst begann zu erlöschen, die ergriffenen Häuser brannten in sich zusammen, Dächer und Decken stürzten ein, und die Kirche begrub ihren Turm in dem berstenden Gemäuer. Zwischen diesen glühenden, qualmenden Trümmern zogen sich, nach lothringer Art, zu beiden Seiten der breiten Dorfgasse die Düngerhaufen hin, und auf diesen wand nnd krümmte sich das Elend des Tages, Vermundete und Sterbende, in solch« Menge durcheinander gemischt, daß die Stätten nnr Massen von Leibern und Gliedern zu sein schienen, deren Zusammengehörigkeit schwer zu unterscheiden war. Ein unsäglich schmerzlicher Anblick-, man konnte versucht sein, sich über die Vernachlässigung dieser Unglücklichen zu empören, — und doch schienen sie gut gebettet gegen die anderen! — St. Privat ist bereits mit verwundeten Franzosen überfüllt gewesen, als der Brand ausbrach. Die hier auf den Haufen liegenden waren diejenigen, welche vor dem Feuer gerettet wurden; die anderen hatten in der Glut ihren Tod gefunden! Als dann später auch unsere Verwundeten in großer Zahl in dem Dorfe Unterkunft finden sollten und die Ärzte ihre Arbeit begannen, standen nur noch wenige einzelne Häuser, und in diese nahmen sie vorzugsweise nur solche auf, welche einer Operation oder sonst umständlicheren Hilfe bedurften. — Das wüste Bild vollendeten die aus den Biwaks hereinkommenden, herum« suchenden Soldaten, welche Tornister aufrissen, Zeltstücke sammelten. Zäune abbrachen und Gerät aller Art fortschleppten, welches das Feuer verschont hatte.

Als ich nach dem Biwak zurückkehrte, fand ich dort heitere Geschäftigkeit um die ärmlichen Feuer. Bald streckten sich die müden Glieder. Der letzte Ton, das letzte Feuer erstarb auf der Fläche, und die klaren stillen Sterne werden die Toten und die Lebenden nicht zu unterscheiden vermocht haben.

Die vier sozialen Probleme.

von

Jean Izoulet

Prosen« am College de France'i

Deutsch von Gräfin von Schwerin.

zs Wort Sozialphilosophie umfaszt zwei Ausdrücke, die beide einer Erläuterung bedürfen,

Allzuhäufig wird in unseren Tagen das Wort sozial allein auf die wirtschaftlichen Fragen und im engsten Zinne sogar nur auf die Arbeiterfrage bezogen. Wir wollen diesem Worte feine natürliche und legitime Bedeutung wiedergeben und bewahren. Die religiösen, politischen, wirtschaftlichen und häuslichen Lebeusäufzerungen fallen alle unter den Begriff des sozialen Lebens. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet fügen sich die wirtschaftlichen Fragen, — so wichtig sie auch sonst sein mögen, — einer naturgemäßen Rangordnung ein.

So verstanden sollen die sozialen Probleme der Gegenstand unseres Studiums sein. Aber das Studium selbst, welchen Namen soll es tragen? Ter Name Tozialphilosophie ist bier der Benennung Sozialwissenschnft oder Soziologie vorgezogen worden. Es ist nämlich die Frage noch sehr strittig, ob die Soziologie wirklich im strengsten Sinne eine Wissenschaft ist. In der Tat bedeutet das Wort „Wissenschaft" die Erforschung der Außenwelt. Viele hervorragende Geister fragen sich, ob es möglich ist, die sozialen Probleme gänzlich losgelöst von der Innenwelt zn untersuche», mit einem Wort, ob es möglich ist, eine objektive Soziologie zu schassen. Sicher bietet sie einen sehr fruchtbaren Ausgangspunkt, und

*) Verfasser dieses Aufsalzes nimmt seit 1898 am College de France den neugegründeten Lehrstuhl für Sozialpkilosophie ein, über dessen Zweck und Ziele er sich hier «MW. (D. Red.)

die in dieser Richtung angestellten Versuche kann man nur mit Spannung und Sympathie verfolgen.

Und dennoch glaube ich mich sowohl mit meinen Lehrern*) als auch mit den besten antiken und modernen Philosophen im Einklang, wenn ich sage, daß alles, was die Menschheit angeht, — Sprache, Kult und Gesetze, — nur von innen heraus, im Lichte des Gewissens, verstanden werden kann. Dieses unvergängliche innere Licht eröffnet uns gleich der ewigen Lampe im dunklen Dom einen Einblick in das Halbdunkel der Welt. Ohne im geringsten die objektive Seite des sozialen Lebens zn leugnen, möchte ich doch seine subjektive Seite weder vergessen noch verkennen, da sie von gleicher, wenn nicht höherer Wichtigkeit ist.

Während das Wort Wissenschaft sich ausschließlich auf das objektive Studium bezieht, deckt sich das Wort Philosophie zugleich mit dem subjektiven und dem objektiven Studium. Man muß sich darüber klar sein, daß die Philosophie zwiefältiger Natur ist. Sie liegt sozusagen an der Grenzscheide zwischen objektivein und subjektivem Wissen, an der Grenze zwischen Wissen und Gewissen. Daher ihre Eigenart und ihre Überlegenheit. Ja, die wahre Philosophie, wie sie Descartes und Leibnitz gelehrt haben, die wahre nnd große Philosophie ist nichts anderes als das höchste Wist'cn, aus dem tiefsten Gewissen heraus verstanden. — Es folgt hieraus, daß Sozialphilosophie dem Ausdruck Sozialwissenscho.il vorzuziehen ist, weil die soziale Wissenschaft ein objektives Studium bedeutet, während die soziale Philosophie sowohl auf objektiven wie snb» jektiven Studien beruht.

Ist die Gesellschaft ein Organismus oder nicht? Ich weiß es nicht. Ist die Soziologie eine Wissenschaft oder nicht? Ich weiß es nicht. Das sind Fragen technischer Art, die noch auf lange hinaus die berufensten Vertreter des Faches in zwei Lager spalten werden. Sollen wir darum auf das Studium sozialer Probleme verzichten?

Es gibt Gesellschaften. Es gibt eine Organisation der Gesell» schaften, es scheint auch eine EntWickelung der Gesellschaften zu geben. Nun gut! Das kann uns genügen. Das sind Probleme, mit denen die Philosophie sich mit Fug und Recht befassen muß, — in aller Freiheit des Geistes und fern vom Lärm der Schule,

Nach Klarstellung des Ursprungs und des Namens unserer Wissen» schaft nahen wir jetzt einer wesentlichen Frage: wes Geistes sollen die Vorlesungen sein?

Meiner Ansicht nach ist die französische Revolution nur der springende Punkt und eine sich überstürzende Episode in der Evolution des modernen

Ten Herren gicwaisson, Fonillse, Lachclier nnd Paul Janel.

Europas, Diese Evolution, nach ihrer ganzen Breite und Tiefe betrachtet, läuft n»f nichts Geringeres hinaus als auf eine völlige Umgestaltung der Gesellschaft und umfaßt nicht weniger als vier Einzelrevolutionen. In der allgemeinen Gesellschaft lassei? sich in der Tat vier Einzelgcsell^ schaften unterscheiden,

1. die religiöse Gesellschaft,

2. die politische Gesellschaft,

!Z. die wirtschaftliche Gesellschaft, l. die häusliche Gesellschaft, Tie religiöse Gesellschaft drückt die Beziehungen zwischen der Mensch' heit und dem mystischen Weltprinzip aus, — den Zusammenhang zwischen Gott und Natur, zwischen Geschöpf und Schöpfer.

Die politische Gesellschaft ist der Ausdruck für die Beziehungen der Fürsten und Völker, des Staates und der Nation, der Negierenden und der Regierten,

Die wirtschaftliche Gesellschaft ist der Ausdruck der Beziehungen der Besitzenden zu den Besoldeten, der Reichen und Armen, des Brotherrn und des Arbeiteis, des Arbeitgebers und des Arbeitnehmers.

Die häusliche Gesellschaft endlich umfaßt die Beziehungen zwischen Mann und Weib, zwischen Gatte und Gattin, zwischen der Familie und ihrem Haupt.

So sind diese vier Gesellschaften vier verschiedene Ausdrucksformen für die Beziehungen zwischen je zwei Teilnehmern: zwischen Gott und Natur, Fürst nnd Volt, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Mann und Weib. Ich behaupte, daß die unbewußte Evolution des modernen Europas nichts anderes ist, als die langsame nnd unmerkliche Umgestaltung dieser vierfache» Beziehungen, Wer von uns hat sich nicht schon heimlich eingestanden, daß irgend etwas in der Stellung des Geschöpfes zu Gott verändert ist, in der Stellung der Völler zu ihren Regierungen, der Armen zu den Reichen, des Weibes zum Manne.

Man mag sich darüber freuen oder entrüsten: die Tatsache wird man zugeben müssen, daß ein unbekannter Hauch, oder wie die Deutschen sagen „der Zeitgeist", über diese vier grundlegenden Institutionen dahingeweht ist: über den häuslichen Herd, die Werkstatt«, das Forum und die Kirche. Diese vier sozialen Welten sind in unseren Tagen das Spiel geheimnisvoll umgestaltender Gewalten geworden.

Diese Tatsache einmal zugestanden, erhebt sich jetzt die brennende Frage: in welchem Zinne arbeiten diese Kräfte? Wohin werden wir getrieben?

Werfen wir einen raschen Überblick über die vier genannten Probleme. Es kann sich heute wohlverstanden nicht darum handeln, einen Lehrsatz zu entwickeln, noch weniger ein Svstem zn entwerfen. Wir wollen hier nur einige Punkte hervorheben.

I.

Beginnen wir mit der religiösen Gesellschaft und den Beziehungen zwischen Gott und Natur, so lehrt uns der erste Blick, daß sie von einer neuen und umwälzenden Erscheinung beherrscht werden. Die Naturwissenschaft ist ins Leben getreten, und mit einem Schlage hat die Geringschätzung, unter der die Naturbetrachtung zu leiden hatte, der Achtung Platz gemacht. Mit der Entdeckung von Tausenden von Welten jenseits unseres Sonnensystems leuchtete die erhabene Idee des Weltganzen vor uns auf, Tie Entdeckung der Moleküle und der Zelle brachte uns neues Licht über den wunderbaren Aufbau der unorganischen und organischen Körper, welche so lange mit dem Namen „toter Stoff" gebrandmarkt wurden. Wir haben durch die neuesten Entdeckungen die uralten und großartigen Zivilisationen des Morgenlandes kennen gelernt. Hierdurch ist uns die unabsehbare Perspektive der Menschheitsgeschichte nahe gerückt. Auf einer endlosen Bühne erhebt sich im Vordergründe unsere kleine europäische Welt als magere Kulisse. Dieser Uberblick lehrt uns die Größe der menschlichen Entwicklung kennen, und die Betrachtung des langen Weges, den wir durchlaufen haben, erfüllt uns mit stolzer Selbstachtung. Durch diese Entdeckung ist's geschehen, daß sich die Schöpfung mit ihren Sternen, Blumen, mit Tier- und Menschenwelt langsam aus der Mißachtung emporgehoben hat, ja, die gesamte Kreatur hat den Schandfleck ausgewaschen! Fluch und Verwünschung sind zunichte geworden. Früher regierte Gott allein. Tie Natur war nichts als ein flüchtiges, fernes Phantom ohne Körperlichkeit, außerdem verdächtigt und verhaßt. Jetzt feiert die zu ihrem Recht gekommene Natur ihre Erhebung vor Gottes Angesicht.

Und die Folge?

Ter menschliche Geist verfällt leicht von einem Ertrem ins andere. Tieselbe naive und gewalttätige Geistesrichtung, welche die einen dazu treibt, die Natur zu leugnen zugunsten Gottes, treibt die anderen dazu, Gott zu leugnen zugunsten der Natur.

Aber das menschliche Genüssen ist nicht Gott verleugnend, nnd das Wissen wird nie etwas anderes sein, als die Dienerin des Gewissens. Ich glaube an den wirklichen Wert der Gottcsidcc. Tie Gottesidee kann wohl zeitweise mehr oder weniger verkannt werden, ibre Bestimmnng aber ist es, wieder aufgenommen zu werden und umgeformt einen not« wendigen Bestandteil aller zukünftigen Gedanken nnd Philosophiecn zu bilden. Tie Verdunkelung des Ideals ist niemals etwas anderes gewesen, als ein Wendepunkt seiner Umbildung.

Gott — dieses glänzende Wort für das Rätsel der Welt, um mit Madame de Sta^l zu reden, — Gott ist ohne Zroeifel nichts anderes, als der mvslische Name für die Wcltgcrcchtigkeit, Und ist es wirklich möglich zu glauben, daß es in der Welt keine Gerechtigkeit gibt? Es ist vielleicht der allerfundamentalste Widerspruch, dessen sich die Menschen der heutigen Zeit schuldig machen, wenn sie gleichzeitig die, irdische Gerechtigkeit behaupten und die Weltgerechtigkeit leugnen. Das bedeutet nichts anderes, als einen sozialen Optimismus auf einen metaphysischen Pessimismus zu bauen. Als wenn die Erde nicht im Weltall wäre, und die Einheit der Substanz — das Schoßkind der Wissenschaft — nicht notwendig die Einheit der Gesetze fordere.

Aber andererseits die Existenz Gottes behaupten, heißt das die Natur leugnen? Auguste Comte hat uns auf die Tragweite Mies Mystikerwortcs hingewiesen, das Gott zur Kreatur sprach: „Ich bin für dich notwendig, dn aber nicht für mich." Nach dieser Auffassung besitzt die Kreatur kein wirkliches Dasein, keine Substanz, keinen Wert und keine Würde. Diese Auffassung ist lahm, und das Geschöpf mnfz gegenüber dem Schöpfer zu seinem Rechte kommen, da es seinerseits beginnt, sich ihm notwendig zn fühlen. In unseren Tagen hat die Menschheit das Wort eines englischen Philosophen aufgenommen: „Das kleinste Sandkorn wiegt sein Gewicht im Sonnensystem und erhält das Gleichgewicht der Welt." Sollte nicht der flüchtigste Gedanke seinen Widerhall finden im unendlichen Weltgedanken? Und in bescheidenein Stolze hat die Menschheit sich selbst erkannt als „Seelenfnnken, der klar hervorspringt aus dem Schofze der Weltseele".

In unseren Tagen hat ferner der Mensch über das Wort eines deutschen Philosophen nachgesonnen: „Die Ewigkeit beginnt schon diesseits des Grabes." Das heißt, daß es nicht zwei Leben gibt, eines m der Welt und ein anderes in der Seligkeit, Was soll das anderes besagen, als daß unser zeitliches Dasein, unser irdisches und tägliches Leben nicht wcihelos ist, sondern entweiht worden war. Es soll und kann wiederum tief und heilig werden, je mehr es vom Ewigen durchdrungen ist. Ich habe das einmal so ausgedrückt: „Ein geheiligtes Sein ist nichts anderes als ein weltliches Sein, von innen heraus verstanden,"

Zo erheben sich die Erde und das Erdenlcben in neuer Würde vor ihren eigenen Augen. So erhebt sich der Mensch und das menschliche Leben im Angesichte de? Schöpfers. Diese geistige Umwälzung, die wir soeben in großen Zügen entworfen haben, und die sich in der Tiefe des modernen Gewissens vollzieht, hat bereits auf die religiösen Sitten Europas tief eingewirkt. Könnte sie nicht vielleicht ihren wohltätigen und friedebringenden Einfluß auch ans die kirchlichen Einrichtungen erstrecken? Ich überlasse die Antwort vor allem Männern, wie Albert M-ville, deren Aufgabe es ist, die Geschichte der positiven Religionen und der Kirchen im strengen Sinne des Wortes zn studieren. Ich bin nur Philosoph. Meine Aufgabe liegt im Psychischen. Vor den in die Erscheinung getretenen Institutionen mache ich Halt,

II.

Wir wollen jetzt zur politischen Gesellschaft übergehen und das Verhältnis zwischen Fürst und Volk betrachten, wobei wir das Wort Fürst in seinem weitesten Sinne fassen,

Gewisz ist die Idee der Herrschaft sowohl auf Erden, wie im Weltall nicht im Verschwinden begriffen: im Gegenteil, sie gewinnt neue Kraft, indem sie sich verfeinert und den Verhältnissen mehr und mehr anpaßt. Besonders in den Zeiten der Schwäche und Haltlosigkeit glänzt die Idee der Herrschaft hell wie ein Edelstein im Straßenschmutz, und alle Welt fragt sich, wer ihn ausheben wird. Ohne Führer ist es in der Tat unmöglich, die Volkskräfte zu den großen Unternehmungen des Krieges und des Friedens zusammenzufassen, Ist es nicht die Person des Führers, die, das Chaos der Menge ordnend bezwingt? „Jedes Chaos sucht seinen Schwerpunkt, um den es sich ordnet." Selbst die, welche ihm zu widerstreben glauben, werden unbewußt von ihn: angezogen. Und ebenso wie der Atheismus im Grunde nichts anderes ist, als die Verneinung der falschen Götter, während zugleich das Unterbewußtsein nach dem wahren Gott ruft, so ist der Geist der Anarchie nichts anderes, als die Empörung gegen die falschen Führer, welche das Volk erdrücken und unterdrücken, während es sich nach der wahren Antorität sehnt, die es erhebt. Autorität kommt vom Worte Auktor, das heißt der Mchrer. Der großmütige Führer ist's, der das einmütige Volk macht.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus fragt man sich: Wer anders als ein mächtiger Fürst kann die Hindernisse und Mißbräuche, die der Menschheit den Weg sperren, wegfegen? Ist es nicht ein politischer Sophismus unserer Tage, zugleich nach einer schwachen Regierung und nach heroischen Reformen zn verlangen? Und ist es nicht merkwürdig, daß wir in dem Ausdruck „starke Macht" den Pleonasmus nicht fühlen? „Was ist eine Macht, die machtlos ist?" lautet ein Scherzwort des Mannes, den Angustin Filon den „größten Engländer seit Shakespeare" nennt.

Man sieht, wie die Ideen Regierung, Antorität nnd Macht ihre innere legitime und kostbare Bedeutung beibehalten haben. Und doch nur unter einer Bedingung, die nur allzuoft verkannt wurde: unter der Bedingung, daß die Negierung fühlt und weiß, daß sie mir durch das Volk und für das Volk da ist.

Nnn aber waren die Führer der Völker schließlich zu dem Irrglauben gelangt, daß sie nur durch sich selbst und für sich selbst lebten. Eine doppelte Illusion, ebenso verderblich für ihre Völker, wie für sie selbst 1 Wie die Energie des Gehirns im animnlen Organismus vom physischen Körper stammt und zu ihm zurückkehrt, so stammt die Energie der Herrschaft im sozialen Organismus vom politischen Körper und kehrt zu ihm zurück. Die Kraft in beiden Fällen ist nicht eine äußere und transzen» dcnte, sondern eine innere und immanente. Sie ist nicht Selbstszweck, sondern nur ein Mittel, eine spezielle Funktion, um die biologische und soziale Arbeit zu

leisten, um das Leben und die Tätigkeit des Gesamt' organismus auf die bestmögliche Weise zu leiten.

Es war sehr notwendig, die Fürsten energisch auf diese elementaren Wahrheiten aufmerksam zu machen. So entstanden die konstitutionellen Regierungen.

Sehr zu unrecht sind die Anhänger des aiicion r<Zz;ime untröstlich iiber die politische Revolution, Hat sich denn die Macht, indem sie. sich, einer Konstitution fügte, geschwächt? Keineswegs. Indem sie sich wiederum auf ihre wahre Natur und ihren wahren Berns besann, hat sie im Gegenteil neue Kräfte gewonnen. Abgetrennt von der Nation starb sie ab. Indem sie sich der Willkür hingab, wurde sie schtvach und unfruchtbar. Was bedeutet es denn für die Macht, dafz sie sich der Konstitution fügt? Es ist die Befragung der Volksvernnnft vor der Betätigung des Regierungswillens. Bedeutet das eine Schwächung? Es ist die Bernnnftlosigkeit im Gegenteil, die schwach, schwankend und elend ist. Cavour, ein wahrer Kenner, schätzte einen konstitutionellen Minister viel höher ein, als den Minister eines absoluten Monarchen. Von ihm stammt das bekannte tiefe Scherzwort: „Die schlechteste Kammer (Chambre) ist immer noch besser als das glänzendste Vorzimmer (Antichambre)."

Absolute Macht braucht nicht gleichbedeutend mit Willkür zu sein; ebensowenig wie Gehorsam sich mit unbedingtem Gehorsam deckt. Ein willkürlicher Herr und ein Sklave sind zwei Blinde, die in ihr gemein» sames Verderben rennen. Im Gegensatz dazu schließen der bedachte Befehl und der freiwillige Gehorsam sich zu einer so innigen Gemeinschaft zusammen, dafz ihr der Sieg gesichert ist. Oder richtiger, es gibt in diesem Falle weder Herr noch Knecht, weder Herrschaft noch Unter» werfung, kurz, es bleibt nur ein gemeinsames Zusammenwirken, zwar ungleich in seiner Einsicht, aber gleich inbrünstig demselben Vernunftgesetz ergeben. Fürsten und Völker vereinigen sich in derselben Wahrheit, in derselben Gerechtigkeit.

So kommt der Negierte gegenüber dem Regierenden in der modernen politischen Gesellschaft zu seinem Recht. Oder vielmehr kommen beide zu ihrem gemeinsamen Recht: es ist nur allzu wahr, das; die Sklaverei den Herrn nicht weniger entrechtet, als den Sklaven,

III.

Wir kommen setzt zur wirtschaftlichen Gesellschaft, das heißt zu den Beziehungen zwischen reich und arm, Besitzern und Besoldeten, Brotherren und Arbeitern, Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Ohne auf die Diskussion selbst einzugehen und ohne das Endresultat zu beeinflussen, fragen wir uns, in welchem Geiste sollen wir dies Problem behandeln?

Im heutigen Zustand der Zivilisation ist der Besitz die Schirmburg der Persönlichkeit, Ohne Besitz, durch den das tägliche Brot gesichert ist, bleibt die Freiheit allzuoft nichts als eine lächerliche Phrase.

Grund und Boden zu besitzen! Ein Feld wirklich sein eigen zu nennen! Einen Fetzen unseres Planeten sich anzueignen! Einen Brocken unseres Sternes an sich zu reißen! Welch eigenmächtiger Eingriff ins Recht! Welch kühne Anmaßung! Aber auch welche Sicherheit und welcher Stolz! Ja, der Besitz ist das wahre Wunder der sozialen Einrichtungen, das Meisterstück der Gesetze!

Was werden gerade darum die von diesem machtvollen Vorrecht, von dieser Sicherheit und dieser Würde Ausgeschlossenen, was werden die Enterbten, die Parias der sozialen Organisation sagen und tun, wenn sie jemals zu denken beginnen?

Und gerade dieses ist die neue Tatsache, Sie haben begonnen zu denken.

Was sagen sie denn? Sie stoßen Drohungen aus.

Welche Stellung wird die Gesellschaft dazu einnehmen müssen?

Meiner Ansicht nach wird es nicht ihre Aufgabe sein, den Besitz zu vernichten, sondern diese unendliche Wohltat schritt für Schritt allen entgegen zu bringen. Es wird sich darum handeln, nicht die Besitzenden zu enteignen, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Besitzlosen zu Eignern zn machen. Was am Besitz schlecht ist, ist nicht seine Existenz, sondern seine Beschränkung. Ich bin der Meinung, man sollte ihn verallgemeinern.

Aber wie? In welcher Form?

Es handelt sich vor allein darum, das Ziel klar zu stellen, Tarauf wird man sich über die Mittel einig werden müssen. Man schreie nicht, daß dies unmöglich sei. Das Mögliche ist nicht so eng, als die armselige Phantasie des Individuums uns glauben machen will. Unerschöpflich fruchtbar ist die allgemeine Phantasie des Menschengeistcs. Als es noch keine andere Form des Besitzes gab, als den Grundbesitz, wer hätte damals das Auftreten und die riesenhafte Ausdehnung des beweglichen Besitzes ahnen können? Und neben dem mobilen und immobilen Besitz sehen wir heutzutage nenc Formen des Besitzes auftreten, wie den Besitz des Ranges für den Offizier, des Katheders für den Professor, des Amtes fiir den Beamten, Und wie viel andere Formen der Sichcrstellnng verschiedener sozialer Berufsarten entstehen nicht in diesem Augenblick überall um uns her? England hat weben seine Arbeitsgesetzgebnng vollendet. Der deutsche Kaiser läßt die Arbeitslosen in seinein ganzen Reiche zählen. Der Zeitgeist verlangt es, daß die Gesellschaft sich nm alle ihre Glieder kümmere. Und die Monarchien und Aristokratien Europas betreten den gleichen Weg, Tie französische Bourgeosie wird nicht weniger tun können, als die Fcudnlstaatcn Europas,

Wenden wir uns nun nut heißem Bemühen dem Ziele zu. Die moderne Gesellschaft besteht aus Eingesessenen und Heimatlosen, aus Baganten und Festsitzenden, aus Besitzern uud Enterbten, aus Privilegierten und Parias, Ist es nicht das eigenste Interesse und zwar das direkte und unmittelbarste Interesse der Gesellschaft, alles zu versuchen, um die Entwurzelten an die Scholle zn fesseln, indem wir das Wort entwurzelt im noch viel weiteren Zinne fasten als Maurice Barrls'), Wie man am Strande des Atlantischen Ozeans den Triebsand zum Stehen bringt, indem man ihn mit Fichten bepflanzt, so sollte die Gesellschaft den besitzlos Umherirrenden durch Besitz festwurzeln lassen, Ist dies nicht das beste Mittel, um die Revolutionären in Konservative zu der>vandeln? Welchen Wert hat die Gesellschaft, welchen Wert hat das Vaterland für einen Mann ohne Heim und Herd? Leere Worte, lächerliche Phrasen! Und um konservativ zu sein, muß man da nicht etwas zu konservieren haben?

Wie man siebt, betrachte ich die Frage nicht von dem Standpunkt, als hätten die Besitzlosen n, priori ein Anrecht auf Besitz, sondern einfach vom Standpunkt des positiven Nutzens der Besitzer,

Tie Rechtsfrage ist noch nicht klargestellt. Wir bedürfen einer Theorie des „Jndividual-Jchs" in seinen Beziehungen zur Gesellschaft. Eine gute Definition dieses „Ichs" ist der Schlüssel aller sozialen Wissenschaften. Nun ist aber das Problem des „Ichs" in melrrfacher Hinsicht ein unlös bares, denn wie es eine Metaphysik gibt, so gibt es auch eine Metapsychit, wie Fouill^e und Lachelier verschiedentlich angedeutet haben. Das verhindert aber nicht, das; man die Natur des „JndividnnlJchs" in ge° nügendem Maße herausschälen kann. Denn um es noch einmal zu sagen, liegt hier der Schlüssel zur Rechtsphilosophie.

Aber nach Zurückstellung der Rechtsfrage erübrigt noch die Frage des Interesses, mit der wir uns hier begnügen.

Der wirtschaftliche Sophismns unserer Tage liegt darin, daß wir in dem Arbeiter nur die Arbeit sehen wollen, im Arbeitsvermittlcr nnr die gelieferte Arbeit, in der Person nur die Sache.

Das Irrtümliche der Theorie, welche die Arbeit als Ware auffaßt, liegt in der künstlichen Trennung der wirtschaftlichen Beziehungen, in der Absonderung nnd Aussonderung der vielfach verwickelten sozialen Beziehungen. „Ich stelle dich an, ick entlasse dick, ich kenne dich nicht mehr!" . . . Welch ein Irrtum! Du wirst mick noch kennen lernen. Ter Arbeiter ist in der Tat nicht bloß Arbeiter, er ist "auch Wähler und Soldat. Er hat eine Waffe iin Felde und einen Stimmzettel. Wie kann

*) Anspielung auf de,i berühmten Nonmii vsracivss" (Die.Heimatlosen).

man politische Einsicht c»n Wahltage verlangen und Heldenmut fürs Vaterland am Tage der Schlacht, wenn man ihn stündlich im Alltagsleben wie einen Fremden behandelt? Man wird zugeben müssen, daß die Arbeitgeber es allzu oft vergessen haben, dafz derselbe Proletarier, der vorübergehend ihr Angestellter war, im Staatsleben dauernd ihr Genosse bleibt. Und wenn sie ihren Angestellten nach Belieben entlassen können, so bleiben sie doch wohl oder übel an den Genossen gebunden. Diese Wahrheit in ihrem vollen Umfange verstanden, würde genügen, um die Sitten der wirtschaftlichen Welt von Grund ans zu ändern.

Für einen Armen gibt es nur drei Lebensmöglichkeiten: Arbeit, Almosen oder Diebstahl. Wenn wir ihm nicht die Eristenz in der unmittelbaren, normalen und gesunden Form der Arbeit ermöglichen, so fällt er uns unter einer der beiden anderen mittelbaren, abnormen und pathologischen Formen des Almosens oder des Diebstahls zur Last. Wäre es nicht vorzuziehen, die Werkstätte besser zu organisieren, um das doppelte endemische Übel des Bettelns und des Verbrechens rückgängig zu machen?

Und wie hoch sollen wir den ungeheuren Kräftcverlust anschlagen, der aus der allgemeinen Mißstimmung für die nationale Arbeit erwächst? Und sollen wir wirklich Worte verlieren über die dauernde Gefahr, die den Regierenden aus dem dumpfen Hasse der Regierten entsteht?

Ich werfe nochmals die Frage auf, und zwar lediglich vom Stand» Punkt des eigensten Interesses der Besitzenden: Wie ist es möglich, daß nicht jedermann einsieht, .wie kurzsichtig es ist, daß man in der zeit> genössischen Gesellschaft ein Proletariat duldet, das heißt einen Untergrund von Elend, Krankheit, Laster, Verbrechen und Haß? Warum eilen wir nicht, Hand anzulegen, um diesen sozialen Snmpf auszutrocknen und diese traurigen und gefährlichen Niederungen der staatlichen Organisation zu entseuchen?

Es handelt sich nach meiner Überzeugung nicht darnm, die Idee des Besitzes abzuschaffen, .^ebensowenig wie es sich darum handelt, die Idee der Herrschaft oder die Gottesidee zu vernichten. Aber es soll und wird eine tiefgreifende Veränderung in all diesen Verhältnissen eintreten. Und zwar in dem Sinne, daß die drei Vorreckte der Göttlichkeit, der Herrschaft und des Besitzes, anstatt eifersüchtig von einer privilegierten Minderheit gehütet zn werden, Schritt für Schritt und in richtiger Proportion allen zugute kommen müssen.

Dank der religiösen Entwickelung wird die Natur an der Göttlichkeit teilhaben; dank der politischen Entwickelung werden die Völker an der Herrschaft teilnehmen; dank der wirtschaftlichen Entwickelung werden die Enterbten ihren Anteil an Besitz erhalten.

Das sind die drei Aussichten, die uns die soziale Entwickelung des modernen Europas eröffnet.

IV.

Sprechen wir endlich von der häuslichen Gesellschaft. Sie enthält, wie Paul Bourget gesagt hat, „das tragische Problem der Liebe". Fügen wir hinzu, das Problem der Ehe, der Kinder, mit einem Worte das der Familie, Wenn im Laufe der sozialen Evolution, wie wir sahen, die Beziehungen zwischen Gott und Natur, zwischen Fürsten unö Völkern, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eine Wandlung durchmachen, wie sollte man da erwarten, daß die Beziehungen zwischen Mann und Weib die gleichen bleiben?

Über die psychische Natur des Weibes sind zlvei Hauptansichten im Umlauf, Die einen halten die Frau dein Manne für qualitativ gleichartig, ohne ihre quantitative Gleichwertigkeit anzuerkennen, so daß sie nur ein verkleinerter Mann wäre, um nicht den unhöflichen Ausdruck ein verunglückter Mann zn brauchen, Ten anderen gilt die Frau sowohl quantitativ als qualitativ dem Manne gleich. Gleichwertig oder ungleichwertig, aber in sedein Falle gleichartig: ich könnte keiner dieser beiden Auffassungen zustimmen. Für mich ist die Frau von verschiedener, ja sogar entgegengesetzter Natur, aber von gleichem Werte, Entgegengefetzt und gleichwertig, Das ist meine Formel, und diese Theorie habe ich bereits im Jahre 1884 zu entwerfen versucht/)

Ich bin, wie man sieht, weit davon entfernt, die Ansicht zu vertreten, daß die Unterschiede zwischen Mann nnd Weib sich bis zur Unkenntlichkeit verwischen können oder sollen. Ich bin weit davon entfernt anzunehmen, daß uns die Zukunft sozusagen geschlechtlose Männer und Frauen vorbehält, Zch glaube gerade das Gegenteil, Ich glaube, daß eS ein Geschlecht der Seelen gibt, wie es ein Geschlecht des Körpers gibt, und ich bin der Überzeugung, daß die psychische Differenzierung sich in künftigen Zivilisationen mehr und mehr ausbildeu wird. Denn wie die physische sexuelle Trennung eine höhere Forin der Fortpflanzung ist, zu der die Lebensentwickelung erst langsam heranreifte, so ist auch die psychische Geschlechtstrennung eine ipiste und köstliche Frucht der sozialen EntWickelung.

Es gibt also zwei menschliche Seelen, eine Mannesscele und eine Weibesseele. Nicht allein besitzt die Frau eine Seele, was auch freche Weiberfeinde darüber gedacht haben mögen, sie besitzt auch eine der unseren dem Wesen nach verschiedene Seele, eine Seele, die der unseren entgegengesetzt ist und sie durch diesen Gegensatz ergänzt. Anders geartet an Geist und Herzen, anders in ihrer Phantasie nnd in ihrem Charakter, ihrem innersten Wesen nach von uns verschieden, trägt uns die Frau eine ganz neue Gcisteswelt entgegen und ist nicht bloß eine mehr oder weniger abgeschwächte neue Ausgabe der männlichen Gedankenwelt. Ja

Sie ist mich im Jahre von Alfred ^onillsc eingehend behandelt worden.

man kann sagen, daß die menschliche Geistessphäre in Zukunft ihre alte und ihre neue Welt haben wird, gleich wie die Erdkugel seit den Tagen des Kolumbus ihrem alten einen neuen Kontinent zugefügt hat.

Welch riesiges Arbeitsfeld eröffnet sich hier der vergleichenden Psychologie durch diese sich uns eben erschließende Psychologie des Weibes, die sich der Seelenkunde des Kindes, der Massen und der Rassen zur Seite stellt. Ich will nicht von der Psychologie der Arten reden, die bereits weitläufig skizziert worden ist, noch von der pathologischen Psychologie, die Herr Ribod mit so viel Glück erforscht hat.

Es gibt eine weibliche Seele, wie es einen weiblichen Korper gibt. Ties ist der Ort, 'sich der kühnen Bilder eines alten Poeten zu erinnern: „Die Formen der Seele sind weit schöner als die Formen des Körpers".

Ter menschliche Genius und die menschliche Liebe werden zwiefache Vorteile daraus ziehen. Je freier die herrschenden Sitten der Frau die Ausbildung ihrer Eigenart gestatten, je reichere Bildungsmittcl ihr eine hohe Kultur zur EntWickelung ihrer so lange nngeweckten Fähigkeiten bietet, desto mehr werden wir einsehen, wie anders geartet sie ist, und wie viele Überraschungen und Offenbarungen sie uns noch vorbehält. — Es blüht in ihr eine ganze Seelenflora, die fast unbekannt ist. Lange Jahrhunderte hindurch war es eine Schattcnflora, noch fehlen ihr Kraft und Farben. Aber sobald ein Sonnenstrahl auf sie fällt, drängt sie empor zu voller Entfaltung im Licht. Und wir find vom Geschick bestimmt, das Erwachen.dieser zarten Keime zu beobachte»! wir sind dazu berufen, die Wiederbelebung und die neue Bliite all dieser mystischen Blumen zu schauen, die der Seele der

Frau, diesem wahren „heimlichen Garten", entsprießen.

Wer fühlte es nicht, welche neuen Mächte die Frau, die sich endlich vor sich selbst und vor uns offenbart, in die Liebe hineingetragen, hat? In der Tat, bevor nicht die Frau zu wahrem inneren Leben geboren ist, kann es zwischen Mann und Frau kaum etwas anderes geben als den physischen Besitz ohne den Widerhall aus fernen Geistestiefcn. Nehmen wir im Gegenteil an, daß beide eine zwar verschiedenartige, doch gleich' wertige innere Entwickelnng haben, dann schmilzt das beiderseitige Bewußtsein zusammen, dann führt das Spiel geheimer Seelenverwandtschaften zur unendlichen Vervielfältigung der unsichtbaren Begegnungen und der zarten Erwählnngen, und erst dann befruchtet ein Menschenpaar wirtlich de» dürftigen Alltag und erhebt das kurze Erdendasein zur Ewigkeit, indem es das Unendliche hineinmischt.

Wie innn sieht, gewinnt die Frau durch diese Auffassung mit einein Schlage eine unschätzbare Seelcnhohcit, u«ö dieses Wertes wird sie sich langsam und tief bewußt. Überwunden ist die erniedrigende Alternative: Wirtschafterin oder Hetäre. Die Seele der Frau hat ihre geistige und sittliche Würde errungen, und diese muß unfehlbar früher oder später in einer Steigerung der äußeren Würde zum Ausdruck kommen, denn der Übergang von der inneren Berechtigung zum äußeren Recht ist unaufhaltsam.

Wann und wie? In welchem Mafze und in welchem Sinn? Es ist nicht an mir, das zu entscheiden. Es genügt mir, den Grundsatz auf> gestellt zu haben: Das innere Wachstum der Frau schließt mit Not- ^ wendigkeit das Anwachsen ihrer äußeren Rechte ein. Meine Aufgabe ist das Psychische, vor dem Juristischen mache ich Halt.

Fassen wir zusammen.

Seit einigen hundertundfünfzig Jahren ist in Europa eine ideelle Bewegung im Werke, die ihren Einfluß auf die Sitten und Einrichtungen haben muß. Es ist das, was ich die psychische Evolution nenne in ihren Beziehungen zur sozialen Evolution.

Diese psychische Krise ist in allen vier Hauptrichtungen des sozialen Lebens ausgebrochen, im religiösen, im politischen, wirtschaftlichen und häuslichen Leben. In jedem dieser vier Fälle stehen zwei Begriffe ein» ander gegenüber:

Gott und Natur,
Regierung und Volk,
Arbeitgeber und Arbeitnehmer,
Mann und Weib.

In jedem dieser vier Paare scheinen sich die Beziehungen der beiden Begriffe zu ändern. Wie — habe ich soeben anzudeuten versucht.

Viele sind der Ansicht, daß die vier untergeordneten Begriffe, die so lange verkannt oder aufgeopfert wurden, nun ihre Rache nehmen und ihrerseits die vier anderen, die bisher herrschten, niederwerfen und der» leugnen werden. Dies wäre die Auflehnung der Natur gegen Gott, des Volkes gegen den Fürsten, des Arbeitnehmers gegen den Arbeitgeber, der Frau gegen den Mann.

Wer solche Lösung erhofft oder fürchtet, erscheint mir ein wenig kindlich. Die Ideen von Gott, Führer, Brotherr und Gatte tragen einen Geist der Wahrheit und Legitimität in sich, der ohne Zweifel unzerstörbar ist. Aber andererseits sind die vier untergeordneten Begriffe (Natur, Volk, arbeitende Klassen und Familie) zum Selbstbewußtsein gelangt, haben ihren Wert und ihre Würde kennen gelernt und haben sich in ihren eigenen Augen wie in denen ihrer Herren Geltung verschafft. Nun habe ich schon gezeigt, daß eine psychische Erhebung mit Notwendigkeit eine rechtliche nach sich zieht. Diejenigen, die bisher nur Pflichten zu haben vermeinten, ahnen jetzt, daß sie auch Rechte besitzen. Das hat zur Folge, daß denen, die nur Rechte zu besitzen glaubten, eine Ahnung davon auf

steigt, daß sie auch Pflichten haben werden. Es ist dieses Bewußtsein einer Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten, das meiner Ansicht nach das Wesen der sozialen Entwickelnng Europas und Frankreichs in be sonderem seit hundertundfünfzig Jahren ausmacht.

Um mit einem einzigen Wort alles zusammenzufassen, hat der vierfache Gesellschaftsvcrtrag die Tendenz, sich aus einem einseitigen in einen gegenseitigen zu verwandeln. So würde es denn zu einer endlichen Versöhnung der vier Welten (der religiösen, politischen, Wirtschaft lichen und häuslichen Welt) kommen, zu einem Gleichgewicht zwischen deu beiden Grundprinzipien, deren Kamps die Geschichte ausmacht; nämlich dem Element der Einheit (nach der Ansdrucksweise der alten Jonischen und Elektischen Philosophen) oder dem organisierenden Element (Gott, Regierung, Brotherr, Gatte) einerseits und dem Element der Vielheit oder dem organisierten Element (Natur, Volk, arbeitende Klassen, Familie) andererseits.

«

Ich habe somit das Recht, meinen einleitenden Satz hier zu wieder» holen: die französische Revolution ist nichts als der springende Punkt nnd eine sich überstürzende Episode in der Evolution des modernen Europas. Diese Evolutiou kommt zustande durch die Wirkung der Sitten auf die Einrichtungen und durch die Gegenwirkung der Einrichtungen auf die Sitten. Sitten nnd Einrichtungen wurzeln ihrerseits in den Gefühlen und Ideen.

Nun aber sind Gefiihle und Ideen in einem beständigen Werden begriffen. Durch die nie aussetzende Arbeit der Gelehrten jeder Art wird unsere Weltanschauung unmerklich umgeformt. Ebenso unablässig wird unser Weltempfindcn durch die Dichter aller Schattierungen umgebildet. So ist in den Geistern und Herzen eine fortschreitende unhörbare Arbeit der Ilmgestaltung am Werke. Und diese Arbeit ist nie intensiver gewesen als in den letzten hundertnndfünfzig Jahren.

Der Gefangene des grünen Turmes.

von

Kark Kans Stroök.

— Brünn. —

Richard Schaukal gewidmet.

I.

Der Königsfehn.
Zst dics dieselbe Lonne, deren Glühen,
ein matter Schein, in unsre Enge brach?
Lind dics die jungen Bäume, deren Blühen

»ns über Zinnen her von der Erlösung sprach?
Und ist es, dessen Klarheit ich nun schlürfe,
der unfern Kcrkeniächten fang, der Bach?

Der alte Hil dcb rand.
Daß ich noch einmal frei verlassen dürfe
die kleine kvelt, die meine Kraft bezwang,
daß ich noch einmal meine Lanzenmürfe

erproben kann und meines öchmerts Gesang —
ich hofft' es nicht. Das Ende meiner Tage
erschien mir nahe ohne Ivaffengang.

Der Königssohn,
V du. die ich noch kaum zn küssen ivage.
du Welt, nimm uns in deine Tiefen auf,
in deine Schönheit, die ich kaum ertrage,

wie märchenhaft ist des Geschicks Verlauf:

Noch eben war die Freiheit eine Lage,

nun winkt sie strahlend uns zum Thron hinauf,

II.

Der alte Hildebrand. Der düstre Tann vor uns, in den wir kommen, verbirgt in seinen Säzattcn die Gefahr, die Reisenden durchziehen ihn beklommen

und preisen sich und finden's wunderbar, wenn unversehrt sie Gut und Leben retten aus dem Bereiche sciner Räuberschar.

Der Königssohn. So gibt es Menschen, die im Kampf verwetten das Leb?«, das hier dranßn köstlich gleißt, und ihren vorteil an Gefahren kctien?

<Z) sag' mir doch, wie dieser Frevel heißt:

statt sich den Pnrxurschmiick des Glücks zu zeigen.

ein Ringen, das die Kampfer niederreißt.

Der alte Hildebrand. Gib acht, mein Prinz, schon seb' ich unter Zweigen vom schlauen Feind belauert unsre Bahn, Glückauf, mein Prinz, zum ersten Waffenreigen.

Nun zieh' des 5chwertes bl.mken R^ubtierzchnl

T>ef auf den kials des Pferdes niederneigenl

Die Sporen. Prinz, die Sporen! — Drauf und dran!

III.

Der Königssohn.
Hier oben, über Wäldern laß uns rasten,
bevir der weg zur fernen Siadl sich neigt.
Noch zittert mir das Herz vom Kampf. Sie faßten

so wild uns an. Hier, wo dcr Nacht entsteigt
das B>ütemviinder ihrer Macht, erzähle
von meiner Mutter, bis dcr Mond sich zeigt.

Der alte kiildcbrand,
was nützt es. Prinz, daß ich damit dich quäle.
Sie litt vom Feind, der dl'ii Gemahl bezmang.
doch nicht bezwang der Gattm starke Seele.

Und eine Nacht, die sü' im Schmerz durchrang, gebar dich in dem Turm: zu müder Schwäche, so wollt's der Feind. ^ ^ch fürchte, es gelang.

Der Rönigssohn.
Die Waffen führ' ich schlecht. Jedoch ich räche
der Mutter Angedenken — nicht mit heißem Lrz,
das bravsend taucht in rote Lebensbäche —

ich grüße still den mir verwandten Schmerz,
indem ich ihn in Tiefen heilig spreche,
und gebe dieser reichen Welt mein Herz,

IV.

Der alte HilSebrand,
An diesem Brunnen vor den grauen Mauern
Hab' ich vor Iahren einen Trunk getan,
des muß ich immer noch in Nächten trauern,

wenn sich die alten trüben Bilder nahn.
vor Städten hüte dich und schlanken Frauen!
mein Glück setzt' ich an diese Weisheit dran.

Der Rönigssohn, Mein Freund, mein Meister — ach. was muß ich schauen, steh diese Magd, wie ihr im Abendwind die Röcke flattern, wie die Augen blauen

im Schatten braunen Haars, wie sie geschwind die schmalen Fiiße setzt. g)b ich es wage — Ach. laß mich tiinkcn, du mein schlankes Aind.

Der alte Hildebrand. Mein Prinz! — Zu spät! — wie doch die neuen Taac stets wiederbringen, was nur je geschehn; es ist, als hörte ich die eine Alagc,

dies eine Zauchzen nur durch alle Zeiten zehn,

als hätte diese Welt nur eine wundersage.

Du trankst, mein Prinz, was wirft d» mir gesteh»?

V.

Der Aönigssoh», Da mir die Mutter starb, sei du mir Vater, und nimm von meinem Jammer deine» Teil, wie wahr sprachst du, mein warnender Berater!

Mein Glück zerbarst und meiner Seele Heil zerschnitt und warf sie um, so wie die Scholle,, zerftückt und teilt des Pfluges Eisenkeil.

Der alt? Hildebrand,

So geht'? den Herzen, die vom übervollen
Gefühle ihres Reichtums heimgesucht
aus ihrem Überfluß verschenken wollen

an diese Welt, die lieber haßt und flucht
und, eh' sie einem holden Wunder lachte,
vor m Zorne bebt und seiner Peitsche Wucht,

Der Rönigssohn,

Als ich die Nacht vor ihrem Fensler wachte,
da sah ich sie, die sich mir stets versagt,
wie ihr der andre, den ich tief verachte,

zum süßen Spiel der Licbcsbrunst belpgt.

<Z), daß die Nacht vom Himmel niederkrachte! —

Doch es blieb still und hat wie sonst getagt,

VI.

Der alte Hildebrand.

Mein Prinz, ich komme als ein froher Lote , dies Land, so reich und schön und nnn verwaist, dem seine Ruh' ein Bürgerkrieg bedrohte.

hast du besiegt durch deinen edlen Geist,

Ls wagt nan bittend deinen Freund zu senden,

daß seine Rronc du nicht von dir meist.

Der Rönigssohn,

Rann ich mit vollem Herzen Segen spenden?

Bin ich so reich? Mein Freund, ich wag' es kaum

zn denken; wird nicht Mißgeschick beenden,

was Ungeschick beginnt? Und kann ein Traum
vom Paradiese jemals Wahrheit werden?
Blüht immer n?ch der alte Wunderbaum?

Der alte Hildebrand.

Tritt unter die Gewaltigen dieser Erden! Du hast das Herz, das neue werte schafft, du hast die große Hoheit der Gebärden,

du rufst den Frühling aus der harte» Haft, und willig folgen deine lNenschenhcrden. — Nur eines, Prinz: nun suche noch die Kraft! VII.

Der Königssohn,
Mit meinem Namen soll ich hier besiegeln
den Tod des Mörders; so verlangt's der Staat.
!vir, die so selbstgefällig uns bespiegeln

im scharfen Glas des Rechts, wir sind der Tat
so grimmig feind. sie ist uns zu entlege».
Und doch: in jedem schläft dieselbe Saat,

Der alte Hildebrand, lind doch ist jener schuldig, der verwegen sie weckt, daß sie in blutige Halme sch eßt. Wir richten nicht das erste leise Regen,

nur den Erfolg, die Tat, Nur wer genießt,
den nennt man wahrhaft glücklich und beneidet
den nicht, den das Errungene verdrießt.

Der Königssohn.
Ich steh' am tvege, der die Zeiten scheidet,
Er stach den Nebcnbuhler nieder. Ei,
bei Gott, ich war nicht weit davon! Doch meidet

das Messer meine Hand. Und also sei

das Recht gebrochen, elf er Recht erleidet:

Ich weigre meinen Namen, er ist frei.

VIII.

Der alte Hildebrand,

Der König liebt den stillen, alten Garten,

der einzig noch sein Antlitz lächeln lehrt.

Hier sollst d», Feldherr, seinen Spruch erwarten.

Er kommt und sinnt. Nun zieh dein tapfres Schwert! Mein König! — Sieh den treuen Feldherrn bitten im Namen deines Volks, das Krieg begehrt.

Der Königssohn,

verbirg dein Schwert. Ss ward genug gestritten,
daß das vergoss'ne Llnt, wenn es in eins
geränn', ein Meer erfüllte, Schmer gelitten

hast du, mein Volk, Nun wollt' ich heitern Scheins

mit Rosen einen Friedensbechcr kränzen,

doch du verlangst noch immer Blnt statt Ivcins,

Der alte Hildebrand. Das hohe Leben wird in Waffentänzen erfühlt. Dein Volk will nicht die Ruh' allein, du mußt sie durch den bittern Kampf ergänze»

zur Fülle, willst du wahrhaft König seinl

Du wendest dich? — ich seh' die Träne glänzen!

Geh. Feldherr, melde deines Königs Nein.

IX.

Der Königssohn. Der Dämon, der mir dieses große Sterbe», der Hungersnot und Wassersnot gesandt, will er mein ganzes, schönes Reich verderben?

Schwer unter wettern ächzt das arme Land. Bist du gestorben. Weltgeist, kannst nicht höre», kannst nicht erheben die gelähmte Hand,

Der alte Hildebrand,
kaß deine faulen Priester Gott beschwöre»,
erneure den veraess'nen Tempelbrauch.
Ich seh' dein Volk sich gegen dich empören,

sie wollen den Betrug; laß Vpferrauch
zum Himmel steigen, laß Gebete stöhnen,
sonst sehn sie als den Schuldigen dich auch.

Der Königssohn.
So könnt' ich sie dem Unfug nicht entwöhne»,
daß sie, erhoben, auf sich selbst gestellt,
sich finden und begreifen nur im Schönen?

Wie laut der Haß. die wilde Bestie bellt.

Sie ziehn dem Schloß vorbei. Wie sie mich höhnc»,

mein Herz trifft jeder Stei», der niederfällt,

X.

Der alte Hildebrand,
Du blutest, armer König, laß dich stützen.
Besorge nichts. Sie folgen uns nicht mehr,
und kämen sie, so soll mein Schwert uns nützen.

noch einmal deinem Keil und meiner Ehr'.
Mich überfällt die Bürde meiner Zahre,
und meine Zukunft ist von Zielen leer.

Der Königssohn.
Sag, Hab' ich noch die Fülle branner Haare,
hat mich nicht diese Nacht zum Greis gemacht,
die ich, damit ich alle Schmach erfahre,

verfolgt von Mördern fliehend zugebracht?
Ich sehne mich aus dieser Welt zu kommen,
die dem Gntkcrkerten einst zugelacht.

Der alte Hildebrand,

So ist dein wunderbares Licht verglommen,
wie es dein Kerkermeister einst verhieß,
als er den Neugebornen aufgenommen:

„Dem Turmgebornen. den der Turm verstieß,
wird doch die starke Freiheit wenig frommen
du schriest, als er dich sachte niederließ.

XI.

Ver Königssohn, Nichts hat die Zeit am alte» Tnrm geändert, die Sonne gleißt im grünglasierte» Stein, die Airschenbäume stehen weiß bebändert

und müssen toll vor neuen Kräften sein, den Bach seh' ich an weichen Ufern nagen »nd rauschend gibt er seine Weisheit drein.

Der a lte Hildebrand. Bis hierher. Prinz, hat mich der Wunsch getragen, im Hafen dich zu sehn, und nun entlasse mich; du wirst den treuen Meister nicht beklagen.

der ich in Nacht und Not nicht von dir mich,

denn alles Glück ist mir darin enthalten,

daß ich . . . an deinem . . . Siele . . . erst . . . erblich.

Der Königssoh». Lebwohl. du starker Toter! Schädclspalten erlernt' ich nicht von dir. der ich hinanf zn Gipfeln strebte. GStterwalten

bestimmte einen anderen Verlauf,

So fass' ich nun den Ring, den eisigkalten: —

Hier bin ich wieder! — Pförtner, tu mir auf!

Sur jungserbischen öyrik.

von

(Mo Lauser.

— Wien. —

w übermächtige Bedeutung zuerst der polnischen, dann der russischen Literatur hat das südslawische Schrifttum, das sich anfänglich weit größeren Interesses erfreute, nach und nach ganz in den Hintergrund gedrängt. Man scheint ganz vergessen zu haben, wie intensiv sich einst Goethe in jungen Jahren, da er den „Klagegesang der edlen Frauen Ason-Agas" verdeutschte, und dann wieder im Alter mit dem serbischen Volksgesange beschäftigte, es fei denn, daß diese Tätigkeit in rein wissenschaftlichen Arbeiten Beachtung finde; ebenso Jacob Grimm, der sogar selbst Serbisch gelernt hatte, um tiefer in das Wesen jener Lieder einzudringen. Während sich dann noch Jahrzehnte hindurch immer wieder ein neuer Nachdichter an die alten Gesänge von dein Helden Marko Kraljevi« oder der Kossover Schlacht oder an die zahllosen Liebeslieder machte, ist neuerdings auch in dieser Hinsicht eine schier völlige Stagnation eingetreten. Bon der eigentlichen serbischen Literatur hatte man überhaupt in Deutschland nnr äußerst spärliche Kunde. Die nicht eben leicht zu erlernende Sprache, deren Schrift allein schon — es ist die auch im Russischen und Bulgarischen gebräuchliche, sog. „cyrillische" — manche Schwierigkeiten bot, verschloß sie den sonst so geschäftigen Bermitilern. Kaum das; hie und da eine kleine Erzählung verdeutscht wurde oder — noch seltener — ein Lied, von einem Südslawen selbst mit vielem Fleiß nud doch nur ausnahmsweisem Gelingen übersetzt, in deutsche Zeitschriften drang.

Wenn nun auch freilich die serbische Literatur, die seltsamerweise nicht mit einem großen Dichter, sondern einein großen Gelehrten, dem bekannten Bilk Stefanoviö-KaradsK', einsetzte, an und für sich schon auf ein kleines Gebiet und einen kleineren Leserkreis beschränkt, kaum jemals die Bedeutung der russischen oder polnischen Literatur wird erreichen, ja selbst nur ihre eigenen alten Heldenlieder ivird übertreffen können, so ist sie doch in mancher Beziehung höchst beachtenswert. Es ist eine junge Literatur, wenn man sie von Buk nn rechnet, und doch hinwieder die älteste slawische Literatur, wenn man die dalmatinischen Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu ihrem Gebiete zählt. Aber zwischen damals und dem neuen Aufschwung liegt eine unfruchtbare Zeit, und Buk mußte talsächlich erst das moderne serbische Schrifttum begründen. Er gab ihm auch durch seine Aufzeichnung einer großen Fülle von Volksgesängen und Liedern und sein hochbedeutendes Wörterbuch eigentlich erst die neue Schriftsprache, die nun den Vorzug hat, der Sprache des Volkes weit näher zu stehen als irgend eine andere in Europa. Frei von jeglichem historischen Ballast führt das Serbische konsequeut die phonetische Schreibung durch und ist seinem Klange nach eine der reinsten und schönsten Sprachen der Welt. In der Klarheit seiner Laute, seinen hellen Endungen, der reichen Differenzierung der Palatalen und Spiranten — der tich- und sch-Laute — und der Beibehaltung des halbvokalischen Zungen-N erinnert es am meisten an das Sanskrit, mit dem es außerdem noch manche Einzelheiten genieinsam hat. In seinen Volksliedern, die seinen bleibenden Ruhm bilden und die von manchen Kennern direkt den Gesängen Homers an

die Seite gestellt wurden, bewahrt es am getreuesten das altindogermanische Versmaß der Zend-Avesta auf, die Speninmanjuzeile, die man in gleicher Treue nur noch in einzelnen persischen Volksliedern erhalten findet, wo allerdings das ursprüngliche Gebiet ganz nahe liegt: es ist der bekannte Zehnsilber, dessen Schema man aus den ersten Zeilen des „Klogegcfnnges" leicht ersieht:

Was ist Weihes dort am grünen Wnlde?
Ist eS Schnee wohl, oder sind es Schwäne?

Charakteristisch ist hier die Cäiur, der starke Einschnitt nach der vierten Silbe, die Goethe hier richtig bewahrt hat, während sonst freilich das Versmaß im Serbischen keine Silbenmessnng, sondern nur eine Silbenzählung kennt, wodurch der abwechslungsreichste Rhythmus möglich ist. Eben diese Cäsur hat auch die Spentamnnju-Zeile an derselben Stelle bei gleicher rhythmischer Freiheit, indessen — dem daktylischen Tonfall des Alteranischen gemäß — in der zweiten Hälfie des Verses eine Silbe mehr.

Man kennt aus Goethes mehrfachen Besprechungen die Themen und die Art der serbischen Volkslieder und ist nun versucht, in der Kunstliteratur, die doch ganz auf dem Boden der Volksliteratur entstand, eine Fortsetzung dieser Epik und Lyrik der alten Zeit, deren Quell im Volke selbst nie zu strömen aufhört, finden zn wollen. Allein schon die alten dalmatinischen Dichter, von denen manche Interesse für den Volksgesang bezeugten, dichteten nicht in seinem Sinne, sondern aus ihrem modernen Bewußtsein heraus als Kulturmenschen der Spätrenaissance, deren Bildung die ihre war. Sie hatten meist in Italien studiert und beherrschten auch wohl das Italienische und Lateinische ebensogut wie ihre Muttersprache, ja ihre Namen sind uns meist in beiden Formen, der slawischen und der italienischen, überliefert. Dieselbe Erscheinung bietet sich iin neunzehnten Jahrhundert, und man wird den Dichtern daraus keinen zu grofzen Borivurs macken dürfen, wie sehr auch gerade der Ausländer vor allem auf besondere nationale Töne horchen wird. Die serbische Literatur fügt sich als einer ibrer vielen Teile in die gesamteuropäische Literatur ein und trägt das Gepräge der jeweiligen Epochen.

Die Zeit, da sich die großen nationalen Erhebungen vorbereite!en, da die „illyrische Bewegung" von einem Reiche träumte, das nach und nach alle Provinzen des ehemaligen großserbischen Kaisertums umfassen und Kroaten, Serben nnd Slowenen alle brüderlich vereinen sollte, brachte auch in Serbien zahllose patriotische Lieder; es war in den vierziger Jahren. Zwei Jahrzehnte später tritt die erste eigentliche lyrische Hochflut ein: auf den wenig fruchtbaren, aber sehr wertvollen Branko Raoiöeviö als ihren Vorläufer folgen die unermüdlichen Verseschmiede Jovan Su»de«i6 und Jovan Jovanovi^Zmaj, der erst jüngst verstorbene Nestor der serbischen Literatur. Es ist die Zeit, da alles bedichtet wird und „da jedermann dichtet, der nur die Feder führen kann", wie sich ein serbischer Kritiker ausdrückt. Es fällt nicht schwer, für beide Perioden die diesbezüglichen Namen in den anderen europäischen Literaturen ausfindig zu machen, vor allem in der deutschen und französischen, die in gewissem Sinne stets für die serbischen Dichter vorbildlich waren.

Dann tritt allenthalben in der lyrischen Produktion eine Ebbe ein. Der Naturalismus beherrscht in Westeuropa die Moderne und ringt sich zu fast absoluter Geltung durch, bis auch auf ihn in seiner nur mehr rein technischen Ausbildung die Reaktion folgt und die Moderne sein gerades Gegenteil, den Äslhetizismus mit dem Wahlspruche i'art pour l'art, auf den Schild erhebt und nun schon über ein Jahrzehnt siegreich durch alle Lande trägt. Ich konnte in meiner „Niederländischen Lyrik" und meiner „Belgischen Lyrik" mehrfach die Entwicklung, die er in jenen seinen beiden festländischen Ursprungslanden nahm, darlegen und auf Dante Gabriel Rossetti, den englischen päint«r-p««t italienischer Abkunft, als seinen Ausgangspunkt zurückweisen. Auch bei den Jungserben fällt uns die Beschäftigung mit Rossetti auf. Als ältester und zugleich hervorragendster Vertreter der serbischen Moderne um die Jahrhundertwende ist Jovan Duöiö zu nennen, der aus einen, Epigonen der älteren Schule, als der er immerhin auch schon von Bedeutung war, ein moderner Lyriker geworden ist, dein man vielleicht nur das eine zum Voruurf inachen kann, daß er seine Gedichte ebensogut französisch niederschreiben könnte als serbisch. Aber er hat der serbischen Sprache Melodien gegeben, die ihr keiner bisher zu geben vermochte, dunkle, traumhajte und träumerische Melodien, ivie sie Verlaine wollte:

I'Ins VÄ>?US st plus solulils ch>ns I',iir,
Lu>,s Iis» (Zill psss ou <^ni poss.

Und außerdem hat er sie um viele Worte, Gedanken und Vorstellungen Westeuropa'i'chei- Färbung bereichert, bei denen es nur darauf ankam, sie richtig in den Gesamtton einzufügen. Einige Gedichte, die ins Französische übersetzt sind, lesen sich wie Originale in dieser Sprache, ohne dm Urtext zu vergewaltigen. Die Ausarbeitung der Verie bis ins Kleinste und Feinste erinnert ganz an die Sorgfalt der Franzosen, ebenso seine Vorliebe für den Zwölfsilber, der von allem Anfang an im Serbischen die Stelle des französischen Alexandriners vertritt und mit ihm die leichte Beweglichkeit gemein hat. Schon die altragusan scheu Lyriker bedienten sich seiner, hier aber wird er zur vollen Künstlerichast erhoben. Es sind im Grunde genonimen nur immer dieselben Worte ans einem engen Kreise, die Jovan Du5i6 zu immer neuen Gedichten zusammensetzt. Er liebt die Worte „stille" und „dunkel" und ihre zahlreichen Synonyme. Uber allen seinen Versen liegt eine heimliche Traurigkeit, was immer ihr Inhalt sein mag, aber dabei nicht der eigentliche Weltschmerz, sondern melir die trisiiti» rerum, von der die Antike spricht. In einem seiner neuesten Gedichte sagt er selbst von seiner Poesie:

Stumm wie der Marmor, wie der Schatten still,
Bist du ein bleich traurig Mäqdlein, das nur träumen will,
. Wenn auch ein andrer sein Lied als Dirne dingt,
Die an den «meinen Märkten steht imd singt.

Ich schmücke dich nicht mit einer Glasvcrlenschnur,
Flechte ins lange .Haar dir gelbe !>,r>sen nur:
Sei zu schön, dan du jedem zu gefallen strebest.
Sei zu stolz, als daß du für andre lebest.

Und, auf der bleichen Stirne des Schmcrzcs Mal,
Sei zu traurig, andre zu tröste» in ihrer Oual,
Zu still und scheu, um unter die Menge zu gehn.

Und g'cichmiitg steh, indeß um die Glieder dir
Statt eines Prnnkgewandes reich: Zier
Nur Schleier geheimnisvoller Nebel Wehn.

Für Serbien war diese Art zu dichten eine völlige Neuheit und gab den Kritiker» der ollen Schule genug Anlast zu heftiger Abwebr. Allem die herrmrraoendste serbische Zeilschrist, der 1W1 gegründete 8rp«Ki Kri^iSevi,i plgüiiik („Serbischer L>lerl'tur,mzeiger"), von Professoren der Belgrader Universität redigiert und o^ch zum großen Teile geschrieben, steht für die A'oderne ein, und eben hier erscheinen fast Heit für Heft Gedichte von Dneiü.

Ne en diesen: Hauptvertreter machen !>ch noch einige jüngere Talente bemerkbar. Mlon Naliö schreibt fonnuollendete Hedichle mehr gedanklicher Richtung, in denen man vielleicht Vitior Hugo als Vorbild erkennen kann; auch Schopenhauer, den eben der XriM«vni gläsrnk in Übersetzungen bekannt machte, mag den Dichter beeinflußt haben. Erwähnt darf werden, daß sich über eines seiner Gedichte jüngst ein auch für die übrige literarische Welt lehrreicher Streit erhoben hat: es wurde ihm vorgeworfen, er habe Shakespeare plagiiert. Sein Gedicht beginnt:

Tie blichiideil Fliederbüsche rauschen sacht:
. Nach Liebe, heiß, wie Gott der Welt gegeben,

Sehnt zitternd sich die sternenreiche Nacht
Und läßt ihr Acondenlncheln niederschweben.
Die blühnden Fliederbüsche rauschen sacht.

In solcher Nackt voll Sehnsucht und Verlangen

Auf Tristan hat Isolde wohl gelauscht.

Ein dumpfer Ton erklang: die Gräber sprangen.

Der Tage denkend, die dahingerauscht.

In solcher Nacht voll Sehnsucht und Verlangen

«am wohl, die seidne Leiter in der Hand
Voll froher Zuversicht der alte Ritter
Und warf die Schnur ihr zu, die oben stand.
Und sang ihr Serenade» zu der Zither,
In froher Zuversicht der alte Ritter . . .

Akan vergleiche hiermit: „Der Kaufmann von Venedig", fünfter Aufzug, -erste Szene:

Lorenz«: Der Mond scheint hell: in solcher Nacht wie diese.
Da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte
Und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht
Erstieg wohl Troilns die Mauer» Trojas
Und seufzte seine Seele zu de» Ze'ten
Der Griechen hin, wo feine Cressida
Die Nacht im Schlummer lag.

Jessica: In solcher Nacht

Schlüpft' überm Taue Thisbe furchtsam hin
Und sah des Löwen Schatte» eh' als ihn,
Und lief erschrocken weg.

Lorenz«: In solcher Nacht

Stand Dido, eine Weid' in ihrer Hand,
Am wilden S'rand und winkte ihrem Liebsten
Zur Rückkehr nach Karthago . . .

Wie bei Shakesveare zuletzt die beiden Liebenden auf sich selbst kommen, die sich „in solcber Na-bt" fanden, so mich der serbische Dichter, und dennoch behauptet er, jene S^ene nicht gekannt zu haben, so enge, ja mehrfach wörtlich sie üch mit seinem Gedichte beruh t. Es ist eine der vielen zufälligen Übereinstimmungen, wie solcbe weit häusiger sind, als eine streute Kritik gen'öhnlich zugeben will,

Naki« gehört im wesentlichen derselben Richtung an wie Duöiö, wenn er auch dem Leben weit näher steht als dieser und, wo Du«i6 träumt und sinnt, philosophiert lind deutet; aber beide schulten sich an den Meistern in fremden Sprachen, ehe sie Meister in ihrer eigenen wurden.

Im Gegensatz zu ihnen schlägt Milorcid Petroviö den volkstümlichen Ton an, nicht ganz echt, sondern in der Art, wie der ritterliche Neidhard von Reuental seine „Dörper" bestngt. Ein Walther von der Vogelweide

mochte ihn darob trov rintuo^« nennen, aber viele Tausende haben sich doch an feinen munteren Liedern erfreut. Ebenso ergeht es dem Sänger der „Seljaci". Es sind Dorfweisen, von denen man weder einen besonderen Aufschwung, noch einen großen geistigen Horizont verlangen darf, hübsch gereimte Sachen, Gedichte auf volkstümliche Motive, „gesund und solid", wie eine Kritik besagt.

Zu den Allerjüngsten gehören Svetislav Stefanovic! und Milan ôuroin. Stefanooiö mar in seinem ersten Gedichibändchen noch ziemlich ungleichmäßig, vorzüglich jedoch waren auch hier schon seine Übersetzungen, darunter „Der Nabe" von Poe und mehrere Sonette von Nossetti, der hier bis noch Serbien seine Wirkung ausübt. In seiner zweiten Sammlung zeigte sich sein Talent in reicher Entfaltung, Wie Duöiö den französischen Einfluß durchschimmern läßt, so Stefanoviö den englischen. Duöi6 ist melodischer, StefanoviS gedanklich gehaltvoller, dabei herber in der Forin. <Vgl. meinen Sonderessay über ihn in „Aus fremden Zungen", Jahrg. 1905, nnd die dort gegebenen Proben.) Wie Svetislav Stefanoviö liebt auch Milan ôurein noch mancherlei metrische Schrullen, und ihn, verdankt die Literatur jene Sonette, die sich wohl am meisten von der üblichen Form entfernen: Gedichte in Prosa, die aus zwei länge? en und zwei kürzereu Abschnitten bestehen. Er ist das viel umstrittene enlsitt toriibl« der jüngsten serbischen Literatur. Verdienstvoll ist sein deutsch geschriebenes Buch „Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur" (Leipzig, Gustav Fock, Z9V5), das zur Goelhe- und Arimmwrschung manches Neue bringt. Seine Gedichte zeigen ihn den Deutschen nabe und machien durch ihre Noncholance nnd Mondänitcit jenes erwähnte Aufselien. Was Du«i6 nnd Stefanovi6 bereits boten, ist von ihm noch zu erwarten.

Gedichte von Iovan Tuöiä*).

Aus dem Serbischen übersetzt von Otto Hcmser,

1. Tie Weide am Meer.

Einsam steht die Weide am Felsenstrand
Und lcikt wehen die lange», grünen Haare,
Einer Trms gleicht sie, Hieher verbannt.
Daß sie als Baum mm rausche ihre iilagei

*) ES sei mir gestattet, auf meine „Serbische Lnrik von 18M bis 1905" aiifmerksam zu machen, die, eine weitere Folge meiner Lnriksammlnngeii, von denen die niederländische, belgische und dänische bereits vorliege,,, im gleichen Verlage Baumert n. Nonge, Leipzig nnd Großenhain, im Laufe des Jahres erscheinen wird. O. H.

Hört im Morgenrot, wie die Berge töne».
Im AbendsckMigen der Wasser Todesstöhneni
Unbeweglich steht sie, wo alle andern,
Wolken und Winde, Wellen und Stunden wandern.

Und sie rauscht mit ihnen und spendet linde
Einen Zweig dem Meere, ein Blatt dem Winde:
Und wie ein Herz, das selbst sich zerreißt im Leide,
Träumt sie vom Leben . . . Einsam steht die Weide.

2. Jugend.

I» der nackten Schönheit ihres jn'igen Leibes
Stellte sich meine Seele einst dir dar.
Da ihre Mut wie eines verliebten WeibeS
Zitterndes, langes Sehnsuchtssieber war.

Sie wußte nicht, daß je die Jugend schwinde,
Und sie einst Tage der Versuchung sinde.
Nur, wie schlaflose Nächte endlos scheinen,
Und wer liebt, wie er schluchzen muß und weinen.

Sie wußte nicht, daß erst, wenn uns Schmerz betroffen.
Die Freude dämmert wie ein ferner Tag,
Und das Glück nur schön ist, solange wir's erhoffen,
Und froh das Herz, solang es wähnen mag.

3. Die Seele.

Warum doch. Liebste, weinst du Tag und Nacht?
Verlornes Glück ist immer noch ein G'üII
Das Leid, das seiner dich gedenken macht,
Es blieb dir als ein Teil von ihm zurück.

Wehr' deinem Aug' den triiben Träneiiflor:
Das Glück ist niemals tot, auch wenn cs schied!
Das Echo, das dir manchmal klingt im Ohr,
ES blieb als Nachhall dir von seinen, Lied.

Nachts, wenn der Wild voll Schatten schweigend steht
Und selbst der Strom, voll Sternen, nicht mehr rauscht:
Ob auch das Lied om Ohr vorüberw'ht.
Die Seele ahnt es wohl, versteht und lauscht.

4. In der Dämmerung.

Stumm war der Himmel und :errissen. Schauernd
Durchschritten wir das leere kalte Zimmer.
Wir zwei nur. Aus dem öden stiarte» trauernd
5iam die Musik des NegenS — immer, immer.

Schwermüt'ne E'egieen um die Villen
Seufzte der Wind. Und mit dem le^en Lichte
Swrb leis der Abend hin ans ihrem stillen,
Auf ihrem seidenblasscn Angesichte.

Wir schwiege», doch mir war, dasz unsre Herzen
In dieser kühlen Stille langem Schweigen,
Einsam und traurig, alle bangen Schmerzen
Sich sagten, die ans ihrer Tiefe steigen.

Und alle Zweifel miteinander tauschten,
Die Ängste ohne jeden Trostessegens —
Wie wir in diesen stummen Abend lauschten,
Dem Windessang und der Musik des Regens.

5. Traume.

Ach, wie schmerzt es, einen: Lebmohl zu sagen,
Wie viele Wunden brechen im geheimen,
Wenn je wir einen toten Traum beklagen
Und ihm die letzte Abschiedsträue weinen!

Weiter! Aber wohin und wozu denn, sprich!
Da all und jedes sich zum gleichen wendet?
Und dennoch wieder unheilbar schmerzt es dich.
Wann immer je ein lieber Traum dir endet.

Und der Glaube verstummt, in Ohnmacht sinkst du znriick.
Doch dunkle Sehnsucht ersteht aus deiner Leere,
Und du erkennst: nicht minder oft als ein Gluck
Ist wert eine schöne glühende Chimäre.

«. Antike 'Motive.

I. Mondcmfgang am Meer.

Am Horizont der schwarzen Wasser zeigt
In dunkler Ferne sich ein gelber Schimmer,
Schon übers Meer hin spielt ein Lichtgeflimmer

lind wie die Seele, die sich ahnend neigt.

Harrt alles, bebend. Fern, ganz ferne steigt
Ter Mond empor, und durch die Stille, immer
So tot und starr noch, fließt von Glanz und Glimmer
Ein Regen auf die Flut. Und alles schweigt.

Einsam in seiner Schwermut sah .Homer
Ter Stille lauschend an dem Meergestade;
Der Mond zog durch die grüne Tiefe her.

Da war's wie eine Flut, die in ihm schwoll.
Plötzlich, ein Rauschen von geheimem Pfade;
Sein Herz ward bang, sein Geist der Götter voll.

In dieser Nacht entstand die Jliade.

II. Nazis.

Im breiten Schattenkühl der Fächerpalmen

Ruht Naxis. Mittag brütet überm Nile.

Fern durch die Lüfte sckstvirrt ein Zug von Schwalben,

Und Seide weht im wannen Windesspielc.

Der uralt griinc Strom zieht schlafestrnnken
Vorüber: auf der alten Stadt Gemäuer
spricht Mittaasruhe ihre Flammenfunkc»,
lind alles sieht in jungem, brünst'gem ^euer.

Sie träumt von Jsos, nackt bis zu den Lende»,
In des antiken Sommers Mittagsbränden.
Da — rührt sie ans Gezweig, und plövlich glühte
>> Der ganze Wald rings auf in roter Blüte!

III. Mitternacht.

Jin Zlntikemaal mitternächtiges Schweigen.
Beim granitucu Mars tanzt ihre» tollen Neigen
Die nackte Bacchantin. In endlosem Weh
Halte marmorne Träne» weint Niobe.

Laokoon windet sich iin Schlangenknänel,

Odipus, wahnwitzig über seine Grmel,

Sitzt auf dem Stein . . . Und Stille, so ungestörte,

Das; wohl ein Ohr den Gaug der Minuten hörte.

Doch da vom schwarzen Turm durch die dunklen Hallen
Die zwölf dumpfen, gespenstigen Schläge schallen, ^
5tommt in der eisigen Stille lang nnd schwer
Ein Seufzer durch das schweigende Dunkel her.

Die englischen Parteien und die Wahlen.

von

I)r. Kans Meyn.

— London. —

er überwältigende Wahlsieg der Liberalen ist überraschend gekommen. Eine Niederlage der Nnionisten hatte man erwartet, aber nicht den Zusammenbruch ihrer Partei. Das sprich»

wörtliche Pendel ist diesmal weiter nach links geschwungen, als 1893 nnd 1900 nach rechts. Bis auf die Wahlen von IM, die das erste Reform. Parlament ins Leben riefen, musz man zurückgehen, um ein Seitenstück zu dem jetzigen Wahlergebnis zu finden. Wie tief standen die Aussichten der Liberalen noch vor zehn Jahren. In den Wahlen von IM gab die Nation ihre Antwort auf den zweiten Versuch Gladstones, den Iren Honierule zu geben: die Liberalen wurden in den Schatten der Opposition gedrängt: und eine kraftlose Opposition war es, schwach nach anfzen nnd im Innern gespalten. Gladstones Persönlichkeit war es gelungen, die vorhandenen Gegensätze fiir den Augenblick auszugleichen: aber als er von der politischen Biihne abtrat, brach der Kampf der Diadochcn ans. Und als ob sich dieser Bürgerkrieg in der Partei an ihren Urhebern rächen sollte — keiner der Tiadochcn ist jetzt der Nachfolger des Grand Old Man geworden. ?ie genialste Persönlichkeit unter ihnen, Lord Rosebcrv, der nach Gladstones Rücktritt fünfzehn Monate lang Premierminister gewesen war, ernente noch im letzten Augenblick den Streit mit den Parteigenossen, der nnn endlich beigelegt schien: und schied dadurch von selbst aus der Reihe der möglichen Kandidaten ans. Sir William Harcourt, der 1898 die Führerschaft der „dnrch faktiöse Gegensätze und persönliche Interessen zerrissenen Partei" niederlegte, war gestorben; Lord Spencer erkrankte, und so rückte Sir H. Campbell Bannerman, zwar nicht ungefochten, aber dnrch eine Reihe von Umständen begünstigt, zu der ersten Stelle auf. Kein Zweifel, daß das neue Kabinett aus einer Koalition der verschiedenen liberalen Gruppen besteht. Aber diese Koalition ist doch zustande gekommen, während sie vor zehn, ja noch vor fünf Jahren unmöglich gewesen wäre. Und es ist eher eine Bürgschaft für den Bestand der liberalen Regierung, daß alle Richtungen der Partei: Imperialisten, Kleinengländer und Homeruler, Whigs und Radikale, in dem Kabinett vertreten sind, und das; gewisse Grundlinien des Kompromisses von Anfang an klar gestellt worden sind. Die lebendige Erinnerung an den Streit, der die Partei so lange zerriß und regierungsunfähig machte, wird die Koalition zusammenhalten. Aus den neuen Biographien Gladstones, Lord Granvilles und Lord Nandolph Churchills geht nur zu deutlich hervor, daß alle englischen Kabinette der letzten Jahr, zehnte Koalitionsregierungen gewesen sind. Und nicht immer find die Gegensätze innerhalb der regierenden Partei so offen zutage getreten, wie eben jetzt unter den Unionisten.

Seit vollen zwei Jahren hatte man die Wahlen erwartet! seit der Ministerkrisis vom Herbst 1A>3 wollten die Gerüchte von einer baldigen Auflösung des Parlaments nicht mehr verstummen. Das Chamberlmnsche Programm hatte einen Keil in die »monistische Partei getrieben. Das Programm verfolgte zwei durchaus verschiedene Ziele. Das eine war eine engere politische Verbindung der Kolonien mit dem Mutterlands das andere war Zollschntz für die englische Industrie. Dazu kam ein drittes, das als Verbindungsglied der beiden ersten diente, nämlich der Plan, nicht nur die nusländisckien Jndustrieprodukte, sondern auch Lebensmittel mit Zöllen zu belegen, um den Kolonien ein Entgelt für ihre Vorzugstarife zn gewähren. So verschieden diese Ziele nn sich waren, so verschieden waren die politischen Kräfte, die sie unterstützten nnd die si? bekämpften. Ter Gedanke einer engeren Verbindung mit den Kolonien war nn sich keineswegs unpopulär. Tie Frage war nur, wie ihn vcr ^ wirklichen. Das Mittel, das Mr. Chamberlnin gewählt hatte, die Zöllo auf Lebensmittel, stieß auf die entschiedenste Gegnerschaft. Und damit mußte sich die Nation auch gegen die industriellen Schutzzölle und daK kolonialpolitische Programm entscheiden, die damit verkoppelt waren. Das Chmnberlainsche Programm von 1903 ist tot; in dieser Form, sagt? die Times, wird es nie wieder auftauchen. Aber Gladstones Homerulebill von 1893 war nicht dasselbe wie die von 1886; und nachdem beid? beseitigt waren, haben die konservativen eine Politik der Vcrwnltungs° reformen und der Landgci'etzgevnng eingeleitet, die die grüne Insel vielleicht mehr gefördert haben, als die eine oder die andere Gladstonesche Bill es vermocht hätte. Tie Lebensmittelzölle sind gefallen; ob nicht aber die beiden anderen ursprünglichen Ziele in einer neuen Gestalt wieder ans Tageslicht kommen werden, steht dahin. Tie schutzzöllnerische Strömung hatte seit dein Fall des alten protektionistischen Systems nie völlig auf

gehört. Es ist fraglich, ob die Mehrzahl von Mr. Chamberlains Anhängern frisch zum Schutzzoll bekehrt worden, oder ob sie nicht nur jetzt, wo sich zum ersten Male seit 18M ein „starker Mann" an die Spitze der Bewegung gestellt hat, sich öffentlich zu dem alten Glauben bekannt haben. Den schutzzöllnerischen Elementen mit ihren rein wirtschaftlichen Interessen verband sich das imperialistische, das durch den steigenden Einfluß des nenen Hofes nnd des aristokratischen Prestiges, beide im Bunde mit der jüngsten Plutokratie, verstärkt wurde; und das zumal im Anfange der Bewegung aus der erfolgreich geschürten Animosität gegen Deutschland nicht wenig Kapital schlug..

Aber wenn Mr. Chamberlain sehr verschiedene Elemente unter feiner Fahne zusammenbrachte, so drohte sein Programm doch die eigene Partei zu zersprengen, und es bedurfte der ganzen taktischen Kunst Mr. Balfours, äußerlich wenigstens ihre Einheit zu wahren und sie durch zwei weitere schwierige Parlamentarische Sessionen hindnrchzufteuern. In einem der ersten Stadien der „Fiscal Ouestion" tat Mr. Chamberlain folgende Äußerung über den konservative» Premierminister: „Mr. Balfonr besitzt jetzt schon eine persönliche Macht im Parlament, die ganz unübertroffen ist. Er ist noch jung, und er wird schließlich einen Einflnß im Unterhause erreichen, wie niemand vorher gehabt hat." Es ist ein eigenartiges Verhältnis, das zwischen den beide» «monistischen Führern. Mr. Chamberlain ist bei weitem der größere Wahlniachrr, Agitator nnd Volksmanni sein Einfluß „draußen" ist größer als der Mr. Balfours. Der aber überragt den frühere» Kolonialsekretär als Führer der parlamentarischen Partei nnd als Leiter des Hnuses, Beide ergänzen einander in Charakter und Temperament, in Politik» Fähigkeiten und Methoden, nnd auf ihrem Dnumvirat bat die Stärke der Partei lange beruht.

Seit zwanzig Jahren sind Mr. Balfonr und Mr. Chamberlain durch politische Bundesgenossenschaft und persönliche Freundschaft verbunden. Anfang der achtziger Jahre war Mr. Balfonr ein Hospitant der berühmten „Vierten Partei" gewesen, einer kleinen Gruppe von ehrgeizigen iimgc» konservative», die die Tchwäche der offiziellen konservativen Opposition gegen Gladstones Regierung benutzten, um durch ein rücksichtsloses Freischärlertnm parlamentarische Karriere zn machen. Geleitet wnrde die Vierte Partei durch das demagogische Genie Lord Nandolph Churchills, und die politischen Methoden der Demagogie sah Lord Randolvh von »iemcmd anders ab, als von Mr. Chamberlain, der damals als radikales Mitglied des liberalen ‚<walitivii5mi»isteri»ms Gladstonc und seinen whiggistischen Kollege» »icht wenig Torgen bereitete. Es war die Zeit, wo die öffentliche Meinung von „draußen" das politische Monopol des Parlaments einzuschränken begann, wo Volksver fnmmlnngen und Massendemonstratione» zu einer politischen Macht würben. Lord Randolphs Ziel war, die Tories zu einer Volkspartei zu machen; er zog die Konsequenzen aus dem erweiterten Wahlrecht uns schuf sich in der PrimroseLeague eine wirksame Organisation für seine Torydemokratie,

Der politische Salon, der unter den Whigs des 18. Jahrhunderts seine Blütezeit gehabt hatte, spielt in dem modernen England keine große Rolle. Aber die Politik war noch immer das Geschäft der regierenden Klassen, und Gesellschaft und Politik gehörten eng zusammen. Mr. Balfour war zu jener Zeit, zusammen mit politischen Freunden und Gegnern, häufig der Gast Mr. Chamberlains, Und als über Gladstones Homerulebill die liberale Partei auseinanderbrach, und nicht nur Whigs wie der jetzige Herzog von Devonshire, sondern auch Radikale wie Mr. Chamberlain zur Opposition übergingen, bahnte sich auf den Gesellschaften bei Ferdinand Rothschild und Henry Oppenheim zwiselzen Mr. Balfour und Mr. Chamberlain jene persönliche und politische Intimität an, die für die englische Parteigeschichte so bedeutsam geworden ist^ Mit UnbeHagen sah Lord Salisbury, welchen Einflich Mr. Chamberlain über seinen Neffen gewann. „Seht euch einmal diese Tories an," sagte damals Mr. Chamberlain in einer Versammlung. „Sie stehlen mir alle meine Gedanken . . . Neulich wurde mir im Parlament gesagt: Sehen Sie sich vor, was Sie sagen; wenn Sie schlecht von den zehn Geboten sprechen, so werden Balfour und seine Freunde sofort eine Bill einbringen, um sie abzulchaffen , . . Diese Leute treiben in der Tonilivree die Geschäfte der Radikalen." Tie liberalen Unionisten gingen nicht in der konser» vativen Partei auf, sondern haben bis heute ihre eigene Parteiorganisation beibehalten. Im Jahre 1W<! verstand sich keiner der ehemaligen Freunde Gladstones dazu, ein Portefeuille unter Lord Salisbury anzunehmen. Aber Mr. Chamberlain nahm den Antrag des konservativen Premier» Ministers an und ging als englischer Bevollmächtigter nach Washington, um eine der endlosen Fischereistrcitigteiten zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten zu schlichten. Als Gladstone 1892 wieder ans Nuder kam, wurde die Verbindung zwischen den beiden unionistischcn

Parteien immer enger; zeitweise ruhte, während Mr. Balfour bis zur völligen Teilnahmslosigkeit erschöpft schien, die Führung der Opposition ganz auf den Schultern Mr. Chamberlains: und als die Liberalen gestürzt wurden, traten die Führer der liberalen Unionisten in Lord Salisburys Kabinett ein.

Die Wahlorganijation der Torydcmokraten hatte sich 189« und l9M glänzend bewährt. Aber während der elfjährigen Regierung der Unionisten stand die auswärtige Politik durchaus im Vordergründe. Das umfangreiche sozialpolitische Programm von 1897„ und zumal Mr. Chamberlains Alterspcnsionen für die Arbeiter, blieben ebenso Wahlversprech^ ungen, wie seiner Zeit das berühmte Programm von Mr. Jesse Collings. Mr. Chamberlains getreuestem Schildknappen, der de» Landarbeitern „drei »cies Land und eine Kuh" versprochen hatte. Nach den Wahlen dachte niemand mehr daran, jene Versprechungen einzulösen. Das eng» lische Parlament ist keine populäre, auch keine bürgerliche Versammlung. Vor den Parlamentsreformen war es von den Grundherren beherrscht worden, jetzt dominierten die kapitalistischen Interessen, Wie stark die industriellen und kommerziellen Interessen in Westminster vertreten sind, lehrt ein Blick in das Handbuch der Aufsichtsräte. In dem letzten Par> lament waren nicht weniger als WO Mitglieder des Unterhauses und 200 Peers Direktoren (das heißt Aufsichtsräte) von Aktiengesellschaften. Tie neu aufgestiegene plutokratischc Schicht hatte ihren Weg in die „Gesellschaft" gefunden und hatte sich mit der Aristokratie vielfach der» mischt. Seitdem die englische Landwirtschaft nichts mehr einbringt, ist gerade die Lnndaristokratic sehr stark au der Leitung indnstrieller Unter» nehmungen, zumal Eisenbahngesellschaften, beteiligt, die ihrerseits einen Vorteil darin sehen, ihre Interessen im Parlament Lords und Gentleinen von altem Namen anzuvertrauen. Es ist schon ganz zur Regel geworden, daß wenn ein Abgeordneter in ein höheres oder niederes ministerielles Amt aufrückt, von der Opposition die Frage gestellt wird, ob der Betreffende feine Aufsichtsratposten niedergelegt hätte.

Diese Verhältnisse bilden einen natürlichen Hemmschuh für die Sozialpolitiker. Es gibt wenig sozialpolitische Maßnahmen, denen, nicht die Interessen einer oder der anderen llnternehmergrnppe im Wege stünden. Die Unternehinerinteressen sind aber auf beiden Seite» des Hauses vertreten, und sooft ein sozialpolitischer Akt geplant wird, so stöszt er auf ein stillschweigendes Bündnis jener Gruppen, ohne Unterschied der Partei: und ihr Widerstand ist um so schwerer zu überwinden, als sie in den parlamentarischen Kommissionen die einzigen Sachver° ständigen zu sein pflegen, denen keine unparteiische, gut unterrichtete Bnrenukrntic gegenübersteht, Außerdem mutz die Regierung, die von der Unterstützung ihrer Partei abhängig ist, vorsichtig verfahren, um sich nicht in ihren eigenen Reihen Feinde zu machen, Tie größten sozial politischen Fortschritte des 19. Jahrhunderts wurden erreicht, als beide Parteien nahezu gleich stark waren, so dntz eine sozialpolitische Matzregel mit Erfolg zur Parteiliche gemacht werden konnte, um den Gegnern an Popularität den Rang abzulaufen. Aber jetzt erfreuten sich die Kon> fervativen einer so großen parlamentarischen Mehrheit, daß dies Motiv völlig wegfiel^ und durch den Übertritt Mr. Chnmberlains znr Re gierungspartei war nnch für die ebemaligen Torydcmokraten kein Grund mehr vorhanden, seiner radikalen Agitation ein Paroli von konservativer Seite zu bieten. Mr. Chainberlain hatte sein ganzes Interesse der Kolonialpolitik zugewandt, nnd so war von den Wahlverspreckungen von 1895 nichts mehr zu hören. Endlich wurde auch von außen kein fühl

barer Druck ausgeübt, jene Versprechungen einzulösen. Mitte der neun» ziger Jahre war ein großer wirtschaftlicher Aufschwung erfolgt. Handel und Wandel blühte, die Arbeiter hatten Beschäftigung und guten Verdienst; und wenn zur selben Zeit die Landwirtschaft von einer der schwersten Depressionen der letzten Jahrzehnte heimgesucht wurde, so war man in England schon zu sehr daran gewöhnt, über sie zur Tages» ordnung überzugehen.

Die sozialistische Bewegung, die seit den achtziger Jahren bestand, wurde von Konservativen wie Liberalen als quunrir^ v6gli^<?»dle angesehen. Es war ja ein stehender Lehrsalz geworden, daß nur in dem spekulativen Deutschland die Arbeiter eine Partei aus eine ökonomische Theorie gründen könnten, wahrend sie sich in dem Lande des praktischen Commonsense darauf beschränkten, durch gewerkschaftlichen Zusammenschluß kürzere Arbcitsdancr, günstigere Arbeitsbedingungen und vor allem höhere Löhne zu erkämpfen. Die Geschichte von drei oder vier Jahrzehnten schien diese Auffassung zu bestätigen. Seitdem Mitte des 19. Jahrbnnderts der Chartismus erloschen war, hatten die Tradesnnions die Politik ans ihrem Tätigkeitskreise verbannt und nur danach gestrebt, die materielle Lage ihrer Mitglieder zu verbessern. Jene Jahrzehnte aber waren die Blütezeit der englischen Industrie gewesen, die von keiner ausländischen Konkurrenz bedroht, eine Monopolstellung auf allen Märkten der Welt besaß. Hätten damals die englischen Arbeiter klüger handeln können, als Politik und Nationalökonomie beiseite zu lassen und statt dessen sich selbst einen möglichst großen Anteil an dem steigenden Unternehmergewinn zn erkämpfen? Aber die Lage änderte sich. In den achtziger Jahren erstarkte, unter dem Schuh der neuen Zölle, die Industrie des Auslandes mit ungeahnter Schnelligkeit, und in England folgten anf die langen fetten Jahic Perioden wirtschaftlicher Depression und anhaltender Arbeitslosigkeit. Unter diesen Umständen begannen die sozialistischen Ideen auch in England Wurzel zn schlagen. In demselben Jahre, wurde die ffabier-Gesellschcnt und der sozialdemokra tische Verband gegründet, Bernard Zbaw hat in seiner launigen Weise erzählt, wie unklar nnd verworren es in den Debatten der Fabicr in den ersten Jahren herging, wie sie die Fiebcranfälle der anarchistischen Influenza zu überwinden hatten, nnd wie sie nur allmählich durch ernsthafte Studien der wirtschaftlichen nnd sozialen Tatsachen über die erste Periode der Phrasen nnd. der Geineinplälze hinaus kamen. Bei den Wahlen von IM hatten sie, „mit dem Golde der'Tories". zwei Kan^ didaken in London aufgestellt, mit dem niederschmetternden Ergebnis, daß der eine 27 nnd der andere 82 Stimmen erhielt. Sic erkannten, daß es ihnen vorderhand an parteibildender Kraft durchaus fehlte, und daß sie ihre Taktik ändern müßten. Sie beschränkten sich nun lediglich auf die Propaganda und bemühten sich namentlich, den radikalen Flügel der Liberalen mit sozialistischen Ideen zu durchdringen. Und hierin hatten sie einen schnellen und großen Erfolg, Durch eine unermüdliche Kleinarbeit in den lokalen Wahlvereincn, dnrch Vorträge und Flugschriften bekämpften sie den Individualismus und das I>ill»»e« kiiiiv-Prinzip der alten Radikalen und predigten ein« modernere Auffassung von den sozialen Aufgaben der Gemeinden und des Staates, Ihre Schriften fanden guten Absatz; es gelang ihnen einen Teil der Presse zu gewinnen, und so entstand auch in England, was man bei uns den Sozialismus der Gebildeten genannt hat. Einer Politik des Staatssozialismus wie in Deutschland stand in England das Parlament entgegen! aber in die Gemeindeverwaltungen fanden die neuen Ideen Eingang, und ganz besonders in den nenen Londoner Grafschaftsrat, wo die Javier mehrere Sitze und eine große Anhängerschaft fanden,

Tic Sozialdemokraten hatten geringere Erfolge zu verzeichnen. In den Perioden der Arbeitslosigkeit, die in den achtziger Jahren wohl schlimmer war als in der jüngsten Zeit, hatten sie Arbeitcrprozessionen und -Demonstrationen veranstaltet, die nicht immer ganz friedlich aus gingen; der jetzige Kabinettsminiftcr Mr. Bnrns wurde damals wegen aufreizender Reden mit Gefängnis bestraft; aber sobald die Zeiten sich besserten, ging ihr Einfluß wieder zurück. Vor allem war ihre doktrinäre Art und ihre absolute Ablehnug aller Aompromisse dem englischen Sinn zuwider. Aber eine gewisse Gärung blieb zurück, und sie wurde durch die großen Streiks, namentlich den Streik der Londoner Hafenarbeiter im Jahre 1889, und durch die Gründung von Unternehmerverbänden weiter genährt. Neben di u alten Gewerkschaften, die sich von der Politik fern hielten, entstanden neue, die den politischen Kainpf suchten. Schließlich wurde im Jahre 1!M die „Unabhängige Arbeiterpartei" gegründet, die eine Hlassenvcrlrctung im Parlament anstrebte. Aber wenn es auch gelang, ihrem Führer Mr. Kcir Hardie einen Sitz in Wcstminster zu erobern, so blieb ihre Mitgliederznhl doch sehr gering: und die beiden alten Parteien blieben des Glaubens, daß der englische Arbeiter, solange er gntc Löhne hatte, mit seinein Lose zufrieden wäre, daß Fußball und Bier sein Interesse mehr in Anspruch nähmen als die Politik, und daß er bei den Wahlen lieber für einen Vertreter der höheren Stände stimmte, als für einen seiner eigenen Standesgcnossen.

Die 900 Javier, die 8000 Sozialdemokraten und die 13 MV Mitglieder der Unabhängigen Arbeiterpartei waren keine Macht, die die alten Parteien zu fürchten hatten. Die einzige Arbeiterorganisation, die eine wirkliche Bedeutung besaß, waren die Tradesunions, die Aristokratie der englischen Arbeiterschaft, die gegen L Millionen Wähler repräsentieren und über reiche Geldmittel verfügen. Seit mehreren Jahren hatte der größte Genvikschaftsverband, der der Bergarbeiter, der WO 000 Mitglieder zählt, einige Abgeordnete ins Parlament geschickt; aber sie beschränkten sich darauf, die speziellen Interessen ihrer Gewerkschaften zu verfechten, sie waren nicht von sozialistischen Ideen erfüllt und saßen ans dein radikalen Flügel der liberalen Partei. Die Unabhängige Arbeiterpartei aber hatte zum obersten Grundsatze, daß ihre Parlamentarier keiner der alten Parteien beitreten und grundsätzlich auf den Bänken der Opposition sitzen sollten. Wie die Fabier die sozialiftijchcn Ideen in die Bourgeoisie hineintrugen, so die Unabhängigen in die Gewerkschaften. Fast alle ihre Mitglieder gehörten einer oder der anderen Tradesunion an. Sie drangen allmählich in die untern und obern Ämter der Gewerkschaften ein, machten eifrig Propaganda für ihre Ideen und ließen sich zu den jährlichen Kongressen der Tradesunions delegieren. Mitte der neunziger Jahre wurden zum ersten Male auf dem Tradcsunionkongreß Re» solutionen theoretisch sozialistischen Inhalts gefaßt. Vergeblich suchten die Männer der alten Schule die Bewegung zurückzukämmen, die junge Generation war sozialistisch geworden. Tie Unabhängigen wirkten als Sauerteig. Die Partei selbst hielt sich zurück, operierte aber so geschickt, daß die Tradesunions die Initiative zu einem neuen Plane ergriffen, den sie selbst geschmiedet hatten. Aus dem Kongreß von 1899 beantragte die Gewerkschaft der Eiscnbahnbeamten, eine Konferenz einzu berufen, die über Mittel und Wege beraten sollte, eine parlamentarische Arbeitervertrctung zu schaffen. Das Charakteristische an diesem Beschluß war, daß mich die sozialistischen Körperschaften zu der Konferenz geladen wurden. Im folgenden Jahre fand die Konferenz statt! sie wurde beschickt von den Tradesunions, den Javiern, den Sozialdemokraten und der Unabhängigen Arbeiterpartei; und sie endete mit einem vollstäi,digen Siege dieser letzteren. Es wurde ein Komitee zur ArbeiterVertretung (Committee of Labour Representation) gegründet, dessen geistige Leitung dauernd bei der Unabhängigen Arbeiterpartei geblieben ist. Mehrere Male vernichten die liberalen Arbcitervertrcter der alten Schule, die sozialistischen Gruppen auszuschließen und der Bewegung einen reinen Gcwerkschaftscharakter zn geben. Aber jedesmal fand sich eine größere Mehrheit sür die Erhaltung des Bündnisses,

Dem Labonr Representation Committee sind gegenwärtig 137 Gewerkschaften mit etwa 900 000 Mitgliedern angeschlossen, Ter erwähnte Bergarbeiterverein mit seinen 330 000 Mitgliedern hat sich noch abseits gehalten, aber in absehbarer Zeit wird auch dort die jüngere, sozialistisch denkende Generation ans Nnder kommen. Immerhin repräsentiert das Kommittce nahezu eine Million Wähler, und sein parlamentarischer Fonds ist groß genug, nm die Wahllisten und Diäten für mehr als hundert Abgeordnete zn bestreiten.

Bei den jetzigen Wahlen haben sich die Sozialisten und Gewerkschaftler zum ersten Male mit voller Kraft beteiligt. Nicht weniger als 54 ihrer Vertreter sind gewählt worden. Davon gehören 29 zn dein Labour Representation Committee, 1ä zu den Bergarbeitern, und ein Dutzend rechnet sich zur offiziellen liberalen Partei — darunter Mr. Burns, der neue Kabinettsminister. In einem Hause von (>7U Abgeordnctcn ist das vorläufig nur eine kleine Gruppe. Aber es ist wohl kein Zweifel, daß die Bewegung, nun sie einmal im Fluß ist, keine geringeren Fortschritte machen wird als in Teutschland und Frankreich. Tie Mitglieder des Labor Representation Comittee werden den natürlichen Mittelpunkt der Arbeitergrnppen bilden, da sie am besten organisiert sind: und nach dem Erfolge, den sie errungen haben, steht ihr Entschluß fester denn je, eine selbständige unabhängige Partei zn bilden wie die Iren und sich nicht auf den Bänken der Ministeriellen, sondern grnnd sätzlich auf der Linken niederzulassen.

Wie anf dem Kontinent, stehen mich in England die Sozialisten den Liberalen nicht minder feindlich gegenüber als den Konservativen. Sie sind nicht so doktrinär wie die deutschen Sozialdemokraten; die meisten ihrer jetzigen Parlamentarier haben im Dienst der Gemeindeverwaltung oder alsSekretärc ihrer Gewerkschaften ein gröfzeresMafz von prak» tischenGeschäftskenntnisse» erworben, als bei uns der durchschnittliche sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete besitzt: und es liegt den Engländern im Blute, nach erreichbaren Zielen zu streben und Kompromisse, die dazu führen könnten, nicht zu scheuen. Ihr letztes Ideal freilich ist doch auch die Umwandlung der herrschenden Gesellschaftsordnung, die Verstaatlichung des Grund und Bodens, der Verkehrs- und Produktionsmittel. Bei diesen Wablen sind sie mit den Liberalen zusammen gegangen, ob Wohl sie auch in einzelnen Wahlkreisen die Liberalen durch eigene Kaudidaten bekämpft haben: die meisten ihrer Wahlkreise haben sie den Konservativen abgenommen. Das nächste Mal werden sie mit derselben llnbefangenbeit die Hilfe der .konservativen benutzen, »in liberale Wahlkreise zu erobern.

Ter Eintritt der Arbeiterpartei ist zweifelsohne eins der wichtigsten Ergebnisse der Wahlen von Das alte Zweiparteiensvstem hatte

schon durch die Gründung der irischen Partei ein Loch bekommen. Di^i^ leiden neuen Parteien sind die natürlichen Bundesgenossen der jeweiligen offiziellen Opposition, ganz ebenso wie die Arbeiterpartei in den nnstra tischen Parlamenten, Es sind große Regiernngsmehrheiten notwendig, fo wie die jetzige der Liberalen, um darüber hinwegzukommen: und sie müssen um so größer werden, je mehr Plätze die Sozialisten gewinnen.

Das zweite bedeutende Ergebnis ist die Niederlage der konservativen Partei und des Ehamberlmnschcn Programms. Inwieweit die Niederlage der Konservativen anf das Ehamberlainsche Programm znrückzn führen ist, ist nicht leicht zn bestimmen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß jede Regierung unter jedem politischen System ein gewisses Maß von Unznfiiedenheit, Verstimmung und Opposition erregt. Es gibt i>? England Wohl kaum weniger Politiker als in Deutschland, die durch ihr kritisches Temperament „grundsätzlich" gegen die Regierung sind; aber während sie bei uns in den Oppositionsparteien organisiert sind, schwanken sie in England zwischen den beiden Parteien hin und her, und bei den Neuwahlen stimmen sie gewöhnlich gegen die bisherigen Ministeriellen, Diese große Zahl von Wäblern, die nicht eingeschworene Partcimänner sind, sichren zum guten Teil jene, Pendelschwingungen herbei, die für das englische Parteiwescn so charakteristisch sind. Unter dem parlamentarischen Regime scheinen die Regierungen aber besonders schnell abzuwirtschaften, zum Teil vielleicht deshalb, vvil sie nicht ans Fachmännern, sondern ans Dilettanten bestehen — was nirgends deutlicher zum Ausdruck kommt als im Kriegsministcrium. Anch die konservniiuc Presse war diesmal dieser Ansicht, daß ihre Partei einige Ferienjahre in der Opposition nötig hätte, um wieder geschäftsfähig zu werden.

Das; dieser Überdruß an der konservativen Regierung den Ausfall der Wahlen beeinflußt hat, ebenso wie die Chinesenfrage in Transvaal, die Schulfrage und vieles andere mehr, ist nicht zu beziveifeln. Aber ebenso klar ist, daß wenn die Massen der Wähler sich von dem Chamberlainschen Programm irgendwie lebhafter bätten anziehen lassen, sie alle sonstigen klagen und Bedenken darüber vergessen und mindestens ?ie konservative Partei nicht so dezimiert hätten, wie es geschehen ist, Tnran ist nicht viel zu drehen und zu deuten.- die Niederlage gilt dem Chamber lainschen Programm ebenso wie der konservativen Partei,

Allein das gilt doch nur von dem Chmnberlainschen Programm, wie es jetzt vorlag; von dein Programm, das die Lebensmittel besteuern wollte: aber gilt es ebenso auch von einem künftigen modifizierten Chambcrlninschen Programm? Ist die große Mehrheit, die den Konservativen gegenübersteht, rein freihändlcrisch? Was die Iren betrifft, so sagen sie, daß ihr Land unter dem Freihandel ebenso gelitten habe, wie unter dein alten protektionistischen System; sie haben sür die eine Handelspolitik ebenso viel oder wenig übrig, wie für die andere; und gegen nationale Zugeständnisse wären sie zu jedem Kuhhandel bereit. Was lerner die Sozialisten anlangt, so hat Mr, 5!eir Hnrdic unmittelbar nach den Wahlen erklärt, daß er und seine Freunde die ganze Tchutzzollfrage auf ihren inneren Wert noch, nicht geprüft hätten; sie wollten sicher keine Lebensmittelzöllc, und ebenso sicher wollten sie die konservative Regierung stürzen helfen; aber ob sie nickt unter Umstände» für industrielle Schutzzölle zu haben wären, läßt sich heute noch nicht vorher sage».

Was für ci»e Politik die Konservativen zu verfolgen gedenken, ist in dem Angenvlick, wo wir schreiben, noch nicht bekannt, Radikale Stimmen fordern, daß Mr, Balsour von seinem Führerposten abgesetzt werden und Mr, Lhamberlain an seine Stelle treten sollte; daß die Partei von der Tory-OIigarckie zur Tory-Temokratie zurückkehren, daß man allen konservativen und unionistischen Prinzipien zum Trotz ein Bündnis mit den Iren und Sozialisten eingehen — und das hciszt, das; man dies Bündnis mit schweren Opfern erkaufen sollte. So sprechen und schreiben die radikalen Tarifrcformer, in denen — was man nicht übersehen darf — selbst ein Stück Sozialistentnm steckt. Aber die Frage ist, ob nicht Mr. Chambcrlain und Mr, Balfour selbst ihr bisheriges Tuumvirat und ihre selbständigeil Parteiorganisationen nebeneinander aufrecht erhalten wollen. Und ferner ist es nicht sicher, das; die konservative Partei unter Mr, Balfour sich ein znxütes Mal den Gefahren eines Schutzzollprogramiüs aussetzen wird, so wie Gladstone zum zrveiten Male das Urteil der Nation Herausfordertc und damit seine Partei auf ein Jahrzehnt regierungsunfähig machte, »»rizzilr terient. Da die Konservativen und die liberalen Uniouisten gegenwärtig in der Opposition sind, so wird das Chamberlainschc Programm für einige Zeit wohl aus dein Vordergrunde der politischen Bühne verschwinden. Ob es wiederkommen wird? Mau darf eins nicht aufzer acht lassen. Tie Konservativen haben, nachdem sie Gladstoncs Homerulebill zweimal besiegt hatten, ihrerseits' Reformen in Irland begonnen. Werden nicht vielleicht die Liberalen, die jetzt Mr. Chamberlaiu geschlagen haben, iiber Jahr und Tag seine Politik in anderer Form wieder aufnehmen? Gewifz, jetzt haben sie den Freihandel gepredigt — aber nicht zum wenigsten deshalb, weil die Konservativen Schntzzöllner waren. In der englischen Parteipolitik gilt das politische Prinzip fast nichts und die Taktik fast alles. Bleiben die konservativen Schntzzöllner, so halten die Liberalen natürlich am Freihandel fest. Lassen die konservativen ihre schnlzzöllnerischen Pläne fallen, so mnsz man hinter die künftige Handelspolitik der Liberalen ein

Fragezeichen machen. Sehr viel wird davon abhängen, welche Rolle die Arbeiterpartei spielen wird.

Vom sterben.

Skizze aus preußisch Litauen,
von

— Tilsit. —

ii^i Wintcrwind sang und der Schnee fiel so fein und dicht herab, 5afz er einem blütenweiszen Gazeschleier glich, der vom Himmel bis zur Erde reichte. Felder und Wiesen, Wege und Stege bildeten eine einzige Ivcifze Fläche, ans der nur hier und da ein paar dickköpfige alte Weidenbäuine aufragten, die Mützen aus Schnee von fabelhafter Form trugen.

Schnee deckte auch die Zweige der Kiefern, die schlank und hoch den Hügel zierte», auf dem sich Grab an Grab reihte, und die im Winde erbebten und traurig seufzten.

Und ebenso türmte sich ans dem Dach der Kate, die diesem Friedhof gegenüberlag, Schnee auf. hoch und immer höher, so daß die winzige Hütte, die sich nur wenig über dem Erdboden erhob, von ferne einem vom Winde zusammengefegten Hänfen Schnee ähnlich sah.

Selbst an dem kleinen Fenster der Kate, das ein wenig schief in der aus Lehm anfgeführten Wand safz, haftete Schnee; anch war es über und über mit Eisblumen bedeckt.

Ganz früh am Morgen, als ans dein Torfe der Geistliche gekommen war, um der alten Bcrgsze Kosgallwies das Abendmahl zu reichen, hatten diese Blumen ordentlich geleuchtet, geflimmert uud geglüht beim Schein der aufgehenden Sonne, jetzt aber schien alles Leben in ihnen erstorben zu sein, Sie standen starr und farblos da.

Doch die alte Bcrgsze KosgallwieS merkte nichts von dieser Vcränderung, Still vor sich hinblickend, lag sie in ihrer rotbraungestrichcnen Bettstelle in den buntwürfcligcn Kissen und lächelte glückselig.

Sie war am Ende ihres Lebens angelangt und freute sich, nun endlich von schwerer Arbeit ausruhen zu können und all ihre Lieben wiederzusehen, Mann und Kinder, die ihr schon lange dorthin vorausgegangen waren, wohin sie noch heute kommen sollte — in den Himmel,

Obwobl Bergsze allezeit treu ihre Pflicht erfüllt und all die schweren Schläge, die das Schicksal ihr versetzt, stets voller Demut hingenommen .Hatte, immer daran denkend, daß es Gottes Wille sei, daß sie einsam und arm durchs Leben gehe, so war sie doch trotz alledem keineswegs fest davon überzeugt gewesen, einst ein Plätzchen im Himmel zu erhalten. Sie hatte vielmehr nicht selten daran gezweifelt, dieses Glücks teilhaftig zu werden. Erst seit heute früh, seit der Torfgeistliche bei ihr gewesen war, wußte sie ganz bestimmt, daß der liebe Gott sie willkommen heißen werde. Ter Pfarrer batte es ihr gesagt, und deshalb war ihr nun so froh und leicht zumute, wie nie vordem, und ihr ehemals wehmütig freundliches Lächeln hatte sich in ein glückseliges verwandelt.

Wenn doch nur der Tod bald kommen wollte!

Sie war gewiß und wahrhaftig bereit ihn zu empfangen,

Tort drüben in der mit bunten Blumen bemalten Truhe lag schon lange ihr Totenhemd, das sie selbst gesponnen, gewebt und genäht hatte, und doneben, in ein sauberes Taschentuch eingeknotet, das zum Sarge bestimmte Geld, das sie sich Groschen für Groschen vom Munde abgespart hatte, viele Jahre hindurch. Und dann hatte ihr der Herr Pfarrer ja heute früh auch das heilige Abendmahl gereicht.

So waren Leib und Seele würdig vorbereitet zum Empfange des letzten Gastes, der nnr einmal — aber ganz gewiß — bei jedem anklopft, gleichviel ob der, der» sein Besuch gilt, in einem Paläste wohnt oder in einer Hütte.

Aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß ein freundlicher, licht umflogener Himmelsbote den engen Raum betreten hätte, in dem Bergsze Kosgallwies auf dem Sterbelager ruhte, um mit sanfter Stimme zu rufen:

„^olge mir!"

Ter Winterwind sang und der Schnee fiel. Es wurde dunkler und dunkler.

Bergsze Kosgallwies' Brnst entrang sich ein schwerer Seufzer.
„Noch immer nickt! Noch immer nicht!"

Ta klopfte es, die Tür sprang auf und eine dunkle Gestalt betrat das armselige Gemaeb, das einzige im ganzen Hause,

„Guten Abend!" sagte eine fremde Stimme.

„Gnten Abend!" antwortete die alte Bergsze von freudigem Schreck durchbebt: denn nun schien endlich ihr Wunsch, von dieser Welt zu scheiden, um in eine bessere einzuziehen, sich erfüllen zu wollen,

„Hu-n-u! Ist das ein Wetter! Garstig, garstig!" sagte wieder die fremde Stimme. „Ich bin knapp anderthalb Meilen zu Fuß marschiert und brauchte mehr als vier Stunden dazu. Und wie durch» froren ich bin! Hu-u-u! Brrr! Mir klappern wahrhaftig die Zähne im Munde vor Frost,"

Und nun schüttelte sich die Fremde, hauchte lebhaft in die Hände und trampelte mit den Fiiszeu.

Bergfze Kosgallwies lauschte all diesen Geräuschen, betrübt und schwer enttäuscht.

„Ich erwartete einen anderen als dich bei mir eintreten zu sehen, als es klopfte," sagte sie. „Aber gleichviel, auch d» sollst mir willkommen fem, wer du auch innner seist."

„Ich heiszc Magyla Mcschkat," stellte sich der ungeladene Gast vor und trat näher an das Bett heran, „bin in Berlin bcdienstet und auf der Reise nach meinein Heimatsdorfe begriffen, Tort macht die Schwester morgen Hochzeit, und zu diesem Fest habe ich von meiner Herrschaft Urlaub erhalten, Tonst habe ich den Weg von der Station bis nach Hause in längstens drei Stunden zurückgelegt, heute brauchte ich vier, um bis hierher zu gelangen. Ter Wind war mir beständig entgegen, und daun fällt der Schnee so dicht, das; man ka'um einen Schritt weit sehen kann. Wenn du erlaubst, warte ich unter deinem Tnchc den Morgen ab, bevor ich iveiter wandere."

„Tue das!" sagte Bergsze Kosgallwies, obwohl sie lieber allein geblieben wäre,

„Wie dunkel es hier ist!" meldete sich Magylä, nachdem sie sich ihres Mantels entledigt hatte,

„Auf dem Tische steht eine Lampe, zünde sie an, wenn du es Heller haben willst!" erwiderte die Greisin,

Tie Fremde tat, wie ihr geheißen.

Das matte Licht des altersschwachen Lämpchens erfüllte mit seinem rötlichen Ungewissen Schein nur den kleinsten Teil des niedrigen rauchgeschwärzten Raumes, aber Mnghla meinte doch, dasz es jetzt weit gcinüt^ lichcr wäre,

„Ich bin freilich an Gas und elektrisches Licht gewöhnt," sagte sie, „aber da ich hier weder das eine noch das andere haben kann, so nehme ich auch mit dieser Beleuchtung vorlieb, Wenn^s nur ein wenig wärmer wäre!"

Und sie begann wieder in die Hände zn hauchen und kräftig mit den Füfzen zn stampfen,

„Vor dem Herd liegen ein paar Scheite Holz, Mache Feuer an und koche dir eine Snppe!" ließ Bergsze Kosgallwies sich vernehmen. „Mehl nnd Speck dazu findest dn im Schranke. Dort ist auch wohl noch etwas Brot zum Zubeißen."

Als auf dem kunstlos ans Lehm nnfgcinbrten Herd mit geschäftigem Knistern hochcmf züngelnde Flammen das ihnen von Magyla vorgeworfene Holz verzehrten, während sacht in dem ans eisernem Treifnß stehenden Topfe die Suppe brodelte, meinte das Mädchen, zu der Greisin gewandt: „Tu scheinst krank zu sein,"

„Krank zum Sterben," erwiderte die Greisin, „Hente früh habe ich bereits das heilige Abendmahl empfangen,"

„Hm!" machte Magyla, und schob die Unterlippe vor, nnd dann fragte sie, ob die Kranke denn niemand habe, der um sie sei und sie Pflege.

„Gestern waren zwei Frauen aus dem Dorf für ein Stündchen zu mir gekommen," berichtete die alte Bergsze. „Hente hat sich keine Seele, außer dem Herrn Psarrer, hier blicken lassen; denn bald nachdem der fortgegangen war, setzte der Schneesturm ein, der jeden fern hielt."

„Und Kinder hast du nicht?" forschte Magyla und hockte vor dem Herd auf dem niedrigen Schemel nieder, die rnnden Ellbogen auf die Knie gestemmt, das feste Kinn in die Hände gelegt.

„Sie sind im Himmel," sagte die Greisin, „alle drei, und dort ist auch mein Mann,"

Magvla lächelte überlegen.

„Im Himmel? — Himimm! Bist du dessen ganz gewiß?"

„Es waren gute Menschen. Sie können nur dort und nirgends anders sonst hingekommen sein," erklärte die alte Bergsze voller Vertrauen. „Und nun werde ich bald bei ihnen sein,"

„Ja so," sagte Magvla stärker lächelnd, „Hm! Also du meinst wirk lich, wenn es hier aus ist, spaziert man schnurstracks in den Himmel hinein."

„Wer danach gelebt hat, kommt ganz gewiß dorthin," versicherte die Greisin.

„Und das ist bei dir der Fall."

Bergsze Kosgallwies faltete die welken Hände,

„Wer ist frei von Sünde!" seufzte sie. „Ich war zwar allezeit redlich bemüht, so zu leben, wie es Gott dem Herrn gefällt, allein trotzdem tauchten nicht selten Zweifel in mir auf, ob ich würdig fei, dereinst in den Himmel einzugehen. Seit heute früh sind diese Zweifel jedoch geschwunden! denn als ich dem Herrn Pfarrer davon sprach, legte er mir die Hand auf das Haupt und sagte: ‚So wahr du jetzt lebst, Bergsze Kosgallwies, du wirst Gott schauen/"

Sie schwieg nnd lächelte wieder glückselig.

„Das sagte er?" meldete sich Magyla nach kurzer Pause uud fügte dann hinzu: „Dieser Pfarrer ist Wohl nie aus seinem Kirchdörfchen hinausgekommen?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte die Kranke.

„Hätte er nur ein, zwei Jahre dort gelebt, wo ich nun schon seit

fünf Jahren lebe, dann möchte er Wohl anders sprechen," fuhr Magnla fort,

„Wie denn?"

„Pah!" machte Magyla und hob die kräftigen Schultern, als lohne es nicht, die Greisin darüber aufzuklären, aber dann tat sie es doch. „Es gibt jetzt eine ganze Anzahl Geistlicher, die das Weiterleben der Seele nach dem Tode für ein Märchen halten. Das sind die Aufgeklärten, die weit draußen im Reich, in den Städten sitzen."

„Na, das wäre!" fuhr Bergsze erschrocken auf. „Ein Märchen! Und Geistliche sprechen so?" ^

„Ja, Geistliche," sagte Magyla, erhob sich und nahm den Topf vom Dreifuß! denn die Suppe war fertig. „Und sie sprechen die Wahrheit, diese Aufgeklärten," fuhr sie fort. «Stirbt man, so ist's aus und vorbei für alle Zeit."

„Das ist ein Irrtum, muß ein Irrtum sein," flüsterte die Greisin mit angstdurchbebter Stimme. „Ja, ganz gewiß, sie irren, diese Aufgeklärten, Wozu brauchten wir denn einen Himmel, wenn es kein ewiges Leben gäbe?!"

„Einen Himmel! Ah pah!" machte Magyla geringschätzig. „Es gibt keinen Himmel, sage ich dir."

Dann bot sie Bergsze einen Teller Suppe an, aber die mochte nichts genießen,

„Woher weißt du, daß es keinen Himmel gibt," stammelte die Greisin entsetzt. . „Weißt du das auch von diesen Aufgeklärten?"

„Ja, von ihnen," antwortete Magyla, verzehrte rasch die Suppe und stellte den geleerten Teller beiseite.

Dann begann sie das modern frisierte Haar für die Nacht zu ordnen.

„Und woher wissen diese Geistlichen, daß es weder einen Himmel noch ein ewiges Leben gibt?" forschte Bergsze mit ängstlicher Hast.

„Woher?" Magyla stutzte einen Augenblick, dann lachte sie kurz auf. „Na, aus Büchern natürlich," behauptete sie kühn. „Aus hagelneuen Büchern, und nicht etwa aus der Bibel, wie du dir Wohl wirst denken können. Was in der Bibel steht, ist lange veraltet, ist überhaupt nie wahr gewesen. Märchen, nichts als Märchen!"

„Aber das ist ja schrecklich!" ächzte die Greisin kläglich. „Sollte es wirklich so sein? Wirklich und wahrhaftig? Mein Leben War überreich an Arbeit, Entbehrungen und Kümmernissen aller Art, war so arm an Freuden, so grenzenlos arm, und nun sollte ich es nicht einmal nach meinem Tode besser haben?"

„Nein, Altchen, die Hoffnung auf einen weichen Titz im Himmel am warmen Ofen laß nur fahren!" meinte Magyla. „Damit ist's nun einmal ganz und gar nichts."

Sie hüllte sich in ein Tuch, warf einen mit Laub gefüllten Sack, den sie in einer Ecke entdeckt hatte, vor den Herd hin und streckte sich darauf nieder, ihren zusammengerollten Mantel unter den Kops schiebend,

„Ich bin wahrhaftig todmüde," sagte sie und gähnte. „Gute Nacht, Solltest du etwas brauchen, so wecke mich, damit ich dir beispringen kam:!'"

Die alte Bergsze hätte das Gespräch gar zu gern noch weiter fortgesetzt, allein Magyla hatte sich kaum niedergelegt, als sie auch schon in tiefen Schlaf versank, aus dem der Greisin mattklingender Nuf sie nicht zu erwecken vermochte.

Ja, Magyla schlief, aber Bergsze lag mit wachen Augen da und starrte, nach dem Herde hiniiberblickend, in die rasch verglimmende Glut. Und dabei dachte sie an alles, was Magyla ihr gesagt hatte.

„Schrecklich, schrecklich!" flüsterte sie erbebend. „Wenn das wahr wäre, wenn es wirklich wahrlvnre?!"

Ihre bleiche Stirn deckte kalter Schweiß, und unstät griffen ihre arbeitsmüden, runzeligen Hände auf der Decke umher.

Ihr Atem ging rascher und ihr Herz begann in schnelleren, lauteren Schlägen zu pochen.

Draußen sang der Winterwind. Ruhelos strich er um die Kate, aber der Himmel war jetzt klar, nnd aus dem tiefen Blau leuchtete und flimmerte ein Heer von Sternen heraus.

„Meine Lieben, ach, meine Lieben, wo seid ihr?" ging es Bergsze durch den Sinn, und von unsäglicher Angst ergriffen, richtete sie sich halb im Bette empor. „Gibt es für uns kein Wiedersehen? Kein — Wieder» sehen? "

Da fühlte sie sich von sanfter Hand sacht in die Kissen zurückgedrückt, und wie aus weiter, weiter Ferne drang eine wohlbekannte Stimme an ihr Ohr:

„So wahr du setzt lebst, Bergsze Kosgallwies, du wirst Gott schauen."

„Also doch!" murmelte die Greisin mit einem tiefen, befreienden Atemzug, und sie lächelte glückselig.

Und dieses Lächeln lag auch noch auf ihrcin bleichen, stillen Gesicht, als Magyla nm Morgen erwachte.

Wind tvar verstummt, und die Eisblnmen an dem kleinen Fenster erglühten beim Scheine der aufgehenden Sonne in schönster Pracht.

„Es ist ans mit ihr, aus und vorbei für alle Zeit," sagte Magyla mit einem Blick ans die Tote.

Tann mackite sie sich hastig reisefertig und verließ die Kate.

Alane ^tona.

von

Karl Menengein.

— Marburg a, d, Vra». —

as Los eines Schriftstellers, besondere Glücksvögcl ansgenommen, ist wohl nirgends ein besonders glänzendes, gewisz aber nirgends schwerer als im lieben Österreich. Wer nicht in Wien selbst sitzt, der mich schon ausnehmend Tüchtiges schaffen, um in weiteren .«reisen bekannt zu werden.

Wenn dies der Frau, der diese Zeilen gelte», gelungen ist, so istlalso damit fauch gesagt, das; wir sie nicht unter die Dutzende von schreibende» Frauen zu rechnen haben, deren Namen unter dem Titel von Romanen nud Übersetzungen in den Spalten unsrer Tagesblatter und Faniilienzeitschrifteu prangen, sondern zu den wenigen, zu denen in Österreich eine Baronin Ebncr-Eschenback, Marie Engenie belle Grazie oder Angelika von Hörmann zahlen, die auf dem deutschen Parnast vollberechtigt Titz und Stimme haben.

Wie nun von den drei genannte» Dichterinnen jede eine ansgeprägte Individualität bcsiöt, so ist auch Marie Ztona eine eigene. Ihr hervorstechendstes Merkmal ist ein ganz unnwdernes, nämlich: Gesundheit. Schlagt man irgend eines ihrer Bucher ans, so freut man sich über das srische, ungebrochene Leben, das einem daraus entgegenströmt. Marie Stona gehört nicht zu jenen in der Literatur der Gegenwart leider so häusigeu Naturen, die eigentlich nur sich selbst kennen und in der Tarstellung ihres Ichs mit all seinen Süchten nud nervösen Sensationen, seinen halben Traumen und ZtimmniM» aufgeben: sie wem, das; außer ihr auch noch Leben und Schönheit ist, und wenn sie auch, wie jeder Dichter, viel von sich selbst spricht, so hat sie doch den Zusammenhang mit der Welt nie verlöre» und hat in ihr" vielmehr teils eine Folie, teils ein Spiegelbild, manchmal sogar ein korrektiv ihres Empfindens gefunden. Tiefe Öffentlichkeit — man möchte es am liebsten so nennen — ihrer Poesie hat die Dichterin vor den Irrwegen bewahrt, in denen sich einige dichtende Frauen der Gegenwart verlöre» haben, welche die Brnnst des Blutes für Leidenschaft und das Stammeln des durch die Sinne verirrten ‚Herze»S für Poesie halten.

Gleich die ersten Bücher zeigen, wie Marie Stona durch das Lebe» zur Dichterin ward. „Erzählt und gesungen" (Wien, ,>tarl >!onegen) Hecht das erste nennenstverte Biindckien, das Novellen, Reisebeschreibungen nud Gedichte cntlM. Mit offenen Sinnen, vor allem mit einem gut beobachtenden Auge begabt, sah die junge Fran manche Personen und Verhältnisse, die ihr der Auszeichnung wert erschiene», und sie tat dies ohne jegliche Nebenabsicht. So sind ihre Novellen, wie auch die meist humoristischen Reiseberichte Ausschnitte aus dem Leben geworden, in denen wohl weniger von künstlerischer Anordnung und Durchbildung des Stoffes, dagegen viel Ehrlichkeit und Frische der Darstellung zu finden ist.

Auch dic beigegeben?» Gedichte zeige» mehr Wärme und Aufrichtigreit des Gefühls als künstlerische Rundung. Immerhin aber konnte man aus dem Bandchen eines erkennen: das; hinter seinem Inhalt eine Persönlichkeit stand, die den Mut und die Fähigkeit besaß, mit eigenen Augen zu sehen, und die von dem Drange beseelt war, das Geschonte in eigener Weise auszudrücken.

Bedeutend höher stand der folgende Band: „Menschen und Paragraphe")ebenda 189«). Die Menschen, die Marie Stona schilderte, waren Frauen. Mit einein durch die ständige Beobachtung geschulten Blick sah die Dichterin nun in die Seelen ihrer. Geschlechtsgenossinnen, und was sie uns von ihnen erzählte, das waren die schönen Geheimnisse der Frauennatur, ihre unergründliche Sehnsucht nach und ihr Reichtum an Liebe, die angeborene Keuschheit und der hohe Opfermut. So tief sie aber auch in die Psuche deS Weibes eindringt, von einem Zerfasern und Zerpflücken nach Art des vielmehr der Wissenschaft als der Dichtung angehörigen psychologischen Naturalismus kann jedoch nicht gesprochen werden. Tie Dichterin lägt ihren Gestalten den ganzen Dnft und Reif ihrer ursprünglichen Schönheit, sie weist sozusagen nur aus dem Abstände auf all die Schönheiten, die ihr besonders bemerkenswert erscheinen, so wie man etwa auf die bunte Flügelpracht eines Falters weist, ohne dieselbe zu berühren.

Das Meisterstück des Bandes ist das Lebensbild, das die Dichterin von ihrer Mutter entwirft. Es ist ein Frauenchamktcr, der uns unwillkürlich an eine der schönsten deutschen Fraueuqestalteu erinnert, an Goethes Mutter. Lebeusklug, frohsiunig, tüchtig in allen praktischen Angelegenheiten, voll Liebe und Güte, hat diese Iran einen ungeheuren Einfluß auf ihre Tochter ausgeübt, und wenn wir eingangs sagen durften, daß Gesundheit das Merkmal der letzteren sei, so ist das nur das Erbteil der Mutter, deren Erziehung »keine Jnstitutsvorsteherin, sondern das Leben selbst geleitet hat." Daß nur diese Erziehung den prächtigen Charakter der Mutter entwickeln konnte, das ist neben dem vielen Wertvollen, das die Dichterin aus dem Leben der Mutter lernen konnte, vielleicht das Wertvollste, die beste und fruchtbringendste Erkenntnis.

Aber auch noch eine andere Geschichte enthält der Band, die für die Eigenart Marie Stonas sehr bezeichnend ist: das ist die Erzählung: „H 335". Dieser Paragraph des österreichischen StrafgeseOuhes behandelt die Sihne der Bergehen gegen die Sicherheit deS Lebens. Die ölte Zeit kannte ihn in der Anwendung auf die Haftbarkeit der Gewerbeinhaber für das Leben ihrer Arbeiter nicht, und der Dichterin wird er daher zum Symbol der neuen Zeit, die dasteht, „stob, und machtvoll, mit ouszestretten Armen den geringsten ihrer Diener schützend, seine Rcch!c wahrend, sein Leben verteidigend". Hier schlagt die Dichterin zum enteil Male den Ton sozialen Mitleids und sozialer Gerecktigkeitsliebe nn, der später häufig in ihren Gedichte» wiederkehlt und zelg^, wie die Schloßherrin von Strzebowitz eine von modernen, Geist: erfüllte Frau ist, die sich, wo es die großen jinltnrfmge» verlangen, frisch über Standesvorteile und Vorurteile hinwegzusetzen vermag.

Und wie sie hier die Zeit in ihren treibenden Ideen richtig erfaßt hat, so erfaßt Marie Stona auch das Volk in seinem tiefsten und geheimsten Empfinden. Den Beweis dafür erbringt die feinsinnige chinesische Provinzzeschichte: „Die beglückte Stadt" in dein Bandchen Federzeichnungen: „Tie Provinz unterhält sich". (Ebenda 1390.) Warum die guten Laiidlente de» Prinzen, der zn ihnen kommt, den sie nie gekannt haben, der ihnen nur Miihe und Auslage» verursacht, so mit Liebe und Verehrung umzeben, es ist nichts anderes als das Sehnen der Mensche», das Übermaß ihrer Empfindung an die Trager des Glanzes und der Macht hinzugeben. In scheinbar harmloser Plauderei kommt hier die Dichterin einem große» Problem ans die Spur: der psychologischen Ursache der Götter- und Heldenverehrniig. Das; diese Erkenntnis aus der Betrachtung des Landvolkes, von dem mit köstlichem Humor und wohlwollender Satire die übrigen Geschichten des Bandes erzählen, hervorgegangen ist, zeigt, wie fein und tief Marie Stonns Beobachtung ist und wie sch,irf ihr Geist die grimdleg.'nden Ideen der Erscheinungen erfaßt.

Ein vollendete? Kunstwerk hat dann die Dichterin ans der Vereinigung scharfer Beobachwng mW innigen Mitfühlens in dem Novclleiiband: „Im Spiel der Sinuc" (Breslau. Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaciider, 1902) geschaffen. Wer, durch den Titel verleitet, von diesem Buche pikante Geständnisse aus Tiefen der Frauennatur erwarten wollte, der würde sich sehr tauschen. Allerdings ist die Liebe in jeder der vier Novellen das treibende Element, aber es ist nicht die Liebe der Sinne, sondern jenes zarte und scheue Verlangen der Fraucuseele nach einer anderen, der sie sich ganz hingeben kann, in der sie alles findet, wonach sie sich so unsäglich sehnt, in deren Wärme sie alle ihre wunderbaren Blüten entfalten kann. Und wie diese Liebe von dem brutaleren Empfinden des Mannes immer wieder zurückgestoßen und zurückgedrängt wird, wie auch hier das Körperliche das Geistige so oft unterjocht oder es in seinem Aufblühen verhindert, daS hat Marie Stona dargestellt, und wir müsse» sagen: mit einer Zartheit und künstlerischen Feinheit, die gleichermaßen für die Dichterin wie fiir die Frau einnehmen.'

Und wie aus diesem Buche neben aller Kunst der Charakter der Dichterin hervorleuchtet, so auch in dem Erinnerungsbuche: Ludwig Jacobowski im Lichte des Lebens" (ebenda), iu dem sie im Vereine mit anderen Dichtem und Schriftstellern dem so früh Heimgegangenen Dichter ein Denkmal der Freundschaft setzt, das ebenso den Toten wie seine lebende Verehrerin ehrt und uns einen ungemein anheimelnden Blick in das häusliche Leben der letzteren tun läßt.

Das Schönste aber, was Marie Stona geschrieben lxü und worin sich ihr ganzes Wesen am deutlichsten ausprägt, sind ihre Gedichte, welche in den beiden Bänden: „Lieder einer jungen Frau" (Wien, Konegeu, 1899) und „Klingende Tiefen" (Berlin. H. Costeiwble, 1900) gesammelt erschienen sind. Ein großer Teil dieser Lieder singt von der Liebe. Diese war das größte und entscheidendste Erlebnis, ivelches der Dichterin geworden ist; eS hat ihre Seele im Grunde aufgewühlt und all ihr tiefstes Empfinden, ihre geheimsten Gedanken ans Licht gebracht, llnd eS ist die Liebe des gesunden, lebensstarken Weibes. Sie ist von ätherischer Schwärmerei ebenso weit eiifferut wie von der schwülen, krankhaften Sinnlichkeit der modernen Sensitiven, es ist keine Liebe, die entnervt, sondern stark und freudig macht und hiimnzieht uud in Wonnen und Weh ihren Heimatsgrund, das Menschenherz, nicht verläßt. Traumorgieu und erhitzte Phantasien keimt diese Liebe nicht, sie ziehen wohl gelegentlich, wie in de» „Liedern aus Assur", schemenhaft an dem Herzen vorüber, aber sie finden darinnen keine .Heimat. Die Dichterin lebt und webt mit allen Kräften ihres Geistes und Gemütes im Menschcnland. Davon legen auch jene Gedichte Zeugnis ab, in denen si? von den Menschen, die ihr auf ihrem Lebenswege begegnet sind, erzählt. Der Reichtum ihrer bliebe hat sie hauptsachlich zu den Enterbten des Schicksals getrieben, diesen schenkt sie ihr ganzes Mitleid, uud es ist ihre Liebe, die auch in das dunkelste und schmutzigste Leben noch einen Sonnenstrahl sendet, der verborgene Goldtorncr menschlicher Edelnatur aufleuchten läßt. „Nicht mitzuhasfen, mitzulieben bin ich da!" Dieses herrlichste aller Dichterworte, Marie Stona darf es als CharatteriMim ihrer Lnrik beanspruchen. Die Natürlichkeit und Gefühlsechtheit dieser Lyrik braucht „ach diesen Darlegungen in'cht erst hervorgehoben zn werden. In Marie Stonas Fraucngemiit springen so frische Quellen der Poesie, daß sie gewollter Kunst gar nicht bedarf. Ihre einzige Kunst ist die schöne Form, u»d auch die ist natürlich, iveil sie mit dem Inhalt zugleich empfangen wurde.

Marie Stonas Kunst hat sich von Buch zu Buch reicher und schöner entwickelt. Wie ihr das Leben ein ununterbrochener Läuterung?- und Vertiefungsprozch war, so ist es auch ihre Kunst als Ausdruck desselben geworden. Von der Höhe, die diese Entwickln:« heute erreicht hat, winken deshalb auch noch schöne Zuknnftsblüten.

politischer Monatsbericht.

von

Vf. Kugo Wöttger,

Mitglied des Reichstags.
— Steglitz, —

ie Silberhochzeit des K aif c r p a a r e s, die eigentlich nur ein Familien- lind Volksfest und lein politisches Ereignis pröstiert, ist dennoch ein zeitgeschichtlich in

teressanter und bedeutungsvoller Tag, Er bringt uns mit besonderer Deutlichkeit zum Belrmßtsein, daß die kaiserliche Familie der Gegenstand des lebhaften Interesses aller Volksschichten in Teutschland ist, und daß dieses Interesse in seiner Allgemeinheit gar nichts mit byzantinischen Regungen und Ttrebungen zu tun hat. Dazu ist es viel zu sehr mit kritischen Bestandteilen versehen nnd von uniformer Wcseusnußerung viel zu lveit entfernt. Vielmehr ist es Tatsache, das; der Kaiser nnd sein Haus von Jahr zu Johr volkstümlicher werde», weil Kaiser Wilhelm II. durch höfische, traditionelle und fraktionelle Rücksichten seine persönliche Bedeutung nicht niederzwingen und sich schlechterdings von seiner Eigenart nichts abhandeln läßt, nnd weil es ihm gelingt, nach einer Epoche der größten Erfolge Teutschlands das Fortschrittstcmpo in der europäischen und Weltpolitik

beizubehalten, einen Niedergang und eine Erschlaffung des Volksgeistcs zu verhindern, dem unproduktiven politischen Nihilismus eine kluge und gewandte Realpolitik entgegenzusetzen nnd so der ihm nachfolgenden Generation eine Fülle von Vaterlandsfreude und nationaler Tarkraft zu übermittteln. Diese Empfindung geht, meist nur instinktiv geteilt, hier und da auch durch etwas Reichsverdruß verdnnkelt, immer doch fühlbar nnd stark genug, durch das Volk, so das, sie bewirkt, das; die Iamilientage der Hohenzollern in den breiten Volksschichten ungezwungen nnd herzlich mitgefeiert werden. Der Kaiser hat sich üppige Geschenke verbeten und aufgefordert, die Gebe freudigkeit der Privaten, Korporationen und Gemeinden in Stiftungen für Hilfsbedürftige sich betätigen zu lassen. Ganz gcwis; werden auf diesem Wege am Silbcrhochzcitstage viele Millionen zusammcnslies;cn. Und es werden sich hier Denkmäler erheben, die gar keinen ästhetischen Ziveifel, dafür um so freudigeres sozialpolitisches Mitempfinden in den Seelen der Mit- und Nachwelt wecken müssen. Wer mit Bedenken an den patriarchalischen Zug solcher Wohlfahrtspolitik herantreten sollte, mag sich die Milliarden vorrechnen, die wir von Staats wegen dem sozialen Problem zuwenden. Da sind Stiftungen mit mehr persönlichem und menschlichem Ursprung und Charakter doch nur wohltuende Ergänzungen der Staatsfürsorge, und wir dürfen froh sein, dafz nicht alles soziale Pflichtgefühl und nicht alles praktische Christentum an den Herrn Staat überwiesen uud verpachtet wird, Ter Kaiser will offenbar nicht die selbständige Initiative des Bürgertums ausgeschaltet sehen, er will sie dnrch seine Anregung fördern, nnd wer die Wirksamkeit der andern Staaten, namentlich der Union, auf dem Felde der Charitas betrachtet, wird zugeben, das; wir solche Anregung gebrauchen können.

Der Februar enthält nach Landesgcbrauch die landwirtschaftliche Woche. Tie agrarische Wissenschaft nnd Praris, das Genossenschaftswesen und die Politik der Grundbesitzer kommen »ni diese Zeit in Berlin zusammen. Tas geht schon dnrch mehr als zehn Jahre und ist sozusagen ein unentbehrlicher Bestandteil des hauptstädtischen Vcrsammlnngsbetriebes geworden. Deutscher Landwirtichaktsrat und Bnnd der Landwirte find die beiden großpolitiichen Organisationen, deren Lebcnsänszerungen in jedem Jahre wieder mit nahezu gleichem Interesse von der öffentlichen Meinung anfgenomme» werden, die erstere, weil bei ihrer Veranstaltung der Reichskanzler eine agrarfrenndliche Rede zn halten pflegt^ die Zirkus Bnsch Versammlung, weil dort das agrarisch-konscr vative Wetter für das nächste Jahr der inneren Politik gemacht wird. Heute sieht das Wetter freundlich ans- man ist mit Kanzler nnd Landwirtschaftsminister reckt zufrieden, wozu man anch alle Veranlassung hat, wenn man es auch jahrelang zn bestreiten für profitlich hielt, uud wenn man auch dem Fürsten Bülsw bei dem Abschluß der Handelsverträge das nicht gerade erstklassige Zeugnis ausstellte: als Vorletzter versetzt! Tie viel geschmähten Handelsverträge, derentwegen der Bnnd dem damals schon zustimmenden Landwirtschaftsrate znri.esi er gehöre als fünfter Mann bei der Whiftpartic unter den Tisch, nnd derentwegen die Mittclparteien als kernloses Backobst gescholten wurden, — wie dankbar ist jetzt die Landwirtschaft für diese Verträge, nnd gäbe es nicht noch etwas Kummer und Sorge wegen Erbschaftssteuer, Börse und Mittelstnndspolitik, so könnte sich der Bund vom politischen Schauplatz zurückziehen. Indessen, er denkt nicht daran, und über welchen mächtigen Einfluß er wegen feiner tüchtigen Organisation und großen agitatorischen Regsamkeit verfügt, das wissen alle politischen Parteien — das Zentrum eingeschlossen

— und das haben wir an der Verstümmelung des Mittellandkanals nicht ohne schmerzliches Empfinden gemerkt. Er wird ja sein Ziel: Ersetzung der politischen Parteien durch Wirtschaftsgruppen erfreulicherweise nie erreichen, aber Turchdringnng der politischen Parteien mit offenen und klaren wirtschaftlichen Tendenzen, die vordem unter allerhand nationaler Maskerade verfolgt wurden, das hat der Bund bereits erreicht. Wer ihm hier seine relativen politischen Verdienste streitig macht, rennt offene Türen ein und betrügt sich selbst. Der andere Träger der agrarischen Politik, der deutsche Laudwirtschaftsrat, nahm diesmal eine ebenso umfangreiche, wie freundschaftliche Ansprache des Reichskanzlers entgegen, der seine und des Landwirtschaftsministcrs Haltung in der Viehseuchenfrage verteidigte und den Bauernstand als eines der festesten Fundamente des monarchischen Staatswesens pries. Beides wurde natürlich gern gehört und klang angenehm durch die ganze agrarische Woche hindurch.

Am 1. März tritt nun die von so manchen Zeiten vielgeschmähtc nene Handelsvcrtragsärain Wirksamkeit, und es muß sich cigent lich schon bald entscheiden, ob die Unglückspropheten, die mit dem neuen Zolltarif den Begriff der wirtschaftlichen Reaktion und des industriellen Rückgangs verbunden hatten, auf ihre Spesen kommen werden. In der sozialdemokratischen Presse traut man dein Frieden offenbar nicht so recht; man weisz, daß die riesigen Übertreibungen, die man sich während deS Wahlkampfes gestattet hat, jetzt wie das bekannte 5>inderspielzeng auf dem Jahrmarkt znsammenklnppen werden, nachdem ihnen die Luft ausgegangen ist, und so redet man von Nbergangsstadien, in denen die schweren Verluste unseres Marktes noch nicht bemerkt werden könnten. Kommt dann im Lanfc der neuen Ära eine Krisis, eine Baisfebeivegnng

— und sie ist bei nnfcren Prodnktionsmethoden ziemlich regelmäßig und sicher zn erwarten dann kann das Spielzeug neue Luft bekommen und unsere Nerven kitzeln oder verletzen, je nach des Hörers Talent und Neigung. Zunächst bat die Industrie, das läßt sich nun nicht gut aus der Welt disputieren, so viel Aufträge, daß die Arbeiter keine schlechten Zeiten vermutlich auch in den nächsten Jahren haben werden. Namentlich Stahl »nd Eisen stehen in guten Konjunkturen: Rohmaterial und Halbzeug werden auf dem Weltmarkt so stark gefordert, daß die kombinierten Werke kaum nachkommen können. Auch 5er innere Markt festigt sich, und gelingt es dann noch unserer Wirtschaftsdiplomatie, durch ein relativ günstiges Abkommen mit den Vereinigten Ltnaten einen sicheren Schlußstein in den Bau der neuen Handelsverträge einzufügen, so kann man Wohl den Pessimismus bis zu der Stunde verschieben, wo in den tatsächlichen Verhältnissen wenigstens eine Spur von Berechtigung dazu gegeben sein wird. Das ist jetzt nicht der Fall, und Handel und Wandel lassen sich darum auch nicht einen Augenblick aus ihrer Arbeitsintensität und guten Laune herausbringen.

Tas dringende Verlangen nach einein Rcichsberggefetz wurde im Parlament laut bei Besprechung der furchtbaren Katastrophe auf der Zeche Borussia, wobei ?,9 Bergleute umgekommen waren, und wo noch jetzt 25 wackere Bergleute im verschütteten Schacht ruhen. Nach dem, was im preußischen Abgeordnetenhaus? und im Reichstage von den Rednern des Zentrums und der Sozialdemokratie glaubhaft vorgebracht und vom Ministcrtische ans teilweise bestätigt wurde, mich es auf der Borussia an vielem gefehlt und muß die preußische Berginspcktion keineswegs zufriedenstellend funktioniert haben: fönst hätte das Brandunglück solche erschütternde Folgen nicht nach sich ziehen können. Mit Recht tadelt man auch die unglaubliche Verzögerung in der amtlichen Aufklärung über die Ursachen des Unglücks, und cs ist darum begreiflich, daß die Bergarbeiter nickt nur Verschärfung der Sicherheitsbestimmungen, sondern auch, damit das notwendige Vertrauen zurückkehre, Beteiligung der Arbeiter an der Grubenkontrolle verlangen. Beides ist gerechtfertigt, nnd wenn sich das preußisckx Abgeordnetenhaus der Erfüllung dieser dringenden Aufgaben entzieht, so muh eben die Rcichsgesetzgebnng die erforderliche Initiative ergreifen.

Auch bei dieser Angelegenheit trat die Notwendigkeit einer Reform des preußischen Parlaments scharf genug hervor. Zwar war das Abgeordnetenhaus mit einer Zentrnmsinterpellation schnell eingesprungen, als im Reichstage die schwänzende Sozialdemokratie die fünfzig Mann für die BornssiaInterpettation nicht aufbringen konnte, die für diefe parlamentarische Aktion nötig waren. Aber diese Firigkeit diente doch nur zum höhere» Ruhme der ultramontanen Partei und trug den nationalen Fraktionen des Abgeordnetenhauses den öffentlichen Tadel ein, das; sie für berechtigte Interessen der Arbeiter nicht immer auf dem Posten sind, Es gehören eben mehr Arbeiter in das Preußische Parlamenti cs wäre vortrefflich, wenn sie, wie in England, unter den nationalen Parteien ihren Platz finden würden, aber wenn das zur Zeit ein unerreichbares Ideal zu fein scheint, dann muß darum die Bahn nicht für eine breitere Interessenvertretung der Arbeiter in dieser Körperschaft überhaupt versperrt werden. Tie preußische Regierung hat zur Zeit ihre sogenannte Parlamentsreform, die in der Tat wegen ihrer absoluten Unzulänglichkeit nur verbitternd und verhetzend hätte wirken können, zurückgezogen. Man mnß ihr dafür danken und ihre staatsmännische Einsicht loben; wir haben auch Vertrauen zum preußischen Minister des Innern, wenn er erklärte, es würde zunächst eine liberalere Reform ausgearbeitet werden, denn mit dem bisher Gebotenen konnte man in der Tat keinen Hnnd vom Ofen locken, Tic Reform mag nicht im Augenblick erscheinen, denn der wäre jetzt schlecht gewählt und würde als ein Moment der Schwäche gegenüber den blamabel verlaufenen Straßcndemonstrationen der Sozialdemokraten ausgelegt werden. Jedoch man schiebe die Frage nicht zu weit hinaus, weil inzwischen immer neuer Er» regungsstoff aufgehäuft wird uud weil inzwischen durchweg die andern Bundesstaaten, namentlich des Siidens, ihre Wahlrechte zeitgemäß reformieren und damit, falls Preußen nicht mitmarschiert, die Bundesstaaten in einer auch für den Reichsgcdanken gefährlichen Weise voneinander abrücken. Man hat wohl erwidert: was will der Arbeiter im preußischen Landtag? Die eigentliche Sozialpolitik wird dnrch die Reichsgewerbeordnung entschieden: das Koalitivnsrecht, die Ausgestaltung der Arbeiterberufsvereine, Arbeiterkanimern, Bersicherungsgesctzgebung, sanitäre Vorschriften werden von Reichs wegen'geregelt. Tagegen find den Landtagen die speziellen Kulturfragen, Schule, Kirche, Landeswohlfahrt, Knnst, Verkehrsivcsen überlassen, uud ebenso ist diesen die Besteuerung von Besitz und Einkommen vorbehalten. Sicherlich spricht diese Scheidung nach meiner Ansicht dafür, daß mau nicht für Reichstag und Landtag dieselben Wahlsysteme schafft, aber sie begründet keineswegs den Ausschluß der arbeitenden Klassen aus den einzelstaatlichen Volksvertretungen. Es sei denn, daß man die Arbeiterschaft rein auf ihre Jnteressenfragen festnageln, ihr nur egoistische, materiell-einseitige politische Betätigung zugestehen nnd sie von allen Kulturfragen absperren und die Kulturfragen von dem größten Teil der Nation absperren will. Solchen Gedanken aussprechen, heißt seine Absurdität offenlcgen, und doch ist der absurde Gedanke praktisch der Beherrscher des geltenden Landtagswahlrechts. Eine Änderung ist also schlechthin eine Lebens- und Kulturfrnge für Preußen, eine Änderung, das hat Basscrmann ini Reichstage sebr richtig betont, die freilich nicht durch sozialdemokratische Aktionen herbeigeführt werden kann, weil diese mit den Utopien eines radikalisiertcn Reichstagswahlrechts, mit Stimmrecht für Frauen und Zwanzigjährige auf preußische Traditionen einstürmen, wie ein bekanntes Haustier in den Porzellanladen. Von außen läßt sich dem überhaupt nicht bcikommen, nnd im wesentlichen heißt es beim Preußischen Abgeordnetenhause auch: Moors Geliebte kann nur durch Karl Moor selbst sterben. politischer Monatsbericht.

von

W. V. Massow.

— Berlin. —

ei einem Rückblick auf die Ereignisse im Januar darf man wohl die englischen Wahlen in den Bordergrund stellen, Taß sie den Sieg der Liberalen bringen würden, stand freilich fest, schon ehe die Wähler zur Urne schritten, aber das Ergebnis ist doch eine große Überraschimg gewesen, Ten» eine so vollständige Niederlage der Konservativen nnd Unionistcn haben gerade diejenigen, die die Berhnltnis'e ans größerer Nähe beobachten konnten, niemals vermutet, Tas vollständige, amtliche Ergebnis liegt in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht vor. Aber was für die Beurteilung der Lage notwendig ist, läßt sich bereits vollständig übersehen, Tic Notiz, die ich hier der Betrachtung zugrunde lege, ist zu einer Zeit aufgenommen, in der von den tt'iV Mandaten nur noch 39 unentschieden waren. Tiefe MI Wahlergebnisse wiesen 362 Liberale, 147 Konservative nnd llnionislen, 81 Nationalisten (irische Partei) nnd ,">8 Mitglieder der Arbeiterpartei ans. Tos Bedeutsame daran ist, das; die Liberalen eine so ungeheure Mehrheit erlaugt hnbeu, daß sie allein jeder andere» Koalition der Parteien überlegen sind, während für die Konservativen die Gefahr nicht ausgeschlossen ist, daß sie durch eine Spaltung zwischen ihnen nnd den Unionisten noch mehr geschwächt werden, als sie es ohnehin fchon sind. In England war man vor den Wahlen iast allgemein der Ansicht, daß die Stimmung, die sich bereits in der allmählichen Abbröckelung der alten Parlamentsmehrheit deutlich angekündigt hatte, bei den allgemeinen Wahlen eine liberale Mehrheit ergeben müsse, die aber nicht so bedeutend sein werde, daß sie der energischen Arbeit einer geschickten Opposition lange standhalten könne. Nun ist'es ganz anders gekommen. Es ist, als ob ein Sturmwind über die Konservativen und Unionisten hinweggefahren wäre. Mr. Balfours parlamentarische Erfahrung und Geschicklichkeit, Mr. Joe Chamberlains rücksichtslose nnd weitschnuende Tatkraft sind gescheitert, als sie glaubten, die politische Autorität ihrer Persönlichkeit gegen festgewurzelte Lieblingsideen der Nation einsetzen zu können. Was das Experiment so vollständig nnd beinahe kläglich mißglücken ließ, war der selbstbewußte Eigenwille einer sich politisch reif fühlenden Nation, die nnter allen Umständen selbst bestimmen will, wohin die Reise gehen soll.

Die Größe des Wahlerfolgs der Liberalen hat vor allem die Wirkung, daß nicht so leicht nnd nicht so bald ein Umschlag der Lage herbeigeführt werden kann. Mit einer kommenden liberalen Regierung hatte auch Mr. Chamberlain gerechnet, aber nicht mit einer liberalen Regierung von längerer Dauer. Das fällt für einen Politiker schwer ins Gewicht, nnd überdies — Joe Chamberlain ist auch kein Jüngling mehr. Bei aller Lebensfrischc nnd rüstigen Beweglichkeit, in der er es noch mit manchem jungen Mann aufnimmt, ist er doch in die Jahre gekommen, die man nun einmal nach dem Lanf der Natnr als ein besonderes Geschenk des Himmels hinnehmen muß. Dazu kommt allem Anschein nach, daß Chamberlain auch wohl bei der nenen konservativen Minderheit nicht mehr das Vertrauen genießt, auf das er glaubte rechneu zu können, als er sich auf die Rolle eines künftigen Führers der Opposition vorbereitete, Einstn>eilen droht ein Konflikt mit Mr, Balfvur, der in Gefahr stand, nicht wieder gewählt zu werden. Indessen hier wird es Wohl nicht zum Äußersten kommen. Man wird sich besinnen, und eine Verständigung der Führer wird die Gefahr eines Risses in der arg mitgenommenen Minderheit verhüten. >

Sir Henry Campbell-Bannermnn darf unterdessen darauf rechnen, daß die stattliche Phalanx, die er nnter seinem Kommando vereinigt, noch durch die Iren und die Arbeiterpartei verstärkt wird. Zum ersten Male spricht man in England offiziell von einer Arbeiterpartei, die sich zunächst in das altgewohnte Pnrteischema noch nicht recht einfügen läßt. Viele meinen daher auch, der Ausdruck „Arbeiterpartei" sei unrichtig gewählt. Jedenfalls soll damit bezeichnet werden, daß es jetzt im Unterhanse Mitglieder gibt, die sich um das politische Glaubensbekenntnis der bisherigen Liberalen und Radikalen herzlich nxmig kümmern, sondern sich nur zu dem Zwecke gewählt betrachten, um Arbeiterinteressen zu vertreten. Diese Mitglieder haben bei den jüngsten Wahlen eine so stattliche Zahl erreicht, daß sie sich äußerlich von der liberalen Partei, in deren Hütten sie bis dahin gewohnt haben, völlig losgelöst haben. Uberhaupt — wenn vorhin von einer liberalen Phalanr gesprochen wurde, so ist das nicht ganz wörtlich zn verstehen. So einheitlich nnd geschlossen ist die liberale Mehrheit nicht, da sie in sich den nur etwas zurückgetretenen Unterschied zwischen Liberalen und Radikalen und noch mancherlei Schattierungen birgt. Aber für die Praxis kommt das zunächst nicht in Betracht.

Wie weit die neue Lage der inneren Politik Großbritanniens nach außen bemerkbar werden wird, läßt sich noch nicht übersehen. Vorläufig ist an keine wesentliche Änderung zu denken, da die auswärtige Politik Englands gegenwärtig in ihren Hauptrichtungcn zu sehr festgelegt ist und unzweifelhaft auch die Billigung der Mehrheit der Nation besitzt. In diesem Sinne hat sich auch Sir Edward Grey, der neue Staatssekretär des Foreign Office, ausgesprochen.

Selbstverständlich bezieht ^stch diese Richtschnur vor allem auch auf das Verhältnis zu Frankreich, und das tritt besonders ans derMarokko° konferenz hervor, die am 16. Januar in Algeciras zusammengetreten ist. Es kann hier nur über den ersten Teil der Konferenz bis zu den ersten Tagen des Februar berichtet werden. Bis dahin hat sich alles im wesentlichen zur Zufriedenheit entwickelt. Die Absicht loyaler Verständigung lvurde gleich im Anfang dadurch kundgetan, daß die Grundlagen der Konferenz, auf die sich Teutschland und Frankreich bei den Vorverhandlungen im letzten Sommer bereits geeinigt hatten, öffentlich auch als Ausgangspunkt der gesamten Verhandlungen bezeichnet wurden. Es waren die drei Grundsätze der Unabhängigkeit des Sultans von Marokko, der Unantastbarkeit des marokkanischen Gebiets und endlich der „offenen Tür" in bezug auf die Handelsinteresten aller Nationen. Wenn diese Grundsätze ohne Vorbehalt zur Ausführung tarnen, so sicherten sie das, was Deutschland allein fordern nnd wünschen konnte, sie schlössen aber auch das aus, was Frankreich vorher angestrebt hatte und was diplomatisch veranlagte Franzosen p6n6ti-atinn pu«kiqne", wir dagegen die „Tunisiernng", die Verwandlung Marokkos in ein zweites Tunis, genannt hatten. Da man überdies in den ersten Wochen nur über die Fragen verhandelte, die keine besonderen Schwierigkeiten erwarten ließen, so ging bis jetzt in Algeciras alles ausgezeichnet, Ls wäre aber vorschnell, zn glauben, daß damit alle flippen umschifft seien. Es bleiben noch die eigentlich kritischen Fragen, die Handhabung der Polizei in Marokko nnd die Finanzkontrolle, bei denen Frankreich eine Lösung anstrebt, die ohne formelle Verletzung der verkündeten Verbandlungsgrundlagcn dennoch Frankreich eine Sonderstellung in Marokko ei»' räumt, die in ihrer sachlichen Wirkung iiber das mit unseren Interessen vereinbare Maß hinausgeht. Die Taktik der Franzosen ging dahin, — unterstützt von England — die deutschen Vertreter zu veranlassen, sich mit Gegenvorschlägen weiter hinauszuwagen, als dem besonderen deutschen Interesse entspricht, um dann an die Sympathien der andern Mächte für Frankreich gegenüber den deutschen Schwierigkeitsmachern zu appellieren. Indessen, nachdem Deutschland einmal die ihm allein wertvollen Grundbedingungen festgelegt hatte, die ja dock, nur auf eine Erhaltung des bereits 188V in Madrid international vereinbarten statu« <ju« Hinanslaufen, hatte es gar keinen Anlafz, sich aus seiner Zurück Haltung herauslocken zu lassen. Vorschläge möge» diejenigen machen, die eine Änderung des

bestehenden Zustande? wünschen, und das ist Frankreich, Teutschland hat dabei in seiner Stellung zu der Frage den Vorteil, daß es an die andere» Mächte gar keinen Anspruch auf guten Willen zu erheben braucht. Wenn jede Macht nur ihre eigenen Interessen wahrnimmt, so liegt darin schon eine Unterstützung unseres Standpunktes. Die Gefahr liegt nur darin, daß politische Nebcnriicksichten, die mit der Marokkofrage nichts zu tun haben, andere Mächte bewegen könnten, ihre eigenen Rechte und Interessen Frankreich zu opfern. Das ist nicht ganz ausgeschlossen, die Gefahr ist aber wesentlich verringert durch das den Franzosen Wohl etwas unerwartete Auftreten Amerikas auf der Konferenz, das recht energisch und unbekümmert nm europäische Konstellationen eben nur amerikanische Interessen wahrnimmt. Die Hoffnung Frankreichs, außer England auch noch die anderen Mächte so weit zu sich herüberzuziehen, daß Deutschland isoliert, Frankreich aber dennoch wiederum als Mandatar Europas in Marokko erscheint, ist dadurch etwas herabgestimmt worden. Ob das die Verständigung erleichtern wird, oder ob man mit dem ergebnislosen Auseinandergehen der Konferenz rechnen muß, läßt sich in dem Augenblick, wo der vorliegende Aufsatz geschrieben wird, nicht beurteilen. Aber das darf man Wohl nach den verschiedenen Anzeichen annehmen, daß auch das Scheitern der Verhandlungen den Frieden nicht gefährden wird.

Für die überwiegend friedfertige Stimmung Frankreichs spricht auch das Ergebnis der Präsidentenwahl, die am t7, Januar stattgefunden hat. In den letzten Wochen vor der Wahl sprach man mit mehr oder weniger Sicherheit allgemein von Doumer, dem Kanmicrpräsidenten, als dem kommenden Mann, Nebenbei war auch wohl von andern die Rede, wobei auch der Name des Ministerpräsidenten Rouvier genannt wurde. Als aber der Tag der Wahl näher herangekommen war, fing man an, von dem Senatspräsidenten Armand Falli^res zu sprechen. Und wirklich wurde dieser, nicht Tonmer, durch den Willen einer großen Mehrheit der französischen Volksvertretung zum Nachfolger Loubets in der Präsidentschaft der Republik ausersehen. Es lag etwas Demonstratives in der Art. wie man Doumer, sozusagen, im letzten Augenblick hinter Falli^res, der als politische Persönlichkeit Loubct ähnlich ist, zurücktreten ließ. Der Grund lag in der Abhängigkeit Tonmcrs von den Nationalisten, Durch die Wahl Falli,'>res' demonstrierte das französische Volk für den Frieden: es lehnte die nationalistischen Einflüsse auf das höchste Amt der Republik ab und entschied sich für die Weitereutwickluug einer friedfertigen Demokratie, Weitere Schlüsse auf die innere Entwicklung lassen sich freilich hieraus nicht ziehen.

Wie in Frankreich, so haben sich auch in den anderen romanischen Staaten die Verhältnisse ziemlich verworren gestaltet. In Italien hat es wieder eine M i n i fte r kr i si s gegeben. Tos Ministerium Fortis ist, nachdem es in seiner jetzigen Zusammensetzung nur wenig mehr als einen Monat bestanden hat, dem Ansturm einer gegnerischen Koalition von rechts und links erlegen. Die Lage war verwickelter Natur, die gewöhnliche parlamentarische Regel, dem Führer der Opposition die Kabinettsbildung anzuvertrauen, nicht anwendbar. Trotzdem ist sehr bald Klarheit geschaffen worden. Tie Blicke der Gegner des Ministeriums Fortis richteten sich allgemein auf Sonnino, unter den italienischen Politikern der Rechten denjenigen, der sich auch außerhalb seiner Partei des größten persönlichen Vertrauens erfreut. Und nur ein solcher Mann konnte in Frage kommen, da es sich um Bildung eines KoalitionsMinisteriums aus ziemlich verschiedenartigen Elementen handelte. Das Ministerium des Auswärtigen sollte anfangs in der Hand des Marchese di San Ginliano bleiben; man hat aber davon Abstand genommen. Gegenwärtig wird dafür der Name Guicciardini genannt, Tonnino ist übrigens ein warmer und entschiedener Freund des Dreibundes.

Das führt uns zu unserm andern Verbündeten und nächsten Nachbarn Österreich Ungarn. Alles deutet darauf hin, daß die Krisis in Ungarn nun doch einen Höhepunkt erreicht hat. Tie sogenannte „Koalition", die Vereinigung der Parteien, die der Regierung gegenüber ihre mit den AuSgleichsbcstimmungen nicht vereinbaren nationalen Forderungen durchsetzen wollen, ist auf dem Punkt, den Bogen zu überspannen, Tie nationalen Heißsporne haben geglaubt, durch Pochen auf ihre verfassungsmäßigen Rechte die Krone mit der Zeit einschüchtern und mürbe machen zu können, Sie haben aber dabei nicht bedacht, daß dns verfassungsmäßige Verhältnis zwischen Krone und Volksvertretung in Ungarn in engstein Zusammenhang steht mit der Basis des Ausgleichs von 1867, und daß dieser für die Krone vermöge des Dualismus der beiden Reichshälften ein genau so verbindliches Grundgesetz ist, wie die ungarische Verfassung selbst. Wenn daher auch in Ungarn kein „Notparagraph" besteht, wie in Österreich, so ist doch klar, daß, wenn die ungarische Volksvertretung von dem König die Abänderung des Ausgleichsstatuts fordert, sie damit ihre eigene Verfassung gefährdet. Kaiser Franz Josef hat gewissenhaft bis zur äußersten Grenze gezögert, wo die Anerkennung, daß die Krone verpflichtet sei, die Einheit der österreichischungarischen Armee in Organisation und Kommandosprache aufrecht zu erhalten, von dem Parlament noch zu erwarten war. Immer wieder aber mußte er die Erfahrung machen, daß diese Rücksicht mißverstanden wurde. Zuletzt hat Graf Julius Andrüssy noch einmal in Wien unterhandelt, um ein Zugeständnis in der Anneesprachenfrage zn erhalten und dann als Minister der rettenden Tat aufzutreten. Es war selbst verständlich vergebens. Und so wird .man sich vielleicht auf eine absolutistische Episode in Ungarn in der Form gefaßt machen müssen, das; das Parlament aufgelöst wird, aber auch die Neuwahlen suspendiert werden.

Inzwischen ist Österreich-Ungarn in einen Zollkrieg mit Serbien geraten, Serbien hatte eiue Zollunion mit Bulgarien abgeschlossen, die die Interessen Österreich-Ungarns zu schädigen geeignet war und vor allem Serbien gerade in solchen Zollbestimmungen sestlegte, über die es mit Österreich in Verhandlung stand. Das Selbstgefühl dor habsburgischcn Monarchie über die Dreistigkeit des kleinen Nachbars wallte heftig auf, nicht minder aber auch die Empfindlichkeit der Serben über das schroffe Austreten der Wiener Regierung, So ist es von österreichisch-ungarischer Seite znr Grenzsperre und zum Zollkrieg ge° ^ kommen: freilich wird Wohl die Vcrständignng nicht lange ausbleiben, wenn sich die heißen Köpfe in Belgrad etwas abgekühlt haben,

Nnr zweier dynastischer Ereignisse wollen wir am Schluß dieser Rundschau, die diesmal auf die russischen Verhältnisse, als noch gänzlich auf demselben Fleck stehend, nicht eingeht, noch gedenken. In Kopcnhageu starb am M, Januar nach 42 jähriger Regierung König Christian IX, von Dänemark, der nahezu 88 jährige Nestor der europäischen Fürsten. In einer schweren Krisis seines Landes auf den Thron berufen, hat er am Anfang seiner Regierung das Bitterste durchmachen müssen, um dann durch die gewissenhafte Erfüllung seines Königsberuss und die schlichte Menschlichkeit seiner Persönlichkeit immer mehr die Liebe und den Dank seines Volkes und die Achtung und Verehrung seiner Zeitgenossen zu erwerben. Sein Sohn Friedrich VIII. - auch bereits ein Mann von 63 Jahren ^ ist ihm nachgefolgt.

Das andsre Ereignis, das wir erwähnen wollen, ist die Verlobung des jungen Königs von Spanien mit der Prinzessin Ena von Battenberg, einer Nichte des Königs von England. Tie Braut unterzieht sich einem Konfcssionswechsel, um Königin von Spanien werden zu können, — die unerfreuliche Seite dieses Ereignisses, das man sonst mit Sympathie begleiten kann! Dem spanischen Volke wäre es Wohl zu gönnen, daß die Entwicklung seiner Dynastie dazu beiträgt, daß es im Znstande innerer Beruhigung einem nencn Aufschwung entgegen gehen kann.

Literarischer Monatsbericht.

von

Auguft Friedrich Krause (Breslau).

Novellen und Skizzen.

p. R, Ro'egger: Wildlinge. — Ernst Zihn: kzel>en des Alltags. — Carl kiaupt» mann: Aus k>iitt>-n am l^ange, Mini ituren. — Dora kiohtfeld: A'S dem Rraut» winkel. — Timm Aroge,: Der Einzige und seine Liebe, Ilm den Wegzoll. — Heinrich Sohnrcy: Pie hinter den Borgen. — Victor Fleischer: Das ^teinmetzcnSorf, —Ludwig Ganghofer: Die Zeiger. — Termine v^llinger: Mutt>r und Tochter, — Richard kmld» schlier: Arme Zchluckcr. August 5perl: Rinder ihrer S.'lt, — Eharlottc !7,ese: Revenstorfs Tochter, — Emanuel v.'n Bodmnin: Erwachen. — Bernard Wiemann: Er zog mii seiner Muse. — Karl Storch: stille Wege — Georg v, d. Gabelentz: verflogene Vögel. — Gabriele Reuter: wunderliche Liebe. — V^n d. Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten": Oer Tag Anderer. — Karl Goldmaim: Das Rätsel des Angelus, — Konn, v lr)oesslin: Umsonst, — Ae>olf?rern: Mari,, vom ?ch,ffven. — Emmi Leroald: Die iezeiratsfrage. — Freiherr von Sch icht: Ein Aösutanicnrilt.

an hat gesagt: nnsere rastlose, schnelllebige Zeit, die sich in der Jagd »ach öufzerlichen Dingen kaum noch ein Stündlein Musze und inneres Erleben gönnt, brauche die Novelle und lese keine Nomane mehr. Und man ist van dem umfangreichen „Jörn Uhl", von dem recht dickleibigen „Jena und Sedan", und ist von den ‚Buddenb.ooks" mit ihre» 1ll)l) Anten auf den Mnns geschlagen worden. Und doch ist etwas Wahres daran, und die Novellenbände, die hente vor mir liegen, beweisen es nufs neue, dafz Novellen noch immer, vielleicht in der modernen Zeit mehr noch als sonst, ihre Liebhaber finden. Eine im Finge erhaschte feine stimmiUg, ein Charakterkopf, ein Schitsal. die ans Wen gen Blattern in scharfe» Wesenszügen ve,r uns lebendig wurden, wirken in manchem länger nach als ein Nonian, den er mir in Bruchstücken lesen kann. Bei nnserer alltäglichsten Arbeit steigen sie manchmal vor uns auf, und man mus; im stillsten Gmnd der Seele dieses Schirsal weiter tränmen, diesen Cliarakter weiter formen, die Stimmung bis znm le;ten auskosten, während um uns das Leben braust und die Alltäglichkeit ihre Wogen schlagt.

So ergeht es mir, wenn ich Noi enger gelesen habe. Tos ist, als ginge ich den Tag über in einer Wolke von Walddnft, ich höre ^nellenranschen und den ewigen Sang der Krönen, der wie ein wiegendes ilingen des urewigen Lebens!icdeS ist. Da kommt mir eine Frische und eine Fröhlichkeit, die inir über manches hinweghelfe» und anderes mich nicht empfinden lassen. Aber wenn dn gleiches erleben willst, dann greif zu seinen kleinen Erzrlilunqen, die wie ein Husch uoriibe.fliehen, kaum ein Erinnern an Menschen n>,d Handlung zurücklassen und doch so köstliche Wncknng haben: nimm sein neuestes Buch: „Wildlinge" (Verlag von L. Swackmann, Leipzig). Das ist eines von denen »nd weif, mancherlei zu erzählen von Gegenden, „wo die Almen und die Wälder, die Felsen nnd die Gletscher, die wilden Wetter, die wilden Tiere nnd die Menschen-Wildlinge sind". Das ist der alte Aioieqger wieder, der da plaudert und scherzt und rührt. Ten niuiz man hören, nnd das Herz wird einem warm.

Man hat Ernst Zahn, den Schweizer Dichter, mit Rosegger verglichen. Es ist immer etwas Mißliches um das Verg'einen zweier Individualitäten: hier im» gar wird man keinem von beiden gerecht. Ans beiden dichtet die Natur ihres Landes heraus, ja, aber was der eine plaudert, bleibt Natur, wie sie ist: wild und lieblich zugleich, manchmal neckisch, manchmal trozig und meist zuchtlos und nngebändigt — wer wollte Roseq^er auch anders haben? Zahn dichtet! Bei ihm wandelt sich Na'ur in Kunst! bei ihm sehen wir, was wir bei Rosegzer noch niemals sahen: das Ringe,! um die Vollendung der Form. Was sollen da alle Gleichstellungen helfen und alle Redensarten vom „schweizerischen Roscgaer" und dergl.? Noch im „Albin Iidergind" zeigte Zahn das Streben, Menschen und Dinge und Schicksale, die seine Heimat ihm boten, ein wenig zu verklaren und über sich selbst hinaus zu heben. Es kam dadurch etwas künstliches und Künstelndes in seine eKunst. Aber Zalm ist ein ernster Sucher, und er fand: bisher waren seine Menschen Kunst und seine Form Natur — im» sind seine Menschen Natur, und seine Form wird Kumt. Die Menschen seiner letzten Bücher haben das Eckige, Rauhe, Unschöne, das die Natur ihnen gegeben hat, behalten: mir wenig äußerer Liebreiz ist an der „Clari-Marie" zu finden. Dagegen ist die Form gebä idigler, reiner, edler geworden. Diese Entwicklung des Göjchenener BahnKofswirtes zeigt sein nencster Novellenband: »Helden des Alltags" (Deutsche Berlagsanstalt, Stuttgart) am klarsten und besten. Novellen wie „Verena Stadler" und „Vinzenz Püntincr" hat Zahn noch nicht geichrieben. Man fühlt das ruhige und sichere Schreiten des Dichters, das volle Sichbemufztse!» des Zieles. Da ist eine Knappheit und «argheit in Worten und in Gefühlsäußerungen, und doch seüen wir das Außere und Innere der Menschen klar und plastisch vor uns und erleben Schicksale.

Es liegt nicht bloß an der Berühmtheit des Bruders, daß Carl Hauptmann neben Gerhart nicht recht hat bestehen können obg'eich er diesem nicht nur b'.ut- sondern auch wesensverwandt ist. Mir will scheinen, als wäre Carl Hauptmann zwar der größere Künstler, Gerhart aber der grössere Dichter. Dem älteren Bruder fehlt, was den jüngeren berühmt gemacht und mit dem Erfolge gekrönt hat: ^>ie Form. Aber er hat tiefere Augen und sieht seincre Nmncen der Dinge und des Weltgeschehens und sieht der Natur inS Herz. Er hat ein feineres und sichereres Gefühl für das Wesentliche und für die innersten Beziehungen. Carl .Hauptmann sieht nicht bloß diesen Menschen und jenen Baum und den Berg — er sieht alles in einem und als die Offenbarung eines Wesens. Und alles ist Natur. In ihm ist die Natur bewnfzt geworden und gestaltet in ihn, daß ihr innerster Sinn in seinen Schöpfungen lebendig wird. Ich kenne keinen Dichter, in dessen Werken die Menschen so aus ihrer Scholle herauswachsen und der uns so die Wurzeln zeigte, mit denen sie in der Scholle stehen. Hier liegt die Kraft und Größe seiner Kunst. Aber merkwürdig: er, der die Natur forschend (Carl Hanvmiann begann als Naturwissenschaftler) und gefühlsmäßig zu erfassen und sich eigen zu machen versuchte, hat nicht sinn für das Werden und Wandeln, und nur Sinn für das Sein, er dichtet nicht in Handlungen, er dichtet in Bilden,, ist mehr Maler als Dichter. Wir mögen uns von seinen erzählenden Schriften ansehen, welche wir wolle», seinen Roman: „Mathilde", den er selbst „Zeich» nungen aus dem Leben einer armen Frau" nennt, oder seine kleineren Erzählungen: »Aus Hütten am Hange" (Georg D. W. Callwm. München) oder gar sein legteS Buch: „Miniaturen" (ebenda, überall tritt die Handlung hinter dem Bildhaften, tritt die Darstellung des Werdenden hinter der Darstellung des Seienden zurück. Wenn er in seiner Erzählung: „Die Bradlerkinder" schildert, wie der alte Arbeiter durch den Smiee nach seiner Hütte stapft, so gewinnt seine Darstellung so viel Körperlichkeit, das; wir meinen, den Mann zu sehen, ihn greifen zn können. N«K viel starker ins Bildhaste geraten seine „Miniaturen", und man fragt sich unwillkürlich: ist das noch Dichtung oder ist's die Darstellung eines Gemäldes mit Wirten. Wer mir ein weniges in der Kunstgeschichte bewandert ist, muß in Bennchung kommen, den Meister zu nennen, der es gemalt haben könnte. Pinselsrrich iegt er neben Mnselstrich, und wenn er fertig ist, steht ein Bild vor uns, das seltsame Tiefe hat, und wir fnh'en, daß es ans dem Urgrund des Seins ihm erwachsen ist. Aber es ist eine Gefahr: daß diese Darstellnnqsart ihm zur Manier wird, wie sein wunderbar konzentrierter S^il manchmal schon als Manier wirkt. Dieser Stil! Hanp'mann weiß in allem Sein dieWeseiislinic anfuiz-igm und darzustellen nnd findet für dieses Wesentliche Worte, die mit ihm gewren scheinen, so treffsicher und bildstark sind sie. Aber manchmal ist es, als ob ihm zn viel Worte zuflögen, daß der Atem ihm ausgeht, sein S'il wird schwankend, tastend, und der Tich'er wcin kein Ende zu finden: die Darstellung leidet uuter der Überfülle und dem Sichnichtgeiiugliinkönnen.

Ein merkwürdiges kleines Biichclchen ist Tora Hohlfelds Novelleuband: „Zins dein ttrautivilikel". (Schuster n„d Loeffler, Berlin.) Merkwürdig nickst der Stoffe wegen, die dieie miteinander in leichten Beziehungen stehenden Novellen behandeln — es sind einfache kleine Geschicksten, die man leicht wieder vergißt. Merkwürdig erscheint mir dieses Büchlein vor allem seines Stils wegen. Alis ISO Seiten kleinen Formats erzählt Dom Hohlfcld sieben Geschichte»; sieben Lebensschicksale, mit einer verblüffenden .Knappheit. Wozu manch anderer eine Seite braucht, sagt sie in einem Satz und, weis? dennoch ihrer Darstellung eine solche Plastik und Lebendigkeit zu geben, das; man staunen muß. Ihr Auge sieht in allen Dii'gen und Menschen und in ollem Geichehen das Wesenhafte der Erscheinung, und sie findet für dies Wesenhaste mit einer schier blinden Sicherheit das treffendste, doS alles sagende Wort, ^.a ist nichts zu viel, nichts zu wenig, jeder AilSdruck filzt. Ob freilich Tora Hohlfclds Gestaltungskraft ausreichen wird, müssen wir abwarten.

Von dem holsteinischen Erzähler Timm Kröger gibt der Verlag Illfred Janssen in Hamburg billige Volksansgaben heraus. Mir liegen vor: „Ter Einzige und seine Liebe" und „Ilm den Wegzoll", zwei kürzere Novellen, die nickst ga,'z glücklich die Eigenart dieses Poeten widerspiegeln. In der ersten dieser beiden Geschichten sind drei Kapitel von ergreifend inniger nnd schlichter Schönheit. Wie der Schneidergesell Reimer Sicher ein so ganz andrer wird, nur, „weil ein Mädchen mit gelben Haaren, blauem Trill'chsvenzer und weißer Latzschürze zugesagt hatte, seine Frau zu weiden," wie eben dieser Wunderliche, der sich wie ein Märchenpri»? voikommt, vor lauter Sehnsucht sich nicht zu lassen wem nnd der Geliebte,, mitten in hellster Mondscheinnackst ans Fenster klopft, mir um sie zu fragen, warum sie ihn eigentlich lieb habe, und wie die beiden, als er auf Wanderschaft in die weite Welt muß, Abschied voneinander nehmen, das ist so Kerzlich und einfach erzählt, daß man seine Freude daran haben mnsz. Aber der weitere Verlauf der Geschichte läßt wünschen, das; hier die Erzählung zu Ende wäre. Was dann folgt: Intrigen, Wechseltälschiing, Gift zc. ist so unerfreulich, das; man den schönen Beginn fast darüber vergessen kann, Ter schlick te, nüchterne Holsteiner kann keinen brutalen, über alle Bedenken sich hinwegsetzenden „(sinzigen" zeichnen, ohne arg daneben zu treffen.

Zu den besten Bolkserzählern rechnen manche Heinrich Sohnrcv, dessen Novellen« sammlung: „Tie hinter den Bergen" (Martin Warneck, Berlin) schon in vierter, stark vermehrter Auflage vorliegt. Sohnren ist kein bedeutender Eigeiischöpter. nur ein tüchtiger Beobachter und ein guter Nachcinpfinder. Tazn kommt, daß etwas Herzliches, Treues, Inniges ans seinen Werken zu uns spricht, so das; man. wie bei d.in iin Jailiiarheft

besprochenen Tiedrich Spe^mann, leicht um dieser Eigenschaft willen über die geringeren künstlerischen Qualitäten hinwegsieht,

Giösere Ansprüche erhebt Viktor Fleischer, der seinen Erstling, die Novelle: „Das St ein metzendors" bei der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart) bat erscheinen lassen. Auch ZVeiscber ist ein tüchtiger Beobachter, dock, scheint er mit stärkerem Tarstellungsvermögen ausgestattet zn sein. Seine Menschen springe» scharfkantig und herb ans dem S^ein und zeigen manche interessante (5igenlinie. Noch merkt man freilich an der Unsicherheit in der Komposition, an dem Schwankenden der Handlung, die sich besonders in der zweiten Hälfte nm keilten bedeutende» Mittelpunkt gruppiert, den Erstling: aber daS Könne», das Fleischer in diesem Büchlein bekundet, lässt gute Hoffnungen für die Zukunft z».

Freude hat mir Ludwig Ganghofer mit seinen kleinen, zu dem Bande: „Tie Jäger" vereinigten Geschichten bereitet. (Adolf Bonz u. Co.. Stuttgart.) Nicht das; „Die Jäger" ein bedeutendes Blich waren, eines von denen, die man nie wieder vergißt. Um solche starke Wirkungen anszn'ösen, ist Ganghofer ein zu glatter Erzähler, dein alles viel zn leicht ans der Feder surfst Aber diesmal bat er sich so sehr an erlebte Wi'klichkeit gehalten, das; man ihck wirklich gern zuliört wie einem, der ans dem reick«n Schatz seines Erlebens manches zum besten gibt, ungeschminkt, derb und wahr. Die bekannte Kangbofersche Sentimentalität möchte sich manchmal gern ein wenig vordrängen, aber bald besinnt er sich wieder aus sein Erlebnis und bleibt in seinen Greinen. Er e, »cihlt einfach und kunst'os nnd oft drollig, ohne grrßen Aufwand an Psychologie, daß man genie manchen seiner Nomone für dieie» Gcschiclstcnband gibt.

Einen Roman nennt Hermine Villinger ihre Erzählung: „Mutter und Tochter" (Adolf Bonz n. Eomp., Stuttgart), aber es ist, wenn diirchansetikettiert iverde» Mick, wirklich nur eine Novelle. Schließlich ist es auch ganz egal, wie das Buch genamit wird, durch hochtönende Bezeichnungen wird es nicht besser. Man mag es anfassen, wo man will, überall tritt uns konstruiertes, Unwahres, Garteulaubenhaftes entgegen. Wir lernen nichts von dem glauben, was uns Herminc Villinger auftischt, weil sie uns nicht zinn Glaube,,' zu zwingen weis;.

Ein ungleiches Buch ist Richard Huldschi uers Novellenband: „Arme Schlucker" (Egon Fleischet u. Co., Berlin.) Durch seine Erzählungen »Einsamkeit" und „Fegefeuer" hatte er sich vortrefflich eingeführt und besonders in dem letztgenannten Buckx ein starkes dichterisches Können bewiesen. Und dieses können verleugnet Huldschiner auch in dem vorliegendeil Buche nicht. Da ist eine ErMlung: „Das jüngste Gericht", die beste von allen, die vergißt man nicht gleich. Wie Huldschiner hier darzustellen weih, mit schärft,,, knappen Linien, großzügig lind wild, das verrät starkes Talent. Die größte Novelle des Buche? wäre besser geworden, wenn die heilige Kummernus darin nicht umherspukte. Das SchiH'al der armen Nähkatl, der das Leben nur eine Viertelstunde stillen Glückes schenkt und dann wieder Eintönigkeit niw trostlos graue Langeweile über ihr zusammenschlagen lägt, ist fein dargestellt. Schade, daß allzu Skizzenhaftes wie: „Das Ende vom Liebe" und Nichtigkeiten wie: „Napoleon" den Wert des Bandes beeinträchtigen.

„Kinder ihrer Zeit" nennt August Sperl (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) seinen neuen Novellenband, der drei Erzählungen aus deutscher Vergangenheit bringt. Die historische Erzählung ist iu den legten Jahrzehnten recht in Mißkredit gekomm'ii, weil das Historische ineist nur aufgepappt erschien. Sperl aber weih aus den, Zeitmilien heraus darzustellen. Seine Menschen sind wirklich minder ihrer Zeit. Dazu kommt, daß er knapz und plastisch zu schildern weif; und man mit ihn, die wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges und der Bauernunruhen erlebt.

In Charlotte Niese, die einen ueueu Band Erzählungen: „Nevenstorfs Tochter" bei Fr. W. Grunow in Leipzig hat erscheinen lassen, ist eine eigentümliche Mischung von Hnmor und Tragik, die ihren Erzählungen für manchen besonderen Reiz gibt. Nicht immer weiß sie freilich das rechte Verhältnis in dieser Mischung festzuhalten, so das; ein unangenehm wirkendes Zuviel entsteht, wie in der größten, der Titelerzählung. Aber wenn sie ans ihrer Blindheit erzählt und mit Kinderaugeu Welt und Menschen sieht, denen sich Tragik noch nicht als Tragik entschleiert, so hat diese Mischung besondere Wirkungen. Dann bringt sie eine glückselige Naivität in die Darstellung, daß mau gerne lauscht und selber ganz froh wird dabei, obgleich nicht immer gerade Frohes erzählt wird.

Nachdrücklich möchte ich auch auf eine Novelle des feinsinnige,! Lunkers Emanuel von Bodman,, aufmerksam maäMi „Erwachen" heißt sie und ist iu der. Deutschen Verlagsanstatt iu Stuttgart erschienen. Bodmann läßt uns in diesem schlichten Buche das Erwachen einer Jülglingsseele mit erleben, die, heimlich in Leid und Liebe reifend, ihre erkennenden Angen aufschlägt mit verwundert fragendem, seltsam beglücktem Leuchten. Da wird so manches stille Erinnern an eigene Jugeudschmerzen und selbstcrlebte Jugendlust in uns wach, und wir freuen uns dieser starken Jugend und ihres tiefsten Erlebens, weil wir wissen, daß sie des Lebens schönster Teil sind mit ihrer süßen Schmerzlichkeit. Bodmanns Buch ist keins von denen, die mau aus der Haud legt und vergißt: nach Jahren iloch wird man den schlicht in weihe Leinwand gebundenen, mit grünem Schueeglöckchenkranz gezierten Band wieder zur Hand nehmen können, nnd wenn man auch Einzelnes vergaß, die süße Wehmut, die darin eingefnngen ist, wird uns wieder umwehen und stille und sinnend machen.

Zn diesen Büchcrn gehört auch Berunrd Wicmanns: „Er zog mit seiner Muse". (Jos. Köselsche Buchhandlung, xempten.) Ich kann nicht viel sagen über dieses Buch, weil es mir uoch zu lebendig ist und mit seiner deutschen Innigkeit und weichen Lyrik noch stark in mir nachwirkt. Es ist eines, das man lieb gewinnt, weil es stillt und läutert und reich macht. Man fühlt des Lebens schwere Süße in sich aufsteigen, wenn man es liest, und wird rein und glückselig dabei wie ein Kind, weil es ans innigstem Kinderglanben nnd «indcrschane» heraus geschrieben ist. Wer sich lieb hat nnd sich nach stiller stunde sehnt, nehme es oft zur Hand, es ist ein Bnch, das man nie ausliest.

Das kann man auch von Karl Storchs „Stilleu Wegen" sagen (Creutzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg,) Es sind keine Novellen, die Storch bietet, nur Stimmunasstnzen und knrze Betrachtungen, denen eine leicht moralisierende Absichtlichkeit nicht abzusprechen ist. Man braucht nicht immer der gleichen Ansicht zu sein wie der Verfasser und wird ihm doch gerne folge», weil er schlicht und mit einer gewisse» Väterlichkeit zu reden weiß.

Die Novellen: „Verflogene Vögel" sind bereits das zweite Buch, das Georg von der Gab eleutz veröffentlicht, (Vgon Fleischel u. Co,, Berlin.) Es sind nun schon Jahre her, da bekam ich von ihm eine kleine Erzählung im Manuskript in die Hand. Ich habe Titel. Handlung und alles Trum und Tran der kleinen Novelle vergessen, nur der Eindruck ist mir in der Erinnerung geblieben, den der Stoff und seine Behandlung ans mich gemacht haben: mit nicht geringer Virtuosität erzählte Gabelentz irgend eine Gespenstergeschichte, bizarr absonderlich, spmmend, aufregend, auf die Nerven gehend. Ich habe, mir erzählen lassen, sein erster Novellenband bringe solcher Geschichten mehr, und auch dieser neue enthält eine dieser Gattung. Was mir aber im allgemeine» damals schon auffiel, bestätigte mir die Lektüre des neuen Buches wieder: Gabelentz besitzt ein virtuoses Erzählertalent, das noch nicht ganz ausgeglichen ist, aber mit der Zeit sich schon entwickeln wird, aber — die Vorzüge seiner Tarstellung sind alle durchaus äußerlich: er weih de» Stoff bis zum letzten ausninützen, ohne ihn zu vertiefen, n> läutern, zu verklären — alles Psuchologische ist bei ihm nur äußerlich. Darum verfällt er leicht ins Brutale und Nohe. Als Dichter gebe ich Gabclentz verlöre», aber ich bin überzeugt, er wird ein glänzender UnterhaltungSichriftsteller werden, der sich den Erfolg zu erzwingen weiß.

Von Gabriele Reuter ist wieder ein nenes Buch erschienen: „Wunderliche Liebe". (S. Fischer, Berlin.) Es zeigt die feine, vornehme, allen äußerlichen und blendenden Wirkungen abholde Dichterin von keiner neuen Seite, aber die alten Vorzüge, die ich in dieser Zeitschrift schon einmal in einem längeren Artikel rühmen durfte, finden sich alle wieder, und darum wird auch dieses Buch, dessen bin ich gewiß, zu den vielen alten Freunden der Dichterin neue hinzugewinnen. Sie verdient es.

Auch die Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten," ist mit einem neuen Buche hervorgetreten: „Der Tag Anderer" (Gebrüder Paetel, Berlin) und wird manchem eine Enttäuschung bereitet haben. Nicht weil ihr erstes Buch mehr versprochen hätte, als die Baronin Henking halten konnte, denn es hat nichts versprochen. (Zs war das Buch einer vornehmen, fein empfindenden Dame, der es gegeben war, ihre Eindrücke in gefälliger Fonn wiederzugeben. Wer mehr in den „Briefen" sah, wer eine neue Dichterin in der Verfasser!» begrüßte, bewies wenig Blick. Das erste Buch war das Buch einer Dilettan» tiu (im besten und ehrenden Sinne genominen). Ein solches Buch wird nur einmal geschrieben. Es brachte SeMerlebtes, aber nicht Eigengeschaffenes: nur echte Künstler tragen mehr als ein Werk i» ihrer schöpferischen Seele. Darum mußte das neue Buch alle enttäuschen, die in dem ersten niebr sahen, als es war nnd sein wollte.

Karl Goldmann will in seinem Vornrhin ausgestatteten Büchlein: »Das Rätsel des Angelus und andere Novellen" (Egon Fleische! n. Co., Berlin) ireitschauende, tieswurzelnde Weltanschauungsdichtunq geben. Nicht der Stoff nnd nicht da? Angeschaute interessiert ihn, nur die Idee, die sich in die Fornien der Wirklichkeit kleidet. Zu diesen Dichtern gehört mich Konst. von Hoeßlin, der seine Erzählung: „Umsonst" Schöpfungen eines Ringenden nennt. (Müller-Mannsche Vcrlagsbnchhandl., Leipzig.) Beiden fehlt, was erst de» Dichter macht, die innige Verbindung von Idee und Wirklichkeit. Ihnen ist alles Wirkliche nnr «leid und beiden nur ein recht dürftiges Kleid einer Idee, und trotz aller Warme, aller Begeisterung, trotz des echt dichterischen Pathos ihres Vortrages werden wir nicht so ergrmen, wie wir es wünschen, weil ihre Dichtungen etwas Abstraktes, etwas U»verkörpertes habe», das alles Vermittelnden entbehrt. Dennoch sind beide Bücher Schöpfungen Ringender, die Beachtung verdienen.

Zum Schluß möchte ich noch kurz ans drei Bücher hinweisen, auf die ich nicht mehr naher eingehen kann. Tie römische Novelle: „Maria vom Schiffchen"'von Adolf Stern (Guttcnberg-Vcrlag I)r. E. Schultze, Hamburg) ist dem Novellenband „Venezianische Novellen" desselben Verfassers entnommen nnd gilt a"s eine seiner besten Erzählungen. In ihrem Buche: „Die Heiratsfrage" (Tentsche Verlagsanstalt, Stuttgart) zeichnet Emmi Lewald mit virtuoser Kunst trefflich geseliene, scharf beobachtete, mit charakteristischen Strichen festgehaltene Tvpen der moderneu Gesellschaft, die aber niemals als Karikatur wirken nnd gerade darum einen so verblüffend lebensechten Eindruck machen. - Freiherr von Schlicht erzählt in seinem Buche „Ein Adjntantenritt" (Verlag Albert Langen, München) wieder ein Tutzend seiner bekannten Militar-HumoreSken, die, gut pointiert uud amüsant vorgetragen, durchaus keine Ansprüche machen, sür mehr genommen zu werden, als sie sind: Verkiirzer einer langweiligen Stunde Eisenbahnfahrt.

Illustrierte Bibliographie.

Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden. .Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Fetten. Vollständig in 4« Lieferungen »IM.— Band IV. Geschichte der Neuesten Zeit von IZr. S. Widmann. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft in. b. H.

Wie in dem Prospekt zu vorliegendem Werke hervorgehoben ist, soll das letztere durch seine toissensckiastliche und doch allgemein verständliche, volkstümliche Darstellung, sowie durch seine ganze Ausgestaltung ein Werk bilden, dessen Belitz jedem Hanse und jeder Bibliothek zur Zierde gereicht. Diese Verheißung ist mit Freude zu begrüben, denn gerade in der heutigen Zeit ist das Studium der Geschichte mehr denn je zur Notwendigkeit geworden n»d nicht genug zu empfehlen. Ilm die Gegenwart recht zn verstehen, nmsz man die Vergangenheit richtig erfaßt haben: namentlich gilt dies ans sonalcm Gebiet, das gegenwärtig in d,n Vordergrund gerückt ist. Hierfür gerade ist die Kenntnis der Geschichte, dieser besten Lehrmeisterin, ein unerläßliches Erfordernis. In dieser Erkenntnis und in anerkennenswertem Streben hat der Verlag den IV. Band, „die Neueste Zeit" (das Zeitalter der Kämpfe um bürgerliche Freiheit, nationale S.lbständigkeit und soziale Forderungen — 178!) bis zur Jetztzeit —), bearbeitet vom Gnmnasialdirektor Dr. S. Widmann, znerst und zwar in 11 Lieferungen erscheinen lassen. — Wie ferner geplant, wird der I. Band, bearbeitet vom Progvmnasialdirektor Dr. P. Fischer »das Wertnm", der II. Bano,von Oberlehrer Dr. W. Felten, „die Zeit von Christi Geburt bis zur Umgestaltung der alten Welt" und der III. Band, ebenfalls von Dr. S. Widmann, „die neue

Zeit" enthalten. — Ilm die ganze Dar- Johann «ottlieb Fichte als Berliner Landsturmmann I8IH. stellung noch mehr zu beleben und an- , Aus: „Illustrierte Weltgeschichte. IV, Band."

ziehender zu gestalten, ist das Werk über- .Von o>. s. Widmann.

reichlich, mit gegen 120« Textabbildungen, München, Attaem. Berlaas.Gesellschast m, K. H.

sowie mit etwa <>t ein-, Itt zwei- und 40 mehrfarbigen Bildern und niit Faksimiles versehen worden.

Was nun den bisher erschienenen IV. Band, „Geschichte der Neuesten Zeit", anbetrifft, so sei zunächst zur Charakterisierung des Werkes hervorgehoben, daß der Verfasser auf streng nationalem und in religiöser Beziehung auf katholischem Standpunkte steht. Es ist ja zweifellos, daß der Historiker seinen Darstellungen durch subjektive Auffassung immer ein besonderes ttolont verleihen wird, das darf ihn aber nicht hindern, das Streben nach Wahrheit uns Gerechtigkeit in den Bordergrund zu stellen. In dem vorliegenden IV. Band findet sich dies gewahrt. Auch wenn man in diesem und jenem Punkte die Ansicht des Bcrfassers nicht immer teilt, so muh jedenfalls anerkannt werden, daß der katholische Standpunkt des BerfasserS im allgemeinen für den Andersdenkenden

Typen der Spanischen Armee 1810—11. Grenadiere.
Aus: „Illustrierte Weltgelchichte. IV, Band." Von I),. S. Widmann.
München, Allgem. Verlags»<SeseIlschaft m. b, H.

in keinerlei Weise unangenehm oder gar gehässig hervortritt. Die ganze Darstellung ist anziehend, gewandt und vornehm gehalten, nebensächliche Tinge beiseite lassend und die .Hauptsachen in den Vordergrund schiebend. Bei dem umfangreichen Stoff kann hier nur in iiiirze der von, Verfasser fnr seine Darstellung eingeschlagene Weg skizziert werden. Der Band gliedert sich in die beiden Hauptabschnitte: „Zeitalter der französisclien Revolution (1789—1815)" und „Zeitalter des Ringens um Verfassung, Nationalstaaten und soziale Umordnung (1815 bis zur Gegenwatt)". Ter erste Abschnitt zerfällt wiederum in die drei ttapitcl: „die französische Revolution (1789—1799)", „Zeitalter des MilitärDespotismus Napoleons I. (1799—181Zs" und „Zeitalter der Freiheitskriege (1813—1815)." — Ter Verfasser beginnt mit einer Schilderung des Zustandcs Fraiikreickzs vor der Revolntion. In außerordentlich klarer Weise erörtert er hier die damalige Anfklärungslitcratur, die netten volkswirtschaftlichen nnd sozialen, sowie die sittlichen und religiöse» Zustände. „Wahrend im 16. und 17. Jahrhundert die Bewegungen und Erhebungen sozialer oder politischer Natnr stets auch religiöse Färbung hart,», zeigt sich im 1«. Jahrhundert ein neuer Geist, der eher religionsfeindlich als kirchlich ist." An die Stelle der religiösen Polemik tritt, in Voltaire verkörpert, der Kampf der Aufklärung, In den neuen volkswirtschaftlichen Lehren entwickelt sich der Gegensatz zwischen «apikal und Arbeit als eine Scheidewand zwischen den einzelnen Ständen. Die Rcformversnche, die Tätigkeit der Nationalversammlung, der Sturz des Königtums und der Beginn der Rcvolutionskriegc bilden die weiteren Kapitel, denen sich die Schildernng der Tätigkeit des Nationalkonvents, der Schreckensherrschaft und der Reuolutiouskriege 17!>Z—17!<!> cmschliefzt. Hieraus folgt die Schilderung der Napolconischcn Zeit, sich gliedernd in die Zeit der Koalitionskriege, der Errichtung des Ncipoleonischen >iciiserrciM, der Erhebung Spaniens, der Niederwerfung Österreichs, des Niederganges der Napolconischcn Macht durch den Fclozng gegen Rnszland 1812 und die Wiedergeburt Preußens (1«««—1813). Weiterhin folgt die

Schilderung der Freiheitskriege, der Neugestaltung Europas durch de» Wiener Kongrejz und eine recht interessante Darlegung der Folgen der grossen französischen Revolution.

Im zweiten Hauptabschnitt wird zunächst die Zeit vom Wiener Kongrefi bis zur Juli-Revolution 1815 bis 188V geschildert. Hier entwirft der Verfasser ein treffendes Bild von der Umgestaltung auf materiellem und geistigem Gebiet. In erstercr Beziehung erörtert er die neuen Erfindungen in ihrer Einwirkung auf das wirtschaftliche Leben, auf Handel und Verkehr: in letzterer Beziehung beleuchtet er das Geistesleben jener Zeit. Ausgehend von Kaut werden zunächst die Philosophen damaliger Zeit in den Kreis der Besprechung gezogen, worauf näher einzugehen hier jedoch zu weit führen würde. Besprochen werden ferner die Freiheitskämpfe in den einzelnen Staaten (Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, Türkei, Rußland. England, Frankreich und Teutschland). Weitere Kapitel umfassen die Zeit von der Juli-bis zur Febniar-Revolution (1830—1848), das Bürgerkönigtnm in Frankreich, die Einwirkung der Juli-Revolution auf die einzelnen Staaten und die Zustande in Teutschland von 1830—1848. — Ter nächste geschilderte Zeitraum reicht von der Febrnar-Ztevoliition bis zur Errichtung des neuen Teiiticheu Reichs (1848—1871) lind betrifft im speziellen die Februar-Revoliition in Frankreich, die Revolution und Reaktion in Italien, die Revolution in Deutschland, das 2. französische Kaisertum, Rußland und die Türkei, England und Indien, die Einigung Italiens, Amerika und schließlich Preuszens Machterfolg und Deutschlands Einigung. — Das letzte Kapitel enthält die Schilderung der Zeit von der Errichtung des neuen Deutschen Reiches bis zur Gegenwart (1871—1905). Ilm Schluß sins ein Verzeichnis der Tafelbilder und Beilagen, sowie ein Namen- und Sachregister beigefügt. — Es macht Vergnügen, an der Hand der nnreqcnden Tarstellung des Verfassers, auch wenn man hier und da, wie z. B. in der kirchenpolitische» Frage, abweichender Ansicht ist, das Kochinteressante Kapitel: »Geschichte der neuesten Zeit" zu rekapitulieren. — Das vortrefflich ausgestattete Werk, dessen Anschaffung durch licfernngsweisen Bezug sehr erleichtert ist, sei hiennit empfohlen.

Königin Viktoria v. England besucht verwundete Soldaten aus dem KrnnKrieg«, Aus: „Illustrierte Weltgeschichte. IV, Band." Von l>i , S. Widmann. München, Allgemeine VerlagS'lSesellschaft m. b. g.

«rschichtc der Philosophie ,'cit »a»t. Leben und Lehre der neueren Denker in gemeinverstandlichcn Einzeldarstellungen. Von »r. Otto Gramzow. Mit Bildnissen und Faksimiles. Eharlottenbnrg, Georg Bürkner.

In der Absicht, ein Werk zn schaffen, das dem in „der philosophischen Literatur noch unbewanderten Leser schnell zu einem selbstständigeu Überblick über das Wichtigste im deutschen Gedankenleben seit Kant verhelfen könnte, unternahm l>r. Otto Gramzow die Darstellung des Lebens und der Lehre einiger hervorragender Geister in einer Saminlnng von knapp und sachlich aufgesetzten Einzelbildern. Der Versasser scheint seiner Ausgabe völlig gewachsen. Er besitzt die Gabe klaren, sicheren Vortrags, weiß ans der verwirrenden Fülle des Stoffes mit geübter Haud das Onuptsach iche herauszugreifen, und indem er immer erst am Schlüsse jeder Abhandlung die bedenklichsten Blößen der betreffenden Gedankenentwicklung dem kritischen Sinne des Lesers zur eigenen Prüfung unterbreitet, verrät er einen nicht gewöhnlichen Grad feiner Selbstzucht wie erzieherischer Begabung. Dadurch, daß Gramzow die Lebenzsbcschreivnng immer als wesentliches Gerippe mitgibt, vermeidet er glücklich einen oft beklagten Übelstand, nämlich die eigenwillige Umformung und wirklichkeitsfremde Systematik in der Wiedergabe geschichtlicher Zusammenhänge. Er setzt sich nicht der Versuchung ans, mit dem Gegebenen willkürlich geistreich behufs künstlerischer Abrundung des Ganzen umzuspringen, sondern wird schon durch die von ihm gewählte Form zur fortwährenden Berücksichtigung der einzelnen Besonderheiten, zur Belauschung des Menschlich-Persönlichen bei jeder der ins Auge gefaßten Gestalten aufgefordert. Jeder neue Philosoph taucht hier auf als wirklich neues Gesicht, in das ein eigenartiges Leben seine Fältchen und Furchen grub. Tie Wirklichkeit des Erdendaseins kommt zu ihrem guten Rechte, und das ist wohl innner für größere Kreise und auf fernere Zeit hinaus fesselnd als das, was uns ein noch so scharfsinniger Kopf in „spielerischer Verwischung der störenden Einzelzüge zu blendender Überraschung, mit Redner-Überrumpelung bieten kann. Tie bescheidenere Gesinnung zeitigt eine gediegenere Sachlichkeit.

Einigermaßen zufällig ist freilich die Auswahl der Denker. Es find ausschließlich Deutsche, und man kann darüber zweifelhaft sein, ob da wirklich die bedeutendsten Denker vollzählig beisammen sind. Vielleicht wird einer ferneren Nachwelt rückschauendes Urteil anders ausfallen. Das letzte (16.) Heftchen soll „Tie Hauptströmungen im philosophischen Denken der Gegenwart" entkalten. Bereits erschienen sind Kant, Fichte, Schilling, Hegel, Schleiermacher, David Fr. Strauß, Fcucrbach, Herbart und Beneke. 6? folgen noch Schopenhauer, Fechner, E. von Hartmann, Höckel und, als Topvelheftchen, Nietzsche. Jedes Heft ist für 0.75 M. einzeln käuflich. Bildnisse und Faksimiles schmücken die Aufsätze. — Solange es in dieser unvollkommenen Menschenwelt Unfehlbarkeit in Geistesdingen nicht gibt, wird man gern mit Arbeiten dieser Art fürlieb nehmen, die mit bemerkenswerter pädagogischer Umsicht der allgemeinen Bildung wichtige oder doch erfreuliche Provinzen zu erobern suchen. L. I..

Bibliographische Notizen.

Verkehrs», BrobachtungS» nnd Nach» richtcn»Mitte> i» militärischrr Bc» Ziehung. Für Offiziere aller Waffen des Heeres nnd der Marine. Von W. Staden Hagen, Königs. Hauptmann a. T. 2. gänzlich umgearbeitete nnd bedeutend vermehrte Auflage. Göttingen und Leipzig, .Hermann Peters.

Nach einem Zeitraum von 10 Jahren erscheint jetzt das bedeutsame Werk des Verfassers, gänzlich umgearbeitet und vennehrt, in 2. Auflage. Er hat niit dieser auf Grund gründlicher Studien, worauf das anßerordeittlich umfangreiche am Schluß beigefügte Literatur-Verzeichnis (M5 Werke, sowie zahlreiche Zeitschriften nnd Fachblättcr) hinweist, eine hervorragende Arbeit geliefert. Nach einer Einleitung, in welcher er im allgemeinen ans die Entwickelimg der im 19. Jahrhundert entstandenen heutigen Verkehrs- und Ncichrichteneinrichtnngen und anf ihren Einfluß auf die Art der Kriegführung, auf Strategie und Taktik hinweist, beginnt er mit der Betrachtung der Verkehrsmittel: „Eisenbahnen (einschließlich Feldbahnen), Wasserstraßen (natürliche nnd künstliche), Meer, Landstraßen und Wege jeder Art." Hieran anschließend folgt ein umfangreiches Kapitel über die Beobachtungs- und Nachrichtenmittel. In dieser Hinsicht zieht der Verfasser in nähere Erörterung: „Lnftschifffahrt (einschließlich Flngtecknik), Meldereiter und Relais, Radfahrer, Schneeschuhläufer, Unterhändler und Parlamentäre, Knudschaftivesen nnd Spionaqc, Feld- und Taubenpost, Kriegshnndc, Telegraphie (elektrische, optische, Funken- und unterseeische), Scheinwerfer, Antomobilwesen, Kurz- und Geheimschrift." Ans dieser Übersicht ist zu ersehen, in welchem Umfange der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat. Sehr wertvoll ist dabei die sachgemäße Heranziehung der Kriegsgeschichte und der Hinblick auf die anderen Staaten, sowie die geschichtliche Entwicklung überhaupt, wodurch die ganze interessante Darstellung wesentlich anregend gestaltet wird. — Auf das Buch sei hiermit besonders aufmerksam gemacht und dasselbe bestens empfohlen. K.

Entfrrnunqsnicffcr und Fernrohre tn militärischer Hinsicht. Von W. Stavenhagen, Beilin. Enthalten in der von Dr. Otto Witt Heransgegebenen illnstrierlen Wochenschrift „Prometheus" Nr. 844/4 , 190S. — Berlin, Mückenberger.

Es ist ein für die Schießausbildung sehr wichtiges «npitel. das der Verfasser hier bearbeitet hat. Indem er von dem einsackien Entfernungsschätzen ausgeht, entwickelt er in chronologischer Weise die Fortschritte auf diesem Gebiet in der Gestalt besonderer Entfernungsmesser, sowie der Fernrohre, die er beiderseits hinsichtlich ihrer dionstruktion näherer Betrachtung unterzieht. Er tut dies in sehr sorgfältiger Weise, auch durch Abbildungen erläuternd, so das; man ein klares Bild von der Entwickelung der genannten Instrumente für militärische Zwecke, von den ersten Anfangen an bis in die Gegenwart hinein, erhält. iv.

Tic Katastrophe m Garthes Faust.

Bon Carl Endcrs. Dortmund 1W5,

Berlag von Rnhfus. Ter Berf. beginnt mit der Interpretation der drei Szenen der Katastrophe, wie sie sich im llrfanst darstellt, betrachtet dann diese Szenen für sich und ihre Stellung in der ältesten Gestalt des Dramas, sowie die endgültige Fassung der Katastrophe. Ten Schluß bildet eine Ilntcrsuchung über die Datierung, die beinahe die Hälfte des Buches beansprucht. Alle solche Untersuchungen bergen eine gewisse Gefahr in sich, die darin besteht, daß der Berf., durch irgend eine Stelle anf einen an sich vielleicht ganz richtigeil Gedanken gebracht, in dessen weiterer Verfolgung allmcihlich seine Objektivität verliert: er sucht und — findet in allem Möglichen Stützpunkte für diesen Gedanken. Dieser Gefahr ist auch der Berf. der vorliegenden Schrift nicht entgangen. Es würde eine besondere Abhandlung beanspruchen, auf alle Einzelheiten dabei einzugehen, es mag daher genügen, einen besonders krassen Fall zu erwähnen. Wcis der Berf. (zu Anfang, des Abschnittes über die Datierung! von Bürgers „Lconorc" und Wagners „»indesmörderin" sagt, gibt seiner Ansicht, daß die Abfassung der Svenen ins Jahr 1774 falle, schon hinreichend^ Stützen, aber er sucht weiter, zieht einzelne Wendungen aus Elavigo, Geschichte Gottfr. von Berlichingen u. a. herbei und darunter (S. 64) auch einen Brief Goethes vom März 1774, nur weil darin die Worte „jener Mühlstein" vorkommen und dies auf Gretcliens Lied: „Meine Mutter, die Hnr'" u. s. w. hinweisen soll. Doch dies ausführliche ttapitcl über die Datierung ist das einzige, wonn Ref. dem Verf. nicht überall beipflichten kann, auch darin nicht, daß das Büchlein für ein weiteres Publikum bestimmt ist: denn in diesem Falle mnszte der Verfasser mit wc»igcr Anmerkungen und Hinweisen auf die einschlägige Literatur arbeiten. Andererseits uuterschaut der Verf. seine Arbeit, wenn er sie nicht als Beitrag zur Famtphilologic angesehen haben will. Im Gegenteil: sie bietet in den ersten vier Kapiteln soviel an wirklich Gutem und Neuem, daß niemand, der sich eingehend mit Faust beschäftigt, sie unberücksichtigt lassen darf. Vielleicht hat der Verf. mich nur bei diese» ersten Abschnitten an ein weiteres Publikum gedacht: darin könnte Ncf. ihm durchaus zustimmen. Freilich — wird einem weiteren Publikum der Urfauit bekannt sein, wie der Verf. voransznscsen scheint? Wünschenswert wäre es ja! Vielleicht gibt die Lektüre dieses Buches da«! eine Anregung, und schon deshalb ist, abgesehen von ihrem wirklichen Wert, der «auf der Schrift zn empfehlen.

II. 5ZvI>.

Wie denkt das Boll über die Sprache s

Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Auschaunngsweise des Volkes von Professor Dr. Friedrich Polle. Dritte verbess. Auflage v. Prof. l)r. Oskar Weise. Leipzig, B. G. Teubner. TaS vortreffliche und reichlMige Büch' lein Polles ist von dem bekannten Sprachforscher Dr. Weise in dritter, verbesserter Auflage herausgegeben und verdient ebenso beachtet und gelesen zu werden, wie manche tiefgründige Abhandlung, denn es weiß in schlichter Art uns des Volkes Ausdrucks- und Anschauungsweise nahe zu bringen.

Bivat Fricdcrims! Pfuchologisck« Schlachtdichtunge». II. Band. Von Zorndorf bis Torgau. Von Karl Bleibtreu. Berlins Alfred Schall. Verein der Bück«rfreu»de. Auch der zweite Band dieser eigentümlich gefärbten und gestimmten Schlachtdichtnngen stellt der Ännst und dem Wissen !>t. B,'s ein glänzendes Zeugnis aus. Solche Historienmalerei belehrt, belebt und erhebt. Die Helden von Zorndorf, Hochkirch, «Ullersdorf, Liegnitz und Torgan stehen auf und scharen sich mit dein stolzen Siegesruf: Vivat Fricdericus! um den Großen, der mit edler Bescheidenheit bekennt: Unsre Unsterblichkeit ist, der Menschheit Wohltaten zn erweisen. X.

Aspira, der Roman einer Wolke. Von .«uro Laszmilz. Leipzig, H. Elischcrs Nachfolger.

Der liebenswürdige, feinsinnige Verfasser ist als Denker und Dichter gleich berühmt: sowohl auf dem Gebiet der Philosophie (es sei nur an die „Wirklichkeiten" erinnert, als auf dein des Märchens hat er sich bewährt, — die „Seifenblase,„", „Nie und Immer" sind dafür beredte Zeugnisse. Ihm gelingt gerade das, woran sich die meisten Romantiker und nicht minder ihre gegenwärtige» Nachbildncr vergeblich abmühten, das Wunderbare uns psnel alogisch begreiflich zu machen, ohne daß anderseits der eigentliche Duft und Zauber der Vaesie dabei verloren ginge. Nie stört ein bloßer Theatereffekt, eine phantastische Durchbrechung der Naturgesetze unsere Stimmung, aber wohl versteht es der Dichter, in ergreifender Weise di: feinen IÄden. die unser empirisches Ich, unsere grobe Alltagswelt mit der geheimen und doch so wirksamen Sphäre des Kosmischen verknüpfen, weiter m spinnen und uns damit als einen unverbrüchlichen Teil, als ein organisches Glied der schöpferischen Weltkrnft erscheinen zu lassen. Tan diese Projektion in die Ubcrwelt hinein, die uns unsichtbar ans Scbrilt und

Tritt umgibt, eine spezifisch menschliche und subjektive ist, bedarf keiner weiteren Begründung, das ist im besondere» ei» Recht des Ticbters. Wir erlebe» gleichsam die Entstehung, die Wiedergeburt der angeblich längst verblaßten und verschwundenen antiken Mythologie, die Geister der Natur Kalten wieder Zwiesprache mit uns, es geht ein u, widerstchliches Sehnen durch diese Schar köiperloscr Wesen nach menschlichem (Zmpfinden nnd Geniesen, nach der beseligenden und doch so manche schönen Träume erbarmungslos zerstörenden Erkenntnis, nach all dem rastlosen Wechsel, der unser Leben füllt und ausmacht. Und nun geschieht vor unseren Auge» das Wunder, der luftige, aller Substanz ledige Schemen einer Wolke wird zu einem leibhaftigen menschlichen Wesen mit fühlendem Herze» und ringender Erkenntnis. Aber nicht die bcchsten unir tiefsinnigsten PrMkine der Spekulation (obwohl auch diese gestreift werdend vermitteln die Lösung, sondern das Zarteste nnd Edelste menschlichen Tinnen?, die Liebe: So kommt auf diesem rätselhaften Untergrund die Entwicklung einer tief angelegten Mndcheuseele zustande, die trob aller überirdischen Beziebungeu eine innere geschlossene Einheit darstellt. Tie schönsten Perlen aber in diesem Märchcukranzc sind die eingcflcchtencn Lieder, sowohl formvollendet als auch von feigstem Gehalt. Wein es nm bloße Unterhaltung zu tun ist, der wird hier nicht auf smie Rechnung kommen, — dazu ist daS !!uch zu ernst und snmbolisch —, wer aber Natur und Menschenleben von einer höheren Warte aus betrachten und die verborgene, häusig mißdeutete Einheit beider iu sich empfinden

möchte, dem empfehlen wir diese Dichtung auf das angelegentlichste.,

IK. ^'Ksli5.

Die Clari'Maric. Roman von Ernst Zahn. Stuttgart, Deutsche Berlagsanstalt.

„Es liegt Gold im Erdgnind, wo nie ei» Gräber es findet, und es sind Menschen stark und hart nnd verschlossen, deren Inneres sein Gold nicht geben kann, weil die Seele in einer Schale liegt, hart wie der Erde herber, unfruchtbarer Schoß!" Lin solcher Mensch ist die Clari-Maric, deren Geschichte Emst Zahn uns erzählt: hart, fest, steifnackig, eine Eigene und Starke. Sic hängt am Alten, Hergebrachten, an Tradition und Kirchenfrömmigkeit mit j,'ncm starren Eigensinn, den innerlich (sinsnme haben. Sie ist voll beißen Verlangens nach Liebe: „Du, lieb bist mir! Alle sind mir lieb gewesen, nur sagen kann ich's nicht. Es ist nicht iu mir, daß ich es sage! Aber lieb bist mir, du — du — und bei mir mußt bleiben, du — weil — weil — es ist ja sonst keiner mehr da!" So flcbt, so schreit sie im Innersten, die C7ari-Marie, aber ihre Lippen bleiben reglos nnd stumm — es ist nicht in ihr, daß sie es sageu kann. Darum verliert sie cineS nach dem andern: die einen durch den Tod, das kann sie nicht ändern, und die andern durch ihre Schuld, durch ihre Starrsinnigkeit, und auch das kann sie nicht äitdern. Es wirkt beides mit der Macht eines Verhängnisses. Es ist ein Lob für den Ticbter, daß es ibm gelungen ist, ihren Starrsinn so darzustellen, daß er nie und nie wie läppischer Eigensinn erscheint. Der Kampf der Clari-Marie wütet nur gegen sich — wenig schlägt er den anderen Wunden. Ihr aber nimmt er Selbstvertrauen und Lebensmut und Lebenskraft — Stück um Stück — bis sie entkräftet und schwach dasteht, mit hängenden Armen. — Wie die Gestalt dieses Weibes, wie alle Gestalten dieses Buches ist auch der Stil knapp, sicher, plastisch, voll persönlichen Lebens. So ist diese Dichtung ein Ganzes in ^orm und Inhalt und entbehrt nicht einer gewissen menschlichen Größe. ^. X.

Tic ßrbrn. Roman ans Neil-Teutschland von Carrv Brachvogel. Lcipz,g, Modernes Verlagsbnrcan, l?nrt Wigand. Au der Hand einer Familiengeschichte, welche sich in einer deutschen Industriestadt abspielt, nicht dort, wo die sohlen- und Eisenbarone leben, sondern wo die !>!ä>er nnd Spulen im Kleingewerbe der Textilindustrie GoldsKöme herbeischaffe», entwirft die Verfasserin ein Kutturbild ans NeuTentschland, dreißig Jahre nachdem in blutigen Kämpfen das Vaterland geeinigt wurde und ein Aufschwung ohne Gleichen auf allen Gebieten alle Lebensbedingungen verändert hat. Mit gewandter Feder zeichnet sie das Bild von dein Begründer eineZ jener Werke, die heilt einen hohen >tnrs an der Börse haben, der aus dem Nichts hervorgegangen, ein Prolet, welcher mit Bienenfleiß und eiserner Faust das Schicksal ge-wungen; schildert sie seine Söhne, die Erben, von denen der älteste ein frühzeitig in allen Lastern vermorschtes Bürschchen ist, der zweite eine Ge'ehrtennatur, im Charakter dem willensstarken Vater gleichend, nur verfeinert durch Erziehung und Kultur, der schwere, niederschmetternde Erfahningen machen mnsz, che er sich loslöst ans der scheinheiligen Umgebung des Vaterhauses. Tie Verfasserin hebt die Schleier von den dunkelsten Vorgängen, nennt ohne falsche Prüderie die heikelsten Tinge beim Namen und zeigt, wie Vieles anders geworden, nicht in gutem Sinne, bei den Söhnen jeuer Väter, die einst die großen Ta^en verrichtet, deren Frücht wir je«t genießen.

Mit großer Geschicklichkeit und Beobachtungsgabe sind ihre Schildeningen entworfen, mit weitem Blick und Großnigigkeit in der Darstellung, nur können wir ihr den Vorwurf nicht ersparen, den sie selbst jenem Emporkömmling, dem zn Reichtum und Ansehen gelangten Industriellen macht: er berauscht sich an seinen eigenen Worten. Auch sie leidet an einem Zuviel an Schönrednerei; eine knappere Form winde dem Gedankeninhalt zum Vorteil gereichen und das lesenswerte Buch dadurch wertvoller macheu.

in?.

Zn spät. Von Wilhelm Degrs. LeipzigBerlin, Modenies Verlagsbureau, Curt Wigand.

Schlägst dil einen Roman auf und findest du im ersten Kapitel das hilflose Entschnldigunqsgestainmel, mit dem ungeschickte Verfasser den Lcsci vorziilicreiten suchen, so kannst du ihn auch getrost wieder zuklappen. Wer die 192 S. von W. Tegrs wirklich redlich durchgelesen l'aben sollte, Wi rde am Ende bedauern, diesem Rate nicht gefolgt zu sein. , Tie Unwahrscheinlichkeit der Fabel — Vater und legitimer Sohn stehen sich unwissentlich im D >ell gegenüber — wird noch von der Ungeschicklichkeit der Tarstellnnsi übcrtro>'en. öl. Kr. Fciir» in Vossems«?;. Von Ludwig

Hirschfeld. Vorlag von Arthur Cavael,

Leipzig.

Ein Band, in dem der Mangel wahrer Erzählerkunst umsonst dnrch den falschen Schein, als würde einem größeren Bedürfnis eine neue Form entsprechen, zu decken gesucht wird. Von innerem Reichlum ist aber nichts zu merken, und die neue Form ist Formlosigkeit. Der Autor sucht den Leser durch Originalitätshascherei zu täuschen und bei einem Teile des österreichischer Publikums durch einen nicht unwillkommenen Preuß.'nhaß Stimmung für sich zu machen. Kl. l!r.

Professor Unrat. Roman von Heinrich

Mann. München, A. Langen. Wunibald Zcinrrt. Eine Musiker- und Mitikerg?schichte von G. Münzer. Leipzig, B. Senff K Co. Zwei seltsame Mcnschenschicksale in tragikomischer Beleuchtung. Zwei Gestalten, um die sich das Leben, Welt und Meeschen und Ereignisse gruppieren und sie toll machen, ins Verderben treiben. Menschen, die fallen auf der offenen Straße des Lebens u^id bei dereu Fall der Zuschauer ein Lachen nicht verbeißen kann.

Das ist ein grausamer Instinkt der menschlichen Natur, dieses Lachen: iminen viele. Aber ein Ton von Mitleid und Mitgefühl klingt mit hinein, wenn wirklich Künstler uns diesen Fall zeigen. Heinrich Manns Professor Unrat hat eine grimme Ironie in sich, die das ethische Fühlen manchmal zurückdämmt. Aber die Gestalt dieses Schulprofessors wächst sich aus — zum gigantischen Schicksal.

Münzers „Wunibald Teinert" ist ein komischer Held in einer tragischen Welt. Mit viel Geist und Stimmüngskraft gezeichnet. ^. tt.

Schweigt und geht! Drei Novellen von Hildegard v. Hippel. Berlin, N'., Hermann Kniger.

H. v. H. stammt nicht nur von edlem Blute, sondern auch von edlem Geist. Ihr Ahn war der Philosoph und Dichter Theodor Gottlieb v. Hippel, ihr Urgroßvater der Verfasser des bekannten, von Friedrich Wilhelm III. erlassenen, patriotischen „Aufrufes an mein Volk'. Von dem unsterblichen Erbe ihrer Vorfahren ist ein gnt 'Teil auf sie übergegangen. Frei von Englierzigkeit und >iur,sichtigkeit übersieht und beurteilt sie die Verhaltnisse des Lebens mit reifem Verständnis. In ihrem Vorworte sagt sie: „Jeder schafft sich sein Weltbild anders. T er eine sieht die Welt mit den Anzen des Künstlers und beurteilt sie danach, der andere mit denen des Krämers, des Heiligen, des Narren — dieser vom Standpunkte des Philosophen, jener von dem des Gehemirats aus, und es ist da« Schwerste, iiber sich selbst binans, das Heidt über jenen kleinen, zufälligen Teil seines Erlebten und seiner Lebensstellung hinaus zu sehen. Ich sehe zuerst das Luiden, seine Notwendigkeit und seine göttliche Mission. Ich sche cs hinter allein, auch hinter dem Glänzendsten. Kill wartend stehe». Und damit sehe ich das Widerspruchsvolle, Unechte, Gekünstelte menschlicher Beziehungen und Snsnnaen. Und daraus entstanden wohl meine ersten künstlerischen Versuche." Bescheiden nennt sie dieses 5'uch, dein die erste und beste der drei Novellen den Minen gab, noch ein erstes Tasten, eine Abichlagszahlnna, ein Versprechen für die Zukunft. Es ist und gibt aber mehr. Ihre Novellen zeugen von tiefer Menschenkenntnis und feinem Natursimi, von Wahrheit und Schönheit: dem rechnen Wissen von Leid und Liebe entsprungen, wecken sie die rechte Teilnahme, lösen sie echte Gefühle aus.

Jiigrudzrit. Ausgewählte Erzählungen von Ilse Frapaii-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel. Ich denke mir, das; die Verfasserin oder der Verlag diese Erzählungen für die Jugend ausgewählt hat, wahrscheinlich in der Meinung! was von der Jugend handle, müsse auch für die Jugend geeignet sein. Ich mich gestelieu, dak ich nicht glauben kann: Binder werden diesen >!indergeschichten J'iteresse abgewinnen, denn nichts ist dem Glinde langweiliger als das «ind, und Erzählungen, die sein Tun und Treiben zum Gegenstand haben, sind ihm zuwider, weil es noch nicht Objektivität genug bcsiut, sich wiederzuerkennen, und in dem Bilde, das sein Wesen wiedergeben soll, nur Karikatur , ficht. — Was aber der Jugend nicht behagt, wird d.'i» Erwachsenen um so lieber sein. ES ist ihm, als wenn ein wunderbares Land sich vor ihm aufMe, das er selbst einmal besessen, nach" dem seine Sehnsucht oft zurücksieht in wehmütigem Glück, ?u dem aber seine Iisze nie mehr niriickfindcn können. Tarum haben Jlie Irapans prächtige, plastisch herausgearbeitete, iu feinster Erkenntnis aller pwcl'o!c<iischen Vorgänge der Kindesseele geschriebene ttindergeschichten einen besonderen öieiz, und jeder wird gern danach greife», der wieder lerne» möchte, wie es ist, wenn man jung ist.

r. x.

Gustav? Jlaubtt-t. Tie Schule der Empfindsamkeit. Ubersekt von L »ise Wolff. I. C. C. Bruns, Minden.

Diese; Buch ist der Tvp des realistische» Romans von heute. Hermann Bang, die Bnddenbrooks fußen ans ilim. Zola ist ganz mid gar ohne ihn denkbar, Manpassant empfing nur die Leichtigkeit der Gebärde, die eigentliche Schule blieb in Frankreich ans. Tiescs Buch ist größer als irgmd ein Stück, dem eS als Muster galt: es ist größer als der starke >!aufhe, re»roman Thomas Manns. Es ist auS «lugheit sachlich und aus einer übergroßen,«unst trivial: Trockenheit und karge Nüchternheit wirken hier das Wunder, zu spnimen, tiefer und süßer zu spanne» als irgend ein Traum eines trunkenen Phantasten. Das Buch gibt Lcbensschritte: es erzählt nicht, es schildert mitunter (dann ist es schwach) — man steht und siebt Schritt vor Schritt das Leben sich vorbeibewegen, das ganz sekundäre, ganzlich bedeutnngslose Leben eines jungen Mannes ans der Provinz, der in Paris sein Geld und seine Tage verbringt. Er liebt eine reine Iran. ToS ist sein großes Schicksal — ein Schicksal ohne Bitterkeit nud Härte, das süß ausgebt und sommerlich rnkiq, tiefster, reinster Stillung inne — dazwischen und daneben, niemals darüber rollt sich jenes Vielerlei ab, das Ieit und Lage, Stand und andere Zufälligkeiten im bunten Spiel der Jahre um jede Existenz weben. Die Illusion wird vollkommen, und wiewohl man immer Zuschauer b'cibt, Smnpatbien und Antipathien in qeliöriger Tistan? geknblt werden, ist es doch wie ein Abschied»ehmen aus einem preise warmer Menschen, wenn man das Buch zuklappt. ES ist ein ganz zartes, ganz köstliches Wunder.

L. A.

Tic Saiidingcr Gcmeiiidc. Von Henrik Pontoppidan. Überseizt von Mathilde Mann. Berlin, Hüp.'de» und Merzmi. Ter dänische Dichter Pontoppidan schildert, wie er selbst sng^, in dieser kleinen Erzählung «eine rcligiös-volks'ümliche Bewegung zu der man in Teutschland wohl kaum ei» Gegenstück besitzt". „Tns Bestreben, das darauf ausgeht, den Himmel auf die Erde herabzuziehen, ist allgemein mcnscblich: aber die Jon», die der Dranm von einem evangelischen Volksreich hier angenommen hctt, ist tupisch dänisch." Tie von Grnttdvig vercmlaßle etbisch-religiöse Bewegung in Dänemark ist trefflich dargestellt — manche Figuren erscheinen etwas karikiert — ober wer, der die Bewegung nur ans Blieben, nnd Berichten kenn', vermag zu entscheiden, ob sie es wirklich sind? Ter etwas nüchterne, manchmal auch kleinliche Realismus Pontoppidans ist durchaus gesund, sein Stil klar und plastisch und lebendig, seine Menschen scharf umrissen, tupisch und individuell zugleich. Tieser kleinen Erzählung, die warm zu empfehlen ist, soll sein umfangreichster Roman: ..Glückspeter", der dieselbe Beioequng schildert, in allernächster Zeit in deutscher Ausgabe folgen: man darf auf ihn gespannt sein.

^, ?. ic.

Bon i.'ieveS,«nadcn. Bon Otto M. Möller. Übertragen aus dem Tänischen von Mathilde Mann. Leipzig, Friedrich Nothbarth.

Matlrilde Mann ist neben Marie Uersfeld wohl die begabteste und geistvollste Übersetzerin nordischer Literatur. Man hat sich daran gewöhnt, von vomherei» eine Empfehlung für ein Buch darin zu sehen, wenn Mathilde Mann es ins Deutsche übertragen hat. Um so weniger versteht man, wie ihr feiner Sinn Gefallen daran finden kann, ein Buch wie Otto M. Möllers .Von Liebes Gnaden" nach Teutschland zu bringen.

Ter Vorwurf, dnst ei» verheirateter Man» sowohl seine Frau, als auch ein junges Mädchen mit einer grasten Empfindung liebt, fordert dech in erster Linie eine psvchologischc Vertiefung. Aber davon ist in dieiem Bücke nichts zu spüren. Ter Verfasser schwimmt an der Oberfläche, er gefallt sich im Wirbelschanm schwülstiger Liebesergüsse, die trotz aller Anstrengung und scheinbar bewußter Anlehnung an das Hohelied Sawnwnis, farblos sind, weil sie nun einmal ?um nordischen Wesen nicht geKören: er hat eine redselige, naive Weise, die alltäglichsten Tinge aufzutischen, als seien sie wundcrfeiue Kostbarkeiten: er ist bis ins Letzte ohne Originalität, — denn solches dürste wohl bekannt sein, dah Liebhaber vor Aufregung zu zittern Pflegen, wenn sie ans der Straste von ferne ein «leid sehen, das der Geliebten holden Körper umhüllen könnte.

t). U.

Italienisches Reitrrlrbe». Satirischer Roman von Lnriauo Znccoli. Deutsch von Joachim Gras von Oriola. Illustriert von Karl Becker. — Stuttgart, Teutsche Verlagsanstalt. Ob der liebwerte Leutnant Bilsc auch diesen italienischen Mili'ärroman auf dem Gewissen hat, weist ich nicht — jedenfalls würde er nn dieser literarischen Sün^e seiner Nachtreter nicht so schwer zu tragen haben, als an der eigenen: denn dieser gehört immerhin zu den lesbaren und nickt nninteics'antcn. Wir lernen in ihm italie

nisches Reiterleben in Reitbahn mW Kaserne, in der Kantine, in, Arrest, im Manöver und beim Einha^ien gelegentlich eines Strastciürawalles — wir lernen Offiziere und Gemeine im Dienst und allster dem Tienst kennen, bei waghalsigem Sport, bei scköncn Tamen dieser und jener Sorte u. s. w. Tie Satire tritt nicht aufdringlich lzewor. sie hat nicht die Charakterisierung der einzelnen Tupen bestimmt, aber "die Auswahl der dargestellten. l>!

„ unterhaltsames Buch, das hiibsche Bilder bringt, dem aber eine straff durchgeführte, sich steigernde Handlung fehlt. «.

Aus den Bergen des Scrnftales.

Alpine Erlcbuisse und Eriuiicrungen von Karl Fren. Zürich, Orcll Fügli. Tas Büchlein bringt hübsche Schilderungen von Fahrten und Erlebnissen im lieblichen Schweizer Sernftalc, die nicht bloß jeden Bergsteiger, sondern auch jeden Naturfreund erfreuen werden. Sie sind in frischer, schlichter Art ohne Renommisterei oder Prätention vorgetragen und machen einen wohltuenden Eindruck. Tie guten Abbildungen, die nach trefflich gelungenen Ausnahmen ausgeführt sind, erhöhen den Wert des Bücbleius noch. 5'. L.

Tic Tragödie des Gedankens. Drama in fünf Auszügen von Alfred Nossig. Zweite Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsaustalt, Hermann Ehbock.

Giordano Bruno, der kühne Finder nnd Künder des Gedankens von der Unendlichkeit des Alls, ist in jüngster Zeit wiederholt als dramatischer Held verwertet worden. So habe» u. a. Otto Borngräber, Erwin Guido «olbenhever und Karl Hilm sein tragisches Schicksal behandelt. Auch der Pole A. N., der rühmlich bekannte Verfasser verschiedener deutscher Dichtungen, stellt in seiner „Tragödie des Gedankens" jenen genialen Mönch nnd Märwrer als einen mutigen Vorkämpfer der nach Wahrkeit ringenden MenschKcit dar. Jeder Leser dieses ergreifenden Dramas wnd gern bestätigen, was im Vorwort Herr Professor Nr. A. Brückner in Verlin sagt: „vs ist eine Tragödie, deren Konflikte nnd Kämpfe ins Innere, in die Seele verlegt sind, und die darum nicht weniger erschütternd wirkt. Sie zeigt dramatische Bewegnng und Belebtheit, vexiert sich nicht in blore Rhetorik und Deklamation, bekundet den Sinn fürs Gegenständlickc, Historische und schwingt sich dennoch zu höberem Flug ins Allegorische nnd Ideale auf. «.

Jnvrunft deS StnrmS. Ein Neigen Verse von Ludwig von Fickcr. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbnreau, Curt Wigand.

Ter Dichter eröffnet den Reigen seiner Verse mit der „Sturmbeichte": .Ich bin eine Blüte, vom Sturm verweht miirzfrüh in die wirbelnden Weiten. Ich bin eine Harfe — in wildem Gebet zerschrillt die letzte der Saiten." Wie wunderbar, daß er ans einem so übel zugerichteten Instrument noch spielen kann! Er entlockt aber den zerschrillten Saiten sogar leidenschaftliche, tiefergreifende Töne, z. B. Klärung. Finale. Ich weiß es doch. Frühlingswende. In letzten Zügen. Drama in der Dachstube. Spätherbst.

Aus Leben und Einsamkeit. Ein Heft Gedichte von E. L. Schellende rg. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Ein Poet, der nicht viele Worte macht. SeineGedichte enthalten nur wenige Strophen, geben aber Gedanken oder Gefühle schön und klar wieder. Besonders gelingt es ihm, die Natur zu belauscheu und Bild mit Stimmung glücklich zu verknüpfen. Z. B. »Mittag. Zwischen Mohn und Rittersporn Hab' ich träumend heut gelegen. Wogend strich das reife Korn, Mittagsglnt auf allen Wegen. Nur ein weißes Wölkchen zog durch die glauzdurchflirrten Räume, — und mein weites Sehnen flog leuchtend durch das Blau der Träume." X.

Wovon mein Herz sich freigrsungrn.

Von Thekla Skorra. Berlm. M.

Lilienthal. „Nicht, was wir erleben: nur, wie wir es leben! Nicht, was wir erreicht: nur, was wir erstreben! Ob auf den Höhen, in Sonne geboren, ob niedrig im Staub nur, zum Schatten erkoren, ob hart von der Arbeit die rastlose Hand, die Zunge nur mühsam zum Worte sich fand: hielt Liebe, trotz Leben, die Seele dir weich, so bist du ein Ganzer, den Würdigsten gleich." Dieser Spruch der Dichterin läßt sich auch auf ihr Buch anwenden. Die Gedichte zengen weniger von Kunst als von Liebe. Nicht Gedankenreichtum und Formschönheit, fondern Gefühlswärme und edles Streben geben ihnen Wert.

Gedichte von Erich Würfel, «iel, Robert Cordes.

E. W. gehört noch zu den Suckzenden, Werdenden. Er hält noch zuweilen klappern für klingen, z. B. S. 42. „Erdenmächtig —erdenkuhn". Doch zeigt sich seine poetische

Fähigkeit und Empfänglichkeit daran, daß er E-igenes und mehr Erlebtes als Erdachtes gibt. Gedichte wie: Sturinnacht. Jugendwetter. Ter Brief. Tu droben — ich drunten. Ein blauer Stern. — bedürfen zivar mehr oder minder der Feile, verraten aber echte Empfindung und Kraft.

Grmöldr»Zolo oder Gemälde-Konzert

Von Walter Stengel. Strahburg,
Heitz und Mündel.

Einen „Vorschlag zur Sanierung der Knnstausstellungen" macht der Verfasser auf zwanzig kleinen Seiten. Sein Schriftchen hat vielleicht schon einmal als Aufsatz in einer Tageszeitung oder Kunstzeitschrift gestanden. Solche Bagatellen und Feuilletons in Buchform zu veröffentlichen, ist sonst nicht üblich, aber Stengels Thema ist aktuell und von wesentlicher, allgemeiner, ästhetischer und ethischer Bedeutung. Zur Erklärung des Titels diene der folgende Satz: „Anstatt jedes Bild sein Lied für sich allein singen zu lassen — lauter Soli wirr durcheinander in den schrillsten Dissonanzen — sollte man die, loelche, in verschiedenen Tonarten, dasselbe Lied singen (etwa das Lied des Frühlings) in einem Saale versammeln, daß sie organisiert zusammenwirken in vielstimmigem Chor: wie würde die Weise dann so ganz anders voll tonen, nicht mehr gestört, gekreuzt durch fremde Melodien!" Stengel eifert für „energisches Zusammenfassen sonst verzettelter Kräfte zu einem Gemäldekonzert". Ter Verfasser sagt im Anschluß daran: „Ter Gedanke ist nicht neu," das bestätigt er selbst durch gelegen!» lichc Zitate Wuchers und Lichtwarks, die ja beide, im Bunde mit manchen andern berufenen Männern, für die ästhetische Kultur tätig sind und einen wichtigen Faktor dieses edlen Produktes in einer erzieherisch planvollen, von logischen und künstlerischen Prinzipien geleiteten AuSstellungs- und MnscumspraxiS sehen. Mögen uns Stengels beherzigenswerte Ausführungen ein Stück näher bringen zur künstlerischen Kultur! ?. «i-.

Die moderne Mnsik. Von Dr. Leop. Schmidt. Berlin, Leonhard Simion Nachfolger.

Unsere Musik befindet sich zur Zeit in einer Knsis; ob und wie sie diese überstehen wird, darüber lassen sich vorläufig kamn Vermutungen aufstellen. Tes Verfassers Ansicht, daß „der freie, aller Riicksicht auf die musikalische Form entbundene künstlerische Ausdruck", den die modernen «omponisteii ,ils das zu erstrebende Ideal betrachten, der 3"